Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Dreizehnter Band

Jahrgang 1906

Leipzig und Wien

k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1906

Verlags-Archiv Nr. 1082

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Miszellen.

Rezensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Bibliographie.

Unter Mitwirkung von Arnold E. Berger, Adolf Hauffen, Julius Jung, Richard M. Meyer und August Sauer

bearbeitet von Alfred Rosenbaum:

Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit.

Von Gustav Widmann in Stuttgart.

Einleitendes über Eigenart, Ursprung und Geschichte des Stoffs.

Die weitverbreitete Erzählung von der geduldigen Griseldis, die ihre erste literarische Gestaltung durch Boccaccio und ihre zweite, literarhistorisch bedeutsamste Fassung durch Petrarca erhielt, hat die Schicksale eines äußerst tugendhaften Bauernmädchens zum Inhalt,[1]) das auf das Versprechen unverbrüchlichen Gehorsams hin von Markgraf Walther von Saluz zu seiner Gemahlin erhoben und dann von ihm den grausamsten Prüfungen — Wegnahme und angebliche Tötung ihrer zwei Kinder, Verstoßung und Herabwürdigung zu Magddiensten bei seiner angeblichen Wiederverheiratung — unterzogen wird, um schließlich als Lohn für ihren nie versagenden Gehorsam mit Mann und Kindern wieder vereint zu werden.

Diese Geschichte ist so recht ein charakteristisches Erzeugnis mittelalterlichen Geistes, dem es hier gefallen hat, mannigfache Züge aus dem Leben anderer schwer geprüfter Frauen durch die organisierende, in dem Ehegatten verkörperte Idee der Prüfung ehelichen Gehorsams zu einem neuen, eigenartigen Ganzen auszugestalten, das den Typus der gehorsamen Ehefrau auf die Spitze getrieben zeigt und sich zugleich als eine ins Weltliche, und zwar speziell Ehemoralische gekehrte Heiligenlegende darstellt.

1) Ausführliche Inhaltsangaben finden sich am Anfang des Artikels Griselda in Ersch und Grubers Encyklopädie und Euphorion 4, S. 447 f. Im übrigen setze ich die Kenntnis von Boccaccios Novelle (Decameron 10, 10) voraus.

Die Figur der Griseldis tritt damit in den schärfsten, sicherlich auch gewollten Gegensatz zu den Frauengestalten, wie sie in den mittelalterlichen Fabliaux und Novellen als Ergebnis einer recht frivolen und pessimistischen Beurteilung der Frau oft anzutreffen sind. Darauf weist uns insbesondere auch der Umstand hin, daß in Boccaccios Decamerone diese Beurteilung noch als Hauptmotiv für das ganze Verhalten des Markgrafen auftritt: Beweis dafür sind seine Bedenken gegen das Heiraten, die Abnahme des Gehorsamversprechens und vor allem seine drei Gründe am Schluß, die er zur Entschuldigung seines Verhaltens anführt: sich selbst habe er Beruhigung für sein Mißtrauen gegen die Frauen verschaffen und zugleich Griselda und den Untertanen zeigen wollen, wie man eine Frau nehmen und halten, und wie eine rechte Frau sein müsse.

Hierdurch wird dann auch der Hauptunterschied bedingt, der Griseldis von ihren mittelalterlichen Leidensgenossinnen, jenen anderen schwergeprüften Frauen wie Genovefa, Hirlanda, Crescentia, Bertha und Fraisne deutlich trennt, obwohl sie mit ihnen manche Einzelzüge ihres Geschicks gemein hat; denn sie fällt keinem bloß durch zufällige äußere Umstände herbeigeführten widrigen Geschick anheim, vor allem wird sie nicht bei ihrem Gemahl verleumdet, vielmehr verhängt dieser mit bewußter Absicht Prüfungen in des Wortes eigentlichster Bedeutung über sie. Und weiter ist sie von jenen genannten Frauen durch ihren Stand geschieden; sie ist und bleibt eine Bauerntochter und entpuppt sich nicht etwa wie Fraisne in Marie de Frances gleichnamigen lai am Ende doch als adelig von Geburt. Ja gerade wegen ihrer niedrigen Abkunft vermag sie die Prüfungen zu ertragen und übertrifft an Tugend und Standhaftigkeit die vornehmen Damen. Dahin spricht sich wenigstens Boccaccio am Schlusse seiner Novelle ziemlich deutlich aus; die rührende Bitte um Schonung der jungen adeligen Braut, die er Griseldis in den Mund legt, weist ebenfalls in diese Richtung. Und wenn auch selbstverständlich anzunehmen ist, daß er vieles erst ausgeschmückt und besser begründet hat, so zeigt doch seine sonstige Art der Quellenbenutzung, daß die Veranlassung dazu ihm aus dem überkommenen Stoff erwachsen mußte, sei ihm dieser nun durch mündliche Überlieferung oder durch eine lateinische Vorlage vermittelt gewesen.[1])

Wie dem auch sein mag — die Entstehungsgeschichte des Stoffs ist aus Mangel an authentischem und beweiskräftigem Material noch

[1]) Vgl. Körting, Boccaccios Leben und Werke. Leipzig 1800, S. 664—665; Savorini, La leggenda di Griselda, Teramo, Rivista Abbruzzese 1901, S. 25—26, und Patrucco, La storia nella leggenda di Griselda, Saluzzo, Bovo e Baccolo, S. 25—27.

in Dunkel gehüllt,[1]) — nach dem Ausgeführten ist klar, daß Griseldis einen Typus für sich bildet, und auf Grund ihrer Eigenart werden wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir als Träger jenes anfangs genannten mittelalterlichen Geistes, dem die Erzählung ihren Ursprung verdankt, einen Geistlichen vermuten. Bei der großen Rolle, welche gerade die Geistlichen in der mittelalterlichen Literatur, vollends derjenigen didaktischen Gepräges spielen, ist dies schon an sich wahrscheinlich. Daß diese Erzählung jedenfalls nicht, wie man infolge der Nachwirkung romantischer Literaturauffassung und Begriffsverschwommenheit lange Zeit angenommen hatte,[2]) eine naive Schöpfung des natürlichen Volksempfindens ist,[3]) erhellt aus ihrem ganzen lehrhaften Charakter, der bei Boccaccio noch deutlich durchschimmert, bei Petrarca dagegen schon religiös gewendet erscheint, wie aus seiner Vergleichung der von dem Markgrafen über Griseldis mit den von Gott über die Menschen verhängten Prüfungen zu ersehen ist, vor allem aber aus der krassen Durchführung der Prüfungen bis zur alleräußersten Steigerung, was sich wie eine brutale Illustrierung des Bibelworts „Und er soll dein Herr sein" ausnimmt, weiter auch aus der ferneren Geschichte des Stoffs, die seine hervorragende Beliebtheit bei Geistlichen erkennen läßt, und schließlich wohl am deutlichsten aus der Art, wie er in den Volksmärchen behandelt worden ist. Daß der Stoff trotzdem sehr volkstümlich wurde, ist bei dem Einfluß der Geistlichkeit und der weit verbreiteten didaktischen Strömung gar nicht zu verwundern, zumal da die rührende Gestalt der geduldigen Griseldis auch ästhetisch nicht wenig eindrucksvoll sein mußte. Dieser letztere Umstand erklärt auch, daß der Renaissancedichter Boccaccio ihr einen Ehrenplatz am Schlusse seines Decameron gegeben und Chaucer sie in vollendetster dichterischer Ausgestaltung in seine Canterbury tales aufgenommen hat, wiewohl beide Dichter dem Inhalt der Erzählung höchst frei, ja verurteilend

[1]) Patrueco weist auf Grund von Dokumenten die getreue Wiedergabe der feudalen Verhältnisse in der Novelle Boccaccios nach und schließt daraus, daß sie ihm nur durch Vermittlung einer lateinischen Vorlage so genau bekannt sein konnten. Über den Wert dieser wie seiner sonstigen Ermittlungen und Vermutungen — er weist wirklich mehrere Signori des Namens Valterus in einer Familie nach, die in Saluz begütert war und sich daher auch de Salucijs nannte — siehe meine Rezension über seine Schrift, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 26, Nr. 2.

[2]) So noch Savorini, S. 9; vgl. meine Besprechung, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 24, S. 117—119.

[3]) Vgl. besonders v. Biedermanns treffliche Ausführungen in Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 2, S. 111, auch 9, S. 143. Über die Beurteilungen des Stoffs und seiner mutmaßlichen Quellen überhaupt siehe Wannenmacher, Die Griseldissage in Spanien, Straßburger Dissertation 1894, S. 9—39, wo sich eine hübsche Zusammenstellung findet.

gegenüber gestanden sind. Den alten und moralisierenden Petrarca dagegen zog nicht zum geringsten gerade ihre lehrhaft-erbauliche Richtung an und veranlaßte ihn 1373 zur Übertragung der Novelle seines Freundes in die internationale, durch den Humanismus auch dichterisch neu geadelte lateinische Sprache. Damit war die Verbreitung des Griseldisstoffs über das ganze Abendland hin bis in den fernen Norden ermöglicht, und wir finden ihn in der gesamten didaktischen Literatur der Folgezeit, bald mehr auf der Oberfläche, bald mehr in den Tiefen der literarischen Gesamtbewegung, je nachdem jene eine Haupt- oder nur eine unbedeutende Unterströmung dieser ausmacht. Natürlich haben zu seiner Verbreitung auch die Übersetzungen des Decamerone beigetragen.

So stoßen wir auf ihn auch in Deutschland, wo ihn die Humanistenübersetzungen bekannt machten; dann tritt er uns allerwärts in der Moral- und Schwankliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu Abraham a Sancta Clara entgegen, findet bei Hans Sachs seine erste bedeutendere dramatische Bearbeitung und trägt zur Bereicherung des humanistischen Schuldramas bei. Auch fehlt er nicht in der katholischen Erbauungsliteratur, im Jesuiten- und Klosterdrama, wenn er auch hier überwiegend in lateinischem Gewande auftritt. Wenn dabei der Inhalt der Erzählung entsprechend dem verschiedenen Geist der Zeiten und den ästhetischen Anforderungen der verschiedenen Dichtungsgattungen mannigfache Veränderungen erlitten hat, so sind solche für die neueste Zeit natürlich nicht weniger zu erwarten und von ganz besonderem Interesse. Denn angesichts der veränderten gesellschaftlichen und sittlichen Stellung der Frau erheben sich da die Fragen:

Welchen Geistes- und Literaturströmungen verdankt der Stoff sein weiteres Fortleben? Ist es möglich gewesen, einen so durchaus mittelalterlichen Stoff modernem Empfinden anzupassen? Wie sind demgemäß Handlung, Charaktere und Motivierung abgeändert?

In diesen Fragen liegt zugleich die Rechtfertigung für die Beschränkung der Untersuchung auf die Griseldisbearbeitungen wesentlich des 19. Jahrhunderts; auch sind in ihnen die Gesichtspunkte enthalten, nach denen die Art und Weise der Behandlung des gegebenen Materials gerichtet werden soll. Daß dieses die Grenzen des 19. Jahrhunderts überschreitet, liegt an den Quellenverhältnissen, deren nähere Besprechung für das Verständnis der Sache unentbehrlich ist.

Für die Haupteinteilung des Stoffs dürfte es am zweckmäßigsten sein, die Gliederung nach den Dichtungsgattungen der Prosaerzählung, Verserzählung und dramatischen Bearbeitung einzuhalten. Bis zu einem gewissen Grade nämlich entspricht die Reihenfolge dieser Gat-

tungen dem Maße von Umänderung, das die ursprüngliche Fabel erlitten hat. Immerhin wird durch diese Anordnung auch manches Zusammengehörige auseinander gerissen; allein bei der Art des Stoffs erscheint mir die dadurch erzielte größere Abwechslung nur von Vorteil, und zusammenfassende Übersichten sorgen für die Wahrung der nötigen Einheit. Innerhalb obiger Gruppen ist die chronologische Anordnung die gegebene, wenn auch sachliche Gesichtspunkte öfters ihre Durchbrechung veranlassen werden.

I. Die Prosabearbeitungen.

Volksbücher und Volksmärchen.

Allgemeines S. 5. Petrarcas lateinische Griseldiserzählung als gemeinsame Quelle S. 6. Die Griseldiserzählung in der Leipziger Novellenhandschrift und ihre Erneuerung durch R. Bechstein S. 11. Die Griseldiserzählung Fiedlers von 1653 und ihre Erneuerung durch Simrock (1847) S. 14. Die Griseldiserzählung Martinus von Cochems (1687), ihre Quelle (Henricus Engelgrave, Caelum Empyraeum) und ihre Neubearbeitung durch G. Schwab (1836) S. 24. G. O. Marbachs Volksbuch von 1838 und die sonstigen neueren Volksbücher S. 35. J. Rions Katholische Jugendschrift S. 38. Zusammenfassendes über die Volksbücher S. 42. Das Tiroler Märchen S. 43. Das Märchen aus dem Magdeburgischen S. 46.

Der von der Romantik geweckten Liebe zur volkstümlichen Literatur haben wir es zu verdanken, daß Griseldis einen festen Platz inmitten der deutschen Volksbücher errungen und daß die in Tirol und im Magdeburgischen verbreitete mündliche Märchenüberlieferung eine Aufzeichnung gefunden hat.

Zwar taucht ihr Name schon im 18. Jahrhundert in einem Sammelwerk auf, nämlich in Reichards Bibliothek der Romane 1779 (Band 3, S. 58), aber gemäß dem Zwecke dieser Sammlung, dem damaligen gewöhnlichen Lesepublikum eine neue, möglichst abwechslungsreiche und seinem Geschmack entsprechende Nahrung zu geben, findet sich hier Griseldis in der buntesten Gesellschaft mit allen möglichen deutschen und ausländischen Romanen und Romanepisoden unter der Rubrik Volksromane und zudem im Auszug nur mit wörtlicher Wiedergabe der wirkungsvollsten Stellen.

Entnommen ist sie hier demselben Druck von 1680, aus dem auch Görres seine Kenntnis der Erzählung geschöpft hat. Dieser führt sie in seinen teutschen Volksbüchern (1807) als Nr. 20 zwischen Hirlanda und Magelone S. 148—151 unter den romantischen Volksbüchern an und gibt ihr damit das Bürgerrecht in einem bestimmten literarischen Kreise, den er durch seine romantische Verherrlichung der Volkserzeugnisse geschaffen und der Beachtung und Wertschätzung der Gebildeten wie der literargeschichtlichen Forschung erschlossen hat.

So brachten denn Schwab 1836, Marbach 1838, Simrock 1847 zuerst die vollständige Wiedergabe der bis dahin nur in Einzeldrucken verbreiteten Griseldisgeschichte in ihren Sammlungen von Volksbüchern, und seitdem ist sie ein fast ständiger Bestandteil derartiger, besonders für die Jugend bestimmter Sammelwerke.

Da alle diese Volksbücher mehr oder weniger mittelbar auf Petrarca zurückgehen und nur moderne Zustutzungen von Übersetzungen seiner Griseldis aus früheren Jahrhunderten sind, ist es notwendig, kurz die wichtigsten Eigentümlichkeiten seiner Bearbeitung besonders im Unterschied von Boccaccios Novelle hervorzuheben.[1])

Wenn man letztere mit einer rasch in meisterhafter Sicherheit hingeworfenen und dabei doch anspruchlos anmutigen Skizze vergleichen mag, die nur ein Glied in einer zusammengehörigen Skizzenreihe ausmacht, so stellt uns dagegen Petrarca ein bis in die kleinste Einzelheit sorgfältig ausgeführtes Prunkgemälde vor Augen, das auf eine bestimmte Wirkung angelegt ist und dadurch aufdringlich erscheint. Dies erhellt sowohl aus Sprache und Stil, der epischen Fülle der Darstellung und der Ausmalung der Situationen, als auch aus der eingehenderen Motivierung der Handlung, überhaupt der weiteren psychologischen Ausgestaltung der Charaktere und vor allem aus der hauptsächlich im Vor- und Nachwort angebrachten Beurteilung des Inhalts.

Um mit letzterer zu beginnen, so ist Petrarca weit entfernt von dem gesunden Gefühl und der freien Stellung, die Boccaccio der Griseldisnovelle gegenüber einnimmt und die in den ihr vorausgeschickten Worten des sie erzählenden Dioneo zutage tritt, wenn er das Verhalten des Markgrafen als una matta bestialità bezeichnet und nur bedauert, daß er ungestraft davon gekommen sei.[2]) Petrarca dagegen schätzt die Novelle seines Freundes, weil sie unter die wenigen pia et gravia des Decameron gehöre, wie er am Anfang seines

[1]) Vgl. die ausführliche Darstellung bei v. Westenholz, Die Griseldissage in der Literaturgeschichte S. 10—27. (Ich weiche von ihm beträchtlich ab, schon weil er Petrareas Text nur in Bruchstücken benutzte), ferner R. Köhler, Gosches Archiv 1, S. 409 f., wieder gedruckt in Kleineren Schriften 2, S. 534—535.

[2]) Für die ästhetische Wirkung der Novelle sind diese Vorbemerkungen von größter Bedeutung, was v. Westenholz übersehen hat; denn in ihnen sind unsere strengsten sittlichen Maßstäbe zu Recht anerkannt und damit bis zu einem gewissen Grade für den folgenden Genuß der hübschen und rührenden Geschichte ausgeschaltet. Auch die von Westenholz gerügte Zwiespältigkeit im Charakter des Markgrafen bei Boccaccio fällt dann weniger ins Gewicht — falls sie überhaupt vorhanden ist. Denn wie auf S. 2 dieser Abhandlung angedeutet ist, läßt er sich sehr wohl einheitlich auffassen, allerdings unter Berücksichtigung des Umstands, daß man bei Boccaccios Art skizzenhafter Charakterisierung nicht jeden Ausdruck für sich betrachten und auspressen darf.

Briefes an ihn sagt,[1]) er deutet auch ihren lehrhaften Charakter schon im Titel an: de obedientia ac fide uxoria mythologia, und zieht am Schluß eine religiös angehauchte Moral,[2]) die im schärfsten Gegensatz zu dem etwas frivolen Schlußsatz bei Boccaccio steht. Nun folgt aber bei ihm noch eine längere Auseinandersetzung über Wirklichkeit und Wirkung der Erzählung. Die Verantwortlichkeit für erstere schiebt er zwar seinem Freunde zu, doch hält er sie selbst eher für eine Fabel, wie er auch sie dem gemäß mythologia betitelt. Zur Beleuchtung ihrer Wirkung führt er an, was ihm mit zwei Freunden, die er als Patavius und Veronensis unterscheidet, vorgekommen sei. Der erste habe vor Weinen und Seufzen sie nicht zu Ende lesen können, der andere dagegen sei von derartiger Gemütserregung durch den Gedanken abgehalten worden, daß solche Liebe, Treue, Geduld und Standhaftigkeit wie die der Griseldis nicht wirklich sein könne, denn dann überträfe sie ja alle Heldinnen des Altertums! Trotz seiner sonstigen noch kritischen Haltung der Erzählung als solcher gegenüber, tritt Petrarca doch für die Möglichkeit von Griseldens Verhalten energisch ein und stützt sich dabei gerade auf jene für wahr bezeugten Beispiele von berühmten Männern und Frauen des Altertums und außerdem auf die allgemeine Tatsache, daß wir bei unserem Urteil über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Handlungsweisen nur gar zu leicht den Maßstab unserer eigenen beschränkten Persönlichkeit und Erfahrung anlegen.

Nach diesem allem ist es gar nicht zu verwundern, daß der erbaulich-rührsame Dunstkreis, in den hier die Geschichte versetzt er-

---

[1]) S. 540 der Basler Ausgabe seiner opera von 1581, wo die mythologia selbst S. 541—546 und der Schluß des Briefes an Boccaccio, in den sie eingeschlossen ist, S. 546—547 steht. Alle meine Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe, wegen anderer siehe Köhler, a. a. O., S. 502.

[2]) Die Stelle lautet bei Petrarca S. 546: Hanc historiam stylo nunc alio retexere visum fuit, non tam ideo, ut matronas nostri temporis ad imitandam huius uxoris patientiam, quae mihi vix imitabilis videtur, quam ut legentes ad imitandam saltem foeminae constantiam excitarem, ut quod haec viro suo praestitit, hoc praestare Deo nostro audeant, quilicet (ut Jacobus ait Apostolus) intentator sit malorum, et ipse neminem tentet. Probat tamen et saepe nos, multis ac gravibus flagellis exerceri sinit, non ut animum nostrum sciat, quem scivit antequam crearemur, sed ut nobis nostra fragilitas notis ac domesticis indicijs innotescat, ab unde ergo constantibus viris asscripserint, quisquis is fuerit, qui pro Deo suo sine murmure patiatur, quod pro suo mortali coniuge rusticana haec muliercula passa est. — Danach ist es begreiflich, daß der Verfasser der Nedersaksische novelle van Griseldis eine Geestelike Bedudenisse anfügt, in der Galterus mit Christus verglichen und auch sonst alle Personen geistlich gedeutet werden (vgl. Westenholz, a. a. O., S. 164 f.), daß überhaupt der Stoff den Geistlichen nicht bloß moralisch, sondern auch religiös anziehend vorkommen mußte.

scheint, auch bei den Charakteren sichtbar wird. Griseldis, wie Petrarca die Griselda Boccaccios nennt, erscheint ganz ins Ideale verzerrt. Denn einerseits ist ihr hingebender Gehorsam noch weiter gesteigert, wenn ihm auch ausdrücklicher als bei Boccaccio ihre Liebe zur Erklärung dient,[1]) anderseits sind die Schmerzensäußerungen, die sie bei jenem noch menschlicher erscheinen lassen, unterdrückt;[2]) dafür besitzt sie schon als Jungfrau einen virilis senilisque animus —

[1]) Auf die Ankündigung der Wegnahme des zweiten Kindes antwortet sie (S. 543—544): dixi et repeto, nihil possum, seu velle seu nolle nisi quod tu neque vero in iis filüs quicunque habeo praeter laborem, tu mei et ipsorum dominus, tuis in rebus iure tuo utere, nec consensum meum quaeras, in ipso enim tuae domus introitu ut pannos, sic et voluntates affectusque meos exui, tuos indui, quacunque ergo de re, quicquid tu vis ego etiam volo: nempe quaesi futurae tuae voluntatis essem praescia, ante etiam quicquid id esset, et velle, et cupere inciperem, quam tu velles, nunc animum tuum, quem praevenire non possum, libens sequor: fac sententiam, tibi placere quod moriar, volens moriar, nec res ulla denique, nec mors ipsa nostro fuerit par amori, und nach der Wegnahme erzeigt sie sich nur noch in dies fidelior atque obsequentior, sic ut duorum non nisi unus animus videretur, isque non communis amborum, sed viri duntaxat unius, uxor enim per se nihil, vel velle, ut dictum est, nihil nolle firmaverat (S. 544). Übrigens hatte sie schon bei Ablegung des Gehorsamversprechens sich selbst zum Sterben bereit erklärt. Da ist es denn nur folgerichtig, wenn sie auf das Ausinnen des Markgrafen, alle Vorbereitungen für die zweite Hochzeit zu treffen, erwidert: Non libenter modo, sed cupide et haec, et quaecunque tibi placita sensero faciam semper. — Ihre Liebe möge durch folgende Stellen beleuchtet werden: S. 544 heißt es, um den Vorwurf mangelnder mütterlicher Liebe zurückzuweisen: cum suorum omnium valde, nullius erat amantior quam viri. Vor der Wegnahme des ersten Kindes erklärt sie (S. 543): Tu noster es Dominus, et ego, et haec parva filia tuae sumus, de rebus tuis igitur fac ut libet, nil placere enim tibi potest quod mihi displiceat. Nil penitus, vel habere cupio vel amittere metuo, *nisi te hoc ipso mihi in medio cordis affixi*, nunquam inde, vel lapsu temporis, vel morte vellendum, omnia prius fieri possunt, quam hic animus mutari. Ihr unerschütterlicher Gleichmut findet in ihrer Abschiedsrede bei der Verstoßung noch einen charakteristischen Ausdruck: de boc igitur tempore, quo tecum multo cum honore longe supra omne meritum meum fui, Deo et tibi gratias ago, de reliquo, parata sum bono pacatoque animo, paternam domum repetere, atque ubi pueritiam egi, senectutem agere, et mori, *foelix semper atque honoralibis vidua, quae viri talis uxor fuerim*. Novae coniugi volens cedo, quae tibi utinam foelix adveniat, atque hinc ubi iucundissime degebam quando ita tibi placitum est, non invita discedam (S. 544). Wenn man diese Stellen mit Boccaccios Novelle vergleicht, wird man sehen, daß ihnen entweder gar nichts oder doch nur sehr viel maßvoller gehaltene Stellen entsprechen.

[2]) Bei der Ankündung der Verstoßung findet Petrarca für Griseldens Verhalten nur den Ausdruck tristis ulputo statt forte se doleva bei Boccaccio. Vor obiger Rede bei der Verstoßung heißt es bei letzterem: La donna udendo queste parole. non senza grandissima fatica, oltre alla natura delle femine, ritenne le lagrime; davon findet sich bei Petrarea so wenig etwas, als von den coltella, die Griselda im Herzen fühlt, als sie zu den Hochzeitsvorbereitungen aufs Schloß beordert wird.

und ist zudem forma corporis satis egregia, sed pulchritudine morum atque animi adeo speciosa, ut nihil supra; eine Art von Wallfahrt findet nach ihrer Verheiratung zu ihr statt, da von ihrem Rufe angezogen die Leute von weit her sie zu sehen kommen; ja sogar, damit ihr keine Vollkommenheit fehle, vertritt sie ihren abwesenden Gemahl in Regierungsgeschäften und legt dabei solche Weisheit an den Tag, ut omnes ad salutem publicam demissam caelo feminam praedicarent.

Wenn so Griseldis fast zur Heiligen gestempelt erscheint, so gestaltet dieselbe Idealisierungstendenz den Charakter des Markgrafen humaner, ohne darum seine Handlungsweise irgendwie verständlicher zu machen. Mit milden Worten bereitet er seine Frau auf den Verlust der Kinder vor. Wenn er in Boccaccios Novelle bei der Heimkehr Griseldens kaum die Tränen zurückhalten kann, so fließen sie ihm reichlich bei Petrarca. Auch sind die gar zu grausamen Züge weggelassen, die eine unnötige Hartherzigkeit selbst bei Nebensachen verraten, sowohl die vergebliche Bitte von Walters Umgebung, der im bloßen Hemd heimkehrenden Griseldis ein Gewand zu lassen, als auch die ebenfalls von ihm abgeschlagene Bitte der Damen, Griseldis beim Empfang der neuen Gemahlin entweder das Wegbleiben oder die Anlegung eines ihrer ehemaligen Gewänder zu erlauben. Übrigens ist er nicht nur gegen sie freundlicher, sondern auch wohlwollender gegen seine Untertanen, und vor allem empfindet er bei der Fortsendung seiner kleinen Kinder eine aus väterlicher Liebe hervorgehende schmerzliche Rührung. All das hindert ihn aber nicht, seine Frau den schwersten Prüfungen zu unterwerfen. Wenn er auch nicht am Schlusse zur Erklärung dafür drei Lehren anführt, so hat er eben als homo curiosus atque experiens recht hartnäckige Prüfungsgelüste, die Petrarca zwar psychologisch immer wieder zu erklären sucht,[1]) wodurch wir jedoch auf die Unnatürlichkeit seines Verfahrens erst recht aufmerksam gemacht werden. Der Prüfungsgedanke ist hier durchweg mehr betont und mit dem sonstigen humanen Charakter des Markgrafen in keinen Einklang zu bringen. Petrarca deutet das selbst an, wenn er sagt (S. 543): Coepit, ut fit, interim Gualtherum mirabilis quaedam, quam laudibilis doctiores iudicent, cupiditas sat expertam charae fidem coniugis experiendi altius, et iterum atque iterum retentandi. Mit der Heraus-

[1]) S. 543 ad curios itatem solitam reversus pater heißt es vor der zweiten Prüfung und vor der dritten (S. 544): Poterant rigidissimo coniugi, haec benevolentiae et fidei coniugalis experimenta sufficere: sed sunt qui ubi semel inceperint non desinant, immo incumbant haereantque proposito — und ein paar Zeilen weiter in suspecta severitate experiendique sua dura libidine procedebat.

arbeitung des Prüfungsgedankens hängt es dagegen folgerichtig zusammen, daß das Gehorsamversprechen, das der Markgraf von Griseldis verlangt, in stärkeren Ausdrücken gehalten[1]) und bei Beginn der Prüfungen ausdrücklich darauf Bezug genommen wird.[2])

Wie so die Charaktere zwar größere Fülle und Rundung gewonnen, dafür aber auch an innerer Verschrobenheit und Unnatur beträchtlich zugenommen haben, so gilt von der epischen Darstellung Ähnliches. Der anmutige Reiz einfacher Erzählungskunst, den wir bei Boccaccio finden, ist hier gegen die prunkvolle Weitläufigkeit lateinischer Rhetorik eingetauscht.[3])

Diese tritt besonders in den reichlich angewandten direkten Reden an den Tag, während sich bei jenem dafür meistens indirekte[4]) oder gar keine finden.

Falls er aber schon direkte brachte, so hat sie Petrarca um nicht weniges erweitert.[5]) Vor allem ist dies bei Griseldis der Fall, die ja der ganzen Tendenz Petrarcas entsprechend mehr hervortreten soll. Deswegen bringt er auch eine ausführliche Schilderung der Wegnahme des zweiten Kindes, während Boccaccio eine solche Wiederholung mit künstlerischem Takt vermied. Deswegen beschreibt er auch ihr Vorleben, die Stätte ihrer Jugend eingehender, wobei er zum Teil idyllische Züge anbringt.[6]) Auch sonst dient manche Einzelausschmückung diesem Zweck.

Eine ausführliche geographische Einleitung, wobei der Berg Vesulus, der Fluß Padus und das Land Pedemontium erwähnt werden, und genaue zeitliche Angaben[7]) legen die Handlung äußerlich sicherer fest und sollen den Schein ihrer Wirklichkeit erhöhen. Wenn auch die Handlung selbst von Petrarca beibehalten wurde, so hat er sich doch kleinere Änderungen erlaubt, die sie dramatischer gestalten:

[1]) an volenti animo parata sis, ut de omnibus tecum mihi conveniat, ita ut in nulla unquam re a mea voluntate dissentias, et quicquid tecum agere voluero, *sine ulla frontis aut verbi repugnantia* te ex animo volente mihi liceat vgl. Boccaccio, e domandolla se ella sempre, — s'ingegnerebbe di compiacergli, e di niuna cosa che egli dicesse o facesse non turbarsi, e s'ella sarebbe obediente, e simili altre cose assai.

[2]) volo autem tuum mihi animum accomodes, patientiamque illam praestes quam ab initio nostri coniugii promisisti.

[3]) bei der Wegnahme des ersten Kindes heißt es z. B.: suspecta viri fama, suspecta facies, suspecta hora, suspecta erat oratio.

[4]) Besonders bezeichnend ist die lange Rede, die der Sprecher der Untertanen gleich anfangs hält.

[5]) Siehe S. 8 Anmerkung 1.

[6]) pauculas oves pascebat, et colo interim digitos atterebat, vicissim domum rediens oluscula et dapes fortunae congruas praeparabat (S. 542).

[7]) Zwischen der Geburt der Tochter und Griseldens Verstoßung verstrichen 12 Jahre.

Der Markgraf hält um Griseldis bei ihrem Vater Janicola erst am Hochzeitstage selbst an, ohne daß er ihn vorher schon auf sein Schloß kommen läßt wie bei Boccaccio, und dann wird auch eine größere Zusammendrängung der Ereignisse gegen den Schluß hin dadurch erzielt, daß schon vor der Verstoßung der Griseldis ein Bote nach Bononia abgeht und die Hochzeit mit der neuen Braut so bald stattfindet, daß jene nur wenige Tage bei ihrem Vater zubringt.

Diese Züge dürften für unsere Zwecke Petrarcas Bearbeitung genügend charakterisieren. Wir können unser Urteil dahin zusammenfassen: Petrarcas Mythologia steht trotz mancher hübscher Einzelzüge an künstlerischem Wert hinter Boccaccios Novelle weit zurück; denn sie hat die Unnatur und Roheit des Stoffs durch Ausführlichkeit und Aufdringlichkeit der Darstellung, falsche Idealisierung der Charaktere und moralische Rührseligkeit entschieden verschärft. Aber gerade diese Mängel bedeuten für eine didaktische Geschmacksrichtung ebenso viele Vorzüge: daher der große internationale Erfolg der Geschichte.

Wir haben damit schon in großen Zügen den Charakter gekennzeichnet, der allen deutschen Übertragungen von Petrarcas Text eigen ist; diese haben aber auch noch gemeinsam eine stilistische Vergröberung ihrer rhetorisch ausgefeilten Vorlage, zu deren guter Wiedergabe die deutsche Sprache noch gar nicht die Mittel bot, und vor allem die Verstärkung des lehrhaften Charakters. Denn sie sind keineswegs bloß mehr oder weniger getreue wörtliche Übersetzungen, vielmehr macht sich die Eigenart ihrer Verfasser und Entstehungszeiten in mancherlei Abänderungen, Zusätzen und Weglassungen bemerkbar. Dagegen sind die Auffrischungen, die sie im 19. Jahrhundert erfahren haben, gemäß der in ihnen zur Geltung gelangten geschichtlichen Pietät fast rein stilistischer Art, und so erscheint es unumgänglich, wenn wir nicht gegen jenes Prinzip unsererseits sündigen wollen, das Schwergewicht unserer Untersuchungen in die Besprechung der ersten Übertragungen zu verlegen und deren zeitliche Aufeinanderfolge für die Ordnung unserer Durchnahme maßgebend sein zu lassen. Es wird dadurch auch der Vorteil eines sachlich stetigen Fortschritts erzielt.

Eine der ältesten Übersetzungen der Petrarcaschen Griseldis liegt in den Altdeutschen Märchen, Sagen und Legenden von Reinhold Bechstein[1]) leicht modernisiert vor. Der ursprüngliche Text findet sich in der bekannten Novellenhandschrift der Leip-

[1]) 1. Auflage, 1863, mir stand nur die zweite von 1877 zur Verfügung. — Bechstein, der auch viele andere Erzählungen der Leipziger Novellenhandschrift entnommen hat, gibt letztere S. 239—240 als Quelle nebst seinen Abweichungen von ihr an.

ziger Universitätsbibliothek und ist von C. Schröder in den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer, 5. Band, 2. Heft 1869 veröffentlicht worden. Nach den Angaben in der Einleitung S. V—VII hat er einen Klostergeistlichen, vermutlich aus den Meißener Landen zum Verfasser und ist mit Steinhöwels Übersetzung von Petrarcas Mythologia gleichzeitig, also etwa in den sechziger und siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts[1]) entstanden. Von dieser unterscheidet er sich aber durch größere Freiheit, Breite und Umständlichkeit in der Wiedergabe des lateinischen Textes, und weist vor allem bezeichnende Änderungen und Zusätze auf, welch letztere zum Teil durch Unterstreichen mit roter Farbe als solche kenntlich gemacht sind.

Schon die Überschrift verrät, in welcher Richtung diese liegen. Die Handschrift trägt nämlich folgenden Titel: Von der truwe unde ganczen gehorsam di eine eliche frowe phlichtig iß czu haldene irem elichen manne. Noch deutlicher tritt der ehemoralische Zweck in der Schlußbemerkung (21, 29—32) zutage: Dis geschichte iß beschreben czu einer lere den liben elichen frowen, das si sollen lernen ganczen glouben unde bestendekeit czu haldene iren lieben mannen, alzo das sie mögen beide lieb unde sele ernern unde bliben bi gote ümmer unde ewiklich. das helfe uns allen got vater, soen unde der heilige geist. Amen.

Aus dieser Stellung des Verfassers gehen die meisten inhaltlichen Veränderungen hervor. Er tritt ganz in Petrarcas Fußtapfen, was Griseldens Idealisierung anlangt. Wenn er ihr auch keinen virilis senilisque animus beilegt, so ist sie bei ihm doch „also vornümftig unde wissende das si ires alden vaters gar flißig warte unde siner geringen schefchene". Die Stelle tristis utputo läßt er weg und merkt ausdrücklich an, sie habe im Leide nie Tränen vergossen, wohl aber am Schluß vor Freude.

Die Bitterkeit ihrer Lage sucht er uns recht zu Gemüt zu führen, wenn er sie bei der Wegnahme des ersten Kindes ein dreimaliges owe unterdrücken läßt und nach der Verstoßung folgende persönliche Äußerung einflicht (18, 3—7): o herre got wi gar ein yemerlich abescheiden was das einem wiblichen bilde von so großer herschaft, lust und wunneklicher froide in ein arm gebuershüfschen, di doch nie kein traen geweinte noch keinen betrübeten mut hatte!

Bei dem Markgrafen macht er dagegen anfangs den Versuch, ihn natürlicher zu gestalten. Seine Bemerkung von der Freiheit quae in coniugio rara est, läßt er wohlweislich aus und muß

[1]) Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans S. 73 ff.

dann seinen Widerstand gegen die Ehe mehr aus seinem Temperament und dem Unabhängigkeitssinn der Jugend erklären.[1]) Ebenso ist später bei der Schilderung seines Verhältnisses zu Griseldis von keiner Verneinung der iuvenilis lascivia oder Hervorhebung der senilis gravitas eine Spur zu sehen, und Walther ist alles eher als supra sexum, supra aetatem. Eine größere Milde zeigt er, wenn er bei der Verstoßung seiner Frau nicht noch die Mitgift abverlangt. Freilich im übrigen ist er wie bei Petrarca prüfungssüchtig.

Der erste Teil bis zur Eröffnung der Prüfungen ist noch durch eine Reihe von hübschen Zügen belebt: Gleich zu Anfang wird die langatmige geographische Einleitung Petrarcas durch folgende vier Verse ersetzt:

Verne in walschen landen alze ich laß
ein lustlich fruchtbar lant gelegen waß.
fruchtbar warn berg unde thael
stete, börgen, dörfere ane czael

oluscula et dapes fortunae congruas wird mit krudechin kölichen dor noch die cziet was ganz hübsch, wenn auch unrichtig, wiedergegeben, Griseldis schlichter, unschuldiger Sinn (bei Petrarca omnis inscia voluptatis) wird mit ihrer Unkenntnis von phlumvedernbetten 6, 18 erläutert. Der Markgraf ist gar schön geziert und gekleidet, als er zu Griseldis hinzieht, ein Zug, der auch bei den späteren Übersetzungen nicht fehlt. Die Hochzeitsvorbereitungen wie der Umkleidungsakt werden gar ausführlich beschrieben; unter anderem heißt es da: di liben matronen ... hergriffen ire czustroweten har unde flöchten di gar reiniklich in seidene zoppe.

Im Unterschied von dem freier gestalteten und darum auch stilistisch flüssigeren Anfang herrscht, wo der Verfasser Petrarcas Text unmittelbar folgt, eine umständliche Breite des Ausdrucks, Häufung von Synonymen und unbeholfener Satzbau. Doch erhält dadurch die ganze Erzählung ein ihrem verwunderlich rührenden und empörenden Inhalt durchaus angemessenes altertümliches Gepräge, und

[1]) Zur Kennzeichnung des treuherzig frischen Tones möge gerade die Schilderung des Markgrafen im Wortlaut hier gegeben werden (3, 9—14): In demselbigen lustigen lande waß ein edeler, thögentlicher herre, ein frisch jûng stoltz man, wol geborn, czuchtig, frölich unde redelich in alle sinen tagen, wol geschigket czu yagene unde weidewerg czu übene met valken, hunden, unde geneiget waß czu aller lust, alze ein jung frölich man thuen mag — aber ein wieb hatte he nicht — dagegen Petrarca S. 541: et hic (Gualtherus) quidem forma virens atque aetate, nec minus moribus quam sanguine nobilis, et ad summam omnium ex parte vir insignis nisi quod praesenti sua sorte contentus, incuriosissimus futurorum erat. Itaque venatui aucupioque deditus, sic illis incubuerat, ut alia pene cuncta negligeret. Bezeichnenderweise wird diese tadelnde Bemerkung weggelassen.

ihr Herausgeber hat ganz recht, wenn er S. III—IV der Einleitung behauptet, daß für den modernen Leser ihre buchstäblich getreue Wiedergabe einen unersetzbaren ästhetischen Reiz habe.

Bechstein hat es aber doch in Rücksicht auf ihre Verwendung als Lesestoff für die Jugend (Vorwort S. III—IV) ratsam gefunden, Wort und Ausdruck zu ändern, wo das Verständnis es erforderte, dagegen hat er die Eigentümlichkeiten des Stils festzuhalten gesucht, da seine Sammlung zugleich ein Bild der älteren deutschen Prosa bieten soll. So erscheint denn bei ihm der Text, wenn auch orthographisch und grammatisch erneuert,[1]) inhaltlich doch fast wörtlich „treu und einfach" wiedererzählt. Mit sicherem Takt ist aber sowohl der moralische Schluß wie die rührsame Zwischenbemerkung (S. 18, 3—7) weggelassen.

Eine andere Übersetzung von Petrarcas Griseldis hat nicht wie die vorige lange ein stilles Dasein in der Verborgenheit einer Handschrift führen dürfen, sondern trat gleich ins volle literarische Leben ein. Es ist dies die schon erwähnte Übertragung des bekannten humanistischen Übersetzers Steinhöwel, die in verschiedenen Handschriften vorliegt, 1471 zum ersten Male und seitdem in vielen Auflagen bis zum 30jährigen Krieg immer wieder neu gedruckt wurde.[2]) Schwab wie Simrock haben sie wenigstens mitbenutzt, wenn auch die aus ihr genommenen Stellen fast verschwinden gegenüber dem, was sie aus anderen Bearbeitungen des Stoffs aus dem 17. Jahrhundert aufgenommen haben. Deswegen dürfte für unsere Zwecke hier ihre Erwähnung genügen, und wir können uns gleich der dem Simrockschen Volksbuch zugrunde liegenden Übertragung von Petrarcas Griseldis zuwenden, die 1653 zu Dresden erschien unter dem Titel: „Marggraf Walther, Das ist: Eine wunderliche und lustige Historia Vom Weiblichen Gehorsam und Treue, Vor drey hundert Jahren von dem damahls zweyen fürnehmsten und gelehrtesten Männern, Johann Boccatio Welsch, und vom Francisco Petrarcha Lateinisch beschrieben, Anietzo aber ins Deutsche versetzt Von Johann Fiedlern, von Reichenbach, P. Laur. Caes."

Späterhin wurde sie anonym des öfteren gedruckt. So wissen wir von einem Druck aus dem Jahre 1676, der nach dem Ausweis

---

[1]) Auch die Namensformen sind geändert: statt Waltherius ist Walther und statt Grysildis, Grisildis und Gryßoldis der gewöhnliche Name Griseldis gesetzt.

[2]) Siehe Köhler S. 503—506. Sie findet sich verglichen mit Arigos Übersetzung von Boccaccios Novelle bei Drescher, Arigo der Übersetzer des Decamerone und des Fiore di Virtù, Straßburg 1900 (Quellen und Forschungen &c. S. 86) — daß Steinhöwel sie übersetzte und seiner Übersetzung von Boccaccios de praeclaris mulieribus anfügte, erklärt sich aus Petrarcas Vergleichung von Griseldis mit den Heldinnen des Altertums, worauf Steinhöwel in seinem Vorwort hindeutet.

des Auktionskatalogs in Gottscheds Bibliothek vorhanden war,[1]) ferner von einem aus dem Jahre 1680[2]) des Titels: „Schöne bewegliche und Anmuthige Historia, Von Marggraf Walthern, Darinnen dessen Leben und Wandel, auch was sich mit ihm begeben und zugetragen, kürtzlich vor Augen gestellet. Dem günstigen Leser zugefallen mit schönen Figuren gezieret und verbessert.“ Aus diesem schöpfte, wie die Titelübereinstimmung zeigt, Meißner in Reichards Bibliothek der Romane und Görres in den teutschen Volksbüchern. Schließlich sind noch zwei Drucke ohne Jahresangabe bekannt, von denen der eine aus dem 18. Jahrhundert und der andere vermutlich aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts[3]) stammt, ein Beweis für die immer fortdauernde Beliebtheit des Inhalts.

Fiedler war Diakonus zu Mügeln im damaligen Kurfürstentum Sachsen und ist in seiner literarischen Tätigkeit ein sonst ganz obskurer Mitläufer der in der deutschen Literatur jener Zeit tonangebenden gelehrt-höfischen Dichter. Wie diese schreibt er neben deutschen auch lateinische Verse[4]) und wird dafür von seinem Freunde David Schirmer als „Maro unserer Schriften“ überschwänglich gepriesen. Er gehört zu jenen Leuten, von denen Gervinus so hübsch sagt,[5]) daß sie mit rührender Einfalt die Würde ihrer Kunst fühlen, ihren eigenen Unwert aber nicht im entferntesten ahnen. Er begnügt sich deshalb auch nicht damit, eine bloße Übertragung der Petrarcaschen Griseldis zu bieten, sondern schickt ihr zur Illustrierung seiner Gelehrsamkeit und dichterischen Fähigkeit fünferlei voran: 1. ein Zitat aus einem Briefe von Eneas Sylvius; 2. eine Dedikation an seine „vielgünstigen gelehrten Herren, fürnehmen Patronen“ usw. mit empfehlendem Urteil über die Griseldiserzählung; 3. Charakteristiken von Gualterus, Briseldis[6]) und Janicola in je drei lateinischen Distichen und deut-

---

[1]) Zeitschrift für deutsche Philologie 8, S. 10.

[2]) Der Druck enthält noch die Geschichte von Guiscardo und Ghismonda [eine Zusammenstellung, wie sie sich schon bei der Steinhöwelschen Griseldis in der Heidelberger Handschrift S. 119 findet (Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans S. 12)], und außerdem kurze Geschichtchen über erstaunliche Liebesbeweise von Ehegatten.

[3]) Köhler, a. a. O. S. 508 und Zeitschrift für die Philologie 8, S. 102 Anmerkung 1.

[4]) Köhler führt S. 507 Anmerkung 1 seine poetische Metaphrase des Epheserbriefes an.

[5]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung⁵ 3, 315.

[6]) Briseldis heißt die Heldin bei Fiedler durchaus, weil in einigen Ausgaben von Petrarcas Werken anfangs so gedruckt war, so in der Basler Ausgabe von 1581 S. 542 und 543 dreimal, siehe Köhler, S. 507 Anmerkung 1 (wo durch Druckfehler Bremer statt Berner Ausgabe steht). Zur Erklärung der Namensänderung selbst berücksichtige man die leichte Verwechselbarkeit von B und G in alter Zierhandschrift und (Schwabacher) Druckschrift; auch vergleiche

schen Alexandrinerstanzen; 4. ein von seinem Freund David Schirmer an ihn gerichtetes Gedicht in 17 sechszeiligen Strophen, und 5. eine wieder von ihm selbst verfaßte Inhaltsangabe in 10 vierzeiligen Alexandrinerstrophen (Quatrains). Um die ganze Geistesrichtung kennen zu lernen, der diese Bearbeitung ihr Dasein und ihre Eigenart verdankt, dürfte es sich empfehlen, etwas auf diese fünf Punkte einzugehen.

Zunächst das Zitat aus der 45. Epistel des Eneas Sylvius: Dieser spricht hier unter anderem einem seiner Freunde zu, er solle seine Geliebte trotz ihrer Armut heiraten, warnt ihn vor den mit dem Reichtum oft verbundenen Lastern und Fehlern und stellt den Markgrafen von Saluz als nachahmenswertes Beispiel hin: Marchio Saluciarum ut Nobilium et Potentum fastidia fugeret, porcariam Puellam, quam in Nemoribus Venatione dans operam, reperit, matrimonio sibi conjunxit: Cujus vita omnes Illustres Foeminas inferiores se fore monstravit.

Dieses Motiv der moralischen Überlegenheit der niederen Stände, das schon bei Boccaccio am Ende seiner Novelle sich findet, kehrt bei den an dritter Stelle kommenden Charakteristiken wieder:

Daß wundernswürdig ist, das hat die Bauerwelt.
Quod stupeas isthic Rusticus orbis habet.

Im übrigen sind diese Charakteristiken nur eine kürzere Wiederholung in Reimen von dem, was Fiedler schon in seiner Dedikation ausgeführt hatte. Die Erzählung ist nach ihm, „gar eine Christliche Histori", ein „rechter Spiegel der Tugend und Gottseligkeit"; Markgraf Walther „ein Exempel eines rechten löblichen Regenten und frommen Christlichen Ehe-Mannes, der ein Feind ist aller Unzucht und Unreinigkeit, desgleichen offtmals solche Herren sonderlich die Ausländischen nicht zu sein pflegen"; Briseldis „ein rechter Ausbund einer Christlichen Erbarn und Tugendhaften Frauen", deren verschiedene Eigenschaften uns in langer Aufzählung angegeben werden. Der moralische Sinn des Diakonus läßt auch keinen Makel an beider Handlungsweisen haften: Briseldis ist nach ihm die Vollbringerin von „facta eroica, die nicht allen Leuten anstehen", indem sie zu den scharfen Versuchungen „maus- und stockstill geschwiegen". Die Vorbildlichkeit des Markgrafen erläutert er noch durch Eph. 5, 25

man die häufige Verwechslung von Briseis und Chryseis, Boccaccios Umänderung von Briseida in Griseida in Filostrato (siehe Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur 2, 8), wodurch Arigo in seiner Übersetzung des Decamerone veranlaßt wurde, Griselda in Griseida umzuändern. — Eine andere Fiedler eigentümliche Namensform ist das einfach von Petrarca herübergenommene de Panico.

Ihr Männer liebet Eure Frauen! Auch verfehlt er nicht, die ungleich besser passende Stelle, Eph. 5, 24 anzuziehen: Die Weiber seien unterthan ihren Männern in allen Dingen. Daß ihm bei der durch die Griseldiserzählung gegebenen praktischen Erläuterung dieser Bibelstellen alles an ihrer Wahrheit und Wirklichkeit liegt, zeigt er durch eine Umdeutung des ihm unbequemen Ausdrucks fabula, den Petrarca ihr gegenüber gebrauchte.

An vierter Stelle kommt nun das Gedicht[1]) David Schirmers, in welchem er als Einleitung und Schluß eine überschwängliche Lobpreisung seines Freundes[2]) gibt, dann allerlei Betrachtungen über Griseldis bringt,[3]) die im Gegensatz zu den kriegerischen Amazonen „ohne Streiten" siege, indirekt Markgraf Walther verurteilt[4])

[1]) Goedeke[2] 3, 69 führt unser Gedicht nicht an. Da es demnach nicht bekannt sein dürfte, mögen die wichtigsten Strophen hier abgedruckt werden.

[2]) In Strophe 2 heißt es:

Ist das mein Fiedler denn,
sprach ich in meinen Sinnen
Der mich zuvor geehrt?
Den Latien bisher bei unsern Sioninnen
So trefflich hat gehört.

Und am Schluß von Strophe 17.

Denn euer irdne Zeiten
Sind lauter Ewigkeiten.

[3]) Strophe 5.

Petrarcha, der so hoch sich Lauren hat verpflichtet,
Als er in jenem Thal
Ihr eine Sieges-Pracht zu Ehren aufgerichtet,
Hat Walther's Ehgemahl
Mit der Lateiner Zungen
So heldenreich besungen.

Strophe 6.

Jetzt aber tritt sie auff, Griseldis, die Betrübte
Und wirfft ihr Römisch Kleid,
Das Welschland erst zuvor in seinen Perlen liebte,
Auff unsre Redlichkeit,
Das wir ihr standhafft Wesen
Auch gut Deutsch können lesen.

[4]) Strophe 13.

Ein wohl-geratnes Weib kann es nicht besser machen,
Als daß sie ihrem Mann
In seinem Willen folgt, und ja sagt zu den Sachen,
So viel nur als sie kann.
Denn einer der recht liebet
Hat nie kein Weib betrübet.

Strophe 14.

Ihr Ehemänner, ihr, ihr aber solt euch hüten,
Versucht die Weiber nicht ....

und noch auf ihn selbst bezügliche persönliche Bemerkungen anknüpft.[1])

Schließlich zeigt Fiedler noch in einer gereimten Inhaltsangabe, was für Verse ein Deutscher „Maro“ macht; bemerkenswert ist dabei nur der besondere Nachdruck, den er auch hier wieder auf die Standesunterschiede legt:

Strophe 1.

Seht einen Wunderfall von zwey ungleichen Seelen,
Der mit Verwunderung wird und unverhofft gestifft.
Der einen Graf und eine Bäurin trifft,
Der wohl geprobet wird mit nicht geringen Kwälen.

Strophe 15.

Wer auff die Heürath dänckt, der sey auff seines Gleichen,
So ist es ohne Noth, daß man die Träue probt,
Das manngmahl übel fällt und offtmals grausam tobt,
So darff kein Vorwurf auch noch Ihn noch Sie bestreichen.

Diese Stellung des Verfassers macht sich in der Übertragung der Erzählung selbst verschiedentlich bemerklich. Die Stände werden streng geschieden, Briseldens Vater ist ein „Halbhüffner“, die Hochzeitsgäste werden als Grafen, Herren, Ritter, Edelleute und fürnehmste Bürger in Städten einzeln aufgeführt; die höfischen Verhältnisse werden stark modern herausgearbeitet: Als die über die Nichtverheiratung des Markgrafen unzufriedene Volksmenge vor die „Residenz Salutz“ kommt und mit ihrem Herrn persönlich reden will, ist dieser bestürzt und voller Neugier. Nachdem er sie in seinen „fürstlichen Saal“ hat kommen lassen, tritt er ihnen „Heroisch und männlich unter Augen“ und empfängt die ihn mit „tieffer Reverenz und äußerster Demut“ Begrüßenden so gnädig und „gravitätisch, daß sich jedermann wegen seiner großen Autorität und herrlichen Ansehens sehr verwunderte und gleich erstummete“. In der folgenden Rede

---

[1]) Strophe 15.

Ich wolte, daß ich mich bey einer so befünde,
Als Walther vor der Zeit
So wüst ich, daß mein Ziel noch unverrücket stünde.
Nun aber muß ich weit
Mein ungemeynt versuchen
Doch allzuspat verfluchen.

Strophe 16.

Wohl dem, der also liebt, daß er der Liebsten Armen
Nicht in die Eisen schlägt!
Denn wer ohn Wancken lebt, der lässet sie erwarmen
Am Hertzen, das er trägt.
Und wollte GOTT, wir solten
Stets lieben wie wir wolten!

des Vertreters der Volkswünsche wimmelt es nur so von „Euer Gnaden".[1])

Bei dem Mahle am Schluß sitzt der Markgraf als „eine sehr schöne, regalische Person" da.[2]) Er selbst bei seiner Brautwerbung, wie seine Tochter, die er als seine neue Braut kommen läßt, ist von „großem Comitat" begleitet. Deren Einzug wird ausführlich geschildert: „ihr Bruder saß ihr an der Seiten, auf einem schönen, wohlgeputzten Wagen." Briseldis erregt, wie sie am Schluß als Dienerin aufwartet, „durch ihre höfflichen Geberden, und schönen, wohlanstehenden Ceremonien Verwunderung," wer sie wohl „im Bauerkittel" wäre.[3]) Auch ihre politische Tätigkeit als „Landesmutter" wird keineswegs weggelassen, gerade so wenig wie bei dem nächst zu besprechenden Volksbuch, vielmehr gibt sie dem Verfasser Anlaß zu einem bezeichnenden Zusatz: „Bey den Seinen, und bey ausländischen Herren und Potentaten wurde Er (der Markgraf) höchlich gerühmet und gelobet, daß Er so hohe Fürstliche Qualitäten, solche fürtreffliche Tugenden, neben wahrer Gottesfurcht, in einem finstern Bauer-Häußlein zu suchen und zu finden gewusst, die man in hohen und liechten Schlössern nicht allezeit finden und habhafftig werden kann."[4]) Wie hier das Motiv des Standesunterschieds mit der moralischen Minderwertigkeit der oberen Stände verbunden erscheint, so auch in der Rede Janicolas bei der Heimkehr seiner verstoßenen Tochter, wo er auf den Trug und die Untreue der großen Herren schilt.

Auf Walther findet das aber keine Anwendung. Die schon bei Petrarca beginnende Humanisierung seines Charakters wird von Fiedler entsprechend der von ihm vorausgeschickten Charakteristik noch weiter getrieben. Er wird folgendermaßen eingeführt: „Von Person war er einer ziemlichen Länge, gravitätisch, sehr schön und in besten, blühenden männlichen Alter, war ohne Sorgen, in aller Lust und Freuden, iedoch darbey Fromm, Gottfürchtig und ehrliches Lebens."[5]) Es fehlt auch die Angabe, daß er über seine Jagdliebhaberei fast alles andere vernachlässigt habe. Die „grosse Liebe, Treue und Vorsorge" seiner Untertanen, die er aus ihrer Bitte ersieht, geht ihm so zu Herzen, „daß ihm fast die Augen voll Wasser stunden". Sein Verhältnis zu Griseldis wird mit den Worten geschildert: „Zwischen ihnen war eine unaussprechliche Liebe." Auch redet er sie immer höchst freundlich an: Um Frieden mit den Untertanen zu

[1]) Vgl. Simrock, Die deutschen Volksbücher, Band 6 (1847), S. 122.

[2]) Simrock, S. 148: ein Mann von königlichem Anstand.

[3]) Simrock, S. 147.

[4]) Simrock, S. 132.

[5]) Man vergleiche unsere Wiedergabe der betreffenden Stelle Petrarcas Simrock, S. 122.

haben „mustu neben mir in einen sauern Apffel beissen, und wie ungern ich auch selbst solches thue, es dahin gestellet sein lassen, was die Wiederwärtigen deinem Kinde anthun möchten: In Betrachtung, daß wir ohne das einmal sterben müssen".[1]) Die Verstoßung findet auch nicht coram multis statt.

Freilich, wie mit allen diesen guten Eigenschaften die Verhängung der Prüfungen zu vereinigen seien, ist hier so gut wie bei Petrarca unerfindlich. Statt aber wie dieser immer wieder auf die Prüfungsgelüfte zurückzukommen, begnügt sich Fiedler, die Tatsache als solche ohne weitere Erklärung hinzustellen: so heißt es bei der ersten Prüfung einfach: „Markgraf Walther probieret seiner Gemahlin versprochenen Gehorsam" und bei der zweiten: „Der Markgraf hat die andre Probe des Willens und Gehorsams seiner Gemahlin zu thun ihm vorgenommen." Oder aber, er gibt seiner Mißbilligung einen ergreifenden Ausdruck: „An diesen zwei gethanen Proben hätte sich nun Marggraf Walther mehr als zu wohl vergnüget seyn lassen können und sollen, hätte sein frommes, liebes und getreues Gemahl ferner nicht betrüben; sondern nach so grossem Hertzeleid und Schmertzen vielmehr erfreuen, und Ihr, nach so langer Zeit, ihre genommene und verschickten Kinder, wieder zustellen sollen, weil Er doch ihren innerlichen Kummer wohl wuste, wie heimlich und verborgen Sie ihn auch hielt, weil Maaß zu allen Dingen gut ist." Dieser Stellungnahme entspricht es auch, wenn Fiedler die Untertanen den Marggrafen einen Tyrannen, Bluthund und Mörder heißen läßt und am Schluß ihm selbst das Bekenntnis in den Mund legt, daß er Griseldens „Treue und Gehorsam mehr als zu scharf probieret" habe.

Gleiches gesundes Gefühl und damit Kritik an dem Stoff zeigt er auch bei der Gestalt der Griseldis. Ihre Unnatur empfindet er sehr scharf, wenn er bei der Wegnahme des zweiten Kindes von dem Diener bemerkt, daß er „Sie ehe für ein unvernünfftiges Thier, ja für einen Klotz und Stein, als für eine natürliche Mutter gegen ihr Fleisch und Blut gehalten" hätte,[2]) wenn — nun, dieses wenn umfaßt natürlich eine Aufzählung ihrer sonstigen guten Eigenschaften, die obige Annahme unmöglich machen.

Immerhin hält er in diesen im Vergleich mit Petrarca ziemlich Maß. Keine superlativen Tugenderhebungen, oder gar ein „männlicher, greisenhafter Geist". Statt dessen eine anmutige Schilderung ihres Äußeren und eine schlichte, warmherzige Angabe ihrer innerlichen Vor-

---

[1]) Simrock, S. 137. Petrarca, S. 543: Mihi ergo qui cum iis pacem cupio necesse est, de filia tua non meo, sed alieno iuditio obsequi, et id facere, quo nil mihi posset esse molestius . . .

[2]) Simrock, S. 138.

züge.[1]) Auch manche andere Züge tragen dazu bei, das Bild des lieblichen, sittenreinen und liebevollen Bauernmädchens zu vervollständigen: bei der ersten Frage des Markgrafen an sie erröthet sie und wäre fast verstummet, sie wundert sich, daß der „wohlgebutzte" Herr ihres Vaters Haus betrete. Wie zwischen ihrem Gemahl und ihr, so herrscht auch schon vorher zwischen ihr und ihren Eltern eine herzliche Liebe. Als der Marggraf sie frägt, wie ihr seine neue Braut gefalle, heißt es: „Griseldis sahe was ernstlich, vermenget doch dem Ernst mit einer natürlichen und wohlanstehenden Lieblichkeit." Von ihrem „innerlichen Kummer" war schon oben die Rede. Auch ihre Reden sind einfacher: es fehlen ihre Betrachtungen über den glücklichen und geehrten Witwenstand nach der Verstoßung, und auch bei ihrer Rückberufung sagt sie nur: „Gnädiger Herr, soviel mir menschlich und möglich ist, will ich alles völlig und gern verrichten."[2]) Freilich erscheint an einer Stelle ihr Heroismus noch gesteigert. Nach der Verstoßung wird von ihr gesagt: „Sie einig und allein gieng mit truckenen Augen, fröhlichem Gesichte und unerschrockenem Hertzen, gleich als ob ihr nichts drumb wäre."[3]) Doch erklärt sich ihr Verhalten aus ihrer Frömmigkeit, die mehrfach betont wird. So tröstet sie zum Beispiel ihren Vater, zu dem sie nach ihrer Verstoßung zurückkehrt, indem sie ihn „seinen Willen in Gottes und der hohen Obrigkeit Willen fügen" heißt, „weil man einen schwehren Stein nicht weit werffen, noch wieder den Strom schwimmen könnte. Er solte neben ihr fleissig beten, Gott würde sie doch nicht verlassen, Wäre sie schon keine grosse und reiche Markgräfin, wenn sie nur eine fromme Christin wäre."[4]) Der geistliche Verfasser kommt hier so gut zum Vorschein, wie in der Rede des Markgrafen an seine Untertanen, wo der schon bei Petrarca sich findende Hinweis auf Gottes Beistand pathetisch breit ausgeführt wird.

Wie aus dem Bisherigen zur Genüge hervorgeht, sind also manche Änderungen auf die Rechnung von Fiedlers höfischen und theologischen Sinn zu setzen, andere aber entspringen erfreulicherweise aus einem natürlichen, gesunden Gefühl, das man nach der moralischen Einleitung bei ihm kaum vermutet hätte, oder vielmehr hat er in dieser sich alles vom Herzen geschrieben, was die Geschichte ihm an lehrhaft Erbaulichem zu enthalten schien, und so konnte sich in ihr selbst sein natürliches Gefühl frei entfalten.

---

[1]) Simrock, S. 126 und 127.

[2]) Also kein non libenter modo sed cupide, was Simrock auf Grund von Steinhöwel hat (S. 146).

[3]) Simrock, S. 143.

[4]) Simrock, S. 145.

Dieses tritt auch noch in manchen anderen kleinen Zügen zutage: so wenn Janicola bei der Werbung des Grafen zuerst meint, seine Gnaden treiben nur Kurzweil mit ihm, wenn der Graf sich auch mit Briseldens Mutter unterhält, oder wenn Briseldens „kleines Kindlein als ein unschuldig Lämmlein zur Schlachtbank geführt wird". Von sonstigen epischen Kleinigkeiten mögen noch folgende angeführt werden: Briseldis kommt hier mit zwei Wasserkannen vom Brunnen;[1]) die päpstlichen „Brieffe" werden öffentlich angeschlagen; die Zurichtung der Kleider und des Schmucks fehlt, dafür werden aber die Kleider für die Braut in einem „Kasten" mitgeführt. Der Umkleidungsakt findet im Hause von Griseldens Eltern statt; auch bei ihrer Verstoßung zieht sie sich bis auf das ihr vom Markgrafen stillschweigend gestattete „Camisol oder Niederkleid" in ihrer Kammer aus, und in dieser zieht sie sich ebenfalls am Schlusse wieder um. Die hier bekundete größere Dezenz macht sich auch in der Hinaufrückung des Alters der neuen Braut von 12 auf 16 Jahren bemerkbar. Am Ende der ganzen Erzählung findet sich schließlich noch der Zusatz, daß der altersschwache Vater das Markgrafentum seinem Sohn übergeben habe.[2])

Diese Übertragung der Petrarcaschen Griseldis ist also ziemlich frei, wenn sie auch den Hauptgang der Handlung treu beibehält und an vielen Stellen ihrer Vorlage wörtlich entspricht. Daß dabei freilich Petrarcas lange, kunstvoll gegliederte Perioden in einfachere Sätze aufgelöst und sein rhetorisch zugespitzter Stil zu treuherziger Breite abgestumpft wird, ist bei dem manchmal etwas holperigen und mit modischen Fremdwörtern verunzierten Deutsch Fiedlers nicht zu verwundern.[3]) Was Fiedler an stilistischer Gestal-

---

[1]) Simrock, S. 127 hat statt „zwo Wasserkannen" nur „Kannen".

[2]) Eine kurze Inhaltsangabe von Fiedlers Markgraf Walther gibt A. Schlossar S. VI—VIII seiner Ausgabe vom Halms Griseldis in den Meisterwerken der deutschen Bühne, 16.

[3]) Was den Stil anlangt, so kommt von allen deutschen Bearbeitungen dem Original Petrarcas die von Jagemann am nächsten, bei der die sonstige Übersetzertätigkeit ihres Verfassers und die klassische Luft Weimars wohltätig einwirken. Jagemann (1735—1804) — ein um das Studium der italienischen Sprache und Literatur sehr verdienter Gelehrter, von 1775 Bibliothekar an der Privatbibliothek der Herzogin-Regentin Anna Amalia in Weimar — gibt überhaupt keine Übersetzung des Petrarcaschen Textes, sondern nur eine freie, sehr gekürzte Nacherzählung, die er im Magazin der italienischen Literatur und Künste, 8. Band (1785), S. 76—92 veröffentlichte. Der Fürst ist dei ihm der liebreichste Landesvater, den man sich denken kann, Janicola ein vom Alter gekrümmter, verehrungswürdiger Greis, der seine Tochter nach der Verstoßung väterlich tröstet und bald darauf stirbt.

Zur Veranschaulichung von Jagemanns Stil möge seine Charakteristik Griseldens noch folgen: „Griseldis hatte die Natur so schön gebildet als die Rose

tung abgeht, sucht er gewissermaßen durch äußere Gliederung des Stoffs in 19 Kapitel zu ersetzen, die ihn auf 60 Seiten 8° anschwellen lassen. Dabei erlaubt er sich auch eine kleine Umstellung, die wir noch bei anderen Bearbeitungen antreffen werden, da sie auf der Hand liegt: die Vorbereitungen zur Hochzeit werden unmittelbar an die Verhandlungen zwischen Walther und den Untertanen angeschlossen, so daß die Vorgeschichte der Griseldis sich ganz geschickt mit der Werbung zusammenfassen läßt.

Karl Simrock hat nun 1847 im 6. Band seiner deutschen Volksbücher S. 129—152 unter dem Titel „Markgraf Walther" das Fiedlersche Volksbuch, wie er es in einem Einzeldrucke vorfand,[1] fast wörtlich und mit derselben Kapiteleinteilung wiedergebracht. Es entspricht diese Treue ganz seinem geschichtlichen Standpunkt, der ihn von den Verfassern anderer derartiger Sammlungen, besonders den später zu besprechenden Schwab und Marbach unterscheidet. Doch erneuerte er den Text natürlich orthographisch und grammatisch gerade so gut wie Bechstein. Auch ersetzte er einzelne Ausdrücke durch andere bessere, besonders Fremdwörter durch deutsche,[2] aber der altertümliche Ton blieb durchweg gewahrt. Der Einfluß der von Simrock mitbenutzten Steinhöwelschen Übersetzung macht sich in Zusätzen bemerkbar, die teils rein nebensächliche epische Züge betreffen,[3] teils mehr inhaltlich von Bedeutung sind, die umständliche geographische Einleitung gehört hierher. So erscheint S. 125, Z. 13—18 des Grafen energisches Auftreten gegen seine Untertanen gesteigert und seine spätere Wahl einer Frau durch „Hirtentochter" vorbereitet. Ferner ist Petrarcas Kritik bei dem ersten Auftreten des Prüfungsgedankens hinzugefügt (S. 133 von unten Z. 6—8). Griseldens hin-

unter den Dornen, aber noch weit schöner war ihre Seele, kein Hauch von Weichlichkeit hatte sie verzärtelt, kein Umgang mit der feineren Welt die Einfalt ihres Herzens verderbt. Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer, der die Arbeit ihrer Hände segnete, Gehorsam und die zärtlichste Liebe gegen ihren kraftlosen Vater, Begnügsamkeit, Fleiß, Geduld und Sanftmut waren die Hauptzüge ihres Charakters. Oft hatte sie der Markgraf entweder bei ihrer kleinen Heerde mit Spindel und Rocken, oder in ihrem Garten mit dem Grabscheid beschäftigt wahrgenommen, oft ihre Lobgesänge, womit sie die aufgehende Sonne begrüßte, mit Entzücken angehört."

[1]) Daraus, daß Simrock die Geschichte von Gismunda unmittelbar auf den Markgraf Walther folgen läßt, kann man auf das Volksbuch von 1680 als Quelle schließen.

[2]) Gleich in der Überschrift des 1. Kapitels, S. 121 ist z. B. von „gewohnet und residieret" letzteres unterdrückt. Der Markgraf ist bei ihm nicht „gravitätisch", sondern „ansehnlich", nicht „ehrliches Leben", sondern „ohne Tadel" (S. 122). Statt „die Anwesenden Herren und Gäste hatte das Wunder fressen mögen" S. 126 „hätte groß Wunder nehmen mögen". Im übrigen bestätigen die bisher gegebenen Verweise auf Simrock das Gesagte zur Genüge.

[3]) S. 126 von unten Z. 3; S. 127 Z. 5—6; S. 135 Z. 14; S. 136 Z. 11 (Esel statt Pferd zur Fortschaffung des Kindes, bei Petrarca jumentum).

gebender Gehorsam ist erhöht, da der Anfang ihrer Rede bei der Verstoßung (S. 141 von unten Z. 3—11) und ihre Antwort bei ihrer Beordnung zu Magddiensten (S. 146 von unten Z. 6—10) aufgenommen sind. Fiedlers unangebrachte, dem Markgrafen in den Mund gelegte Bemerkung, daß alle Menschen sterben müssen, fehlt glücklicherweise (S. 134 Z. 12); dagegen liegt ein eigentümliches Versehen vor, wenn ehrliche Liebe in eheliche Liebe (S. 127 Z. 12) verdruckt ist.[1]) Simrock ist überhaupt ausgesprochenermaßen nicht prüde und so hat er auch das Wort Dirne, mit dem Fiedler Griseldis bezeichnet, ruhig stehen lassen. Sonst freilich hatte dieser schon alles irgendwie Anstößige beseitigt. Wir können also unser Urteil über das Fiedler-Simrocksche Volksbuch von Markgraf Walther dahin zusammenfassen, daß es, trotzdem es seinen Ursprung einem Geistlichen verdankt, den gerade der moralische Charakter der Erzählung anzog, doch vermöge des dem Verfasser eignenden gesunden Gefühls und der pietätvollen Art des modernen Bearbeiters[2]) gegenüber Petrarcas Urtext an Natürlichkeit gewonnen hat.

Anders stellt sich die Sachlage bei dem dritten von uns ausführlich zu besprechenden Volksbuch dar. Wenn wir uns jetzt erst zu Schwab wenden, der schon 1836, also vor Simrock, eine Griseldiserzählung in seinem Buch der schönsten Geschichten und Sagen brachte, so rechtfertigt uns einmal, daß seine Bearbeitung mittelbar auf eine jüngere Quelle, nämlich ein 1687 in Dillingen erschienenes Werk des Kapuzinerpaters Martinus von Cochem zurückgeht, und dann vor allem, daß sie infolge dieses Ursprungs mit anderen Prosabearbeitungen von katholischen und protestantischen Theologen eine Gruppe für sich bildet, die durch einen ausgesprochenen didaktischen und religiösen Geist gekennzeichnet ist.

Einen solchen verrät wie die sonstige Schriftstellertätigkeit Cochems auch schon der Titel des hier in Betracht kommenden Sammelwerks „Außerlesenes History-Buch, oder Außführliche anmüthige, und bewegliche Beschreibung Geistlicher Geschichten und Historien".[3]) in dessen erstem Buch S. 927—945 die Geschichte von Griseldis als 92. History unter der Überschrift „Von der wunderlichen Gedult der Gräfin Griseldis" steht.

---

[1]) Wohl schon im Drucke von 1680, der mir nicht zugänglich war.

[2]) Man kann zwar nicht behaupten, daß die Zufügung von Stellen aus Steinhöwel besonders glücklich gewesen sei, aber viel geschadet hat sie auch nicht.

[3]) Der ausführliche Titel macht dies noch deutlicher; er findet sich abgedruckt bei Seuffert, die Legende von der Pfalzgräfin Genovefe S. 69 und in Köhlers Aufsatz über die deutschen Volksbücher von der Pfalzgräfin Genovefa und von der Herzogin Hirlanda, Zeitschrift für die Philologie 5, 69—70, wiedergedruckt in Kleineren Schriften 2, S. 663.

Wie Schwab im Vorwort zu seinem Buch angibt (S. VII), hat er die Griseldiserzählung wie die anderen Volksbücher „nach den im Umlauf befindlichen fliegenden Blättern mit verschiedenem Druckorte“, gerade Griseldis aber auch noch „mit Zuziehung des Fragments einer Augsburger Ausgabe von 1628“ „getreu wieder erzählt“. Daß Einzeldrucke der Cochemschen Griseldis vorhanden waren, gibt Köhler, Kleinere Schriften 2, S. 508 an und teilt den Titel von einem aus Cöln mit; der Druck von 1628 ist in Goedekes Grundriß² 1, 365 unter den Ausgaben von Steinhöwels Griseldis angeführt. Wenn übrigens Schwabs ausdrückliche Angabe nicht wäre, würde niemand bei seiner stilistisch freieren Bearbeitung die Benutzung dieses Drucks vermuten.

Cochems Griseldis liegt weiter in bloß modernisierter Orthographie in Passauer Drucken von 1842 und 1846, ebenso wie seine Genovefa in solchen von 1844 und 1853[1]) unter dem Titel vor: „Die wunderliche Geduld der Bäuerin und Gräfin Griseldis, ein herrliches Exempel der Geduld und Demuth, sonderlich für jene Weiber, welche ungerathene Männer haben. Aufgestellt von Franz Petrarca, Italiens unsterblichem Dichter, nacherzählt von Pater Martin von Cochem, weiland Kapuziner-Ordens-Prediger und Senior“ und erfuhr 1836 eine Neubearbeitung von J. Rion für die Jugend in ausgeprägt katholischem Sinn. Wenn durch diesen Griseldis der katholischen Jugendliteratur einverleibt wurde, nachdem sie durch Cochem selbst schon längst in die allgemeine katholische Erbauungsliteratur eingeführt war, so folgte dem Beispiel Schwabs ein anderer evangelischer Theologe Württembergs Ottmar F. H. Schönhuth[2]) in seiner „Historie von der geduldigen Griseldis, gar rührend und erbaulich zu lesen und mit schönen Figuren geziert“, Reutlingen 1847, die eines der sogenannten Reutlinger Volksbücher ausmacht.

Ehe wir uns der Betrachtung der allen diesen Bearbeitungen zugrunde liegenden Cochemschen Griseldis zuwenden, müssen wir auf deren Quelle mit ein paar Worten eingehen. Denn nicht unmittelbar aus Petrarca ist diese geschöpft, vielmehr ist sie von P. Martinus dem Caelum Empyraeum von Engelgrave entnommen, wie er selbst am Schlusse seiner Erzählung sagt.[3])

Damit geraten wir noch tiefer in die katholische Literatur hinein; denn Henricus Engelgrave,[4]) societatis Jesu theologus (1610—1670),

[1]) Köhler, S. 668.

[2]) 1806—1864 bekannt als erster Herausgeber der Laßbergischen Nibelungenhandschrift und sonstiger älterer Literaturdenkmäler.

[3]) Köhler, S. 507 Anmerkung 2.

[4]) Artikel Engelgrave in der Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, bibliographie par les pères de Backer, 1892.

ist ein Belgischer Jesuit und Verfasser verschiedener, großer, nach dem Kirchenkalender geordneter lateinischer Sammelwerke geistlich-moralischen Charakters, die zum Teil eine hohe Zahl von Auflagen erfuhren. Unter diese gehört auch das Caelum Empyraeum in festa et gesta Sanctorum,[1]) das eine Sammlung von streng logisch und rhetorisch geordneten, teils predigtartigen, teils moralisch belehrenden Aufsätzen über die Festtage der Heiligen enthält. Das festum conversionis S. Pauli apostoli gibt dem Verfasser Anlaß, in Anknüpfung an das Wort des Paulus: Domine, quid me vis facere (Act. 9) von der caeca obedientia im Verhältnis zu Gott und unter den Menschen in fünf Paragraphen zu handeln. § 3 (S. 58—62) widmete er hauptsächlich dem Gehorsam der Frau gegen ihren Mann und erweist sich hier natürlich als ein würdiger Genosse des protestantischen Diakonus Fiedler, nur daß er noch folgerichtiger und einseitiger ist.

Jenes Wort des Paulus überträgt er nach Eph. 5, 22 auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau[2]) und zieht auch die bekannte alttestamentliche Stelle (Gen. 3, 16) an. Er stellt die Lage der Frau noch unter die Sklaverei und empfiehlt als einziges Mittel ihrer Erleichterung einen unbedingten, heiteren und willigen Gehorsam.[3]) Als vorbildlich für einen solchen nennt er neben Crotildis, Susanna und Pomelia auch unsere Griseldis und erzählt ihre Geschichte nach Petrarca. Wenn er auch vieles von ihm wörtlich abschreibt, so kürzt er ihn doch wesentlich, was dem Charakter als bloßes Beispiel ganz entspricht, und gestaltet den Stil flüssiger und leichter. Daß die durch die vorausgehenden Ausführungen gekennzeichnete Ansichten des Verfassers über das Verhältnis der Frau zum Mann in der Erzählung selbst auch zum Ausdruck kommen, erörtern wir, so weit nötig, am passendsten bei Cochems deutscher ziemlich frei gehaltener Übersetzung.

Ehe wir ihren Inhalt besprechen, wird es sich übrigens wie sonst empfehlen, einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, in der hier Griseldis erscheint. Sie steht hier am Schlusse der 8. Gruppe „underschidlichen Exemplarisch-Gedultigen" an 15. Stelle nach der „Standhaftigkeit der heiligen Jungfrauen Euphrosynae". Auch sonst

[1]) Coloniae Agrippinae, Anno 1668. Folio, auch in 2bändiger Quartausgabe 1. Band 1668, 2. Band 1670.

[2]) § 3 hat zur Überschrift: Mulieres viris suis subdita sint sicut Domino quoniam vir caput est mulieris.

[3]) Unicum mulieribus in hac ferrea necessitate et durissima servitute constitutis remedium ad mala omnia mitiganda et velut in innocentiae statu tranquillissime cum viro vivendum, est illis in omnibus gratanter et hilariter et libenter obsequi illud identidem ingeminando ac virum percunctando: Domine quid me vis facere? . . . . Quo amabili obsequendi studio nonnullae viros efferos et quasi leones in domo, mansuetos ut agnos reddiderunt, et ferream servitutem in auream libertatem commutarunt.

ist ihre Umgebung äußerst heilig und ehrwürdig — Tobias, Hiob, Suso seien von den männlichen, die selige Catharina von Genua und Marina von Escobar noch von den weiblichen Exemplarisch-Geduldigen genannt — während es in der vorhergehenden 7. Gruppe „von einigen unschuldig verfolgten Gerechten" entschieden weltlicher zuging: dort finden sich neben Jeanne d'Arc und Maria Stuart auch Hirlanda und Genovefa, die ebenfalls die Grundlage von Volksbüchern abgegeben haben.[1]) Diese Stellung entspricht ganz dem höheren Grade von „Exempelhaftigkeit" und Vollkommenheit, der Griseldis im Unterschiede von ihren weltlicheren und menschlicheren Leidensgenossinnen eigen ist, und ihre Umgebung bei Cochem wirkt entschieden noch fördernd auf diese Eigenart ein.

Ihre „exemplarische" Geduld wird im Vor- und Nachwort Cochems eindringlich hervorgehoben: „Vor dem Beschluß deß achten Titels von den Exemplarischen Gedultigen muß ich noch diejenige wunderliche History von dem Grafen Walther und seiner Gemahlin Griselda erzählen und beschreiben, weil wir alle ein herzliches Exempel der Gedult und Demuth darauß werden abnemen mögen. Sonderlich aber sollen diejenigen Weiber, welche ungerathne Männer haben, diese History fleißig lesen und sich mit dieser gottseligen Dame in ihren Verfolgungen tröften und stärken." Und nach einem Überblick über die Leiden der frommen Bäurin schließt er: „O der nur ein Quintlein von dieser großen Geduld möchte haben und dieser gottseligen Dame einigermaßen könnte nachfolgen. Dem ewigen Gott sei höchster Dank gesagt für alle Gnaden, so er dieser seiner treuen Dienerin verliehen hat und er seye auch demüthig gebettet, zu verleihen ihr in ihrer Demut und Gedult nachzufolgen." Auch im Texte selbst kann Cochem nicht unterlassen, ihre Vorbildlichkeit zu betonen: So heißt es z. B. nach ihrer rührenden Liebes- und Gehorsambeteurung bei Ankündigung der ersten Prüfung: „O wohl ein herzliches Exempel der Gedult bei einer so schlecht erzognen Bäurin, über welches sich billich alle Menschen müssen verwundern und welchem billich alle Weiber sollen nachfolgen;" und in mehr objektiver Weise wird vor Beginn der Prüfungen ihre Ehe als Muster hingestellt: „Auch lebten diese beiden Eheleute in solcher Liebe und Einigkeit, daß keines das andre mit dem geringsten Wörtlein erzürnte, wie sie denn auch ihren Untertanen das beste Exempel der Frömmigkeit gaben."

Griseldis selbst ist überhaupt ausgesprochen fromm. Schon bei Petrarca finden sich Ansätze dazu, die Engelgrave natürlich nicht verwischte, und so heißt es von ihr bei Cochem, als ihr Leben in ihres Vaters Hause geschildert wird: Ihren Eltern war sie ganz

[1]) Köhler, S. 662 ff.

gehorsam und den Werken der Andacht ganz ergeben.[1]) Eigene Zutat von ihm ist es aber, wenn er sie bei der Wegnahme des ersten Kindes sagen läßt: „Ich befehle es mit Leib und Seele dem höchsten Gott, welcher nach seinem göttlichen Willen mit ihm mag verordnen“[2]) und bei der Hergabe des Sohnes: „Ich erhoffe aber, daß sein (des Markgrafen) Väterliches Herz werde sich über dasselbe erbarmen und er werde vielleicht noch ein Mittel finden, es für dem Tod zu bewahren. So diß aber nit seyen könnte, so opffere ich diß liebe Schätzelein dem höchsten Gott, von welchem ich dasselbige aus Gnaden empfangen hab.“[3]) Auch die ihr stückweis immer näher tretende Wirklichkeit der Verstoßung vermag sie durch ihr Gottvertrauen zu ertragen und tröstet bei der Heimkehr ihren jammernden Vater: „gedencket, daß diß alles nit ohne sonderbare Verordnung Gottes geschehen sey.“[4]) Wirklich findet er auch für seinen Unmut in religiöser Betrachtung Trost. „O wie falsch ist die Lieb unsres Grafens, welcher dich umb keiner andern Ursach hat wöllen heurathen, als daß er dich nur möchte betrüben. Dennoch, meine liebe Tochter, wollen wir uns mit dem nackenden Christo getrösten und uns umb so viel erfreuen, weil wir diese grosse Unbild nit wegen unseres Uebelverhaltens, sonder wegen unserer Armuth und Geringfügigkeit müssen leyden.“ Als sie mit ihren tot geglaubten Kindern wieder vereint wird, ruft sie aus: „Gebenedeyt seye die Göttliche Gütigkeit, welche euch bißher bewahrt und mir jetzt und mit Freuden zugestellt hat.“[5])

Durch diese ein ausgesprochen religiöses Gemüt verratenden Äußerungen wird Griseldens Verhalten entschieden erklärlicher, ähnlich wie bei Fiedler;[6]) aber die von diesem erzielte größere Natürlichkeit ihrer Gestalt findet sich bei Cochem dafür nur in geringerem Maße. Zwar fehlen ihr männliches Gemüt, ihre Regententätigkeit und mancher andere ihre Trefflichkeit bei Petrarca steigernde Zug, allein einfach deswegen, weil er sie in seiner Quelle nicht fand. Auch ist sie keineswegs so gefühllos wie bei Petrarca, im Gegenteil ihr „unsäglicher Schmerz und Herzeleid“, ihr „Seufzen aus dem untersten Grund ihres Herzens“, ihre Angst vor der bevorstehenden Verstoßung werden ausdrücklich betont, aber nur um ihr „heroisches Gemüth“,[7])

[1]) Petrarca, S. 542 totum filialis obedientae ac pietatis officium explicabat, Engelgrave: exercebat, vgl. Schwab, S. 308.

[2]) Vgl. Schwab, S. 316.

[3]) Schwab, S. 321 oben.

[4]) Schwab, S. 327 oben.

[5]) Schwab, S. 331—332.

[6]) Dieselbe religiöse Wendung ihres Charakters findet sich auch in Perraults Versnovelle von 1691.

[7]) Schwab, S. 315 unten hat dafür „die übernatürliche Stärke ihres Gemüts“.

das alle diese Gemütsbewegungen verborgen zu halten weiß, noch stärker und vor allem rührsamer hervortreten zu lassen.

Auch andere Abänderungen haben diesen Zweck. Kann man sich einen schärferen Gegensatz zu Boccaccios coltella denken, wenn Griseldis auf den Befehl des Grafen „butze das Hauß bestens auß und bereite alles was die Gäst zu logieren von nöthen ist“ folgendermaßen erwidert: „Gar gern, gnädiger Herr will ich diß verrichten und achte es für eine sonderbahre Ehr, daß ich Ihro Gnaden mag aufwarten. Ja solang als ich leben werde, werde ich nit unterlassen, Ihro Gnaden zu dienen, dan ich mich darzu wegen vieler empfangenen Gutthaten verpflicht erkenne.“ [1]) Hierher gehören auch meistens die für diese Bearbeitung so charakteristischen Reflexionen des Verfassers und seine Fragen an die Leser, wie sie sich Griseldens Verhalten vorstellen. Als Antwort versichert er dann ihre Standhaftigkeit und Unerschrockenheit. [2])

Auch die ausführlichere Darstellung der Prüfungen und die Hinzufügung neuer ist auf Hervorlockung unserer Bewunderung und Rührung angelegt. Gleich bei der Geburt der Tochter läßt der Markgraf merken, daß ein Sohn ihm lieber gewesen wäre; Griseldis sucht jedoch seinen Unmut durch doppelte Freundlichkeit zu besiegen. Während bei Petrarca nur angegeben wird, daß sie ihres ersten Kindes nie erwähnt, nennt hier der Markgraf selbst des öfteren beide Kinder, nur um sie zu prüfen (dies nach Engelgrave). Aber er kann sie zu keinem Seufzer bringen. Nur wenn er die Kinder selbst betrauert, dann tut sie es auch. Besonders deutlich wird dieses Bestreben, die Zahl der Prüfungen zu erhöhen, bei der Vorbereitung der Verstoßung. Er zeigt öffentlich seine Mißachtung für sie und läßt ihr ausdrücklich die darüber entstandene Unzufriedenheit seiner Untertanen mitteilen. Daß dies als eine besondere Prüfung auf-

---

[1]) Schwab, S. 329 Mitte.

[2]) Schwab, S. 315 unten, 319 Mitte und 325 oben — daraus, daß mir bei der Schlußredaktion dieser Ausführungen Cochems Bearbeitung selbst nicht mehr zugänglich war, erklärt sich, daß ich genötigt bin, für manche mir nachträglich wichtig scheinenden Belegstellen den Text des Passauer Drucks von 1842 oder das Reutlinger Volksbuch zu zitieren, das Cochem näher steht als das Schwabsche. In letzterem heißt es S. 24 nach der Verstoßungsrede: „diese Worte waren gewiß ein schrecklicher Donnerkeil, der auch das allerstärkste Weib dieser Welt hätte zu Boden schlagen können. Auch muß man sich höchlich wundern, wie doch der Graf gegen seine tugendsame Gemahlin sich so hat erzeigen, und sie so stark auf die Probe stellen mögen. Was meint ihr nun, daß die geduldige Griseldis auf den Vortrag des Grafen geantwortet, und wie sie sich vor diesen hohen Herren äußerlich benommen hatte? Sie ließ gar keine Verstörung in ihrem Angesichte merken, sondern sprach mit demüthigen Worten .....“ Der Vergleich mit Schwab, S. 325 zeigt die charakteristische Auslassung des einen für den Grafen weniger günstigen Satzes.

gefaßt wird, zeigt der Satz: „Weil denn dieses alles die Gräfin nicht verstören mochte, gebrauchte der Graf noch eine andre List.“[1])

Aber auch abgesehen von dieser Zufügung neuer Prüfungen, sind die alten ausführlicher, und zwar sentimentaler gestaltet. Bei der Wegnahme des ersten Kindes[2]) instruiert der Markgraf in direkter Rede den Diener, das Kind, wenn nötig, mit Gewalt zu nehmen und auf das Verhalten der Mutter genau Achtung zu geben. Darauf fragt der Diener nach dem Grund des Befehls und der Verschuldung der Frau und sucht den Grafen zu erweichen: „Ich bitte euch um Gottes Willen, schonet doch dem armen, unschuldigen Lämblein und vergiesset doch nicht das edle Blut, welches ihr selbst gezeugt habt.“ Vom Grafen zornig zurechtgewiesen, vollzieht er seinen Auftrag,[3]) bricht aber bei der rührenden Abschiedsszene zwischen Mutter und Kind in Tränen und Schmerzensbeteurungen aus und muß schließlich von Griseldis an seine Pflicht gemahnt werden. Die Wegnahme des zweiten Kindes[4]) verrichtet er leichteren Herzens, da er weiß, daß den Kindern nichts geschieht; er erlaubt sich dabei sogar eine doppeldeutige Ausdrucksweise, wenn er sagt, er wolle es demjenigen überliefern, welchem er vor sechs Jahren das Fräulein überliefert habe.

Wie der Diener oft bitterlich vor Rührung weinen muß, so auch der Graf, worin Cochem freilich nur Petrarca weiter ausführt. Den Gipfel von Rührseligkeit erreicht er bei Griseldens Rückkehr nach Hause: Nicht nur das Hausgesinde ist wie bei Petrarca weinend und trauernd, weil es eine so „liebreiche Matrone und treuherzige Mutter“ verliert, sondern auch Griseldis selbst wird angesteckt — natürlich nur aus Mitleid mit dem Jammer der anderen, und weinend und klagend kommt auch ihr Vater „samt allen Benachbarten ihres Dörfleins“ ihr entgegen.[5])

Wenn hier Cochems Einempfindung in Situationen und Personen auch zu übertriebener Tränenseligkeit führt, so beruht das doch auf dem an und für sich löblichen Bestreben, sie uns gemütlich nahe zu rücken. So sucht er auch Graf Walther, wie hier der Markgraf vorzüglich heißt, uns sympathischer zu machen. Zwar wird er keineswegs gleich von Anfang an wie bei Fiedler in ein ideales Licht gestellt. Allerdings kommt zu seinen gewöhnlichen guten Eigenschaften noch hinzu, daß er „spitzfindig von Verstand“ ist, allein im übrigen

[1]) Schwab, S. 323, wo „heilige Gemütsruhe“ dazu gesetzt ist.

[2]) Schwab, S. 315—316.

[3]) Die wilden Tiere, vor denen bei Petrarca Griseldis die Kinder zu bewahren bittet, fehlen schon bei Engelgrave; dafür sagt der Diener klar, daß er die Kinder dem „Scharfrichter“ überbringen solle.

[4]) Schwab, S. 320.

[5]) Schwab, S. 327.

wird seine übermäßige Jagdliebhaberei ruhig erwähnt und seine Unlust zu heiraten nicht gerade schmeichelhaft begründet.[1]) Sein Motiv, der Herrschsucht und den Zänkereien eines Weibes zu entgehen, wird uns in einer Unterredung mit seinen Freunden anschaulich gemacht. Während die starke Betonung dieses bei Petrarca sehr gemilderten Motivs an Boccaccio erinnert, ist Cochems Graf Walther sonst gerade das Gegenteil des raschen temperamentvollen Marchese Gualtieri. Er unterwirft sich dem Willen der Untertanen, „auf daß sie erkennen, daß ich sie liebe und ihnen als Vater vorzustehen begehre". Ihrem Vorschlage denkt er seinem spitzfindigen Verstande gemäß eine Weile still nach, ehe er erwidert, und ebenso entschließt er sich erst nach langem Nachdenken, „Keine große Frau, sondern ein demütiges Mägdlein, so ihm in allem willfahren thäte," zur Frau zu nehmen. Im 2. Teil der Erzählung setzt zwar wie gewöhnlich seine Probiersucht ein, aber die ist von vornherein nicht so scharf ausgesprochen wie bei Petrarca oder gar Engelgrave,[2]) und sie wächst erst allmählich an, indem gerade Griseldens Unerschütterlichkeit ihn antreibt, seine Prüfungen noch weiter zu steigern.

Vor allem tritt aber ein nicht egoistischer Beweggrund noch dem obigen zur Seite, nämlich „ihre hohen Tugenden der Welt kundbar zu machen", wie er in seiner Schlußrede sagt. So führte er auch die zweite Prüfung trotz seiner Herzensbetrübnis nur durch, „damit gleichwohl diese hohe Tugend seiner Eheliebsten zum Exempel aller Weiber möchte an Tag kommen". Man sieht hier deutlich den Einfluß von Cohems Vorliebe für das Motiv von Griseldens Exempelhaftigkeit.

Im übrigen ist der Markgraf noch menschlicher als bei Fiedler gehalten. Wie bei diesem tritt seine Liebe mehr hervor, so in der Verstoßungsrede.[3]) Vor allem ist es ein sehr sympathischer Zug, daß er Griseldis zurückruft, weil er „ihre Abwesenheit nicht lang geduldén möchte". Auch seine Aufklärungsrede am Schlusse enthält folgende bezeichnende Stelle: „weil ich dann nun an euerer Tugend ein vollkommenes Gnügen hab, so werde ich euch hinfüro nimmermehr probieren, sondern euer getreuer Ehemann, ja demüthiger Diener bleiben."

---

[1]) „Er hatte auch gar keine Lust zum Heirathen, nicht zwar wegen der Liebe zur Keuschheit, sondern wegen der hochgeliebten Freiheit und alleinigen Herrschaftlichkeit." Siehe Schwab, S. 303.

[2]) Engelgrave hat ungemein bündig: cepit Gualterum curiositas ex promissione facta altius eam tentandi et acrius explorandi.

[3]) Passauer Druck: wie wohl ich bisher deine treue Liebe zu mir verspürt und dich auch als meine wahre Gemahlin sonderlich geliebt habe, dennoch muß ich durch Schickung Gottes — diese tritt hier bezeichnenderweise an die Stelle der päpstlichen Erlaubnis — diese meine Liebe von dir abwenden und einer andern zukehren. Schwab, S. 324 Mitte.

Wie rührselig und tränenreich er ist, sahen wir schon. Seine humane Gesinnung zeigt sich auch Janicula gegenüber, den er schließlich an seinem gräflichen Tische speisen läßt und wie einen leiblichen Vater ehrt.

Auch sonst tritt Janicula mehr hervor, so wenn seine Freude über die Geburt der Tochter und des Sohnes erwähnt wird, bei letzterer mit der Hinzufügung, daß er und Griseldis „nun nit zweiffelten, der Graf werde sie mehr als zuvor mit beständiger Affektion lieben".[1]) Die Schwester des Grafen wird ebenfalls weniger nebensächlich als bei Petrarca behandelt: Sie schreibt ihm nach Übersendung des ersten Kindes einen Brief, worin sie versichert, seine Wünsche getreulich erfüllen zu wollen, und „verhielt sich auch wirklich nit anders gegen das Kind, als wenn sie seine leibliche Mutter wäre".

Dieses Ausmalen der gegebenen Situationen und der Empfindungen der handelnden Personen tritt uns überall in Cochems Bearbeitung entgegen. So wird z. B. die Verwunderung der Hochzeitsgäste über die fehlende Braut breit ausgeführt, der Zug zu Griseldens Hütte ausführlich geschildert, ein Passus über Griseldens Erstaunen bei der Frage des Markgrafen eingeschoben,[2]) das Volk ruft „Vivat Griseldis", als der Graf sie seinem Schlosse zuführt; am Schlusse, als sie der neuen Braut kniend Segen wünscht (wie bei Petrarca), wird das damit begründet, daß alle Mägde dies tun mußten, also auch sie. Ihre Dienerinnentätigkeit trägt ihr den von Engelgrave übernommenen hübschen Vergleich mit Martha ein.

Die Art der Vorstellung der Kinder ist dagegen wieder ganz Cochems Eigentum: Zuerst soll Griseldis die Braut ansehen, ob sie sie nicht kenne, und dann frägt der Graf noch, ob sie denn nicht mehr ihre Tochter erkenne. Cochem hat eben eine besondere Freude an wirkungsvollen Szenen. So läßt er sich die Hochzeitsgäste feierlich um das Grafenpaar gruppieren und erst hier statt an der Hochzeitstafel den Grafen die Erklärung für sein Verhalten abgeben. So beutet er auch eine von Petrarca gegebene Andeutung[3]) dahin aus, daß eine förmliche zweite Hochzeit stattfindet, bei welcher geradeso wie bei der ersten die Auswechslung der Ringe und die Benediktion des Priesters nicht fehlt und „hochzeitliche Solennität mit unglaublicher Frohlockung" herrscht.

---

[1]) Schwab, S. 318 mit beständigerer Neigung.

[2]) „Hie lasse ich einen jeden bedencken, was das arme Mägdelein über diese Red gedacht habe, und wie heftig sie hierüber seye verstört worden. Dan sie so gar erschracke, als wann der Himmel über sie herabfiele und alles sich drüber und drunder wendete." Vgl. Schwab, S. 310 oben.

[3]) Petrarca, S. 546 ille dies celeberrimus fuit, celebrior quoque quam dies fuerat nuptiarum.

Dadurch wie durch anderes verstärkt er ähnlich wie bei Fiedler das höfische Gepräge der Erzählung. Die Untertanen werden von den adeligen Freunden scharf geschieden. Die Anordnungen zur Hochzeit muß ein „Haushofmeister" treffen. Von „Zeremonien" ist vielfach die Rede. Für den höfischen Ton ist besonders der Schluß der Bitte der Untertanen bezeichnend: „Wofern Sie nun dieses unser billiges Begehren erhören und uns diese Commission gnädigst übertragen wollen, so werden wir eine solche Demoiselle für Ihro Gnaden aussuchen, welche an Geblüt, Schönheit und tugendlichen Sitten Ihro Gnaden am ähnlichsten sein wird." [1]) Das auch sonst von Cochem gern benutzte Motiv des Standesunterschieds findet in Griseldens Rede über die neue Braut eine hübsche Verwendung; sie sagt da: „Verhoffe auch nit, daß es ihr so übel werde ergehen, als es euer vorigen Braut ergangen ist. Denn weil dieselbige gar bäurisch, diese aber gar zart und von edlem Geblüt ist, so wird sie keine Gefahr haben, jemahl von euch verstossen zu werden." [2])

Daß neben diesen Erweiterungen auch manche Kürzungen gegenüber Petrarca einhergehen, ist auf Engelgraves Rechnung zu setzen. Besonders bei der Bitte der Untertanen und der Vorgeschichte von Griseldis treten diese hervor. [3]) An Umfang übertrifft trotzdem die Bearbeitung Cochems die anderen Volksbücher, wenn auch Simrocks Text durch die Aufnahme der Stellen aus Steinhöwel, die Kapitelüberschriften und die Holzschnitte auf die gleiche Seitenzahl (30) wie der Schwabs gebracht ist.

Was aber ihren Inhalt anlangt, so ist sie entschieden die freiste, am meisten moralisch, religiös und besonders sentimental gefärbt, dabei in gewandter Darstellungsform, der man den Volksschriftsteller wohl anmerkt. Daß natürlich auch Cochems Sprache von Zeitschäden, wie dem massenhaften Fremdwörtergebrauch nicht frei ist, braucht nicht weiter belegt zu werden.

Die Beseitigung der Fremdwörter ist übrigens bei den Erneuerungen dieses Volksbuches geradeso wie bei dem Fiedlerschen eine der allgemeinsten Besserungen. Auf eine solche Modernisierung der Grammatik und einzelner Ausdrücke [4]) beschränkt sich Schönhuth, der Verfasser des Reutlinger Volksbuchs, das sich sonst wörtlich an Cochems

[1]) Schwab, S. 305 oben.

[2]) Schwab, S. 330—331.

[3]) Man vergleiche Schwab, S. 308 mit Simrock, S 126—127. Gegenüber von Engelgrave hat Cochem Erweiterungen, wenn er angibt: Griseldis war die mehrere Zeit im Felde, dennoch kochte sie alles für die wenigen Hausgenossen und brachte allzeit die halbe Nacht mit Spinnen zu.

[4]) Statt des nackenden Christi hat er den armen Heiland S. 27, Schwab läßt ihn ganz weg.

Text anschließt. Auch hat er Cochems einleitende Bemerkungen gekürzt und an den Schluß als Moral gestellt, sowie die Erzählung in sechs Kapitel eingeteilt.

Schwabs Volksbuch ist dagegen eine vollkommene stilistische Erneuerung des alten Textes, mit Beseitigung alles sittlich Anstößigen und Anbringung kleiner inhaltlicher Schattierungen. Was zunächst Schwabs Art stilistischer Umwandlung betrifft, so wird man davon an der Hand der von uns zahlreich gegebenen Verweise leicht durch Vergleichung ein Bild gewinnen können.

Es möge hier nur noch einmal ausdrücklich auf den oben angeführten Anfang der Verstoßungsrede verwiesen werden, wo Schwabs Ersetzung der unterordnenden durch die beiordnende Satzbildung sehr deutlich zu sehen ist. Ferner vergleiche man folgenden Satz „Griseldis aber ward vor innerer Wonne von ihren Sinnen verlassen" (S. 331 unten) mit der Stelle bei Cochem: „Griseldis aber war so voller Verwunderung, daß sie schier wäre von Sinnen gekommen, und ihr Hertz war so voller Freuden, daß sie für innerlicher Süssigkeit ganz krafftlos wurde." Durch derartige Vereinfachung des Ausdrucks, Umstellung von Satzgliedern, Auflösung von Perioden, bessere logische Verknüpfung der Sätze, wie auch durch Beseitigung mancher veralteter Wendungen, auch mancher Verkleinerungsform auf-lein und durch Wahl von geläufigeren Synonymen hat Schwab das altertümliche Gepräge der Sprache vollständig verwischt.

Um „eine unreife Phantasie nicht ungebührlich zu erregen",[1]) hat er weiter folgende Änderungen vornehmen zu müssen geglaubt: Statt „nicht zwar wegen der Liebe zur Keuschheit" setzt er S. 303 „nicht als ob ihn ein Gelübde abgehalten hätte", statt „Verlangen in Hervorbringung seiner Erben", S. 305 „Verlangen, die Regierung in meinem Hause gesichert zu sehen", statt „das Fräulein war kaum zwölf Jahre alt und noch nit tauglich zum Heurathen" S. 330 „schien zum Heiraten noch viel zu jung". Die Räumung des Ehebetts in Griseldens Rede bei der Verstoßung fehlt natürlich S. 325, und auch die verschiedenen Umkleidungsakte sind gegenüber Cochem dezenter gehalten.

Von sonstigen Änderungen mögen noch folgende angemerkt werden: Wie der Tadel über das Verhalten des Grafen bei der Verstoßung weggelassen ist, so auch die Angabe, daß er Janicula früher vernachlässigt habe.[2]) Der Graf soll eben von jedem Makel rein gehalten werden. Umgekehrt ist der Sinn einer Stelle in einer für ihn ungünstigen Weise gerade ins Gegenteil verdreht worden; wenn es

[1]) Vorwort, S. VII.

[2]) Petrarca, S. 546: socerum quem hactenus neglexisse visus erat.

bei der ersten Prüfung S. 313 von ihm heißt: „Hier stellte er sich keineswegs freundlich gegen sie an." Da aber auch das Reutlinger Volksbuch schon diese Umwandlung zeigt, so wird sie auf dem von Schwab benutzten Einzeldrucke der Cochemschen Griseldis zurückgehen, ebenso wie die sehr wenig angebrachte „helle" Stimme, mit welcher der Graf den beiseite genommenen Janicula anredet. Cochem hat in Übereinstimmung mit Petrarcas submissa voce stille Stimme. Auf die Steinhöwelsche Übersetzung geht mit Sicherheit nur die bei Cochem fehlende Begründung von Griseldens Zurückberufung aufs Schloß mit ihrer Sachkenntnis.[1]) Im Gegensatze zu Simrock erweitert er nicht die geographische Einleitung durch Anleihen bei ihr, er läßt vielmehr noch „das salutiarische Land" weg, wie er auch den Schwager des Grafen nicht mit Namen nennt.[2])

Ein für Schwab recht bezeichnender Zusatz findet sich noch S. 332, wo Griseldis „mit unverwelklicher Schönheit geschmückt" dem Grafen entgegentritt. Schließlich findet sich die bei Fiedler angemerkte Verschiebung von ein paar Sätzen, die Griseldis betreffen, auch bei ihm.

Diese Bearbeitung zeugt also von der Geschicklichkeit des Jugendschriftstellers Schwab. Denn hauptsächlich als solchen haben wir den Herausgeber des Buches der schönsten Geschichten und Sagen nach den in seinem Vorworte niedergelegten Ansichten aufzufassen. Sprachliche Erneuerung, sittliche Reinigung und Schönfärbung einzelner Stellen war selbst an diesem Stoffe möglich, der doch sonst schon so sehr seiner ganzen pädagogischen Auffassung entsprechen mußte und ihn sogar zu einer Romanzendichtung veranlaßte, die wir später zu besprechen haben. Man lese nur auf S. VI des Vorworts: „Besonders werden jüngere Leser, welche, gleich dem Volke, gesteigerter Kunstbildung noch nicht zugänglich sind, von der Poesie dieser Sagen in ihrer einfachsten Gestalt ergriffen und gerührt werden, während zugleich der Grundton von Frömmigkeit und reiner Sitte, der durch die besten dieser Poesien in ihrer ältesten Form am hörbarsten durchklingt, sie vorzugsweise zu einem Lesebuch der Jugend macht, das ohne von ausgesprochen didaktischer Tendenz zu seyn, sie doch gegen Unglauben und Unsitte zu befestigen und darüber zu belehren geeignet ist, daß die schönste Dichtung mit Religion und Tugend im ewigen Bunde steht."

Andere Töne klingen uns aus dem ersten 1838 erschienenen Band von G. O. Marbachs Volksbüchern entgegen, an dessen Spitze „die

[1]) Schwab, S. 329 „Niemand kennt mein Haus so gut, wie Du!"
[2]) Bei Engelgrave und Cochem ist aus Panico ein Panicius geworden, wie noch das Reutlinger Volksbuch hat.

Geschichte van Griseldis und dem Markgrafen Walther" auf 28 Seiten steht, gesalgt von „einigen anderen Beispielen treuer Liebe". Über sie alle urteilt Marbach in seinem Vorwarte folgendermaßen: „Sie sind keineswegs als Beispiele zur Nachahmung hingestellt, sandern der Leser möge aus ihnen entnehmen, wie schwach einerseits das menschliche Herz sei, und wie stark anderseits, um Schmerz, Qual, sagar Verachtung und Tad aus Liebe standhaft zu ertragen, und möge dies erst sorgfällig scheiden, was er sich zum Muster zu nehmen habe und was zu vermeiden."

Wir können diesen Standpunkt, der zwischen Simrocks und Bechsteins histarischem und Schwabs moralischem in der Mitte steht, als den kritisch-humanen bezeichnen. Dieser erhellt schon aus der Zusammenstellung van Griseldis mit Ghismanda, Giralamo und Salvestra, Lisabetta, Frederiga, Dame van Raussillon, Costanza und Marluccio, wie man sieht, alles Gestalten aus der 3 und 4. giornata von Baccaccias Decamerane.

Eine solche, wenn auch nur ganz äußerliche Annäherung an Baccaccio erweckt bei einer Behandlung des Griseldisstoffes immer ein günstiges Vorurteil.

Vor allem aber macht sich dieser Standpunkt bei der Verwertung der Quellen geltend: Wie schan der Titel durchblicken läßt, hat Marbach das aus Fiedler und das aus Pater Cachem herfließende Volksbuch zusammengeschweißt. Er ist dabei in recht freier Weise verfahren und hat ein anerkennenswertes Geschick entfaltet. Die Madernisierung der Sprache versteht sich unter diesen Umständen van selbst. Zur Beleuchtung seiner Behandlungsart möge eine Prabe van drei entsprechenden Stellen aus den Texten Fiedlers, Schwabs und Marbachs folgen.

Fiedler: Als nun auch dieses Kind weg ist, giebet der Markgraf nochmals scharffe und genaue Achtung auff seine Gemahlin, ob sie etwa anietzo ihr Gemüthe geändert und einen Zorn, Widerwillen und Ungedult gegen ihme geschöpfet hätte, aber er kann anders nichts spüren und sehen, als daß sie ihm von Tag zu Tag gehorsamer und treuer sey und verbleibe.

Schwab: Der Graf aber sprach jetzt nicht selten mit seinem Weibe von ihren zwei lieben Kindern, doch konnte er nicht soviel damit erwirken, daß sie einen einzigen Seufzer hätte hören lassen, oder auf ihrem Angesicht einige Betrübniß sichtbar geworden wäre. Wenn er anfieng, die unschuldigen Kinder zu bedauern, so bedauerte sie dieselben mit ihm; und so in Allem: wie er sich verhielt, also verhielt sie sich auch.

Marbach: Dieser beobachtete seine Gemahlin noch sorgfältiger wie vorher, nahm auch vorher Gelegenheit, öfter mit ihr über ihre lieben Kindlein zu reden, aber obgleich dieselbe in ihrem Innern die unglücklichen Kleinen herzlich beklagte, wollte sie doch durch Seufzer und Klagen ihrem lieben Ehegemahl, der sich auch sonst in allen Dingen liebreich und freundlich gegen sie erwieß, das Leben nicht erschweren. Der Graf sah wohl, daß Griseldis keinen Widerwillen gegen ihn im Herzen trage und von Tag zu Tag nur noch mehr in Treue und Gehorsam ihn liebte.

Bestimmend für die Wahl des einen oder anderen Textes ist im allgemeinen die Absicht, die Handlungsweise von Walther und Griseldis möglichst gut zu begründen und die sentimentalen Ergüsse wie die Steigerung der Prüfungen bei Cochem-Schwab zu vermeiden oder doch zu mildern. So fehlen die subjektiven Ausrufungen, die „neue List" des Grafen, die große Wein- und Klageszene und der Kniefall Griseldens vor der neuen Braut. In der psychologischen Motivierung und Charakterisierung herrscht dagegen Cochem naturgemäß vor, weil er in dieser Hinsicht sich viel mehr Mühe gegeben hatte als Fiedler. Im übrigen gestattet sich Marbach hier auch eigene Zusätze, wie schon die oben angeführte Stelle deutlich beweist. Griseldis ist mehr als liebendes Weib[1]) und schmerzempfindende Mutter aufgefaßt. Das Ruhmesmotiv tritt bei dem Grafen schon zu Beginn der Prüfungen auf und wird immer und immer wieder betont. „Er meinte, daß nun wohl die Zeit gekommen sei, die Treue und den Gehorsam, den ihm Griseldis gelobt, zu prüfen, und weil er gewiß war, daß sie die Prüfungen bestehen würde, so dachte er durch dieselben sie nur noch mehr in Aller Verehrung zu befestigen." „Obwohl nun Graf Walther in seinem Herzen von der Beständigkeit und Treue seiner Gemahlin völlig überzeugt war, so dachte er doch nicht daran, ihre Schmerzen in Freuden zu verwandeln, sondern nahm sich vielmehr vor, um alle Welt zu gleicher Bewunderung und Verehrung gegen Griseldis zu bringen, noch viel härtere Proben ihr aufzulegen." Damit gerät Marbach in dasselbe Fahrwasser, wie Schwabs Romanzenzyklus; wie seicht es ist, werden wir bei diesem ausführlicher zu besprechen haben.

Trotz solcher Zusätze ist im großen ganzen doch mehr gekürzt, ohne daß man, wie Simrock es tut, dies der Rücksicht auf den Preis des Bandes (2 Groschen) zuschreiben müßte. Simrock hat nämlich auf S. XI/XII des Vorworts zu seiner Volksbüchersammlung auf Marbachs Bearbeitung indirekt Bezug genommen und ihr vorgeworfen: „Die obersten Grundsätze, welche bei dieser Herausgabe leiteten, waren Geschwindigkeit und Wohlfeilheit." Auf Grund unserer Untersuchung müssen wir diesen Vorwurf gegen den „Literaten" als unbegründet zurückweisen und können nur anerkennen, daß er alles getan hat, um seinen kritisch-humanen Standpunkt gemäß den Stoff

[1]) Als die Verstoßung in Aussicht steht, heißt es: „Das treue Weib aber ließ sich nicht irre machen und hieng an ihrem Gemahl in unerschütterlicher Liebe wie vordem; denn sie wußte, daß das härteste, was ihr widerfahren könne, der Tod sei, den sie für ihres treuen Gatten Glück zu erleiden allezeit bereit war," und am Schluß: „Herr, nun will ich in Freuden sterben, da ich meine geliebten Kinder wiedergesehen, und erfahren, daß das Herze meines Gatten sich nimmer von mir abgewendet."

umzugestalten.[1]) Wohl aber kann man ihm außer seinem recht papierenen Stil noch vorwerfen, daß er das Cochem-Schwabsche Volksbuch nicht unter seinen Quellen erwähnt hat, was, da er doch sonst den Druck von Fiedlers Text aus dem Jahre 1680 und ein altes italienisches Werk (Boccaccios Decameron) angibt, eine literarische Unredlichkeit ist.

Es liegt nicht in dem Zwecke dieser Untersuchung, alle weiteren Griseldisbearbeitungen in den zahlreichen späteren Volksbüchersammlungen anzuführen oder gar zu besprechen; sie gehen alle mehr oder weniger auf das Schwabsche oder Simrocksche Volksbuch oder auf beide zurück. J. Bolte gibt in Köhlers Kleineren Schriften 2, S. 509 eine von Osterwald 1877 an, der ich noch eine von R. Müldener, die schönsten deutschen Volkssagen, Halle o. J.[2]) beifügen kann. Müldener tritt, was die Tendenz anlangt, in die Fußstapfen des „hochgestellten Pädagogen und Theologen G. Schwab“, den Text selbst schweißt er aus dessen und Simrocks Bearbeitung frei zusammen mit größerem Anschluß an letztere und ganz beträchtlichen Kürzungen (nur 11 Seiten Umfang). Es ist eine jener schlechten, oberflächlich zusammengepfuschten Jugendschriften in papierenstem Deutsch.

Die allgemeine Bekanntschaft des deutschen Volks und insbesondere der deutschen Jugend mit der Griseldiserzählung ist diesen Volksbüchern, die oft eine beträchtliche Zahl von Auflagen erlebten, vor allem dem Schwabschen zu verdanken, das in der Sammlung der „Deutschen Volksbücher“, in die sich jenes Buch der schönsten Geschichten und Sagen 1838 verwandelte, im Jahre 1872 bereits in der 27. Auflage erschien.[3]) Schwabs Bearbeitung wurde 1878 sogar ins Rumänische übersetzt.[4])

Ehe wir von den Volksbüchern zu den aus ihnen entstandenen Volksmärchen übergehen, müssen wir noch einer dem moralisierenden Charakter jener näherstehenden Bearbeitung gedenken, die der von uns schon oben gekennzeichneten theologischen Gruppe angehört. Wie die protestantischen Theologen Schwab und Schönhuth die Brauchbarkeit des Griseldisstoffs für die Zwecke moralisierender Jugendbelehrung erkannt haben, so auch ein katholischer Geistlicher, Ign.

[1]) Auch mit Genovefa ist er ähnlich verfahren, wie Seuffert a. a. O. S. 75 andeutet.

[2]) Nach Schröders Anmerkung auf S. III seiner Herausgabe der Leipziger Griseldis aus dem Jahre 1873 oder später.

[3]) Eine anders betitelte Sammlung „Fünfzehn deutsche Volksbücher für Jung und Alt wieder erzählt von G. Schwab“ erlebte 1903 ihre 17. Auflage (durchgesehen von Gotthold Klee), wo sich die Griseldisgeschichte S. 140—155 findet.

[4]) Köhler, a. a. O. S. 514.

Chr. Schwarz.[1]) Unter dem Titel „Dr. J. Rion, die Gräfin Griseldis, ein Muster der Demut und Geduld, eine Geschichte des Altertums für die reifere Jugend neu erzählt", veröffentlichte er 1836, also gleichzeitig mit Schwab, eine erweiternde moderne Umarbeitung des Cochemschen Textes von 80 Seiten Umfang.

Die moralisch-religiöse Schlußbetrachtung (S. 80—83) läßt deutlich erkennen, wie hier das Griseldisproblem gewendet ist. Kurz zusammengefaßt, besagt sie etwa: Diejenigen, die sich vollständig in den göttlichen Willen ergeben, haben den Himmel schon auf Erden und sind „sozusagen allmächtig, weil Gott in Allem ihren Willen thut, indem sein Wille nur der ihre ist". Wer in eine so glückliche Lage kommen will, hat nur fest zu glauben: 1. daß alles, was uns begegnet, von Gott herkommt, 2. daß alles, was von Gott herkommt, sich zu unserem Besten zuträgt. Den lebendigen Beweis für die Richtigkeit dieser Ausführungen bietet nun Griseldis, und zu dem Zwecke wird uns zunächst ihre ganze Jugendgeschichte ausführlich erzählt bis zur Verheiratung mit dem Markgrafen.

Kap. 1. „Zufriedenheit und Reichtum in armer, niederer Hütte" macht uns mit Geist und Leben ihrer Eltern vertraut und zeigt sie selbst uns als das reinste Musterkind, schön und lieblich, gehorsam, bescheiden und geduldig, dazu noch fleißig und gescheit in der Schule. Besonders im Religionsunterrichte macht sie ungemeine Fortschritte, und nimmt sich das Duldertum Christi zum Vorbild; kurz, sie ist schon ganz eine kleine Heilige: „Nachzugeben, wo sie immer nur konnte, war Grundsatz ihres Herzens." Mit 18 Jahren lehrt sie die Kinder, ermahnt uneinige Eheleute und ist den Kranken ein wahrer Trostengel. Unter den zahlreichen Gästen, die wegen des in der Nähe liegenden Besuv (zu dem hier der Besul Cochems wird) das Dörfchen besuchen, befindet sich auch Graf Walther von Piemont, zu dessen Herrschaft es gehört. Auf der Rückkehr von der Jagd kehrt er öfters bei Janicula ein und meint trotz dessen Abwehren, Griseldis verdiene ein besseres Los als ihre Verheiratung mit einem Bauern, durch ihre Tugenden geadelt dürfte sie wohl „die Hausfrau eines Ritters" werden.

Vom 2. Kapitel an entspricht Rions Erzählung Cochems Text im großen ganzen, zum Teile sogar wörtlich, wenn auch stilistisch modernisiert. Jedoch finden sich große Einschübe und charakteristische Zusätze dazwischen. Als seine Freunde dem Markgrafen verschiedene Ritterfräulein zur Ehe vorschlagen, fährt er sie barsch an, „sie seien ihm zu stolz und hochmütig", prunk- und vergnügungssüchtig. Daher verschwört er es, aus diesem Stande überhaupt eine Frau zu nehmen.

[1]) Kehrein 2, 139 nennt ihn Johann Georg Schwarz. Anmerkung der Redaktion.

Sein Abscheu vor der Ehe wird dadurch wie in Perraults Versnovelle recht hübsch begründet und die Wahl eines armen Mädchens geschickt vorbereitet. Ausdrücklich sagt der Markgraf daher bei der Werbung um Griseldis: „Ich habe die besten Absichten mit dir, und lediglich deine Tugend und Unverdorbenheit war es, deine Demuth und Bescheidenheit, wodurch du alle Ritterfräulein der Nachbarschaft in meinen Erwartungen übertroffen hast."

Das 4. Kapitel „Griseldis nimmt Abschied von der Heimat", ist ganz Zutat Rions. Äußerst tränenreich und erbaulich ist der Abschied vom Vater und dem väterlichen Hause, besonders aber vom Grabe ihrer Mutter, deren Fürbitte bei Gott sie dafür erfleht, daß sie doch ja allen den auf sie gestellten Hoffnungen in ihrer neuen Lebensstellung nachkommen möge. Ihre nun folgende Schmückung und Vermählung wird sehr ins Einzelne ausgeführt; die feierliche Beschreibung des Trauungsaktes vor allem Volke in der Schloßkapelle ist von katholischem Mystizismus erfüllt. Griseldis selbst, die schon vorher mit einer himmlischen Erscheinung verglichen worden war, erscheint beim Wechseln der Trauringe und dem Segen des Priesters als höheres Wesen mit verklärtem Gesichte und erleuchteter Seele und bietet ein „wahrhaft himmlisches Schauspiel" dar. Der hier angeschlagene kirchlich-religiöse Ton klingt in der folgenden Szene im Brautgemach weiter, wo Griseldis auf den Knien Gott für das ihr mitgeteilte heilige Sakrament der Ehe dankt und über die sich daraus ergebenden Pflichten für sie und ihren Mann wie ein Pfarrer eine lange Rede hält. Ihre Fürsorge für die Untertanen wird ferner breit ausgemalt. Selbstverfertigte Kleidungsstücke, an ihrem Putz erübrigtes Geld, am Mund abgesparte Tafelfrüchte bringt sie den Armen und Kranken und eilt zu ihnen ähnlich wie die heilige Elisabeth heimlich mit einem Körbchen am Arme. Auch ihren Vater besucht sie täglich und tut ihm alles Gute an.

Dieser erste Teil nimmt bei Rion fast die Hälfte der ganzen Erzählung ein, der Rest schließt sich bei weitem mehr an Cochem an, dessen Rührszenen womöglich noch gesteigert sind. Eigentümlich ist nur die in langen Selbstgesprächen sich vollziehende Motivierung von Griseldens Verhalten: Als man ihr den Tod des ersten weggenommenen Kindes meldet, ringt sie ihr tiefes Schmerzgefühl durch folgende Betrachtung nieder: „Gott der Allmächtige sendet uns das Gute wie das Uebel; wir sollen beides mit dankbarem Herzen aus seiner Vaterhand empfangen. Er war es, durch dessen Gnade ich Mutter dieses Kindes wurde, er hat es mir geliehen, und als sein Eigentum fordert er es nun wieder zurück. Sein Wille geschehe! Mein Gemahl ist nur das Mittel in Gottes Hand. Keines klage ihn deshalb der Grausamkeit an und sei böse über ihn. Es ist ein höherer Wille, der es so angeordnet hat; ihm kann niemand wider-

streben." Ähnliche Paraphrasen des Bibelwortes: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! finden sich auch sonst. Bei der zweiten Prüfung wird ganz richtig bemerkt, daß „allein ihre himmlische Geduld, ihre heldenmütige, martyrartige Standhaftigkeit" sie aufrecht erhalten habe. Diese offenbart sie, als ihr die Gerüchte von ihrer Verstoßung zu Ohren kommen, in einer eines Geistlichen würdigen Rede.

Damit hat aber der Verfasser in der erbaulichen Ausbeutung der Situation noch nicht genug; er läßt Griseldis an die Schloßdienerschaft bei ihrem Fortgang noch folgende Rede halten. „Was weinet ihr? Warum sucht ihr mir dadurch meinen letzten Gang zu erschweren? Euch wird es wohl und gut gehen, auch unter eurer neuen Herrin; denn ihr seid ja alle selbst fromm und fleißig, und über solche Diener kann keine Herrschaft zürnen. Nehmet euch mein Schicksal zur eignen Lehre. Glück und Ehre sind vergänglich; nur das Bewußtseyn, stets das Rechte und Gute gethan zu haben, lebt ewig im Herzen fort, bleibt ein Talisman in allen Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens. Seht, diesen Talisman im Herzen, ertrage ich mit Leichtigkeit alle Leiden, und so wenig mich der jetzt in der Natur tobende Sturm niederbeugen kann, ebensowenig konnte es das harte Schicksal, das mein Gemahl als Mittel einer höheren Macht über mich verhängt hat. Geduld und Christenmuth sind und bleiben der Anker, mit dem ich glücklich durch alle Stürme schiffe." Die gilt auch für die Stürme im eigentlichsten Sinn: denn es war „gerade einer der stürmischsten Tage in der ganzen Woche; es regnete vom Himmel herunter, als ob alle Schläuche des Firmaments sich entleeren wollten; der Wind wehte so gräßlich, daß Ziegel von den Dächern fielen und die ältesten Eichbäume im Walde entwurzelt wurden". Nur mühsam vermag sie, von Wind und Regen gepeitscht, mit Hilfe eines abgebrochenen Astes über den schlüpferigen Boden vorwärts zu kommen.

Der Stil ist, wie man sieht, so recht der schönphrasige einer frommen, moralischen Jugenderzählung, übrigens gegenüber von Cochem ähnlich wie bei Schwab bedeutend flüssiger und glätter. Die inhaltlichen Erweiterungen bezwecken alle, wie die Cochems, die Veranschaulichung und Steigerung von Griseldens idealem Charakter. Deswegen wird uns ihre ganze Jugendgeschichte erzählt, deswegen ihr rührender Abschied und ihre lehrhaften Reden und Selbstgespräche. Die bei Cochem angebahnte religiöse Begründung ihrer Standhaftigkeit und Geduld ist hier anerkennenswert folgerichtig von Anfang bis Ende durchgeführt; sie ist die reinste weltliche Heilige, die in der Trauungs- und Brautgemachsszene spezifisch katholische Züge annimmt.

Daß dies ein ästhetischer Gewinn wäre, kann man nicht behaupten; die Ergebung in Gottes Willen in allen Ehren, so gilt sie

doch, wie Rion Griseldis selbst in ihrer ehemoralischen Rede sagen läßt, nur für „die erlaubten Dinge". „Euch als Mann ward befohlen" (vom Priester), sagt sie ebendort, „euer Eheweib zu lieben, wie Christus seine Kirche liebt, für welche er sich sogar in den Tod gegeben hat; darum möget Ihr auch mir als dem Weibe in aller Noth beistehen, die einen Theil Eures Wesens ausmacht .... Wer seinen Ehegatten haßt und schändet, haßt und schändet sich selbst." Aber auf des Grafen späteres Verhalten findet das keine Anwendung, natürlich weil der löbliche Zweck, die Tugend seiner Frau aller Welt kund zu tun, die grausamen Mittel heiligt!

Was Seuffert über Cériziers Bearbeitung der Genovefalegende aus dem 17. Jahrhundert sagt,[1]) gilt auch für diese katholisierte Griseldis des 19. Jahrhunderts mutatis mutandis:

„Dazu zersetzt das mystische Ineinsleben der Seele mit Gott alle einfachen religiösen und moralischen Gefühle. Nach allen Richtungen eine ermüdende Breite, eine anspruchsvolle Ueberladung, wodurch der schlichte, treuherzige Kern der alten Legende fast erstickt wird."

Die Anlage aber, sich in dieser Richtung auszugestalten, haben alle bis jetzt von uns besprochenen volkstümlichen Prosabearbeitungen des Griseldisstoffes schon deswegen, weil sie auf Petrarca zurückgehen und von ihm den Anreiz zu ausreichender Motivierung, psychologischer Ausfüllung der Personen und epischer Ausmalung der Situationen überkommen haben. Nur in dem Maße der Ausführung sind sie verschieden. Die von Bechstein erneuerte Übertragung ist noch am kürzesten und einfachsten, und ihre Änderungen sind am geringfügigsten; die Bearbeitung von Fiedler-Simrock macht trotz mancher höfischen und religiösen Erweiterungen den erfreulichsten Eindruck, weil Griseldis natürlicher und Graf Walther humaner gestaltet ist und die Prüfungen zwar unverständlich, aber doch ohne Motivierungskünsteleien nackt tatsächlich hingestellt sind; dagegen erscheint die Bearbeitung von Cochem-Schwab — hier ist auch der moderne Bearbeiter Theologe — als unmittelbare Fortsetzung der Tendenzen, die Petrarcas Bearbeitung von der Boccaccios unterscheiden. Moral und Rührsamkeit sind dick aufgetragen, an Schönfärberei ist das Möglichste geleistet. Der dem Stoffe überhaupt zugrunde liegende Gedanke, die Geduld und den Gehorsam der Frau an einem drastischen Beispiele zu verherrlichen, tritt hier als Beweggrund des die Prüfungen vollziehenden Ehegatten auf, der — wenigstens bei mancher Verhängung und Verschärfung der Prüfungen — nur den Tugendruhm seiner Frau zu steigern beabsichtigt. Die sich hier findende

[1]) a. a. O. S. 48.

religiöse Wendung von Griseldens Charakter erscheint schließlich bei Rion auf ihrem Höhepunkt. Daß darüber das Restchen von Natürlichkeit, das der Stoff noch aufwies, vollends verloren ging, erklärt sich zur Genüge daraus, daß bei Geistlichen Moral und Religion gewöhnlich vor der Natur zu kommen und oft im Gegensatze zu ihr aufgefaßt zu werden pflegen. Ist es nicht überhaupt ungemein bezeichnend, daß die drei wichtigsten deutschen Volksbücher gerade auf Geistliche zurückgehen — einen sächsischen Klostergeistlichen, einen protestantischen Diaconus und einen katholischen Kapuzinerpater?

Was für eine andere, viel frischere Luft weht uns doch entgegen, wenn wir uns jetzt zu den zwei Volksmärchen wenden! Beide weisen eine wohltuende, kurze Tatsächlichkeit auf, vor der langatmige Motivierung und Moral sich haben weit fortflüchten müssen. Vorzüglich war es der rein epische Reiz einer merkwürdigen Geschichte, der die Phantasie des Volkes zu ihrer Aufnahme und Weiterbildung anregte; das beweist gleich das umfangreichere der beiden Märchen, das in den von den Gebrüdern Zingerle gesammelten Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland (Regensburg 1854) S. 291—299 mit dem Vermerk steht: „Von einer Passeirerin in Meran gehört.“ [1])

Bezeichnend ist der gänzliche Mangel jeglichen moralischen Anstrichs, ebenso fehlen aber auch das feudale Milieu und die Lokalisierung der Geschichte. Die Hütte des alten Bäuerleins, der Berg, in den Griseldis zum Hüten gehen muß, und an seinem Fuße das Grafenschloß machen die ganze äußere Szenerie aus. Statt der Untertanen gibt es nur ganz allgemein „Leute“, die „wild“ über den Grafen sind; von den Großen, die um die Zukunft des Landes und die Erbfolge so besorgt sind, ist überhaupt nicht die Rede; keine feierlichen Vorstellungen wegen der Verheiratung des Grafen, keine feierliche Einholung der Braut in großem Zuge; nichts von Berühmtheit und Regententätigkeit Griseldens. Die Dienerrolle fehlt; die Kinder werden nicht standesgemäß im verwandten Grafenhause von Bononien, sondern bei „braven Leuten weit fort“ erzogen. Die Verstoßung wird durch keine päpstliche Scheinerlaubnis bemäntelt und die bei ihr übliche Abverlangung der Mitgift ist hier weggelassen. Ebensowenig werden die Schwierigkeiten einer glücklichen Ehe besprochen oder hat eine Abnahme eines Gehorsamversprechens statt; demgemäß findet sich auch keine ausdrückliche Prüfung ehelichen Gehorsams und keine Rechtfertigung und Belehrung am Schlusse. Dazu

[1]) Von R. Köhler wurde es bereits, aber stellenweise nur auszüglich in Gosches Archiv 1, 412—414 (= Kleinere Schriften 2, S. 537—540) wiedergegeben. Auch v. Westenholz, a. a. O. S. 33—36 gibt stellenweise seinen Inhalt wörtlich mit Ansätzen einer Würdigung.

kommt noch das Fehlen jeglicher psychologischen Motivierung, deren notwendige Unzulänglichkeit die Ungereimtheit und Roheit des Stoffes nur erst recht zum Bewußtsein bringt. Durch all das wird ermöglicht, daß die Fabel in den Geist der vollen Naivität und Treuherzigkeit des Volksmärchens getaucht wird und ihre rührenden Reize ohne störende Beimischungen rein zu entfalten vermag.

Jedoch nicht nur solche Weglassungen und Vereinfachungen, sondern auch Zusätze und Abänderungen verraten den Geist des Volksmärchens. Gleich zu Anfang wird das alte Bäuerlein mit drei Töchtern eingeführt, die alle „griselte"-Gewänder haben und von denen natürlich nach Märchenart die jüngste und schönste, „das Griseldele", die Heldin der Erzählung ist. Die Schwestern spielen bei der Werbung des Grafen eine Rolle, die ihre Herkunft vom Aschenbrödelmärchen verrät. Zunächst erscheinen nämlich nur die zwei älteren Töchter des Bauern, während Griseldis selbst sich schämt und erst auf erneutes Drängen des Grafen herbeikommt. Auch die volksetymologische Deutung des Namens Griseldele durch seine Verbindung mit der griselten Farbe des Kleides mag das Aschenbrödel mit verschuldet haben. Auch sonst spielen die Kleider eine große Rolle, wobei zugleich ganz zwanglos eine dezente Behandlung der Umkleidungsakte erzielt wird: der Graf bringt die schönen Kleider im Wagen mit, und das Griseldele zieht sie in ihrer Kammer an; bei der Verstoßung sagt der Graf: „Geh Du wieder heim, lege Dein griseltes Kittele an und schicke das gräfliche Gewand zurück" — ein sehr hübscher Ausweg, um Griselden das demütigende Ausziehen bis aufs Hemd und ihre Bitte um seine Belassung zu ersparen.

Ähnlich geschickt sind zwei andere in die Augen fallende Rohheiten des Stoffes beseitigt worden, die in den Volksbüchern ruhig stehen geblieben waren.

Der schwächste Punkt der ganzen Handlung ist der nur scheinbare Unwille der Untertanen, den der Markgraf Griselden gegenüber als zwingenden Grund für sein Verhalten vorschützt. Es ist doch recht unwahrscheinlich, daß sie diesen Scheingrund nicht als solchen erkennt, wenn wie besonders bei Cochem ihre Regententätigkeit und sonstigen Tugenden sie bei den Untertanen allgemein beliebt machen und diese laut über des Grafen Verhalten murren. Es ist hier von Anfang an eine Bruchlinie in der Komposition der Erzählung, die für ihre Entstehung einen Fingerzeig geben und etwa auf eine unorganische Aufpfropfung des Prüfungsmotivs hinweisen mag. Diese störende Unwahrscheinlichkeit verschwindet in dem Märchen infolge der Beseitigung der feudalen Umgebung und einiger dadurch bedingter Änderungen. Den Leuten ist sie ganz unbekannt, da diese bei ihrer Abholung vom Elternhause nicht dabei waren.

Auch sonst tritt sie in keine Beziehungen zu ihnen, und so kann sie ganz gut glauben, daß der Graf sich ihrer vor den Leuten schäme und die Kinder heimlich in den Ziggel (= Ziehbrunnen) werfen wolle — dies auch ein recht volkstümlicher Zug. Die andere Rohheit besteht darin, daß der Graf seine eigenen Kinder zwölf Jahre lang nicht sieht, was bei Petrarca und besonders wieder bei Cochem, wo er liebender Vater sein soll, am unnatürlichsten erscheint. Das Volksgemüt fand dies wohl heraus, und so besucht denn im Märchen der Graf des öfteren seine Kinder bei den „braven Leuten", denen er sie in Pflege gegeben hat.

Weiter sind gegen den Schluß noch einige Einzelheiten zu vermerken.

Zur Ausmalung von Griseldens Magddiensten lieferte die tägliche Erfahrung des Volkes recht realistische Züge, wenn es heißt: „Sie rutschte dort (im Schlosse) im griselten Kittele auf allen Böden herum und spülte den ganzen Tag wie die gemeinste Bauernmagd." Und während der Mahlzeit muß sie „im schmutzigen Gewand frisch vom Abspülen weg" einmal eine Speise auftragen. Auch die Aufklärung am Schlusse ist eigentümlich gestaltet: Als das Griseldele gerade wieder einmal in die Küche hinausgegangen ist, teilt der Graf seinen Kindern den wahren Sachverhalt mit — hier allein noch das Wort Probe! — und als sie hereinkommt, hört sie die Kinder den Grafen Vater heißen; aber erst nachdem sie die Schüssel auf den Tisch gestellt, erfolgt die allgemeine Umarmung.

Auf Cochems Griseldiserzählung weist die Bemerkung, daß die Hochzeit „jetzt mit Ernst" gefeiert worden sei; die zweite Hochzeit ist ja von Cochem eingeführt worden. Aber schon früher begegnen wir einer unzweideutig auf ihn weisenden Spur, wenn es von dem Griseldele heißt, sie habe den Verlust ihrer zwei Kinder nie beklagt, obwohl sie oft daran dachte, „wie sein sie es hätte, wenn die zwei Kinder noch beim Leben wären" — das letztere wieder ein für die innige Einempfindung des Volkes bezeichnender Zug. Wenn somit über die eigentliche Quelle dieses Märchens kein Zweifel sein kann, so ist doch auch eine Beeinflussung von seiten des später zu besprechenden Tiroler Volksdramas nachzuweisen.

Man vergleiche die beiden Verse, die Griseldens Vater nach der Verstoßung sagt, mit den entsprechenden des Schauspieles:

Märchen: Leg nur an das Griselte Kittele
Und iß mit mir ein Ueberschüttele.

Schauspiel: So geh halt wider heim mit mir
Und iß mit mir ä grant Und än schitl
Und leg wider an deinen alten Paurenkitl.

Während sich auf diese Verse und einige sonstige Ausdrücke der Gebrauch der Mundart beschränkt, ist das zweite Märchen ganz in einer solchen gehalten, was seine Urwüchsigkeit und Treuherzigkeit natürlich noch erhöht. Es ist nämlich nach der Erzählung eines älteren Mädchens aus Olvenstedt im Magdeburgischen von Ph. Wagner in plattdeutschem Dialekt 1880 aufgezeichnet worden.[1]) Es ist äußerst kurz und gibt die Geschichte von der Hochzeit ab nur in den gröbsten Zügen: „Wie ain Joahr vorgoan iß, doa kricht' s'en klein'n Jung'n, um wie daer'em poar Woch'n olt woar, doa mutt'n de Heewamme wäch nehm'm. Wie waer ne Wiele vorgoahn iß, doa kricht se'n klain Meek'n. Wie dat'm poar Woch'n olt woar, doa lättset waer wäch nehm'n. Dunn oaw'r jöchte Fürst se ook wäch, un se gaiht waer noa oere Öldr'n. Dai schrain ut wat se könn'n." Nach geraumer Zeit kommt dann der Fürst selbst, und sie läßt sich gleich von ihm in seiner Kutsche zum „opwoahren" bei seiner Wiederverheiratung mitnehmen. Wenn sie dies nicht getan hätte, dann hätte er sie nicht wieder geholt, erklärt er ihr. Dies ist der einzige Zug, der in diesem Märchen an eine Gehorsamsprüfung gemahnt. Denn der Anfang ist durch Hereinnahme einer anderen Geschichte ganz eigentümlich gestaltet.

Wie bei dem Tiroler Märchen beginnt die Erzählung mit dem Bauern. Seine Tochter hütet ihre Kühe auf der Wiese des Fürsten und tut dies auch noch nichts ahnend weiter, als bereits der Fürst die Strafe des Aufgehängtwerdens darauf gesetzt hat. Nun kommt der „Pannemann", stellt sie zur Rede und macht sie mit der neuen Verordnung bekannt. Voller Angst geht sie nach Hause und erregt dort allgemeines Wehgeschrei, als sie berichtet: „Nun hämm'we wat Schoenes e' moakt, nun waere ik oppehänget." Richtig kommt auch noch am gleichen Tage in einer Kutsche ein feiner Herr angefahren, der zuerst den Bauern nach seiner Tochter frägt; „dai wolle mit neem'm wail se op siene Wiesche' hoit hat." Als sie herbeigerufen wird, frägt er sie selbst, ob sie mit ihm gehen wolle, was sie bejaht. Zu Hause erst stellt er die Frage an sie, ob sie seine Frau werden wolle. Die Hochzeit wird dann in acht Tagen gefeiert, und Vater und Mutter werden zu ihr eingeladen.

Man sieht, wie der Hauptnachdruck auf diesem ersten Teil liegt und daß die durch das Gehorsamsversprechen gegebene innere Verbindung mit dem zweiten Teile vollständig gelöst ist. Die Prüfungen selbst sind übrigens ebenfalls gemildert: von einer Tötung der Kinder ist nicht die Rede und auch die dritte Prüfung ist sehr abgeschwächt,

[1]) Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 15, 73, Nr. 77. Köhler, Kleinere Schriften 2, S. 550.

indem sie sich ähnlich wie bei der Ballade vom nußbraunen Mädchen auf eine nur in Worten vollzogene Vorspieglung einer neuen Braut (dort einer Buhlin) beschränkt; denn die großgewordenen Kinder werden ihr gleich als die ihrigen vorgestellt, und echt märchenhaft schließt die Erzähluug un se hämm noch rächt lange tesamme leewet. Für die Zurückdrängung der höfischen Verhältnisse und das Überwiegen der natürlichen Familienbeziehungen bezeichnend sind die Ausschaltung des Dieners — wie im ersten Märchen — seine Ersetzung durch die Hebamme und die Einladung der Eltern zur Hochzeit.

Bei der starken Kürzung der Erzählung läßt sich die Quelle natürlich nicht mit Sicherheit angeben. Wie für das Tiroler Märchen die Cochemsche Griseldis die Grundlage war, so könnte sie hier das auf der Fiedlerschen Bearbeitung beruhende Volksbuch sein, wenn nicht erst eine der modernen Volksbüchersammlungen die Kenntnis des Stoffes vermittelt hat. Das Märchen zeugt jedenfalls wie das vorige davon, daß das Volksempfinden den überlieferten Stoff erquicklicher gestaltete, als alle die geistlichen und gelehrten Herren, die wir sich an ihm versuchen sahen, und ihn zu diesem Zweck seiner feudalen und moralischen Atmosphäre entzog.

Vom Namen „Luther".

Von Otto Clemen in Zwickau i. S.

Die chronologisch erste auf uns gekommene Urkunde, welche über ein Erlebnis Luthers eine gleichzeitige und völlig sichere Nachricht enthält, ist, wie bei so vielen Männern jener Zeit, die Matrikel der ersten Universität, die er bezog; es ist, wie jedermann weiß, die Erfurter Hochschule, und hier ist er als ‚Martinus Ludher ex Mansfelt' inskribiert.[1]) In der Wittenberger Matrikel erscheint er als Lüder, im Wittenberger Dekanatsbuch als Lüder und Luder. So hat er sich auch selbst anfangs in seinen Briefen und Büchern geschrieben und später in den Tischreden erklärt, er heiße eigentlich „Lyder, sächsisch Luder".[2]) Luther hat er sich nachweislich zum ersten Male in einem Briefe an Spalatin vom 14. Dezember 1516 (Original in Zerbst) unterschrieben.[3]) Seine Möhraer Verwandten schrieben sich

[1]) Köstlin, Martin Luther, 5. Auflage, bearbeitet von G. Kawerau 1 (1903), 30.

[2]) Ebenda, S. 11 f. Dazu neuestens noch E. Kroker, Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung, Leipzig 1903, Nr. 717 d.

[3]) Enders, Luthers Briefwechsel 1, 75.

bis ins 17. Jahrhundert hinein Luder, Lüder und Luider. Interessant ist, daß der Reformator in einem Briefe an Kurfürst Johann von Sachsen vom 16. Juni 1527, der eine Fürbitte für einen Verwandten enthält, diesen Heinz Luder, sich selbst in der Unterschrift Luther nennt.[1]) Derselbe erscheint als „Vetter Heinz Lüder" in einem ‚Martinus Lutherus' unterschriebenen lateinischen Briefe an Justus Menius vom 10. August 1540.[2]) Ob Luther, wie Cochläus meint,[3]) wegen der üblen Bedeutung, welche dem Worte Luder anhaftet,[4]) und um seinen Gegnern eine Waffe aus der Hand zu winden, seinen Namen verändert hat, steht dahin. Daß schmähsüchtige Gegner des Reformators in der Tat seinen ominösen Namen ausnutzten, bezeugt z. B. ein Gedicht des berüchtigten Joachim von der Heyden oder Myricianus,[5]) das im Anhang zu Cochläus' 1529 erschienener Schrift ‚Septiceps Lutherus, ubique sibi, suis scriptis, contrarius'[6]) zu finden ist:

Joachimus Myricianus, quod ex Luthero longa fiet littera.

Ludio, Lappa, Lupus, Lastautus, Laruaque, Lurco,[7])
Res dedit ipsa, Luther, nomina recta tibi.
Hinc, quod tu dignus laqueis aliquando peribis,
Istarum vocum prima elementa docent. —

Über Herkunft und Bedeutung seines Familiennamens hat Luther selbst Vermutungen geäußert. In seinen Tischreden gibt er ihm die Bedeutung von lauter, in späteren Schriften — und das ist wohl das Richtige — bringt er ihn mit Lothar zusammen. Es verlohnt sich, darauf aufmerksam zu machen, daß die erstere schöne Deutung sich schon recht früh bei den Zeitgenossen in der Schweiz und in Süddeutschland findet und oft wiederholt worden ist.

Zum ersten Male ist sie mir begegnet in einem langatmigen Briefe eines gewissen Franciskus Cervinus (= Hirzel) in Glarus an Zwingli, datiert vom 23. Januar 1521. Der Briefschreiber

[1]) Ebenda, 6, 64.

[2]) de Wette, Luthers Briefe 5, 300 f.

[3]) ‚Quamvis vero multis annis antiqua consuetudine dictus fuerit cognomine Luder, quo et ipse in literis suis usus est, maluit tamen postea dici Luther, quam Luder: ex eo forsitan, quod Luder apud Germanos parum honestum videtur esse vocabulum' (Zitat bei Wiedemann, Dr. Joh. Eck, Regensburg 1865, S. 507 Anmerkung 1).

[4]) Grimm 6, 1231 ff.

[5]) Literatur über ihn in meinen Beiträgen zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratsschulbibliothek 3 (1903), S. 98 Anmerkung 2.

[6]) Spahn, Joh. Cochläus, Berlin 1898, S. 351, Nr. 61 a. Exemplar: Zwickauer Ratsschulbibliothek Band XVII, XII, 2.

[7]) ludio: pantomimischer Tänzer oder Schauspieler; lappa: die Klette; lastaurus: liederlicher Mensch; larva: Gespenst; lurco: Fresser, Wüstling.

beklagt sich bitter über den Glarner Pfarrer, Zwinglis Nachfolger, der sich nicht genug tun könne, in sinnlos wütenden Ausfällen gegen die edlen humanistischen Studien, gegen Erasmus und Luther. In einer Predigt habe er einmal Luther den Zerstörer der christlichen Kirche und der ganzen Christenheit gescholten und ihn Martin Trüb und Dunkel, also einen verwirrten Kopf und Finsterling, genannt, während doch der Name vielmehr hell, durchsichtig und klar bedeute.[1]) Weiter erschien anfang 1521, wahrscheinlich in Straßburg, die gegen Thomas Murner gerichtete beißende Satire „Karsthans". Darin heißt es, Luther führe seinen Namen ganz mit Recht, „wann er will eüch grossen Pfaffen zu viel lütern", während diese es lieber im Trübe bleiben lassen wollten.[2]) Ferner begegnet uns diese Etymologie bei Eberlin von Günzburg[3]) und Hartmut von Cronberg.[4]) Der kecke Volksschriftsteller Heinrich von Kettenbach ließ 1523 ausgehen: „Eine neue Apologie und Verantwortung Martini Luthers wider der Papisten Mordgeschrei." Hier liest man: Luther bringt uns wieder herfür die lautere evangelische Wahrheit, „darumb heyßt Luther," und weiter: „Luther ist ein . . purer lauter man."[5]) Und noch anfang 1527 erläutert Hans Sachs ein Bild in der wuchtigen Schrift Osianders „Eine wunderliche Weissagung von dem Papstum" mit folgenden Versen:

> Das tat der helt Martinus Luther,
> Der macht das evangeli lauter . . .[6])

und Zwingli schließt am 1. April 1527 den Brief, mit dem er Luther seine Amica exegesis überreichte, folgendermaßen: Sei überzeugt, daß wir dir ergeben bleiben werden, wenn du nur fortfährst, deinem Namen Ehre zu machen: „si tu quoque pergis esse quod audis, *καθαρός* scilicet, hoc est purus, mundus, defaecatus a studio sui."[7])

---

[1]) ‚commutato nomine Luther, quod sonat clarum, perspicuum sive candidum'. Zwinglii opera ed. Schulerus et Schulthessius 7, 146.

[2]) Böcking, opera Hutteni 4, 642. Vgl. W. Kawerau, Thomas Murner und die deutsche Reformation, Halle 1891, S. 49 f.

[3]) Zitat bei Lucke, Die Entstehung der „15 Bundsgenossen" des Johann Eberlin von Günzburg, Halle a. S., S. 43 Anmerkung 1, wo auch noch auf den kurzen, fälschlich Hutten zugeschriebenen Spruch bei Böcking 1, 446 verwiesen wird.

[4]) Zitat bei Vogler, Hartmut von Kronberg, Halle 1897, S. 11.

[5]) In der bei Jörg Gastel erschienenen Ausgabe Weller, Repertorium typographicum, 2464 (Exemplar: Zwickauer Ratsschulbibliothek IX, VI, 21), Fol. B und Bij. Vgl. G. Kawerau, Realenzyklopädie für Theologie und Kirche 10, 267.

[6]) W. Kawerau, Hans Sachs und die Reformation, Halle 1889, S. 75.

[7]) Enders 6, 36.

Vor allem aber beschäftigt sich mit der Erklärung des gefeierten Namens eine Flugschrift, die 1523 in Augsburg erschien, dann von Ludwig Trutebul in Erfurt nachgedruckt wurde und den Titel trägt: Vom weit erschollenen Namen Luther.[1]) Der Verfasser nennt sich Haug Marschalck, genannt Zoller von Augsburg. Dem trefflichen Augsburger Reformationshistoriker Fr. Roth ist es gelungen, seine Lebensumstände aufzuklären.[2]) Zoller gehört zu den „Raisigen" der Stadt. „Es waren dies von der Stadt angeworbene Kriegsleute von Beruf, eine Art Edelsöldner, die zumeist dem Landadel, dem städtischen Patriziat und guten bürgerlichen Familien entstammten .... Im Kriege versahen diese Männer ... die Stelle von Führern des städtischen Kontingentes, von Zeugmeistern, Säckelmeistern usw., im Frieden oblag ihnen die Führung von Geleitsmannschaften, die Begleitung städtischer Gesandter auf Reichs-, Bundes- und Städtetagen, der Befehl über die Stadtsöldner, die Ausrichtung von Aufträgen, zu denen man gewöhnliche Boten nicht verwenden konnte, der Sicherheits- und Kundschaftsdienst auf den Landstraßen und ähnliches." Haug Zoller entstammte einer Memminger Patrizierfamilie, ist von 1508—1535 in den Stadtrechnungen als „Raisiger" nachweisbar und muß zwischen Juni und September des letztgenannten Jahres gestorben sein.

In unserer Schrift führt er zunächst die von den Gegnern aufgebrachten boshaften Deutungen an. Sie sagen, Luther hieße „nit der lauterer, sonder der trüber"; er mache den christlichen Glauben trübe, der lange lauter und bis auf sein Auftreten ohne alle Zwietracht und Einrede gewesen sei. Zum anderen sprechen sie, „er heiße der lotter, vnd die jm vnd der schrifft glauben, sind lotterisch, bübisch, fallen vom alten glauben". Drittens meinen sie, „er sey ein laur" und ebenso jeder, der den Pfaffen nichts oder wenig opfere. Dagegen stellt Zoller fest: Luther, Carlstadt und Melanchthon haben das Evangelium wieder hervorgezogen und Gottes Worte wieder lauter gemacht. Darum sind sie die rechten Lauterer, die Gegner aber, die das Evangelium gefangen gehalten, die Schrift trübe erhalten und ihren Abgott, den Papst, angebetet haben, Trüber. Luther und seine Genossen sind auch nicht Lotterer, sondern Bewährer. Denn alles, was sie sagen, schreiben, disputieren, bewähren sie — nicht mit aristotelischer, platonischer und heidnischer Demonstration, sondern aus der heiligen Schrift, darum ihnen viel mehr zu glauben ist als den Lotterbuben, die heidnische Lehre und Menschengesetz dem Christenvolke vorschwatzen. Laurer sind sie auch nicht, denn dann

[1]) Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte 4 (1898), 225 f.

[2]) Ebenda, 6 (1900), 229 ff. Vgl. auch Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte[2], München 1901, S. 66.

würden sie nicht offen hervortreten, sich nicht zur Rechenschaftsablegung erbieten, nicht in Disputationen gehen und ihre Namen nicht auf die Bücher setzen. Endlich werden in dem Namen Luther folgende geheimnisvolle Andeutungen gefunden:

L Lautere euangelische leer
U Vberflüssige gnad des heiligen geists
T Trefflicher diener christi
H }
E } bedeutet Heliam und Enoch, welche den Endchrist verraten[1])
R Rabi, das er ist meister worden aller schrifftschender.

Etwa gleichzeitig mit dieser Schrift entstand ein anderes Akrostichon über Luthers Namen, das wohl entweder von dem Ulmer Arzte Wolfgang Rychard oder dem Leipziger Humanisten Christophorus Hegendorfer verfaßt ist.[2]) Es findet sich nebst einigen anderen kleinen Gedichten im Anhang zu den Evangelici in Minoritarum regulam Commentarii des Franz Lambert von Avignon, die wahrscheinlich im August 1523 bei Johann Knoblauch in Straßburg erschienen,[3]) und lautet:

Luther in ore ferens Christi mysteria regis,
Vox in deserto resonantis turbat a sede
Terribilem cunctis Antichriston scelerata.
Hinc Rasi nequeunt ultra consistere salvi
Et quisquis nomen dederint in iura Tyranni
Romani, qui corda suû'n per munera coepit.
Vivat Nestorios ergo nunc Luther ad annos
Sintque illi superûm post inclyta commoda pacis.

Aus einem ganz anderen Tone geht das Gedicht, das der Konvertit Johannes Engerd, seit 1576 Professor der Poesie an der Universität Ingolstadt, über den Namen Luther verfaßt hat:[4])

Was zeigt der erste Buchstab an?
L. Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, Lauter Lehren Los,
Das sei der erste Titul groß.

---

[1]) Elias und Henoch als Vorboten des Messias: Schürer, Gesch. d. jüd. Volks im Zeitalter Jesu Christi, 2 Aufl., Leipzig 1886, 2, 44 ff. Über die Bezeichnung Luthers als des Elias redivivus, vgl. die von Enders 4, 89² zusammengestellte Literatur.

[2]) Weimarer Lutherausgabe 11, 489. Über Rychard: Enders 4, 87² und Radlkofer, Joh. Eberlin von Günzburg. Nördlingen 1881, S. 7 f.

[3]) Zeitschrift für Kirchengeschichte 22 (1901), 131.

[4]) H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, Halle 1886, S. 192 f. — Joh. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters 6 (15. und 16 Aufl., 1901), S. 259.

Sag, was das U bedeuten soll?
Verbanter, Unflat, Uebels Vol,
Verwüster Unsers Vaterlands,
So ist der andre Buchstab ganz.

Was denn der dritt? brings auch herfür:
T Treulos, Trotzig, Teuflisch Tier,
Tyrannisch, Tückisch, Tugendleer,
Und was sonst sein der Laster mehr . . .

Doch es ist überflüssig, das traurige Machwerk in extenso zu wiederholen.

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

VIII.

Anmahnung zu christlicher Kinderzucht.

Das liebenswürdige und herzliche Gedicht Fischarts „Anmanung zu Christlicher Kinderzucht" erschien bekanntlich innerhalb eines Straßburger Catechismus, und zwar zuerst in der folgenden Ausgabe:

Catechismus /
Christliche vn-
terrichtung oder
Lehrtafel.
Für die gemeyne Pfarr-
herrn / Schulmeyster / Hauß-
väter / Jugend vnd Lehr-
kinder zu Straßburg / auch an-
derswa / ꝛc.
An welchen nun auffs
neue hinzu kommen sind /
schöne lehrhafte Fragstück von den
fürnemsten Festen durchs Jar /
für die Jugend vnd Eyn-
faltige.
Zu Straßburg / bei Bern-
hart Jobin. 1578.

(Die gesperrten Zeilen roth.) 12. Sign. A 2—E 7. (Bl. 60. Exemplar in Dresden. Theol. evang. catech. 263. In braunem Leder gebunden mit Goldschnitt. Beigebunden ist das Psalmenbüchlin. Straßburg 1577. Vgl. Wendeler, Meusebachs Fischartstudien 320.)

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.; 5, 25 ff. und 226 ff.; 6, 663 ff.; 8, 529 ff.; 9, 637/56; 10, 1/22.

Spätere Auflagen dieses Catechismus mit Fischarts Gedicht erschienen 1591 (Clessii Elenchus 2, 20). 1609 (vgl. Below und Zacher, Fischarts geistliche Lieder S. 134), 1610 (Kassel, Beschreibung bei Vilmar, Zur Literatur Fischarts², 30 f.), 1616 (Meusebach S. 229), 1619 (Berlin, Kgl. Bibliothek Es 10610). Die von Goedeke 2², 496 Nr. 27 verzeichneten Münchener Exemplare 1600 und 1654 sind zu streichen. Ich habe beide eingesehen. Sie haben einen unserem Werkchen sehr ähnlichen Titel 1.) Catechismus / Christliche / vnterrichtung / oder Lehrtafel für ... Einfältige. MDC. Zu Straßburg bey Jost Martin. Münchener Hof- und Staatsbibliothek. 8⁰ Liturg. 749/2. — 2.) Catechismus / Das ist / Christliche Vn-|terrichtung oder Lehr-|tafel für ... anderswo. Darbey .... Straßburg. In Verlegung Johann Adam Nagels. 1654. 8 Liturg. 759/2. — Beide haben fast den gleichen Inhalt wie A, aber sie enthalten nicht Fischarts Anmahnung. Ebenso verhält es sich mit einem dritten Münchener Exemplar: Catechismus, Christliche Vnderrichtung oder Lehrtafel kürzlich in Sechs u. s. w. Straßburg Th. Rihel, s. a. sicher aus dem 17. Jahrhundert. 8⁰ Asc 2949/5. Dieses scheint eine spätere Auflage eines Straßburger Druckes von 1564 zu sein [Wackernagel, Bibliographie des deutschen Kirchenliedes Nr. 860]. Mit der obigen Zusammenstellung sind auch die Angaben bei Kurz 3, XXVIII f. ergänzt.

Nebenbei sei zu den hier erwähnten Katechismen noch hingewiesen auf die durch Joh. Mathesius besorgte Ausgabe des kleinen Lutherischen Katechismus Nürnberg 1574, die unter anderen Zugaben auch gereimte Sprüche (aus der heil. Schrift, Symbole u. s. w.) zeigt, vgl. Wolkan, Bibliographie der deutschen Literatur Böhmens Nr. 220. Über illustrierte deutsche Katechismen der Zeit vgl. Janssen 6, S. 108.

Das Büchlein hat folgenden Inhalt. Zunächst A 2ᵃ—C 9ᵃ steht der kleine lutherische Katechismus. Von C 9ᵃ unten bis C 12ᵃ Mitte „Sprüche, auß denen eyn Gottseliges leben angestellet werden mag". C 12ᵃ Mitte bis D 2ᵇ „Wie man die Kinder soll Betten lehren". (Hausgebete). S. D 2ᵇ stehen ohne Verfassernamen die beiden Lieder von Johannes Zwick: „Herr Gott, dein Treu mit Gnaden leyst" und „Jetzund so bitten wir dich Herr" (Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 3 Nr. 674 f.). Hintereinander ohne Absatz, wie ein Lied; gegenüber den älteren Fassungen sprachlich stark modernisiert. — S. D 3ᵃ Luthers Lied: „Erhalt vns Herr bei deinem Wort" (Wackernagel a. a. O. Nr. 46). D 3ᵇ — D 7ᵃ Mitte steht Fischarts Gedicht, welches die Einleitung bildet zu dem letzten laut Titelblatt neu hinzugekommenen Abschnitt, der Fragen und Antworten an die Jugend über die kirchlichen Feste

enthält.[1]) Zuerst D 7ᵃ Mitte — E 1ᵇ „Etliche Fragen von der Geburt Christi, welche der Jugent zu Straßburg, die sonst die Evangelia auch auffzusagen pfleget, zu lehren fürgeben werden." E 1ᵇ oben — E 3ᵃ Mitte „Fragstück vom Christage gestellt durch M. Christoph Fischern Pfarrherrn inn der Fürstlichen Graveschaft Henneberg". Darauf folgen noch E 3ᵃ Fragstück vom Leiden Christi, E 4ᵇ vom Osterfest, E 6ᵃ von der Himmelfahrt, E 7ᵇ vom Pfingstfest, E 10ᵃ von der Heyligen Dreifaltigkeit. Zum Schluß E 11ᵇ „Ende der Festfragen". Kleine Holzschnitte mit Darstellungen aus der Bibel sind allen Abschnitten beigegeben.

Fischarts „Anmanung" ist bisher nur nach dem von Jakob Grimm entdeckten späten Druck von 1610 veröffentlicht worden, so bei Vilmar a. a. O. S. 28—30, ebenso bei Goedeke, Dichtungen von Fischart 175—180, Kurz 3, 203—208, Hauffen 1, S. 403—408 und nach dem Drucke 1616 bei Below und Zacher, Fischarts geistliche Lieder ... S. 90—96, weil man die Originalausgabe für verloren hielt. Nun habe ich das Dresdener Exemplar in der Hand und sehe, daß der ursprüngliche Text (A) nicht nur in der Schreibung, sondern auch im Wortlaut von der bisher allein bekannten späteren Fassung (B) vielfach abweicht. In A finden wir regelmäßig die Deminutivbildung lin für lein, ferner ey für altes ei, also keyn, eyn gegenüber kein, ein in B. In B fällt ferner das s des Genitivs oft aus. B zeigt zahlreiche Druckfehler und Versehen, nur in V. 87 erscheint die Lesart A wån unrichtig gegenüber B wen. Der Versbau wird durch die Varianten von B überhaupt häufig verletzt. Besonders sei noch hervorgehoben, daß die Form (V. 70) wankeln Iterativ von wanken, auch mhd. belegt, sich in A nicht findet; Fischart schreibt: wackeln. Und die Neubildung V. 71 halßlámig (mit noch lahmem, schwachem Halse), die Vilmar als „treffend und anschaulich" bezeichnet und die Heyne in das Grimmsche Deutsche Wörterbuch IV₂ 265 aufgenommen hat, ist nichts weiter als ein Druckfehler. Fischart gebraucht die Bezeichnung halblámig, auch eine sonst nicht belegte Neubildung, die aber in den Zusammenhang viel besser hineinpaßt. Der Ausdruck „halblámig tasten" bezeichnet sehr gut die noch unvollständige Beherrschung der Bewegungen bei kleinen Kindern. Warum gerade der Hals als lahm bezeichnet werden sollte, ist nicht einzusehen.

Da also A die erste, richtigere, allein aus Fischarts Hand hervorgegangene Fassung ist — denn die zweite Fassung 1591 erscheint

---

[1]) Die Bemerkung des Titels „nun auffs neue hinzukommen" erweist nicht die Ausgabe A als eine zweite Auflage. Die Fragstücke sind gegenüber älteren Straßburger Katechismen anderer Verleger neu hinzugekommen.

erst nach Fischarts Tod und ist überhaupt nur durch die Titel-Angabe bei Clessius bekannt —, so drucke ich sie hier zum erstenmal ab. Die wichtigeren Varianten der bisher allein bekannten Fassung B 1610 gebe ich unter dem Text in gesperrter Schrift, ferner in Klammer die Konjekturen von Vilmar (V.) Die Fassungen 1609, 1616, 1619 stimmen im wesentlichen mit B überein. Auf die sprachlichen Anmerkungen von Vilmar S. 32—35 sei hier nur im allgemeinen verwiesen. Im Original ist jede zweite Verszeile eingerückt.

[D 3ᵇ] Anmanung zu Christlicher Kinderzucht, vnd nutzung folgender Festfragen. J. F. G. M.

(Kleiner Halzschnitt: Christus zeigt seinen Jüngern ein Kind.)

Was lusts vnd fleis haben die Leut
Inn jren Gärten offt zur zeit
Mit sätzung, jmpfung vnd auffsätzung
Etwan eyns Pfäntzlins zur ergetzung?
Wie warten sie sein also eben,
Das sich das Schäßlin mög erheden?
Frü machen sie jm raum zur Sonnen
Zu Mittag sie jm schatten gannen,
Da pfrapsens, diegens, vnterstlitzens,
Beschültens vor der frost zuschützen,
Messens bei Ruten vnd Minuten,
Sein läglich wachssen zu vermuten,
Da gehn sie alle tritt hinzu
[D 4ᵃ] Sehen, wie es auffschiessen thu.
Vnd ist jn süs all Zeit vnd Müh,
Die sie darmit zudringen je.
Wie vilmehr lust salt haben dann
Eyn Haußvater vnd jedermann
Dem GOTT hie Kinder thut bescheren,
Oder befiblet die zu lehren,
Das sie diselde Himmelspflántzlin
Ir Hansschößlin, jr Ehrenkräntzlin
Ziehen vnd schmucken zu Gots Ehren
Sein Wort gern hören vnd zu lehren?
Das sie zu preis dem Allerhöchsten
Auch mit der weil Nutz sein dem Nächsten:
Was schöners Opfers kan man geden
Dem HERREN Gott inn disem Leden?
Dann diß sind die recht Frücht vnd Güter,
Die GOTT gibt, das mans opfer wider,
Das sind die ölzweig vnd die Reben,
Die fruchtbar deinen Tisch vmgeben,
Diß ist des Hauses denedeien
Des alters Früling, Gläntz vnd Meien,
Das sind die Bäumlin vnd die Palmen
Von denen David singt im Psalmen,
Das sie gebaut sind vnd gepflantzt
Neben die Wasserbäch des Lands,
Welche keyn Hitz im Sommer mindert,
Noch im Winter keyn frast nicht hindert,

V. 1 ff. Vgl. Fischart im Ehezuchtbüchlein nach Plutarch (in meiner Ausgabe 3, S. 285): „Dan gleich wie die verständige Gartner den forschisenden sprößling jre bestandstecken, schlichtruten, grundstäb, pfäl ader andere vnderstützung suchen vnd deistellen, Also vndersteuren die kluge Lehrweiser die Jugend mit heylsamen vermanungen vnd Zuchtgesatzen, das jre sitten inn tugendlicher krafft erstarcket, recht auffwachsen mögen."

V. 31 f. nach Psalm 128, 3. Vgl. Fischart in der Geschichtklitterung (Alsleben S. 98): „Dise (die Kinder) werden die ware zier des Hauses, die Redenhalter des Tisches, der schutz vnd das lebhafft gemeur deß Valterlands . . . Wa bliben aber diese schöne Sprößlin, wann man sie nit auffzilete?" — S. 97. „Dann dise sind der Eltern schönster Winter Meyen, Leydvergeß vnnd wend vnmut . . ."

1. lust. — 4. ein Pflänblein. — 5. sie doch sein so. — 6. schößlein und ebenso später lein für lin. — 9. vnterstützen. — 15. fehlerhaft jhm (V. korrigiert es schon zu: jn) — 16. damit. — 21. dieselben. — 23. Gottes. — 24. hören vnd lehrnen. Gaedeke fügte var lehrnen gern ein. — 26. Druckfehler: viel (von V. richtig geändert in: weil). — 36. im] in. (Es ist der 1. Psalm gemeint.)

Den nicht verwelcken jre Blätter
Oder abfallen von dem Wetter,
[D 4b] Die zu rechter zeit jr Frucht bringen,
Damit erfrewen, die sie tüngen,
Vnd die zu letzt GOTT gar versetzt
Inns Paradis, sie da ergetzt,
Sie macht zu Ewigen Himmelssprößlin
Zu Gnadenfeuchten Engelsschößlin.
Wie solt eyn Lehrer vnd eyn Vater,
Wa er hat eyn barmhertzig Ader,
Nicht han all freud mit jrer zucht?
Dieweil es ist die schönste Frucht
Vnd noch vil mehr an jnen wird
Naturliedlich anmutung gspürt,
Als inn den allerschönsten Gschöpffen,
Darauß wir sonst ergetzung schöpffen,
Das macht die lebhaft freundlichkeyt,
Die anlachend gesprächlichkeyt,
Die inn den Kindern wir all spüren,
Wie sie so schön all gberden zieren.
Dann was ist liedlichers zuhören,
Als wann die Kinder Reden lehren?
Wanns herauß lispeln halb die Red
Vnd rufen Abba, Vater, Ett,
Rufen der Muter Mem̄ vnd Ammen
Geben nach jrer notturft Namen,
Brauchen den ererbt Adams gwalt,
Der jedem Gschöpf eyn Nam gab bald?
Wie ist jn zuzusehen wol,
Wanns wackeln wie eyn Wasserpfol?
Vnd so halblämig vngwiß tasten
[D 5a] Vnd wie eyn Engelchen erglasten?
Solch freundlichkeyt vnd lieblich sitten
Solten die Eltern, vnd eyn jden
Reytzen, das sie deß lieber mehr
Mit Kinderzucht vmgingen sehr,
Dieweil solch blühend Alter frisch
Vm̄sonst so lieblich gstalt nicht ist,
Auch offt das Wild vnd Viech beweget,
Das es zu dem eyn gfallen träget.
Vnd weil die Engel sich nicht schämen
Der Kindspfleg sich selbs anzunemmen,
Wie Christus zeugt, das vor Gott stande
Allzeit der Kinder Engelsgsandten.
Wie wolt jr dann solch Arbeyt scheuhen,
Weil es euch kom̄t zu nutz vnd treuen?
Dann wän mags frewen meh dann euch
So ewer Kind sind Tugendreich?
Wie kanst du besser Rhu dir schaffen
Vnd fridlicher inn GOTT entschlafen,
Dann so du weyst, das dein Kind seind
Erzogen wol, vnd drum̄ Gotts Freund?
Vnd weyst, das nach deim Tod dein Kinder
An GOTT han eyn Ewigen Formünder?
Zu dem, so solt euch darzu bringen,
Das jr gern mit der Zucht vmgingen,
Dieweil Christus der HERR verheyßt,
Das was man solchem Kind beweißt,
Das wöll er halten vnd ansehen,
Als obs jm selber sei geschehen:
Dann er je klar spricht: Wer eyn Kind [D 5b]
Inn seim Nam auffnimt, jm selbs dient:
Wie kan man aber inn seim Namen
Kinder auffnemmen von seim Stamen?
Zwar anders nicht, dann so man die
Zur Gotsforcht anhällt zimlich frü,
Es seien Obere oder Herren
Die sie inn Kirch vnd Schulen lehren,
So wird selbs Christi drinn gepfleget,
Als ob man jn im Geren träget,
Vnd werden d Oberkeyt vnd Lehrer
Dardurch sein Säugam̄ vnd sein Nehrer.
Dann was sein kleynsten Glidern gschicht,
Diß rechnet er, das jn ansicht,
Drum thun wol, die alls dahin schlichten,
Das man d Jugend mög recht berichten,
Zukennen lernen jren Gott,
Der sie von Sünden, Höll vnd Tod
Auch mit seins Sons Blut glöset hat
Vnd schenckt jn alls durch lauter Gnad.
Hingegen tröwt der HERR gros pein
Den, die der kleynsten ärgern eyn,
Dann den eyn Mülsteyn besser wer
Am hals, vnd sein versenckt im Meer.
Derhalben aus mit losem gschwetz
Welchs gute sitten nur verletzt,
O aus mit Vnzucht, Füllerei,
Mit böser Gsellschaft Büberei:

51. all] ein. — 52. eine schöne frucht. — 54. gespürt (B. gspürt). — 60. Wie so schön all Gebärden zieren. — 68. jedem Geschöpff. — 69. jn] ihm (B. jhn). — 70. wanckeln. — 71. halslämig. — 79 f. bewegt: trägt. — 80. er (B. es). — 81. Vnd dieweil. — 84. der] die (was unrichtig ist). — 87. wän] wen, meh] mehr. — 88. ewere. — 89. bessere. — 93. deim] dem. — 98. solchen Kindern. — 106. Gottesforcht. — anhalt. — 107. sey. — 111. d vor Oberteyt fehlt. — 113. Glieder (B. Gliedern). — 122. der] den (B. der). — 124. im] am (B. im). — 126. Welch (B. Welchs).

Raumt weit van disen zarten Hertzen
[D 6a] Das Gottlas Gsind, das schandpar schertze,
Laßt solche Wart nicht van euch hören
Das Jugent Weltlichkeyt müs lehren:
Es dunckt mich, es lehrt sich zu frü,
Mutwill vnd frecheyt komt on müh.
Lehr du sie die recht Gotsforcht vor,
Die ist zur Weisheyt Thür vnd Tor:
Vnd denck das rechenschaft must geben
Für jr verterbnuß, vnd bös leben:
Es laßt sich zwar nicht alsa schimpfen
Vnd mit der Weltlichkeyt verglimpfen:
Du hörst wol was dein Christus meld,
Sein Völcklin sei nicht van der Welt,
Wilt du dein Kinder Weltlich machen,
So steckst dem Teufel inn den Rachen:
Dann man sall brauchen so die Welt
Als ab mans nicht brauch, noch was Gelt:
Man kan nicht dienen je zu gleich
Gatt vnd der Welt, des Teufels Reich,
Daher vmsonst nicht Christus spricht:
Jr Engel, sehen Gatts Angsicht,
Als spräch er, das sie die verklagen,
Die Kindern hie bås varbild tragen:
O weh der Welt vor ärgernus,
Welchs Weltlichkeyt heut heyssen mus,
Damit man reytzt Gatts Rach herzu,
Zu strafen das Kalb mit der Kuh.
Dann wie wolt Gott das leiden jmmer,
Das man sein grün Sätzling bekümmer?
[D 6b] Vnd jm dasselb besudeln thut,
Was sein San reynigt durch sein Blut?
Das man die zarte Gfäß verwüst,
Die zu seim Lab warn zugerüst?
Bedacht, das der Prophet sagt dort,
Gott leg inn Kindsmund auch sein wort
Vnd müsen auch jr Sön vnd Töchter
Seine Apasteln sein vnd Wächter
Vnd auß der Vnmündigen stamlen
Will er seins Namens Lab auch samlen.
Wie sammelt er aber diß sein Lob?
Nämlich durch sein Wort, die recht prob?
Daß laßt er nämlich durch sein Lehrer
Theyln nach glegenheyt der Zuhörer,
Alsa das ers auch nicht verschweiget
Den Kindern, wie diß Büchlin zeuget,
Darinn er jn nach jrm verstand
Durch kurtze Fragstück macht bekannt
Die fürnemst Stuck Christlicher Lehre,
Wie man jn recht nach seim Wort ehre.
Derwegen nieman nicht veracht
Die Fragen hie kurtz eingebracht,
Sondern denck das wir müssen all
Zu Kindern werden inn dem fall,
Wollen wir anders glauben recht
Die Gheymnuß vnsers Glaubes schlecht;
Die Kindlich eynfalt mus uns füren
Vnd müsen lasen vns regiren
Gatts Wort, gleich wie das Kind regirt
Deß Vaters Red, was der ardnirt [D 7a]
Müssen von vns nicht hach ding halten,
Sonder wie Kind demütig walten,
Welchs Christus damals hat gewöllt,
Da er das Kind für d Jünger stellt.
Hierum so brauch mein liebe Jugend
Diß Büchlin zur lehr rechter Tugend,
Die dann inn Gotts erkanntnuß stehet,
Das man nach seinen Gbotten gehet.
Darzu wöll GOTT sein gdeien geben
Vnd nach disem das Ewig Leben.

131. solch wort nit mehr van. — 132. d Jugend weltlichkeit muß. — 133. es lehret sich früh. — 136. zur] zu. — 137. denckt — muß (von V. gebessert wie oben). — 138. jr] die. — 144. stecks. — 146. nit. — 159. besudeln] besetzen (V. besudlen. Kurz vermuthete: bescheißzen). — 167. Stämlen. — 169. samlet. — 172. Theylen nach gelegenheit. — 173. verschweigt. — 174. Dein. (V. den). — zeigt. — 177. stück. — 183. andern (V. anders). — 187. Wort (V. warts). — 188. ordiniert. — 192. d Jünger] Jünger (V. die Jünger). (Die hier erwähnte Szene ist in dem Bilde vor der Anmanung dargestellt.) — 194. Büchlin zu Lehr vnd rechter. — 196. Gebotten.

Vilmar hat unter seinem Abdruck von B die Varianten des Druckes 1616 verzeichnet. Ich füge (auch van B ausgehend) die Varianten des letzten Druckes 1619 an: V. 3. setzen, Impffen. — 6. Schößling. — 9. pröpffens. — 10. Den. — 24. vnd zu lehren. — 29. Dann diß feind. — 36. singt David im. — 52. die schönste frucht. — 63. bald] halb. — 195 f. geht: steht. Außerdem einige Versehen.)

Goethes „Märchen".

Versuch einer Deutung.

Von Elise Elösser in Insterburg (Ostpreußen).

Wie Boccaccio, Chaucer, Cervantes und andere, so liebt es auch Goethe, die Fülle seiner epischen Einfälle, deren luftiger und leichter Charakter eine Sonderexistenz nicht verträgt, in der Umhüllung einer größeren, leitenden Handlung zu vereinigen. Einem solchen novellistischen Cyklus gehört das „Märchen" an; es ist das letzte Stück in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten". Eine Gesellschaft deutscher Emigranten, welche, durch die französische Revolution aus den Rheinlanden vertrieben, sich eine neue Heimat gründen will, greift auf der Reise zu dem Zerstreuungsmittel der Erzählungen, um einen der Feuerköpfe unter ihnen, die sich bei Erörterung des Für und Wider der Tagesereignisse erhitzen, zu beschwichtigen. Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" sind zusammen mit dem „Bürgergeneral" und den „Aufgeregten" 1793 begonnen, stehen also unter dem unmittelbaren Eindrucke der Revolutionsereignisse und der Campagne in Frankreich, werden dann 1795 vollendet und mit dem „Märchen" abgeschlossen. Es wird dann 1796 und 1799 an „Hermann und Dorothea" gearbeitet mit dem historischen Hintergrunde des revolutionären Frankreich und endlich 1797 folgt der „Zauberlehrling" als letzter Stimmungsausdruck dieser Geschichtsepoche im 18. Jahrhundert. Die erste Szene im ersten Akt, Faust II, mit ihren Beziehungen zur Revolution gehört schon dem 19. Jahrhundert an. Während fast alles, was der Dichter im unmittelbaren Anschlusse an die Revolution schreibt, den Charakter des Kapriziösen, momentan Erfaßten trägt, was ihm den Vorwurf eingetragen hat, er habe diese Epoche nicht in ihrer Bedeutung erkannt, enthält das Märchen ein umfassendes Menschheitsbild mit weltweitem Blicke angeschaut; gereinigt von Begehren und Widerstreben gegenständlicher Nähe, bedeutet das Märchen das dichterisch-philosophische Resümee des Zeitalters der großen Volksbewegungen, abschließend mit dem Dichtertraum des Messiasalters einer allgemeinen, tiefen Menschheitserneuerung.

Was berechtigt uns aber, das „Märchen", jenen abenteuerlichen Ausflug in die Zaubergärten der Phantasie, voll krauser Ranken und Wucherpflanzen, mit der historisch-philosophischen Gedankenarbeit in Verbindung zu setzen? Warnt nicht Goethe selbst vor einer Deutung? „Die Einbildungskraft," sagt er, „ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten

will; die luftigen Gestalten, die sie schafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und der Vernunft in Widerspruch zu stehen. Sie muß sich, dünkt mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, so daß wir vergessen, daß etwas außer uns ist, das diese Bewegung hervorbringt." — — — — — — — — — — — — „Sie (die Einbildungskraft) macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden." — Was ists, was trotz dieser Warnungstafel, die reine Kunst dem grübelnden Geiste setzt, uns zwingt, das Jenseits dieser Märchenwelt in der Welt der reinen Idee zu ergründen? Wollte denn Goethe nichts anderes, als uns in einen Haschischtraum von singenden, klingenden Formen und Farben versenken, unseren innern Sinn von Zaubermelodien erschwingen machen? Daß er mehr wollte, daß er den engbegrenzten Kreis des zwecklos Schönen erweitern wollte, über das Ziel des Schönen hinaus zur Überwelt des spekulativen Denkens, daß er mehr wollte als die bloße, kinderhafte Freude an der Buntheit des Ereignisses, erkennt der Leser mit stets wachsender Notwendigkeit. Eine eigene völlig neue, selbstgeschaffene Formen- und Erscheinungswelt, die fast nichts der seit Urzeiten ererbten Schatzkammer volkstümlicher Märchenvorstellungen entnimmt, krause, gesuchte und häufig grotesk wunderliche Phantasmen, ein scharfes Betonen von charakterisierenden Merkmalen, deren übertragenden Sinn zu finden der Geist keine Mühe hat, eine rätselvoll romantische Darstellungsweise, die nach Lösung drängt, das alles deutet darauf hin, daß eine eigene Stimmungs- und Gedankenwelt hier nach Gestaltung ringt und über dem Ringen häufig die Form des Märchens zersprengt, wie der „Faust" diejenige des Dramas. Dann wieder sind es deutungsreiche, orakelhafte Worte, die uns aus dem Traume des Schönen aufwecken zur sinnenden Arbeit des Gedankens; wir suchen unwillkürlich hüben und drüben die Verbindungsbrücken, die zu dieser Spruchweisheit führen, und indem wir Vorangehendes und Folgendes in der Handlung als Ursache und Wirkung miteinander verknüpfen, bildet sich parallel laufend mit den Erscheinungsmomenten einer phantastischen Welt, eine Kette adäquater Vorstellungsreihen, und vor uns steht ein geistiger Plan, zwar nicht in allen dunkeln Gängen durchforscht, jedoch als symbolisches Ganzes überschaut. Das Capriccio, der poetische Einfall, wächst, schwillt an

und ist zum brausenden, polyphon gedachten Liede geworden, dem Liede aber fügt sich der Text.

Der „Fährmann“, der zielbewußte Führer, der Genius der neuen Bewegung, er setzt die „Irrlichter“ über den Strom der Zeit und des Völkerlebens, Irrlichter, Schwarmgeister, Volksaufrührer und Verführer, Unternehmer, Geldmacher und Pläneschmieder, kurz die Scheinwerte, die flackernd und fahrig nach dem Neuen tasten, Irrlichter mit spezifisch französischem Temperament, die er durchaus nicht bändigen kann. Auf sein ruhegebietendes: „Setzt Euch Lichter!“ antworten sie nur mit Spott und Kichern und erneutem Umherflackern. Kaum an das andere Ufer gelangt, wünschen sie vergeblich wieder Umkehr; der Schrecken vor der roten Konsequenz. Der Fährmann verhält sich zu den Irrlichtern etwa wie Goethes Zaubermeister zum Zauberlehrling. Mit gleißendem Golde, mit Schwindelgold und glänzenden Versprechungen wollen sie ihn bezahlen, er aber gebietet ein Halt, da der Strom, der große Volksstrom, das Gold nicht vertrage. Unheil und Sturm würden daraus entstehen, denn das Gold ist ein Leidenschaftserreger, aber in Früchten der Erde will er seinen Lohn ausgezahlt haben, er brauche 3 Kohlhäupter, 3 Zwiebeln und 3 Artischocken. Nicht Schwindelgold und wahnwitziger Unternehmungsgeist, auch nicht weitgehende Projekte machen das Glück eines Volkes, sondern das Recht und der Raum zu landgewinnender Arbeit auf der Grundlage des Ackerbaues.

Die Irrlichter, welche „mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ziemlich gewöhnliche Sachen sagen“, versprechen alles und bleiben wie Leute ihres Schlages alles schuldig.

Auf ihrem Wege über das Land begegnen sie der grün-golden schimmernden Schlange, die mit eigenem Lichte leuchtend, im eigenen Glanze sich sonnt und begierig das Gold verschlingt, das ihr als goldener Regen unmittelbar vom Himmel gefallen. Die Irrlichter überheben sich in frohem Übermut als die Herren der vertikalen Linie gegen sie als die Vertreterin der Horizontalen, die ewig am Boden kriechen muß, so hoch sie den Kopf auch erheben möchte; doch hat man je gehört, sprechen sie, „daß, so lange es Irrlichter gibt, je eines gesessen oder gelegen habe?“ Der tastend fahrige Impuls des Neuen, der in ewig unsteter Unruhe die Ruhe des ausgestaltenden Schaffens nicht kennt, gegen das träge Beharren im Alten, dem der Aufschwung des Schöpferischen versagt ist; das vertikale Prinzip der Bewegung, verkörpert durch die Irrlichter gegen das horizontale Prinzip des ruhenden Beharrens, verkörpert durch die Schlange. Die grün-golden schillernde Schlange, das angestammte absolute Königtum

aus dem Geschlechte des roi soleil, die Inkarnation der Staatsgewalt und der gefesteten aber auch zugleich erstarrten, staatlichen Ordnung, sie erhält sich durch die Leuchtkraft ihres Gottesgnadentums, das ihr vom Himmel heruntergeregnet, und sie mästet sich fortwährend mit Glanz, nach welchem sie unersättlich ist, und den sie braucht, um existieren zu können.

Aber die Schlange ist auch eine Brücke. Um die Mittagszeit spannt sie sich in schönem Bogen über den Fluß und dient den Fußgängern zum Übergangsweg an das andere Ufer. In dieser Rolle wechselt sie ab mit dem plumpen, täppischen Riesen, dessen Schatten des Abends und des Morgens zur Brücke wird.

Wie das Königtum als Zentrum des gesamten Regierungsmechanismus bis zum 18. Jahrhundert, die Verkehrswege des Lebens schafft und ebnet, so ist auch der plumpe, täppische Riese des engen Wahnes, des eingewurzelten Vorurteils, kurz des ganzen angestammten Begriffsschemas, nach welchen die Menschheit ihr Handeln zu regulieren gewohnt ist, ein mächtiger Brückenerbauer. Über die Brücke des Vorurteils, des traditionellen Irrtums, der bequemen Dummheit wandelt das Volk „durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen“, seinen gemächlichen Alltagstrott, und des Morgens, am Beginne seiner Geschichtsepoche, und des Abends am Verfall derselben, ist der Schatten des Riesen „Wahn“ am stärksten.

Und die Schlange wird neugierig, die unterirdische Höhle zu durchforschen, die verborgene Kluft des Gewesenen zu betreten; in die geheimnisvollen Hallen geschichtlichen Entstehens taucht sie hinab. Das Königtum, das sich auf sich selbst besinnt. Der Mann mit der Lampe, der Geist der Geschichte und zugleich der richtenden Geschichtsforschung, welcher nur „das Helle erleuchten darf“, weil Unerforschliches zu erforschen ihm versagt bleibt und er auf dem Grunde einen mystischen Rest im Dunkel lassen muß, er naht, um die lichte Halle noch strahlender und schattenlos zu erleuchten, und es offenbaren sich in den Nischen der Felswand die Standbilder von vier Königen. Es sind die Monumente geschichtlicher Werte, die Goethe zu einem Teil selbst erklärt. Der erste, der goldene König; wohl in einer Ideenassoziation mit dem goldenen Sonnengotte die Wahrheit, der König der Weisheit, dem die Schlange als Steigerung seiner selbst das Licht nennt, er trägt den Eichenkranz als Symbol des Deutschtums auf dem Haupte; der zweite, der silberne König, in herrlicher Bildung funkelnd und gleißend: der Schein, der schöne Schein, der zum Unterschiede von dem trügerischen Schein der Irrlichter das Leben mit Glanz erfüllt und den Willen zum Leben erhält, und das dritte Monument aus Erz, das den Willen zur Macht verkündet. Den vierten König hält der Dichter in

Dunkel (wie Goethe immer dunkel wird, sobald er politische oder soziale Probleme berührt. Und eine soziale Macht ist es, die im vierten König sich darstellt). Die häßliche Gestalt ohne Proportionen, deren unansehnliches Metall unharmonisch und ohne rechte metallische Verbindung von goldenen, silbernen und erzenen Adern durchzogen ist, es ist der vierte Stand, die elementarisch-rohe Volkskraft, in deren ungefüge Masse das Gold der Weisheit, das Silber des Scheines, das Erz der Macht unharmonisch und gestaltlos eingesprengt sind; ein unerfreulich-harmonieloses Gemisch widerstreitender Elemente, die das Maß nicht kennen; Fruchtbares und Unfruchtbares, Hohes und und Niederes eng und hart beieinander.

Und es prophezeit der Geist der Geschichte, die Macht werde aufstehen, wann sie sich mit ihren älteren Brüdern verbinde, der jüngste aber werde sich setzen.

„Ich bin nicht müde," antwortet der Jüngste, die brutale Volkskraft mit rauher, heiserer Stimme; einmal aus der stumpfen Ruhe in ihren Tiefen aufgewühlt, kennt sie kein Verweilen, keine Grenzen mehr. Dem Geiste der Geschichte, dem Mann mit der Lampe sind die Geheimnisse der drei Könige offenbart, des vierten Geheimnis kennt er nicht, das Werturteil dieser Macht ist noch nicht von der Geschichte gesprochen, Unentstandenes schlummert in der Zeiten Kluft. Dann aber zischt ihm die Schlange auch des vierten Geheimnis ins Ohr, das Maß der sich erhebenden Volksmacht hat sich erfüllt; die Posaune des Gerichtes ertönt. „Es ist an der Zeit!" ruft der Geist der Geschichte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel versinkt, die Kulturen von Jahrhunderten gehen zugrunde, eine Epoche hat sich vollendet; das Präludium der großen Entwicklungsfuge ist ausgespielt.

Der Mann mit der Lampe wandert durch Felsenklüfte seiner Heimat zu. Hier empfängt ihn seine Frau, die Alte und doch auch Junge, noch ganz erregt von dem Besuch der Irrlichter, die mit ihr schön getan, die Goldadern aus den Wänden gefressen, ihr ehrwürdig altes Haus verwüstet, ihren Mops getötet und ihre Schulden an den Fluß ihr, der betagten Frau, übertragen haben. Es ist die Zeit vermählt mit der Geschichte; ihr rauben diese Flatter- und Schwarmgeister des Neuen das Gold überlieferter Weisheit und alles angestammte Mobiliar ihres steinernen Kulturgelasses.

Die Zeit ist es, die fliehende, zukünftige, die Erfüllung bringen und das Verheißene wahr machen soll, welche die Ansprüche allzu wilder Heißsporne sänftigt, und die Trägen in Schlummer singt, mit welcher diese leichten Jünglinge kokettieren, auf sie ziehen die ewig Verheißenden und stets Restierenden ihre Wechsel, ihr überwälzen die

Umsturzgeister ihr großes Versprechen an den Völkerstrom. Und auch den Mops der Alten haben sie vernichtet. Was der Dichter durch diese wunderliche Kreatur seiner Phantasie hat sagen wollen, die so eigenartig, stilwidrig-humorvoll in dieser Reihe erhabener oder phantastischer Vorstellungen dasteht, wie etwa die grotesken Scherzfiguren, die ein mittelalterlicher Baumeister in überschäumend-genialer Künstlerlaune in die Galerie seines Domes gemeißelt — wer vermöchte es zu ergründen? Ist in diesem freundlichen Haustier vielleicht jener friedliche Stimmungszustand intimer Gefühle, häuslichen Behagens, satten Humors, des Familienglückes verstanden, welche nur die ruhig dahinrollende Zeit konserviert, doch die Irrlichter der neuen Bewegung in Sturm und Drang vernichten?

Die Alte, die Zeit, macht sich mit den 3 Artischocken, 3 Zwiebeln und 3 Kohlhäuptern auf den Weg, die Schuld der Irrlichter an den großen Strom zu bezahlen. Unterwegs raubt ihr der Schatten des Riesen einen Teil der Früchte, die blöde Dummheit blinder Gewohnheit bringt sie um einen Teil der für das Volk bestimmten Errungenschaften. Da die Alte ihre Schuld an den großen Strom nicht bezahlen kann, verdorrt ihre Hand, indem sie diese in den Fluß taucht.

Die Zeit ist an ihren Gliedern morsch geworden, des Herbsteswehen allmählichen Absterbens beginnt.

Der Fährmann verpflichtet sie jedoch, das Versprechen noch vor Sonnenuntergang einzulösen. Nun wandert sie, dem Auftrage ihres Gemahls folgend, in den Garten der schönen Lilie, der vollkommenen Schönheit, um ihr den in Onyx verwandelten Mops in schöner Versteinerung zu überbringen und ihr zu melden, daß die Zeit gekommen sei, daß Erfüllung nahe. Auf ihrem Wege trifft sie einen herrlichen Jüngling, der gleich ihr dem Garten der Lilie zustrebt, trotzdem die Kräfte ihn zu verlassen drohen.

Es ist die Menschheit, die sich in leidenschaftlichem Sehnen und Ringen nach der Lilie, dem Ideal, verzehrt, nach der Reinen, Hohen, die im weißen Glanze leuchtend, alle Farbenstrahlen in sich vereinigt zum Bilde der Vollkommenheit. Hier weilt die vollkommene Schönheit im Garten des Ruhmes, wo jeder Baum ein Monument der Unsterblichkeit ist, das sie ihren Lieblingen gepflanzt. Doch Blumen mit betäubenden Düften, in der glühenden Pracht sinnbetörender Farben, dürfen hier nicht blühen; satte Früchte nicht reifen, abgewandt der berauschenden Vielgestaltigkeit des Lebens, schweben die Ideale hoch über dem schwülen Dunste der Leidenschaften, doch auch in trauernd schweigendem Verzicht auf des Lebens lockend unerschöpflichen Reichtum. Aufgeschreckt aus göttlicher Ruhe ist die Königin, denn drohende Zeichen heranstürmender Ereignisse verkünden, daß das

Mächtige sich heranwälzt, das Zeitalter des großen Völkersturmes ist hereingebrochen. Der Habicht, der in freier Sonnenhöhe weilte, er ist aus der Luft herabgeschossen und hat ihren Liebling, den Kanarienvogel, der auf ihrer Harfe sitzend ihre Lieder begleitete, getötet; die neue große Wahrheit ist es, welche den Sänger, die Dichtung, vernichtet; im Drange bewegter Zeiten schweigt die Kunst, der Reiz verbirgt sich vor dem Grausen. Doch der Kanarienvogel wird, wie der Mops, von dem Manne mit der Lampe in einen Edelstein verwandelt; die Kunst wie das Glück des Hauses werden als dauernder Menschheitbesitz von der Geschichte hinübergerettet in eine bessere Zeit.

Und es erscheint die Zeit, weist ihre immer kleiner werdende, absterbende Hand und bittet um die noch fehlenden Früchte für den Fluß; es erscheint der Jüngling, der Genius der „Menschheit", auf der Schulter den Habicht der neuen Wahrheit tragend, sogar die Irrlichter, die incognito vor dem Garten der Lilie bis zum Sonnenuntergange warten. Die verschiedenen Wege des Schaffens sind nach der Anschauung des 18. Jahrhunderts gleich Radien, die sich in dem einen Mittelpunkt im Garten des Ideals zu vereinigen streben, als der Einheitsgröße innerer Vollendung. Aber in der Berührung mit der Lilie sinkt der Geliebte leblos zu Boden, wie der Jüngling von Sais, der frevelnd zur Wahrheit dringt. In dem glutvoll leidenschaftlichen Ringen nach dem Ideal hat sich die Menschheit innerlich verblutet, die tragische Schuld der Revolution ist es, die alles Menschliche tötet. Im grellroten Schleier, feuerfarben leuchtend von dem Widerscheine vergossenen Blutes, trauert Königin Lilie um die verlorene Menschheit. Und die Schlange macht mit ihrem Körper einen schützenden Ring um den Leichnam, wie sie vorher die tragende Brücke gewesen, um, wie es im „Märchen" heißt, „wenigstens die nächsten, schrecklichen Folgen des Unglückes auf einige Zeit zu hindern". Noch einmal nachdem der Kampf ausgetobt, muß das europäische Königtum die vorläufige Mission erfüllen, die staatliche Ordnung wieder herzustellen, damit der Menschheit letzte Kraft nicht entfliehe und Fäulnis sie ergreife — nicht geschichtlicher Endzweck, aber geschichtliches Mittel. Dann aber soll die Menschheit zu neuem Leben erwachen, die große Erneuerungskrisis sich vollenden. Erst wenn der neue Tempel erbaut ist, wenn die Brücke ragend und mächtig über den Fluß führt, nicht mehr zum mühseligen Einzelverkehr für Fußgänger, sondern für Wagen und Reiter und breite Massen eingerichtet und von Pfeilern gestützt, die aus der Tiefe des Stromes aufsteigen, wenn der Habicht mit dem Spiegel der Lilie die Strahlen der aufgehenden Sonne auffängt und sie auf die Erde zurückwirft, dann wird der Jüngling, die „Menschheit zu neuem Leben erwachen und der „Mann mit der Lampe" zum dritten Male sein welterlösendes: „Es ist an der Zeit!" sprechen".

Die große Prophezeiung wird dann Ereignis geworden ſein, die Apokalypſe einer Weltverjüngung ſich vollzogen haben. Der Kehraus der Jahrhunderte, den der Dichter bis jetzt mit zurückgewandtem Geſichte geſpielt, er iſt ausgeſpielt, vorwärts wendet er nun den Blick, weitab von dem Geſchehenen, Überſtandenen, den Hymnus des Kommenden zu ſingen. Nicht mehr Erfahrungen, ſondern Offenbarungen ſollen uns gegeben werden.

Jedoch auch die vorausgreifende Antizipation von Goethes ſchweifender Dichterphantaſie iſt untrennbar mit dem Realismus ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung verknüpft; zur Weltreiſe führt erſt der mühevolle Weg allmählicher Entfaltung. „Ob ich helfen kann," ſpricht der Geiſt der Geſchichte, „weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit vielen zu rechter Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen." — — — — — — „wir ſind zur glücklichen Stunde beiſammen, jeder verrichte ſein Amt jeder tue ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt." Es iſt die Lehre der Entwicklung auf der Baſis des Kollektivismus, das Mitarbeiten der Geſamtheit am Gewebe des Kulturlebens, das Goethe kündet. „Im Grunde aber ſind wir alle kollektive Weſen, wir mögen uns ſtellen wie wir wollen," ſpricht er zu Eckermann.

So beginnt ſich die Prophezeiung zu erfüllen. Mit dem emporſteigenden Habicht, der die Sonnenſtrahlen der neuen Wahrheit im Spiegel auffängt und auf die Erde reflektiert, iſt das Signal zur Neubildung gegeben.

Ein feierlicher Zug, an der Spitze „der Mann mit der Lampe", bewegt ſich bei dämmerndem Tageslichte nach dem Fluſſe, um die Wiederbelebung des toten Jünglings zu bewirken, der Menſchheit Auferſtehung zu feiern. Noch einmal ſchreitet die menſchliche Geſellſchaft über die Schlangenbrücke des Königtums, dann aber faßt die Schlange, umgeformt und verwandelt von der großen Bildnerin Zeit einen heldenmütigen Entſchluß. „Was haſt Du beſchloſſen?" fragt die Zeit. „Mich aufzuopfern, ehe ich ſelbſt geopfert werde!" verſetzte die Schlange. So ſucht ſie den Untergang. Doch aus ihrem Körper entſteht eine neue und ſchönere Brücke, nicht mehr ſchwankend und ſchlangenhaft ſich biegend, ſondern mächtig und ſtark mit Pfeilern, die aus der Tiefe des Stromes aufſteigen.

Das abſolute Königtum, das es endlich gelernt hat, im Buche der Geſchichte zu leſen, gibt ſich ſelbſt auf, um aufzugehen in der ſtaatlichen Verfaſſung. Dieſe iſt die neue Brücke, über welche ein

breiter, ungehemmter Verkehr, ein Verkehr im großen Maßstabe sich ergießt, und stützende Pfeiler steigen auf aus der Tiefe des Volksbewußtseins und der Volkserfahrung.

Während so die Schlange sich opfert, erwacht der Jüngling „Menschheit" zu neuem Leben, doch noch nicht zu vollem Bewußtsein, denn noch hat er die Weihe des Tempels nicht empfangen. Nun erteilt der Geist der Geschichte den Irrlichtern den lange erwarteten Auftrag, jetzt ist die Zeit da, wo auch sie nützen können. „Meine Herren, sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang, aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligtums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen und die außer Ihnen niemand aufschließen kann." Die Geister des Umsturzes und der schwankenden Werte des allzu Neuen, die Irrlichter, welche die Fieberatmosphäre des Sumpfes, dem sie entstammen, überall hin verbreiten, sie sind nicht Wahrheit selbst, aber sie sind der Schlüssel und der Weg zur Wahrheit, nicht Kraft an sich, aber Krafterreger, die Gärungsbakterien der Gesellschaft. So betritt denn der Zug die von den Irrlichtern erschlossene unterirdische Halle, welche jenseits von Werden und Vergehen die Monumente der Ewigkeitswerte in sich birgt. Hier soll über die Existenz des Jünglings entschieden werden, der wie Faust zu den „Müttern", den Urquellen menschlichen Erlebens, herabsteigt.

Und zum dritten Male gibt der Geist der Geschichte sein „Es ist an der Zeit!", sein großes: „Es werde" eines goldenen Zeitalters. Der versunkene Tempel steigt aus der Tiefe des Unbewußten empor über die Schwelle des handelnden Lebens und erhebt sich am Flusse, am Strome wallender Generationen. Der Tempel ist gebaut und auch hier strahlt Erfüllung. Bei seinem Emporsteigen ist das Licht des neuen Tages hereingebrochen, der blutigrote Trauerschleier der Lilie hat sich in den rosenfarbenen Schleier der Morgenröte verwandelt, er soll der Hochzeitsschleier sein im Brautstande des Ideals mit der Menschheit. Im Bade des großen Völkerstromes hat die Alte den neuen Lebensquell gefunden und die verjüngte Zeit vermählt sich aufs neue dem verjüngten Geist der Geschichte, welcher alle Schulden für abgetragen erklärt und mit ihr gerne in das folgende Jahrtausend hinüberleben möchte.

In dieser neuen Ära der menschlichen Gesellschaft, im neuen Tempel empfängt der Jüngling „Menschheit" den Adelsbrief, den Ritterschlag des Geistes. So nimmt er denn aus den Händen der Macht das Schwert entgegen. „Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!" so rief der gewaltige König. Der Kampf um die Macht sei die Losung, doch er lasse die Rechte frei für die Kulturarbeit des

Friedens. „Weide die Schafe!" spricht der silberne König und reicht sein Szepter dar und sofort beginnt die wilde Kraft sich zu sänftigen. Dem Hirtenstabe des schönen Scheines folgt die Welt zu geläuterter Sitte. Der goldene König der Weisheit drückt mit seiner väterlich segnenden Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt, das Symbol des Germanentums, und spricht: „Erkenne das Höchste!" Das Deutschtum ist es, das Volk des tiefen Forschens und Dichtens, das vom Weltgeschicke ausersehen ist, die Geschlechter zu den Höhen reinen Erkennens zu führen. So hat der Jüngling die Weihe der Kraft empfangen, und aus dem Traumzustande zu völlig wachem Bewußtsein erstarkt, winkt ihm in naher Aussicht die Vereinigung mit der Lilie, dem Ideal. Vom bräutlichen Glücke in die Liebe verwandelt, die große, vielgestaltige Liebe, die da nicht herrscht, gleich den drei Königen, sondern bildet, sinkt sie dem Jüngling in die Arme. Der neue Weltentag ist völlig hereingebrochen, die Zeit hat sich vollendet.

Bei dem großen Läuterungsprozeß ist ein Stoff ausgeschieden worden, über das Lebensunfähige schreitet der Geist der Geschichte hinweg. Es ist der vierte „der gemischte König," der sich als hinfällig erwiesen hat.

Er, der sich vor dem Geist der Geschichte rühmte, er werde die Welt beherrschen, da er auf festen Füßen stehe, er hat der züngelnden Flamme der Irrlichter nicht widerstehen können. Nachdem sie vergeblich die anderen Könige zu berühren gewagt, haben sie mit spitzen Zungen sein Lebensmark, die goldenen Adern der Weisheit, fortgeleckt, er verliert den Halt und sein Metall sinkt hinfällig in sich zusammen, zu plumper, formloser Masse. Der vierte Stand und seine Führer, die Untergrundselemente der Gesellschaft, die der Vulkan der Revolution so furchtbar in die Höhe geschleudert, sie gehören zur unfruchtbaren Ausscheidematerie, zu den Sinkstoffen des großen Klärungsvorganges. Bei dem allgemeinen Siegesfeste der schaffenden und erwachenden Volkskraft hat der vierte Stand und alles, was an dunkeln und entfesselten Pöbeltrieben sich ihm verwandt gezeigt hat, die geschichtliche Probe nicht bestanden; zurückkehren möge er in die starre Dumpfheit seiner plumpen Masse, um so wenigstens unschädlich zu sein. „Stock, der Du gewesen, steh jetzt wieder still!"

So sinkt der vierte König haltlos in sich zusammen, und zwar steif in den Gelenken, die sich hätten biegen sollen, zerfallen jedoch an den Teilen, die fest zu bleiben pflegen. Gewaltsam herausgerissen aus der stützenden und schützenden Umfriedung der Tradition, hat der vierte Stand weder die Kraft zu stehen und eisern zu trotzen, noch die Elastizität sich zu bewegen und im Fluge das Rechte zu erfassen; ein Mittelding zwischen Form und Klumpen, widerwärtig und lächerlich

anzusehen; stets in unbequemer Lage, wie er sich auch wenden möge; „er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an." — In diesem Sinne ist der vierte König ein Gegenspiel des Bildes vom Strome echten Volkstums, eine bis zur völligen Negation gehende Herabminderung des Normalbegriffes von der Kulturmission der Gesamtheitskraft in der Geschichte, jenes Lokaltones, auf welchen das wechselvolle Spiel der Erscheinungen in diesem Entwicklungsmärchen abgestimmt ist.

Diese gewollte Differenzierung eines Begriffes durch Entgegensetzung eines, unter einem verschiedenen Gesichtswinkel geschauten synonymischen Begriffes, wiederholt sich im Märchen öfter. Goethe, dessen großartige Objektivität über den Dingen stand, haßte den engherzigen Partei- und Programmstandpunkt und liebte es, die farbigen Erscheinungen unter dem Einflusse verschiedenartiger Strahlenbrechung zu zeigen.

Fort schreitet der Gang der Geschichte über den vierten König hinweg; die neue Brücke zeigt neues Leben; und voll Freude sieht der Jüngling und die Lilie, das Königspaar „Menschlichkeit" den breiten Strom des Verkehrs über die neue, dauerhaft konstruierte, mit festen Trägern versehene Brücke des neuen Staatslebens fluten, im faustischen Schaffensgefühle das „Gewimmel eines freien Volkes" beobachtend. Nicht mehr für spärliche Fußgänger, sondern für Wagen, Reiter und Pferde, für die Verkehrsmittel eines Lebens im größten Maßstabe ist die Brücke bestimmt, auf seine eigene Weise strebt ein jeder dem neuen Tempel zu.

Doch der Fortschritt zur großen Weltgenesung aus dem Zustande dumpfer, körperlicher und geistiger Gebundenheit vollzieht sich nur unterbrochen und sprunghaft; wieder und wieder erscheinen letzte Rückfälle in die Krankheit der Jahrhunderte. Der dumpfe Koloß des abergläubisch irrenden Wahnes — der stagnierenden Trägheit, des bornierten Vorurteils, der Riese mit den plebejischen Fäusten und dem Finsternis verbreitenden Schatten, er tappt noch einmal unter die Menge, zwar „von allen angestaunt, doch von niemand gefühlt", wie jeder überkommene, längst überwundene Unsinn, von dem wir unbewußt uns noch immer imponieren lassen. Selbst die Lampe der Geschichte, das Ruder des Fährmanns, das schönheitleuchtende Szepter des Königs „Menschheit", sie alle sind gegen ihn machtlos. Doch das Ungeheuer schadet zum letztenmal. Kaum im Vorhofe des Tempels angelangt, wird der Riese in eine Bildsäule verwandelt. „Er stand als eine kolossale, mächtige Bildsäule von rötlich glänzenden Steinen und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Kreis auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edeln bedeutenden Bildern eingelegt waren."

Als lebloses Petrefakt einer fossilen Erdperiode dient auch der irrende Wahn dem historischen Betrachter als Sonnenuhr, an welcher er die Werdestunden des Geistes erkennt, die Negation des Lichtes, der Schatten, weist, als Erkenntnisbedingung des Positiven, der historischen Wertung den Weg, das charakteristische Eigengepräge geschichtlicher Strömungen zu erkennen, sie sich in bedeutenden und lebendigen Bildern vorzustellen.

Auch die Irrlichter bringen noch einmal Rückfallkrisen hervor, indem sie ihr Schwindelgold unter die Leute streuen und wieder ist die Menge vom Taumel des Goldes, vom Fieber des Besitzes ergriffen. Doch auch die Irrlichter verflüchtigen sich, auch sie sind etwas, das überwunden werden muß auf dem Wege zum neuen Heiligtum, und „bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde". — So überwindet alles Erdenstreben die quälend drangvolle Metamorphose und mit schnell wachsenden Flügeln entringt sich dem „Puppenstande" der Schmetterling: Menschheitsseele.

Mit dem Optimismus eines ans Ziel Gekommenen, der auf freier Bergeshöhe den unbegrenzten Blick ins Land gewonnen, schaut Goethe das Werden der Geschlechter an; ihn beengte nicht der Pessimismus des schwerfällig Kletternden, der vor sich nur Felsenwände sehend, über die Mühseligkeiten des Weges nicht hinauskommt. Vor Goethes dichtendem Geiste hat sich der Kampf der Objekte in Nichts aufgelöst und schwebt, ein wallender Nebel, „hinter ihm im wesenlosen Scheine"; sein Blick aber schweift, unbeirrt durch das Nahe, Beengende, in die Ferne geschichtlicher Vollendung. Diesem Hange seines Wesens zur Totalität dichterischer Zusammenfassung widerstrebte das leidenschaftliche Anklammern an den Wechsel des Tages, das sklavische Haften am Empirischen, Zufälligen, an den Augenblicksaktionen einer drängenden Zeit. Daher in politisch bewegten Epochen sein ihm so stark verdachter, temperamentloser Indifferentismus. Seiner Größe war die Sucht der publizistischen Schneiderseelen fremd, den Tagesereignissen einen Rock auf den Leib zuzuschneiden, um ihn dann auf „Neu" zuzustutzen, sobald er unmodisch geworden. Trotz seines bis zum physischen Ekel gehenden Widerwillens gegen die schmutzigen Rückstände der französischen Revolution hat er doch nicht einen Augenblick gezögert, ihr in seinem Weltbilde den gebührenden Rang als einem geschichtlich notwendigen Ereignisse einzuräumen. So tief er das Gesetz der Entwicklung als einer der ersten erfaßt hatte, so war er doch weit von jenem quietistischen Fatalismus entfernt, der da in müssigem Hindämmern erwartet, daß der Mechanismus eines

ewigen Fortspinnens das Weltengewebe vollende; neben der perpetuellen Notwendigkeit allmählicher Umbildung erkannte er die temporäre Notwendigkeit einer bewußten Umänderung durch den handelnden Willen, neben dem Naturheilverfahren, die allopathische Methode, die medizinische Einwirkung. Denn bei dem kritischen Auslösungsprozesse zwischen der krankenden und der heilenden Natur bedeutet Zeitversäumnis oft Kraftvergeudung, wie allzulange Verzögerung bei den Krankheiten des Staatskörpers nur durch das Opfer von Generationen erkauft wird. Ein drittes Moment aber tritt in die Erkenntnis zur Verhinderung aufreibender Konflikte: — Die Prophylaxe. — „Was willst du thun?" spricht der Geist der Geschichte zur Schlange. „Mich aufopfern, ehe ich selbst geopfert werde," antwortet die Schlange. Werden wir die Tatsache, daß Karl August von Sachsen-Weimar schon 1816 seinem Lande eine freie Verfassung gab, also zwei Jahre bevor die ersten deutschen Fürsten sich dazu entschlossen, von dem Namen und dem Einflusse Goethes trennen können?

In einem Punkt seiner alles umfassenden Welterkenntnis hat jedoch auch Goethe der menschlichen Schwäche seinen Tribut nicht versagen können, er, dessen Lehre über die Jahrhunderte hinauswachsend, alles im Keim enthält, was erst dem 19. Jahrhundert in stetig ringender Arbeit auszugestalten vorbehalten war, er verkennt das soziale Recht des vierten Standes. Nachdem die Irrlichter der Revolution auch das letzte Mark aus seinen Knochen gesogen, sinkt der vierte König für immer in die gestaltlose Dumpfheit einer mechanisch bewegten Masse zurück. Goethes Demokratismus macht an der Stelle Halt, von welcher die Revolution ursprünglich ausgegangen war, an dem Freiwerden des dritten Standes, weil dieser durch die harmonische Verquickung von materiellem Zwange und individueller Freiheit sich als der kulturell leistungsfähigste erwiesen hatte. Das Bürgertum in seiner breiten Masse ist ihm der alleinige Typus des Volkstums, dem zugunsten das neue Staatswesen sich aufbaut, und aus dem heraus die höheren Geister erwachsen sollen, die zu seinen Führern bestimmt sind; die Elemente der Tiefe aber mögen in der Tiefe verharren, wohin rein körperliche Arbeit sie bannt. — Doch auch von dem Kulturrechte des Bürgertums spricht er nur verhüllt und vorsichtig und fast allein in seinem „Märchen"; im Grunde hatte er eine innere Abneigung gegen die Masse als solche, das Publikum, die Öffentlichkeit, als Urbegriff der geistigen Blindheit, der ziellosen Leidenschaftlichkeit. Hierin lag nicht allein der stolze Aristokratismus des Adelsmenschen, den die rohe Elementarkraft des Temperamentes, die in den verschiedenen Formen sich wiederholende Hungerstimmung peinlich berührt, nicht allein die Furcht vor propagandistischer Aus-

nutzung seines Wortes, die ihn stets bewegt, es war darin auch etwas von der keuschen heiligen Verschlossenheit der Priesterwürde, welche die göttliche Erkenntnis den höchsten Menschheit- und Selbstbesitz den entweihenden, entheiligenden Augen der Menge nicht preisgibt, und nur in den mystischen Formen und Formeln der Romantik enthüllt der alternde Dichter dem Volke Teile der von ihm geschauten Wahrheit. Das Freimaurertum der Wissenden ist es, das im „Wilhelm Meister" geheimnisvoll wirkend die Menschheit, die Masse, zu höherer Sitte leitet; — gleichsam von unsichtbarer Loge aus, unerkannt und nur dunkel geahnt, aber beständig an der Arbeit zur Erziehung des Menschengeschlechtes, hält es die Fäden des menschlichen Schauspieles in der Hand.

Wir aber, „weil dieses hinfällige Gewand von Staub uns grob umhüllt", wir vermögen es nicht, die „Harmonie der Geister" zu hören; wie durch einen Nebelschleier hindurch verdichtet sich uns Art und Wesen des späteren Goethe gleichsam zum Bilde der Isis-Astarte, wie es in der Darstellung der orientalischen Kunst typisch war; mit eng an den Körper geschlossenen oder über der Brust gekreuzten Armen, als Sinnbild innerer unzugänglicher Verschlossenheit, auf dem Haupte den tiefen Kelch der Lotosblume als Symbol des unergründlich tiefen Weltgeheimnisses und sinnend kommen wir zu dem Schluß: Noch größer als in dem, was Goethe uns gesagt, war er in dem, was er uns verschwieg.

Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution.[1]

Nach ungedruckten Briefen.

Von Felix von Kozlowski in Halle a. S.

III.

Seume erzählte selbst die Entstehung seiner Bekanntschaft mit Gleim kurz nach dessen Tode in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrgang 1803, Nr. 30). Diesen Bericht hat teilweise Körte in sein Leben Gleims aufgenommen. Danach hatte Seume schon in seiner Jugend an Gleim einige Gedichte zur kritischen Beurteilung eingesandt, aber eine wenig aufmunternde Antwort erhalten. Als er dann später 1796 seinen auf eigener Erfahrung beruhenden Aufsatz:

[1] Vgl. Euphorion 11, 464 ff., 723 ff.

„Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen“ drucken ließ, erkundigte sich Gleim bei dem Verleger nach dem Verfasser und seinen Verhältnissen (wie es auch scheint) mündlich, denn in dem ersten vorhandenen Briefe Gleims an Seume vom 1. Dezember 1797 heißt es: „Vor etlichen Wochen war ich zu Leipzig und wünschte, persönlich Sie kennen zu lernen, Sie waren aber abwesend.“ Seume erfuhr von dieser Erkundigung und schrieb an Gleim einen Brief, worin er ihn an die einstige „väterliche Weisung“ erinnerte. Von dieser wußte Gleim nichts mehr, scheint aber durch besondere Herzlichkeit (die Anrede seines Briefes vom 1. Dezember 1797 lautet: „Nicht Wohlgeb., nicht Hochwürdiger, sondern lieber, liebster Herr Seume“) Seume die Erinnerung an jenes frühere Ereignis minder schmerzlich haben machen zu wollen. Seume besaß einen sehr herben männlichen Stolz, der zu seiner stoischen Lebensauffassung paßte und ihn für andere leicht unzugänglich machte, dem liebenswürdigen Greise Gleim und seiner ihm so herzlich angetragenen Freundschaft öffnete er jedoch sein ganzes Herz und ließ ihn tief in seine Eigenart hineinblicken. Gleim hatte am 23. (?) April 1798 an Seume geschrieben: „Man sagte mir, Sie befänden sich in Umständen, in denen sie Beyhülfe nöthig hätten“ und ihm zugleich zwanzig Louisd'or gesandt. Seume weist in seinem Briefe vom 1. Mai 1798 diese Annahme Gleims zurück:

Meine Erscheinung und meine Lebensart läßt vielleicht einen solchen Schluß machen; und er beleidiget mich auf keine Weise. Erlauben Sie mir aber, daß ich bey dieser Gelegenheit einiges über meine eigene Individualität sage. Das Schicksal hat mich freilich hierher und dorthin geführt; aber ich bin recht sehr zufrieden. Von Hause habe ich nie etwas zu hoffen gehabt, und habe mich deßwegen sehr früh mit der Genüglichkeit bekannt gemacht. Mein Temperament unterstützt mich. Ich trinke keinen Wein, keinen Kaffeeh, keinen Liqueur, rauche keinen Tabak, und schnupfe keinen, esse die einfachsten Speisen, und bin nie krank gewesen, nicht auf der See und unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Meine stärkste Ausgabe ist Obst. Ich habe weder in Amerika noch in Rußland einen Pelz getragen: meine Panazee ist Diät und Bewegung.

Seume hatte von seiner Kindheit an immer eine besondere Vorliebe für Preußen und eine herzliche Bewunderung für den großen König gehabt; auch war er ein warmer Verehrer des Königs Friedrich Wilhelm III., „denn alles was ich von ihm gehört habe war gut und brav und menschlich“ (im Briefe vom 17. Mai 1798). Diese Gesinnung mußte dem treuen preußischen Patrioten Gleim besonders angenehm sein. Schon vorher (9. Mai 1798) hatte Gleim auf eine briefliche Bemerkung Seumes (vom 1. Mai 1798), daß die sitzende literarische Lebensweise seiner Gesundheit in der Länge nicht behage, er werde vielleicht gelegentlich wieder in Kriegsdienste zu gehen suchen, erwidert:

Sitzleben ist freylich nicht für Sie! Nur müßen Sie kein Ruße, kein Amerikaner wieder werden; alle guten Geister müßen ins Preußenland gehn, und aus diesem müßen Sie ausgehn auf alle böse Geister, deren es die französischen nicht mitgezählt, in unserm lieben deutschen Vaterlande sehr viele noch giebt!

Seume, der den Rang eines Kaiserlich Russischen Leutnants hatte, war nicht abgeneigt, sich beim preußischen Militär anstellen zu lassen, hatte aber wegen der vorauszusehenden Schwierigkeiten beim Engagement sein Bedenken. Diese Schwierigkeiten hätte wohl der sonst einflußreiche Gleim auch nicht zu beseitigen vermocht. Kurz nachdem Seume dem Vater Gleim für obige 20 Louisd'or sein Bild übersandt hatte, wanderte er auf wiederholte dringende Einladung nach Halberstadt und verlebte bei Gleim im „Hüttchen" vier ihm unvergeßliche Tage. Der Eindruck der Persönlichkeit Gleims, seine natürliche Herzlichkeit muß auf Seume überwältigend gewirkt haben. Zwei sofort nach seiner Wiederankunft in Grimma geschriebene Briefe (der erste ist datiert vom 20. Oktober 1798, den andern — ohne Datum — empfing Gleim am 29. Oktober 1798, danach fällt der Besuch Seumes wohl in die Mitte des Oktober) geben uns darüber Auskunft. Der zweite dieser Briefe beginnt: „Ich kann mit meiner Seele noch gar nicht von Halberstadt weg; es ist, als ob mich immer noch eine Zauberey dort festhielte." In dem ersten heißt es: „Diese vier Tage waren mehr als eine Olympiade werth, wo ich in allen Spielen den Preis gewonnen hätte." Von Gleims Enthusiasmus für Friedrich den Großen muß er mächtig angesteckt worden sein, denn er schreibt:

Hätte ich Friedrichs Hut und Feldbinde gesehen, so thäte ich nach allen Heiligthümern von Loretto und Kompostella kaum einen Seiten Blick; und hätte gar der Hut eine Sekunde meinen Schedel gedeckt und die Binde eine Minute meine Hüften umgürtet, so würde ich mit magischer Kraft wie unter einer Aegide jedem großen Unternehmen entgegen schreiten und jedem Vorurtheil trotzig unter die Nase sprechen — wenn damit etwas gefrommt werden könnte. Es ärgert mich, daß Sie nicht vierzig Jahre rückwärts haben oder daß ich sie nicht vorwärts habe. Aber das ist wohl entsetzlich eigennützig! Quiescendum est! In Ihren Enthusiasmus für Ihren Einzigen stimme ich fast durchaus mit Ihnen überein. Ihr jetziger König ist gegen den Churfürsten von Sachsen,[1] einen der ehrwürdigsten Fürsten der Geschichte, nicht bloß des Zeitalters, trotz einiger kleiner Schwachheiten ist er dieses, — ist gegen ihn weder großmüthig noch freundschaftlich, noch gerecht.

Sein Rückweg, wie immer zu Fuß, ging über Wernigerode und den Brocken, von da nach Blankenburg, der Roßtrappe, Mägdesprung, Ballenstedt, über Eisleben heimwärts. Gleim fuhr ihn im Wagen weit hinaus über Halberstadt. „Als ich aus dem Wagen

[1] Friedrich August III. (1763—1827).

sprang, träumte ich unwillkürlich fort und war ehe ich mirs versah in Wernigerode" (in demselben Briefe). Dort empfing ihn Benzler[1]) sogleich mit einem Druckfehler aus Klopstock — Klopstock hatte damals in zwei Bänden bei Göschen seine Oden herausgegeben und Seume die Korrektur davon gelesen — über den er sich hätte ärgern können, wenn er sich nicht das Gegenteil vorgenommen. Auch auf Gleim muß der ehrliche Seume, der in wesentlichen politischen Gesichtspunkten mit ihm übereinstimmte, den vorteilhaftesten Eindruck gemacht haben. Er schreibt ihm am 11. Juni 1799, daß er sich in seinem letzten Jahrzehnt für sehr glücklich halten würde, wenn zehn Schritte von seinem Hüttchen ein so sympathisierender deutscher Mann, wie sein Seume zuverlässig einer sei, seine Hütte hätte. Dann fährt er fort:

Daß dieser liebe brave Mann seine alte Mutter mit solcher Kindesliebe, wie mein Einziger die Seinige liebte, liebt, das macht ihn mir zu Einem Ähnlichen meines Einzigen, deßen Geistes, noch mehr deßen Herzens Nachlaß ich die Tage her, mit Zufriedenheit, daß ich sein Zeitgenoße gewesen bin, und wenn's nicht zu stolz ist, sein Herold, in nächtlichen Stunden, wenn im Hüttchen Todesstille war, gelesen habe!

Zu Ende des Sommers 1800 gedachte Seume noch eine Wallfahrt zu Gleim zu machen. Daraus ist aber nichts geworden. Dagegen kündigt er am 29. Dezember 1799 Gleim an, daß er mit dem Jahre 1801 eine Tour nach Italien und Sicilien machen wolle und bittet sich für seinen Kopf und für seine Ehrlichkeit 200 Taler Reisegeld von Gleim aus. Diesen „Vorschuß" schickte Gleim mit einem herzlichen Briefe am 3. Januar 1800 an Seume. Doch widerrät er ihm, der die Wilden der Menschen sah, die Reise zu den Zahmeren in Rom und in Neapolis (Brief vom 14. Januar 1800): „Mit den Wilden, die Sie kennen lernten, waren Sie zufrieden, mit den Zahmeren werden Sies nicht seyn!" Er rät ihm, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Doch Seumes Natur verlangte nach der jahrelangen sitzenden Lebensweise zu energisch nach dieser großen Abwechselung, als daß ihn eventuelle Enttäuschungen und Mißhelligkeiten auf der Reise hätten zurückhalten können. Am 25. August des folgenden Jahres schreibt er Gleim, daß er für Weihnachten bei Göschen gekündigt habe und Ende November aufzubrechen gedenke. Der nächste Brief Seumes an Gleim ist geschrieben in Venedig am 5. Februar 1802, als er eben vom St. Markusturme herabgekommen war.

---

[1]) Mit dem Bibliothekar Benzler in Wernigerode (Goedeke 4, S. 46) stand Gleim von 1768—1803 in freundschaftlichem Briefwechselverkehr. (Vgl. über Benzler Jacobs in der Zeitschrift des Harzvereines 27, 1—90.)

In Wien haben wir (der Maler Schnorr war sein Gefährte bis Rom) bey Retzer[1]) viel und mit heißer Verehrung von Ihnen gesprochen. Er hatte soeben Ihre Ode: „Dank an Karthago!“ erhalten, hatte sie nicht gegenwärtig, sondern einer Dame zum Feste übergeben: aber was er mir daraus sagte, ergriff mich, wie Feuergeist. Das waren schöne Tage, als ich bey Ihnen war, als wir freundschaftlich auf dem Sopha stritten, und Sie dem gutmütbigen Hitzkopf väterlich vergaben, wenn ihn sein Eifer etwas über das Ziel trieb.

Er berichtet in demselben Briefe, daß er auf seinem Wege in Wien den Geschichtsschreiber Müller[2]) kennen gelernt habe, der an Denis'[3]) Stelle in Wien sei. Er ist enthusiasmiert von ihm. „Der Himmel erhalte mich, wie ich bin, ich fühle, daß ich gut bin; das darf ich in der Würdigung meines Werths ohne weitern Stolz sagen.“ Seume hatte die Absicht, auf seiner Rückreise aus Italien auch Gleim zu besuchen, und der Umweg über Schmalkalden, wo er seinen von Amerika her ihm vertrauten Freund Münchhausen,[4]) den er in 20 Jahren nicht gesehen hatte, einige Tage zu besuchen für billig hielt, wäre ihm nicht zu groß gewesen, „aber meine Börse für die ich eben keine sonderliche Zärtlichkeit gehabt hatte, erinnerte mich, nächsten Weges an meinen Arbeitstisch zu eilen, den ich nunmehr in Leipzig aufschlagen will“ (3. September 1802). Er hofft aber, da er nun nicht mehr so sehr gefesselt sei, ehestens seinen Freund und wahren Wohltäter wieder zu sehen. Dies ist nicht geschehen (Gleim starb am 18. Februar 1803). Über die Reise heißt es in demselben Briefe aus Leipzig:

Ich bin sehr wohl und auch ziemlich zufrieden mit meiner Wanderung bei den Laren wieder eingetroffen. Einige Kleinigkeiten von hier und von dort werden Sie von mir vermuthlich schon aus dem Merkur erfahren haben; und nun bin ich, nach der Aufmunterung mehrerer verständiger Leute und kompetenter Richter, gesonnen, ein Büchelchen aus meinem Tagebuche zu machen; da man auf einer Promenade von Leipzig nach Agrigent und zurück doch wohl manches sieht und hört und denkt und spricht, was ein anderer Neugieriger vielleicht auch gern wissen möchte. — Wenn ich zusammen rechne, habe ich in 8½ Monath doch wohl über 800 Meilen zu Fuße gemacht, außer dem, was ich zu Wasser und zu Lande gefahren bin; und meine Gesundheit hat durch die Bewegung und ich glaube durch mein ziemlich vernünftiges Betragen dabey sehr gewonnen. — Was ich künftig mit meinem kleinen Wesen anfangen werde,

---

[1]) Joseph Friedrich Edler v. Retzer (vgl. über ihn Goedeke 4, 111 und 110, Nr. 25 und 35 bei Denis; 6, 531) war ein enthusiastischer Verehrer Gleims, den er 1801 in Halberstadt besuchte.

[2]) Über Johannes v. Müller vgl. Goedeke 6, 286 ff. Ziemlich umfangreicher Briefwechsel mit Gleim von 1771—1787, herausgegeben von W. Körte zusammen mit dem Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, Zürich 1806 (2 Bände).

[3]) Über den österreichischen Barden Michael Denis vgl. Goedeke 4, 109 f. Kurzer Briefwechsel mit Gleim aus den ersten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

[4]) Siehe Goedeke 5, 415.

weiß ich bis jetzt nicht. Vor der Hand will ich in Leipzig schulmeistern und so wenig als möglich mich in die Nothwendigkeit setzen zu schreiben: denn, so viel ich erfahren habe, an mir und andern, wird verdammt wenig gutes dadurch gestiftet. Aber das wenige, was ich schreibe, will ich mit Wahrheit und Offenheit sagen. Man hat mir zwey Vorschläge gethan, einen zu einer literärischen Unternehmung von Wien aus, und einen zu einer sehr vortheilhaften Bibliothekarstelle in Polen. Wider den ersten habe ich allerhand Bedenklichkeiten; aber der zweyte steht zu überlegen. Wenn nur nicht die Entfernung von allen meinen alten deutschen Freunden gar zu groß wäre! Denn Gallizien ist weit von Thüringen. — In Leipzig will man mir Aussichten bey der Akademie eröffnen; aber diese Dinge kenne ich: und ich habe dazu durchaus nicht die erforderlichen Talente, weder in der Antichamber noch auf dem Katheder. Für jetzt will ich abwarten, was mein Reisebuch thun wird, ich fürchte es wird für mich nicht viel gutes wirken. Aber gehe es, wie es will; ich frage mein Herz und meine Überzeugung und bin dann ruhig. Wenn ich auch nicht viel thue, so sollen mir doch, hoffe ich, meine Werke mir nachfolgen. Verzeihen Sie dem alten Egoisten; sobald es Humanität und Gerechtigkeit betrifft habe ich kein Ich mehr; oder vielmehr mein Ich fließt in das Ganze und wird dadurch mehr als es war.

Der letzte Brief Seumes ist vom 24. Oktober 1802. Diesem liegt ein längeres Gedicht bei, in dem er seine Freude über einen Brief Gleims besingt.

Charakter und Lebensgang nötigten Seume zu einer kälteren und objektiveren Beurteilung politischer Dinge, als sie Gleim möglich war, und seine ebenso starke Leidenschaft für Recht und Gerechtigkeit brach aus der sonst verschlossenen Natur unmittelbarer hervor und zeigte sich unbeugsamer als die Gleims, der leicht erregbar auch im höchsten Eifer noch einen liebenswürdigen Zug behielt. Was Gleim von Politik wußte, war zum größten Teil geschöpft aus seiner Lektüre politischer Schriften und aus mündlichen Berichten dritter Personen, Seume hatte viel von der Welt gesehen und in widrigen Lebensschicksalen wie mitten im Sturme schwerer öffentlicher Kämpfe (in Polen) Gelegenheit gehabt, politische Grundsätze sich zu bilden und sie zu erproben, und auch Manneskraft genug, ihnen nicht untreu zu werden. Seine Schriften über polnische und russische Zustände und Personen sind aus eigener Erfahrung hervorgegangen und zeigen den ganzen Mann in seiner unparteiischen abwägenden Beurteilung der Menschen und Dinge. Seine kältere Natur war doch warmherzig genug, um ihn Gleim sympathisch zu machen, und obwohl er nach eigenem Bekenntnis wenig literarische und politische Schriften las und die Welthändel ihm ziemlich fremd waren, besaß er doch den allgemeinen Humanitätsgeist des Jahrhunderts, der ihn für Gleimsche Lieblingsideen zugänglich zu machen vermochte. Sein herber Stolz, der niemandem zu Dank verpflichtet sein wollte und seine Grundsätze in geschlossener Unabhängigkeit erhielt, ließ sich von der edlen Persönlichkeit des alten Gleim gern bestimmen. Was an dem Greise liebenswürdig und verehrungswert erschien und den vierzig Jahre

jüngeren Seume wie einen Sohn zu ihm emporblicken ließ, würde bei gleichem Alter, zu dem Seumes Wunsch oft ging, die beiden Charaktere auf die Dauer eher getrennt als vereinigt haben. Denn das andere Bestimmende in Gleims Charakter würde bei Seumes fast eigensinnigem Selbständigkeitsdrang seine größte Autorität eingebüßt haben und er dadurch mißgestimmt worden sein. So aber, bei ihrem großen Altersunterschiede, konnte die herzlichste, auf gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung ihrer Charaktere und Gesinnungen beruhende Freundschaft ungetrübt bleiben.

Seumes Urteile über die französische Revolution atmen den Geist gerechter Beobachtung ihrer Wirkungen. Er erkannte mehr als Gleim das Gute an ihr an, ohne ihre Schattenseiten zu beschönigen. Er vermochte das erstere, weil er einen tiefen Blick in die sozialen Mißstände Deutschlands und anderer Länder getan hatte. Er machte kein Hehl aus dieser Gesinnung Gleim gegenüber, selbst auf die Gefahr hin, ihn vielleicht zu beleidigen, denn „Wahrheit und Überzeugung und offene Ehrlichkeit" gingen ihm nach eigenem Bekenntnis über alles, blieb aber ein deutscher Patriot und trat, obwohl im Grunde seines Herzens Republikaner, doch dem monarchischen Gefühle Gleims nicht zu nahe. Seumes Vorliebe für Preußen, sein Interesse für das Wohlergehen dieses Staates und seine Bewunderung Friedrichs des Großen machten ihn zu einem Gesinnungsgenossen Gleims, der ihn hierin wie in der ganzen Auffassung der menschlichen Dinge vom allgemeinen Standpunkte der Humanität noch bestärkte. Diese allgemeinen Gesichtspunkte werden die folgenden Äußerungen Seumes in seinen Briefen an Gleim bestätigen:

So wie man frey wurde [1]) und handeln wollte, [2]) war der Hauptstreich geschehen. Und nun beging man wieder den Fehler nicht zu sehen, welcher Unterschied es ist, wenn Könige und wenn Nationen Krieg führen, wenn bloß die Menschen und wenn Grundsätze und Enthusiasmus schlagen. (Ohne Datum; Notiz Gleims: Empfangen den 12. Juni 1798.) — Die französischen Geschichten werden leider nicht geschloßen seyn, auch wenn der Friede wirklich geschloßen wird. Wenn auch alle Parteyn bona fide gutes Vernehmen wünschen und wollen, so liegt die Unmöglichkeit der Dauer in der Sache selbst. Die beiderseitigen Grundsätze sind zu heterogen, sie heben sich nothwendig auf. Die Franzosen haben sehr gute Grundsätze; die Ausführung ist meistens schlecht und die Anwendung oft das Gegentheil. Indeßen hat doch ihre Wahrheit schon so viel tiefe Wurzel, daß sie schwerlich werden ausgerottet werden. Sie beruhen auf Vernunft; und nur gänzliche Anarchie könnte sie wieder austilgen. Es ist mehr als Masaniello und Kromwell; mehr als Athen und Rom; deßwegen war der Prodrom so furchtbar. Nicht ihre Waffen sondern ihr Geist hat uns geschlagen; und wenn sie ganz vernünftig werden, so sind sie die Diktatoren der übrigen,

[1]) Preußen aus seinen Verwicklungen mit Österreich und Rußland durch den Reichenbacher Vertrag.

[2]) gegen die französische Revolution.

wozu aber jetzt der Anschein noch nicht ist. Ihre Nachbarn wollen noch immer nicht begreifen, was ihnen so das Übergewicht gegeben hat. Die französischen Geschichten haben Greuel ohne Beispiel; aber diese beben das Gute nicht auf. Warum könnte, sollte man nicht dieses nützen, eben um jene zu verhüten. Ohne Humanität und ein Prototyp allgemeiner Gerechtigkeit wird keine Staatsverfaßung feststehen; und erlauben Sie mir ein offenherziges Bekenntniß, ich finde von beiden in Deutschland sehr wenig. In den Preußischen Provinzen ist unstreitig davon noch am meisten; aber es ist überall noch alter Sauerteig genug. Bey uns werden, wie mir neulich ein ehrlicher Bürger vorgerechnet hat, die Sohlen eilf Mahl veracziset, ehe sie auf die Schuhe genäht werden. — Das Salus populi suprema lex gehört unter die absoluten Weidsprüche (?), bey deren Erwähnung fast alle Mahl die Humanität einen Nasenstüber mehr bekommt. Die Franzosen, deren Verehrer ich eben nicht bin, haben doch einige sehr gute Lektionen im Staatsrecht gegeben, die man wohl beherzigen sollte, wenn man thun will, was zum Frieden dient. Sie finden höchst wahrscheinlich meine Äußerungen etwas gewagt; sie sind aber meine Überzeugung, und ich bin ein ehrlicher offener Mann. Jedem möchte ich sie nicht sagen um nicht mißdeutet zu werden, würde sie aber selbst dem Könige freymüthig sagen, wenn ich etwas Gutes dadurch zu wirken hoffen könnte. Die Zeit ist vorbey, wo wir Milch trinken mußten; wir müßen nun gesunde starke reine Speise haben, wenn man uns nicht vielleicht mit einem übeln Surrogat vergiften soll. Als die Hunnen bey Merseburg waren, war vieles gut und vieles schlimm; jetzt ist vieles beßer und vieles schlimmer; und Kaiser Heinrich würde sich wundern über die tolle Konsequenz unserer Systeme. (In demselben Briefe.) — Die politischen Aspekten stehen jetzt ganz anders als vor einem halben Jahre; und nun, hoffe ich, werden Sie wenigstens zufriedener seyn, als vorher. Was endlich das Resultat des Wirrwarrs seyn wird, mag ein anderer Apollo wißen: der meinige sagt mir nichts. Ihr König wird doch wohl noch der Mann des Friedens werden; und wohl ihm und ganz Europa, wenn er das Geschäft glücklich vollbringt. Es kann und muß ihm nicht gleichgültig seyn, daß eine Partei oder die andere entschieden die Übermacht gewinnt. Die Newa thut noch mehr Schaden als die Seine. (Ohne Datum; Notiz Gleims: Empfangen den 11. Juli 1799.) — Ich befinde mich am besten, wenn ich nicht an Politik denke, weiß also kaum, daß der vom Nil jetzt in Paris ist und eine erbärmlich große Rolle spielt. Binnen zehn Jahren wollen wir nun sehen, ob er ein großer Mann war, oder ob ihn das Rad der blinden Göttin nur so hinauf gebracht hat. Doch ich thue ihm durch den Zweifel wohl Unrecht, denn es ist unläugbar, er ist ein großer Mann: wir wollen nur sehen, ob er ein guter und weiser Mann ist. (Grimma, 29. Dezember 1799.) — Daß das Thier vom Nil einmahl ein Thier vom Nil werden könnte, habe ich längst gefürchtet, oder vielmehr geahndet; denn ich sehe nicht, was bey der närrischen Menschenbrut zu hoffen oder zu fürchten wäre. Ich pflege gewöhnlich nichts zu lesen, als was ich ex officio aus der Druckerei lesen muß; aber zuweilen höre ich denn doch irgend etwas, das mir in die Ohren schallt, wie dem alten Reiterpferde die Trompete. Es sind in der neuen Konstitution einige Artikel, die den Geist der Urheber stempeln: es sollte mich aber Wunder nehmen, wenn die Füchse, auf deren Balg es abgesehen ist, nicht Lunte riechen sollten. Fast komme ich auf das Resultat, daß die Menschen gar keiner politischen Verfassg. fähig sind; so sehr lassen sie sich überall von irgend einem impertinenten System abwechselnd bey der Nase zwicken. Aber was will ich denn mit der Politik allein, als ob irgendwo etwas mehr als Empirie wäre. Als Buonaparte zurück kam, stellte ich meine Aspekten und sagte: Nun wollen wir sehen, ob er ein großer und ehrlicher Mann ist. Das letzte scheint zu hapern: über das erste wird die Zeit entscheiden. Ich habe auch schon meine Zweifel; da ich beides nicht gut von einander trennen kann. Es haben mich seit

einiger Zeit einige Menschenkinder empfindlich getäuscht, so daß ich ganz grämlich und argwöhnisch über Humanität im Allgemeinen bin. Mais ce sont des singes; ce ne sont pas des hommes. (Grimma, 18. Januar 1800.)

Die folgenden Briefe enthalten nur noch wenige politischen Äußerungen Seumes. In einem Briefe ohne Datum, aber wohl vom Ende Januar 1800, heißt es:

Ich wollte leicht beweisen, daß der vorige [König], Friedrich Wilhelm II., ein sehr guter Mann, durch einige Mißgriffe vor dem Kongreß bey Reichenbach, Schuld an allem politischen Wirrwarr in Europa war. Das hat Herzberg damahls sehr tief gefühlt und es gewiß laut gesagt. Unversehens schreibe ich wieder Politik. Die Krankheit muß mir in den Knochen liegen.

In einem anderen längeren Schreiben ohne Datum aus der zweiten Hälfte des Jahres 1800 rechtfertigt sich Seume wegen seines in einem Aufsatz des deutschen Merkur und in anderen Schriften („Über Katharina II. mit Wahrheit und Unparteylichkeit" und „Zwey Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland") dem russischen Feldherrn Suworow erteilten Lobes, mit dem Gleim dessen damaliges Verhalten in Augsburg nicht übereinstimmend gefunden hatte. Wir schließen mit der Anführung einer Stelle aus einem Briefe Seumes aus Leipzig vom 3. September 1802:

Ihr Andenken ist mir auf den Aetna und nach Pästum gefolgt [Seume hatte inzwischen seinen berühmten Spaziergang nach Syrakus gemacht]; und ich habe mich manchmahl an Ihr Urtheil erinnert, wenn ich oft alles so erbärmlich schlecht fand. Aber auch dieses frommt zum Besten. Sie haben eine prophetische Seele über den Mann in Paris gehabt, und es freut mich, daß auch ich mit meinem Urtheil nicht übereilend und mit meiner Seele auf Schildwacht gewesen bin. Valeant politica!

Zur Textgeschichte von Novalis' Fragmenten.

Von Antonie Hug v. Hugenstein in Wien.

Minor[1]) und O. F. Walzel[2]) haben bereits die Mängel beleuchtet, welche der von Ernst Heilborn veranstalteten Ausgabe der Werke von Novalis anhaften, und in der Hauptsache den Weg gewiesen, den eine sorgfältige und streng philologische Textkritik hier

[1]) Anzeiger für deutsches Altertum 28, 82 ff.
[2]) Euphorion 9, 456 ff.

hätte einschlagen müssen.[1]) Die Lösung der Aufgabe, welche durch Heilborns Publikation der Kritik hinsichtlich der Fragmente von Novalis erwuchs, wies Minor seinem Seminar zu; ich habe versucht, sie durchzuführen, und lege im folgenden die Ergebnisse meiner Untersuchungen vor.

Zunächst galt es festzustellen, ob in H alle Fragmente aufgenommen sind, die in S und S^5 3 vorliegen.[2])

Dies ist nicht der Fall. Unter dem Titel „Nachlese" bietet H 2, 649 ff. wohl eine Reihe von Fragmenten aus S und S^5 3, welche der Herausgeber in hs nicht gefunden hatte, ein Beweis, daß er nicht im Zweifel darüber war, es müßten seinen Vorgängern Manuskripte vorgelegen haben, die heute nicht mehr vorhanden oder noch nicht aufgefunden sind (vgl. Anzeiger 28, 114). Aber einerseits bringt er einige Fragmente aus S und S^5 3 gar nicht, anderseits einzelne zweimal, einmal nach hs, das anderemal unter der „Nachlese" nach S und S^5 3 gedruckt. Es sind dies die Fragmente:

S. 8 Die höchste Aufgabe der Bildung ... = S. 654 Z. 12 ff.
S. 178 Schon das Gewissen ... = S. 651 Z. 4 ff.

Auch scheint ihm entgangen zu sein, daß S. 94 Z. 4 von unten ff. = S. 304 Z. 15 ff.; denn es fehlt der sonst übliche Hinweis. Aus S^1 fehlen:

S. 302 Glaube ich schon ...
S. 305 Es ist gewiß, daß eine Meinung ....
S. 305 Unser Leben ist kein Traum ...
S. 313 Alle Erfahrung ...
S. 314 Sollte ein König ....
S. 404 Die Mathematik ist wohl ...
S. 486 Die Religion enthält ...
S. 495 Die Zukunft ist nicht für ....
S. 518 In einem ächten Märchen ...
S. 524 Der jetzige Himmel ....
S. 547 Frankreich verficht ....

Aus S^5 3 vermisse ich:

S. 125 Verwandlung des Tempels zu Sais ...
S. 190 Durch die Welt ...
S. 223 Der Mensch ist ein ....
S. 224 Die Phantasie ist der Stoff ....
S. 224 Je höher wir stehen ....

---

[1]) E. Spenlé (Novalis, Paris 1904. Bibliothèque de la fondation Thiers. Fascicule II) ist wohl in seinem Urteile (vgl. S. 50) über diese Ausgabe etwas allzu enthusiastisch.

[2]) Ich nenne die von Heilborn veranstaltete Ausgabe H, die von ihm benutzten Manuskripte hs, die von Schlegel und Tieck veranstalteten Drucke S, 5 Auflagen (S^{1-5}) umfassend, die von Bülow hergestellte Ausgabe S^5 3.

S. 224 Was ist mehr ....
S. 228 Das Unbekannte ist ....
S. 241 Gibt es eine Leiter ...
S 247 Ist die Umarmung ...
S. 309 Heterogene ...
S. 311 Mit der Zeit ...

Ehe ich mich der Betrachtung des Textes zuwende, den H bietet, will ich noch einen Augenblick bei einer Frage verweilen, die Walzel (S. 472) bereits aufgeworfen hat: ob Heilborn wirklich eine strenge Scheidung zwischen dem geistigen Eigentum des Dichters und seinen Aufzeichnungen aus den Werken anderer durchgeführt hat. Walzels Ansicht scheint mir durch eine auffällige Erscheinung unterstützt zu werden. Wir finden nämlich einige in französischer Sprache verfaßte Fragmente in die deutsch geschriebenen eingestreut, in einzelnen der letzteren stoßen wir auf französische Sätze und Wendungen. Bei einem Schriftsteller wie August Wilhelm Schlegel, der ebenso geläufig französisch schrieb wie deutsch und auch tatsächlich eine Anzahl von Aufsätzen in französischer Sprache verfaßt hat, brauchte uns eine solche Wahrnehmung nicht zu befremden. Anders bei Novalis, der sämtliche Werke in der Muttersprache geschrieben hat.

Es liegt da wohl die Vermutung nicht allzu fern, daß wir in jenen französischen Fragmenten Exzerpte, in den französischen Ausdrücken Zitate vor uns hätten. In den philosophischen Schriften von Hemsterhuis, auf die Walzel verwiesen hatte, konnte ich keinen dieser Gedanken finden. Es geht jedoch aus den Fragmenten:

H 2, S. 145 Leute, wie Ligne .....
S. 28 Je bornirter ....
S. 310 Z. 24,
S. 147 Ähnlichkeit und ....
S. 205 Z. 3 von unten,
S. 78 Voltaire ist ....
S. 98 Z. 12,
S. 281 Z. 2 von unten,
S. 516 Z. 8,
S. 693 Z. 10

hervor, daß die Schriften von Boufflers, Helvetius, de Ligne,[1]) Rousseau, Voltaire, Dumas gleichfalls zur Lektüre von Novalis gehörten. Ich folgte nun auch, soweit mir die Hilfsmittel zu Gebote standen, diesen Spuren; da mir aber die Werke der genannten Schriftsteller nur zum Teil zugänglich waren, blieb mein Suchen erfolglos. Ich gedenke jedoch, die Nachforschungen unter günstigeren Verhältnissen fortzusetzen.

[1]) Fragmente S. 145 Z. 4 von unten „La mémoire ... p. 5" bezeichnete Novalis selbst als ein Exzerpt aus den Schriften von De Ligne.

Vergebens sucht man bei Heilborn eine Bemerkung, die darauf hindeutet, ob er der auffallenden Erscheinung auf den Grund zu kommen getrachtet habe. Jedenfalls aber, meine ich, waren die in französischer Sprache verfaßten Fragmente in eine besondere Gruppe im Anhang zusammenzustellen mit einer Hindeutung auf die sich aufdrängende Frage nach der Autorschaft.

Daß, wie Walzel sagt, auch eine gewisse Willkür geherrscht habe in der Auswahl dessen, was Heilborn in den Text setzt und was er ins Verzeichnis der in den Text nicht aufgenommenen Manuskripte verweist, will ich an einigen Beispielen zeigen: Fragment H 2, S. 351 Z. 3 ff. bezeichnet Novalis selbst als ein Exzerpt aus Herders Plastik. Ich stelle im folgenden Herders Worte und die Aufzeichnungen von Novalis einander gegenüber, weil es lehrreich ist zu sehen, wie dieser sofort seine eigene Vorstellungsweise in die fremde hineinträgt.

Novalis.	Herder.[1])
Man lehrte den Blindgebornen und Sehendgewordenen sein Gefühl sichtlich erkennen. Er vergaß oft die Bedeutungen der Symbole des Gefühls, bis sein Auge Fertigkeit erhielt, Figuren des Raums und Farbenbilder als Buchstaben voriger Körpergefühle anzusehn, sie mit diesen schnell zusammenzuhalten und die Gegenstände um sich zu lesen.	Man lehrte ihn unterscheiden, sein Gefühl sichtlich erkennen, Figuren in Körper, Körper in Figuren verwandeln; er lernte und vergaß. „Das ist Katze! das ist Hund!" sprach er; „wohl, nun kenne ich Euch, und Ihr sollt mir nicht entwischen!" Sie entwischten ihm noch oft, bis sein Auge Fertigkeit erhielt, Figuren des Raums als Buchstaben voriger Körpergefühle anzusehen, sie mit diesen schnell zusammenzuhalten und die Gegenstände um sich zu lesen.

Auch das Fragment S. 351 Z. 13 ff. erweist sich als Notiz aus der genannten Schrift von Herder (S. 234), wie dies ja auch Novalis andeutet. Ich setze auch diese Stelle neben Novalis' Exzerpt, weil einerseits nur dann der Zusammenhang zwischen den von ihm notierten Begriffen verständlich wird, anderseits auch hier sich zeigt, in welch subjektiver Art er fremde Gedanken aufnimmt.

Novalis.	Herder.
Raum. Plastik. Gesicht. Fläche. Zeit. Musik. Gehör. Ton. Kraft. Poesie. Gefühl. Körper. (Herder.)	Und wenn's Künste gibt, wo jede in einer dieser Gattungen arbeitet, so kennen wir auch ihr Gebiet von außen und innen, Fläche, Ton, Körper, wie Gesicht, Gehör, Gefühl. Dies sind sodann Grenzen, die ihnen die Natur anwies, und keine Verabredung, die also auch keine Verabredung ändern kann oder die Natur rächt. Eine Tonkunst,

[1]) Herder, Plastik, Riga 1778. Hempel 17, 224.

die malen, und eine Malerei, die tönen, und eine Bildnerei, die färben, und eine Schilderei, die in Stein hauen will, sind lauter Abarten ohne oder mit falscher Wirkung. Und alle drei verhalten sich zu einander als Fläche, Ton, Körper oder wie Raum, Zeit und Kraft, die drei größten Medien der allweiten Schöpfung, mit denen sie alles faßt, alles umschränkt.

Liegt nicht ein stiller Protest Novalis', des Romantikers, darin, daß er die Stelle, in der Herder die Notwendigkeit der Grenzen zwischen den Künsten betont, übergeht?

Die Fragmente S. 240 Z. 4 von unten ff., S. 241 Z. 3 ff. und Z. 19 ff. bezeichnet Novalis selbst als Studien zu La Place; Fragment S. 228 Z. 16 beginnt mit den Worten: Einige Sätze des Brownischen Systems, ein deutlicher Hinweis darauf, daß auch diese Stelle ein Exzerpt darstellt.[1] Konnten diese Fragmente nicht ebenso gut wie die in H 2, 682 ff. enthaltenen in den Anhang gestellt werden? Auch da, wo Novalis unterlassen hat, Aufzeichnungen als Exzerpte zu kennzeichnen, finden sich mitunter unverkennbare Fingerzeige auf seine Lektüre, die nicht unbeachtet bleiben durften; so weisen die beiden Fragmente S. 432 Z. 9 ff. und Z. 22 ff. auf zwei Arbeiten des berühmten Geognosten Werner hin, auf seine Werke „Über die äußern Kennzeichen der Fossilien" (1774) und „Beschreibung der Gebirgsarten" (1787). Aus der erstgenannten Schrift, welche ich durchgeblättert habe, stammen diese Fragmente nicht. Dagegen sind die von Heilborn im Anhange 2, 685 mitgeteilten Auszüge aus dieser Wernerschen Schrift; die bezüglichen Stellen finden sich dort S. 32, 39 ff., 71, 80 f., 23, 25. Das Fragment 2, 683 Z. 11 ist, wie man sich beim sorgsamen Durchgehen der philosophischen Schriften von Hemsterhuis leicht überzeugen kann, tatsächlich ein Exzerpt aus diesem Werke.

In näherer Ausführung der schon von Walzel erhobenen Einwürfe konfrontiere ich die Stellen aus Hemsterhuis mit den Aufzeichnungen von Novalis (H 2, 683).

Novalis.	Hemsterhuis.
Die Ausbildung des Herzens ist einer künftigen Existenz vorbehalten.	Peut être le véhicule des sensations des essences morales aura de même plus d'énergie après le cré-

[1] Vermutlich auch Fragment S. 229 Z. 12 „Betrachtung und kritische Ordnung ...." und S. 162 Z. 5 von unten „Constitution mit ...." Da mir die Schriften von Brown nicht zugänglich sind, muß ich mich mit der Vermutung begnügen.

puscule de cette vie; ou bien, peut-être les organes de la conscience et du coeur ne sauroient se déployer sous notre enveloppe grossière .... (Lettre sur l'homme et ses rapports. Oeuvres philosophiques 1, p. 260.)

Aristée. Ordnung des Weltalls nicht wahrnehmbar. Was ist Ordnung? Verteilung der Dinge nach der Idee eines bestimmten Ganzen.

Le mot ordre désigne une certaine modification, une certaine disposition dans plusieurs choses, qui fait, que notre intellect, constitué comme il l'est à présent, peut s'apercevoir, avec la plus grande facilité, du tout formé par la coexistence ou la succession ou la nature de ces choses, et sentir, avec la plus grande facilité, les rapports qu'elles ont ensemble. (Aristée ou de la divinité. Oeuvres phil. 2, p. 13.)

a. a. O., S. 14: Par conséquent, mon cher Aristée, bornés comme nous le sommes par le petit nombre de nos organes, s'il y a de l'ordre dans l'univers, comment, je vous supplie, pourrion-nous le comprendre?

Sechs verschiedene Seiten das Universum zu betrachten.

a. a. O., S. 17: Si nous considérons ce que nous appelons ordre, nous trouvons qu'il suppose similitude, proportion, régularité, analogie constante, succession uniforme, ou uniformément retardée ou accélerée, loi universelle, qui produit des effets proportionnés aux choses qui lui sont soumises etc.......

Als wollende Intelligenz kann der Mensch ein eingebildetes Universum bilden.[1])

Il est donc évident, que pour des êtres dont les âmes n'auroient pas cette faculté de lier plusieurs idées pour en faire un total, les parties qui composent l'univers, autant que nous le connoissons jusqu'ici, n'auroient pas ce que nous appelons ordre.[1])

Wirklich und möglich sind vor Gott eins. Vor Gott gibt's nicht Böses.

... par conséquent l'existant et le possible ne sont qu'une seule et même chose devant Dieu. (Lettre sur l'homme et ses rapports. a. a. O. 1, S. 256.)

[1]) Ich finde keine andere Stelle in Hemsterhuis, die diesem Satze von Novalis genau entspräche; man kann ihn höchstens für eine sehr freie Interpretation der von mir angeführten Stelle ansehen. Vielleicht auch schwebte Novalis die Leibnizsche Lehre von den möglichen Welten vor.

Je conclus de tout ceci, que proprement il n'y a point de vices, ni par conséqnent de crimes devant Dieu.

Die Bemerkungen von Novalis S. 684 Z. 9 ff. von unten stammen aus der Schrift „Sur l'homme et ses rapports" (Hemsterhuis, Oeuvres philos. 1, 244 ff., 205 f. [vgl. dazu Hemsterhuis 2, 274], 239). Der Satz: „Hemsterhuis hält die Idee vom Eigentum für gefährlich und falsch" bezieht sich auf Hemsterhuis 1, 216 f.: Mais l'homme .... se fit une idée de possession et d'accroissement de son être, qui donna le jour à la fausse et ridicule idée de propriété .... „Der Glaube erfordert ein wahrhaftes Talent" — Hemsterhuis 1, 225: .... il est très-vrai que la foi ne sauroit être qu'un don particulier de Dieu. Hinsichtlich der von Heilborn unter dem Titel „Hemsterhuisstudien" zusammengefaßten Fragmente glaube ich, auf Grund wiederholter und eingehender Vergleichung mit Hemsterhuis' philosophischen Schriften behaupten zu dürfen, daß auch hier keine Sichtung vorgenommen wurde, so daß Exzerpte aus den Werken anderer Autoren, z. B. aus Kant (H 2, 637 f.), ja auch eigene Gedanken von Novalis sich darunter befinden. Zum Beweise will ich die Stellen aus Hemsterhuis anführen, auf die Novalis Bezug nimmt.

H 2, 638 Z. 8 von unten ff.:	Hemsterhuis 2, 66 ff.
639 Z. 1 ff.:	2, 69 f.[1]
640 Z. 3 ff.:	2, 113 ff.
Z. 11 ff.:	2, 116
Z. 6 ff. von unten:	2, 141, 145

S. 640 Z. 17 ff.: Hemsterhuis 2, 119 f., verglichen:

Novalis.	Hemsterhuis.
Ist es nicht genug zu wissen, daß wir noch in diesem Leben einen Flug zu beginnen fähig sind, den der Tod, statt ihn zu unterbrechen, vielmehr beschleunigt, da dessen Fortsetzung einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unsers freien Willens abhängt?	Il nous suffit de savoir, que c'est dès cette vie que nous prenons notre essor; que la mort ne change pas notre direction prise, et qu'elle ne fait qn'accélérer les mouvements de l'ame dans cette direction, qni dépend entièrement de l'énergie de l'être libre.[2])

[1]) S. 639 Z. 19 ff. scheinen mir Gedanken von Novalis selbst zu sein.

[2]) Erst im weiteren Verlaufe des Dialogs fällt das Wort „vol" bei Hemsterhuis (S. 120 Z. 8 von unten). Bülow hat das Fragment, obwohl von Novalis durch Anführungszeichen als Exzerpt gekennzeichnet, dem Dichter zugeschrieben und es aufgenommen (S[3] 3, 197).

H 2, 641 Z. 4 ff.: Hemsterhuis 2, 153
Z. 8 ff.: 2, 154
Z. 11 ff.: 2, 155
Z. 14 ff.: 2, 161
Z. 16 ff.: 2, 181 f., ich vergleiche:

Novalis.	Hemsterhuis.
Geschichte, Philosophie und Poesie. Die Erste schafft an, die zweite ordnet und erklärt, die dritte hebt jedes Einzelne durch ausgesuchte Contrastierung mit dem übrigen Ganzen ....[1])	Dioclès. N'est-ce pas l'histoire qui rapporte les faits; la philosophie qui les démêle et y met de l'ordre et de l'élégance? Et quelle est, à votre avis, le troisième? Alexis. Vous voulez dire la poésie? Dioclès. Oui; est c'est elle qui orne et enrichit les deux autres .....

S. 642 Z. 13 f.: Hemsterhuis 2, 192.
S. 642 Z. 5 ff.: 2, 187.
Z. 11 f.: 2, 188. Ich vergleiche wieder:

Novalis.	Hemsterhuis.
Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, was die Statue des Memnons tönen macht.	Ainsi, vous voyez que la poésie, soit qu'elle naisse de l'effort d'un grand génie ou qu'un souffle divin la produise, préside à tous les arts et à toutes les sciences, et qu'elle est non-seulement à l'auguste vérité ce que les Graces sont à l'Amour, mais ce que l'Aurore est à la statue de Memnon qu'elle éclaire, et qu'elle fait parler.

Die Herausgeber von S hielten diesen Gedanken für geistiges Eigentum des Freundes und nahmen ihn unter die Fragmente auf (S[1] 498), obwohl das Anführungszeichen in hs sie hätte warnen müssen.

S. 642 Z. 15: Hemsterhuis 2, 273[2])
Z. 16 f.: 2, 274
Z. 18 ff.: 2, 276 f.
Z. 21 ff.: 2, 277 ff.

[1]) Wie schon die letzten Worte mehr Novalis als Hemsterhuis angehören, so sind alle folgenden Gedanken wahrscheinlich Hardenbergs geistiges Eigentum.

[2]) Die hier angeführten Stellen stammen nicht aus „Alexis", unter welchem Schlagworte sie in hs erscheinen, sondern aus „Simon".

S. 643 Z. 1 ff.:[1]) Hemsterhuis 2, 278 f.
Z. 5 ff.: 2, 281 f.
Z. 9 ff.: 2, 284
Z. 16 ff.: 2, 285
S. 644 Z. 3 f.: 2, 285
Z. 5 ff.: 2, 286
S. 645 Z. 5 f.: 2, 290, verglichen:

Novalis.	Hemsterhuis.
Die durchaus freie Seele wird am Ende vollkommenes Organ.	... et lorsque l'ame est toute dégagée elle devient toute organe.
Jetzt sind die Organe getrennt — Einst werden die Zwischenräume der Sinne mit andern Sensationen ausgefüllt. Alle Sensationen vereinigen sich und machen nur Erscheinungen eines Organs aus.	L'intervalle qui sépare le visible du sonore est rempli par d'autres sensations. Toutes les sensations se lient et font corps ensemble, et l'ame voit l'univers non en dieu, mais à la façon des dieux.

S. 645 Z. 11 ff.: Hemsterhuis 2, 320 f.
Z. 15 ff.: 2, 322

Z. 7 von unten ff. sind offenbar Gedanken, die Novalis selbst angehören; dieser Meinung war auch Bülow, in dessen Ausgabe sich der Satz „Wir wissen nur in so weit wir machen" findet (S^5 3, 197); ebenso glaube ich, daß die Herausgeber von S mit vollem Rechte das Fragment „Wünsche und Begehrungen ...." S. 646 Z. 7 ff. für Novalis in Anspruch nehmen (S^1 306).

Auch das Folgende Z. 13 ff. kann man trotz der Berufung auf Hemsterhuis wohl weit eher als geistiges Gut Hardenbergs denn als Eigentum des Philosophen ansehen, wie eine Gegenüberstellung des Textes lehren wird:

Novalis.	Hemsterhuis.
Hemsterhuis hat hier eine herrliche Stelle vom Geist und Buchstaben der Philosophie. Nach ihm ist der Buchstabe nur eine Hülfe der philosophischen Mitteilung, deren eigentliches Wesen im Nachdenken besteht. Der Redende leitet nur den Gang des Denkens im Hörenden und dadurch wird es zum Nachdenken. Er denkt und der Andre denkt nach. Die Worte sind ein unzuverlässiges Medium des Vordenkens .... (Die sich anschließenden Gedanken habe ich bei Hemsterhuis nicht gefunden.)	Vous sentez bien, Alexis, que quoique la philosophie manie des matières aussi abstraites avec la même aisance et la même précision que les objets les plus simples de la géométrie, elle trouve cependant moins de facilité dans l'expression des idées, puisque les termes nous manquent souvent lorsqu'il s'agit d'accoupler des idées un peu distantes les unes des autres et disparates en apparence. Mais, dans ces cas, c'est à celui qui écoute d'y remédier, en s'attachant à la marche de l'intellect de celui qui

[1]) Z. 2 von unten ff. kennzeichnen sich schon durch die Frageform als Gedanken von Novalis, ebenso H 2, 636, Z. 3 von unten ff.

parle, bien plus qu'aux mots qu'il prononce. Parce moyen ces mots se traduiront d'eux-mêmes dans la tête de celui qui écoute et y seront remplacés par des signes qui lui sont plus familiers.[1])

Wie viel eigenes Denken Novalis in seine Aufzeichnungen aus seinem Lieblingsschriftsteller mit einfließen läßt, zeigt auch eine andere Stelle: S. 647 Z. 10 ff.

Novalis.	Hemsterhuis.
.... Man folgt der Sonne und reißt sich von der Stelle los, die nach Gesetzen der Umschwingung unsers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird.	L'astre du jour qui ne voit que ce qu'il éclaire n'a pas été toujours si brillant et si beau. A sa naissance il fut enveloppé dans une croûte opaque noir et épaisse; mais la violence de ses feux internes, et l'énergie qu'il portoit dans son sein l'ont dégagé de ces croûtes dans la suite des temps et des siècles, et l'univers s'est déployé à ses yeux. C'est là le plus parfait symbole de l'ame, au moment qu'elle dérive de l'activité de son auguste cause. Le plus beau travail de l'homme c'est d'imiter le soleil, et de se délarasser de ses enveloppes dans aussi peu de siècles qu'il est possible; ....

S. 647 Z. 20 ff.: Hemsterhuis 2, 254 f.
S. 648 Z. 5 ff.: 2, 268 f.

Zweifel, ob Heilborn die Richtigkeit der in hs vorliegenden Angabe über die einzelnen Schriften von Hemsterhuis, aus denen die Exzerpte stammen sollen, nachgeprüft habe, veranlaßten mich darüber nachzuforschen. Tatsächlich fehlt es hier an kritischer Behandlung des Materials, indem Heilborn die Überschriften beibehält, welche Novalis gesetzt hatte, obwohl, wie ich gezeigt habe, Stellen aus „Simon" unter dem Titel „Alexis" und solche aus „Alexis" unter „Brief über den Atheismus" erscheinen. Es ist ihm auch entgangen, daß das Athenäums-Fragment „Die Erfahrung ist .... (H 2, 2 f.) mit der Stelle H 2, 637 Z. 3 ff., wenn auch nicht wortgetreu, so doch ziemlich genau übereinstimmt. Diese Sätze sind also, obwohl sie in hs unter den Hemsterhuis-Studien stehen, Novalis' eigene Gedanken; denn es ist doch keinesfalls anzunehmen, daß er Exzerpte als Früchte eigener Denktätigkeit für das Athenäum geliefert

[1]) Diese Stelle ist aus „Alexis", erscheint aber in hs unter „Brief über den Atheismus".

habe. Ich fand auch diese Gedanken tatsächlich nirgends in den Schriften von Hemsterhuis. Heilborn hat ferner übersehen, daß das Fragment „Weisheit muß man . . . . ." (H 2, 516) nahezu identisch ist mit den Sätzen auf S. 641 Z. 11 ff.

Auch dieses Fragment hat Bülow irrtümlich in seine Ausgabe aufgenommen (S^5 3, 197). Merkwürdig ist, daß H und S^5 3 große Verschiedenheiten aufweisen. Ich stelle die Lesarten hier gegenüber:

nach H 2, 516:	nach S^5 3:
Weisheit muß man hienieden meist nur beim Mittelmäßigen suchen. Weisheit ist Harmonie. 2 und 3 sind leichter in Harmonie als 1 und 100. Schwierige Harmonie des Genies. Quantitatives Genie, qualitatives Genie, ihre Synthesis.	Weisheit muß man hienieden nicht beim Genie, sondern bei den Mittelmäßigen suchen. Mit Genie verbunden macht sie Epoche, tut Wunder.[1]) Die Individualität in der Natur ist ganz unendlich. Wie sehr belebt diese Ansicht unsere Hoffnungen von der Personalität des Universums.

Bei Hemsterhuis 2, 155 lautet die Stelle:

„. . . Car puisque la sagesse consiste dans l'harmonie et dans le juste emploi des facultés, et qu'il est moins aisé d'en bien manier de grandes que de médiocres; il est evident qu'il faut chercher les sages parmi les hommes médiocres, qui font partout le plus grand nombre. Lorsque la sagesse accompagne les grandes facultés, c'est l'apparation d'un dieu parmi les hommes."

Ich erkläre mir diese bedeutenden Abweichungen in S^5 von H daraus, daß das Fragment, wie H es hier bringt, in hs durchgestrichen war, so daß Bülow es als Doppelstelle, die von Novalis selbst annulliert worden, betrachtete, um so mehr, da es die gleichen Anfangsworte zeigt wie das, welches er in seine Ausgabe aufgenommen hatte. Die Stelle muß also in hs unzweifelhaft zweimal in verschiedener Form vorkommen, daher die Übereinstimmung des Fragments nach S^5 mit dem in H 2, 641. Die Worte „Die Individualität . . . . . Universums" gehören wohl kaum in diesen Zusammenhang; in Hemsterhuis ist mir keine Stelle untergekommen, auf die sie sich beziehen könnten. Es liegen hier gewiß Gedankenspäne von Novalis selbst vor. Andere Fragmente, die in H zweimal erscheinen, das einemal unter den Hemsterhuis-Studien, das anderemal als des Dichters eigene Geistesblüten, ohne daß ein Hinweis auf die Parallelstellen sich fände, sind folgende:

H 2, 53 Der Buchstabe ist . . . .: H 2, 646 Z. 13 ff.
H 2, 54 Ächtes Gesammtphilosophieren . . . . .: H 2, 647
Ein Problem . . . .: H 2, 645 Z. 11 von unten ff.
Man muß bei jeder Philosophie . . . .: H 2, 637 Z. 13 ff.

[1]) Vgl. H 2, 641.

H 2, 2 Der Unterschied zwischen Wahn . . .: H 2, 636
Unser sämmtliches Wahrnehmungsvermögen . . .: H 2, 636
Sollte es nicht mit unsern Apperceptionsvermögen . . .: H 2, 636[1])

Alle diese Fragmente zeigen in ihren Parallelstellen mehr oder minder stark variierte Fassungen und sind dadurch ein lehrreiches Beispiel, wie gern Novalis fremde und eigene[2]) Gedanken modelt und wie sehr er bemüht ist, jene seiner Auffassung nahe zu bringen.

Durch Gegenüberstellung solcher Parallelstellen soll dies veranschaulicht werden:

H 2, 53.

Der Buchstabe ist nur eine Hülfe der philosophischen Mitteilung, deren eigentliches Wesen in Erregung eines bestimmten Gedankengangs besteht. Der Redende denkt, produziert; der Hörende denkt nach, reproduziert. Die Worte sind ein trügliches Medium des Vordenkens, unzuverlässige Vehikel eines bestimmten, spezifischen Reizes. Der ächte Lehrer ist ein Wegweiser. Ist der Schüler in der Tat wahrheitslustig, so bedarf es nur eines Winks, um ihn finden zu lassen, was er sucht. Die Darstellung der Philosophie besteht demnach aus lauter Thems, aus Anfangssätzen, Prinzipien. Sie ist nur für selbsttätige Wahrheitsfreunde. Die analytische Ausführung des Thems ist nur für Träge oder Ungeübte. — Letztere müssen dadurch fliegen und sich in einer bestimmten Direktion erhalten lernen.

H 2, 646.

Hemsterhuis hat hier eine herrliche Stelle vom Geist und Buchstaben der Philosophie. Nach ihm ist der Buchstabe nur eine Hülfe der philosophischen Mitteilung, deren eigentliches Wesen im Nachdenken besteht. Der Redende leitet nur den Gang des Denkens im Hörenden und dadurch wird es zum Nachdenken. Er denkt und der andre denkt nach. Die Worte sind ein unzuverläsiges Medium des Vordenkens. Die ächte Wahrheit muß ihrer Natur nach wegweisend sein. Es kommt also nur darauf an, jemand auf den rechten Weg zu bringen, oder besser, ihm eine bestimmte Richtung auf die Wahrheit zu geben. Er gelangt dann von selbst, wenn er anders tätig, begierig, zur Wahrheit zu gelangen, an Ort und Stelle. Die Darstellung der Philosophie besteht demnach aus lauter Themas, Anfangssätzen, Unterscheidungssätzen, bestimmten Stoffsätzen. Sie ist nur für Tätige, für Wahrheitliebende da; die analytische Ausführung des Themas ist nur für Träge oder Ungeübte, denen die Mutter erst fliegen und sich in einer bestimmten Direktion erhalten lernen muß.

Aufmerksamkeit ist eine zentrierende Kraft. Mit der gegebenen Richtung beginnt das wirksame Verhältnis zwischen dem Gerichteten und dem Objekte der Richtung. Halten wir diese Richtung fest, so gelangen wir apodiktisch sicher zu dem gesteckten Ziel.

Jede Aufmerksamkeit auf ein Objekt oder jede bestimmte Richtung, welches eins ist, bringt ein reales Verhältnis hervor; denn mit dieser Unterscheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderieren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts oder die individuelle

[1]) Wie Novalis' ursprünglichstem Denken die Frageform eigentümlich ist, zeigt sich auch hier. (Vgl. unten.)

[2]) Die beiden letztgenannten Fragmente halte ich für Novalis' geistigen Besitz; die charakteristische Frageform schon deutet darauf hin. In Hemsterhuis sind mir diese Gedanken nicht begegnet.

	Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlassen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, sondern sie fest im Auge behalten, uns glücklich zu dem ersehnten Ziel unsres Verlangens bringt.
Ächtes Gesammtphilosophieren ist also ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man sich wechselseitig im vordersten Posten, welcher die meiste Anstrengung gegen das widerstrebende Element, worin man fliegt, nötig macht, ablöst.	Ächtes Gesammtphilosophieren ist also ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man sich wechselseitig im vordersten Posten ablöst, auf dem die meiste Anstrengung gegen das antagonistische Element, worin man fliegt, von Nöten ist. Man folgt der Sonne und reißt sich von der Stelle los, die nach Gesetzen der Umschwingung unsers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird. (Sterben ist ein ächt philosophischer Akt.)[1]

Die eingeklammerten Schlußworte sind echter Novalis, wen erinnerten sie nicht an die dem Dichter so geläufige mystische Vorstellung vom „willigen Tode"? Stellen wir daneben das Fragment H 101, Z. 1 ff. „Der ächte philosophische Act ...", so wird es ganz klar, daß die erwähnte Schlußbemerkung eine Variante jenes Gedankens ist, der in den Hymnen an die Nacht, dem „hohen Liede der Zerbrechung", wie sie Edgar Ederheimer nennt (vgl. sein Buch „Jakob Boehme und die Romantik", Heidelberg 1904, S. 87), seinen dichterischen Ausdruck gefunden hat. Ich möchte aber diesen Gedanken nicht, wie Ederheimer es tut, nur auf den Einfluß der Lektüre des Philosophus Teutonicus zurückführen, sondern ich sehe darin einen starken Platonischen Einschlag. Der Eingang des berühmten Dialoges über die Unsterblichkeit, des Phaidon, enthält die Ansicht, daß der echte Philosoph nach nichts anderem strebe, als zu sterben, daß die Seele dem Leibe befehle und ihn zu zerstören vermöge, wenn sie wolle. Schon hier also der Gedanke von der Allmacht des Willens, den die Mystik dann so freudig aufgegriffen hat und den Novalis in nimmermüdem Spiele in die verschiedensten Formen gießt (vgl. H 85, Z. 9 von unten ff.). Ähnliche Bahnen, wenn auch in ganz anderer Ausgestaltung der Idee von der Macht des Willens, wandeln Schopenhauer und Nietzsche. Daß sich Hardenberg ziemlich eingehend mit Platons Schriften befaßt hat, geht aus den Fragmenten H 163, Z. 18 ff.; 510, Z. 13; 583, Z. 5 von unten hervor; fußt ja doch Hemsterhuis, des Dichters Lieblingsschriftsteller, und auch Plotin, für den Novalis (H 203, Z. 1 von unten ff.) seine Begeisterung kund-

[1]) In dieser Form bringt S[1] (S. 277) das Fragment. Erst die Worte „Man folgt .... gehüllt wird" finden sich bei Hemsterhuis 2, 290.

gibt, auf Platons Lehren. Und so glaube ich, auch in dem Fragmente H 4, Z. 13 ff. einen Anklang an dessen Ideenlehre sehen zu dürfen in den Worten „Die Außenwelt ist nur Schattenwelt ....“; mahnen sie nicht an Platons berühmtes Gleichnis von dem Gefangenen in der Höhle, der nur die Schattenbilder der Gegenstände sieht, die an deren Eingang vorüberziehen? (vgl. 7. Buch der Politeia). Ederheimer nimmt auch sie als Beweis für den Einfluß der Boehmeschen Zerbrechlichkeitsidee auf Novalis in Anspruch. Ich aber meine, daß dieselbe ihren Ursprung bis auf Plato zurückführen kann und in einer dem Görlitzer Philosophen selbst unbewußten Weise auch in seine Lehren übergegangen ist.

Die Worte „Ächtes Gesammtphilosophieren ..... von Nöten ist“ tragen so unverkennbar das Gepräge romantischer Ideen — wer dächte nicht an Friedrich Schlegels „symphilosophieren“? — daß keine allzugroße Vertrautheit mit dem Gedankenkreise der Romantik dazu erforderlich ist, um sie mit Sicherheit Novalis zuzuschreiben. Die Vergleichung der Parallelstellen ergibt, daß an den zuerst flüchtig hingeworfenen Bemerkungen vom Dichter gefeilt wurde, und ich vermute, daß er vielleicht die Absicht hatte, das Fragment unter anderen den Schlegel, die ja bekanntlich im Freundeskreise eifrig nach Fragmenten fahndeten, gelegentlich zur Veröffentlichung zu übergeben.

Wie Novalis mit seinen eigenen Einfällen gleichsam Ball zu spielen liebt, mag noch folgende Gegenüberstellung beweisen:

H 2, 2:	H 2, 637:
Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft commentiert, findet sich gegenwärtig in der rationellen Anwendung[1]) der bloßen Erfahrung und wird von dem[2]) ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Notwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematisch die Beantwortung der Frage sein dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen sei?“	Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, der Demonstration, so wie umgekehrt die Erfahrung durch Demonstration bestätigt und complettirt wird. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft commentiert, findet sich gegenseitig in der rationellen Anwendung der bloßen Erfahrung und wird von dem ächten Philosophen eben auch gerügt, wenn gleich mit bescheidener Einsicht des allgemeinen, natürlichen Grundes derselben, ohne deshalb die bloße Erfahrung schlechthin zu verwerfen, wie so oft, im ersten Falle, der Praktiker mit der bloßen Theorie verfährt.

(So druckt das Athenäum); für dieses hat also Novalis frühere Aufzeichnungen, dort und da feilend, bearbeitet.

[1]) rationalen A [2]) den A.

Da ich hier schon näher auf das Verhältnis des Dichters zu Hemsterhuis einging, so will ich auch gleich bemerken, daß die Stelle, auf die sich Novalis H 2, S. 248 Z. 3 von unten beruft, in „Alexis" (Hemsterhuis, Oeuvres philosophiques 2, 169 f.) zu finden ist. Eine Notiz darüber läßt H im Apparat vermissen.

Das Fragment „Wo es ein Sein gibt ....." (H 2, 294) bringt auch Bülow, bei ihm aber ist es viel länger (siehe S 5 3, 319). Hielt Heilborn die Sätze „Darstellung .... nicht ganz" für Aufzeichnungen aus einem anderen Autor, so mußte er sie in den Anhang stellen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie in Zusammenhang bringe mit den H 2, 691, Z. 11 von unten ff. mitgeteilten Bemerkungen.

Wie H bei den Fragmenten „Sur l'homme et ses rapports" (H 2, 66) Novalis' Bemerkung „Von mir" ignoriert hat (siehe Walzel a. a. O., S. 475), so bliebe auch die Notiz: „Eigne Bemerkungen"[1]) von des Dichters Hand unbeachtet und die betreffenden Sätze wurden unberechtigterweise in den Anhang verwiesen. Der gleiche Fall liegt vor in H 2, 684 Z. 4 „Von mir": „Wenn ein Körper . . ." auch diese Worte gehören in den Text.

Ich bin nicht sicher, ob mir nicht manches derartige Versehen Heilborns entgangen ist; aber die gelieferten Proben dürften genügen, um zu erweisen, wie wenig kritisch die Ausgabe ist. Auch drängte sich mir während der Arbeit immer stärker die Überzeugung auf, daß es überhaupt der Textkritik sehr schwer fallen dürfte, mit Sicherheit eine Scheidung zu treffen zwischen dem, was als Novalis ureigenstes geistiges Gut gelten darf, und dem, was er, der Vielleser und fleißige Sammler von Lesefrüchten, aus anderen Schriftstellern zusammengetragen hat. Haben doch sogar die Freunde, wie ich gezeigt habe, da manchen Fehlgriff getan, der nur insofern von geringerer Bedeutung ist, als Novalis wirklich oft Exzerpte so sehr seinem Gedankenkreise angepaßt hat, daß sie schließlich mehr seines Geistes Stempel trugen als von dem des Autors. Eine wahrhaft kritische Ausgabe der Hardenbergschen Fragmente scheint mir gerade im Hinblick auf diese Mängel der Heilbornschen Publikation ein Bedürfnis und die Frage: „Was ist zweifellos Produkt von Novalis' Denken?" wäre da in erster Linie zu lösen, natürlich mit dem Vorbehalte, daß in diesen auszuscheidenden Gedankenmassen viel geistiges Gemeingut der älteren romantischen Schule enthalten sein mag, namentlich in den Äußerungen über Kunst, Philosophie und Religion.

(Schluß folgt.)

[1]) Siehe H 2, 688, Z. 11 von unten.

Wilhelm Müllers Übersetzung von Marlowes Faust.

Von Reinhold Steig in Berlin-Friedenau.

Im Märzheft der „Deutschen Rundschau" 1902, Band 110, S. 362, ist von James Taft Hatfield das unveröffentlichte Tagebuch Wilhelm Müllers vom 7. Oktober 1815 bis Ende des Jahres 1816 behandelt, und im Neuen Goedeke 1904, Band 8, S. 255 von Alfred Rosenbaum der bio- und bibliographische Artikel über Müller geschrieben worden. Beide Arbeiten haben grundlegenden Charakter für alle wissenschaftliche Beschäftigung mit Müller, man fühlt sich angenehm versucht, auf dieser Grundlage fortzuarbeiten. Weil ich bei beiden Autoren nicht finde, was sich gelegentlich unter der Arbeit meinen Händen dargeboten hat, so unternehme ich es im folgenden, zum weiteren Ausbau Einiges beizutragen: und zwar handle ich über die Entstehung und Geschichte der Übersetzung des Doktor Faust von Marlowe, die 1818 zu Berlin in der Maurerschen Buchhandlung erschien, bevorwortet von Achim von Arnim.

Die Tatsache steht fest, daß Wilhelm Müller als junger Student in Berlin mit Arnim in Berührung kam. Sehen wir auf Müllers Erstlingswerke, so ist unverkennbar, daß er, unbeschadet anderer Berliner Einflüsse, ähnlich wie Arnim dem damals (und heute) unzweifelhaft vorhandenen Bedürfnisse nach zeitgemäßer Erneuerung älterer deutscher Literatur zu entsprechen suchte. Tiecks Minnelieder und Frauendienst sind die Vorstufen zu Müllers Blumenlese aus den Minneliedern. Das Tieck-Schlegelsche Unternehmen der Shakespeare-Übersetzung, Tiecks Altenglisches Theater, Arnims lange sehr ernst verfolgter, schließlich doch nicht verwirklichter Plan einer Altdeutschen Schaubühne haben anregend zu Müllers Übersetzung des Marloweschen Faust mitgewirkt. Aus dem Rahmen der Altdeutschen Schaubühne war 1810 Halle und Jerusalem, 1813 ein eigener Band Schauspiele selbständig herausgetreten, und zu den letzteren hatte Arnim auch in zwei Fällen englische Schauspiele herangezogen. Es war also durchaus in seinem Sinne, wenn Müller, als er 1816 Marlowes Faust kennen lernte, den Entschluß faßte, ihn für das deutsche Publikum zu übersetzen, das schon um Goethes willen Anteil an dem Stücke nehmen würde.

Arnim sagt nirgends, daß er Wilhelm Müller zu der Übersetzung veranlaßt habe. Auch daraus wird man es nicht schließen dürfen, daß er absichtslos 1818 in einem Briefe an Wilhelm Grimm

den Ausdruck „meinen bevorredeten Faust des Marlowe“ gebrauchte. Aber freilich, daß Arnim, als Müller im August 1817 seine Reise antrat, beim Abschied die Vorrede des Büchleins zu schreiben übernahm, scheint doch anzuzeigen, daß Arnim irgend ein näheres Verhältnis zu der Übersetzung hatte.

Gleich auf der vordersten Seite dieser Vorrede steht eine merkwürdige Angabe. Da spricht Arnim von „einem unangenehmen Zufall, welcher Wilhelm Müller die Handschrift seiner ersten Übersetzung raubte und ihn nötigte, seine Arbeit zu wiederholen“, um dann fortzufahren: „Durch diese Vermittelung ist diese erste Auflage seiner Übersetzung als eine zweite verbesserte Auflage dem Leser zugefördert worden.“ Also die erste Handschrift fehlt, die zweite, für den Druck maßgebende Handschrift stellt eine verbesserte Auflage dar.

Nun aber vermag ich von dieser ersten Handschrift doch den Anfang und den Schluß nachzuweisen und den Lesern dieser Zeitschrift mit einigen anderen, die Entstehung betreffenden Nachrichten vorzulegen. Ich machte den zwiefachen Fund in zwei Berliner Konkurrenzblättern: in August Kuhns „Freimüthigem“ und in Garlieb Merkels „Altem Freymüthigen“ des Jahres 1816.

Merkel, so charakter- und gewissenlos er war, verstand jedoch vortrefflich, den Dingen, die in der Luft lagen, sozusagen den Wind abzufangen. Er brachte daher im „Alten Freymüthigen“ 1816, Nr. 14 vom 29. Juli, die allererste öffentliche Notiz über Wilhelm Müllers Übersetzung mit den Worten:

Ein junger Gelehrter zu Berlin, Herr — —, beschäftigt sich mit der Uebersetzung eines alten Englischen Drama's, aus den Zeiten Shakespears, dessen Held Faust ist. (Vielleicht das Original des alten Volksschauspiels, oder, wenn dieses ein Deutsches Produkt ist, eine Uebersetzung, woraus sich jenes ganz herstellen läßt.) Hr. — — hat sein Exemplar auf der königl. Bibliothek gefunden.

Darauf erschien am 2. August in Nr. 16 die folgende

Berichtigung.

Wenn die in das letzte Stück des alten Freimüthigen ohne mein Wissen eingerückte Anzeige von der Bearbeitung eines alten Trauerspiels vom Doktor Faust, auf mich Bezug hat, wie viele Leser es verstanden haben, so ist sie dahin zu berichtigen:

„Daß ich ein Altenglisches Trauerspiel des Christoph Marlowe, † 1593, genannt The tragical History of Doctor Faustus, aus dem in diesem Jahre zu London erschienenen ersten Bande der Supplemente zu Dodsley's Sammlung von Altenglischen Schauspielen, übersetzt habe.“

Berlin den 31. Julius 1816. Wilhelm Müller.

Damit war Müllers Arbeit in die Öffentlichkeit eingeführt, und dem ersten Schritte folgten nun bald zwei weitere, die heute für uns wichtig sind.

Es scheint, Wilhelm Müller wünschte nun selbst, daß Proben seiner Übersetzung, als eine Art Vorveröffentlichung, in den beiden Berliner Freimüthigen gedruckt würden; er schrieb sogar, für den Zweck der allgemeinen Orientierung der Herausgeber, eine Art Benachrichtigung über Anlaß und Ziel seiner Arbeit. Die Übermittelung an Kuhn aber überließ er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, seinem Freunde August Gebauer, mit dem er auch später in Verbindung blieb; und Kuhn druckte in seinem Freimüthigen 1816, Nr. 160, den 10. August, S. 639 und 640 die Eingangsszenen ab. Ich wiederhole sie hier und lasse, um den Unterschied der ursprünglichen Bearbeitung von der zweiten anschaulich zu machen, unter dem Texte die Abweichungen des Druckes von 1818 mitlaufen:

Doktor Faustus.

Ein Altenglisches Trauerspiel des Christoph Marlowe;
zum erstenmale verdeutscht durch Wilhelm Müller.

Chor[1] tritt auf.

Nicht schreitend durch die Trasimenerfelder,[2]
Wo Mars sich mit dem tapfern Punier maß,
Nicht tändelnd in dem losen Spiel der Liebe,
An Königshöfen im verkehrten Staat,
Nicht in dem Glanze stolzer Heldenthaten
Mag[3] unsre Mus' auf hohen[4] Versen prangen:
Ein andres wolln wir heut, ihr Herrn, euch spielen,
Das Spiel von Faustus Schicksal, gut und schlecht.
Und um Geduld nur[5] rufen wir euch an,
Ein Wort von Faustus Kindheit euch zu sagen.
Geboren ist der Mann aus niederm Stande,[6]
In einer Stadt von Deutschland, heißet Rhodes.
In reifrer Zeit ging er nach Wittenberg,
Wohin ein Vetter sonders ihn gebracht,
Und kömmt so weit in der Theologie,
Daß bald der Doktorhut das Haupt ihm schmückt.
Der Erste überall, der beste Redner,
Wo es den Streit für Christi Lehre gilt:[7]
Bis daß in Witz und Eigendünkel schwellend,
Sein Dädalsflügel überhoch ihn trug,
Und ihm sein freches Wachs der Himmel schmolz:[8]
Denn in des Teufels Schule stürzt er nieder,[9]
Und von der Weisheit goldnen Gaben satt,
Will er mit schwarzer Kunst sich überladen.
Nichts ist so lieb ihm schon, als die Magie,
Sie ist um Himmelssegen ihm nicht feil;[10]
Doch seht, da sitzt er selber am Studiertisch.

Druck 1818, S. 5 ff.: [1] Der Chor [2] Thrasimener Felder [3] Will [4] hehren [„hohen" scheint nur Druckfehler] [5] nun [„nur" Druckfehler, Original: now] [6] Stamme [7] der schönste Redner Im heilgen Felde der Theologie [8] Und ihm das Wachs der Himmel schmolz zum Sturz [9] So fällt herab er in des Teufels Schule [10] Er zieht sie seinem ewgen Heile vor.

Faust (studierend).[1]

Nun, Faust, setz ab einmal und schau' hinab
In jene Tiefe,[2] die du willst ergründen.
Des Doktors wegen heiß nur Theolog,
Doch nach dem Ziele jeder Weisheit lauf,[3]
Und leb' und stirb im Aristoteles!
O süße Analytik meine Wonne!
Bene dis[s]erere est finis logices:
Gut disputiren ist der Logik Krone.
Und weiter nichts kann diese Kunst mir geben?[4]
Dann lies nicht mehr, die Krone ist gewonnen!
Das Ziel muß höher stehn für diesen Geist.[5]
Fahr hin, Philosophie! — Galen, komm her,
Sei nun ein Arzt mal, Faust! — Schlag Geld zusammen,[6]
Und werd' ein Gott für eine Wunderkur.
Summum bonum medicinae sanitas:
Gesundheit ist der Heilkunst höchster Preis.[7]
Was, Faust, hast du den Preis nicht schon errungen?
Sind deine Recipes nicht aufgehängt
In Stadt und Dorf zu ewigem Gedenken,
Wo du die Pest mit deiner Kunst verjagt?[8]
Und bist doch nur der Faust, und nur[9] ein Mensch —
Könntst du den Menschen ewges Leben spenden,
Und aus den Gräbern ihre Todten wecken,[10]
Dann wäre das Gewerbe noch was werth.[11]
Fahr hin, Arznei![12] — Wo ist Justinian?
Si una eademque res legatur duobus
Alter rem, alter valorem rei —
O armer Kasus ärmlicher Legate![13]
Exhereditari filium non potest pater, nisi —
Das ist, was man Institutionen heißt,
Das ist es nun, das große Corpus juris![14] —
Das Studium ist für einen Lohnknecht gut,
Der nur nach fremdem Wegwurf lüstern ist,
Für mich zu sclavisch, zu illiberal —
Da bleibt zuletzt das Erste doch das Beste. —
Die Bibel Hieronymi — laßt sehn!
Stipendium peccati mors est — ha! stipendium!
Der Sünde Lohn ist Tod — das ist doch hart[15] —

---

[1] Faustus am Studiertisch. [2] Setz' ab mal vom Studiren, Faust, und schaue In diese Tiefe [3] streb' [4] Kann diese Kunst kein größres Wunder bieten? [5] Nach einem höhern Preis fragt Faustus Geist [6] Sei denn ein Arzt, Faust, häufe Gold zusammen [7] der Heilkunst letztes Ziel

[8] Wie, Faustus, hast du nicht dieß Ziel erreicht?
Hängen nicht deine Recipes zum Denkmal
In mancher Stadt, die sie der Pest entrissen
Und retteten aus tausend grimmen Seuchen?

[9] nur der Faustus und [10] Die Todten wieder aus den Gräbern wecken, [11] Dann wäre diese Kunst noch etwas werth [12] Leb wohl, Arznei! [13] O armer Fall von ärmlichen Legaten! [14] Ist dieß der Inhalt der Institutionen, Ist dieß das ganze große Corpus Juris? [15] Der Lohn der Sünd' ist Tod — ei, das ist hart!

Si peccasse negamus, fallimur,
Et nulla est in nobis veritas:
Sagt Einer, daß er ohne Sünde sei,
Der irrt sich, und in ihm ist keine Wahrheit —
Das heißt — wir müssen sündigen,
Und müssen also sterben,
Ja sterben einen ew'gen Seelentod. —
Das nenn' ich nur 'ne Weisheit! Qui sera, sera,
Was sein wird, wird sein. — Nein, das laß ich laufen![1]
Die magische Metaphysik, ja die
Und diese Zauberbücher, die sind himmlisch![2]
Die Linien, Kreise, Lettern, Charaktere,
Die sinds, wonach mein ganzes Herz begehrt.[3]
O welche Welt der Wonne, des Genusses,
Der Macht, der Ehre und der Allmacht ist
Verheißen hier für einen treuen Jünger!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Dient meinem Wort — die Könige, die Kaiser
Sind Herren nur in ihren kleinen Landen,
Doch meine Herrschaft wird sich weit erstrecken,
So weit der Geist des Menschen denken kann.
Ein guter Zaubrer ist ein halber Gott;
Hier gilts zu streben: einen Himmel gilts![4]

Unmittelbar darauf gibt Kuhn, in Anlehnung (wie sich zeigen wird) an die ihm vorgelegte handschriftliche Benachrichtigung Müllers, die Bemerkung: „Dieses in Deutschland noch ganz unbekannte Trauerspiel ist aus dem ersten Bande der in diesem Jahre in London erschienenen Supplemente zu Dodolleys Old Mays [Dodsleys Old Plays], und muß für die Deutschen besonders darum wichtig sein, weil es eine interessante Vergleichung mit dem Götheschen Gedicht darbietet, und die weite Verbreitung der deutschen Volkssage in jenem Zeitalter an den Tag

[1] Wenn Einer sagt, er habe keine Sünde,
Der täuscht sich und in ihm ist keine Wahrheit —
Das heißt denn doch: wir müssen sündigen
Und dem zu Folge sterben,
Ja, müssen sterben einen ewgen Tod.
Das nenn' ich mir 'ne Weisheit! Qui sera, sera —
Was sein wird, wird sein — Bibel, leb denn wohl!

[2] Die Metaphysika der Zauberei, Die Nekromantenbücher, die sind himmlisch!

[3] wonach am meisten mich verlangt.

[4] . . . . der Allgewalt,
Ist hier verheißen einem treuen Jünger!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam; Könige und Kaiser
Sind Herren, jeder nur in seinen Gauen;
Doch wer es hier zum Herrschen bringt, deß Reich
Wir gehn so weit der Geist des Menschen reicht.
Ein guter Zaubrer ist ein halber Gott —
Hier gilts zu grübeln um ein Himmelreich.

legt. Denn das ganze Werk geht Schritt vor Schritt den Gang des deutschen Volksbuches vom Doktor Faust und der ältesten Puppenkomödie dieses Namens; ja einzelne Gedanken sind sogar daraus entnommen", macht dann die ziemlich billige Aussage: „Die Übersetzung selbst ist treu und fließend, wie man sie aus der Hand des Bearbeiters der Minnelieder erwarten durfte", und setzt die Quellangabe hinzu: „Aus dem Manuskripte des Übersetzers mitgeteilt von August Gebauer."

Ausführlich und dem Wortlaute nach wird die handschriftliche Bemerkung Müllers, nach der Kuhn arbeitete, Ende August 1816 von Merkel im „Alten Freymüthigen" mitgeteilt. Unter vermischten Nachrichten in Nr. 27, vom 28. August, S. 107, heißt es da:

> Herr W. Müller hat seine Uebersetzung des Marlowschen Doctor Faust vollendet. In einer handschriftlichen Nachricht darüber sagt Hr. Müller: „Für die Deutschen muß dieses Trauerspiel besonders auch darum wichtig seyn, weil es interessante Vergleichung mit dem Götheschen Gedicht darbietet, und uns die weite Verbreitung der Deutschen Volkssage in jenem Zeitalter (dem 16ten Jahrhundert) zeigt. Denn das ganze Werk geht Schritt vor Schritt den Gang des Deutschen Volksbuches vom Doktor Faust, und der ältesten Puppenkomödie dieses Namens. Ja, einzelne Gedanken sind sogar daraus entnommen. Prosa und Vers wechselt. Der Grundvers ist der fünffüßige Jambus, der jedoch oft, besonders in leidenschaftlichen Stellen, mit längern und kürzern Versen wechselt, von zwei, drei, vier und sechs Füßen; letzte aber meist ohne Alexandrinische Cäsur. Reime sind selten. Diese Abwechselung des Versmaaßes und das Eintreten der Reime, ist dem Original in der Uebersetzung treu nachgebildet." — Zur Einleitung will Hr. Müller ein Leben Marlow's geben, und einige Bemerkungen über seine Schriften, sein Verhältniß zu seinem Nachfolger Shakespeare, von dessen Stücken viele Marlowe zugeschrieben werden; und endlich über den Zusammenhang des Trauerspiels Doctor Faustus mit dem Deutschen Volksbuch und der Deutschen Puppenkomödie. (Nach einer freundlich gestatteten Ansicht der Uebersetzung, darf ich ihr das Zeugniß geben, daß sie Klang und Leichtigkeit eines Originals hat. Der Red.)

Man darf nach der ganzen Art dieses Schriftsatzes, insbesondere nach dem, was voraus über die beabsichtigte Vorrede gesagt ist, mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß Merkel, von Müller persönlich instruiert, das ganze Übersetzungsmanuskript in die Hand bekam, aus dem er nun in seinen „Alten Freymüthigen" 1816, Nr. 29, vom 3. September, S. 113 und 114, die Schlußszenen übernahm. Auch diese wiederhole ich, mit den Abweichungen des Druckes von 1818:

Schlußscenen des Marlow'schen Doctor Faustus.

(Uebersetzt von W. Müller.)

(Es schlägt eilf Uhr.)[1]

Faust. O Faustus!
Jetzt hast Du nur ein Stündlein noch zu leben,
Und dann bist Du verdammt in Ewigkeit.

Druck 1818, S. 143—147: [1] Die Glocke schlägt elf Uhr. Faust.

Steht still, ihr ewigregen Hemisphären!
Ihr Stunden stocket, eh' es zwölfe schlägt![1]
Natur, schlag' wieder auf dein schönes Aug' und mache[2]
Ew'gen Tag![3] — O laß zum Jahr die Stunden[4] werden,
Zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tag, —
Daß Faust bereu' und seine Seele rette!
O lente, lente currite, noctis equi!*) —
Die Sterne gehn die alte Bahn, die Zeit verrinnt,
Der Teufel kommt und Faustus ist verdammt. —
Ha, zu dem Himmel auf![5] — Wer reißt mich nieder?
Sieh', wie's da oben wogt von Christi Blut!
Ein Tropfen kann mich retten. — O mein Christ! —
Zerspringe nicht, mein Herz, bei diesem Namen. —
Ich muß ihn rufen, — hilf mir, Lucifer![6] —
Wo ist es nun? 'S ist aus! —
Und sieh', ein dräun'der Arm, ein finstrer Brauen! —
O Berg' und Hügel, kommt und fallt[7] auf mich,
Und deckt mich vor des Himmels schwerem Zorn! —
Nicht? — Nun, so stürz' ich häuptlings in die Tiefe[8]. —
Thu' auf dich, Erde! — Willst mich nicht verschlingen?
Ihr Sterne, die ihr meine Stunden habt regiert,
Ihr, die der Hölle mich, dem Tode preisgegeben:[9]
Jetzt zieht mich auf, gleich einem Nebeldunst,
In jener schwarzen Wolke schwangern Schoos,
Daß mein Gebein aus ihres Schlundes Dampf
Sie speie, wenn die Stürme sie zerreißen; —
Doch meine Seele laßt zum Himmel schweben!

(Es schlägt halb zwölf.)[10]

Die eine Hälft' ist hin, bald auch die andre.
O, muß die Seele für die Sünde leiden,
So setz' ein Ende für die ew'ge[11] Qual!
Laß tausend Jahr mich in der Hölle leben,
Ja hunderttausend, aber rette dann! —
Ach, den Verdammten ist kein Ziel gesteckt! —
Warum bin ich kein seelenloses Wesen?
Warum ist meine Seele denn unsterblich?[12]
O Seelenwandrung! O Pythagoras!
Wenn diese Seele von mir flög' und sich

*) Langsam, langsam schreitet, ihr Rosse der Nacht! [Die Note fehlt im Druck von 1818.]

[1] ihr nimmermüden Himmelssphären,
Und hemmt den Lauf der Zeit, eh' zwölf sie schlägt!
[2] gieb [3] Uns ewgen Tag [4] die Stunde
[5] Fort gehn die Stern', es rinnt die Zeit, der Pendel schwingt,
Der Teufel naht, die Hölle thut sich auf. —
O, auf zum Himmel, Faust!
[6] Ich ruf ihn an — o hilf mir, Lucifer! [7] kommt, kommt, fallt [8] Erde
[9] Ihr Sterne, die mir die Geburt regiert,
Die mich dem Tod, der Hölle preis gegeben,
[10] Die Glocke schlägt halb zwölf [11] stäte [12] ist diese, deine Seel' unsterblich?

Zu einem Thier verkehrte! —
Glücklich sind alle Thiere, denn sie sterben,
Und ihre Seelen fließen in die Lüfte:
Doch meine lebt zur ew'gen Höllenqual. —
Verflucht die Aeltern, welche mich erzeugten,
Und Fluch mir selbst, und Fluch dir, Lucifer,
Der mich um meine Seligkeit betrogen![1]

(Es schlägt zwölf.)

Es schlägt! Es schlägt! Nun fließ' in Luft zusammen,
Mein Leib! Sonst trägt dich Lucifer zur Hölle.[2] —
O Hölle, klaffe nicht![3] Fort, Lucifer!
O Mephistophiles! — Ins Feu'r die Bücher![4]

Drei Schüler kommen.[5]

Erster.

Kommt, meine Herr'n, wir wollen nach ihm fragen:[6]
Denn solche Schreckensnacht ward nie gesehn,
So lange diese Welt gestanden hat![7]
Solch furchtbar Schrei'n und Kreischen hört' ich nie.
Gott wolle,[8] daß der Doktor durchgekommen.

Zweiter.

O Himmel, hilf! Da liegen seine Glieder
Zerrissen und zerstückt umhergeworfen.[9]

Dritter.

Das that der Teufel, dem er sich[10] ergeben:
Denn zwischen Zwölf und Eins, wenn ich nicht irre,
Hört' ich ihn schrei'n und laut um Hülfe rufen:
Da schien das ganze Haus in Feu'r zu stehn,
Und Höllenschauer gingen durch die Kammern.

Zweiter.

Nun wohl, ihr Herr'n! Wie auch sein Ende war,
Daß jede Christenseele drob erbebt:
Doch war er einst ein ehrenwerther Meister
In jeder Wissenschaft auf unsrer Schule.[11]
Drum laßt uns den zerriss'nen[12] Leib bestatten,
Und die Studenten all' in schwarzen Röcken[13]
Soll'n seinem ernsten[14] Leichenzuge folgen.

---

[1] Nein, Fluch dir selber, Faust, Fluch Lucifern,
Der um des Himmels Freuden dich betrogen!
[2] Es schlägt, es schlägt! Nun, Leib, zerfließ in Luft,
Sonst trägt dich flugs zur Hölle Lucifer!
[Dahinter sind vier Verse ausgelassen, die der Druck von 1818 hat.]
[3] Klaff, schwarze Hölle, nicht! [4] Dahinter fehlt der Vermerk: „Die Teufel zerreißen ihn, dann verschwinden sie." [5] Die Studenten kommen. [6] Kommt, Herren, laßt den Doctor uns besuchen, [7] geschaffen ist, [8] gebe
[9] Umher, zerrissen von der Hand des Todes [10] dem sich Faust [11] einst bewundert als ein Meister Von hoher Weisheit auf den deutschen Schulen [12] zerstückten [13] in schwarzer Trauer [14] ersten [irrtümlich]

Chor tritt auf.

Gebrochen ist der Baum, der an den Himmel reichte,
Verbrannt Apollo's grüner Lorbeerzweig,
Der manchen frischen Sproß in diesem Mann getrieben:[1]
Faust ist dahin! Betrachtet seinen Fall,[2]
So daß sein feindlich Schicksal euch ermahne,
Verbotner Weisheit nimmer nachzutrachten:[3]
Denn leicht verlockt ihr Reiz[4] vorschnellen Erdenwitz
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz.

Setzen wir danach als eine Tatsache voraus, daß Garlieb Merkel noch im September 1816 das ganze erste Manuskript Wilhelm Müllers in Händen hatte, so würde sich der „unangenehme Zufall", durch den es nach Arnims Aussage verloren ging, vielleicht aufklären lassen. Arnim wußte natürlich genau, was er nur allgemein anzudeuten für gut fand. Merkel verübte nämlich in seinem „Alten Freymüthigen" fortgesetzte Niederträchtigkeiten gegen Niebuhr, Savigny und alles, was mit ihnen zusammenhing, offenbar weil sie sich ihm von Anfang an unzugänglich gezeigt hatten. Nun bezichtigte Merkel in Nr. 91 törichter Weise Niebuhr des Diebstahls an Veroneser Handschriften, Arnim zeigte die Beschuldigung Savigny, und dieser leitete für seinen Freund Niebuhr die Anklage beim Kammergerichte ein; um den Folgen der Verurteilung zu entgehen, flüchtete Garlieb Merkel heimlich aus Berlin, und seine Zeitung hörte mit dem 31. März 1817, nach dreivierteljährlichem Bestehen, wieder auf. Alle näheren Daten und Quellen habe ich in „Arnim und die Brüder Grimm", S. 364, zusammengestellt. Ich denke mir, daß Merkel vor seiner Flucht die Handschrift zurückzuerstatten unterließ, und daß dies der „unangenehme Zufall" ist, der sie nach Arnims Worten dem Übersetzer raubte.

Wie dem sei, nach Arnims Vorrede käme der zweiten Übersetzung, zu der sich Wilhelm Müller nunmehr entschließen mußte, gegenüber der ersten das Prädikat „verbessert" zu; und Arnims Anzeige des Buches in Gubitz' „Gesellschafter" 1818, Nr. 85 erklärt: „Die Übersetzung ist ebenso treu als ungezwungen." Es hängt ein literarisches und biographisches Interesse daran, zu erkennen, ob das Verhältnis der beiden Übersetzungsgestalten zueinander richtig aufgefaßt ist. Die Vergleichung beider Gestalten miteinander und mit dem von Müller benutzten Originale lehrt, daß Müller durchweg bei der ersten Übersetzung noch, ähnlich wie bei den Minnesängern, ziemlich frei und mutwillig mit dem originalen Wortlaute

[1] der Zweig, der nach den Wolken strebte, . . . Lorbeersproß, Der manche Blätter trieb in diesem weisen Manne, [2] Sturz [3] sein Mißgeschick den Klugen warne, Verbotner Weisheit grübelnd nachzugehn [4] Denn ihre Tiefe lockt

umgesprungen ist, daß er aber bei der zweiten Übertragung enger an das Original sich anzuschließen bestrebt war. Man kann das an vielen kleinen Zügen sehr gut beobachten, während freilich die größeren Abweichungen mehr in die Augen fallen. Ich gebe nur ein paar Proben. Vers 17 sagt der Chor vom Faust:

Excelling all, and sweetly can dispute
In th' heavenly matters of theology —

wo Wilhelm Müller, oben S. 96, Note 7, ganz eigenmächtig zuerst „Christi Lehre" einsetzte, das zweite Mal sich dagegen mit dem einfacheren „heilgen Felde der Theologie" begnügte. Die siebenzeilige Stelle oben S. 98, Note 1 schmiegt sich viel enger, als die erste Übersetzung, an den Urtext an; dasselbe gilt von dem gleich darauf folgenden Schlußstück über die Magie. Bisweilen ist freilich auch das Umgekehrte der Fall: so z. B., wenn Müller die Worte ever-moving spheres of heav'n zuerst mit „ewig-regen Hemisphären [offenbar Druckfehler für Himmelsphären]", das zweite Mal aber mit „nimmer-müden Himmelssphären" übersetzt. Im ganzen müssen wir durchaus mit Arnim zugestehen, daß die zweite Übersetzung wirklich eine verbesserte geworden ist.

Blicken wir auf Müllers „handschriftliche Nachricht" von 1816 (oben S. 99) zurück, so sehen wir, daß er zur Einleitung ein Leben Marlowes, Bemerkungen über seine Schriften, sein Verhältnis zu Shakespeare, den Zusammenhang von Marlowes Faust mit dem deutschen Volksbuche und der deutschen Puppenkomödie geben wollte. Mustert man daraufhin Arnims Vorrede durch, so gewahrt man den gleichen Aufbau: S. V Leben, S. VIII Werke, S. XI das deutsche Volksbuch (wobei für ihn erwünschte Veranlassung, Görres' „Deutsche Volksbücher" zu erwähnen), S. XIII das deutsche Volksschauspiel; das Verhältnis zu Shakespeare wird gelegentlich, nicht in einem besonderen Abschnitt, betrachtet. Ich glaube daher, daß Arnim für die Abfassung der Vorrede sowohl Müllers „handschriftliche Nachricht" wie sonstige Vorarbeiten und Notizen zur Hand hatte, und daß auf alledem der „exakte" Teil der Vorrede beruht. Arnim ganz allein eigentümlich sind die einleitenden Seiten III und IV, sodann der große allgemeine Abschluß der Vorrede, wie er mit und hinter der Erwähnung des Volksschauspieles einsetzt. Das Wortspiel über den Namen Faust und die Fäuste, mit denen die deutsche Literatur geschlagen sei (S. XVII), kommt in ähnlicher Weise schon bei Arnim 1809 in einem Briefe an Friedrich Creuzer (Neue Heidelberger Jahrbücher 1902. 11, 232) über Baggesens Faust vor: die Hand des Schicksals gebe zurück, daß es so überflüssig mit Fäusten geschlagen werde. Noch weise ich auf einen kleinen bemerkenswerten

Zug im Eingang der Vorrede S. IV hin. Arnim beglückwünscht Müller dort zu seiner Reise „zu den friedlichen Palmen des Morgenlandes“ und sagt dazu: „Wohl ihm, bis dahin reicht nicht der Arm der Leipziger Literatur-Zeitung, die den ersten Blütenertrag seines poetischen Lebens mit patentierter Hexellade kurz und klein schnitt.“ Der anonyme Leipziger Rezensent von Müllers Blumenlese aus den Minnesängern, den Arnim nicht erriet, war aber sein guter Freund Jacob Grimm in Cassel (Kleinere Schriften 6, 233). Wie mag dieser, als er die Stelle in dem von Arnim ihm geschenkten Exemplare (heute auf der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Berlin) las, über diesen unbeabsichtigten Anspußer Arnims gelächelt haben, ohne jedoch in einer seiner Antworten darauf zurückzukommen. Verstimmung gegen Müller ist bei Jacob Grimm nicht zurückgeblieben.

Es liegt, was Arnims Ausgabe der Übersetzung anbelangt, kein schriftliches Zeugnis zwischen ihm und Wilhelm Müller vor, ein Anzeichen dafür, daß ihr Verkehr in Berlin ein rein persönlicher war. Erst wieder die von Müller herausgegebene Zeitschrift „Askania“ führte sie zusammen, und aus dieser späteren Zeit gibt es einige Briefe, die die Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin besitzt. 1819 läßt Müller, durch Frau von Chezy in Dresden, seinen Freund August Gebauer, dessen Aufenthaltsort er nicht wußte, zur Mitarbeit an der „Askania“ auffordern, in der tatsächlich ein paar Beiträge von Gebauer enthalten sind. 1819 war Müller wieder in Berlin gewesen und hatte auch Arnim für seine „Askania“ erwärmt. Arnim sandte ihm 1820 die „Elegie auf den Tod eines Geistlichen“, die in das vierte Heft, S. 364, Aufnahme fand; der Geistliche ist Hermes, dessen Frömmigkeit, Kanzelberedtsamkeit und edle Wirksamkeit gefeiert wird. Müller dankte Arnim am 16. April 1820; er bittet zugleich, solche kleineren Anzeigen, wie Arnim sie früher in Gubitz' „Gesellschafter“ geschrieben habe, der „Askania“ zuzuwenden, und regt an, aus Brentanos Manuskripten, wenn er über sie Verfügung habe, einiges für die Zeitschrift auszuwählen. Wilhelm Grimm wollte eine Anzeige von Arnims „Gleichen“ hineinschreiben, unterließ es aber, weil er Arnim nicht zu befriedigen fürchtete, und weil ihm die Zeitschrift schließlich doch wiederum nichts als Sammlungen von Aufsätzen, heftweise ediert und zu diesem Zwecke mit einigen schlechteren vermischt, zu sein schien; Jacob Grimm aber gab seinen König Fruote hinein (Kleinere Schriften 4, 135). Indem ich meine Ausführungen schließe, habe ich nur noch zu bemerken, daß ich damit mein Versprechen auf S. 421 meines Buches über „Achim und Arnim und die Brüder Grimm“, demzufolge ich über Wilhelm Müllers Faust-Übersetzung an anderer Stelle handeln würde, einlösen wollte.

Otto Gildemeisters Anfänge.

Nach ungedruckten Papieren.

Von A. K. T. Tielo in Berlin.[1])

Als Neunundsiebzigjähriger hat Otto Gildemeister am 26. August 1902 die Augen über einer weiten, ehrenreichen Laufbahn geschlossen. Ein einfaches und einförmiges, aber tatenvolles und wohltätiges Leben hatte sich ausgewirkt. Bereits 1845 Redakteur der freisinnigen „Weserzeitung", deren eifriger Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb; seit 1857 Senator, seit der Neugeburt des deutschen Reiches wiederholt lange Jahre Bürgermeister seiner Vaterstadt Bremen, leitete er dort insbesondere das Finanz- und Steuerwesen, als Beamter umsichtig und bedächtig, von den oft kleinlichen und voreiligen Meinungen der Menge unbeirrt, tolerant und liberal, zugleich ein Vorkämpfer nationaler Einheit und deutscher Kolonien. Für das ganze Deutschland wertvoll, von den Besten beachtet und hochgehalten, regte sich der Essayist und Übersetzer. Seine meisterlichen Übertragungen zumal, die Frucht stiller, weihevoller Mußestunden, trugen seinen Namen glänzend über die heimischen Mauern hinaus. Nur spärliche Spuren hinterließen seine eigenen poetischen Versuche.[2])

Gildemeisters Anfänge umfassen noch nicht seine Essays. Diese teils literarischen, teils geschichtlichen, teils allgemein gefaßten Untersuchungen, an Macaulay, den er fein und sicher charakterisiert, leise herangebildet, mannigfaltig stilisiert, bald ruhigvornehm, bald frohlaunig, immer geistvoll, unterhaltend, klar und geschmackvoll komponiert, von warmer Hingebung und gediegensten Kenntnissen zeugend — diese Untersuchungen gestalteten sich ihm erst im Laufe seiner amtlichen Tätigkeit. Längst lagen da hinter ihm seine dreijährigen Berliner und Bonner Studien. Und spät wurden seine reichen Essays (1896 f.) von Freundeshand gesammelt.

Dagegen fällt bereits in seine Schulzeit die gründliche Beschäftigung mit der englischen und italienischen Sprache. Bereits in Bremen übersetzte der Gymnasiast unter anderm Shakespearesche Charakterstücke. Ermutigung und wahre, kritische Förderung empfing

---

[1]) Autorisiert von Frau Senator Felicie Gildemeister in Bremen.

[2]) „Außer einem Festgesang zur Schillerfeier 1859, einem Begrüßungsgedicht an Kaiser Wilhelm I. bei seinem Besuch in Bremen und einem Texte zu lebenden Bildern, gestellt bei einem Stiftungsfest des Bremer Künstlervereins, ist nichts bekannt geworden." Heinrich Spies in der „Deutschen Monatsschrift" über Otto Gildemeister im August 1903, 2. Jahrgang, S. 715—727.

er während seiner Berliner Semester in einem früher sehr angesehenen Literatenklub, dem „Tunnel über der Spree“.

Stud. phil. Gildemeister tauchte in dem Berliner Sonntagsverein zuerst am 21. Mai 1843 als „Rune“ auf, unmittelbar nachdem der gründliche und freisinnige Woldemar von Loos, dessen kritischer Begabung Theodor Fontane sich noch im Alter dankbar erinnerte, zum referierenden Sekretär gewählt worden war.[1]) Am 9. Juli desselben Jahres als „Camoëns“ aufgenommen, schied er aus der Reihe der arbeitenden Mitglieder fast gleichzeitig mit dem Grafen Moritz von Strachwitz am 10. März 1844. Mit diesem sollte er ungesucht literarisch in ein engeres Verhältnis treten.[2]) Der „Tunnel“ zählte damals gegen 25 Mitglieder, darunter außer den schon erwähnten: Assessor Heinrich v. Mühler und Dr. Heinrich Friedberg, die späteren Minister; Wilhelm v. Merckel, Heinrich v. Mühlers Schwager; Louis Schneider, den kgl. Hofschauspieler und Vorleser Friedrich Wilhelms IV.; stud. phil. Rudolf Löwenstein, den späteren Dr. phil. und Kladderadatsch-Herausgeber; Heinrich Smidt, den dicken „deutschen Marryat“; Bernhard v. Lepel, einen formal gewandten Lyriker südlicher Regionen und Formen, wie Woldemar v. Loos Gardeleutnant. Endlich Christian Friedrich Scherenberg, der mit seinen originellen „Gedichten“ (1845), „Ligny“ (1846) und anderen großzügigen, ehernen Schlachtepen noch vor dem Gipfel seines rasch erglühenden und erbleichenden Ruhmes stand. Nächst Strachwitz und Lepel brachte es Gildemeister bei den allsonntäglichen Zusammenkünften auf die zahlreichsten Vorträge. Darunter befanden sich auch Originalschöpfungen, die fast in dem gleichen Maße wie seine reiferen Verdeutschungen gefielen.

Die selbständige Produktion Gildemeisters umfaßt lauter epische oder lyrisch-epische Proben. Alle behandeln fremdländische, ungewöhnliche Stoffe; alle glänzen in südlichem Kolorit; alle bevorzugen wohllautende, architektonisch künstliche Strophen wie Stanze, Terzine,

---

[1]) „W. v. Loos stand als Mensch und als ausgezeichneter Kritiker mit Recht in hoher Achtung,“ schrieb mir Otto Gildemeister 52 Jahre nach jener Berliner Antrittsvorlesung.

[2]) Über den bereits im Winter 1847 allzu früh abgerufenen, hochbegabten Lyriker, einen der ersten im preußischen Schlesien, teilte er mir allerlei beachtenswerte Einzelheiten mit, wie: „Stattlicher Mann, ich meine: graue Augen; brünett, wohlklingende Stimme, Bart, ni fallor Vollbart, doch nicht sehr aufdringlich. Pathos durchaus natürlich. Der Vortrag feurig, trotz eines gewissen Anstoßens und Stockens ab und an ... Nichts Geckenhaftes ... Gewiß war er kein Asket ... Weder der Katholik noch der Graf trat im Umgange hervor. Auch spezifisch Schlesisches habe ich nicht bemerkt, doch war ich damals wenig kompetent, solche Eigentümlichkeiten zu beurteilen. Mit allen Tunnelgenossen stand sich Strachwitz gut“ ...

Sonett. Sie sind geistvoll gedacht und durchdacht; die Persönlichkeit des Autors verbirgt sich hinter der prächtigen, wenn auch keineswegs tadellosen Sprache, hinter blendenden Farben und kühnen, hochragenden Figuren. Sie widersprechen sich nicht; aber sie muten auch nicht wie Glieder einer einzigen, bedeutsamen Kette an, einer einzigen, mit Notwendigkeit hervorbrechenden, erschütternden Konfession. Sie sind Kinder einer schöngeistigen Laune, Niederschlag einer vorübergehenden, produktiv mächtigen Stimmung, höchster, geistigster Ausdruck der Pubertät, jugendlicher Überschwang und reinstes, ideales Spiel. Sie stellen weniger potenziertes Leben als vielmehr literarische Energie dar. Daher sind sie am leichtesten im Zusammenhang mit seinen Übersetzungen zu würdigen.

Ein Granatbaum haucht wie Ambra
Duft'ge, heiße Lyra-Töne,
Wie sie sang um Frauenschöne
Camoëns und die Alhambra —

suchte ein längst verschollener Tunnelianer, Referendar Ribbeck, genannt „Matthisson, der Blumenprobst" in dem „Garten am Parnassus" Gildemeisters Jugendstil zu beleuchten. Tatsächlich gemahnen diese „duft'gen, heißen Lyra-Töne" an Dante, Viktor Hugo und Byron. In vier „Dichterbildern" konterfeite er unter allgemeinem Beifall jene Dichter des Südens, die er als Meister poetischer Mächte verehrte. In verschieden getönten Strophen verherrlichte er Dante, Petrarca, Tasso und Camoëns.

Dichterbilder.

I. Dante.

1. Hell läuteten Ravennas Kirchenglocken,
Und in den Gassen lärmten laut die Knaben
In frohem Spiel mit jauchzendem Frohlocken.
2. Da nahte ihrem Kreis ernst und erhaben
Ein hoher Mann, auf dessen blassen Mienen
Der Gram sein Siegel hatte eingegraben.
3. Stumm ward, als in der Straß' er kaum erschienen
Der Kinder Lärm, mit schweigendem Erstaunen
Sah'n sie auf ihn, der langsam schritt zu ihnen.
4. „Der Florentiner!" hörte man sie raunen —
„Das ist er, welcher bei lebend'gem Leibe
Gehört der Rächer eherne Posaunen,
5. Und unterhalb der lichten Erdenscheibe
Die Höllenqual sah der Vermaledeiten,
Bis er errettet ward von einem Weibe." —
6. Da sah man ein schmerzhaftes Lächeln gleiten
Um des Verbannten abgehärmte Wangen,
Und vor sich redet er im Weiterschreiten:

7. O blindes Volk, all meine Seufzer drangen
Umsonst zu deinem Ohr! Was ich gesungen,
Hast du gehört und bist dann heimgegangen.
8. Wie bang die Hindin ruft nach ihren Jungen,
So hab' ich dich, mein Volk, voll Schmerz gerufen
Mit den Dämonen und der Engel Zungen.
9. Das Lied, das Zorn und Lieb' und Andacht schufen,
Ergötzte euer Ohr gleich dem verlor'nen
Geschwätz der Gaukler auf der Bühne Stufen.
10. Ihr seht nicht, daß die Stadt der Qualerkor'nen,
Von der ich sang, ich fand auf dieser Erden,
Und daß ihr selbst seid die zum Weh Gebor'nen.
11. Ihr hört mit kindisch staunenden Geberden
Die fremde Kunde von den eignen Klagen,
Wann wird der Schleier auch gelüftet werden? —
12. Erst, wann die blut'ge Saat die Frucht getragen,
Und wann der Herrscher aus des Nordens Gauen
Ins harte Joch dies schöne Land geschlagen,
13. Dann mögt ihr stumm auf mich zurücke schauen
Und meines Leidens tiefen Sinn verstehen,
Und vor euch selbst wird dann zu spät euch grauen.
14. Ich aber laß es, wie es muß, geschehen;
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte,
Und wünschte, daß ich hätte falsch gesehen.
15. Dann gleich der Seherin am Hellesponte
Weissag' ich nur, wo keine Hilf' ich habe,
Das Licht verwünschend, d'rin mein Geist sich sonnte —
Denn wer da sieht, hofft Ruhe nur im Grabe!"

II. Petrarca.

1. Ins Orgelbrausen scholl der Klang der Glocken
Und feierlich vom hohen Chor hernieder
Ertönten alte heil'ge Osterlieder,
Und fühllos blieb kein Herz, kein Auge trocken.
2. Und als empor in seligem Frohlocken
Dich Andacht hob mit mächtigem Gefieder,
Stand Laura vor Dir; und durch alle Glieder
Zuckte der Blitz; Dein Blut begann zu stocken.
3. Und seit dem Tage drang aus Deinem Herzen
Ein Lilienkelch und eine Rosenblüte,
Gesang der Andacht und der Liebesschmerzen.
4. Und eine Flamm' in Deiner Brust erglühte,
Halb Amors Fackel, halb wie heil'ge Kerzen,
Wohl wert, daß sie solch ein Altar behüte.

III. Tasso.

1. O laßt die jubelnden Trompeten schweigen!
Laßt sich herab die bunten Fahnen neigen!
Und wandelt eure festlichen Gesänge
In Trauerklänge.
2. Hier liegt er, den heut' auf der Burg der Kaiser
Umkränzen sollten grüne Lorbeerreiser;
Ein müder Pilger, nahe vor dem Hafen
Ist er entschlafen.

3. Doch seht auf bleicher Wang' ein Lächeln, milde
Wie Sonnenglanz auf kaltem Schneegefilde,
Ein Zeichen, daß im Schmuck dreifacher Kränze
Hinfort er glänze:
4. Des Dichters Ruhm, die Wonnen ew'ger Dauer
Und seines Vaterlandes stolze Trauer!
Drum leget zu des Lorbeers grünem Halme
Cypreß' und Palme!

IV. Camoëns.

Beraubt des Steuers flog das Schiff auf mächt'gen Flügeln des Orkans
An den umklippten Küsten hin des nachtverhüllten Hindostans.
Das portugiesische Panier zerriß der Sturm mit starkem Griff,
Zerbrach die Masten und zerschlug den Eisenbug am Felsenriff.
Und durch die weiten Spalten brach herein des Meeres dunkle Flut,
Und jeder suchte, jeder, doch zu retten erst noch Hab' und Gut.
Doch nur ein junger Krieger kam mit aller seiner Hab' ans Land;
Er schwamm durch's Meer, sein Schwert im Mund und eine Rolle in der Hand.
Und als am Fels mit allem Volk das schwerbelad'ne Schiff versank,
Da kniet' er in den feuchten Sand und brachte betend seinen Dank
Dem Retter, welcher rettete aus Sturmgebraus und Wogenschwall
Ein nacktes Leben für ihn selbst, ein ewig Lied für Portugal.

Den „Dichterbildern" reihten sich die „Türkische Friedensstiftung" und der großempfundene Danteske „Kuß des Satans" an. An ersterer hatte man mancherlei auszusetzen: Unklarheit wegen Überfülle von Gestalten, Redseligkeit der Hauptperson (?), ein abgebrauchtes Gleichnis (Tiger- und Löwenkampf). Dieses dramatisch spannende Gedicht von Viktor Hugoscher, greller Färbung interessiert besonders als direkter Vorläufer einer vielgedruckten Romanze des Grafen Strachwitz, der funkelnden „Jagd des Moguls" (vgl. Euphorion 9, 716).

Türkische Friedensstiftung.

1. Im Cypressengehölz, an dem goldenen Horn,
Vor dem kuppelgeründeten Schlosse,
Da blitzet das Schwert, und es klirret der Sporn,
Kampfwitternd schnauben die Rosse.
Und es reitet zunächst beim finstern Vesir
Der gewalt'ge Sodir,
Ein Greis und ein Ries' im Trosse.
2. In dem Wüstenrevier, wo das lederne Zelt
In dem Schatten des Palmbaums ruhte,
Schwang sich Aladin, ein Jüngling und Held,
Halbnackt auf die nackende Stute.
Und es blitzte von Thau sein heimisches Thal
Und von Waffen der Shaal
Und die Augen von loderndem Mute

3. Und der Halbmond glänzt, und das Feldstück brüllt
An Lepantos wogendem Borde.
Missolunghi erbebt; und das Feld ist erfüllt
Von der stürmenden, türkischen Horde;
Und erfüllt ist der Himmel von rötlicher Glut
Und die Wogen von Blut
Und die Straßen vom Raub und vom Morde.
4. Doch der köstlichste Raub, ein göttliches Weib,
Schwarzäugig mit goldenen Haaren,
Und zur Hälfte enthüllt ihr prächtiger Leib,
So wird sie geschleppt durch die Scharen.
Links hält Aladin sie mit heißer Begier
Und zur Rechten Sobir,
Und den Raub läßt keiner entfahren.
5. Und sie blicken sich an und drohen stumm,
Und es greifen zum Säbel die Krieger,
Und es funkelt der Stahl blaugoldig und krumm —
So kämpft am entlegenen Niger
Trotzbietend des Herrn majestätischem Drän'n,
Mit dem bärtigen Leu'n,
Um die zarte Gazelle der Tieger.
6. Wie stand um die Kämpfer der Haufen geschart!
Wie drohend die Säbel erklangen!
Wie flammte das Aug', und wie wallte der Bart
Von Grimm und süßem Verlangen!
Da sieh! Hersprengt auf schäumendem Tier
Der finstre Besier,
Und die Trotzigsten selber erbangen.
7. Und er fragt, und er hört, und er runzelt die Brau',
Stumm kehrt er sich ab von der Bande,
Und er blickt auf die zitternde, liebliche Frau,
Durchglüht von verborgenem Brande.
Und er senket die Stirn, und er ballet die Faust,
Und das Krummschwert saust,
Und es rollt ein Kopf auf dem Sande.
8. Und die Wildesten stehen voll Staunen und stumm,
Vom ehernen Schrecken gekettet;
Doch der Pascha spricht, und blicket sich um,
Indeß er den Bart sich glättet:
„Was steht ihr so bleich und mit zitterndem Leib?
Ich erschlug ein Weib,
Und ich habe zwei Männer gerettet!"

Der Kuß des Satans.

1. Als zum Gespött dem Pharisäerstolze,
Verkauft durch die fluchwürdigste der Thaten
Der Menschen Heiland hing am bittren Holze;
2. Da fühlt' er, der ihn mit dem Kuß verraten,
In seinem Herzen wuchernd sich erheben
Die blut'gen Früchte unheilvoller Saaten.

3. Er sah das Blut an seinem Silber kleben
Und eilte schaudernd es zu Hauf zu raffen
Und es dem hohen Rat zurück zu geben.
4. Da aber riefen Schriftgelehrt' und Pfaffen,
Vorstreckend ihre Hand mit scheuem Blicke:
„Geh heim! Was haben wir mit dir zu schaffen?"
5. Und jetzt verzweifelt' er und griff zum Stricke —
O Nacht, bedeck' die heißen Augenlider! —
Und schlang ihn um den Baum und sein Genicke.
6. Doch als der Baum trug die verfluchten Glieder,
Erschral' er, daß der Ast zerberstend krachte,
Und jäh zur Erde fiel die Leiche nieder.
7. Als ob vulkanisch Feu'r in ihr erwachte,
Zerriß die Erde unter dem Verlor'nen,
Und nieder sank er tief im finstern Schachte.
8. Er sank bis in das Reich der Qualerkor'nen,
Und vor ihm flohen die Vermaledeiten,
Die Geister selbst, die wider Gott verschwor'nen —
9. Nur Einer nicht! — Aus dunkeltiefen Weiten,
Aus welchen Donner rollten in der Runde,
Hin zum Verräter sah man Satan schreiten.
10. Satan umarmt' ihn, wie zum inn'gen Bunde
Ein Freund den Freund begrüßt für's ew'ge Leben,
Und gab mit heißen, flammenglüh'nden Munde
Den Kuß zurück ihm, den er Gott gegeben.

Voran gingen diesen feurig gemalten Romanzen zwei umfangreiche Verserzählungen: „König Sebastian" und „Der Ring".

Namentlich wegen jenes portugiesischen, von Camoëns inspirierten Romanzenkranzes wurde Gildemeister, weniger wegen seines ansprechenden „Camoëns"-Bildes, von L. Schneider dem „Tunnel" erfolgreich als neues Mitglied vorgeschlagen. Der Verfasser der 16 metrisch vielgestaltigen Gesänge war indessen nicht der Vortragende, sondern einer seiner intimen Berliner Freunde, Thomas Arens, mit dem er zusammen die „Weserzeitung" redigieren sollte. Während diese Mystifikation dem Sonntagsverein jedenfalls verborgen blieb, wurde „Der Ring" von Woldemar v. Loos in seiner wahren Bedeutung rechtzeitig erkannt. Er ließ der „ungereimten Erzählung in Reimen" ein scharfes, tiefschürfendes Separatvotum folgen. Darin deckte er stilistische Mängel und technische Verstöße auf. Vor allem wies er an der Hand von Adolf Böttgers „Don Juan"-Übersetzung nach, daß der Autor sich stark an Byrons gefeiertes Epos angelehnt habe; ja, Gildemeisters Bearbeitung hafte zuweilen „treuer" an dem Original wie die Übersetzung, „weil Böttger offenbar der schwierigeren Form und den Reimen häufig Sinnfragmente zu opfern sich genötigt sah." Gildemeister hatte übrigens selbst in der 31. Ottave des 1. Gesanges auf seine angefehdete „Freibeuterei" aufmerksam gemacht:

Süß ist manchmal die Sünd' und oft der Tod,
Fürs Vaterland zum Beispiel — sonst gewesen;
So sang Horaz, der weglief frisch und rot,
Als Brutus fiel; süß ist's ein hülflos Wesen
Zu schützen, wenn die ganze Welt ihm droht;
Süß ist es, Byrons Don Juan zu lesen;
Es ist mein Lieblingsbuch, und nicht verhehlen
Will ich — es hat mich sehr verführt zum Stehlen.

Weiterhin lobte Woldemar v. Loos Gildemeisters Humor, der sich von persönlicher Bitterkeit, Blasiertheit, von Menschenhaß und bedenklichen Kühnheiten fern halte. Das sei ein „Vorzug"; Byron besteche freilich durch die größere Mannigfaltigkeit an Tönen. Der Kern des „Ringes" gehöre dem jüngeren Dichter in „Erfindung und Ausführung". Aber warum begnüge er sich damit, Vergil vorzustellen, wo er die Fähigkeit bekundet habe, Homer zu werden?

Woldemar v. Loos hatte bei diesem Lob offenbar den beifällig akzeptierten „König Sebastian" im Auge, der allerdings nach meiner Ansicht über das gute Mittelmaß nirgends hinausragt ... Er glaubte auch an sein Kompliment nicht recht. Ihm war nämlich während der Vergleichung des „Ringes" mit dem „Don Juan" eine ersprießliche Erkenntnis aufgegangen. Goethe habe das romantische Epos des Dichterlords für unübersetzbar erklärt. Er aber halte Gildemeister für den Mann, das Unmögliche möglich zu machen. Gildemeister werde „sich durch eine Übersetzung ‚Don Juans' ein Verdienst um die vaterländische Literatur erwerben, das nicht unanerkannt bliebe".

Gildemeister legte nicht nur den „Ring" ohne weitere Feile und Fortsetzung zu den Akten, sondern er hörte auch auf den wohlgemeinten Rat. In der Freude nachempfindender Schöpfung ursprünglicherer, gewaltigerer Größen ging alsbald seine eigene Lust zu fabulieren unter. Er stellte alsbald sein außerordentliches Nachempfindungsvermögen in den Dienst englischer und romanischer Literatur.

So bildete er alle möglichen europäischen Volkslieder nach, Petrarcas und später Camoëns' Sonette, besonders die exotisch bilderprunkende Dichtung Viktor Hugos. Wie aber das bereits am 23. Juli 1843 vorgetragene Poem „Sanheribs Untergang" beweist, beschäftigte ihn von Anfang an der große englische Weltschmerzler. „Die Kraft und Schönheit dieser Schilderung," einer der schönsten „Hebräischen Melodien" — „konnte der Verein ungeschwächt genießen, so ungezwungen und poetisch ist die Übersetzung. Man wollte sogar behaupten, man fühle ihr die Treue an, wie man einem guten Porträt die Ähnlichkeit ansehe, ohne das Original zu kennen." Von dieser Treue und namentlich von dem „poetischen Hauch" der Über-

tragung überzeugte sich Woldemar v. Loos durch nachträgliche Konfrontation, wobei er gleichzeitig auf drei minder gelungene Zeilen aufmerksam machte. Auch Gildemeister war mit seiner Leistung noch nicht zufriedengestellt: er überarbeitete seine Verse noch zweimal, so daß ihre letzte Fassung mit der ersten nur noch an drei Stellen wörtlich übereinstimmt. Seine Sicherheit in der Korrektur, Läuterung, Verfeinerung, kurz, sein formales Talent erhellt am besten eine Parallele jener ersten und letzten Version.

Sanheribs Untergang.

I.

1. Wie der Wolf zur Hürde kam Assurs Heer
In Purpurgewändern und goldener Wehr;
Es erglänzten die Speere wie Stern' in der Flut,
Wenn die See schwarzblau im Mondschein ruht.
2. Wie die Wälder im Lenz frisch grünen und blühn,
So prangte das Heer in des Spätrots Glühn;
Wie die Wälder im Herbst, wann brauset der Nord,
So lag es beim Frührot bleich und verdorrt.
3. Denn der Engel des Todes erhob sich zum Flug,
Und ins Antlitz blies er dem feindlichen Zug,
Kalt starrte der Schlummernden Aug' und entsetzt,
Und es klopften die Herzen und zuckten zuletzt.
4. Und das Roß lag reglos, die Nüstern gebläht,
Die nie mehr rollender Odem durchweht;
Weiß hatte sein Geifer den Rasen bedeckt,
So kalt wie der Schaum, der den Felsen umleckt.
5. Und der Reiter lag bleich und verstört auf der Au',
Auf dem Panzer der Rost, auf der Stirne der Thau,
Still lagen die Zelt' und die Banner allein,
Und die Lanzen gesenkt, stumm Pauk' und Schalmei'n.
6. Laut klagen die Witwen in Assurs Thal
Und gestürzt sind die Götzen im Tempel des Baal;
Und der Heiden, der nimmerbezwungenen, Kern,
Er zerschmolz wie der Schnee vor dem Glanze des Herrn.

III.[1])

1. Der Assyrer kam wie der Wolf in der Nacht,
Schimmernd von Purpur und goldener Pracht;
Und es blitzten die Speere wie Stern' in der Flut,
Wann dunkel die Woge des Ozeans ruht.
2. Wie die Blätter des Waldes im grünenden Mai
Zog Abends das Heer mit den Bannern vorbei;
Wie die Blätter des Waldes, wenn Herbstwind bläst,
So lag es am Morgen verstreut und verwest.

---

[1]) „Lord Byrons Werke." Übersetzt von Otto Gildemeister. 6 Bände. Berlin 1864, 65. S. 108.

3. Denn der Engel des Todes erhob sich zum Flug,
Und ins Antlitz blies er dem feindlichen Zug,
Und das Auge der Schläfer war eisig und schwer,
Und die Herzen erbebten — und schlugen nicht mehr.
4. Da lagen die Rosse, die Nüstern gebläht,
Die nimmer der mutige Odem durchweht:
Und Geifer der Angst lag weiß auf dem Zaum
Und kalt wie auf Klippen der brandende Schaum.
5. Da lagen die Reiter gespenstisch und fahl,
Auf der Stirne der Thau und der Rost auf dem Stahl;
Und das Lager war still und die Banner gesenkt,
Die Trompete verstummt und der Speer ungeschwenkt.
6. Und die Witwen von Assur wehklagen im Thal,
Und gestürzt sind die Götzen im Tempel des Baal;
Und der Heiden Gewalt, ungetroffen vom Schwert,
Ist wie Schnee vor dem Blick des Allmächt'gen verzehrt.

Keiner der anderen Byron-Übersetzer wie Gustav Pfitzer, Franz Kotenkamp, Heinrich Stadelmann hat den poetischen Schwung und die korrekte Simplizität der letzten Redaktion übertroffen. Doch auch schon die erste mit ihrer sinnlicheren, farbiger detaillierten Führung hat in der deutschen Literaturgeschichte etwas zu bedeuten: sie regte den Grafen Strachwitz zu seiner wuchtigen, grandiosen Ballade „Pharao" an, einem Paradestück der deutschen Schullesebücher.

Und noch in einem dritten Fall machte Gildemeister unzweifelhaft den Anreger des jungen Balladenmeisters. Er beschloß am 26. November 1843 im Gefolge von Strachwitz' „Dschehan Gir", später umgetauft: „Die Jagd des Moguls" — „die Sitzung und den Jahrgang auf eine würdige Weise durch seine Übersetzung einer altenglischen Ballade, welche den Titel ‚Die Douglas-Tragödie' führt, und deren wilde Einfachheit und rührende Melancholie einen merkwürdigen Gegensatz mit dem Pomp der vorangegangenen orientalischen Erzählung bildete." Eine Woche später entfesselte Graf Strachwitz bei dem Stiftungsfest des „Tunnels" flammenden Enthusiasmus mit einer Douglas-Ballade, für die noch der alte Fontane und Detlev v. Liliencron, selbst zwei Verserzähler ersten Ranges, nur die höchste Bewunderung übrig haben. Es ist sein berühmtestes Gedicht: „Das Herz von Douglas."[1]) Seine ferne Vorlage, Gildemeisters Übertragung, überbietet die von O. L. B. Wolff und Rosa Warrens und besteht selbst in Ehren mit ihrer rauhen Kunstlosigkeit

---

[1]) Endlich wurde Strachwitz vielleicht von Gildemeister mittelbar bewogen, sich gegen das Ende seiner „Tunnel"-Zeit als Übersetzer zu versuchen. Wegen „übergroßer Treue" geriet er in mancherlei Härten des Reimes und des Ausdruckes. Vgl. „Des Einsamen Gesang in der Wüste" und „Johann Banérs Schlachtlied" in meinem Buche über den Grafen Strachwitz. S. 252, 253.

neben der glatteren von Th. Fontane („Gedichte", 3. Auflage, Berlin 1889, S. 343 „Das Douglas-Trauerspiel").

Die Douglas-Tragödie.

1. „Steht auf, Lord Douglas, auf, steht auf!
Den Stahl auf die nackte Haut!
Daß niemand sagt, Deine Tochter sei
Verstohlen bei Nacht getraut!"
2. „Steht auf, meine sieben Söhne, steht auf!
Den Stahl auf die nackte Haut!
Und die jüngste Schwester behütet mehr
Die ält'ste ward heut Nacht Braut!"
3. Er hob sie auf ein milchweiß Roß,
Ihn selber trug der Scheck;
Ein Hifthorn hing an seinem Gurt,
Und so ritten sie hurtig hinweg.
4. Lord William sah über die Schulter links,
Zu sehn, was zu sehen es gab;
Da sah er die sieben Brüder alsbald
Die Haide durchsprengen im Trab.
5. „Sitzt ab, sitzt ab, Lady Margaret,
Und haltet mein Roß mit der Hand,
Bis daß ich Eure Brüder zurück
Und zurück Euern Vater gesandt!"
6. Sie hält sein Roß mit der weißen Hand;
Kein Thränchen benetzt ihr Gesicht;
Biß daß ihr letzter Bruder fällt
Und ihr Vater nicht mehr ficht.
7. „Haltet ein, Lord William, haltet ein!
Euer Schwert schlägt allzu schwer;
Noch manchen Buhlen giebts für mich,
Doch keinen Vater mehr!" —
8. Sie zog ihr weißes Tuch heraus
Und wischt' und trocknete fein
Des Vaters blutige Wunden aus,
Die waren wohl röter wie Wein.
9. „Ei wählt, ei wählt, Lady Margaret,
Wollt ihr gehn, oder bleibt ihr hier?"
„Ich will gehn, ich will gehn, Lord William,
Mir bleibt ja kein Führer als Ihr!"
10. Er hob sie auf ein milchweiß Roß,
Ihn selber trug der Scheck,
Ein Hifthorn hing an seinem Gurt,
Sie ritten langsam beid' hinweg.
11. Fort ritten sie, sie ritten fort,
Der Mondschein war so hell;
Da stiegen sie vom Pferde ab
Dort bei dem bleichen Quell.
12. Sie stiegen ab, um einen Trunk
Zu schöpfen aus der Flut;
Sein gutes Herzblut floß in den Bach,
Wie ward ihr so bang zu Mut!

13. „Haltet auf, haltet auf, Lord William,
Ich fürcht', Euch traf der Feind!"
„Es ist mein Scharlachmantel nur,
Der im Wasser wiederscheint!" —
14. Fort ritten sie, sie ritten fort,
Der Mondschein war so hell;
Da stiegen sie vom Pferde ab
An seiner Mutter Schwell!
15. „Steht auf, Frau Mutter, auf, steht auf,
Ich gewann die Braut heut Nacht;
Frau Mutter steht auf und macht mein Bett
Und weich und weit es macht!
16. Legt Lady Margaret mir zur Seit',
Daß süßer ich schlafen mag!" —
Lord William war tot vor Mitternacht,
Lady Margaret lang vor Tag.
17. Der Ritter liegt in Marienkirch;
Die Braut in Marienthor.
Aus des Bräutleins Grab ein Röslein wuchs,
Aus des Ritters Grab ein Schlehdorn hervor.
18. Die nickten und verstrickten sich,
Bis daß ein Busch es war;
Da konnte alle Welt wohl sehn,
Hier ruh' ein treues Paar.
19. Und heran der schwarze Douglas ritt,
Hart macht' ihn sein Herzensweh;
Ausriß er den schönen Dorn und warf
Ihn in St. Mariensee.

Den Vogel abschießen sollte Gildemeister, wie es „Sanheribs Untergang" und „Der Ring" erwarten ließen, mit seiner Byron-Übersetzung.

Bedeutete jene „Hebräische Melodie" nur die Introduktion, so war „Der Gefangene von Chillon" und vollends „Don Juan" der Grundton und das Finale seiner Berliner Übersetzertätigkeit.

Bereits in seiner Vaterstadt als Primaner hatte er sich um Byrons umfangreichstes und geistreichstes Epos bemüht. Dank den eindringlichen Mahnungen Woldemar v. Loos' konnte er am 5. November 1843 „den gespannt lauschenden Tunnelbrüdern" die erste Hälfte des zweiten „Don Juan"-Gesanges vorlesen, und ein freudiges „Sehr gut" belohnte das vielversprechende Experiment. Sein wackerer Berater nahm zu Hause Original und Nachdichtung in die Hand; er erklärte seiner Gemeinde: würde die Übertragung in demselben Geiste fortgeführt, so müßte es „die erste" in Deutschland werden. Gildemeister erntete die gleichen Lorbeeren für die zweite Hälfte des zweiten Gesanges und für die „Hellenischen Inseln", eine Episode aus dem dritten Gesang; an seinem Abschiedsabend bedachte er die Berliner Freunde mit dem ganzen siebenten Gesange. Ungern ließ man den

liebenswürdigen, schönheitsfrohen Kumpan ziehen. Woldemar v. Loos pries den Scheidenden in einem schwärmerischen Sonett, in dem es unter anderm heißt:

> Gern sind wir durch ein südlich Wohllautmeer
> Mit ihm auf feingeschnitztem Kiel geglitten,
> Gern auf dem tollen Flügelroß des Britten,
> Das er uns zäumte, schweiften wir umher.

Auf dem „südlichen Wohllautmeer" sollte Gildemeister als Interpret Dantes und Ariosts (1882—1888) erst wieder in seinem Alter schwimmen. Vorher übersetzt er Shakespeare zum großen Teil, die Sonette und vor allem die Königsdramen, diese freilich im Anschlusse an A. W. Schlegels Musterwerk. Die Krone seines Schaffens aber errang er sich auf dem „tollen Flügelroß des Britten". Seine kongeniale Byron-Nachbildung ist, wie es Woldemar v. Loos und der „Tunnel" vorausgesehen haben, bisher unerreicht geblieben.

Miszellen.

A. Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied

in vorklassischer Zeit. Im Anschluß an die bisher ungedruckte von-Crailsheimsche Liederhandschrift. Berlin 1899. Nachträge vom Verfasser.

III.[1])

S. 151 „Du sprichst ich sey dir ungetreu". Kopenhagen, Ms. Thott. 4°. 1102 S. 26 Nr. 11: Du sprichst ich bin dir ungetreu | mein Engel glaub es nicht . . . 3 achtzeilige Strophen.

S. 152 „Mein Kind sey doch so spröde nicht" vgl. noch Celander, Der Verliebte Studente, 1714 S. 412.

S. 153 „Schöne Augen, schöne Strahlen". Kopenhagen, Ms. Thott. 4°. 1102 S. 63 Nr. 28: Schöne Augen holde Strahlen | Schöner Wangen stolzes Prahlen . . . 3 Strophen. Leipzig III S. 81 Acht auserlesene Neue Lieder. 3. Schöne Augen, schöne Strahlen . . . 6 Strophen. Straßburg IV 14 „Fünf neue Schäfer lieder" 3. Schöne Augen, schöne Strahlen . . . 6 Strophen. Simrock S. 322 in 6 Strophen.

S. 154 „Wer sein Herz will recht vergnügen". Kopenhagen, Ms. Thott. 4°. 1102 S. 170 Nr. 75: Wer sein Hertz will recht vergnügen | der nehme sich ein schönes Kind . . . 4 Strophen.

S. 159 „Ich hab mein Sach nun heimgestellt". Das Urbild für dies Klagelied einer verzweifelten alten Jungfer bietet ein wohl um ein Jahrhundert oder

[1]) Vgl. Euphorion 8, 353 ff., 11, 503 ff.

mehr älterer Sonderdruck des Germon. National-Museums zu Nürnberg, L 1731 b c: Zwey Schöne | Weltliche Lieder. | Das Erste | Ist ein kurtzweiliger auffzug von einem bösen | Weibe, vnd versoffenem Monn, | Im Thon: | Es ist auff Erden kein schwerer leid. | (Bildchen) | Das Ander | Von einer Alten Magd, welche nicht mehr | gern dienen, sondern selbst Fraw sein wolt, | Im Thon: | Ich hab mein Sach Gott heim gestalt, | (4 Bl. 8° o. O. u. J.) Das Erste Lied. O Weib, O Weib, das Gott sey geklagt, wie sehr bin ich von dir geplogt ... 19 fünfzeilige Strophen. Das Ander Lied. Ich hab mein Soch Gott heimgestalt, die weil ich nun bin worden alt, nimmermehr krieg ich einen Monn, Wol gedencken kan, Drümb kompt mir Leid vnd Jommer on. 2. Die Hoffnung hat ich mir gemacht ... 3. Mein Standt der wird mir eben schwer ... 4. Es ist ein einsom Ding man sagt ... 5. Ein alte Magd ein fauler Fisch ... 6. Bescherstu doch das täglich brodt ... 7. Wie mancher hostu gebn ein Monn ... 8. Zu letzt bin ich mit meinem Mund ...

In der Handschrift der Trierer Stadtbibliothek vom Jahre 1744 S. 154: Miserere | 1ᵗ vers. | O du mein Gott und Herr | zu deiner Ehr | beschehr mir doch ein serviteur ... Bruchstück des Liedes in zwei Abschnitten, entsprechend der 8ten (= Schluß) und 4ten Strophe der Croilsheim-Handschrift.

„Jetzt wär ich froh, wenn einer käm" vgl. „Zum sterben" unten S. 184.

S. 160 „Verstelle dich mein Engel in der Liebe". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 136 Nr. 97: Verstelle dich mein Engel in der Liebe ... 7 sechszeilige Strophen.

S. 160 „Schönheit pflegt man hoch zu schätzen". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 112 Nr. 78: Schönheit pflegt man hoch zu schätzen, weil sie jederman begehrt ... 6 vierzeilige Strophen, wovon die vier ersten der Handschrift des Freiherrn von Croilsheim entsprechen, die beiden letzten Strophen sehr schal und fade, höchst überflüssig und störend wohl erst hinterdrein und nachträglich von einer unberufenen Hand hinzugefügt sind.

S. 161 „Als die Venus neulich saße". Berlin, Mgq 720 S. 21 Nr. 9 in 10 Strophen. München, Cgm 4056. 4° „Gesänger" 1. Als die Venus neulich sosse ... 6 Strophen.

S. 164 „Sag mir, mein Engel, was hot es gemacht, | Daß ich nicht schlaffen kon die gonze Nacht". Piger, Schnaderhüpfel in der Iglauer Sprachinsel: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 4, 1898, S. 11, bietet ein merkwürdiges czechisch-deutsches Mischmasch-Lied, beginnend: „Můj zlatý Pepiček, | (Mein goldener Peppi) | Was host gemacht? | Že já spát nemohu | (Daß ich nicht schlafen kann) | Die gonze Nacht" ...

S. 166 „Die Tochter soll ins Kloster gehen". Vgl. noch von Ditfurth, Volks- und Gesellschafts-Lieder 1872 S. 56. Fliegendes Blatt: Yd 7901. IV. — Yd 7907 Stück 38. — Yd 7912 Stück 10. — Yd 7915 Stück 4. — Weimar Dd 3 : 63³ Stück 35. —

S. 167 „Mein Verhängniß laß mich wissen". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 416: Mein Verhängniß laß mich wissen, zu was ich geboren bin ... 6 achtzeilige Strophen. Sophia Albertina Auer von Herrnkirchen. Fiedler S. 127: Mein Verhängniß laß mich wissen, wie das Kind mit Namen heißt ...

S. 168 „Schönste Seele". Straßburg IV 116 „Neue lustige und scherzhafte Lieder" 3. Schönste Seele, mein Vergnügen ... 4 Strophen entsprechend unserer

Crailsheim-Handschrift. Anders verläuft nach ähnlichem Anfang das Lied „Süßeste Seele, mein werthes Vergnügen“ Yd 7909 Stück 41, Yd 7925 Stück 44 und öfter.

S. 169 „Geht ihr Seufzer eilend fort“. Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 74 Nr. 55: Geht ihr seufzer eylet fort, geht an den bewusten ort ... 4 vierzeilige Strophen, wovon die erste und die letzte der ersten und der zweiten in der Handschrift des Freiherrn von Crailsheim entsprechen, die zweite und die dritte für sich besonders stehen. Handschrift der Trierer Stadtbibliothek S. 10 in 3 Strophen.

S. 172 „Soll ich dann, o du mein Leben“. München, Hof- und Staats-Bibliothek, Sammelband Var. 270 l Stück 12 „Sieben schöne neue Weltliche Lieder, Das Erste: Himmel! hast dann du an mir noch kein Vergnügen &c. Das Andere: Soll ich dann, o du mein Leben ... Das Siebente: Wanckelmuth ist mein Vergnügen &c. Gedruckt in diesem Jahr. Druck Yd 7909 Stück 18 sehr ähnlich. „Soll ich dann“ 5 achtzeilige Strophen. Straßburg III 105 „Fünf schöne neue Lieder. Das Erste, Sollt ich denn, o du ... Halle, bei F. Bachran & Dietlein jun. 82“. „Sollt ich“ 4 Strophen. Leipzig I S. 33 „Fünf schöne Lieder und Arien“ 3. Sollt ich denn, o du mein Leben ... 4 achtzeilige Strophen.

S. 173 „Bis die Mühlstein tragen Reben“. Vgl. oben (Euphorion 11, 513) zu S. 137.

S. 175 „Cupido lag im Krankenbette“. Vgl. noch Bergliederbüchlein S. 21 Nr. 17 in 8 Strophen.

S. 175 „Ich bin ein junges Weibgen“. Jena, Ms. Bud. f. 352. I. Bl. 90^b: Ich bin ein junges Weibgen und habe keinen Mann ... 10 Strophen.

S. 176 „Weil wir durch leyd, | durch haß und neid | einander sollen meiden“. Im selben Jahre mit Greflinger-Seladons Gedichtsammlung „Beständige Liebe“, worin S. 6 mit 11 Strophen die „Vnterweisung heimlich zu lieben“ prangt, erschien auch in neuer Auflage „De Arte Amandi. Das ist, Die Kunst der Liebden“ Liedstat (das ist Frankfurt a. M.) 1644, ein Werk, das durch Paul von der Aelst zuerst in Deventer 1602 gedruckt worden war, sodann hochdeutsch (1610, 1629, 1644, o. J.) und niederdeutsch (1610) mehrfach von neuem aufgelegt wurde. Die Auflage von 1644, die mit der hochdeutschen von 1610 zusammengehört, wie die anderen Ausgaben unter sich eine davon wesentlich abweichende Gruppe bilden, gibt zum Schluß auf S. 422 bis 427 ebenfalls die vorher nicht nachweisbare „Vnterweisung heimlich zu lieben“ Greflingers in 11 Strophen, entsprechend der Sammlung „Beständige Liebe“ von 1644, wozu dann später (Seladons Weltliche Lieder 1651 S. 141 und öfter) an 10ter Stelle noch die Strophe trat „Es sol kein Gruß, | Es sol kein Kuß | Zu andern nicht geschehen“ ... Die von Greflinger mit Vorliebe mehrfach angewandte Strophenform läßt sich bis zu den ersten Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen; sie blieb lange Zeit in regem Gebrauch und wucherte namentlich das ganze 16. Jahrhundert hindurch in üppiger, sich fast unleidlich breit machender Fülle. Vom Liederbuche des Arnt von Aich, den Gassenhauern und Reuterliedlin bis hin zu des Paul von der Aelst „Blumm und Außbund“ (1602) könnte man ganze Schwärme von Liedern, die nach diesem Schema gebaut sind, zusammenbringen. Aus dem 17. Jahrhundert läßt sich neben Gedichten von Hyphantes (G. H. Weber), Poetische Musen 1661 (Bl. F 5^a: Die weil du mich ...), Schreider, Nachschößlinge 1664 (S. 68: Ach Traurigkeit ...) und anderen auch Simon Dach nennen mit seinem Trinklied „Wer fragt darnach“, das auch in den vierten Teil der nach Hoffmannswaldau benannten Sammlung und in den zweiten Teil des Wunderhorns übergegangen

ist. Außer dem Kirchenliede „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut", das jedoch aus dem 16. Jahrhundert stammt und sich bis in unsere Tage hinein behauptet hat, ist nunmehr diese zwölfzeilige Strophe wohl als verschollen zu betrachten, doch steht sie in einem so reichen geschichtlichen Zusammenhange, besitzt so viele verwandte Spielarten und nahe Beziehungen zu anderen metrischen Gebilden, bietet ihrer Anlage nach die Möglichkeit so mannigfacher Entwicklung, daß an dieser Stelle nichts Erschöpfendes darüber gesagt werden kann.

S. 180 „Ihr Sternen hört". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben S. 6 Nr. 5: Murcky. Ihr Sternen hört, | wie man mit mir verfährt, | ich liebe, was mich tötlich haßt . . . 3 Strophen. — S. 58 Nr. 41: Murcky. Ihr Sternen hört, | wie man mit mir verfährt, | ich soll ein blutig Opfer sein . . . 2 Strophen. — Trierer Handschrift vom Jahre 1744 S. 136 Ihr sternen hört . . . 3 Strophen.

S. 182 „Was sein soll, schickt sich wohl". Straßburg V 3 (siehe oben S. 78) „Fünf neue Gesellschafts Lieder" 5. Was seyn soll, schickt sich wohl, scheint gleich der Himmel trübe . . . 5 Strophen. Hoffmann, Findlinge S. 454 Spruch: „Was sein soll, schickt sich wohl." Im 16. Jahrhundert Lied, z. B. bei Forster 1, 48 Was nit soll sein, schickt sich ye nicht . . . 3 Strophen.

S. 184 „Zum sterben bin ich verliebet in dich". Strophe 5 „laß mich unkeut" das ist „laß mich ungeschoren"; „unkeut" oder wie es im Einzeldruck lautet „unkeit" ist zusammengezogen aus „ungeheyt". „Heyen" bedeutet zum Narren machen, zum Besten haben, schadenfroh verspotten; es kommt weniger in der Schriftsprache vor als im Volksmund, ist aber auch jetzt noch in Stadt und Land, in Nord- und Süd-Deutschland bisweilen zu hören.

Vgl. noch Simrock S. 231, Wolfram S. 159. Dem Stoffe sowohl wie der Form nach ist mit vorstehendem auch verwandt das Liedchen „Ich wollt es wär Nacht" Erk-Irmer, Volkslieder Heft 2 S. 4; Hoffmann-Richter S. 88 und 100; Simrock S. 327; Meier, Schwäbische Volkslieder S. 61; Mittler S. 562 und 684; Ditfurth S. 112.

Mehrere Fassungen dieses Liedes bieten ähnliche Wendungen wie die S. 160 zu dem Liede „Ich hab mein Sach' nun heimgestellt" aus der Sammlung Ditfurths angeführte „Jetzt wär ich froh, wenn einer käm', der mich nur nähm', daß ich den Leuten aus den Mäulern käm'." Berlin Yd 7925 Stück 5 „Vier schöne Jägerlieder" (vgl. Straßburg V 155) letztes Lied „Ganz unsterblich bin ich verliebet in dich" 6 Strophen, deren vierte lautet: „Ach wenn er nur käm, und daß er mich nehm, damit ich den Leuten, damit ich den Leuten, aus den Aug'n wegkäm." Vgl. dazu ferner: Köhler Meier S. 62 „Nur eine ist hier" zweite Strophe „Ich wollt' daß sie käm' und mich einmal nähm', | Daß ich den falschen Leuten aus den Augen 'raus käm'." Wolfram S. 229 „Ist wieder eins aus" zweite Strophe „Ach wenn er doch käme, | Und daß er mich nähme, | Auf daß ich den Leutchen | Aus den Augen 'raus käme". Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele (1867) S. 273 „Wenn Ener doch kem | On dei mi doch nehm, Dat öck dem Volk ut e Oge kem! | Hei öff schon gekame, | Hei hefft mi genahme, | Nu si öck dem Volk ut e Oge gekame".

S. 186 „Ach ich lieb". Bergliederbüchlein S. 118 Nr. 102 in 4 Strophen.

S. 189 Z. 1 statt „drei" lies „vier Blätter".

S. 189 „Nur die Tugend mein Bestreben" Leipzig II S. 584 „Sechs geistreiche Arien" (Td = Berlin Yd 7901. I.)

S. 192 Nr. 247 Str. 3 Z. 2 lies „und will es gar aussaufen".

S. 193 „Herr Nachbar zur rechten". Bergliederbüchlein S. 156 Nr. 131 „Wer nicht kan der lerne trinken" in 6 Absätzen, deren beide letzten lauten: Herr Nachbar zur rechten, Herr Nachbor zur lincken, wir wollen einander :/: :/: ein Gläslein zu trincken. — In Gesundheit der Schönsten, die lebet auff Erden, von der wir uns wünschen geküsset zu werden, von der wir uns wünschen :/: :/: geküsset zu werden. — Erk-Irmer Heft 3 S. 11 Nr. 13 Herr Bruder zur rechten ... Wolfram S. 360 Herr Bruder zur rechten ... Hoffmann-Prahl S. 117.

S. 193 „Sauft euch voll und legt euch nieder". Werltspröke 1562 Bl. E 3ᵃ: Sup dick vull vnd legge dy nedder, | Sta vp vnd vülle dy wedder ... Werldtspröle 1601 Bl. 21ᵃ: Sup dy vul vnd legg dy nedder, | Stah vp vnd vülle dy wedder ... Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein (1885) S. XX. Fischart in seiner Trink-Litanei: Geschichtklitterung Cap. 8 (Neudruck 65/71 S. 142): Sauf dich voll und leg dich nieder, | Steh frü auf und füll dich wider ... Robert und Rich. Keil, Studentenlieder S. 44: Laßt uns schlemmen und demmen bis morgen ... Schluß: Sauf also dich voll und lege dich nieder! | Steh auf und sauf und besaufe dich wieder! Vgl. noch zum Ganzen Auswahl von Commers- und Gesellschaftsliedern, Halle 1816 S. 86 Wer dem Bacchus zu Ehren ein Opfer will bringen ... Herr Bruder zur rechten ... Trinkt euch voll und legt euch nieder ... Johann Petr. Schmidt, Fastel-Abends Gebräuche ² (1752) S. 50 „Lehre der Bacchanal-Liebhabere, und naßen Faß Brüder: Wer Baccho zu Ehren ein Opfer wil bringen, | Gewehn' sich bey Zeiten zum Sauffen und Schlingen". — Jena, Studentenliederbuch eines Altenburger Studenten zu Jena vom Anfange des 19. Jahrhunderts S. 106 usw.

S. 196 „Falconorie". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 197 Nr. 138: Fauconnerie Marsch. | Fauconnerie die ist und bleibet | doch der grösten Fürsten Lust ... 9 achtzeilige Strophen.

S. 196 „Ich ging auf einer wiesen". Vgl. noch Mgq 720 S. 9 Nr. 4 in 13 Strophen. Britisches Museum, Fliegendes Blatt 11, 522 df 71 „Drey schöne newe Weltliche Lieder" „Gedruckt Im Jahr Christi, 1663". 3. Ich gieng auff einer Wiesen, mit meiner Rosilis ... 13 vierzeilige Strophen.

S. 208 „Lector lectorum". Eine bemerkenswerte Äußerung über das Zahlenlied findet sich in dem Werke „Das Einmahl Eins c. not. var." 1703 S. 8: „Der Studenten ihr Lied von den Zahlen, O Lector Lectorum, &c. ist bekandt, wird auch wohl unter ihnen per traducem bekandt bleiben, daß man sich auff allen Fall bey ihnen ex prompta Memoria oder aus den Runda-Büchern Raths erholen kan, im Fall jemand meynen solte, daß man ihm an diesem Orte hätte eine Stelle gönnen mögen." Vgl. noch Auswahl 1816 S. 98 O lector lectorum ... Jena-Altenburger Handschrift S. 137 O lector lectorum ... Erk, Neue Sammlung, Heft 1 (1841) S. 48 Nr. 41 Ach Seele sei doch wohlgemuth ... Wunderhorn 4 S. 200 Guter Freund, ich frage dich ... Simrock, Volkslieder S. 520 Guter Freund, ich frage dich ... Wolfram, Nassauische Volkslieder S. 34 Guter Freund, ich frage dich ... Böhme, Deutsches Kinderlied S. 328 Lieber Freund, ich frage dich ... „Isaak und der kleine Jakob". Vgl. Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele (1867) S. 126: „Abraham und Isaak | Und der kleine Jakob | Mit dem ledernen Schnappsack, | (Wo er Käse und Brot 'rein stack) | Mit dem Pfeifchen Rauchtaback."

S. 211 „Du stilles Hirtenleben". Britisches Museum, Sammelband 11, 521 ee 28 St. 26: Sechs ganz auserlesene neue Arien. Die Erste. Willkommen o seliger Morgen ... Die Vierte. Eine Schäfer-Arie. Du stilles Hirtenleben ... Gedruckt in diesem Jahr. (22) Schäfer-Arie 4 Strophen.

S. 213 „Verliebtes geliebtes und zärtliches Herz". Sperontes I (1736 Nr. 54, 1747 Nr. 27). Straßburg IV 144 „Fünf schöne Liebeslieder" 5. Verliebtes betrübtes und zärtliches Herz . . . 2 Strophen.

S. 215 „Rosen und violen". Vgl. noch Mgq 720 S. 115 Nr. 46 in 7 Strophen. S. 216 „Tabak ist mein Leben". Schade, Deutsche Handwerkslieder 1865 S. 175 in 4 Strophen. Straßburg III 36: Fünf schöne Lieder. 48 . . . Zu bekommen in der Brauerschen Buchdruckerei.

Das Vierte.

Taback ist mein Leben,
Den hab ich mich ergeben, ergeben,
Taback ist meine Lust :,:
Und eh' ich ihn soll lassen,
Viel lieber will ich hassen, ja hassen,
Selbst eines Mädchens Kuß :,:

Rosen und Violen,
Die soll mein Mädchen holen, ja holen,
So lang' noch Rosen blühn :,:
Und was aus meiner Tasche hängt,
Und was aus meiner Pfeife brennt, ja brennt,
Das wird Taback genannt :,:

Geh mein Mädchen hole,
Hol mir eine Kohle, ja Kohle . . .
Auf, ihr Brüder alle,
Reist mit mir nach Halle, nach Halle . . .
Juchheissa Brüder lustig,
Denn heute sind wir durstig . . .

Vgl. auch Hoffmann Prahl S. 229.

S. 217 „Nahrung edler Geister". Theophili Georgi Erstes Supplement zu dessen allgemeinen Europäischen Bücher-Lexico 1750 S. 157 „1747, Joh. Chrn. Günther, Der Knaster besungen in einem Gedichte, 4°, Schwb. (das ist Schwabach) Enders". Diesen Sonderdruck des berühmten Güntherschen Tabaksgedichtes besitzt außer der Leipziger Universitäts-Bibliothek und der Fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode das Britische Museum zu London: 11, 522 e 14. 4° Sammelband St. 2: Der | Knaster. | Besungen | Von | Johann Christian Günther, | aus Schlesien. | Hat jener den Krambambuli, und dieser den Caffe besungen, | Und ist der beyden Dichter Müh so, wie ich meine, gut gelungen; | So setz ich diesem noch das Lob des Welt-gepriesnen Knasters bey, | Das Günther längstens vorgespielt; dann sind der guten Dinge Drey. | 1747. (4 Bl. 4° o. O. „Nahrung edler Geister" 24 Strophen). Daß dieser Einzeldruck des Britischen Museums, obwohl darin die Druckerei nicht genannt ist, gerade der im Bücher Lexicon erwähnte sein muß, geht fast unzweifelhaft daraus hervor, daß hier wie dort die Jahreszahl 1747 vorliegt, und ferner daraus, daß von dem auf dem Titelblatte des Güntherschen Tabaksgedichtes erwähnten Krambambuli-Hymnus ein Druck von Enders in Schwabach aus dem Jahre 1747 sich nachweisen läßt: Der Krambambulist. Ein Lob-Gedicht . . . Dritte verm. u. verb. Herausgab. [!] Schwabach, zu finden in der Enderesischen Buchhandlung. 1747. (12 Bl. 4°.) Vgl. Altpreußische Monatsschrift 32 (1895) S. 310. Enders, Studien über J. C. Günther: Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 481.

S. 217 „Unter allen Speisen“, Lied vom Salat in der Tabaksstrophe, siehe Neue Sammlung Oden 3 (1747) Nr. 10; Berliner Einzeldrucke Yd 7909 Stück 41; Yd 7921, 30; Yd 7925, 42.

S. 219 „Du angenehmes Saal-Athen“. Kopenhagen, Ms. Thott. 4⁰. 1102 S. 52 Nr. 22: Angenehmes Saal Athen, | Du bist vor allen andern schön . . . 4 Strophen.

S. 221 „Mein Kind wie ich vermeine“. Als Vorläufer dazu darf man betrachten Lieder wie „Ach Jungfrau ich vermeine, | Ihr habt gar eine kleine — | Affection zu mir“ oder „Jungfrau ihr habt eine kleine — | und schlechte Lieb zu mir“: Neu Weltliches Liederbüchlein Nr. 66; Hil. Lustig von Freudenthal, Zeitvertreiber Nr. 172; Hans-guck-in-die-Welt Nr. 34 u. dgl. m.

S. 221 „Solt ich denn zum alten Weibe werden“. Vgl. Hoffmann-Prahl S. 169. Jena-Altenburger Handschrift S. 131.

S. 226 „Soll ich armes Ding denn ewig warten“. Selbst dieses abscheuliche Lied findet sich ein halbes Jahrhundert später noch im Druck: (Yd 7924, 6 a) Fünf Neue Lieder. Das Erste . . . Wie reitzend ist die Brunnen-Lust . . . Das Fünfte. Soll ich armes Kind, denn ewig warten. Gedruckt 1783. (Soll ich . . . 8 sechszeilige Strophen.)

S. 226: Dieselbe Strophe, die Stoppe mehrfach zur Einkleidung studentischen Mutwillens und burschikoser Ausgelassenheit verwandte, hat ein anderer Dichter, ein zahmer, nüchterner, platter, scheinheiliger Bursche, namens Henrich Jacob Sivers, entsühnt, indem er in bewußtem Gegensatz gegen jene verwegenen Tollheiten und übersprudelnden Kindereien moralische Gegenbilder lieferte. Seine „Vermischte und Satyrische Gedichte“ Altona 1730, enthalten S. 92 „Der fleißige und vergnügte Student. 1. Sollt ich mich der Eitelkeit ergeben“ . . . 6 sechszeilige Strophen mit dem gewiß kindlich rührenden Kehrreim „Ich will immer fromm und fleißig seyn“ — und S. 106 „Die verachtete Phyllis in fremden Nahmen. 1. Hasse mich nur immer, stoltze Schöne“ . . . 6 sechszeilige Strophen mit einem Kehrreim, worin der sittenstrenge Musterknabe voll männlicher Entrüstung der schönen Phyllis entgegenruft oder entgegenrufen läßt „Liebestu mich nicht, lieb einen Q . .“ das ist im Reim auf „stark“ nichts anderes als „Quark“. Allerliebster Ausdruck, feine Rache des von edlem Zorn entflammten Liebhabers und Helden!

S. 227 Kehrreim „Solt das Mädgen Jungfer seyn?“ Vgl. Mgq 734 S. 605 (der alten Zählung) „Solt die Braut“ . . .

S. 231 „Landesvater“. Hoffmann-Prahl S. 11.

S. 235 „J'aime fort rarement“. Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben S. 63 Nr. 47:

Chanson.

1. Si tu ne m'aimes pas,
un autre m'aimera,
qu'importe? qu'importe?
un amant de ta sorte
n'est pas d'un fort grand prix,
quand on les perd, on dit:
qu'importe? qu'importe?

2. J'aime rarement,
mais j'aime consta[m]ment,
quand j'aime, quand j'aime,
mon amour est extreme,
je finerai mes jours
plus tôt que mon amour
quand j'aime, quand j'aime.

3. Mais si malgré ma foi
tu aimes autre que moi,
je change, je change,
si ce serait un ange —
sans faire plus de bruit,
bon soir et bonne nuit,
je change, je change.

Handschrift Str. I Z. 1 m'aime Z. 3 und 7 qu'inporte 5 pris 6 perondit III 2 qu'aime 4 je serait

Von der Handschrift des Freiherrn von Crailsheim unterscheidet sich bei diesem Liede diejenige der Frau von Holleben besonders dadurch, daß hier die Schlußstrophe jener Fassung als erste gesetzt ist.

S. 235 „Wenn ich deine schöne Brust". München, Hof- und Staats-Bibliothek Cgm 4056. 4° „Gesänger" Bl. 11ᵃ: Wan ich deine schöne Brust, angenehmer Engel, küsse . . . 6 sechszeilige Strophen.

S. 240 „Hesa vivant insgemein, | die uns recht günstig seyn". Ähnliche Wendungen kommen mehrfach in Studentenliedern, namentlich zum Schluß, vor, wie z. B. in dem oben zu S. 134 aus Clodius, Hymni stud. 1669 schon erwähnten „Studenten in dulci jubilo": „vivant alle Jungfreulein, | die den Studenten günstig seyn | juch sa, pur he, sa sa!" Der Schluß des bekannten „Ist ein Leben in der Welt" (Hoffmann, Gesellschaftslieder, 2. Auflage. Nr. 289) lautet gleichfalls ähnlich: „Vivant alle insgemein, | die Studenten günstig sein."

S. 241 „Ich lebe recht vergnügt". Bergliederbüchlein (1700/10) S. 29 Nr. 24: Ich lebe recht vergnügt und habe schon besiegt die Plagen . . . 9 siebenzeilige Strophen. S. 30 Nr. 25 genau nach demselben Strophenschema: Ihr Musicanten seyd ihr denn nicht prave Leut, könnt spielen . . . 12 siebenzeilige Strophen. Jena, Ms. Bud. f. 352. I. Bl. 110ᵃ: Ich lebe recht vergnügt . . . 5 Strophen. Das mag ein Lieblingston des von Zarncke hinter seiner Schelmufsky-Maske scharfsinnig erkannten und ans Licht gezogenen Christian Reuter gewesen sein, wie sich vermuten läßt aus einer Stelle der Gedichtsammlung „Etwas vor alle Menschen" 1709 (Titel-Auflage. Poetischer Schnap-Sack 1756) S. 102: Schelmuskens Ehren-Gedichte auff seiner Hochzeit. Im Thon: Ich lebe recht vergnügt, ꝛc. 1. Fallt Leute auff den St- - | und rennet Hauffenweiß | auffs beste . . . 6 siebenzeilige Strophen. Wegen Schelmuffsky-Reuter, seines Liedes „Ich lebe recht vergnügt" und anderer davon abhängiger Nachahmungen vgl. noch Ellinger, Neudrucke deutscher Literaturwerke 90/91 S. XV. Aus einer Wiener Handschrift, mitgeteilt von Creizenach, findet sich im Archiv für Literaturgeschichte 13, 1885, S. 439: „Schelm Mufsky Ehren Gedichte Auff Des Herrn Bruder Graffens Hochzeit. Fallt Leute auf den St- -" 6 Strophen. Der Druck dieses Gedichts scheint beiden Forschern entgangen zu sein. Dieselbe Strophenform noch z. B. bei Le Pansiv, Poetische Grillen 1729 S. 169 „Ich liebe nur zum Scherz" . . . Gegenstück S. 170 „Ich lieb aus Hertzens-Grund" . . . jedes von beiden in 3 siebenzeiligen Strophen.

S. 246 „Laß mich schlafen, liebste Seele". Kopenhagen, Ms. Thott. 4°. 1102. S. 120 Nr. 53: Laß mich schlaffen, liebste Seele ... 4 achtzeilige Strophen.

S. 247 „Gesteh es nur mein Kind". München, Hof- und Staats-Bibliothek Cgm. 4056. 4° „Gesänger" Bl. 3ᵃ: Gesteh es nur mein Kindt und lächle nit zu viel ... 7 vierzeilige Strophen.

S. 249 „Tabuletti Trecker heiß i". Vgl. München, Hof- und Staats-Bibliothek. Sammelband Var. 270 l St. 21 „Drey schöne ganz neue Weltliche Lieder. Das Erste: Der nach Deutschland reisende, und sein Brod durch die Handlung suchende Franzoß. Melodie: Taboulette Träger ick eiße. Ick meck gern nack Teuschland gehen, mir gefällt das Teusch-Parlier" ...

S. 250 „Ey feht mir doch wer der Cupido gewasa" Leipzig II S. 102: Weimar Dd 3:63 ³ᵃ Stück 63. — Holtei, Wiener in Berlin, z. B. Bibliothek des Frohsinns X 3 (1840) S. 140.

S. 256 „Ich wolt daß ich in Himmel wär". Handschrift der Trierer Stadtbibliothek vom Jahre 1744 S. 154 Ich wolt das ich in himmel wär | man sage was man will ... 3 achtzeilige Strophen = Handschrift von Crailsheim Strophe I, III, IV.

S. 257 „Das Canape ist mein vergnügen". Straßburg III 128 „Sieben neue Lieder" 4. Das Canape ist mein Vergnügen ... 4 Strophen (Berlin Yd 7905 Stück 33) — IV 39 in 8 Strophen. Leipzig I S. 430 „Vier Neue Lieder für lustige Brüder" (Delitzsch 48 = Berlin Yd 7908); III S. 97; Weimar Dd 3:63 ³ᵃ Stück 39. Böhme, Volkstümliche Lieder S. 532; Hoffmann-Prahl S. 34; Wustmann ³ S. 250 (vgl. S. 604); Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, 2 (1902) S. 313.

S. 273 „Als die schöne Galathee". Weimar Dd 3:63 ³ Stück 10 „Sieben weltliche Lieder" (P) 2. Als die schöne Galante gieng spatzieren an der See ... 6 sechszeilige Strophen.

S. 273 „Ça donc :/: So leben wir alle Tage". Daran lehnt sich das allgemein bekannte „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage | In der allerschönsten Saufeompagnie".

S. 274 „Die Jungfern sind nun so, so, so". Jenes abgeschmackte, musikalische Werk „Ohren-vergnügendes und Gemüth-ergözendes Tafel-Confect" (1733), woraus auch Nr. 129 und Nr. 149 (vgl. S. 121 und Nachtrag zu S. 134) der von-Crailsheimschen Handschrift stammen, bietet an zweiter Stelle: Mädchen-Gedanken. Wir Mädchen sind nun so, so, so, wir Mädchen sind nun so, so, so, wir Mädchen sind nun so. Wir stellen uns zwar ehrenveste, Und sind doch durchgetriebne Gäste, Die heimlich gern das Manns-Volk sehn, Und's Verbum amo wohl verstehn, Wir Mädchen sind nun so, so, so, wir Mädchen sind nun so, wir Mädchen sind nun so. Ey misch dich, ey stich dich, ey misch dich nicht drein, Mein Liebster muß ein Soldate nur seyn ... 4 Strophen. Vgl. dazu noch den Überblick über die vier Trachten des Tafel-Confects in Mgo 230 S. 306—308, sowie die Bemerkung auf S. 310 „Delectus ex Cantilenis P. Rathgeberi vulgò Tafflstuck", wonach es wahrscheinlich wird, daß Val. Rathgeber (siehe Allgemeine Deutsche Biographie 27, 1888, S. 532) nicht nur als Verfasser des Tafel-Confects zu gelten habe, sondern auch zu dem Schreiber der Lieder von Mgo 230 in recht naher Beziehung stehen müsse. — Mgo 230 S. 67 „Etwas sein und nichts auf Erden" entsprechend Tafel-Confect III 15; vgl. München, Cgm 4395. 4°, Concepte zu Gedichten von Pohßl enthaltend, Bl. 25ᵇ bis 29ᵇ (S. 58—66

der alten Zählung): 1682. Domine, quid me vis facere? | 1. Etwaß sein und nichts auf Erden, | Nichts zu sein und etwaß werden, | Ist der Menschen erster Traum ... 31 sechszeilige Strophen: 1—26. 31. 27—30. Diese vier Strophen sind zuletzt gedichtet, die Schlußstrophe war schon mit 27 bezeichnet, diese Zahl ist dann ausgestrichen und durch 31 ersetzt; die vier nachträglich zugefügten Strophen zeigen viele Streichungen und Änderungen, ehe der endgiltige Wortlaut stehen blieb. Cgm 4055. 4° „Von mir Joanne Alberto Poyssl Can. Reg. Baumburg. Componierte gesänger. A. 1681." S. 38—45: 1682. Domine, quid me vis facere? 1. Etwas sein und nichts auf Erden ... 31 Strophen. Reinschrift, alles von des Verfassers eigener Hand. — Cgm 4088. 4° Bl. 135ª bis Bl. 136ᵇ: Etwas seyn und nichts auf Erden ... 30 sechszeilige Strophen, 3 in der Zählung doppelt, 6 ausgelassen; Strophe 1—26 entsprechend 4395 und 4055, 27 = 29, 28 = 27, 29 = 30, 30 = 31; 28 fehlt. Die Schrift ist von derjenigen in 4395 und 4055 verschieden, stimmt aber mit den Schlußnotizen in Berliner Mgo 230. — Berlin Yd 7906 Stück 88 Fünf schöne, neue Weltliche Lieder, Das Erste. Die Mädchen sind halt so, so, so ... 3 Strophen. (Beschreibung des Einzeldrucks oben zu S. 140 „Ja, ja, es hat schon sein verbleiben".) Der Lustig und Moralische Arlechino, 1. Stück S. 15 „Die Mädchen sind nun so! | Sie stellen sich so Ehren=veste" 1 Strophe. Vgl. noch von Ditfurth, 110 Volks- und Gesellschafts-Lieder (1875) S. 208: Wir Mädichen seyn nun so, so, so, | Wir Mädichen seyn nun so ... 3 Strophen.

S. 274 „Denkt doch mich armen Bauers-Mann". Berlin Yd 7907 Stück 37 Vier Lieder. Das Erste. Ich habe meinen Weitzen am Berg gesät ... Das Vierte. Denkt doch mich armen Bauersmann. Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey. 58 „Denkt doch" 19 Strophen. (Derselbe Druck auch Yd 7925 Stück 45.) Vgl. noch Frischbier, Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart (1877) S. 36: „Enem Bua kem dat Frommsen an" und S. 38 „Et kam enem Bu're dat Frommsin an".

S. 274 „Der Himmel schützet doch die Seinen". Berlin Yd 7906 Stück 58 Sechs ganz neue Lieder. Das Erste. Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... 5 Strophen. 4te: Der Himmel schützet doch die Seinen ... Yd 7906 Stück 91 Fünf schöne neue Weltliche Lieder. Das Erste. Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... Gedruckt mit schwarzen Schriften. (37) 7 Strophen. 6te: Der Himmel schützet ja die Seinen ... Yd 7908 „Neue Arien und Lieder" Delitzsch 43 (im ganzen fünf Lieder) 3. Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... 6 Strophen. 5te: Der Himmel schützet doch die Seinen ... Ye 10210 Zwey schöne neue Lieder. Das Erste: Ein neues Nachtwächter-Lied. Das Zweyte: Zufriedenheit ist mein Vergnügen 2c. „Zufriedenheit" 6 Strophen. 6te: Der Himmel schützet auch die Seinen ... Leipzig I S. 501 und III S. 714 = Berlin Yd 7906 Stück 58 und Yd 7908. — Straßburg IV 96 „Schöne unterhaltende Lieder" (fünf im ganzen) 3. Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... Vgl. noch Erk-Irmer, Die deutschen Volkslieder (2. Ausgabe in Einem Bande 1843) Heft 1 S. 71 Nr. 66 Zufrieden heit ist mein Vergnügen ... 5 Strophen. 3te: Der Himmel schützet nur die Seinen ... Meier, Schwäbische Volkslieder S. 258; Mittler S. 791; Wolfram, Nassauische Volkslieder (1894) S. 350 Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... 7 Strophen. 7te: Der Himmel schützet ja die Seinen ... Erk-Böhme, Liederhort III S. 577 Nr. 1804 Zufriedenheit ist mein Vergnügen ... Hoffmann-Prahl S. 280.

S. 274 „Ein edles Herz ist stets vergnügt" Handschrift der Trierer Stadtbibliothek vom Jahre 1744 S. 21.

S. 275 „Falsche Seele". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben S. 103 Nr. 72: Falsche Seele wilt du mich nun länger nicht mehr umb dich sehn und leyden ... 2 Strophen.

S. 275 „Fragstu etwa, lieber Christ". Berlin Yd 7904. IV „Sechs neue Arien" (Berlin, Littfas o. J. 173) 2. Will'st du wissen mein lieber Christ, wer das geplagteste Thier auf Erden ist, so laß dir dies zur Warnung seyn, es ist das Dorf-Schulmeisterlein. 13 Strophen. Leipzig II S. 64 „Zwei sehr schöne neue Arien" 7) 2. Frag' an, du lieber, frommer Christ ... 8 vierzeilige Strophen. — II S. 230 „Nro. 27. Fünf vortreffliche Schöne Lieder" ... „Oels, bei C. Ludwig und Sohn". 4. Frag' an, du lieber, frommer Christ ... 8 vierzeilige Strophen. Vgl. noch Frischbier, Volkslieder 1877 S. 49 „On ward öm Derp e Schwin geschlacht't". Hoffmann-Prahl S. 254 „Welch Tierchen auf dem Erdenrund".

S. 275 „Hoffe nur, hoffe, bekümmertes Herze" Trierer Handschrift 1744, S. 22.

S. 276 „Ich bin nun wie ich bin". Vgl. noch Mgq 734 S. 987 „Ich bin so wie ich bin".

S. 276 „Ihr die ihr Pallas Opfer bringet". Verfasser Beccau, Zuläßige Verkürtzung müßiger Stunden (1719) S. 136: Kielsches Studenten-Lied. 1. Ihr, die ihr Pallas Opfer bringet, | Und deren Fürst Apollo heist ... 15 achtzeilige Strophen. 10te Strophe Z. 5 und 6 „Woselbst bey Reyhers reiner Quellen | Die Bäume rührt ein linder West". Von demselben Verfasser auch das Lied „Ich will nur eine Seele lieben", oben S. 129 und hier S. 276.

S. 276 „Im Glück und Unglück einerley". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben S. 132 Nr. 94: In Glück und Unglück einerley soll ewig meine Losung bleiben ... 4 achtzeilige Strophen. Handschrift der Trierer Stadtbibliothek vom Jahre 1744 S. 110 Im glück und unglück einerley soll ewig meine losung bleiben ... 4 achtzeilige Strophen.

S. 276 „Clarinde, schönstes Bild" schon bei Celander, Der Verliebte Studente 1714 S. 929. „Folie d'Espagne": Nic. v. Bostel Stad. Brem. Poetische Neben-Wercke 1708 S. 126 Auf die Folie d'Espagne. 1. Ich bin damit vergnügt ... Holberg, Jean de France I 5 „er hat gelernt eine Folie d'Espagne zu tanzen". Recueil von allerhand Collectaneis, IX. und X. Hundert 1719 S. 6 u. a. Spitta, Sperontes S. 233.

S. 277 „Mein Herz gleicht den zufriednen Herzen" Verfasser: Hagedorn.

S. 277 „Nach Blitz und hartem Donnerstrahl". Dieses Lied findet man in der „Sammlung neuer Weltlicher Lieder und Arien": (Yd 7912 Stück 112) Das 4. Lied. Nach Blitz und harten Donnerstrahl scheinet allemal die beliebte Sonne ... 3 zehnzeilige Strophen.

S. 277 „O ihr schönen Ordensglieder". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben S. 243 Nr. 161: Frey Maur. Men. O ihr schönen Ordens Glieder, Nehmt mich zur Gesellschaft ein ... 4 siebenzeilige Strophen.

S. 277 „Pertransibat clericus". Vgl. noch Anhang Zu dem bish. sog. Recueil ... Das III. Hundert 1723 S. 22 [Nr.] LV. Rob. und Rich. Keil, Studentenlieder S. 69.

S. 278 „Philomene meine Schöne". Berlin Yd 7904. III „Acht schöne Lieder" (Berlin, Littfas o. J. 12t) 3. Philomene, mein[e] Schöne, meines Herzens Aufenthalt ... 4 Strophen. Jena, Ms. Bud. f. 352. I. Bl. 110a: Komm Amöne, meine Schöne, nimm mich vor ein Diener an ... 4 sechszeilige Strophen.

S. 278 „Purgantius". Bergliederbüchlein S. 23 Nr. 18 echt sächsisch „Burgandius". Berlin Yd 7922 Stück 1: Neue Volks-Lieder, Das Erste. Wie

gedacht ... Das Dritte. Purgantius, ein Mediciner ... Das Sechste. Gestern legt ich mich aufs Bettgen. (C) „Purgantius“ 5 achtzeilige Strophen.

S. 279 „Sic vivamus wir Studenten“. Dieses und das in späterer Zeit mehrfach damit zusammengeflossene, schließlich aber ganz an seine Stelle getretene Lied „Ich lobe mir das Burschenleben“ findet man unmittelbar hintereinander abgedruckt im „Commersbuch, Germania“ (o. O. u. J.) S. 36—39. Hier sind die beiden Lieder einander schon mehr angenähert als noch in früheren Fassungen, die man unter der beiden Keil Studentenliedern S. 155 und 192 antrifft. Auch das Krambambuli-Lied hat zu diesem Gemische beigetragen und ist bisweilen damit verquirlt; vgl. Keil a. a. O. S. 91—97, jetzt auch Hoffmann-Prahl S. 138.

Nürnberg, Stadtbibliothek, Stammbuch des M. Georgius Andreas Will, Norib. A. MDCCXLVI. Erste Eintragung: Altdorff May 3. 1744. John Arnold from London. Dahinter: Ihr, die ihr die Natur versteht ... (6 Z. Joh. Chrn. Günthers) ... Halle, den 28. November 1746. D. Ernst Anton Nicolai.

S. 68: Ja wenns die lieben Eltern wüsten
Und sehen ihrer Kinder Noth,
Wie ihre Söhne borgen müsten,
Sie weinten sich die Augen roth.
Indessen thun die Herren Söhne
Sich dennoch unvergleichlich bene.

Altdorf d. 2. Febr. 1745.

Ambrosius Apelt aus Nürnberg.

S. 279 „Vor allem was ich Schönes weiß“. Neue Sammlung Oden I 1746 Nr. 12. Verfasser: Gellert, z. B. Vermischte Gedichte 1770 (Anhang von Liedern) S. 225. Nürnberg, Stadtbibliothek, Stammbuch des G. A. Will, 1744/50, S. 159:

Wär uns die Freundschaft nicht verliehn,
So würden Menschen Menschen fliehn,
Und jeder suchte bald
In Höhlen, Feld und Wald
Sich einen Aufenthalt.

Jena oder vielmehr Halle d. 29. Jul. 1747

Johann Christian Posewitz Quedlinb.
J. V. C.

S. 280 „Weicht ihr Gespenster“. Kopenhagen, Ms. Thott. 4°. 1102 S. 20 Nr 8: Weicht ihr Gespenster, weicht, machet mir keine Confusion ... 5 Strophen.

S. 280 „Wer so aus Jena wandern muß“ Anmerkung „O weh mir armen Coridon“ siehe oben S. 133.

S. 280 „Wir Studenten sind vergnügt“. Vgl. Hoffmann, Gesellschaftslieder II[2] 1860 S. 90 Nr. 304; darin ist am Schluß der neunten (das ist der vorletzten) Strophe die Rede „Von dem uns so angenehmen Altdorf“.

S. 280 „Wo mag der Wirth so lange bleiben?“ Auswahl von Commers- und Gesellschaftsliedern, Halle 1816 S. 109.

S. 280 „Wer ein hübsches Weibgen hat“. Vgl. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde 19 (Neue Folge 11) 1899 S. 509—525 „Aus einem Studenten Stammbuche. Von K. Schöppe“. (1738/40). Darin S. 509 „Wer

ein schönes Weibchen hat, | Der erfähret in der That | Himmlisches Vergnügen, | hum hum hum, ha ha ha, | Himmlisches Vergnügen rc." Nach brieflicher Mitteilung von Fabricius ist das Gedicht, dessen Anfangszeilen dem Stammbuch einverleibt sind, eine weitläufig ausgesponnene Liebes- und Ehebruchs-Geschichte, die wahrscheinlich an bestimmte Vorgänge der Jenaer Skandal-Chronik anknüpft und zur Veröffentlichung durchaus nicht geeignet ist.

S. 280 „Was uns allen Soll gefallen Muß Geist und Leben sein". J. M. Hofmann, Der verfürte und wieder gebesserte Student, Frankfurt und Leipzig 1770, 2. Aufzug, 6. Auftritt, S. 36 Chor: Was den Musen soll gefallen, | Muß Geist und Wesen seyn; | (allein) | Was mir aber soll gefallen, | Muß eine Schöne seyn. | (Er trinkt) . . . Hoffmann, Findlinge S 129. Auswahl von Commers- und Gesellschaftsliedern, Halle 1816, S. 133 Was den muntern Musen soll gefallen, | Muß Geist, muß Leben seyn . . .

S. 271 bis 280:

Leider scheint die bisher gehoffte, nach wie vor wünschenswert bleibende Veröffentlichung der Handschrift nicht mehr erfolgen zu sollen. Einige Bemerkungen, die bei flüchtiger Durchmusterung gemacht wurden, mögen das Vorige noch ergänzen. Das Verzeichnis zu Reyhers Liedersammlung ist nicht ganz vollständig, einige Stücke zum Schluß sind in dasselbe nicht aufgenommen:

S. 227 Zeit du Mörder unsrer Jahre | Eilst mit uns zur Todten Bahre . . . 5 sechszeilige Strophen.

S. 228 Keine Liebste wähl ich mir . . . 6 vierzeilige Strophen.

S. 230 Allons! So last uns lustig seyn, | Schenkt alle leere Gläser ein, | Gesoffen, gesoffen, | Gesoffen muß es seyn . . . 3 Strophen.

S. 230 Ich bin meiner Phyllis gut | Ob sie noch so spröde thut . . . 3 vierzeilige Strophen.

S. 231 In bellis resonans | Piff, Paff, Puff, Trallerallera | In bellis resonans | Piff, Paff, Puff, Trallerallera, | Piff | Paff | Puff | Trallerallera. | Wer da | Round | Was vor Round | Haupt Rounde | Steh Rounde | Corporal herbey | Bursche ins Gewehr | Tambour hohl Toback | Was vor Toback | Canaster.

S. 232 Was helfen uns 1000 Ducaten, | Wenn sie versoffen seyn . . 13 Zeilen.

S. 233 Es leb mein Groß-Fürst Foedrowitz | Er lebe 1000 Jahr . . . 19 Zeilen.

S. 234 Die Weinlese eine Serenade. Aria. Ihr besten Söhne unsrer Musen | Last die gebrauchten Bücher stehn . . . 99 Zeilen.

S. 238 Ich bin nicht misvergnügt . . . 2. Ich schlief, da träumte mir . . . bis Strophe 6. Ihr Schönen, die ihr wacht . . . (Strophe zu 7 Zeilen.)

S. 239 Große Prahler, schlechte Fechter | Gibt es tausend an der Zahl . . . 6 sechszeilige Strophen.

S. 241 An der schleichenden Schwentine | Setzte Damon sich ins Grüne . . . 7 achtzeilige Strophen.

Von diesen letzten Liedern ist „Keine Liebste wähl ich mir" noch in das der Handschrift Reyhers beigefügte Verzeichnis aufgenommen; auch die Handschrift des Freiherrn von Crailsheim enthält das Lied. S. 230 „Allons", S. 231 „In bellis", S. 232 „Was helfen" sind jetzt veraltete, aber von früheren Zeiten her bekannte Studentengesänge. „In bellis" siehe z. B. Rob. und Rich. Keil, Studentenlieder S. 106; „Allons" S. 111 „Eh bien! so laßt uns lustig sein". — Auch der Singsang von den 1000 Dukaten ist noch nicht ganz verschollen, vgl. Hoffmann-Richter S. 288; Meier, Schwäbische Volkslieder S. 228; Frh. von Ditfurth, Fränkische Volkslieder 2, 194; Simrock S. 467; Mittler S. 882; Frischbier-Sem-

brzyckt S. 106; im Liede „Es thät ein Fuhrmann ausfahren" (z. B. Fliegendes Blatt Yd 7901. III 87) kommt auch vor „Was helfen mir 1000 Ducaten, wenn sie verzehret seyn". — S. 230 „Ich bin meiner Phyllis gut" läßt sich, meist mit dem Anfang „Meiner Phyllis bin ich gut", in zahlreichen Einzeldrucken finden: Yd 7901. I und III; Yd 7904. III 138 (Anfang „Ich bin meinem Mädchen gut"); Yd 7909 Stück 14; Yd 7912 Stück 8; Yd 7921 Stück 17. Straßburg, Sammelm. III 41 (vgl. oben zu S. 90) Fünf schöne Neue Lieder. Das Erste: O quel grand Bonheur, ich bin ein Friseur, Das Zweyte: Meiner Philis bin ich gut ... Das Fünfte: Schönster Engel meine Lust, Gedruckt in diesem Jahr. „Meiner Philis" 7 vierzeilige Strophen. 6te: Meine Philis haßt mich nicht ... „Meine Schöne haßt mich nicht" Yd 7901. I 31, II 60, III 3; Verzeichnis in IV; Yd 7904. III 142 Weimar Dd 3 : 63 ³ Stück 1 und 39: Hoffmann-Richter S. 99 usw. — S. 239 „Große Prahler, schlechte Fechter" stammt aus dem Tafel-Confect III 1737 Nr. 1. Yd 7909 Stück 13 „Sieben schöne ganß neue Weltliche Lieder" an 7ter Stelle; Lustrose, Leipzig (o. J.) Nr. 20; Lustrose (o. O. u. J.) Nr. 15 — in je 6 sechszeiligen Strophen. — Der Hymnus auf den Großfürsten Foedrowitz, das ist Feodorowitsch ist wohl nur auf Kiel beschränkt gewesen, und sein Vorkommen ist aus den geschichtlichen Ereignissen damaliger Zeit, wo Rußland in den Angelegenheiten Nordwestdeutschlands eine große Rolle spielte vermöge seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu Schleswig-Holstein-Gottorp, wohl zu erklären; später waren in Kiel anderswo nicht bekannte Studentengesänge zu Ehren des dänischen Herrscherhauses in Umlauf. Auch die Erwähnung der „schleichenden Schwentine" deutet auf Schleswig-Holstein und Kiel hin.

Jena, Universitäts-Bibliothek, Liederheft eines aus Altenburg stammenden Jenaer Studenten vom Anfange des 19. Jahrhunderts: S. 97 Weg weg mit den verdammten Grillen, | Die ganze Nacht soll unser seyn ... 14 Zeilen ... S. 100 Ça donc ça donc | So leb'n wir alle Tage ... S. 101 Ich nehm mein Gläßchen in die Hand, | Vive la Compagnia ... 5 Strophen ... S. 104 Was den muntern Musen soll gefallen | Muß Geist muß Leben seyn ... 7 Zeilen ... S. 110 In bellis resonat ... S. 130 Ich lobe mir das Burschen leben ... S. 133 Sic vivamus wir Studenten ...

S. 282 „Erlaube, daß ich Abschied nehme". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 400: Erlaube, daß ich Abschied nehme, | Mein Engel, nimm die Seufzer hin ... 5 achtzeilige Strophen.

S. 282 „Schönster Hauptschmuck edler Geister". Weimar, Liederhandschrift der Frau von Holleben, S. 221 Nr. 148: Schönster Hauptschmuck edler Geister, allerliebste Redlichkeit ... 6 achtzeilige Strophen.

S. 283 „Herr Pater ich will gern beichten". Trierer Handschrift vom Jahre 1744 S. 17 in 9 achtzeiligen Strophen.

S. 283 „Mein treues Herz". Frau von Holleben, S. 302 Mein treues Herz ist voller Schmerz beständig bis ins Grab ... 2 achtzeilige Strophen „Dienerin C. S. de Bourgsdorff".

S. 284 „Glaube nicht, daß ich dich hasse" Frh. von Ditfurth, Volks und Gesellschaftslieder 1872 S. 39.

S. 284 „Wer hätte dis gedacht". Straßburg IV 10 „Vier schöne Liebslieder" 3. Das hätt ich nicht gedacht, was mir jetzt die Erfahrung zeigt ... 5 Strophen.

S. 285 „Ist Lieben ein so graß Verbrechen?" Vgl. Le Pansiv, Poetische Grillen, Erfurt 1729 S. 33:

Geliebte Göttin meiner Seelen,
Ach sieh mich mit Erbarmen an,
Sonst muß ich mich zu Todte quälen,
Ich, der dir nie ein Leid gethan.
Ist denn mein Lieben ein Verbrechen,
Und meine niegebrochne Treu?
So will ich selbst mein Urthel sprechen,
Daß ich des Todes würdig sey.

Sperontes Singender Muse an der Pleisse Zweyte Fortsetzung (1743) enthält ein Lied (Nr. 21), welches beginnt „Mein Engel, nimm zu Herz und Ohren, | Was dir mein Mund zu wissen gibt", dessen 4te von 6 Strophen im ganzen beginnt „Ist redlich lieben eine Sünde? | So wirf den ersten Stein auf mich" ... Berlin Yd 7909 Stück 43; Straßburg IV 50 „Willst du mich nicht, mein Kind, mehr lieben". Vgl. Wustmanns Liederbuch für altmodische Leute [3] (1895) S. 464 (622); Hoffmann, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Auflage herausgegeben von Prahl (1900) S. 157; Büchmann, Geflügelte Worte [20] (1900) S. 330; Kopp, Ein Sträußchen Liebesblüten (1902) S. 57; Büchmann [21] (1903) S. 348.

S. 285 „Mei Sihnla" „O Frede": Radlof, Mustersaal aller teutschen Mundarten, 1 (1821) S. 212 „O Frehde iber Frehde" 11 vierzeilige Strophen. S. 234 „Mei Suhn, das Dunner-hagels Kind, | Will ä Magistern wär'n" 5 achtzeilige Strophen. Meinert, Volkslieder des Kuhländchens S. 269 „O Fräde iever Fräde". Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder Heft 1 S. 66 Nr. 54 „O Freeda iber Freeda". Mittler S. 321 „O Freda über Freda".

S. 285 „Auferstehn". Hoffmann-Prahl S. 21. Böhme, Volksthümliche Lieder S. 596.

Ein noch nicht bekannter Druck geistlicher Lieder.

In der Ratschulbibliothek zu Zwickau i. S. findet sich unter der Signatur 6, 10, 49[4] ein Druck geistlicher Lieder, der bis jetzt unbeachtet geblieben zu sein scheint; weder Wackernagel noch Goedeke hat ihn verzeichnet. Er umfaßt vier Oktavblätter, die letzte Seite ist leer, die Rückseite des Titelblattes aber bedruckt; der Titel selbst lautet: „Vier Schöne || Christliche Lieder || Das Erste / Ach mein Gott || sprich mir freundlich zu / Im Ton / || Ein Megdlein sprach mir freund- || lich zu / etc. || Das Ander / Es taget || am Hellesten / etc. || Das Dritte / Gehabt euch || wol zu diesen zeiten / etc. || Das Vierde / Bewar mich || HERR / vnd sey nicht ferr || von mir / etc. || Gedruckt zu Magdeburgk." Auf Blatt 4[a] steht am Schlusse noch zu lesen: „Zu Magdeburgk / bey Andreas || Gehen / vnd Wilhem (!) Roß."

Der Magdeburger Drucker Andreas Gehe wird zwar nicht allzu häufig auf Büchern genannt, er kommt aber doch verschiedentlich auf datierten Drucken vor, so z. B. wird bei Goedeke 2, S. 509 erwähnt, daß Rollenhagens Froschmeuseler 1595 und 1596 „zu Magdeburgk durch Andreas Gehn" gedruckt wurden. Eben daselbst S. 370 Nr. 209 wird ein „durch Andreas Ihenen, In vorlegung Ambrosij Kirchners" gedrucktes Buch aus dem Jahre 1590 verzeichnet und in Wackernagels Bibliographie S. 432 Nr. 1032 findet sich ein Druck aus dem Jahre 1594 mit dem Vermerk: „Magdeburg, Durch Andreas Gene, In vorleginge Ambrosij Kirchners." Der früheste, mir bekannte Druck aus dieser Druckerei ist ein „Trostbüchlein" von M. Henricus Brentius, das 1563 Andreas Ghene zu Magdeburg druckte; 1596 scheint er gestorben zu sein, denn eine Predigtsammlung des Sieg-

frieb Saccus aus diesem Jahre trägt den Vermerk: „Magdeburg, durch Andreas Gehnen Erben." Danach wird man nicht fehlschließen, wenn man den oben bezeichneten Druck in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts setzt.

Was die Lieder selbst betrifft, so finden sie sich alle vier in Wackernagels Kirchenlied beziehungsweise Bibliographie, doch nirgends vereinigt. Das erste ist K III Nr. 1263 und IV Nr. 126 abgedruckt; unser Druck stimmt mehr mit dem zuerst genannten überein; außerdem ist es B Nr. 786 und 910 genannt. Das zweite Lied steht K IV Nr. 166, es rührt, wie das vierte, von Sebastian Ochsenkhun her; dies letztere ist das K IV Nr. 164 abgedruckte Lied. Das dritte Lied finde ich zwar B Nr. 608, 807, 808, 809 und 908 erwähnt, da aber der Text im K nicht enthalten ist, sei es mir gestattet, ihn hier mitzuteilen:

Gehabt euch wol zu diesen zeiten / frewden voll seid bey den Leuten / Trinck vnd Iss / Gottes nicht vergiss / vor allen dingen / bewar dein ehr / dir wird nicht mehr / dauon zu bringen / vmb vnnd an / damit dauon / ein Tuch ins Grab / damit scheid ab / gut vnd Geld / bleibt in der Welt / hinter vns müssen wirs lassen / drumb hastu viel Guts / so mache dirs zu nutz / deinen Nechsten eben / Gott vertraw / auff jn baw / vnd jm allein thu dich ergeben.

Frölich sein sol man in ehren / bey dem Wein / nicht fluchen noch schweren / Niemandt nicht / nach der Welt Brauch / sein ehr abschneiden / vnd allen felschlichen betrug / gentzlich vermeiden / denn es kömpt aus vollem mund / gar offt ding / so gar gering / wird geacht / vnnd welchs doch macht / gros krieg / zanck thut anrichten / darumb halt deinen mund in gewar / so bleibstu zufrieden / spat vnd frü / wird vnruhe zu aller stund bleiben vermeiden.

Guter mut ist halber leib / trawrigkeit nicht bey mir bleib / denn wo Gott ist, schafft vnd stifft / zusammen kommen / so wird dir aus jrem sinn / alles leibs entnommen / trawrigkeit vnd hertz leib / betrübt das Hertz / bringt grossen schmertzen / nimpt die krafft / vnnd alle macht / verzert das Marck in Beinen / welcher nu frewd vnd wollust wil han / der sey beflissen / das er sich stetiglich / so viel als er kan / alles leides entschliesse.

Zwickau. P. Stötzner.

Zu Goedeke, Grundriß² § 259, 192 (= 5. 345).

Der Liebenswürdigkeit Herrn Kustos Fischnalers verdankt der Verfasser folgende zwei Versionen eines Stückes, die das Innsbrucker Museum Ferdinandeum aufbewahrt:

A). „Der Landsturm. / Eine Komedie in fünf Aufzügen / verfaßt von / Dem Komedianten Herrn N Faistmantl / und in Jnsbruck durch mehrmalen / aufgeführt. / im Monath July Anno 1797." 66 Bl. 4⁰. Ms. (Sign. F 492).

B). „Der / Landsturm, / oder / der Ausmarsch der Tyroler gegen die / Franzosen. / Ein / nach der wahren Geschichte bearbeitetes / Schauspiel / in / fünf Aufzügen. / Aufgeführt / von einigen dabey geweßten Landes- / vertheitiger. / (Vign.) / 1798." (Innsbruck). 120 SS. kl. 8⁰. (Sig. D 90 und F 592).

A ist eine gleichzeitige Abschrift des Bühnenmanuskriptes, worauf abgesehen von der Deutlichkeit und Reinheit der Schrift, die nirgends Verbesserungen aufweist, die Notiz im Titel: „durch mehrmalen aufgeführt" hinwein. Als Verfasser wird ein Komödiant N Faistmantl genannt; da nun ein solcher mit einem mit N beginnenden Vornamen nicht nachweisbar ist, werden wir aus dem N nur schließen

dürfen, daß der Abschreiber seine Unkenntnis des Vornamens des Dichters dadurch andeuten wollte, wie das in der Zeit sehr häufig vorkam. In Betracht käme nun ein „Joseph Faistmantel", der als Vater des späteren Komikers Franz Feistmantel (Wurzbach 4, 165) mit dem Titel eines „Acteur des k. k. Hoftheaters" unter dem 21. August 1786 im Taufbuche der Pfarre Innsbruck eingetragen ist. Wir finden auch in den Theaterzetteln der „Hof-National-Schauspielergesellschaft" in kleineren Rollen schon 1795 einen „Hr. Feistmantl" (ohne Vorname!) neben seinem kleinen Söhnchen aufgeführt. Daß ein Schauspieler der Verfasser dieses Stückes A gewesen sein kann, und zwar ein Mitglied der oben genannten Gesellschaft, macht neben dem loyalen Ton des Stückes das besondere, direkt auffällige Lob wahrscheinlich, das dem damaligen Innsbrucker Hof Kammissär von Lehrbach gespendet wird, der sich einige Male energisch, als kompetente Behörde, des Hoftheaters dem Publikum gegenüber annahm, wie einige noch vorhandene Kundmachungen aus dem Jahre 1797 bezeugen. Für unseren Feistmantl, der ohne Zweifel mit dem des Taufbuches identisch war, spricht noch folgendes: Am 29. Juni 1797 wurde das Hoftheater, das der Franzosen Einfall hatte unterbrechen lassen, wieder eröffnet und zwar mit einem Stücke, das der Tendenz nach dem unseren entspricht (vgl. Ferdinandeum, Theaterzettel 1797!). Unser Stück wird nach der ausdrücklichen Notiz von B nicht von Berufsschauspielern gespielt worden sein (Aufgeführt von einigen dabey geweßten Landesvertheitiger.), also auf einem Bauerntheater der nächsten Vororte Innsbrucks, deren es schon damals eine große Zahl gab. Die Bemerkung in A, nach der das Stück mehrere Aufführungen im Juli 1797 erlebte, lassen schließen, daß es eine ähnliche Stellung eingenommen habe wie die oben erwähnte Eröffnungsvorstellung im Hoftheater, da gewiß auch die Bauerntheater nicht vor Ende Juni—Anfang Juli eröffnet wurden, sondern in der Hinsicht dem Hoftheater folgten. Nun fehlt Feistmantls Name bis Oktober 1797 in den Theaterzetteln des Hoftheaters, wodurch der Schluß nahegelegt wird, daß er den Sommer über als leichter entbehrliche Kraft (er spielte kleinere Rollen!) des Hoftheaters die Regie einer bäurischen Vorstadtbühne inne gehabt hat. Für eine Bauernbühne spricht ja auch die typische Einrichtung des in dialektischen Versen geschriebenen Stückes, das Effekte durch Bilder zu erzielen sucht, bei denen hauptsächlich die Masse der Personen und die Maschinerie zur Geltung kommen muß. Die Bilder sind durch die historische Reihenfolge der Ereignisse, die möglichst treu nachgeahmt werden, verknüpft und laufen auf ein Theaterereignis zu Schluß des V. Aktes hinaus, bei dem Kanonenschüsse, Schützenaufzüge und begeisterte Ansprachen das Wirksamste sind!

Die Fassung B deckt sich ganz mit A, ausgenommen die Tendenz, den Dialekt möglichst der Schriftsprache nahezubringen — soweit das eben unbeschadet Vers und Reim möglich ist —; auch fehlen einige Nebenpersonen aus dem Personenverzeichnisse von A in dem von B.

Wir können somit die von Goedeke[2] § 259, 192 angeführte Fassung B auf A zurückführen und das Stück dem Hof-Theater-Schauspieler Joseph Faistmantl zuschreiben.

Innsbruck. Othmar Schissel von Fleschenberg.

Zu Hölderlins Gedichten.

In der Hölderlin Ausgabe von Berthold Litzmann findet sich Band 1, 281 folgende Ode, überschrieben „Der Tod (1804)":

Er erschreckt uns,
Unser Retter, der Tod. Sanft kommt er
Leis' im Gewölke des Schlafs;

Aber er bleibt fürchterlich, und wir sehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt, aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntnisse Land.

Die Ode war im gleichen Wortlaut, nur mit „Es" beginnend und ohne Überschrift, gedruckt worden bei Carl C. T. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben in Briefen, S. 669, eingeleitet durch die Worte: „Wir besitzen das Bruchstück einer Ode, mutmaßlich aus der Zeit seiner Geistesdämmerung, welche diese Furcht vor dem Tode, aber zugleich seine Hoffnung ausspricht: „Es erschreckt uns" usw. Doch haben wir es hier nicht mit einem Gedichte von Hölderlin zu tun, sondern mit Versen aus einer Ode Klopstocks, und zwar aus der Ode „Die Zukunft" vom Jahre 1764, wo es heißt (Muncker und Pawel, S. 165):

[Strahlendes Heer, Welten! ist auch ein Erschaffner
Irgendwo noch, wie der Mensch, schwach?] Es erschreckt uns
Unser Retter, der Tod! Sanft kommt er,
Leis' im Gewölke des Schlafs;

Aber er bleibt fürchterlich uns, und wir sehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt, aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntnisse Land!

Klopstocks Oden interessierten Hölderlin noch zur Zeit seiner Geistesdämmerung, er las in ihnen und zeigte sie auch wohl Besuchern (Carl Litzmann, Leben S. 658). Er hat diese Verse, die mit Klopstock bis auf das Fehlen von „uns" in der ersten Zeile von Strophe 2 ganz übereinstimmen, mit seiner Unterschrift versehen offenbar verschenkt; denn sie befinden sich nach Litzmann (S. 669) auf einem Oktavblatt im Besitze der Kgl. Bibliothek in Stuttgart, bezeichnet als ein „Autograph Hölderlins", aber anscheinend nicht von seiner Hand, unterzeichnet:

„Ihr gehorsamster D.
Hölderlin".

Berlin. K. Bode.

Ein Albumblatt Chamissos.

Während des Feldzuges von 1805/6 war Chamisso als preußischer Leutnant im Januar 1806 in dem Dorfe Engelrod bei Lauterbach in Oberhessen bei dem dortigen Pfarrer einquartiert. Schon Hitzig spricht in seiner Ausgabe der Werke, Leipzig 1839, Band 5, S. 117 von dem Aufenthalt bei „dem ehrlichen guten alten Bindewald". Das Regiment, bei dem der Dichter stand, zog aus dem Vogelsberg nach Mandern bei Wildungen unweit Fritzlar, der alten sächsischen Kaiserkürungsstadt an der Eder, die recht weltabgeschieden an einer Seiten- und Sackbahn der Linie Marburg-Kassel liegt. Von Fritzlar aus datiert Chamisso am 22. Januar einen Brief; am 8. Januar (wohl am Tage vor seinem Abmarsch aus Engelrod) schreibt er an Varnhagen von Ense und Naumann in Hamburg, daß er sich wohl befinde. Sein Quartiergeber war der Pfarrer Friedrich Ludwig Bindewald, der bis zum 10. September 1764 in Halle studiert hatte; im Besitze seines Nachkommen, des Herrn Professor Dr. Bindewald in Gießen, dessen freundlichen Angaben ich hier folge, existiert noch ein Abschiedsgedicht, das ihm die Freunde vor dem Abgang von der Universität in der Druckerei des Waisenhauses haben drucken

lassen; er starb zu Engelrod im Jahre 1820. In das Album des Pfarrherrn nun zeichnete sich Chamisso mit folgendem Gedicht, wahrscheinlich am Tage des Abmarsches, ein:

Πολυωνυμε!

Dir nur erstehen Tempel und Altäre,
Dir nur erstrahlen (erschallen?) Hymnen tausendzungigt —
Und wenn Schicksal und wenn Gottheit sie Dich nennet,
erstirbt die Erdenbrust vor Deiner heiligen Stärke.

Auf der Rückseite: *Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον* (die bekannte Losung des Dichterbundes, dem Chamisso angehörte). Darunter ein in Siegellack abgedrucktes Petschaft, in dessen Mitte dieselben griechischen Worte.

Engelrod d. 9. Jan. 1806. Adelbert v. Chamisso.

Solingen. Hans Hofmann.

Zur Bibliographie Ernst Moritz Arndts.

1. In der Greifswalder Universitätsbibliothek finden sich 2 Hefte einer Zeitschrift mit dem Kopftitel „Schwedisches Museum". Nach einer Anzeige des Verlegers am Schlusse des ersten Heftes kamen sie 1804 bei F. D. D. Ulrich in Leipzig heraus, und nach Kaysers Bücher-Lexikon war ihr Herausgeber Karl Nernst. — Nernst war damals Konrektor des Deutschen Lyceums zu Stockholm und gehörte zu den „geliebten Getreuen", deren Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" mehrfach gedenkt. Jedes Heft bringt einen Beitrag aus Arndts Feder, und beide Beiträge sind bisher unbekannt.

a. Heft 1, S. 1—7: Gedicht über den 27sten August 1803, als Gustav der 4te Adolph bei Lützen das Gedächtniß Seines großen Ahnherrn feierte, von Ernst Moritz Arndt. Das Gedicht habe ich mit Einleitung in Band 6 der Pommerschen Jahrbücher (Greifswald 1905) veröffentlicht.

b. Heft 2, S. 115—116: Ode an die Wahrheit von A[xel] G[abriel] Silverstolpe. Übersetzt von E. M. Arndt.

2. Arndt erzählt in seinen „Erinnerungen", daß er während seiner Beschäftigung in der schwedischen Staatskanzlei (1807—1809) gelegentlich auch englische und spanische Sachen habe ins Deutsche übersetzen müssen, und führt fort (S. 99): „Dies geschah auch mit der berühmten Staatsschrift des spanischen Ministers Don Pedro Cevallos, worin er den Gang der Hinterlisten und Zettelungen aufdeckte, wodurch die spanische Königsfamilie vom Thron und ins Elend und in den Kerker verlockt worden." Die Schrift des Cevallos erschien 1808 in Madrid unter dem Titel „Exposition des faits et des trames, qui ont préparé l'occupation de la couronne d'Espagne, et des moyens dont l'empereur des Français s'est servi pour la réaliser". In Deutschland kamen im gleichen Jahre zwei Übersetzungen heraus, eine bei Bran in Jena und eine bei Lentner in München [vgl. Euphorion 5, 375]. Die Greifswalder Universitätsbibliothek besitzt nun eine Übersetzung ohne Angabe von Ort und Jahr, auf deren außerdeutschen Ursprung schon aus ihrem Fehlen in Kaysers Bücherlexikon geschlossen werden darf. Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß es die von Arndt im Auftrag der schwedischen Regierung hergestellte und in erster Linie natürlich in den deutschsprachigen Teilen Schwedens verbreitete Übersetzung ist. Ihr genauer Titel lautet: „Darstellung der Künste und Anzettelungen, die zur Usurpation der Spanischen Krone führten, und der Mittel, die der Kaiser der Franzosen gebrauchte, es zur Ausführung zu bringen, von Don Pedro Cevallos,

Erstem Staatssekretär Sr. Kathol. Majestät Ferdinand des Siebenten." o. O. u. J. (107 S.) 8°.

3. Im Jahre 1814 ließ Arndt anonym seine „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß" erscheinen. Die Greifswalder Bibliothek hat jetzt eine bisher unbekannte holländische Übersetzung der Broschüre erworben mit dem Titel: „Raadgevingen aan het Congres te Weenen. Uit het hoogduitsch vertaald." Amsterdam: Geysbeek & Comp. o. J. (152 S.) 8°. Zur Empfehlung werden zwei Zeitungsnotizen abgedruckt, aus denen wir das Schicksal der Schrift kennen lernen. Die Rückseite des Umschlags gibt einen Auszug aus Nr. 105 der „Staats- und gelehrten Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten" vom 16. November 1814, wo aus Wien mitgeteilt wird: „Die bekannte Schrift von Arndt: Beherzigungen vor dem Wiener Congreß, wird hier sehr viel gelesen, obwol sie strenge verboten ist." Das Titelblatt selbst trägt die Bemerkung: „Dit Werkje is, in Duitschland, zoo gestrengelijk verboden, dat zelfs voor dengeenen, die bevonden wordt er blootelijk bezitter van te zijn, eene boete van 100 Ducaten bepaald is. — Amst. Courant van den 19. Nov. 1814. Nr. 272."

Greifswald. Carl Wendel.

Heine und Börne.

Auf die literarischen Einflüsse, denen Heines witzige Manier unterworfen ist, ist verhältnismäßig wenig eingegangen worden. Zwar hat man häufig auf Übereinstimmungen zwischen ihm und den Vertretern des romantischen Witzes, insbesondere Jean Paul, Brentano und E. T. A. Hoffmann hingewiesen, ungleich stärker aber hat er witzige Ideen von Zeitgenossen entlehnt und nach seiner Art erweitert und mit neuen Pointen versehen. Wenn man Grabbes Bemerkung in einem Brief an Immermann nachgeht, daß Heine „mehreres aus den Gesprächen und dem ‚Herzog Gotland' entnommen habe", so findet man allerdings in den ethnischen Partien des dritten Aktes manche Motive des Sängers der niederen Minne im Rohstoff. Vor allem aber sind es die jüdischen Zeitgenossen Börne und Ludwig Robert, zu deren witziger Art sich Heine erklärlicherweise hingezogen fühlt. Auf Ludwig Robert deuten kurz Walzel (Euphorion 5, 153) und Heinrich Keiter. Ich will hier auf einige Anklänge an Börnes Witz hinweisen; die Stellen sind aus Aufsätzen, die Börne in den Jahren 1817—1823 veröffentlicht hat. Man beachte, wie Heine um- und neugestaltet.

Börne, Werke 1862, 1, 24 f.	Heine, Ausgabe Elster, Harzreise 3, 55
Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchenstiefvaters oder die Faseleien eines Mönches erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen.	Ihr Gesicht glich einem codex palimpsestus, wo unter der neuschwarzen Mönchsschrift eines Kirchenvatertextes die halbverloschenen Verse eines altgriechischen Liebesdichters hervorlauschen.
Börne 1, 52.	Heine, Le Grand 3, 176/7.
Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen. Versäumt es nicht. Verliebt Euch etwas. Gewinnt die Weiber.	Wenn Voltaire hundert Jahre seines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Essens hingeben möchte, so biete ich das Doppelte für das Essen selbst.

Börne 7, 165.

Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papierwindmühle an.

Heine, Die Stadt Lucca 3, 427.

Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen; jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch; jener hielt Bettlerherbergen für Kastelle, Eseltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsere Kastelle nur für Lumpenherbergen, unsere Kavaliere nur für Eseltreiber, unsere Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen.

Börne 7, 181.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckt, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

Heine, Nordsee 3, 105.

Die Seele des Pythagoras ist vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herrn Examinatoren die Seelen jener Ochsen wohnen, die einst Pythagoras den ewigen Göttern geopfert hatte.

Börne 1, 340.

In einem Frauenhut mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande kann jeder Ingenieur sämtliche Teile einer Festung, Graben, Wälle, Pallisaden und Schießscharten wahrnehmen .... Jedes Herz ist ein weibliches Jericho, dessen Mauern vom Schalle einstürzen.

Heine, Harzreise 3, 20.

Die eine Dame war die Frau Gemahlin .... ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonierten Krägen, wie mit Türmchen und Bastionen umbaut war und einer Festung glich, die gewiß ebenso wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde ....

5, 305.

... Die zwei Haupttürme nur hängende Ruinen, und das Herz, die Citadelle war gebrochen.

Eine dieser kleinen Erzählungen beginnt Börne mit den Worten (2, 380): „Gott weiß welche Klapperoper das Liedlein in meinem Gedächtnis abgesetzt; aber es ist etwas Vertrauliches, Umschlingendes in dieser Weise, und sie verläßt mich nicht mehr.“ Sollten die Eingangsverse der „Lorelei“ eine Reminiscenz an diese Worte sein?

Düsseldorf. Erich Eckertz.

Rezensionen und Referate.

Reich Herm., Der Mimus. Ein literar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch. I. Band. 2 Teile. Berlin 1903, Weidmann. 24 M.

Im ersten Teile seines Werkes stellt der Verfasser dar, wie sich in Hellas schon frühzeitig aus mimischen Tänzen ein kleines burleskes Drama entwickelte, für welches in Sizilien der Name Mimus aufkam, wie dann seit Alexander dem Großen in den hellenisierten Städten des Orients ein umfangreicheres mimisches, teils gesprochenes, teils gesungenes Drama, die mimische Hypothese, entstand, die dann auch in Rom in lateinischer Sprache nachgebildet wurde. Die berühmtesten lateinischen Dichter solcher Hypothesen waren Laberius und Syrus, der berühmteste griechische Dichter Philistion. Diese mimischen Dramen begannen schon in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten die Komödie und die Tragödie von der Bühne zu verdrängen und beherrschten in den nachchristlichen Zeiten immer mehr das gesamte Bühnenwesen des römischen Weltreiches. Neue Komödien und Tragödien wurden nicht mehr gedichtet und gegenüber den alten hatten die Mimen mit ihrer realistischen aktuellen Kunst ein leichtes Spiel. Wie überall in dem weiten Reiche das Volk dieser Kunstgattung zujubelte, zeigt sich besonders in den klagenden und scheltenden Worten der kirchlichen Schriftsteller. Für die Schilderung dieses Entwicklungsganges hat der Verfasser eine Fülle von neuen Daten aus dem weit zerstreuten Material herangezogen; besonders willkommen ist die lebendige und anschauliche, auf neuer Durchforschung des Materials beruhende Darstellung des Verhältnisses der Kirchenväter zum Theater und Mimus, sie steht in einem wohltuenden Gegensatze zu den bisherigen Darstellungen, wo man bei Zitierung der Belegstellen immer wieder den nämlichen alten Ladenhütern begegnete. Von hohem Interesse ist auch die weitere Darstellung, wie der Mimus im oströmischen Reiche während des ganzen Mittelalters bis zur türkischen Eroberung in Blüte stand. Über Inhalt und Kunststil des Mimus sind wir freilich noch sehr mangelhaft unterrichtet, doch war Reich nach dem Erscheinen seines ersten Bandes

in der Lage, auf eine mimische Hypothese hinzuweisen, die aus einem ägyptischen Papyrus neu veröffentlicht wurde und die seine Darstellung bestätigt und ergänzt (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1903, 26 ff.).

Die Geschichte des Mimus bis zum Untergange des west- und oströmischen Reiches füllt den ersten Teil des Werkes, und auch diejenigen, die sich mit neuerer Literaturgeschichte beschäftigen, werden die lebendig und anschaulich vorgetragenen Ergebnisse Reichs als dankbar lernende gern entgegennehmen. Doch werden sie sich kritischer verhalten müssen, wenn Reich dazu übergeht, die Fortwirkung des Mimus in den späteren Jahrhunderten nachzuweisen. Zunächst will er dartun, daß das türkische Schattenspiel Karogöz nichts anderes ist als der Mimus, den die Türken nach der Eroberung des oströmischen Reiches von den Byzantinern übernommen hätten, sodann will er auch die Entstehung des indischen Dramas dadurch erklären, daß der Mimus sich im hellenisierten Asien immer weiter nach Osten verbreitet habe. Und die Analogien zwischen der mimischen Hypothese und dem indischen Drama sind in der Tat einleuchtend. Aber auch die Formen des Dramas, die wir in Java und weiterhin in China und Japan finden, sollen auf den Mimus zurückgehen. Reich sagt geradezu: „Es gibt keine dramatische Poesie in der Welt außerhalb des hellenischen Einflusses". Dieser Behauptung können wir zunächst nur unsere Überzeugung entgegensetzen, daß die dramatische Poesie, wie alle Poesie, eine „Welt- und Völkergabe" im Herderschen Sinne ist. Im einzelnen müssen wir die Würdigung der Ansichten Reichs, soweit sie das Drama des Ostens betreffen, den Fachgelehrten überlassen und wollen uns lieber zu den Gebieten hinwenden, wo wir imstande sind, seine Beweisführung nachzuprüfen.

Zunächst will er dartun, daß der byzantinische Mimus nicht nur bei den Türken fortlebt, sondern sich auch nach Westen verbreitete; er meint, eine früher von Sathas ausgesprochene Behauptung aufgreifend, daß byzantinische Mimen nach dem Falle von Konstantinopel ihre Kunst nach Venedig übertragen und auf das dort in so reicher Blüte stehende Possenspiel eingewirkt hätten. In diesem Zusammenhange weist er darauf hin, daß Cherea, „der als der eigentliche Erfinder der commedia dell' arte bezeichnet wird," die Stegreifkomödie erst in Venedig zur Vollendung geführt habe. Und von Venedig sollen auch bis nach Unteritalien sich die Einwirkungen erstreckt haben, durch welche der dort angeblich in verkümmerter Form erhaltene italische Mimus sich in der Form des Pulcinellspiels neu belebte. Als ein wichtiges Argument wird hervorgehoben, daß im Jahre 1508 in Venedig der Rat der Zehn sich gegen die vor kurzem aufgekommene Unsitte wandte, Schauspiele bei Hochzeiten, Gelagen und sonstigen Festen zu geben und daß, wie bereits Sathas bemerkt habe, die Beschreibung dieser Spiele in dem betreffenden Aktenstück durchaus an den byzantinischen Mimus erinnere. In Wirklichkeit

ist die Übereinstimmung mehr als vage, das betreffende Aktenstück spricht davon, daß in propatulo ad hoc praeparato recitantur et fiunt comoediae et repraesentationes comoediarum, in quibus per personatos sive mascheratos dicuntur et utuntur multa verba et acta turpia, lasciva et inhonestissima. Dies hindert aber den Verfasser nicht, nach einer auch sonst vorkommenden Unsitte die vage Vermutung gleich darauf als Gewißheit zu betrachten; zwei Seiten nachher heißt es: „Wenn also Pulicinell erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts nachzuweisen ist, während der byzantinische Mimus schon 1508 in Venedig verboten wird, so hat eben die Verbreitung des byzantinischen Mimus bis nach Campanien geraume Zeit beansprucht." In Wirklichkeit können wir ja die Entstehung der venezianischen Abart des Renaissancelustspieles und der Commedia dell' arte aus gleichzeitigen einheimisch italienischen Einflüssen bis in die Einzelheiten ziemlich genau verfolgen. Dem Verfasser sind allerdings die einschlägigen Studien unbekannt geblieben. Er steht noch auf dem Standpunkte, daß er die ganz törichte Bemerkung Riccobonis über die Entstehung des Zane aus dem alten Sannio vollkommen ernsthaft nimmt, während doch jeder, wenn nicht anders woher, so doch aus dem Namen der berühmten Kirche Zanipolo = Giovanni e Paolo wissen müßte, daß Zane nichts anderes ist als eine oberitalienische Form für Giovanni.

Weit beachtenswerter ist dasjenige, was Reich über das Nachleben des lateinischen Mimus im Gebiete des weströmischen Reiches bemerkt. Auf dem weiten Gebiete, das von den Kultureinflüssen dieses Reiches beherrscht wird, sind aus dem Mittelalter nur sehr spärliche Reste des komischen Dramas erhalten, erst gegen Ende des Mittelalters finden wir, zunächst in den Niederlanden, in Frankreich und in Deutschland ein reichhaltigeres Repertoire von Possenspielen. Nun ist schon früher die Frage aufgeworfen worden, ob nicht vielleicht die Mimi, diese in der römischen Kaiserzeit so beliebten Possenspiele, von den Lustigmachern in das Mittelalter hinübergerettet worden wären und so auf die Form des komischen Dramas mittelbar eingewirkt hätten, die wir am Ausgange dieser Epoche in so zahlreichen Beispielen vorfinden. Diese Annahme gewinnt bedeutend an Wahrscheinlichkeit, wenn wir mit Hilfe des großen Gemäldes, das Reich entwirft, uns die ungeheure Verbreitung und Beliebtheit des Mimus auf dem ganzen weiten Gebiete des römischen Reiches vergegenwärtigen, namentlich aber gewinnen wir aus seinem Werke eine lebendige Vorstellung davon, wie die Mimen auch an dem Höfen der germanischen Eroberer, in Italien und in Nordafrika sich einnisteten und wie ihre Kunst auch weiterbestand, als die Theater, die noch aus der alten Welt emporragten, mehr und mehr in Trümmer sanken. Daß eine ununterbrochene Tradition von den Mimen zu den fahrenden Leuten und von diesen zu den modernen Schauspielern hinüberleitet, darüber kann kein

Zweifel bestehen. Vor allem aber ist für den Stand der Schauspielerinnen eine derartige Tradition anzunehmen. Während bekanntlich in der Komödie und Tragödie die Frauenrollen stets von Männern gespielt wurden, traten im Mimus auch Weiber auf, das spilwîp finden wir dann auch im Mittelalter als Begleiterin des Spielmanns und seine Bedeutung wuchs, als im Zeitalter der Renaissance dem fahrenden Volk immer höhere künstlerische Aufgaben gestellt wurden.

Eine schwierigere Frage ist es, inwieweit einzelne komische Motive aus den Repertoirestücken der mimischen Künstler oder gar vollständige Repertoirestücke sich bis ins Mittelalter hinein lebendig erhielten. Hier ist allerdings bei unserer dürftigen Kenntnis des mimischen Repertoires ein bestimmtes Urteil sehr schwierig. Ein Motiv, das offenbar der Mimus im Gegensatze zur Komödie sehr entschieden bevorzugte, die Streiche ehebrecherischer Weiber, kommt allerdings auch in den spätmittelalterlichen Farcen häufig vor. Als einen Beleg für die Aufführung derartiger Szenen im früheren Mittelalter könnte man vielleicht auch die wunderliche Definition der Komödie durch Johannes Anglicus betrachten; auch wären die zur Deklamation bestimmten Elegienkomödien in diesem Zusammenhange zu nennen. Und ebenso geht vielleicht auch manches Motiv auf den Mimus zurück, das uns im späteren Mittelalter und in der Renaissancezeit an weit auseinander liegenden Orten mit auffallenden Übereinstimmungen begegnet, z. B. wenn in Frankreich, Dalmatien, Spanien und Portugal Farcen gespielt wurden, in denen geschildert ist, wie ein dummer Bauer, der mit seinen Waren in die Stadt kommt, von übermütigen Stadtkindern verhöhnt und geprellt wird. Vor allem aber können wir bei einzelnen komischen Figuren, z. B. beim Quacksalber, beim prahlerischen Soldaten, beim Allerweltskünstler und vermutlich auch bei einzelnen burlesken Effekten, die noch heute bei den Zirkusclowns lebendig sind, eine ununterbrochene Tradition voraussetzen. Freilich ist auch nicht daran zu zweifeln, daß die fahrenden Leute immer wieder das Lächerliche, das ihnen die unmittelbare Gegenwart darbot, beobachteten und kopierten und so den Schatz von traditionellen Motiven stets vermehrten, und was schwankartige Begebenheiten betrifft, die sich zur szenischen Darstellung eignen, so besaß das Mittelalter in seiner Erzählungsliteratur einen ungeheuren Vorrat, in welchem auch die Ehebruchsgeschichten eine große Rolle spielen. Die Fahrenden haben gewiß auch aus dieser Literatur geschöpft. Demgegenüber will Reich allerdings beweisen, daß die Erzählungsliteratur ihrerseits sehr stark aus dem Mimus geschöpft habe und dies soll in der Fortsetzung seines Werks noch ausführlicher dargetan werden. Was er in dem bis jetzt erschienenen Teil vorbringt, ist durchaus nicht immer beweiskräftig. So meint er, daß der Scholasticus, von dem in der Anekdotensammlung „Philogelos“ aus der römischen Kaiserzeit allerlei Schnurren erzählt werden, eine dramatische

Figur aus dem Mimus sei; mit demselben Recht wird einmal ein Literarhistoriker in sechzehnhundert Jahren, wenn ihm ein Anekdotenbuch vom Baron Mikosch zu Gesicht kommt, daraus schließen, daß dieser Baron eine stehende Figur auf der Bühne des 19. und 20. Jahrhunderts gewesen sei.

Aber nicht nur für das kleine Possenspiel, sondern auch für andere dramatische Gattungen nimmt Reich eine Fortwirkung des Mimus an. So meint er, eines der bedeutendsten Kapitel in der Entwicklungsgeschichte des Mysteriums sei noch ungeschrieben, nämlich das Kapitel „Mimus und Mysterium". Doch würde sich dieses Kapitel wohl im wesentlichen auf das beschränken können, was schon längst bekannt ist, daß nämlich die Mysterien in den komischen Partien allerlei Effekte aus dem Repertoire des fahrenden Volkes entlehnten. Und außerdem werden hier wie auch sonst die neuen dramatischen Urzeugungen, die wir im Laufe der Geschichte beobachten können, vom Verfasser zu wenig berücksichtigt. Solche Neubildungen wie die Mysterien und die Moralitäten genügen, um die Meinung zu widerlegen, daß wir den Mimus als Grundlage der gesamten dramatischen Weltliteratur betrachten müßten, soweit sie nicht klassisch oder klassizistisch sei.

Das romantische Drama mit seiner Mischung von Phantastischem und Realistischem, von Ernst und Scherz, von Vers und Prosa, wie wir es vor allem in England in Shakespeares Zeit finden, soll nach Reich auf die mimische Hypothese zurückgehen. Bestimmte Tatsachen kann man dafür allerdings nicht vorbringen, denn die Bemerkungen des genialen Konsistorialrats Klein über die Verwandtschaft Shakespeares mit dem Inder Çudraka wollen doch wenig besagen, obwohl Klein vom Verfasser dafür gepriesen wird, daß er in seinem Geist eine solche Fülle von Dramen so wohlgeordnet [sic!] nebeneinander beherbergt habe, und obwohl Reich seinerseits die Verwandtschaft durch den gemeinsamen Ursprung aus der mimischen Hypothese erklären will. Aber jedem, der das mittelalterliche Drama einerseits und das humanistische Renaissancedrama anderseits genügend kennt, wird die Entstehung des romantischen Dramas in den wesentlichen Zügen vollkommen klar vor Augen liegen. Und dann ist zu bedenken, daß wir bis zum späteren Mittelalter nur von komischen Szenen des bescheidensten Umfanges, meist nur von komischen Soloszenen hören, die von den berufsmäßigen Spielleuten aufgeführt wurden. Reich weiß aus dem ganzen Mittelalter nur ein Drama namhaft zu machen, das in bezug auf Umfang und Personenzahl, auf Mischung realistischer und phantastischer Elemente einigermaßen dem Bilde entspricht, das er von der mimischen Hypothese entwirft, nämlich den Jeu de la feuillée von Adam de la Hale. Er hätte daneben auch noch Jean Bodels Spiel vom heiligen Nicolaus erwähnen können, wir haben jedoch gar keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Kunstform, die uns in diesen Dramen ent-

gegentritt, von dem Repertoire der Spielleute herstammt. Also auch in diesem Abschnitte begeht Reich den Fehler, daß er dasjenige, was ihm aus der neueren dramatischen Literatur bekannt ist, mit dem Mimus unmittelbar in Zusammenhang bringt, während durch eine genauere Betrachtung der unmittelbaren Vorstufen sich alles weit besser und deutlicher erklärt.

So muß man vielen Behauptungen Reichs einen entschiedenen Widerspruch entgegenstellen, anderen Behauptungen wieder muß man eine Sordine aufsetzen, aber es bleibt doch reichlich genug übrig, was wir, dankbar für den großen Wurf, freudig entgegennehmen.

Krakau. Wilhelm Creizenach.

Neue Schriften zur deutschen Volkskunde.

I.

1. Kaindl Raimund Friedrich, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. (Die Erdkunde XVII), XI und 149 S., 59 Abbildungen im Text. Leipzig und Wien. F. Deuticke 1903. Einzelverkauf 6 *K.*
2. Reuschel Karl, Volkskundliche Streifzüge. Zwölf Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig 1903. VI und 260 S. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 4 M.
3. Krauß Friedrich S., Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902. Berichte über Neuerscheinungen. (Sonderabdruck aus dem XVI. Band der Romanischen Forschungen.) 108 S. Erlangen, F. Junge 1903.
4. Meyer Hans, Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von H. Helmolt, A. Kirchhoff, H. A. Köstlin, A. Lobe, E. Mogk, K. Sell, H. Thode, O. Weise, J. Wychgram, H. Zimmer, herausgegeben. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage, I. Teil, 1 Karte, 20 Tafeln, 402 S.; II. Teil, 23 Tafeln, 438 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1903.

Es ist begreiflich, daß bei einer in ihrer engeren Begrenzung und intensiveren Durchführung so jungen wissenschaftlichen Disziplin, wie es die Volkskunde ist, sich immer wieder neue Forscher bemühen, Begriff, Grenzen, Aufgabe, Methode usw. dieser Wissenschaft zu erörtern und klarzulegen. In Aufsätzen und Artikeln innerhalb von Zeitschriften

oder Kompendien, in Flugschriften und kritischen Berichten, in kleineren oder größeren selbständigen Darstellungen sind zahlreiche zum Teil untereinander abweichende Ausführungen darüber veröffentlicht worden. Streifen wir nur flüchtig das wichtigste, was in den letzten Jahren zur Theorie der Volkskunde, und zwar der deutschen Volkskunde insbesondere gesagt worden ist.

Nachdem Karl Weinhold, der überhaupt den wissenschaftlichen Betrieb der deutschen Volkskunde in neue fruchtbare Wege geleitet hat, in der Vorrede zum ersten Hefte der von ihm begründeten Zeitschrift des Vereines für Volkskunde (1, 1—10) die Grundlinien und Grenzen der neuen Aufgaben gezogen hat, haben F. Vogt und der Referent anderwärts[1]) und in den kritischen Übersichten der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" Begriff und Grenzen der Volkskunde, soweit sie im Rahmen der Jahresberichte, also im Rahmen der Literaturwissenschaft in Betracht kommt, eingehend erörtert. — Früh erwuchs aus den neuen Bestrebungen ein vortreffliches Handbuch „Deutsche Volkskunde" von Elard Hugo Meyer (Straßburg 1898), das Anleitung und Darstellung gleichzeitig gibt. Ein in erzählende Form gegossenes Lehrbuch, das uns, wenn auch nur in einer Skizze, doch ein lebensvolles Bild der geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Standes des deutschen Volkslebens und Dichtens, eine Gesamtdarstellung des für Deutschland Gemeinsamen mit der Berücksichtigung der wesentlichen landschaftlichen und Stammesunterschiede und mit gelegentlichen Hinweisen auf internationale Zusammenhänge darbietet. Meyer aber bringt nicht alles, was man von einem Handbuche der Volkskunde erwarten sollte. Abgesehen davon, daß die Abschnitte über Volksdichtung meines Erachtens etwas zu knapp geraten sind, fehlt völlig eine Methodologie der Volkskunde, eine Begriffsbestimmung und Begrenzung, eine Quellenkunde und Geschichte dieses Wissenszweiges. So blieb die Bahn frei für weitere theoretische Erörterungen und Darstellungen. Zunächst folgte nun, abgesehen von zahlreichen kleineren Zeitschriftartikeln,[2]) E. Hoffmann-Krayer mit seiner Programm-

---

[1]) Anmerkungsweise sei nur meine für die besonderen landschaftlichen Zwecke verfaßte „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie", Prag 1896 erwähnt. Von F. Vogt ist besonders der Aufsatz zu nennen: „Was leistet und bezweckt die Volkskunde?" Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1896. Beiblatt. — Das Referat „Volkskunde" in den Jahresberichten hat seit 1903 A. Strack übernommen.

[2]) Unter anderen nenne ich O. Brenner, „Über die Aufgaben der Volkskunde" (Beilage der Allgemeinen Zeitung 1902, Nr. 238. Bezeichnet als Gesamtaufgabe der Volkskunde: „Darstellung des durch unbewußte Wechselwirkung innerhalb des Gesamtvolkes im Laufe der Jahrhunderte gewonnenen Vorstellungsinhaltes und der traditionellen Lebensformen.") Ferner A. Dietrich, „Über Wesen und Ziele der Volkskunde" und A. Strack, „Volkskunde" (in den Blättern für Hessische Volkskunde 1, 169–194, 149–156), E. Mogt, „Deutsche Volkskunde"

schrift „Die Volkskunde als Wissenschaft", Zürich 1902, die in den Kern dieses neuen Begriffes Volkskunde einzudringen und deren letzte Probleme zu erfassen sucht. (Vgl. meine Besprechung im Euphorion 9, 246 f.) Diese Schrift ist viel besprochen worden. Strack betont insbesondere in den von ihm herausgegebenen „Hessischen Blättern für Volkskunde" 2, 57—76 gegen Hoffmann-Krayers Überschätzung der Individualität, die von der Volkskunde zu erforschenden Objekte als geistige Erzeugnisse der Volksseele und gegenüber dem vulgus das Volk als natürlich gewordene Gemeinschaft, die uns geistig schaffend und Lebensformen erzeugend entgegentritt. Nach Strack sei eben die Aufgabe der Volkskunde, dieses durch die Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens des Volkstums (das durch den Bauernstand nicht allein, aber wohl am reinsten ausgeprägt wird) zu erforschen und vergleichend ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen.

1. Zum Unterschiede von E. H. Meyer hat nun R. F. Kaindl ein systematisches, methodologisches Handbuch der Volkskunde verfaßt. Es ist der erste Versuch auf diesem schwierigen Gebiete, der begreiflicherweise nicht gleich in allen Teilen gleichmäßig und völlig befriedigend ausfallen konnte. Manche Abschnitte in den ersten drei Kapiteln hätten knapper gefaßt werden können. Die vielen langen, zum Teile sehr leicht entbehrlichen Zitate (so z. B. S. 44), die vielen Auszüge aus fremden Werken verursachen störende Wiederholungen, während man die Berichte über die Geschichte und die gegenwärtige Pflege der Volkskunde ausführlicher gewünscht hätte. Eingehend und belehrend aber handelt Kaindl über Wesen und Wert, über die wissenschaftliche, nationale, kosmopolitische und praktische Bedeutung der Volkskunde, über ihre Verbreitung bei fremden Völkern, über ihre Stellung innerhalb der Ethnologie und ihre Beziehungen zur Mythologie, Kulturgeschichte, Geschichte und anderen Wissenschaften. Auch die praktischen Zwecken dienenden Abschnitte, die Anleitung zur Methode der Erforschung, der Sammlung und Darstellung volkstümlicher Überlieferungen, seine Ratschläge bezüglich der Fragebogen und anderes werden manchem Benutzer sehr förderlich sein. Bei den Literaturangaben begnügt sich Kaindl von rechtswegen mit einer Auswahl und verweist im übrigen auf die Bibliographie in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. Diese Auswahl könnte man sich gelegentlich aus rein sachlichen Erwägungen anders wünschen. Bei der Literatur über Hexenwesen, z. B. S. 111, vermisse ich die grundlegenden Werke: W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet von H. Heppe. Stuttgart 1880. G. Roskoff, Geschichte des Teufels, 2 Bände, Leipzig

(Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1, 62—76), A. Schönbach, „Volkskunde in den Alpen" (Zeitschrift des Alpenvereins 31, 15—24), A. Strack, „Geleitswort" (Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde Nr. 1).

1869, auch auf Janssens Geschichte des deutschen Volkes, 8. Band, ist zu verweisen. — Beim Kapitel „Volkskunde in der Schule" macht Kaindl S. 139 die Bemerkung, es könne hier „keine theoretische Literatur genannt werden, da die Behandlung der Volkskunde in der Schule fast völlig unbeachtet geblieben" sei. Das ist nicht richtig. Im Deutschen Reiche sind wiederholt praktische Versuche in dieser Richtung gemacht worden und die letzten Jahre haben auch eine reiche theoretische Literatur darüber gezeitigt, auf die wir noch unten S. 148 eingehen werden. — Bei Besprechung der Beziehungen zwischen Volkskunde und Naturgeschichte hätten W. H. Riehls Arbeiten gewürdigt werden sollen. — S. 146 wäre die dritte von Elard H. Meyer besorgte Bearbeitung des Buches A. Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" (Berlin 1900) zu erwähnen gewesen. — In der Zusammenstellung S. 143 ff. hätten wie für das Deutsche Reich, so auch für Österreich-Ungarn, die einzelnen deutschen Landschaften mit ihrer zum Teile sehr reichen volkskundlichen Literatur angeführt werden können (so besonders Tirol, Steiermark, Deutschböhmen, Siebenbürger Sachsen, Gottschee usw.). Die Schweiz ist ganz vergessen, auch bei den deutschen Ländern fehlt manche wichtige Neuerscheinung, so bei Baden E. H. Meyers schönes „Badisches Volksleben", bei Mecklenburg das große Unternehmen von Wossidlo, die bereits in zwei wertvollen Bänden vorliegenden „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen". — Zu der Bemerkung S. 40, „daß die meisten volkskundlichen Zeitschriften gegenwärtig international sind," muß die Einschränkung gemacht werden, daß die vielen deutschen landschaftlichen Zeitschriften auf die besondere stammheitliche Volkskunde beschränkt bleiben. — Zu S. 53, bezüglich des erfrischenden Einflusses der Volksüberlieferungen auf Dichter, könnte auch Shakespeare genannt werden. Ten Brink („Shakespeare" S. 19 f.) hat schön gezeigt, wie die alten Lieder, Sagen und Sitten der Heimat Shakespeares Dichtungen befruchtet haben. Und anderes. Doch das sind Einzelheiten, die bei einer zweiten Auflage leicht gebessert werden könnten. Im ganzen ist Kaindls Volkskunde ein sehr verdienstliches Werk, das manche schwierige theoretische Frage dieses Wissenszweiges fruchtbar fördert und seinem Betriebe gewiß nur Freunde zuführen wird.

Nur eine grundsätzliche Frage sei noch im Anschlusse an Kaindls Lehrbuch in möglichster Kürze und ohne Polemik erwogen. Kaindl tritt, wie er selbst sagt, als Historiker an seinen Gegenstand heran, er betrachtet Volkskunde als eine Hilfswissenschaft der Geschichte und als einen Zweig der Ethnologie (der Völkerkunde oder der „Völkerwissenschaft", wie Kaindl den Ausdruck verdeutscht) und er hat in den ersten Kapiteln des Buches diese Beziehungen sorgfältig und von seinem Standpunkte aus erschöpfend erläutert; zum Teile auch im Anschlusse an den sehr übersichtlichen, ein reiches Material verarbeitenden Aufsatz von M. Winternitz „Völkerkunde, Volkskunde und Philologie" (Globus,

Band 78, Nr. 22 und 23), der auch Volkskunde mit Ethnographie und Philologie als Hilfswissenschaften der Ethnologie auffaßt.

Selbstverständlich aber gibt Winternitz auch die Möglichkeit einer anderen Anschauung des Verhältnisses der Wissenschaften zueinander zu. Es hängt ja vom Standpunkte und Ziele des jeweiligen Forschers ab, welche Wissenschaft ihm als Hilfswissenschaft gelten wird. Und da möchte ich nur das eine nachdrücklich betonen, daß die deutsche Volkskunde, wenigstens soweit sie als wissenschaftlicher Betrieb betrachtet werden kann, tatsächlich vom Anfange an bis heute im Rahmen der germanischen Philologie betrieben worden ist. Die Brüder Grimm sind innerhalb des weiten Bereiches der von ihnen ausgeübten germanischen Philologie zu Schöpfern der deutschen Volkskunde geworden, Karl Weinhold hat den neuen Aufschwung volkskundlicher Forschungen auf streng philologischem Gebiete eröffnet. Hermann Paul bezeichnet in seiner (in der bayrischen Akademie gehaltenen) Festrede „Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 258) die Volkskunde, „die vom Anfange an einen wesentlichen Bestandteil der deutschen Philologie gebildet hat“ neben Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, als einen Zweig der Philologie. Diese Tatsache von der Zugehörigkeit der deutschen Volkskunde zur Philologie ist in der jüngsten Zeit nicht nur wiederholt theoretisch behauptet worden,[1]) sondern sie kommt auch in dem praktischen Betriebe dieses Wissenszweiges täglich zur Geltung. Alle die jüngeren, volkskundlichen Forscher der letzten zwei Jahrzehnte, alle Leiter der neuen landschaftlichen, volkskundlichen Vereine und periodischen literarischen Unternehmungen sind, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, Vertreter der germanischen Philologie. Dies ist auch bei der ersten Beratung der deutschen Vereine für Volkskunde am 6. April 1904 in Leipzig deutlich zutage getreten. Es ist fast einstimmig der Austritt aus dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beschlossen worden, weil diese Verbindung allgemein als unnatürlich und darum drückend empfunden wurde, während für die erste Tagung des neu begründeten „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ eine lose und unverbindliche Angliederung an den Philologentag (Hamburg, Oktober 1905) beschlossen worden ist.

Die Volkskunde im Dienste der Philologie wird naturgemäß mehr die dichterischen Äußerungen des inneren geistigen Lebens eines Volkstums berücksichtigen: die Lieder, Sagen, Märchen, Sprüche, Schwänke, Rätsel, Volksschauspiele, Feste, Volksrechte. Halten wir an der oben angegebenen Einteilung für die Philologie fest: Sprachwissenschaft, Literatur-

[1]) E. Mogk, „Die Volkskunde im Rahmen der Gegenwart.“ Hessische Blätter für Volkskunde III, 1—15), sowie in dem früher genannten Aufsatze (oben S. 144 f.). Reuschel in dem unten zu besprechenden Buche S. 31 u. a.

wissenschaft, Volkskunde, dann tritt der besondere Gegenstand der ersteren Art der Volkskunde ganz nahe an die Literaturwissenschaft heran, ja fällt fast ganz in ihr Bereich. Der Begriff Philologie ist aber so weit — als die Wissenschaft vom Volke hat sie Humboldt bezeichnet, die gesamte menschliche Kultur weist ihr Boeckh als Gegenstand zu — daß in ihr Bereich auch die äußeren Erscheinungen des Volkslebens fallen: Körperbildung, Tracht, Hausbau, Dorfanlage, Nahrung, Erwerb usw., die man von anderem Standpunkte aus insbesondere der Ethnologie zuweisen könnte. Wie intensiv die Realien auch heute innerhalb der germanischen Philologie berücksichtigt werden, ersehen wir aus dem einen im Erscheinen begriffenen, grundlegenden Werke „Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer“ von Moritz Heyne, der, von der Philologie ausgehend, das Wohnungs- und Nahrungswesen, Körperpflege und Kleidung, Gewerbe und Handel, das gesellschaftliche Leben des deutschen Mittelalters darstellt.

2. In gewissem Sinne können wir Reuschels „Volkskundliche Streifzüge“ als willkommene Ergänzung zu Kaindls Lehrbuch betrachten. Gerade vom Gesichtspunkte der deutschen Volkskunde und Volksdichtung aus. Alles das, was wir bei Kaindl vermißt oder als nicht ausreichend empfunden haben, ist bei Reuschel in wünschenswerter Vollständigkeit geboten. Dies gilt namentlich für die beiden einleitenden Vorträge über Begriff und Bedeutung der Volkskunde. Reuschel erörtert neuerdings den Begriff Volkskunde, indem er sich mit Riehl, Wundt, Hoffmann-Krayer, dem Referenten u. a. auseinandersetzt, zeichnet die geschichtliche Entwicklung unserer Disziplin und ihre heutige Pflege in Deutschland. Er gibt hierbei eine knapp gefaßte bibliographische Übersicht der Gesamtdarstellungen, Sammlungen, periodischen Unternehmungen usw., wobei nichts Wesentliches fehlt. — Der zweite Vortrag bringt neben anderem ansprechende Ausführungen über den erziehlichen Wert der Volkskunde. Er zeigt — und das sei hier als Ergänzung zu Kaindls oben erwähntem Kapitel „Die Volkskunde in der Schule“ mitgeteilt — wie schon Rudolf Hildebrand in seinem nachhaltig wirkenden Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ 1867 und Gustav Meyer 1885 die Anregung dazu gegeben haben, volkstümliche Überlieferungen der Heimat im Deutschunterrichte zu verwerten und wie dann in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Band 13, Oskar Dähnhardt auf Grund seiner eigenen Erfahrungen — er ließ auch seine Thomasschüler selbst volkskundliche Sammlungen ihrer Heimatsorte anlegen — darlegt, was die Volkskunde der Schule bieten kann, und wie in Band 14 der genannten Zeitschrift Friedrich Beyschlag in der bestdurchdachten Abhandlung über diesen Gegenstand die Wege aufzeigt, welche die volkskundliche Unterweisung im Gymnasialunterrichte gehen muß. Reuschel zählt noch weitere einschlägige Aufsätze auf und bespricht schließlich Paul Benndorfs

Buch „Die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule", 1901. Nun enthält auch W. Reins Enzyklopädisches Handbuch der Pädogogik (2. Auflage 1902) einen Artikel über Volkskunde in ihrer Bedeutung für die Erziehung.

Reuschels volkskundliche Streifzüge geben zwölf Vorträge wieder, die in Dresden vor Lehrern gehalten und dann umgearbeitet worden sind. Sie sind auf tüchtigen und ausgebreiteten Kenntnissen aufgebaut, lebendig und anregend abgefaßt. Reuschel versteht es, die Ausführungen seiner Vorgänger geschickt zusammenzufassen und mit Ergebnissen seines eigenen Forschens wirksam abzurunden. Den Kern des Buches bilden die sieben, dem deutschen Volksliede gewidmeten Vorträge. Hier erörtert er neuerdings den fließenden Begriff Volkslied, ohne zu einem sicheren Ergebnisse zu gelangen, gibt aber hierbei eine gute Skizze der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Volksliede. Im Anschlusse an Hoffmann-Fallersleben und John Meier behandelt er mit vielen neuen belehrenden Beispielen die Wanderungen und Schicksale von Kunstliedern im Volksmunde; im Anschlusse an Bücher, aber auch mit selbständigen Erwägungen behandelt er die Entstehung der Volksdichtung aus dem Arbeitsgesange. Er gibt ferner eine, man kann sagen abschließende Charakteristik von Geschichte, Verbreitung, äußerer und innerer Form, Stoffkreis und Weltanschauung des Schnaderhüpfels, eine zu hübschen Fortschritten führende Untersuchung des Stiles unseres Volksliedes, und eine kurze, in den Anfängen stehen bleibende Betrachtung der Verschiedenheiten in den Volksliedbeständen der einzelnen Deutschen Landschaften. — Vielfach geht Reuschel von älteren Arbeiten des Referenten aus. (Zu S. 118 hätte noch die kleine Studie zum „Herzensschlüssel" im Archive für das Studium der neueren Sprachen 105, 10—21, erwähnt werden können.) Da ich meinen Standpunkt zu den hier von Reuschel behandelten Fragen inzwischen im Anzeiger für das deutsche Altertum 28, 60—70 des Näheren ausgeführt habe, kann ich mich hier weiterer Auseinandersetzungen enthalten. Neuerdings hat sich nun von einem neuen Gesichtspunkte aus Petsch in seinem Vortrage: „Volksdichtung und volkstümliches Denken" (Hessische Blätter 2, 192—211) darüber geäußert.

Den Anhang des Buches bilden drei Vorträge über Sage, Märchen und Aberglaube. Im ersteren werden sorgfältig die einzelnen Untergruppen geschieden: Mythen, Heldensagen, Legenden, geschichtliche und Ortssagen. (Tiersagen hätten vielleicht noch angefügt werden können.) Seitdem hat Meiche in der Einleitung zu seinem großen „Sagenbuch des Königreiches Sachsen" vorsichtig den Begriff Sage erörtert. — Im letzten Vortrage wird auf Grund der Arbeiten von Adolf Wuttke, E. Mogk (in Pauls Grundriß und in der „sächsischen Volkskunde"), M. Höfler u. a. der deutsche Volksaberglaube in den wesentlichsten

Zügen charakterisiert. — Der Vortrag über das Märchen beschäftigt sich hauptsächlich mit den verschiedenen Theorien über Ursprung, Wanderungen und Wandlungen der Märchen. Die Stoffe sind, wenn auch in Variationen, über die ganze Welt verbreitet, also international. Zu diesem gewiß richtigen Ergebnisse gelangend, hofft Reuschel am Schlusse (S. 230 ff.) mit Hinweis auf die Schrift von R. Petsch über die „Formelhaften Schlüsse im Volksmärchen" (vgl. Euphorion 8, 369 f.), daß man durch weitere stilistische Forschungen das national Eigenartige und Verschiedene der Märchen verschiedener Völker werde erkennen und herausheben können. Auch das ist gewiß richtig. Aber nicht nur am Stil, sondern auch an der Weltanschauung, der ethischen Überzeugung, an den Kulturverhältnissen der Märchen. Ich verweise in dieser Beziehung noch auf die von Reuschel nicht herangezogene Schrift von A. Thimme, Lied und Märe, Gütersloh 1896, namentlich auf die Studie „Land und Leute im Märchen", wo der Verfasser die bemerkenswerte Beobachtung macht, daß die auch in protestantischen Gegenden erzählten deutschen Märchen katholische Kirchenzustände voraussetzen: der Pfarrer ist ledigen Standes, der Papst gilt als der höchste Herrscher, Fegefeuer, Messe und Weihwasser gehören zu den selbstverständlichen Dingen. Dies beweist, daß die Märchen schon im Mittelalter ihre endgiltige Fassung in den großen Zügen erhalten haben. Einzelheiten sind freilich noch später abgeändert worden, denn die äußerlichen Kulturverhältnisse verweisen vielfach auf das 16. Jahrhundert.

3. Die Schrift von Krauß ist eine Fortführung des Berichtes: „Allgemeine Methodik der Volkskunde" (im 4. Bande des Jahresberichtes für romanische Philologie 1899), wo der Verfasser „eine Kategorie von Grundgedanken, die sich durch die folkloristische Disziplin der Jahre 1891—1897 hindurchziehen, die das Eigentümliche der Volkskunde ausmachen", breit, unübersichtlich und sehr subjektiv behandelt hat. Auch in dem nun vorliegenden Berichte ist ausdrücklich das eigentliche Ziel des Verfassers „die Methodik der Folklore". Von diesem Standpunkte aus behandelt er auf Grund zahlreicher in den Jahren 1897—1902 erschienener Werke und Abhandlungen „den Gesichtskreis der Volkskunde", Aufgaben, Methoden, Beziehungen zur Ethnologie, Fragebogen, Bibliographie, dann die volkstümlichen Überlieferungen, endlich „generelle Monographien" und Zeitschriften. Die romanischen Erscheinungen sind auffällig in der Minderzahl, am stärksten berücksichtigt sind die slavischen, englischen und amerikanischen Erscheinungen. Manchen schwer zugänglichen Artikel lernen wir so durch Inhaltsangaben und Zitate kennen. Schade nur, daß der Verfasser auch diesen Bericht, wie den früheren, durch allerlei rein persönliche Erörterungen und durch Ausführungen, die nicht streng zur Sache gehören, vielfach unterbricht. Vollständigkeit strebt er nicht an. Welche Gesichtspunkte ihn bei der Auswahl geleitet

haben, entzieht sich bezüglich der fremden Literaturen meiner Beurteilung, für die deutschen volkskundlichen Erscheinungen kann ich bestimmt sagen, daß die sehr lückenhafte Auswahl deutlich den Eindruck der Willkür macht. Nicht das Wesentliche für seine Zwecke, sondern was ihm der Zufall zugeführt hat, wird erwähnt. Die oben gewürdigten wichtigen theoretischen Bücher und Abhandlungen von E. H. Meyer („Deutsche Volkskunde"), von Hoffmann-Krayer usw. nennt Krauß überhaupt nicht. Nur Kaindl und Reuschel, die aber erst ins Jahr 1903 fallen, werden in einem Schlußworte besprochen. — In der Abteilung „Zeitschriften", S. 138 f., erwähnt er nicht eine von den vielen in den Berichtsjahren begründeten deutschen landschaftlichen volkskundlichen Zeitschriften, weist nur kurz auf volkskundliche Beiträge der landesgeschichtlichen Zeitschriften: Korrespondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde und der Monatschrift des Bergischen Geschichtsvereines hin, obwohl viele andere Zeitschriften ebenso wichtige volkskundliche Beiträge bringen. In den Abteilungen „Rätsel" und „Tiere" fehlen die betreffenden grundlegenden Sammlungen von Wossidlo, in der Abteilung „Volkslieder" werden aus den zahlreichen, in der Berichtszeit erschienenen deutschen landschaftlichen Sammlungen nur C. Schumanns Volks- und Kinderreime augenscheinlich zufällig herausgegriffen usw.

4. Von dem ausgezeichnet angelegten und schön ausgestatteten Werke „das deutsche Volkstum", das unter Hans Meyers Leitung von vielen Mitarbeitern im Jahre 1898 fertiggestellt worden war, ist nun nach einem Jahrfünft bereits eine zweite Auflage notwendig geworden, ein Beweis dafür, daß die weitesten Kreise an den hier behandelten Fragen Anteil nehmen. Die zweite Auflage liegt nun in zwei Teilen vor, die einzelnen Darstellungen sind ergänzt, berichtigt, gemehrt worden, ein zwölfter Abschnitt, „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft" von Dr. Hans Zimmer, ist neu hinzugekommen. Ebenso mehrere Tafeln. Der Charakter des Ganzen ist geblieben.

Das Werk will „das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und seiner Erzeugnisse in allseitiger Betrachtung darstellen" und so „die Frage: Was ist deutsch? beantworten". Einleitend sucht zunächst Meyer selbst die typische Körperbeschaffenheit und die psychische Eigenart des deutschen Menschen (in Temperament, Lebensführung, Weltanschauung, Kunstäußerung, geselligem und staatlichem Leben) in einer für die Gesamtheit geltenden Zeichnung zu charakterisieren. Durch Behandlung der verschiedensten Gebiete wird dann in abgerundeten Einzeldarstellungen eine Kunde vom Wesen deutscher Eigenart geboten. A. Kirchhoff betrachtet innerhalb der Gesamtheit die Sonderart der verschiedenen deutschen Landschaften und Stämme, Hans Helmolt zeichnet in einem Überblick über die deutsche Geschichte den Deutschen als Einzelnen und als Glied des Ganzen, O. Weise würdigt

die deutsche Sprache als Ausdruck des Volkscharakters und gibt eine übersichtliche Skizze ihrer geschichtlichen Entwicklung. K. Sell behandelt „das deutsche Christentum“, A. Lobe „das deutsche Recht“, H. Thode „die deutsche bildende Kunst“, H. A. Köstlin „die deutsche Tonkunst“.

Mit dreien von den Darstellungen müssen wir uns in dieser Zeitschrift etwas ausführlicher beschäftigen. E. Mogk stellt in einer umfänglichen, ausgezeichnet zusammengefaßten Abhandlung die deutschen Sitten und Bräuche dar. Er schildert zunächst das Leben der alten Germanen nach den Berichten antiker Schriftsteller, kennzeichnet die römische Beeinflussung der deutschen Sitten und untersucht dann an den heutigen Bräuchen und Festen, die in ihrer geschichtlichen Entwicklung verfolgt werden, den besonderen nationalen Gehalt. Die Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, im häuslichen, geselligen und Gemeindeleben, bei den kirchlichen Festen — Weihnachten wird besonders liebevoll geschildert — bei den wichtigsten Beschäftigungen (Ackerbau, Viehzucht usw.), in den verschiedenen Berufen werden mit sicherer Hervorhebung der wichtigsten Züge, mit Berücksichtigung der Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutsch, zwischen Stadt und Land vorgeführt. Die zweite Auflage ist an einzelnen Stellen etwas erweitert. So wird S. 322 ein Absatz über die Vereinsfeste, sowie über die Liebe zur Natur und die Wanderlust der deutschen Städter eingefügt oder S. 268 im Anschlusse an die am Kampfe teilnehmenden Frauen der alten Germanen auf die Burenfrauen verwiesen, die im schreienden Gegensatze zu den der Sinnenlust dienenden Frauen und Mädchen im Troß der gegen Friedrich den Großen kämpfenden französischen Armee, ihren Männern als Sporn und Beistand ins Feld folgten. — Nur ganz kleine, gelegentliche Zusätze erfährt in der neuen Ausgabe der zweite kürzere Aufsatz von E. Mogk über „die altdeutsche heidnische Religion“, die hier mit strenger Beschränkung auf die deutschen Quellen und Formen geschildert wird. Erst der Kultus, dann die Mythen von Wuotan, Donar und der unter verschiedenen Namen in Germanien verehrten weiblichen Göttergestalt, dann die niedere Mythologie, die Volksanschauungen von der Seele, den Dämonen, Gespenstern und Elfen, die sich aus alten Zeugnissen und aus zum Teile noch lebenden Sagen in reicher Mannigfaltigkeit darstellen lassen.

Im elften Abschnitte behandelt J. Wychgram die deutsche Dichtung. Er gibt eine Würdigung und eine Darlegung der geschichtlichen Entwicklung unserer Literatur nach dem Standpunkte, der für das ganze Buch maßgebend ist, also mit Betonung der Äußerungen des Volkstums, der nationalen Eigenart in den hervorragendsten dichterischen Schöpfungen. In engem Anschlusse an die in dem Einleitungsaufsatze Hans Meyers aufgestellten Gesichtspunkte werden zunächst im ersten allgemeinen Teile deutsches Wesen bezeichnende Eigenschaften, der Individualismus, die Wertschätzung der Persönlichkeit, das Frei-

heitsgefühl, die Ideenfülle bei mangelnder Beachtung der geschlossenen, schönen Form, die Innerlichkeit, die Neigung zur Reflexion und Spekulation, die besondere deutsche Art poetischen Naturgefühls, des Gemütslebens, der Liebe zu Familie und Heimat in unseren Dichtungen aufgedeckt. Auch der zweite geschichtliche Teil beginnt mit allgemeinen Beobachtungen über die deutsche Literatur: die bei anderen Völkern nicht vorkommende Tatsache zweier Blüteperioden, die Durchdringung von Leben und Poesie (Dichtung als Lebensmacht), der Universalismus und die umdeutschende Verarbeitung des Fremden. Dann wird in einem großen Überblick des Entwicklungsganges von unserer Literatur von der heidnischen Zeit herauf bis zur Gegenwart deutsches Wesen verfolgt. Hier wie im ersten Teile verstärkt der Verfasser das Überzeugende seiner Darlegungen durch Hinweis auf Unterschiede bei slavischen und romanischen Nachbarn, vor allem bei den Franzosen. Der Vergleich von Wolframs „Parzival" zu seiner französischen Vorlage ist allerdings ein prächtiges Mittel zum Beweise innerlichster nationaler Verschiedenheiten. Schlagend auch ist der Hinweis, daß die Deutschen, welche alle fremden Versmaße mit größter Kunst nachzuschaffen gelernt haben, jede fremde Dichtung in ihrer originalen Form verdeutschen können, was bei den Franzosen ganz unmöglich wäre.

Nach liebevoller Behandlung der reinsten Urkunden deutschen Wesens, der Volksepen des Mittelalters und des Volksliedes, charakterisiert der Verfasser das 16. Jahrhundert, wo Luther und Hans Sachs zu ihrem Rechte kommen. Fischart und die Faustsage aber, die für wichtige Züge deutscher Art von typischer Bedeutung sind, leider nur kurz erwähnt werden. Die Vorbereitung zur klassischen Periode und diese selbst in ihrem hohen Idealismus werden mit warmer Begeisterung gewürdigt; etwas dürftig ist der Schluß, der Überblick über das 19. Jahrhundert, ausgefallen.

Daß eine solch neuartige und darum schwierige Gesamtwürdigung der deutschen Literatur nicht auf den ersten Wurf völlig lückenlos und befriedigend ausfallen konnte, ist begreiflich. Man hätte aber darum gerade meinen können, der Verfasser würde die Gelegenheit der zweiten Auflage zur Berichtigung und Vertiefung seiner Ausführungen nutzen. Das ist aber nicht geschehen. Im letzten Abschnitte nur finden wir einige Erweiterungen, namentlich einen neuen Absatz über oder eigentlich gegen die Romantik (S. 273 f.). Im übrigen finden wir, wenige Zeilen abgerechnet, keine Änderungen. Sudermanns Name wird an ein paar Stellen, wo er rühmlich genannt worden war, nun zu Gunsten von Frenssens „Jörn Uhl" gestrichen. An der zweiten Stelle, an der dies der Fall ist, macht es sich etwas seltsam. In der ersten Auflage hieß es: „Und warum schlägt das Herz der Nation diesen beiden Werken (Sudermanns „Frau Sorge" und Gerhard Hauptmanns „Ver-

funkene Glocke") so warm entgegen? Weil sie dem uralten deutschen Zuge nach tiefer Erfassung des innersten persönlichen Lebens entsprechen, weil sie" usw. In der zweiten Auflage nun (S. 277) ist Sudermann gestrichen, Gerhard Hauptmann werden mehrere seiner Entwicklung geltende Zeilen gewidmet und dann heißt es: „Warum schlägt das Herz der ganzen Nation dem „Jörn Uhl" so warm entgegen? ... Weil dieses Meisterbuch dem uralten deutschen Zuge nach tiefer Erfassung des" usw. folgt ganz dasselbe lange Urteil für Frenssen, das in der ersten Auflage für Sudermann und Hauptmann gegolten hat.

Vor allem aber hat Wychgram die Rezensionen seiner Darstellung nicht genutzt. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat die erste Auflage vor Jahren an diesem Orte (6. Jahrgang, S. 378 f.) besprochen und mit Recht Erweiterungen im großen und Berichtigungen im Einzelnen vorgeschlagen, die nun alle auch in der zweiten Auflage nicht berücksichtigt worden sind. Auch jetzt gilt unter anderen Karl Stieler als „der klassische Dichter des süddeutschen Dialekts", während Franz Stelzhamer nicht genannt ist, auch jetzt ist das direkte Versehen Karl Stifter (S. 204) unberichtigt geblieben usw. — Nur der wegen des engherzigen Verzichtes auf fremdländische Leser bemängelte Satz: „Wir brauchen das den Lesern, die ja alle Deutsche sind, gar nicht auseinanderzusetzen" ist jetzt auf S. 214 ausgefallen.

Prag, Juni 1904. Adolf Hauffen.

Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin. Von Dr. Otto Rüdiger. Mit Bildnis. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß 1903. 3.50 M.

Die Schrift hat hauptsächlich die Erzieherin zum Gegenstande, die in kümmerlichen und noch heute nicht ganz aufgeklärten Verhältnissen aufgewachsen, sich durch eigene Kraft die Bildung erwarb, um zuerst in dem friedlosen Hause von Landedelleuten die Erziehung der Kinder zu übernehmen, die sie dann in der Nähe von Hamburg im eigenen Hause fortsetzte; woraus sich die berühmte Erziehungsanstalt entwickelte, die 1803 aus dem höchsten Norden (Hamme) nach dem Süden Deutschlands (Heidelberg) verlegt wurde. Für die Geschichte der Pädagogik ist diese Erscheinung jedenfalls von größtem Interesse. Die ausgewachsene und einäugige Person schien durch ihr Äußeres eher zum Spott als zur Verehrung herauszufordern; sie besaß weder eine ordentliche Bildung noch Sinn für das Tatsächliche; sie war eine durchaus sentimentale Natur. Und doch hat sie als Erzieherin die höchsten Erfolge erzielt, die ihr im Norden und im Süden von den ersten Männern der Nation bestätigt werden. Man sieht auch hier wiederum, daß Autodidakten die besten Lehrer sind und daß enthusiastische Naturen auf die Jugend nicht

schädlich, sondern sehr günstig wirken. Der Verfasser legt seiner Lebensgeschichte im wesentlichen die Autobiographie der Rudolphi zugrunde, deren unbestimmte und ungenaue Angaben er sicherer zu bestimmen, zu ergänzen oder zu widerlegen trachtet. Leider aber sind die Quellen über ihre Jugendzeit so dürftig, daß er in den ersten Kapiteln über mehr oder weniger sichere Vermutungen nicht hinauskommt. Etwas besser steht es später, als die Rudolphi mit dem Hamburger Kreise des jüngeren Reimarus und mit Klopstock in Verbindung tritt. In Heidelberg hat sie dann Fühlung mit den Romantikern, während sie gleichzeitig Vossens Sohn Abraham an ihrer Anstalt beschäftigt; hier wird sie dann auch in den Streit der Parteien hineingezogen und von Reinbeck im „Morgenblatt" angegriffen. Aus der handschriftlich gedruckten Selbstbiographie der Lina Schwarz erfahren wir S. 192 ff. einiges über Brentano; und S. 234 weist der Verfasser nach, daß das „Marienwürmchen" im „Wunderhorn" von C. Rudolphi herrührt. Uns die Dichterin sonst nahezubringen, ist Rüdiger, der sich unter dem Vorwort als „Lehrer an verschiedenen höheren Töchterschulen" bezeichnet, nicht gelungen. Die Parallele mit Schiller (S. 150, 154 f., 260) zeigt zur Genüge, daß er auf diesem Gebiete sich nicht zu helfen weiß. Die aus den Gedichten der Rudolphi reichlich mitgeteilten Proben werden schwerlich jemand einladen, die von Rüdiger erhoffte Doktordissertation in Angriff zu nehmen.

Der Anhang enthält Briefe von Reichardt, Gleim und von der Recke. Der S. 249 erwähnte „pädagogische Reisende aus der Insel Rügen" ist doch wohl Arndt?

Wien. Minor.

Stöcker Helene, Zur Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts. Von Winckelmann bis zu Wackenroder. (Palaestra XXVI.) Berlin, Meyer & Müller 1904. 3.60 M.

Diese sorgfältige und reichhaltige Arbeit, die sich durch Klarheit der Darstellung empfiehlt, behandelt ein Gebiet, dem erst in den letzten Jahren größere Aufmerksamkeit seitens der Literaturgeschichte geschenkt worden ist, nämlich die Wandlungen der Kunstkritik im Zusammenhang mit der schönen Literatur. Sulger-Gebings Studien über die Stellung Heinses und über die Stellung der Schlegel zu den bildenden Künsten, und Jessens Abhandlung über Heinse wären in dieser Verbindung besonders hervorzuheben. Die Verfasserin unternimmt nun, die Anfänge der Veränderungen im Kunstgeschmack und in der Kunsttheorie aufzudecken, die in Wackenroders „Herzensergießungen" einen so bemerkenswerten Ausdruck finden. Sie behandelt ihr Thema von folgenden Gesichtspunkten: Gefühlsströmung, Klassizisten und Systematiker, historische

Kunstbetrachtung, Kunst und Religion, Interesse für deutsches Mittelalter, Interesse für Musik. In jedem Kapitel zeigt sie uns den langsamen Übergang vom streng klassischen Ideal der Winckelmann und Mengs zu der revolutionären Anschauung der „Herzensergießungen", und verrät überall gründliche Bekanntschaft mit dem Material. Sie beweist uns, wie weit wir in das 18. Jahrhundert zurückgreifen müssen, um die ersten Ansätze des gewaltigen Umschwungs zu finden, der in Fr. Schlegels „Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802—1804", in Rumohrs „Italiänischen Forschungen" (1827—1831), Rios „La poesie chrétienne", Band I. (1836), und Ruskins „Modern Painters" (die einschlägigen Bände 1846 ff.) und „Stones of Venice" (1851—1853) gipfelt. Um die Zeit, als der Einfluß Winckelmanns seinen Höhepunkt erreicht hatte, vertritt schon der etwas elastischere, wenn auch viel weniger originelle Chr. L. Hagedorn in seinen „Betrachtungen über die Malerei" (1762) einen weitherzigeren Standpunkt. Die Verfasserin zeigt, wie darauf K. Ph. Moritz eine führende Stellung während dieser interessanten Übergangszeit einnimmt. Dagegen wird Herders „Auch eine Philosophie" unseres Erachtens etwas stiefmütterlich behandelt (S. 94). Es ist und bleibt eines der epochemachenden Werke des 18. Jahrhunderts. Denn nirgends bisher war das Mittelalter mit so viel Originalität und Kühnheit — und zwar in bewußtem Gegensatz zu Voltaires „Essai sur les moeurs et l'ésprit" — wenn nicht verherrlicht, so doch gewürdigt worden. Ebensowenig wird die Verfasserin Heinrich Meyer gerecht. Dieser ausgezeichnete Mann hat trotz Weizsäcker und Harnack bis auf den heutigen Tag noch nicht die ihm gebührende Würdigung im deutschen Volke gefunden. Die bestimmenden Einflüsse auf sein geistiges Leben wurzelten allerdings in der Aufklärung. Er machte sich daher schiefer Urteile über die gotische Baukunst schuldig. Er ist es auch, der später mit Goethes Beistimmung in dem Aufsatz „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst" den Bannstrahl gegen die Nazarener schleuderte. Auf den ersten Blick erscheint er also nichts weniger denn bahnbrechend. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber heraus, daß er die Bedeutung der italienischen Malerei des Mittelalters und der Frührenaissance im wesentlichen erfaßt hatte, und zwar etwa ein Jahrzehnt ehe Fr. Schlegel Deutschland mit seinen Dithyramben in Erstaunen setzte, über vierzig Jahre ehe Rio Frankreich, und fünfzig Jahre ehe Ruskin England mit den Meistern des quattro et cinquecento bekannt machte. Sein Enthusiasmus hat nichts Dionysisches, dafür fußt er aber auf soliden Kenntnissen und setzt eine für die Zeit erstaunliche Unabhängigkeit des Urteils voraus. Im Jahre 1795, also zwei Jahre vor den „Herzensergießungen", erschien in Schillers „Horen" Meyers Aufsatz „Beyträge zur Geschichte der neueren bildenden Kunst", worin Cimabue und Giotto, Mantegna und Bellini ohne eine Spur

jener Verachtung behandelt werden, die sich diese „gotischen" Künstler bisher von der Kritik hatten gefallen lassen müssen — jener Verachtung, die das 17. Jahrhundert eingeführt und die der große französische Kupferstecher und Kunstrichter Cochin durch sein epochemachendes Werk „Voyage d'Italie" (1758) noch gewaltig befestigt hatte. Im Jahre 1800 folgte Meyers Aufsatz über Masaccio in den „Propyläen", in dem er wieder viel Verständnis für die Werke jener naiven Künstler verrät, die dann die neue Schule verherrlichte, und die uns heute noch so bewundernswert erscheinen. In Giotto „gewinnt ein überall durchscheinendes großes Talent unsere Zuneigung und vergütet dasjenige reichlich, was die strenge Kritik gegen die Unvollkommenheiten der Ausführung einzuwenden haben möchte". Mit dieser hohen Wertschätzung der christlichen Kunst verbindet sich bei Meyer die größte Verehrung für die Griechen, allerdings leider auch für die Bologneser. Die „Propyläen", für die die Verfasserin wenig Sympathie zu haben scheint (S. 42), bedeuteten also doch einen sehr wesentlichen Beitrag zum geistigen Leben der Zeit. Ihr Mißerfolg gereichte nicht den Herausgebern, wohl aber dem Publikum zur Schande.

Wenn die Verfasserin Meyers historische Stellung nicht ganz zu würdigen weiß, so ist das besonders durch die Grenzen zu erklären, die sie ihrer Untersuchung gesteckt hat. Sie befaßt sich ausschließlich mit den Anschauungen deutscher Kritiker über deutsche Kunst und übersieht deshalb viel für ihren Gegenstand wesentliches Material. Denn es ist schlechterdings unmöglich, ihr Thema ohne Heranziehung des Interesses für italienische Kunst befriedigend zu behandeln, da, wie wir eben an Meyer gesehen haben, die Wandlungen in der deutschen Kunstkritik sich am prägnantesten in der Wertschätzung italienischer Kunst widerspiegeln. So kommt es denn auch, daß die Verfasserin J. H. W. Tischbein lange nicht hoch genug einschätzt. Denn dieser ist, was selten beachtet wird, neben Wackenroder die Hauptquelle der neueren Kunstkritik. Heinrich Meyer berichtet in dem oben erwähnten Aufsatz gegen die Nazarener: „Von unserem Tischbein, wofern wir nicht sehr irren, ist nun zu allererst größere Wertschätzung der älteren, vor Raphaels Zeit blühenden Meister ausgegangen." Denn Tischbein liebte alles einfache in der Kunst, und auf seine Anregung hin begannen die deutschen Künstler in Rom sich mit Masaccio, Fra Angelico und Pinturicchio zu beschäftigen. Die älteren Werke Raphaels wurden denen seiner späteren Periode vorgezogen, die Bolognesischen Meister vernachlässigt. Mit anderen Worten, wir finden hier schon im Jahre 1790 (also sieben Jahre vor den „Herzensergießungen") das ganze Programm Fr. Schlegels, Rios und Ruskins. Im Vorübergehen sei noch erwähnt, daß schon im Jahre 1770 ein englischer Künstler, Thomas Patch, 26 Nachbildungen der Masaccio-Fresken in der Kirche der Carmini in Florenz veröffentlicht hatte, denen

er dann im Jahre 1772 eine kleine Sammlung von Stichen nach den Giottoschen Fresken daselbst (jetzt als Werke der Giottoschen Schule erkannt) folgen ließ (vgl. Doran: „Mann and Manners at the Court of Florence". London 1876, vol. 2, 220 ff. und „Dictionary of National Biogr." sub Thomas Patch).

Tischbein aber, wie schon Düntzer in seinem Kommentar zu Goethes „Italienischer Reise" (Hempel 24, 964) erwähnt hat, legte die größte Bewunderung für den Mailänder Dom an den Tag zu einer Zeit, als Goethe noch in einseitiger Vergötterung für den Meister von Vicenza befangen war. Tischbein schreibt aus Mailand im Jahre 1782: „Das ist ein heiliger Wald, von der Kunst aufgestellt, von Gottes Geiste bewohnt" (vgl. „Aus meinem Leben" von J. H. W. Tischbein, herausgegeben von C. G. W. Schiller, Braunschweig 1861. Bd. 2, 3).

Sogar Heinse ist wichtiger in dieser Verbindung, als vorliegende Arbeit dartut. Die außergewöhnliche Originalität des vielgeschmähten Verfassers des „Ardinghello" tritt nirgends mehr zutage als in dem 1783 auf der Rückreise von Rom geführten Tagebuch. Geblendet von antiker Herrlichkeit und unter dem Bann Winckelmanns stehend, lobt er doch den lieblichen Bellini in S. Zaccaria in Venedig und geht wenigstens nicht gleichgiltig an St. Zeno in Verona vorüber — einer Kirche, die meines Wissens vordem jeder Reisende in Italien, sei er welcher Nationalität er wolle, bespöttelte oder gar nicht beachtete. Noch bemerkenswerter als bei Tischbein dem Maler und Heinse dem Kritiker erscheint Originalität in Kunstsachen bei einem Dichter wie Matthisson, der in keiner intimeren Beziehung zur Kunst stand. Schon im Jahre 1795 spricht er mit Begeisterung über die Fresken von Fra Angelico, die Hirt kurz vorher entdeckt hatte: „Den Charakter patriarchalischer Ehrwürdigkeit und naiver Einfalt haben sie mit allen hervorstechenden Gemälden aus jener frommen und heiligen Kunstperiode gemein" (vgl. „Erinnerungen" in „Schriften" 4, 286, Zürich 1825). Diese Worte liefern einen interessanten Beweis für die mächtigen Anregungen zu Gunsten der italienischen Frührenaissance, die von dem Tischbeinschen Kreise ausgingen.

Sehr wünschenswert wäre ferner ein Hinweis gewesen auf das Interesse für gotische Baukunst seitens des Engländers Horace Walpole (um 1750) und auf den mächtigen Einfluß auf den Geschmack der Zeit, der durch das phantastische Schloß „Strawberry Hill", dieses typischen „virtuoso" ausgeübt wurde. Dieser Einfluß reichte nämlich weit über die Grenzen Englands hinaus und läßt sich bis auf Aug. Wilh. Schlegel, den Übersetzer der „Historischen, literarischen und unterhaltenden Schriften von Horatio Walpole" (1800) verfolgen. Eine gelegentliche Erwähnung von Lüdtkes Aufsatz „Gothisch im 18. und 19. Jahrhundert" (Zeitschrift für deutsche Wortforschung 4, 133 ff.) hätte in dieser Verbindung nicht fehlen sollen.

Nebenbei sei noch in Anschluß an die Ausführungen der Verfasserin über Dürers Stellung in der deutschen Kunstkritik des 18. Jahrhunderts (S. 93 ff.) erwähnt, daß dieser Künstler damals auch schon in England bewundert wurde. Der mystische Dichter und Zeichner William Blake (1757—1827), eine der interessantesten Gestalten der englischen Frühromantik, zeigte schon in der Jugend Vorliebe für Dürer (vgl. A. Gilchrist „Life of William Blake" 1, 510 ff. London 1880). Vielleicht war hier der Vermittler Heinrich Füßli aus Zürich, der mit Bodmer, Breitinger und Lavater bekannt war. Er hatte sich 1779 in London niedergelassen und nahm in kurzer Zeit im englischen Kunstleben eine führende Stellung ein. Blake hat seinerseits wieder stark auf den englischen Prä-Raphaelitismus eingewirkt. Und so hat denn der Nürnberger Meister auch im Auslande stille Triumphe gefeiert.

So gewährt Helene Stöckers Abhandlung Ausblicke auf ein gewaltiges Feld. Denn die Geschichte der Wiedergeburt des Interesses für mittelalterliche Kunst und Kultur ist noch nicht geschrieben. Ein solches Werk müßte vom vergleichenden Standpunkt unternommen werden und würde zu bedeutenden und interessanten Resultaten führen, und viel Licht auf noch dunkle Gebiete verbreiten. Der Verfasser einer solchen Geschichte aber würde in vorliegender Arbeit viel dankenswertes Material finden.

Universität von Chicago. Camillo von Klenze.

Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Dr. Hermann Michel. Berlin 1904, B. Behrs Verlag. (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 133.) 3.50 M.

H. Michel hat sich das Verdienst erworben, die Nachtwachen von Bonaventura neu herauszugeben. Es ist das nicht nur für die Wissenschaft von Wert, auch mancher in der Laienwelt wird es ihm danken. Ist es doch ohne Zweifel, daß dies geistreiche, humoristische Büchlein immer seine Liebhaber finden wird. Der Text ist getreu nach der Originalausgabe abgedruckt. Eine Reihe von Anmerkungen zum Schluß erklären einzelne Stellen und bringen mancherlei wertvolle Belege, vor allem aus der romantischen Literatur. Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Einleitung, die uns eine Charakteristik der Nachtwachen bietet und von ihren literarischen Vorbildern spricht. Vor allem aber wird die Verfasserfrage ausführlich erörtert. Die traditionelle Auffassung ist bekanntlich die, daß Schelling sich unter dem Pseudonym Bonaventura versteckt habe. Auch H. Michel neigt sich entschieden dieser Ansicht zu. Alles, was dafür ins Feld geführt werden kann, findet man in seiner Einleitung zu den Nachtwachen geordnet beisammen.

Ohne Zweifel, die äußeren Argumente und Zeugnisse sprechen zunächst für Schelling. So hat er unter dem gleichen Pseudonym einen

Beitrag für den Tieck-Schlegelschen Musenalmanach von 1802 geliefert. H. Michel hält das freilich mit Recht nicht für entscheidend. Er führt ein Beispiel dafür an, daß man sich auch sonst dieser schriftstellerischen Maske bedient habe (Einleitung S. 35). Wichtiger ist, daß wahrscheinlich Jean Paul und vielleicht auch Varnhagen in Schelling den Autor der Nachtwachen gesehen haben (Einleitung S. 36 und 46). Wenn Jean Paul einem Freunde schreibt: „Lesen Sie doch die Nachtwachen von Bonaventura d. h. von S . . .", so ist ja anzunehmen, daß er an Schelling gedacht hat. Dazu weist H. Michel nach, daß gerade Jean Paul eher über den Verfasser orientiert sein mußte als mancher andere, weil der Bonaventura der Nachtwachen zwei Beiträge in der „Zeitung für die elegante Welt" veröffentlicht hat, deren Mitarbeiter auch Jean Paul war und die von seinem Schwager herausgegeben wurde. Es handelt sich einmal um ein Fragment aus den Nachtwachen, das schon vor ihrer Veröffentlichung in jener Zeitschrift abgedruckt wurde. Sodann hat H. Michel noch einen zweiten Beitrag von Bonaventura eben dort entdeckt, betitelt „Des Teufels Taschenbuch", der in der neuen Ausgabe der Nachtwachen als Anhang beigegeben ist. Sicherlich hat H. Michel recht, wenn er den Autor der Nachtwachen mit dem Verfasser des Taschenbuches für identisch hält (Einleitung S. 48). Nach allem halte ich obige Briefstelle Jean Pauls unter den äußeren Zeugnissen, die für Schelling sprechen, für das gewichtigste. Zu sicherem Ergebnis kann es natürlich nicht führen und noch viel weniger alle die anderen, die ich hier nicht zu wiederholen brauche. Die Entscheidung muß auf anderem Gebiete fallen, da, wo auch die Zweifel an Schellings Autorschaft laut geworden sind. Stil und Inhalt der Nachtwachen wollen untersucht sein und mit Schellings Schriften verglichen werden. H. Michel hat das auch getan und mancherlei Parallelen mit Schellings Werken angeführt. Aber alle Zweifel kann er trotzdem nicht los werden. Als der größte erscheint ihm folgender. Erst wird aufs bündigste die Verwandtschaft Bonaventuras mit Jean Paul nachgewiesen (Einleitung S. 19 ff.). H. Michel meint sogar, eine so starke literarische Beeinflussung durch einen bestimmten Autor sei in der gesamten deutschen Literaturgeschichte nicht allzu häufig vorgekommen, und dann muß er doch zugeben, daß Schelling einen solchen Einfluß nirgends rechtfertige (S. 61). Das ist gewiß. Ja man kann sogar sagen: Niemand, der Schelling kennt, würde durch die Lektüre der Nachtwachen auf die Vermutung kommen, daß dieser Philosoph der Verfasser sei. Ohne Zweifel spricht Bonaventura mancherlei Ideen aus, die sich wie ein Echo Schellingscher Gedanken ausnehmen, aber Schelling selbst findet man in den Nachtwachen nicht. Dies mußte notwendig den Glauben an Schellings Autorschaft wankend machen. R. Haym meint, daß die Nachtwachen „auf einen Dichter, halb in der Weise Arnims und Brentanos, halb in der Weise E. T. A. Hoff-

manns" deuten (Romantische Schule S. 636 Anmerkung). Davon ausgehend hat R. Meyer die Nachtwachen als ein Werk E. T. A. Hoffmanns hinzustellen gesucht (Euphorion 10, S. 578 ff.). Mehr als eine Hypothese wagt er seine Behauptung freilich nicht zu nennen. Vor allem scheint ihm der Stil Hoffmanns von dem der Nachtwachen abzuweichen. Ich habe die Werke Hoffmanns im Zusammenhang durchgelesen, und je mehr ich mit seiner schriftstellerischen Eigenart vertraut geworden bin, um so größer erschien mir die Verwandtschaft zwischen Bonaventura und Hoffmann. Auf der anderen Seite aber, je bekannter ich mit Schelling wurde, je zweifelhafter mußte mir dessen Autorschaft werden. Da es sich vielleicht darum handelt, zur Lösung der Verfasserfrage einiges beizutragen, will ich näher darauf eingehen.

Zu dem sprunghaften Wechsel des Inhalts und der Form in den Nachtwachen bieten Schellings Schriften keinerlei Analogon. Auf S. 113 charakterisiert der Held der Nachtwachen seine Aufzeichnungen als aufgehäufte „Fels- und Waldstücke", durch die „sich still verborgen wie ein schmaler Strom" seine eigene Lebensgeschichte hinziehe. Der Nachtwächter erzählt uns in den einzelnen Nachtwachen von seinen Erlebnissen, Abenteuern, nächtlichen Betrachtungen, ja auch von seinem früheren Leben, und zwar alles ohne Wahrung der zeitlichen Folge. Dieser lockeren Verknüpfung des Inhalts entspricht ganz das Gemisch der schriftstellerischen Formen. Bald fängt der Verfasser an zu erzählen, indem er entweder selbst das Wort ergreift oder andere reden läßt, bald entwirft er uns einzelne Situationsbilder, etwa in der Weise von Andersens Bilderbuch ohne Bilder, woran R. Meyer erinnert. Es wechseln Dialoge und Monologe, Gedichte in Prosa, Reden und Briefe. Bei solchem Aussehen erinnert das Büchlein in keiner Weise an Schellings Schriftstellerei, wohl aber an Jean Paul und Hoffmann. Auch bei letzterem wechselt, insbesondere in den ersten Schriften, die Erzählung mit Briefen, Reden, Dialogen, der Herausgabe nachgelassener Papiere usw. Nebenbei mag auch bemerkt sein, daß Hoffmann eine Novellensammlung unter dem Titel: „Nachtstücke" herausgegeben und in seinem Märchen vom goldenen Topf die Einteilung in Vigilien gewählt hat, obgleich sie hier nicht die Bedeutung für den Inhalt gewinnt wie in den Nachtwachen.

Werfen wir nun einen Blick auf die ästhetische, philosophische und wissenschaftliche Richtung des Büchleins, so gilt es vor allem H. Michels Mahnung zu beachten: „Wir dürfen keinen Bestandteil der Nachtwachen, der allgemein romantisch ist und mindestens potentiell jedem Romantiker zugesprochen werden kann oder der sich sonst in dieser Zeit häufig nachweisen läßt, für spezifisch Schellingisch ausgeben, wenn sich in Schellings Schriften ein ähnlicher findet" (Einleitung S. 40). So hilft es wenig, zu konstatieren, daß sich auf keinen der großen Dichter in den Nachtwachen so viel direkte Hinweise finden wie auf Shakespeare. Das ent-

spräche nicht nur Schellings Geschmack, auch bei Hoffmann könnten wir es nicht anders erwarten. Seit 1802 las Hoffmann Shakespeare aufs eifrigste, und genau wie Bonaventura zitiert er keinen anderen Dichter in seinen Novellen häufiger als eben Shakespeare. Auch die gelegentliche Erwähnung Dantes, sowie die mehrfachen Anklänge an Goethe helfen nicht vom Fleck. Beider Spuren finden wir auch in Hoffmanns Werken wieder.

Etwas, was aber entschieden gegen Schelling spricht, ist, wie schon erwähnt, die starke Abhängigkeit von Jean Paul. Aus dieser Schwierigkeit kommen wir selbst dann nicht heraus, wenn wir, mit H. Michel auf Schellings ungemeine Assimilationsfähigkeit bauend, die abstrakte Möglichkeit solchen Einflusses zugeben wollten.

Ein anderes Bedenken gegen Schelling liegt in der Anlehnung an Clemens Brentanos Lustspiel „Ponce de Leon" in der Geschichte von den beiden Brüdern, die von H. Michel noch nicht erwähnt ist. In den Nachtwachen kehrt wieder der Name Ponce, ferner Juan (vgl. im Ponce S. 192, wo Aquilar von seiner Geliebten Juan genannt wird), auch die schöne Kolombine treffen wir hier an, die bei ihrem Erscheinen ein schreckvolles Staunen hervorruft, in den Nachtwachen bei Juan, in Ponce bei dem Helden des Stückes. Desgleichen wird von einem Duett zwischen den beiden Liebenden in den Nachtwachen wie im Ponce berichtet. Schließlich ist auch der Schauplatz genau derselbe, Sevilla und ein Landhaus in der Nähe dieser Stadt. Bei Schelling ist es unwahrscheinlich, daß er ein Werk Brentanos in dieser Weise als Quelle benutzen sollte, da er wie seine Frau Brentano nicht leiden konnten und ihn von sich fern hielten, als er nach Jena kam (vgl. Waitz, Caroline 2, S. 155). Bei Hoffmann dagegen ist solches Schöpfen aus Brentanos Ponce viel glaublicher. Er ist ja der Komponist von Brentanos lustigen Musikanten. Wir wissen ferner, daß Hoffmann den Ponce in Warschau gelesen hat (vgl. Ellinger, E. T. A. Hoffmann S. 40). Es mag hier gleich Erwähnung finden, daß für Hoffmann auch der Verlauf jener Geschichte sprechen könnte. Juans gewaltsames Eindringen in Ines' Schlafgemach im einsamen Landhaus wiederholt sich in den Elixieren, nur tritt an Juans Stelle Medardus, an die Stelle von Ines Aurelie (Hoffmanns Werke, herausgegeben von Grisebach 2, S. 179). Ein anderes Motiv, wie die Geliebte, nur einmal gesehen, den Augen des Geliebten entschwindet und dann rastlos von diesem gesucht wird, ist von Hoffmann wiederholt behandelt, so im Artushof, im Fragment aus dem Leben dreier Freunde und in der Automate.

Nach diesen Bemerkungen über die literarische Abhängigkeit der Nachtwachen wäre einiges über Bonaventura als Ästhetiker zu sagen. Seine Frontstellung gegen den rationalistischen Geist vom rein romantischen Standpunkt aus läßt sich für Schelling wie für Hoffmann in gleicher Weise ausbeuten. Mehr für letzteren spricht die wiederholte Er-

wähnung der Musik. Darin unterschied sich Schelling von den übrigen Romantikern und ganz besonders von Hoffmann, daß er die Plastik über die Musik stellte. Allerdings läßt sich weder die Schellingsche noch die romantische Rangordnung der Künste aus den Nachtwachen herauslesen, aber es fehlt doch nicht an einer überaus warmen Erhebung der Musik, wie wir sie bei Hoffmann eher als bei Schelling erwarten. Sie erscheint Bonaventura „wie ein lieblicher Genius", der zu denen, die in dunkelem Kerker schmachten, herniedersteigt, um sie zu erquicken (S. 96). Auch „den Sterbenden ist die Musik verschwistert, sie ist der erste süße Laut vom fernen Jenseits, und die Muse des Gesanges ist die mystische Schwester, die zum Himmel zeigt" (S. 9). Auch sonst ist immer wieder von Musik die Rede, besonders aber von Mozart und seinem Don Juan, der Lieblingsoper Hoffmanns. Aus dem Text zum Don Juan stammt das Motiv der Crispinusgeschichte in der dritten Nachtwache. Ein steinerner Gast wird zum nächtlichen Liebesmahl geladen und ruft bei seiner Ankunft Staunen und Entsetzen hervor. Freilich läßt sich auch von Schelling nachweisen, daß er den Don Juan gekannt hat, immerhin ist die wiederholte Erwähnung und die Entlehnung des Motivs bei Hoffmann wahrscheinlicher (vgl. auch seine Novelle: Don Juan 1, 62 ff.). Das gilt auch von einem musikalisch-technischen Ausdruck wie „Lauf durch die Skala" (S. 92), worauf schon R. Meyer hingewiesen.

Was von Philosophie und Weltanschauung in den Nachtwachen zum Vorschein kommt, entscheidet ebenfalls mehr zugunsten Hoffmanns. Aus der Erwähnung einzelner Philosophen, ja auch aus der Polemik gegen Fichte läßt sich an sich noch keinerlei Argument für oder gegen Schelling gewinnen. Immerhin läßt sich zweierlei für Hoffmann anführen. Zunächst die eigentümliche Ausgestaltung des Ichproblems, weniger philosophisch zugespitzt als aus den Wirren eines mit sich selbst entzweiten Herzens geboren. Immer wieder begegnen wir im Bonaventura Menschen mit einem Grauen vor sich selbst, die den festen Boden eines Ichs nicht finden können. Ihr Ich scheint sich ihnen zu zerspalten und in mehrere Ichs aufzulösen. So schreibt Ophelia an Hamlet: „Sieh, da kann ich mich nimmer herausfinden, ob ich ein Traum — ob es nur Spiel, oder Wahrheit, und ob die Wahrheit wieder mehr als Spiel — eine Hülse sitzt über der andern und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren" (S. 119). Wiederholt wird das Verlangen laut, das eigene Selbst im Spiegel zu schauen, um auf diese Weise das Ich zu entdecken. „Gebt mir einen Spiegel," ruft der Nachtwächter, „daß ich mich selbst einmal erblicke .... Ihr schüttelt — wie? steht kein Ich im Spiegel, wenn ich davor trete — bin ich nur der Gedanke eines Gedanken, der Traum eines Traumes?" (S. 93.) Ganz ähnlich ist eine Stelle auf S. 57. Dies eigentümliche Sichloslösen vom eigenen Ich, dies Sichbetrachten von einem fremden Standpunkt aus,

dies Irrewerden an sich selbst, dies angstvolle Suchen nach einem festen Postament im Bereich des Ichs ist für Hoffmann außerordentlich charakteristisch. Der letzte Grund hierfür ist in einer eigentümlichen Disharmonie seines Charakters zu suchen. Hoffmann sah in sich die schärfsten Gegensätze hart nebeneinander. Der oftmalige jähe Übergang von einem Extrem zum anderen ließ ihn in sich einen „Fangball der heterogensten Launen“ erblicken (Hitzig, Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß 1, 86). Von tiefster Wehmut konnte er plötzlich zu tollstem Humor und gellendem Gelächter überspringen. Man kann es wohl begreifen, wenn er sich selbst manchmal unheimlich vorkommen mußte. Eine ähnlich schroffe Disharmonie offenbart sich in dem Helden der Nachtwachen. Er spricht von einem „verdammten Widerspruch“ in sich und sagt davon: „Er geht soweit, daß z. B. der Pabst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann ...... Ein paarmal jagte man mich aus Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich drin beten wollte“ (S. 58). Der Nachtwächter vergleicht deshalb sein Gemüt „einem mit Vorsatz widersinnig gestimmten Saitenspiele ..., auf dem ... niemals in einer reinen Tonart gespielt werden kann“ (S. 92). Das ist Hoffmann, wie er leibt und lebt. Auch die Personen in seinen Erzählungen erinnern uns gar oft an die obigen Stellen im Bonaventura. So sagt Giglio in der Princessin Brambilla: „Es muß sich etwas in meinem Augenspiegel verrückt haben, denn ich sehe leider meistens alles verkehrt, und so kommt es, daß mir die ernsthaftesten Dinge oft ganz ungemein spaßhaft und umgekehrt die spaßhaftesten Dinge oft ganz ungemein ernsthaft vorkommen“ (11, 107). Ähnlich ist es, wenn von Medardus in den Elixieren des Teufels erzählt wird, daß er sich zum Beten niederwarf und dazu lachte „wie ein Wahnsinniger“ (2, 21). Was sind Giglio und Medardus in diesem Punkte anders als geradezu Doppelgänger des Nachtwächters? Zuweilen werden die konträren Vorstellungs- und Empfindungsweisen auf verschiedene Rollen einer Persönlichkeit verteilt, die dann oft selbst nicht mehr weiß, in welcher sie das eigene Ich zu suchen hat. So gerät Medardus in den Elixieren, der verschiedene Personen zugleich auf dem Schlosse des Barons darzustellen hat, in folgende tiefsinnige Reflexion: „Ich bin das, was ich scheine, und scheine das nicht, was ich bin, mir selbst ein unerklärlich Rätsel, bin ich entzweit mit meinem Ich“ (2, 56). Etwas ähnliches begegnet der Schauspielerin im Bonaventura. Die Rolle Ophelias wächst sich in ihr zu einem anderen Ich aus, und dieser Zwiespalt geht so weit, daß sie darüber in Wahnsinn verfällt (S. 113 f.).

Auch das Erschrecken vor dem Spiegelbild wiederholt sich in Hoffmanns Novellen, ganz an jene Stellen im Bonaventura erinnernd. In

der Geschichte vom Magnetiseur bekennt Maria, daß sie Gefahr laufe, sich „selbst gespenstisch zu werden“ und vor ihrem „eigenen Bilde im Spiegel zu erschrecken“ (1, 151, vgl. 271 ff.).

Schelling hat solches Grauen vor sich selbst nie zu leiden gehabt. Er war eine harmonische Persönlichkeit, und die zuletzt angeführten Gedankenreihen haben ihm gänzlich fern gelegen. Dem entspricht es, wenn wir in der monistischen Richtung einen wesentlichen Grundzug der Schellingschen Philosophie erkennen müssen. Die ganze neuere Philosophie, mit Ausnahme derjenigen Spinozas, erscheint Schelling dualistisch, selbst ein System wie das des Leibnitz sieht er in dieser Hinsicht mit mißtrauischen Blicken an (Schellings Werke 6, 110). Dagegen macht er Spinozas Losung: ἓν καὶ πᾶν auch zu der seinigen. Der Philosoph soll nach ihm die Welt aus einer Höhe betrachten, von der aus alle Widersprüche verschwinden. Schellings Identitätssystem erstrebt nichts geringeres als eine „Entfernung aller Gegensätze“ (5, 275).

Diese harmonisch-monistische Betrachtungsweise kennt Bonaventura nicht. Nicht nur für die Dissonanzen im eigenen Ich hat er ein scharfes Auge, sondern auch für die Widersprüche im menschlichen Leben. Er weiß sich vor dem Trübsinn solcher Grübeleien nicht zu retten und fällt einem skeptischen Pessimismus anheim. Die Weltgeschichte erscheint ihm „wie ein alberner Roman“ (S. 53). Das Leben kommt ihm wertlos und nichtig vor. Der Unsterblichkeitsglaube mitsamt all den anderen metaphysischen Lehren ist ihm eine Spitzfindigkeit, die man zwar von der hohen Schule mitbringt, aber im Leben bald wieder abschütteln muß (S. 117 f. und 121). Auf dem Kirchhof kommen ihm bittere Sarkasmen über die Hinfälligkeit des menschlichen Geistes. Da ruft er aus: „O, rühmt mir nichts von der Selbständigkeit des Geistes — hier liegt seine zerschlagene Werkstatt, und die tausend Fäden, womit er das Gewebe der Welt webte, sind alle zerrissen und die Welt mit ihnen“ (S. 141). Hinter dem Tode sieht er das leere Nichts aufgähnen. Und „das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern“ (S. 75). Mit einem dreimaligen feierlichen Bekenntnis zum Nichts schließen die Nachtwachen. Demnach bleibt den Menschen nichts anderes übrig als trotzig dem Nichts entgegenzugehen. Sie wimmern zwar alle nach Liebe „und nach einem großen Herzen über den Wolken“, aber es gibt nur die eine Antwort darauf: „Wimmert nicht länger — diese Myriaden von Welten sausen in allen ihren Himmeln nur durch eine gigantische Naturkraft, und diese schreckliche Gebärerin, die alles und sich selbst mit geboren hat, hat kein Herz in der eigenen Brust“ (S. 142).

Solcher Pessimismus läßt sich mit Schellings Weltanschauung ganz und gar nicht vereinigen. Schelling ist durch und durch spekulativ, selbst

das Scheitern in der orthodoxen Theologie konnte ihn keinen Augenblick zum Skeptiker machen. So trägt denn auch seine Philosophie den Stempel hochfliegender Spekulation und höchster Gewißheit. Um das deutlich zu machen, braucht man sie nur kurz zu charakterisieren. Schellings System um 1805 ist ein platonisch gefärbter Spinozismus, oder richtiger gesagt ein spinozistisch gefärbter Platonismus, denn seit der Abfassung seines Dialoges Bruno überwog das platonische Element. Setzen wir für die Namen Plato und Spinoza die bezeichnenden Schlagwörter ihrer Philosophie ein, so könnte man Schellings System um 1805 eine monistische Ideenlehre nennen. Jede wahre Philosophie muß nach Schelling in erster Linie Ideenlehre sein, das heißt sie muß aufsteigen vom Besonderen zum Allgemeinen, zur Idee. Die Verknüpfung der Ideen durch „Konstruktion" zum System ist dann die zweite Hauptaufgabe der Philosophie (5, 325). Das empirische Untersuchen der Dinge auf ihr Verhältnis von Ursache und Wirkung ist für Schelling keine wahre Erkenntnis (6, 76). Und so weit ist er von allem Skepticismus entfernt, daß für ihn, wie auch für Plato und Spinoza, die Erkenntnis des Absoluten Voraussetzung aller Philosophie ist (5, 215). Er verschmäht den Weg vom Endlichen zum Unendlichen und schwingt sich direkt durch die „unmittelbare Anschauung" zum Unendlichen empor. So geht er mit Plato und Spinoza den Weg vom Unendlichen zum Endlichen. Auf alle die, welche die Erkenntnis Gottes verneinen, sieht er mitleidig herab. Kants moralischer Postulatenglaube ist ihm verhaßt, ebenso wie der Gefühlsmysticismus eines Jacobi, denn beide leugnen ja ein eigentliches Erkennen Gottes. So kann er von Kant geradezu sagen, er verneine alle „wahre theoretische Philosophie" (6, 119), und die Jacobische Philosophie des Nichtwissens nennt er eine heillose (2, 270). Wir sehen, bei Schelling ist kein Mangel an Sicherheit, eher ein Zuviel. Am deutlichsten zeigt sich das vielleicht in seiner Würzburger Vorlesung über die Propädeutik der Philosophie (6, 71 ff.), die für Schellings System von ganz hervorragendem Interesse ist. Er gibt hier eine Skizze von dem Entwicklungsgang der neueren Philosophie, und zwar so, daß sein eigenes System als die Krönung und Vollendung der ganzen bisherigen Philosophie erscheint, über das hinaus es keine Entwicklung mehr gibt. Nichts kann deutlicher Schellings Fernsein von jedwedem Skepticismus beweisen. Wollte man entgegenhalten, daß ja auch Schelling die persönliche Fortdauer nach dem Tode leugne (6, 60), so braucht man nur auf den Ton zu achten, in dem diese Anschauung vorgetragen wird, um den schärfsten Unterschied zwischen Bonaventura und Schelling zu empfinden. Das Fortleben der Seele in der Idee ist für Schelling etwas durchaus Positives, so daß er für das Negative dieser Lehre, die Aufhebung der Persönlichkeit, gänzlich blind und gleichgiltig erscheint. Der Wunsch nach Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne ist ihm nur ein

„Mißkennen des echten Geistes der Philosophie" und des wahren Philosophen unwürdig (6, 60 f.).

Ebenso grundverschieden wie Schellings Unsterblichkeitstheorie von dem Skepticismus Bonaventuras, ebenso abweichend ist auch seine optimistische Geschichtsbetrachtung von der düster pessimistischen Auffassung der Nachtwachen. Für Schelling ist die Geschichte kein chaotisches Durcheinander, keine „Reihe zufälliger Begebenheiten" (5, 291), sie kommt vielmehr „aus einer ewigen Einheit". Als der höchste Gesichtspunkt der Geschichtsbetrachtung erscheint ihm der religiöse oder derjenige, aus welchem die ganze Geschichte als Vorsehung begriffen wird.

Nach allem scheint es mir schlechterdings ausgeschlossen, mit H. Michel von einem Pessimismus Schellings zu reden. Ein paar Stellen über die Tragik des Lebens kann man bei jedem philosophischen Schriftsteller ausfindig machen. Auch aus den Unannehmlichkeiten von Schellings Würzburger Stellung und seiner damaligen Nervosität, worauf H. Michel hinweist, entsteht bei einem Mann wie Schelling noch kein Hamletschmerz über die Erbärmlichkeit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins, wenigstens nicht als eigentliche Grundstimmung. Freilich wird man H. Michel recht geben müssen, wenn er von absichtlichen Übertreibungen des Nihilismus in den Nachtwachen redet und meint, man könne manchmal kaum entscheiden, wo der Scherz aufhöre und der Ernst anfange. Immerhin empfängt man doch den entscheidenden Eindruck, daß der Schmerz das erste ist und der Spott das zweite. Deshalb geht es auch nicht an, die pessimistischen Ansichten und Empfindungen Bonaventuras Schelling auf die Weise anzupassen, daß man behauptet, nur deshalb sei die nihilistische Weltanschauung bis zu ihrem äußersten Extrem entwickelt, „um sie eben dadurch ad absurdum zu führen" (H. Beckers, Schellings Geistesentwicklung S. 96). Solche Auffassung nimmt sich wie ein äußerster Notbehelf aus, die These der Schellingschen Autorschaft auch an dieser gefährlichen Klippe zu retten.

Viel eher als in Schellings Philosophie fügen sich jene pessimistischen Grübeleien in Hoffmanns Gedankenwelt ein. Hoffmann kannte den Dämon des Trübsinns nur zu gut, ganz abgesehen davon, daß auch er zu der Zeit, wo die Nachtwachen abgefaßt sein müssen, in der drückendsten Lage war. 1802—1804 befand er sich in seiner Verbannung zu Plozk. Damals sprach er von der „Centnerlast der Gegenwart" und „davon, daß man ihn alle Bitterkeiten bis auf die Neige auskosten lasse" (Hitzig 1, S. 243). Aber auch in späterer Zeit merkt man es Hoffmanns Persönlichkeit immer wieder an, daß er den Schmerz eines zerrissenen Gemütes dauernd zu tragen hatte. Trotz alledem wußte er freilich, wo es ein Asyl für ihn gab. Die Wunder der Natur, Kunst und Poesie waren sein Glück. So hören wir ihn etwa in den Jubel ausbrechen: „Es ist doch etwas Schönes, Herrliches, Erhabenes um das Leben" (10, S. 15

und 176). Dieser Ausruf kehrt auch in den Nachtwachen wieder. „Bei Gott, das Leben ist doch schön," lesen wir dort zweimal (S. 102 und 103). Vor allem die Natur ist dem Helden des Büchleins zur Mutter geworden, und er schmiegt sich an sie an wie ein krankes Kind. Nachdem er eben in pessimistischer Verzweiflung die „alte Mutter" des Eigensinns und der Laune angeklagt, kommt doch Frohlocken und Andacht gleich wieder zum Vorschein, wenn er betend ausruft: „Doch nein, du Mutter bist ewig treu und unveränderlich und bietest den Kindern Früchte in dem grünen Laube, das sie beschattet, und Flammen und die Erinnerung an dich, wenn du schlummerst" (S. 88). Ähnlich sind die Worte in Hoffmanns Fragment: Die Genesung. Der Alte, der sich eingebildet, die Natur habe den Menschen die Farbenempfindung für das Grün genommen, ruft, nachdem er von seinem Wahn geheilt ist, voller Seligkeit seinen Kindern zu: „O, Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug ... Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des Höchsten lag — nie hast du der Menschheit gezürnt" (14, 187). Dabei bleibt aber im Hintergrund immer der dunkle Schatten einer trüben Weltauffassung. Pessimistisches Empfinden des Menschen und seliges Entzücken des Poeten, beides nebeneinander oder doch wenigstens nacheinander, das ist für Hoffmann charakteristisch. Höchst bezeichnend sind für ihn die Worte in den „Leiden eines Theaterdirektors": „Aufgeben will ich alles — alles — mich selbst. — Der ewigen Sonne geb' ich die Atome wieder, die sich zu Lust und Schmerz in mir gefügt — Ach! und doch so süß, so süß zu träumen" (4, S. 8). Das ist auch die Doppelstimmung im Bonaventura. Freilich darf die Differenz zwischen beiden nicht verschwiegen werden. Hoffmanns Werke gehen viel seltener auf religiöse und philosophische Fragen ein als die Nachtwachen, doch läßt sich dieser Unterschied vielleicht aus dem zeitlichen Abstand erklären. Sind die Nachtwachen von Hoffmann geschrieben, so haben wir in ihnen sein erstes Werk. Es müßte einer Periode seines Lebens entstammen, wo die innere Gärung noch besonders stark, wo der Hohn gegen die metaphysischen Spitzfindigkeiten darauf hindeutet, daß er sich selbst noch nicht allzu lange davon freigemacht. Wenn die Idee der Unsterblichkeit eine besondere Rolle spielt, könnte das auch mit auf den Einfluß Jean Pauls zu setzen sein, dessen Spuren wir ja besonders in Hoffmanns ersten Werken begegnen.

Auf die naturwissenschaftlichen Reminiscenzen im Bonaventura, woraus man auch wohl ein Argument für Schelling hergenommen, scheint H. Michel keinen Wert zu legen. Mit Recht. Auch Hoffmann sind die Naturwissenschaften durchaus nicht fremd. Nicht nur im allgemeinen verweist er in seinen Novellen oft darauf (z. B. 1, 81, 321; 5, 23; 6, 148, 174; 10, 124), manchmal werden sogar sehr spezielle Kenntnisse vorgetragen (vgl. 5, 43) und bestimmte Werke angeführt

(7, 15; 11, 55). Einer Idee, die nach H. Michel von Steffens stammt (Einleitung 49), sei im Vorübergehen besonders gedacht. In Hoffmanns „Haimatochare" fordert ein Naturforscher seinen Freund auf, sich an dem schönen Bilde zu erfreuen, daß „die in den schönsten Farbenschmelz geputzten Insekten freigewordene Blumen" seien (13, 9). Noch an zwei anderen Stellen habe ich die gleiche Vorstellung gefunden (1, 222; 12, 131), woraus sich doch der Schluß gewinnen läßt, daß Hoffmann dieser Vergleich lieb sein muß. Er findet sich freilich auch an einer Stelle in Schellings Naturphilosophie (6, 413), aber in den Nachtwachen merkwürdigerweise zweimal (S. 81 und 98).

Reichlich so zahlreich wie die angegebenen Berührungen mit den Naturwissenschaften sind die Beziehungen zur Jurisprudenz. Es wird häufig von Prozessen erzählt, auch werden bestimmte technische Ausdrücke aus der Rechtssprache angewandt (S. 16, 22, 23, 62, 63, 64). Noch entscheidender ist das Zitieren von bestimmten Gesetzesparagraphen (S. 63) und von Seitenzahlen bestimmter juristischer Werke (S. 65). Es ist doch auffallend, daß juristische Schriften so genau zitiert werden, was weder bei philosophischen noch bei naturwissenschaftlichen Werken geschieht. Liegt es da nicht näher, den Verfasser in dem Juristen Hoffmann als in dem Philosophen Schelling zu sehen?

Was den Stil der Nachtwachen anlangt, glaube ich, manche frappante Ähnlichkeiten mit Hoffmann nachweisen zu können. Um uns die Eigentümlichkeiten von Bonaventuras Schreibart ins Bewußtsein zu bringen, betrachten wir nacheinander die poetischen Beschreibungen und Bilder, die erzählenden Stücke und die humoristischen Partien unseres Büchleins. In eine besondere Gruppe stellen wir die Naturszenerien, die immer wieder als Stimmungshintergrund verwandt werden. Merkwürdig ist dabei die Vorliebe für alle leuchtenden, bunten Farben. Das Glänzende, Glühende zieht Bonaventura an: rote Rosen, weiße Lilien, blitzende Diamanten, bunte Schmetterlinge. Die sinnlichen Eindrücke erhalten durch die Wortwahl die höchstmögliche Intensität: eiskalt, purpurrot, totenbleich, schneeweiß, so liebt der Verfasser zu malen. Auch in Farbenkontrasten scheint er etwas zu suchen. Auf S. 47 lesen wir: „Aus Ines Brust floß der purpurrote Strom und haftete auf dem schneeweißen Schleier wie vorgesteckte Rosen," auf S. 15 die ähnliche Stelle: „Ein purpurroter Blutstrom färbte das weiße Sterbegewand des schlafenden Freigeistes."

Weiter muß uns auffallen eine gewisse Hast und Atemlosigkeit, in der eine Vorstellung an die andere gereiht wird. Während sich sonst im Bonaventura auch lange Perioden finden, bestehen die lebhaften Naturschilderungen aus einem schnellwechselnden Nebeneinander von knappen Einzelvorstellungen, oft nicht einmal durch Partikeln verbunden und durch Zeitwörter zu vollständigen Sätzen abgerundet, vielmehr durch Gedanken-

striche voneinander getrennt (vgl. etwa das Frühlingsbild auf S. 98). Aus alledem gewinnt man den Eindruck, daß wir einen Poeten vor uns haben mit glühender Phantasie. Zu Schelling will das nicht recht passen. Gewiß, auch er besaß dichterische Fähigkeiten. Wir besitzen eine Reihe Gedichte von ihm. Selbst in seinen philosophischen Schriften bricht zuweilen das poetische Talent durch. Während für gewöhnlich sein philosophischer Stil in einer gewissen abstrakten Höhe ebenmäßig und in klassischen Perioden dahinfließt, zeigt sich doch hier und da auch Wärme und dichterischer Schwung (vgl. 2, 378; 6, 412). Auch Naturbilder werden gelegentlich von ihm eingewebt, besonders in seinem Dialog „Über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" (10, 3 ff.), der um 1816 entstanden ist. Gleich im Eingang befindet sich der Leser auf einem katholischen Friedhof am Allerseelentag und sieht eine große Menschenschar an den Gräbern stehen und der Toten gedenken. Auf S. 34 wird uns geschildert, wie Klara, die Hauptperson jenes Dialoges, müde auf einer Steinbank sitzt und welke Herbstblätter ihr in den Schoß fallen. Ein andermal werden wir an einen See geführt, und ein Frühlingsbild wird vor unseren Augen aufgerollt. Damit uns Schellings Weise zu schildern deutlich wird, mag es hier seinen Platz finden: „Wir waren eben auf dem Punkt angekommen, von wo zuerst der ganze See übersehen werden konnte. Es war ein entzückender Anblick. Keine Luft bewegte sich, der blaue Himmel hing mit den wenigen zarten Wölkchen unbeweglich über dem See und spiegelte sich in ihm; das Wasser schlug, nur durch seine eigene Kraft bewegt, in sanften Wellen an die Ufer; eine Menge Vögel schwebten hin und her über die Fläche und schienen an ihrem eigenen Bild Freude zu haben, manche schienen es ergreifen zu wollen und machten sich Kopf und Flügel naß. Die Insel stand mit zartem Hoffnungsgrün wie mit einem Teppich umzogen; einzelne Sträucher über den Gräbern und in der Mitte waren mit Laub bedeckt. Auf Bergen und in Thälern keimte das junge Gras; sogar die zarten Bäume hingen voll grüner Knospen; nur die alten, mächtigen Bäume, die Eichen, Buchen und andere hielten noch Stand gegen den Frühling und ragten vor und hinter uns noch in ihrer kahlen winterlichen Gestalt über die anderen hervor" (9, 95). Man kann kein schöneres Naturbild bei Schelling finden, aber die Verschiedenheit von den beiden Frühlingsbildern im Bonaventura wird doch auf den ersten Blick offenbar (S. 98 und 107). Die Schilderung bei Schelling ist viel ruhiger und sachlicher, weit entfernt von der Hast des Tempos mit den vielen Gedankenstrichen und den rasch vorüberfliegenden Vorstellungen in den Nachtwachen. Die Naturbegeisterung Bonaventuras ist flammender, trunkener. Wir haben bei Schelling nichts Ähnliches dem an die Seite zu setzen.

Freilich könnte man versucht sein, eine gewisse Allgemeinheit der Vorstellungen in den Dithyramben Bonaventuras mit lyrischen Produkten

Schellings zu vergleichen, etwa dem Gedicht: „Das himmlische Bild" (10, 447 ff.). Ewig, heilig, selig sind hier ständige Attribute, Ausdrücke wie Kraft, Leben, Liebe auffallend häufig. Von Leben und Liebe ist auch in den enthusiastischen Schilderungen Bonaventuras fortwährend die Rede, und die Vorstellungen tragen meist keinen individuellen Stempel. So ist z. B. ganz allgemein von Blüten und Blumen in jenen Frühlingsbildern gesprochen, keine bestimmten Arten werden genannt. Aber diese Vorstellungsallgemeinheit geht einmal bei Bonaventura nicht so weit wie bei Schelling, dazu ist sie auch anderer Art. Es ist, als ob Bonaventura im Rausch der dichterischen Ekstase keine Zeit und Ruhe hätte zu gegenständlichem Schauen und stillem Verweilen. Die Glut der stürmischen Gefühle jagt seine Phantasie rastlos weiter, und er greift in seiner Trunkenheit das Typische und Nächstliegende heraus. Anders ist es bei Schelling. Werden seine Vorstellungen allgemein und abstrakt, so ist daran nicht ein Übermaß der Empfindung schuld, sondern ein Übergewicht des philosophischen Intellekts. Im Gedicht vom himmlischen Bild haben wir den ruhig erhabenen Stil des Dichterphilosophen, keine leuchtenden Farben, und das Auge hat nichts zu sehen.

All das, was wir von den erwähnten Stileigentümlichkeiten der Nachtwachen bei Schelling vermissen, läßt sich bei Hoffmann in überraschender Ähnlichkeit nachweisen. Man braucht nur ein paar Naturschilderungen bei beiden auszuwählen und nebeneinander zu stellen. Aus Bonaventura nehmen wir das eine der beiden schon besprochenen Frühlingsbilder: „Überall war Heiligtum — der Frühling lag wie ein süßer Traum an den Bergen und auf den Fluren — die Sterne des Himmels brannten als Blumen in dem dunklen Grase, aus tausend Quellen stürzte das Lichtmeer herab in die Schöpfung, und die Farben stiegen darin wie wunderbare Geister auf. Ein All von Liebe und Leben — rote Früchte und blühende Kränze in den Bäumen und duftende Gewinde um Hügel und Berge — in den Trauben brennende Diamanten — die Schmetterlinge als fliegende, gaukelnde Blumen in den Lüften — Gesang aus tausend Kehlen, schmetternd, jubelnd, lobpreisend — und das Auge Gottes aus dem unendlichen Weltmeere zurückschauend und aus der Perle im Blumenkelche" (S. 98 vgl. 107). Mit dieser Schilderung vergleiche man eine Hoffmannsche aus dem Märchen vom goldenen Topf: „Lauter regen sich die Bäume und die Büsche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Insekten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel in der Luft — in den Wässern — auf der Erde feiert das Fest der Liebe! — Da zucken die Blitze überall leuchtend durch die Büsche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde! — hohe Springbäche strahlen aus den Quellen — seltsame Düfte wehen mit rauschendem Flügelschlag daher" (1, 251). Die Identität des Verfassers wird einem durch solche

Gleichheit fast aufgezwungen. Wir finden bei Hoffmann wie bei Bonaventura das gleiche selige Entzücken, die gleiche Neigung zur Anwendung von Gedankenstrichen, charakteristisch für das rasche Vorüberschweben der einzelnen Vorstellungen, die gleiche Art typischer Schilderung, das gleiche leuchtende Kolorit. Man achte nur einmal darauf, wie oft allein schon solche Ausdrücke wie leuchten, brennen, glühen, glänzen, funkeln, blitzen oder Strahl, Funke, Flamme hier und auch anderwärts von beiden ständig gebraucht werden. Überdies noch so viele gemeinsame Vorstellungen: jubilierende Vögel, tanzende Insekten, blitzende Diamanten. Zum Beweise, daß gerade dies bei Hoffmann Lieblingsbilder sind, setzen wir noch folgende Schilderung hierher: „Die Sonne trat in flammender Glut hinter der Stadt hervor, ihr funkelndes Gold erglänzte in den Bäumen und in freudigem Rauschen fielen die Tautropfen wie glühende Diamanten herab auf tausend bunte Insektlein, die sich schwirrend und sumsend erhoben. Die Vögel erwachten und flatterten, singend und jubilierend und sich in froher Lust liebkosend, durch den Wald" (2, S. 42).

Um noch sicherer zu gehen, stellen wir zwei ganz andersartige Naturbilder, zwei Beschreibungen der Nacht aus beiden Schriftstellern zusammen. In den Nachtwachen finden wir gleich auf der ersten Seite folgende Stelle: „Es war eine von jenen unheimlichen Nächten, wo Licht und Finsternis schnell und seltsam miteinander abwechselten. Am Himmel flogen die Wolken, vom Winde getrieben, wie wunderliche Riesenbilder vorüber, und der Mond erschien und verschwand in raschem Wechsel. Unten in den Straßen herrschte Totenstille, nur hoch oben in der Luft hauste der Sturm wie ein unsichtbarer Geist" (S. 5). Einen Satz auf S. 7 fügen wir noch hinzu: „Der Nachtwind," so sagt der Nachtwächter, „pfiff mir durch die Haare und schüttelte die morschen Fensterladen wie ein unsichtbarer herannahender Todesgeist." Nun eine Hoffmannsche Schilderung der Nacht aus Band 3, S. 168 f.: „Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen des Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu kucken schienen." Auch hier wieder eine Reihe von gemeinsamen Vorstellungen, beide für Hoffmann wie für Bonaventura charakteristisch: Der Nachtwind „pfeift", und an beiden Stellen wird dabei an Geister erinnert. Die Wolken fliegen vorüber und werden mit Riesen verglichen.

Ebenso wie die beschreibenden Partien der Nachtwachen weichen auch die erzählenden Abschnitte von Schellings schriftstellerischer Eigenart ab. Die reine Erzählung tritt freilich gegenüber den humoristischen Betrachtungen sehr zurück. Das Epische kommt am besten in der Geschichte von den beiden Brüdern zum Ausdruck (S. 41 ff.). Der Charakter des

Spannenden zeigt sich besonders in der Darstellung der Katastrophe. Wir hören von Sturm und Aufruhr im Inneren, von heißer und wilder Liebe, finsteren Ahnungen, blutigen Vorsätzen, von Verfolgung durch die Furien, Schaudern und Entsetzen, von Hinausstürzen ins Freie. So geht eine schwüle Luft durch die Erzählung, und das ist ihr eigentümliches Gepräge.

Bei Schelling sind epische Motive überhaupt selten ausgeführt. Ein erzählendes Gedicht haben wir von ihm: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland," das 1802 im Tieck-Schlegelschen Musenalmanach erschien. Da aber der Stoff nicht Schellings Eigentum ist (vgl. Plitt, Aus Schellings Leben 1, 293), kann uns wohl die zweifelnde Frage kommen, ob sich nicht für Schelling zu viel von poetischer Erfindung in den Nachtwachen vorfindet. Schellings dichterische Pläne gingen meist mit seiner Philosophie Hand in Hand, sein Hauptanliegen in der Poesie war ein Gedicht von der Natur. Damit hängt es zusammen, wenn er in seiner Philosophie der Kunst das Lehrgedicht verteidigt und ein Gedicht vom Universum das Lehrgedicht κατ' ἐξοχήν nennt (5, 663 und 666). Verraten die Nachtwachen schon zu viel erfinderische Phantasie, so weicht auch die Art zu erzählen aufs entschiedenste von Schellings Weise ab. Bei Schelling fehlt gänzlich das Bestreben, das Spannende des Stoffes zur höchsten Steigerung herauszuarbeiten. Auch sein Gedicht vom Pfarrer zu Drottning ist nur ein einfacher Bericht, noch dazu durch häufige Reflexionen des Pfarrers in seiner Wirkung abgeschwächt.

Anders Hoffmann! Bei keinem der jüngeren Romantiker dürfte man in dem Maße wiederfinden, was sich uns oben als das Eigentümliche in der Erzählung von den beiden Brüdern ergab. Diese Spannung und Hitze ist weit entfernt von den frühlingswarmen Augenblicksträumereien eines Brentano, und noch viel weiter von Arnims Weitschweifigkeit. Hoffmann dagegen liebt es, brennende Glut und eiskalte Schauer in jäher Folge wechseln zu lassen. Er malt die Menschen gern in Momenten höchster Erregung, wenn die Herzen fiebern und die Pulse klopfen. Er beschreibt die Liebe, wie sie zur Raserei wird, die Angst an den Grenzen des Wahnsinns, den Enthusiasmus, wo er in Verzückung übergeht. Wittern wir nicht in der Geschichte von den beiden Brüdern den Schilderer versengender Liebesglut, wie es Hoffmann doch war? Man braucht ja nur an die Elixiere des Teufels zu denken, oder an die Geschichte von den beiden Brüdern in der Novelle vom Majorat (3, 209 ff.).

Wie Bonaventura als Maler und Erzähler an Hoffmann erinnert, so auch als Humorist. Im Lachen findet der Nachtwächter das einzige Mittel, sich mit der verkehrten Welt abzufinden. So sind denn die Nachtwachen in erster Linie eine humoristisch-satirische Schrift. Die Art des Humors ist überaus mannigfaltig und erinnert oft an Jean Paul.

Freilich der goldene Humor ist bei letzterem in viel reicherem Maße vorhanden, Bonaventura ist offenbar dafür eine zu wenig idyllische Natur gewesen. An vielen Stellen finden wir dagegen den schalkhaften Narrenhumor, der bitteren Ernst zur Schau trägt, aber sich insgeheim über die Verblüffung des Gegners ins Fäustchen lacht. Hierfür lassen sich viele Belege beibringen, etwa die Bußrede beim Pseudoweltgericht (S. 51 ff.) oder die pfiffige Verteidigungsrede auf S. 62 ff. Der Übergang zum possenhaften Humor zeigt sich in dem Fastnachtsspiel von den beiden Brüdern (S. 33 ff.). Von da ist es nicht mehr weit zum barocken Humor, der am wenigsten knapp und schlagend ist und oft in gezwungene Konstruktionen hineingerät. Ein Körnchen Wahrheit bauscht er auf zu einem Berge grotesker und bizarrer Vorstellungen, und der Leser wird seiner am leichtesten überdrüssig. In fast allen Reden des Nachtwächters kommt diese Art von Humor zum Vorschein, man denke etwa an die Apologie des Lebens (S. 102 ff.). Zuweilen verzieht sich das satirische Lächeln zum diabolischen Grinsen. So bekennt der Nachtwächter auf S. 105 f.: „Es war mir, wie wenn ich mich jetzt in der Nacht unter dem zugedeckten Monde weit ausdehnte und auf großen, schwarzen Schwingen wie der Teufel über dem Erdball schwebte. Ich schüttelte mich und lachte und hätte gern alle die Schläfer unter mir mit eins aufgerüttelt und das ganze Geschlecht im Negligée angeschaut, wo es noch keine Schminke, falsche Zähne und Zöpfe und Brüste und Hintere auf- und an- und umgelegt, um den ganzen abgeschmackten Haufen boshaft auszupfeifen." Ein ganz ähnliches Verlangen kommt übrigens dem Türmer in Hoffmanns „Dey von Elba" (15, 63), dem man auch sonst etwas von Verwandtschaft mit unserem Nachtwächter anmerken kann, wie schon R. Meyer bemerkt (S. 586). Als eine letzte Hauptart des Humors bei Bonaventura mag die pessimistische Ironie genannt sein, die aus einem tief verwundeten Gemüte kommt und von einem schmerzlichen Zucken des Mundes begleitet wird. Genug davon findet sich in der Rede an den Wurm (140 f.), ferner im Absagebrief an das Leben (S. 70 ff.), vgl. auch S. 92 und 143 f.

All diese Töne des Humors in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart suchen wir bei Schelling vergebens. Freilich, an einem Blick für das Lächerliche mangelt es ihm auch nicht. Schon im Knabenalter schildert ihn seine Schwester als einen neckischen Jungen, der des öfteren mit Spottversen aufgewartet habe (Plitt 1, S. 22). Auch später hat Schelling seinen Sinn für Humor behalten, man lese etwa den dritten Teil seiner Streitschrift gegen Jacobi (8, 83 ff.), oder jenen Brief an Hegel, wo er gegen die Kantianer Württembergs zu Felde zieht (Plitt 1, S. 72 f.). Humor und Satire pflegt Schelling in seinen polemischen Schriften als scharfe Ausfalls- und Angriffswaffe zu gebrauchen (man vergleiche auch seinen Aufsatz über das Benehmen des Obskurantismus gegen die „Natur-

philosophie" (4, S. 548 ff.). Aber nirgends werden wir an Bonaventuras Humor erinnert. Es fehlt das geheime Lächeln des schalkhaften Humors, es fehlt das Possenhafte und Barocke. Schelling schämt sich der Narrenkappe und der Hanswurstmanieren. Auch das vielfach Indecente in den humoristischen Abschnitten der Nachtwachen ist bei Schelling nicht anzutreffen, ja, ich glaube, so etwas wie man auf S. 79, 100, 105 f. findet, würde Schellings vornehmer Natur durchaus zuwider gewesen sein. Ebenso ist die pessimistische Ironie ganz und gar nicht für Schelling charakteristisch. In seiner Satire überwiegt der Ton rücksichtsloser Überlegenheit, der wohl übertreiben und beleidigen kann, aber gar nicht im eigentlichen Sinne als Satire bezeichnet werden darf. Schellings Humor trägt den Stempel herablassender Gutmütigkeit oder jugendlichen Übermutes. Man höre etwa aus seinem „epikuräischen Glaubensbekenntnis", das gegen den Mysticismus eines Schleiermacher und Novalis gerichtet ist, eine Stelle wie folgende:

Können dirs doch nicht demonstriren
Und auf Begriffe reduciren.
Wie sie sprechen vom innern Licht,
Reden viel und beweisen nicht,
Füllen mit großen Worten die Ohren,
Ist weder gesotten noch gegohren,
Sieht aus wie Phantasie und Dichtung,
Ist aller Poesie Vernichtung (Plitt 1, S. 283).

Das alles ist mehr ein frisches, tüchtiges Drauflosschlagen als ein Sichheranschleichen auf den Seitenwegen des Humors und der Stichelrede. Dies Dreinfahren mit der Pietätlosigkeit eines jugendlichen Stürmers gemahnt uns vielmehr an den jungen Goethe als an den spezifischen Humor Bonaventuras. Schließlich muß man auch im Blick aufs ganze sagen: Einzelne humoristische Stellen bei Schelling berechtigen uns doch noch nicht dazu, ihn zu einem Humoristen zu stempeln, wie der Verfasser der Nachtwachen durch und durch einer gewesen sein muß.

Dagegen ist die humoristische Art unseres Büchleins keinem der Romantiker so homogen wie Hoffmann, in dessen schriftstellerischer Tätigkeit das Humoristische anfangs sogar das Epische überwog. Das Possenhafte in dem Marionettenspiel von den beiden Brüdern finden wir bei Hoffmann wieder im Märchen von der Prinzessin Brambilla (vgl. 11, 92 f.), ebenso im romantischen Spiel von der Prinzessin Blandina (15, 20 ff.). Vor allem drängt sich bei Hoffmann der barocke Charakter des Humors auf. Als Beispiele könnte man aufführen die „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza", das Märchen von Klein Zaches und anderes mehr. Ebenso ist Hoffmann eine kecke Nichtbeachtung der Grenzen des Decenten eigen (vgl. 1, 91; 15, 17 und 35). Auch das Bittere und Pessimistische in Hoffmanns Humor ist oft nicht zu

verkennen, man braucht sich nur den alten Kreisler im Kater Murr zu vergegenwärtigen.

Zuletzt verweilen wir noch einen Augenblick bei der Persönlichkeit Bonaventuras, soweit davon bisher noch nicht die Rede gewesen. Von seiner humoristischen Veranlagung ist nicht nötig noch weiteres zu sagen, auch sind die Stellen schon besprochen, die eine Disharmonie seines Charakters verraten könnten.

In den erzählenden Abschnitten der Nachtwachen fiel uns das Heiße und Leidenschaftliche auf. Dazu stimmt ganz, was der Nachtwächter von sich selbst bekennt. Er glaubt einem schwangeren Vulkan entbunden zu sein (S. 114), vergleicht überhaupt die explosive Spannung in seinem Wesen wiederholt mit einem Vulkan (vgl. S. 60 und 44). Für Schelling paßt das weniger gut als für Hoffmann. Bei letzterem war die Möglichkeit vorhanden, jeden Augenblick in heißer Glut entfacht zu werden. Seinem Freunde gegenüber spricht er sich einmal über die Verderblichkeit gerade dieser Eigenschaft aus: „Es wäre alles gut, wenn nicht alles sich bei mir zur Leidenschaft umwandelte. Meine Heftigkeit, ich möchte sagen, meine Raserei .... zerstört alles Gute in mir" (Hitzig 1, 176). Es ist auffallend, wie auch Hoffmann die verzehrenden Flammen im Inneren häufig mit einem Vulkan vergleicht (2, 224; 7, 111; 10, 21, 211; 14, 65). Und wie Bonaventura den Juan von Furien verfolgt sein läßt (S. 45), so greift auch Hoffmann gern zu diesem Bilde (2, 151; 8, 101; 9, 151; 10, 21). Wenn es weiter von dem erregten Juan heißt, daß er ins Freie hinausstürzt, so kam es auch bei Hoffmann vor, daß er plötzlich wild auffuhr und davon rannte, ein Zug, der übrigens auch in seinen Novellen wiederkehrt (z. B. 12, 83; 13, 171).

Blicken wir auf den Stoff der epischen Motive, so macht sich sehr stark bemerkbar die Vorliebe für das Wunderliche und Phantastische, für das psychisch Abnorme, Grausige und Spukhafte, ein Hang, von dem man doch bei Schelling nicht reden kann, der aber für Hoffmanns Persönlichkeit ein wesentlicher Faktor ist. Um mit dem ersten zu beginnen, so kann uns die große Zahl der wunderlichen und phantastischen Menschen in den Nachtwachen nicht verborgen bleiben. Da ist der Mann, der jedesmal um Mitternacht den Versuch macht, sich selbst zu ermorden, immer aber im entscheidenden Moment in Starrsucht verfällt (S. 30). Eine andere wunderliche Figur ist der Schauspieler, der auf dem Friedhof beim Mondenschein sich mit ungeladener Pistole in die Rolle des Selbstmörders einzuleben sucht. Bei Hoffmann erinnert uns an diese Begebenheit der Scheinselbstmord Giglios in der Prinzessin Brambilla (11, 68; vgl. 10, 114 und 14, 40 ff.). Die Reihe all der Hoffmannschen wunderlichen Menschen aufzuzählen würde viel zu weit führen, nur eines einzigen sei hier gedacht, der sich wie eine merkwürdige Personifizierung eines scheinbar nur flüchtigen Einfalls in den Nachtwachen aus-

nimmt. Hier lesen wir nämlich auf S. 126: „Es gehört zur menschlichen Größe, in der Nähe erhabener Gegenstände Nebengeschäfte zu betreiben, z. B. der aufgehenden Sonne mit der Pfeife im Munde ins Antlitz zu schauen, oder während der Katastrophe einer Tragödie Makkaroni zu speisen und dergleichen; die Menschen haben es darin sehr weit gebracht." Bei Hoffmann finden wir nun wirklich einen Menschen, der das Schauspiel einer brennenden Kirche von einem Hügel aus beobachtet und dabei Blumenduft einatmet, Wein trinkt und Makkaroni verzehrt (8, 229).

Das Wunderliche wird in der dichterischen Natur zum Phantastischen. Auch daran fehlts in den Nachtwachen nicht. Da ist der Poet, der auf dem Gottesacker um Mitternacht Schäferstunde mit seinem toten Liebchen halten will und die Luft umarmt, indem er heiße Küsse ausströmen läßt (S. 140). Auch von Juan läßt sich hier eine Begebenheit anführen. Er will seinen Bruder Ponce ermorden, zieht rasch den Dolch, führt wild den Stoß, und schließlich steckt das Messer „tief in dem Stamme eines Baumes" und nur seine Phantasie hat den Brudermord begangen (S. 46). Bei Hoffmann sind die phantastischen Menschen ohne Zahl, wir erinnern nur an den Studenten Anselmus im Märchen vom goldenen Topf, oder an Balthasar in Klein Zaches. Hoffmann besaß eben eine ausschweifende Phantasie, und damit hängt es zusammen, daß fast alle Helden seiner Novellen entweder Sonderlinge oder Phantasten oder auch beides zugleich sind.

Etwas anderes, was Hoffmann mit Bonaventura gemein hat, ist die Passion für das psychisch Abnorme. Auf S. 87 finden wir in den Nachtwachen einen mondsüchtigen Nachtwandler, der auch bei Hoffmann wiederkehrt (3, 220). Wiederholt führt uns Bonaventura ins Irrenhaus, ja die einzelnen Tollhäusler werden uns der Reihe nach vorgestellt. Auch Hoffmann zieht es in seinen Erzählungen immer wieder zu den Wahnsinnigen hin. Es ist durchaus Hoffmanns Glaube, was Cyprian in den Serapionsbrüdern bei Gelegenheit bekennt: „Immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerliche Tiefe und in der That, selbst in dem Grauen, das mich oft bei jenem seltsamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geist zum besonderen Aufschwung stärkten und belebten" (6, 28 f.). Daher kommt es, daß immer wieder Wahnsinnige in Hoffmanns Novellen auftauchen, so in den Elixieren, der Geschichte vom Sandmann, im öden Haus, im Artushof, im Kater Murr und vielen anderen.

Das psychisch Abnorme ist nur ein kleiner Ausschnitt von dem Gebiete des Grausigen und Unheimlichen, auf dem Bonaventura auch sonst mit Vorliebe verweilt. Diese Hinneigung zum Düsteren offenbart sich auch in den Naturbildern (vgl. S. 5, 10, 87, 122). Grelle Blitze, dumpfer Donner, pfeifender Nachtwind, magisches Mondlicht, gigantische

Wolkenschatten bilden den Stimmungshintergrund so mancher Szenen. Es sind dies geradezu stereotype Bilder, die immer wieder verwandt werden. Erst recht zur Wirkung kommen solche Motive im Verein mit schauervollen Situationen. Wie oft müssen wir etwa bleiche Totengesichter in greller Beleuchtung anschauen (vgl. S. 13, 14, 47, 90, 140). Solcher Bilder gibt es auch bei Hoffmann übergenug (vgl. 3, 203; 6, 120; 7, 33; 8, 141; 9, 187).

Oft liegt das Schaurige vor allem im Verlauf der Erzählung selbst. Fast ans Sensationelle streift das Begräbnis der lebendigen Nonne. Grausig ist auch der Tod des Poeten, der sich mit der Schnur des vom Verleger zurückgeschickten Manuskriptes oben auf seinem Turm erhängt. Unheimlich ist die Erzählung von der Vereitelung der Hochzeit durch den Tod der Braut (S. 89 f.). Das gleiche Motiv läßt sich übrigens bei Hoffmann mehrfach nachweisen (1, 139 ff.; 2, 200; 7, 99; 8, 126). Nur wenig wird es dadurch abgeändert, wenn der Tod des Bräutigams die Ursache ist (2, 141; 8, 120). Von den grausigen Begebenheiten in Hoffmanns Geschichten sei nur noch an eine erinnert. Im Märchen vom goldenen Topf werden wir einmal um Mitternacht an einen Kreuzweg unter Sturm und Gewitter geführt, wo eine alte Zauberin für ein angstvoll harrendes Mädchen ihre Zaubertränke braut. Ein solches Zauberweib, als wahrsagende Zigeunerin oder alte Hexe, gehört in Hoffmanns Novellen zu den typischen Figuren. Auch in den Nachtwachen erscheint sie zweimal (S. 26, 135 ff.). An der ersten Stelle ist die gleiche Situation angedeutet wie an der betreffenden Stelle im Märchen vom goldenen Topf: Ein Kreuzweg, Nacht und Gewitter. An der zweiten Stelle bedient sich die Zigeunerin merkwürdigerweise derselben Anrede wie bei Hoffmann in der Erzählung vom öden Haus (3, 158). Hier: „blanke Tochter", bei Bonaventura: „Blanker", sogar zweimal (S. 135 und 137). Bei Hoffmann finden wir sie auch noch einmal, und zwar im Kater Murr, wo ein Zigeunermädchen einen Mann „blanker Bruder" tituliert (10, 154).[1] Noch ein anderer Zug ist Hoffmann und Bonaventura bei diesem Motiv gemeinsam. Wenn der Wächter in den Nachtwachen ganz plötzlich in dem alten Weib seine Mutter entdeckt, so bekennt sich die Zigeunerin in der Geschichte von den Doppeltgängern bei Hoffmann unerwartet als Mutter von dem Maler George Haberland. Und ebenso unvermutet erfährt Antonio in der Novelle vom Dogen und der Dogaresse, daß die häßliche Alte seine frühere Amme und Pflegerin ist. Schließlich muß noch eine Eigentümlichkeit in dem Motiv vom Zigeunerweib erwähnt werden, weil

[1] [Es muß sich hier wohl um eine typische Eigentümlichkeit der Zigeunersprache handeln; im „Gottfried von Berlichingen" (damals noch ungedruckt) reden die Zigeuner Adelheid immer „Blancke Mutter" an; vgl. Deutsches Wörterbuch 2, 65. A. S.]

sowohl Bonaventura wie Hoffmann davon Gebrauch machen. Wenn die Zigeunerin in den Nachtwachen ihr Kind in einen Kasten birgt und diesen einem Schuhmacher zuzuspielen weiß, der den Knaben dann als Sohn annimmt, so findet auch Meister Abraham im Kater Murr ein Zigeunermädchen in einem Kasten, das später seine Frau wird (10, 154 f.).

So ergibt sich bei Hoffmann und Bonaventura nicht nur eine gleiche Hinneigung zum Unheimlichen und Düsteren, sondern nebenbei auch manche auffallende Übereinstimmung in besonderen Einzelmotiven auf diesem Gebiete. Solche nahen Beziehungen lassen sich zu Schelling nicht ausfindig machen. Freilich hat auch er einmal einen schauerlichen Stoff behandelt, in dem Gedichte vom Pfarrer zu Drottning. Aber der Vorgang ist hier nur schlicht berichtet und das Schreckenvolle nicht so gesteigert, wie es Bonaventura und Hoffmann lieben. Noch klaffender wird die Differenz, wenn wir die Bedeutung des Geisterreiches für die Nachtwachen in Erwägung ziehen. Gewiß, auch Schelling redet davon. Er soll sogar gelegentlich Gespenstergeschichten erzählt haben. Aber niemand wird doch behaupten können, daß dies für seine Persönlichkeit annähernd so charakteristisch sei wie für Hoffmann. Dazu denkt Schelling in der Regel beim Geisterreich an die Abgeschiedenen, für Bonaventura dagegen ist genau wie für Hoffmann das Geisterreich entweder etwas Gespensterhaftes oder aber ein notwendiger Bestandteil des romantischen Wunderreiches, in dem der Dichter durch seine Phantasie Heimatrechte genießt.

Merkwürdig häufig ist in den Nachtwachen der Vergleich mit Geistern. Der Nachtwind erscheint wie „ein unsichtbar herannahender Todesgeist" (S. 7). Der Nachtwächter kommt sich nachts auf dem Vorsprung des gotischen Domes wie ein Nachtgeist vor (S. 25). In einer klaren Winternacht glaubt er, den kalten Tod wie einen unsichtbaren Geist herankommen zu sehen (S. 87). Der Blitz verschwindet rasch wie ein Geist (S. 122), selbst Farben können „wie wunderbare Geister" aufsteigen (S. 98), vgl. noch S. 12, 87, 114. Denselben Vergleich liebt auch Hoffmann ganz besonders. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß es der am regelmäßigsten wiederkehrende Vergleich ist, den Hoffmann anzuwenden pflegt (vgl. z. B. auf den ersten Seiten der Phantasiestücke S. 30, 31, 32, 38, 40, 43, 52). Auch die bei Hoffmann so beliebten Spukgeschichten fehlen bei Bonaventura nicht. Wenn in der zweiten und ebenso in der dritten Nachtwache vermummte Menschen die Geisterrolle spielen, so werden auch bei Hoffmann die Geister gelegentlich als Menschen entlarvt (z. B. 3, 277). Der erste Effekt bleibt trotzdem derselbe und findet bei Hoffmann und Bonaventura oft die gleiche humoristische Schilderung. Der Richter in der dritten Nachtwache weiß in seiner gänzlichen Verwirrung nicht mehr, ob er wacht oder träumt und

äußert den Wunsch: „Ich hätte Lust mich zu betasten und zu zwicken, bloß um zu sehen, ob ich wachte oder schliefe“ (S. 23). Und Giglio in der Prinzessin Brambilla reibt sich die Stirne und zupft an seiner Nase, mit der Absicht, zu erforschen, ob er wacht oder träumt (11, 64). Ganz das gleiche tut Capuzzi im Signor Formica (9, 74).

Eine große Rolle spielt der Teufel in den Nachtwachen, nicht nur in häufigen Redewendungen wie: beim Teufel, des Teufels werden, sondern auch als Spukerscheinung (S. 138). In der zweiten Nachtwache wird uns von einem abenteuerlichen Streich erzählt, der unter dem Schutz von Teufelsmasken ausgeführt wird. Dasselbe Motiv ist bei Hoffmann im Signor Formica wieder anzutreffen (10, 69). Sehr gut paßt es auch zu Hoffmann, wenn Bonaventura auf die „schwache Manier des modernen Teufels“ schilt. Er glaubte ja an den Einfluß dämonischer Kräfte, und seine Phantasie sieht oft unheimliche Gewalten mit höhnenden Augen und glühenden Krallen in diese Welt hereinragen und den Menschen auflauern.

Wir sprachen von einer doppelten Auffassung des Geisterreiches bei Bonaventura. Überwog bei den letzten Betrachtungen der Charakter des Gespenstischen, so müssen wir nun noch eingehen auf das Geisterreich als die Wunderwelt einer romantischen Phantasie. Wir denken hier an die eigentümliche Beseelung und Poetisierung der ganzen Welt, die ihren letzten Grund in einer träumerisch-sehnsüchtigen Dichternatur des Verfassers haben muß. Wir hören nicht nur von eigentlichen Träumen und Visionen, auch von den wachen Träumen des Dichters wird uns erzählt. Im Anfang der dritten Nachtwache bekennt sich Bonaventura zu einer rein kontemplativen Weltanschauung. Da hören wir den Helden sagen: „Wir Nachtwächter und Poeten kümmern uns um das Treiben der Menschen am Tage in der That wenig; denn es gehört zur Zeit zu den ausgemachten Wahrheiten: die Menschen sind, wenn sie handeln, höchst alltäglich, und man mag ihnen höchstens, wenn sie träumen, einiges Interesse abzugewinnen“ (S. 16). Für praktische, nützliche Berufsarbeit hat Bonaventura keinen Sinn (vgl. S. 41).

Freilich, auf der anderen Seite weiß sein poetisches Gemüt gerade das, was anderen gewöhnlich erscheint, in das Gebiet des Geheimnisvollen zu versetzen. Das Auge der Phantasie schaut ja das Alltägliche an wie einen Palimpsest, und es möchte vor allen Dingen die Schrift, welche unter der oberen verborgen ist, entziffern. Aus der Knabenzeit des Nachtwächters hören wir seinen Vater erzählen: Ganz gewöhnliche Dinge kommen ihm „höchst ungewöhnlich vor; wie z. B. ein Sonnenaufgang, der sich doch tagtäglich zuträgt, und wobei wir anderen Menschenkinder eben nichts Absonderliches zu denken pflegen .... Ebenfalls nennt er die Blumen oft eine Schrift, die wir nur nicht zu lesen verständen, desgleichen auch die bunten Steine. Er hofft diese Sprache

noch einst zu lernen und verspricht dann gar wundersame Dinge daraus mitzuteilen. Oft behorcht er ganz heimlich die Mücken und Fliegen, wenn sie im Sonnenschein summen, weil er glaubt, sie unterredeten sich über wichtige Gegenstände, von denen bis jetzt noch kein Mensch etwas ahnete" (S. 27).

Für Schelling ist solche Naturbetrachtung zu weich. Gewiß, auch seine Auffassung von der Natur ist eine poetische. Ihm ist die Natur ein großes Epos, das der Weltgeist gedichtet und der Naturphilosoph zu interpretieren hat. Im scharfen Gegensatz zu der mechanischen Naturtheorie ist ihm das „Ideal einer lebendigen, schaffenden Natur" aufgegangen (7, 275). Ihre Belebung und Beseelung ist sein Hauptanliegen in Jena. Aber trotz alledem bleibt doch noch ein Abstand von der Naturandacht Bonaventuras. Schelling lebt und webt nicht in einer solch träumerischen Betrachtung, die Sterne und Blumen in geheimnisvollen Verkehr bringt und Mücken und Schmetterlinge über wichtige Dinge sich unterhalten zu hören glaubt. Das ist erst eine spezifisch poetische Konsequenz der Schellingschen Naturphilosophie, die sich bei Hoffmann ganz wie bei Bonaventura nachweisen läßt. Wer die Wunder der Natur verstehen will, der muß auch nach Hoffmann ein Ohr für die „süßen Worte" der Blumen und Insekten haben. Gestalten wie Anselmus im Märchen vom goldenen Topf und Balthasar in Klein Zaches, das sind Naturforscher nach seinem Herzen, weil sie „in frommer Bewunderung und Andacht" die hohen Wunder der Natur betrachten (vgl. 6, 23, 74; 7, 233; 15, 45; 12, 131).

Solcher Poetisierung fällt nicht nur die Natur anheim, nein, das ganze Leben, ja die ganze Welt. Alle Dinge sind Hieroglyphen des Geheimnisvollen und Unaussprechlichen und zugleich Flügel, die die Phantasie ins Wunderreich der Geister emportragen können. Hier hat der Poet, der Musiker und der Kunstenthusiast seine Heimat. Sie alle leben nicht mehr auf Erden, oder doch nur so weit, als sie notwendigerweise ins Alltagsleben verflochten sind. Die leuchtenden, seligen Stunden sind einzig und allein die, wo sie in der fernen Geisterwelt leben. Und dies Wohnen im romantischen Wunderreich ist so intensiv, daß das Aufgehen in der Kunst zum Untergehen des eigenen Ichs führen muß. Der aufrichtige, ehrliche Enthusiast kann sich selbst keine Schranken ziehen. Donna Anna läßt beim Spiel ihrer Rolle im Don Juan die Kunst so sehr alles sein, daß sie selbst zu nichts wird und ihr Leben wie durch eine Explosion zerspringt (1, 74). Das erinnert uns an das ähnliche Schicksal der Ophelia in den Nachtwachen (S. 113). Freilich alle bloßen Kenner der Kunst mit ihren Philisterseelen können solche ekstatische Begeisterung nicht fassen. So kommt es, daß die Enthusiasten sich von ihnen verrückt und wahnsinnig schelten lassen müssen, wie auch Anselmus und Balthasar. Die Verfolgung der Bürger des Wunderreiches durch die

Aufgeklärten ist das stets wiederkehrende Thema in Hoffmanns Novellen. Auch Bonaventura weiß viel davon zu sagen. Er klagt, daß man den Wundergläubigen nicht „ihr freies Plätzchen ungestört einräumen" wolle (S. 66). Das Prädikat toll und verworren ist ihm ein Ehrentitel, und mit Stolz bekennt der Nachtwächter, er habe „stets eine besondere Vorliebe für die Tollheit gehabt und es zu einer absoluten Verworrenheit" in sich zu bringen versucht (S. 48, vgl. S. 113). Der Hohn seitens der Vernünftigen ist ihm erst die Bestätigung des wahren Dichtergemütes. In solch romantischem Glaubensbekenntnis ist Bonaventura mit Hoffmann vollkommen eins. Zuweilen werden wir in den Nachtwachen gar an Hoffmanns Porträt erinnert. Hoffmann liebt es ja, Züge der eigenen Physiognomie bei Personen seiner Erzählungen anzubringen. So zeigt auch das Aussehen des ewigen Juden im Bonaventura ganz unverkennbare Eigentümlichkeiten von Hoffmanns Erscheinung. Der Nachtwächter erzählt uns von jenem: „Ich erblickte hinter schwarzen, tief über die Stirne herabtretenden Haaren ein finsteres, feindliches Antlitz mit einem südlichen, blaßgrauen Kolorit" (S. 29, vgl. auch das Aussehen des Poeten auf S. 10). Und Hitzig beschreibt uns Hoffmanns Gesicht, indem er vor allem seiner gelblichen Gesichtsfarbe gedenkt, dazu auch seines dunklen, beinahe schwarzen Haares, „das ihm tief bis in die Stirne gewachsen" sei (2, 297). Auch von Fratzen und Gesichterschneiden, das ja bei Hoffmann nun einmal nicht fehlen darf, hören wir häufig in den Nachtwachen, ebenso von grinsendem oder gellendem Gelächter, von Masken und Larven. Bei verzerrten Gesichtern wird zweimal an Höllenbreughel erinnert (S. 7 und 70), was auch bei Hoffmann gelegentlich geschieht (1, 218, 264; 9, 188). Ebenso wird Hogarths gern gedacht (S. 32, 62, 133), genau so wie bei Hoffmann (4, 49; 9, 172; 14, 152, 154; Hitzig 1, 314), der ja als großes Talent im Karikaturenzeichnen zu jenem Maler sich hingezogen fühlen mußte, während ihn Schelling in seiner Philosophie der Kunst ohne weiteres verdammt (5, 565). Es scheint, daß Schelling ebensowenig wie Goethe Karikaturen sehen konnte, und ein solcher Mann soll der Verfasser der Nachtwachen sein, die sich doch großenteils wie Karikaturen in Prosa ausnehmen!

Auf bestimmte Daten in Hoffmanns Leben finden sich keine sicheren Hinweise, doch läßt sich, meiner Meinung nach, eher davon reden als bei Schelling (vgl. H. Michel, Einleitung S. 52 ff.). Gegen letzteren führt R. Haym den Umstand an, daß in der Ehebruchsgeschichte der dritten Nachtwache der Name Karoline eine Rolle spielt, den Schelling doch unmöglich gewählt haben könne. Der Hinweis H. Michels auf die romantischen Anschauungen über die Ehe kann dieses Bedenken schwerlich ganz beseitigen. An eine Begebenheit aus Hoffmanns Leben werden wir durch folgendes erinnert. Wenn der Nachtwächter sich durch eine satirische Rede Kerkerhaft zuzieht, weil irgend eine Persönlichkeit „alles genau

auf sich passend gefunden" (S. 61), so denkt man unwillkürlich daran, wie Hoffmann sich durch Karikaturenzeichnen, das ihm auch übel ausgelegt wurde, im Jahre 1802 die Versetzung nach dem öden Plozk zuzog, wo er sich wie in der Verbannung vorkam (vgl. Hitzig 1, 239 und Ellinger S. 27). Und weiter, bei dem kalten, in seinen Akten vergrabenen Juristen, der verwundert fragt, was denn Phantasie sei, könnte einem wohl Hoffmanns Onkel, der Justizrat in Königsberg, ins Gedächtnis kommen, in dessen Händen vor allem Hoffmanns Erziehung ruhte. Wenn der Nachtwächter im Hinblick auf das gleichgiltige Unterschreiben dreier Todesurteile durch jenen Richter voll Ingrimm ausruft: „Beim Himmel, hätte ich die Wahl zwischen beiden, lieber wäre ich der lebende Sünder als dieser tote Gerechte" — aus solchen Worten könnte man wohl einen Widerhall von Hoffmanns Haß gegen die pedantische Korrektheit seines Onkels heraushören (vgl. Ellinger S. 6).

Das Resultat unserer Untersuchung ist ein eigenartiges. Die äußeren Gründe sprechen für Schelling, die inneren für Hoffmann. Eine Bezeugung für Hoffmann fehlt. Ja, in einem Briefe von 1813 schreibt er: „Es ist so ein Stück Autor aus mir geworden; es ist nämlich zum Anfange ein kleines Werk sub titulo: Fantasiestücke in Callots Manier .... von Kunz verlegt worden" (Hitzig 2, S. 99). Besonders die Worte: „zum Anfange" sind hier bedeutsam. Selbst in dem Tagebuche, wo Hoffmann seine schriftstellerischen Produktionen bis 1808 registriert, werden die Nachtwachen nicht genannt (vgl. H. Michel, Einleitung S. 65). Doch soll hier eine Briefstelle, die, wie schon R. Meyer treffend bemerkt, als eine Art Ankündigung der Nachtwachen aufgefaßt werden könnte, nicht vorenthalten werden. 1804 schrieb Hoffmann an seinen Freund: „Wie wär's aber, wenn wir noch auf einige witzige Aufsätze dächten und ein Taschenbuch für 1805 edirten? ..... Ich würde hoffen ... ein gutes Honorar zu erhaschen und die gelehrte Welt 'mal zu einem Lachkrampf zu reizen. Das Taschenbuch-Format begeistert mich schon ... mit allerlei skurrilen Ideen" (Hitzig 1, 269). Es wäre möglich, daß Gründe irgend welcher Art Hoffmann später bestimmt hätten, völliges Stillschweigen über jenes Buch zu beobachten. Jedenfalls darf man in dem **argumentum e silentio** nicht ohne weiteres eine maßgebende Instanz gegen Hoffmann erblicken, wie es H. Michel tut (Einleitung S. 65). Immerhin bleibt es dabei, daß die äußeren Zeugnisse für Schelling zahlreicher und gewichtiger sind. Da sie aber samt und sonders nicht entscheidend sind und auf der anderen Seite immer nur Einzelheiten des Inhalts an Schelling erinnern, dagegen Geist und Stil der Nachtwachen jenem Philosophen durchaus fremd, ja entgegengesetzt sind, so scheint mir die Verfasserschaft Schellings geradezu ausgeschlossen. Aber Hoffmann müssen wir mit allen seinen dichterischen und persönlichen Eigenheiten in den Nachtwachen wieder erkennen, ja, sie enthalten geradezu wie im

Kern und Keim seine gesamte Schriftstellerei. Was wir anders erwarten würden, ist nur äußerst wenig und ließ sich aus dem zeitlichen Abstand von seinen späteren Werken erklären. Die Verwandtschaft Bonaventuras mit Hoffmann ist um so schlagender, als die schriftstellerischen und persönlichen Charakterzüge Bonaventuras so ausgeprägt und in ihrer Zusammensetzung so seltsam und unwiederholbar sind, daß man vergeblich nach einem Autor suchen wird, wo sich all das in seinem wunderbaren Beisammen in solchem Maße wiederfindet wie eben bei Hoffmann. Ich glaube, wir haben hier einen Fall, wo man getrost sagen kann, daß die inneren Gründe allein schon die ganze Tradition über den Haufen werfen, und ich zweifle nicht, daß R. Meyer mit seiner Hypothese Recht behalten wird. Vielleicht dauert es auch nicht mehr lange, bis die Nachtwachen in Hoffmanns gesammelten Werken vornean stehen.[1]

Erfurt. Gottfried Thimme.

---

[1] Inzwischen ist in dem neuesten Heft der Zeitschrift für Bücherfreunde ein Aufsatz von Erich Eckertz über die Nachtwachen erschienen, auf den ich nur noch kurz hinweisen kann. Es wird hier der Versuch gemacht, Caroline Schlegel als Verfasserin der Nachtwachen nachzuweisen. Einige Beziehungen auf sie sind geistvoll hervorgesucht und scheinen auch manches für sich zu haben. Aber daraus folgt doch noch nicht ihre Verfasserschaft. Alles Beweismaterial, das dafür beigebracht wird, scheint mir weit mehr an der Peripherie zu liegen als all das, was für Hoffmann spricht. Dort in manchen Punkten eine gewisse Ähnlichkeit, hier fast durchweg Gleichheit, und zwar in den wesentlichen Charakterzügen. — Trotz allem Schweren, was Caroline durchgemacht, wird kein Riß, kein Sprung in ihrem Herzen sichtbar, wie es doch bei Bonaventura und auch bei Hoffmann gar zu deutlich ist. Wo Bonaventura und Hoffmann der Wirklichkeit sich nähern, verfallen sie meist in pessimistische Satire, wenn sie aber ins Reich der Phantasie entrückt werden, geraten sie in seligste Ekstase. Wo finden wir bei Caroline trotz all ihrer witzigen Neckereien pessimistische Satire, und wo schwärmerisches Entzücken? Ihre Briefe hinterlassen den Eindruck einer Persönlichkeit, die mitten drin steht in ihrer Umgebung und mit hellen Augen, die nie ganz verdunkelt werden können, alles beschaut. Sie macht durchaus nicht den Eindruck, daß sie am liebsten der Wirklichkeit entflieht und ein fernes Eldorado mit ihrer Phantasie aufsucht. Sie ist überhaupt keine romantische Natur in dem Sinn wie Bonaventura und Hoffmann. So kommt es auch, daß all ihre Beschreibungen von Erlebtem und Geschautem viel mehr realistisch und individuell gehalten sind als bei Bonaventura und Hoffmann, bei denen die Beleuchtung viel einfarbiger, anderseits aber auch weit, weit intensiver ist. Carolines Stil fließt ruhig und eben, es fehlt das Spannende, Heiße, Leidenschaftliche. Und wo verrät denn Caroline ein Interesse oder gar ein Verständnis für das psychisch Abnorme und die Grenzen des Wahnsinns? Noch eins. Caroline zeigt wohl Interesse für Philosophie, aber niemals macht sie uns glauben, daß sie wirklich in die Abgründe eines philosophischen Problems hineingeschaut. Wo entdeckt man bei Caroline ein reflektierendes Ringen nach einem festen Ich, wie es für Bonaventura und Hoffmann so charakteristisch ist? Alles in allem, von Caroline findet man höchstens einige Spuren, die sich vielleicht auch anderweitig erklären lassen, dagegen Hoffmanns persönliche und schriftstellerische Eigenart schaut überall mit markanten Zügen heraus.

Kohm, Dr. Josef, Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau" in ihrer gegenwärtigen und früheren Gestalt. Wien, Karl Konegen, 1904. 5 M.

Einem Werke wie das mir vorliegende gegenüber hat die Kritik eine trübselige Aschenbrödelarbeit zu verrichten: sie muß ein paar gute Körner aus einem Topf voll schlechter mühsam heraussuchen. Der Verfasser hat einen Stoff, der seiner Natur nach einfach und leicht zu behandeln gewesen wäre, künstlich verwirrt und in die Länge gezogen; es fehlt eine innere Gestaltung der Arbeit ebenso wie eine äußere Einteilung in Kapitel oder Abschnitte mangelt: die kaum zu übertreffende Unübersichtlichkeit der Darstellung macht es dem Leser sehr schwer, dem Gedankengang des Verfassers zu folgen, ja nur nahe zu kommen.

Bei der eben erwähnten Breite, Ungeordnetheit und Unübersichtlichkeit der eigentlichen Untersuchung, welche — „Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau" in ihren verschiedenen Gestalten" betitelt — nicht weniger als 307 Druckseiten umfaßt, würde wohl niemand aus der Lektüre der Arbeit selbst volle Klarheit über Kohms eigentlichen Zweck gewinnen und der gänzlich verfehlte Gesamttitel kommt der Erkenntnis dieses Zweckes auch nicht zu statten. Der Leser ist also gezwungen, zum Vorwort seine Zuflucht zu nehmen, und da heißt es auf S. VI: „Will man dem Dichter und seinem Werke gerecht werden, so bleibt nichts anderes übrig, als auf die erste Form der „Ahnfrau", wie sie uns im ersten Manuskripte vorliegt, zurückzugehen. Der Verfasser glaubte, allen Anforderungen dadurch am besten gerecht zu werden, daß er von der jedermann zugänglichen Druckausgabe ausging und in rückläufiger Richtung bis zur Urform des Dramas vordringend, alle Metamorphosen in den Kreis seiner Betrachtung zog, welche die „Ahnfrau" durchgemacht hat. Indem er diesen Weg einschlug, war er bemüht, mit Hilfe der analytischen Methode das Drama aus sich selbst heraus zu erklären. Hierbei leitete ihn die Hoffnung, daß es ihm dadurch gelingen werde, das Werk, das den Ruhm des Dichters begründet hat, in das rechte Licht zu stellen und auch die Frage, ob und in welchem Sinne die „Ahnfrau" eine Schicksalstragödie genannt werden kann, entsprechend einer früheren Abhandlung der Entscheidung näher zu bringen. — Neuere Forschungen über die Quellen der „Ahnfrau" machten es ihm zur Pflicht, gelegentlich zu dieser Frage Stellung zu nehmen und dem Ursprunge des Dramas nachzugehen."

Wie hat nun Kohm dieses im Vorworte aufgestellte Programm in seiner Arbeit durchgeführt?

Er behauptet zuerst, daß man auf die Fassung der ersten Handschrift zurückgehen müsse, wenn man „dem Dichter und seinem Werke gerecht werden" wolle! Er wäre also der erste, der den wahren Wert

der Ahnfrau erkannt hat, und auch der erste, der von Grillparzers dichterischem Können und Wollen die richtige Ansicht besitzt. Es ist gewiß kühn gesprochen, wenn ein Autor über alle frühere Forschung so kurzweg den Stab bricht, und Kohms Arbeit müßte ganz anders beschaffen sein, wenn diese kühne, diese allzu kühne Sprache auch gerechtfertigt sein sollte. Es ist aber auch nicht so ohne weiteres mit Kohm anzunehmen, daß die erste Fassung der Ahnfrau die unbedingt wertvollere und ausschließlich Grillparzers Wesen entsprechende sei. Es ist ohne Zweifel schön gedacht, wenn man der frühesten Gestalt eines Kunstwerkes den Vorzug vor späteren Umarbeitungen gibt; allein in eine allgemein giltige Regel kann der Gedanke nicht verwandelt werden: wir stellen auch nicht den Urfaust höher als den Faust oder die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen höher als den späteren Götz. Ich denke, im vorliegenden Falle konnte man die Urahnfrau und die letzte Fassung des Stückes ganz gut nebeneinander anerkennen und objektiv betrachten; ein Vergleich ist ja keineswegs notwendig. Es hätte genügt, wenn Kohm die älteste Handschrift veröffentlicht und die Unterschiede zwischen der ersten Fassung und den Umarbeitungen festgestellt hätte. Kohm vergleicht aber von vornherein und er geht nicht mit Ruhe und Objektivität vor, sondern er kämpft für seine Urahnfrau, die nach ihm um jeden Preis besser sein muß; er überträgt den Wert der Veröffentlichung auf den poetischen Gehalt des veröffentlichten Werkes und so wird denn alles Vorgebrachte dem von Anfang an festgestellten Endzweck angepaßt: Schreyvogel war an allem Schuld; dadurch, daß Grillparzer seinen Ratschlägen folgte, ist das Kunstwerk zum Machwerk geworden. Die Stellen, an denen bewiesen werden soll, daß Grillparzer, die Wertlosigkeit des umgearbeiteten Dramas einsehend und in der Druckausgabe der ersten Fassung wieder zustrebend, Fehler über Fehler machte — daß also die Druckausgabe der Ahnfrau nichts anderes ist als ein mißglückter Versuch, die Schönheit der Urahnfrau zu erreichen (das ist ja, sagt ers auch nicht grad heraus, Kohms Ansicht), — diese Stellen sind einzeln über das ganze Buch verstreut und höchst mühsam aufzufinden, noch weit mühsamer zusammenzufassen. Aber auch wenn man sich dieser mühsamen Arbeit unterzieht, kann man durch Kohms vorurteilsvolle Darstellung unmöglich wirklich überzeugt werden.

Dadurch, daß Kohm zweitens „von der jedermann zugänglichen Druckausgabe ausging und in rückläufiger Richtung bis zur Urform des Dramas vordringend, alle Metamorphosen in den Kreis seiner Betrachtung zog, welche die Ahnfrau durchgemacht hat," hat er vielleicht den größten Fehler seines Buches begangen. Unbedingt mußte er in seinem Falle von der früheren Fassung ausgehen und den Weg, den das Drama in seiner Entwicklung ging, in der gleichen Richtung verfolgen — nicht aber „in rückläufiger Richtung vordringen"; jedenfalls aber sollte er die

Unterschiede zusammenfassend einander gegenüberstellen. Indem er all diese notwendigen Bedingungen unerfüllt ließ, setzte er an die Stelle einer philologisch interessanten Darlegung einen Wust, in dem sich der zünftige Gelehrte schwer, der Laie nie und nimmer wird zurecht finden können. Im Überflüssigen, bei den Haaren Herbeigeschleppten aufgehend, hat er das Wichtigste verfehlt und die einzige Gelegenheit, die Vorzüge der Urahnfrau ins Licht zu stellen, nicht benutzt.

„Indem er diesen Weg einschlug, war er bemüht, mit Hilfe der analytischen Methode das Drama aus sich selbst heraus zu erklären.“ — Die Mühe war vergeblich. Besser hieße es hier: das Drama von außen her zu verdüstern. Von A bis Z spricht Kohm die Handlung der Ahnfrau durch und er versteht es wahrlich, über Kleinigkeiten viel zu sprechen, dabei über Großes wenig oder nichts zu sagen. In der durch den seligen Düntzer geheiligten Schulmeistermanier „erläutert“ er, was lauterer ist als ein kristallklarer Quell. Der Inhalt der ersten Szene schon wird zum Beginn gleich dreimal nacheinander von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet und auch erzählt — im Verlaufe des „Kommentars“ die Phantasie, der Schwung, das Feuer, die Schöpferkraft des Dichtergeistes geleugnet, allem rein verstandesmäßige Absicht untergelegt, und wo das nicht geht, Grillparzer ein Fehler angestrichen. Nächst Düntzer scheint Gottsched hier Gevatter gestanden zu haben; kaltblütig zuzusehen, wie dem Pegasus eine Feder nach der andern ausgezupft wird, ist kaum möglich und nur der reiche Schatz an unfreiwilliger Komik kann die Erbitterung über diesen Abschnitt dämpfen. Das Schönste aber ist, daß Kohm diese Analyse des Dramas mit dem oben erwähnten Vergleich zwischen der Druckausgabe und den früheren Fassungen verbindet; indem er also von Szene zu Szene vorwärts schreitet, geht er zugleich nach rückwärts — der Urahnfrau zu; — wahrhaftig, die verwickelten Figuren dieses Tanzes kommen in dem Abschnitte deutlich zum Ausdruck!

Die „Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, das Werk, das den Ruhm des Dichters begründet hat, in das rechte Licht zu stellen“ — nein, diese Hoffnung hätte er nach alledem nicht hegen sollen. Es ist ein falsches Licht, vermengt mit häßlichen Schatten, was diese nur zu gründliche Erklärung hervorgebracht hat. — Und auch „die Frage, ob und in welchem Sinne die „Ahnfrau“ eine Schicksalstragödie genannt werden kann, hat Kohm nicht „der Entscheidung näher zu bringen“ vermocht — es sei denn „entsprechend einer früheren Abhandlung“, die allerdings (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 11, 71 ff.) dem heute vorliegenden Buch völlig entspricht. Zunächst ist diese Frage durch Minors abschließende Arbeiten vollends entschieden und Kohm hätte Minors Darlegungen Punkt für Punkt widerlegen müssen, ehe man ihm glauben könnte; er tut aber so, als wären Minors Resultate eine bloße Ansicht,

die seiner Behauptung gar nicht schaden könnte. Nach Kohm ist die Ahnfrau keine Schicksalstragödie und er sieht in dem Drama eine Grundidee, von der es auf S. 282 heißt: „Die Ahnfrau ist der Geist, der in dem ganzen Geschlechte waltet, dasselbe von seinem Entstehen bis zu seinem Ausgange begleitet, sich in außerordentlichen Fällen besonders äußert... Auf diese Weise fällt mit der Ahnfrau die mit dem Geschlechte geborene und in sich fortpflanzende Natur zusammen ..." Das ist ja gerade das Schicksal; dadurch, daß Kohm dem Begriffe einen anderen Namen gibt, ändert er sein Wesen nicht und die Düntzerischen Erklärungen für die „hohe Macht" (S. 286) sind belanglos. Nein, Kohm hat seine Behauptung durch andere Behauptungen nicht zu beweisen vermocht; weder hat er bewiesen, daß Grillparzer nicht das Schicksal poetisch verwerten wollte (vgl. Minor, „Neue Freie Presse" vom 7. Juni 1903), noch daß der „Ahnfrau" der Inhalt und das Kleid der typischen Schicksalstragödie mangle.

Nun aber die Quellenfrage! Bis jetzt waren's nur Raketen, nun kommt die Schlußfront. — Armer Grillparzer, was werden sie noch aus dir machen! Wollte man sich der Ansicht gewisser Herren anschließen, so wäre die „Quelle" eines Grillparzer wirklich ein Wasserstrahl, den der Dichter vorsichtig in seinem leeren Becher aufgefangen hat — ängstlich darauf achtend, daß ja kein Tropfen verloren gehe, ängstlich darauf bedacht, keine würzende Beigabe dazuzufügen! Von Calderon und Byron, von der Schicksalstragödie und vom Wiener Volksstück ist die „Ahnfrau" beeinflußt und der Einflüsse sind vielleicht noch weit mehr. Aber Grillparzer hätte die zum Ekel oft zitierte Bemerkung über den Jules Mandrin und das ominöse „Volksmärchen" in der Selbstbiographie gewiß nicht gemacht, hätte er geahnt, was alles daraus entstehen werde. Daß eine Grillparzer-Phantasie durch den Gedanken einer Verknüpfung zweier Stoffe — einer Räubergeschichte und einer Gespenstergeschichte — zu selbständigem Schaffen angeregt wurde — gewiß! Aber Grillparzer hatte es nötig, eine Gespenstergeschichte wörtlich auszuschreiben, ihr den Namen seiner Heldin zu entnehmen und den Titel des Schmöckers absichtlich zu verschweigen, aus Scham über den Zusammenhang seiner Tragödie mit einem Schundroman — die Philologie hat die Psychologie erschlagen! — Wir verdanken Glossy den wertvollen Fund jenes Buches, auf das Grillparzer ohne Zweifel anspielt. Aber „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe" ist ein Typus; sie enthält tausende von Parallelstellen und Grillparzer konnte die Motive, die sie in sich birgt, in jedem anderen Ritterroman auch finden; er brauchte den Titel gar nicht zu verzeichnen, eben weil nicht das Individuum, sondern die ganze Gattung seine „Quelle" gewesen war. Es liegt mir fern, an Wyplels sehr sorgfältigen Untersuchungen mutwillig zu rütteln; allein diese haben doch bloß bewiesen, daß die betreffenden Motive in beiden Werken vorkommen, und daß die „Blutende Gestalt" unzweifelhaft das Buch ist,

von dem Grillparzer an der zitierten Stelle spricht: Daß sie seine „Quelle" war, können wir nicht beweisen und ich glaube, es ist auch nicht notwendig. (Ich füge hier eine Bemerkung ein, die sich bei Wyplel nicht findet: Grillparzer nennt die Ahnfrau mehrmals „Gestalt" — was gewiß auch ein wichtiger Beweis für den Zusammenhang ist.)

Nun kommt Kohm, um die Sache endgiltig zu entscheiden. Auf S. 44 erklärt er die Annahme, die „Blutende Gestalt" sei die Quelle, für bedenklich, denn 1. sei die blutende Gestalt, „wie schon der Titel andeutet", ein Roman, Grillparzer spricht aber von einem „Volksmärchen". Es ist aber eine grobe Unkenntnis, nicht zu wissen, daß der Ausdruck „Volksmärchen" sich bloß auf den Stoff und dessen Behandlungsweise bezog, daß man im 18. und 19. Jahrhundert Erzählungen aller Art in Prosa und Versen, ja auch Dramen „Volksmärchen" benannte, wenn sie einen gespenstischen Stoff volkstümlich behandelten. Als zweiten und dritten Grund nennt Kohm belanglose motivische Unterschiede; er steht also auf dem Standpunkt: entweder mußte Gillparzer alles oder gar nichts abschreiben. Aber als vierter Grund wird stolz angegeben: „4. Ist jener Roman erwiesenermaßen entweder im Laufe des Jahres 1818 oder spätestens nach einem Kataloge der Firma Haas vom Jänner 1817 im Anfange dieses Jahres erschienen." Dazu zwei Anmerkungen S. 290; die eine beruft sich auf Heinsius' Bücherlexikon von 1822; die andere besagt: selbst wenn die „Blutende Gestalt" „vor der Beschäftigung des Dichters mit seiner Tragödie erschienen ist, so machen es doch die mißlichen Vermögensverhältnisse, in denen sich Grillparzer damals befand, wenig wahrscheinlich, daß er sich den Luxus gestattet hat, ein solches Buch zu kaufen".

Also wer eine „Quelle" ausschreiben will, der muß für sie bezahlt haben — das scheint die Regel zu sein!! Glückliche Naivität, die nichts ahnt von der unermeßlichen Masse von Schundliteratur, die um die Wende des 18. Jahrhunderts erschien, die von Buchhändlerspekulation nichts ahnt, die nicht weiß, mit welchem rastlosen Eifer Altes immer wieder auf den Markt geschleppt wurde, fremde Quellen ausgeschrieben, alte Romane neu herausgeputzt und unter neuem Titel als „soeben erschienen" ausposaunt wurden! so ist der Monk des Engländers Lewis maskiert nach Deutschland gekommen und der industriöse und ingeniöse Haas hat wohl das Machwerk einer freien Übertragung immer wieder als neu erschienen ausgegeben.[1])

[1]) Vgl. die bedeutsamen Aufsätze: „Studien zu M. G. Lewis' Roman ‚Ambrosio, or the monk'" von O. Ritter (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen CXI, 106—274); „Die eigentliche Quelle von Lewis ‚Monk'" von Georg Herzfeld (ebenda CXI, 316—323); „Die angebliche Quelle von M. G. Lewis ‚Monk'" von O. Ritter (ebenda CXIII, 56—65) und „Noch einmal die Quelle des ‚Monk'" von G. Herzfeld (ebenda CXV, 70—73).

Abgesehen hiervon ist auch Kohms Behauptung, der Roman sei nicht vor 1816 erschienen, falsch. Auf die Besprechung seines Buches durch August Sauer in der Wiener „Zeit" Nr. 471 antwortete Kohm in einer bei Karl Konegen in Wien erschienenen Broschüre „Herr Universitätsprofessor Dr. August Sauer in Prag als Kritiker". Er wiederholte in dieser Broschüre seine Behauptungen und verstieg sich dabei so weit, die Behauptung, die Blutende Gestalt sei nicht vor 1816 erschienen, eine „unleugbare Tatsache" zu nennen. Ihm wurde Sauers Antwort in Nr. 487, die meine in Nr. 488 zuteil, worauf dann Kohm in Nr. 490 mit Dank quittierte. Ich mußte diesen Federkrieg hier erwähnen, weil ich hier den Kern meiner damaligen Antwort wiederholen muß: Die „unleugbare Tatsache" ist leugbar, ja sie muß geleugnet werden, denn der Roman ist schon in der Nr. 24 des Jahrganges 1799 der „Wiener Zeitung" angekündigt (vom 23. März 1799)! Es heißt dort:

Bey Franz Haas, Buchhändler in Wien, im Schulhof, oder am sogenannten Oberjesuiten-Platzel, Nr. 447, ist zu haben:

Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe, oder die Beschwörung auf dem Schlosse Stern bey Prag,

eine interessante Geschichte. Mit 1 Kupfer und Vignette und gebunden 1 fl. 15 kr., brosch. 1 fl. 19 kr.

Der vielen bösen Thaten wegen mußte einst eine Jungfrau in fürchterlicher Gestalt herumwandeln; ihre Erscheinungen sind jedesmal furchtbar und entsetzlich in blutender Gestalt, weil auch sie einst unschuldiges Blut vergossen hatte. So grauenvoll auch ihr Erscheinen ist, so bringt ihre Gegenwart allenthalben Schutz und Rettung mit. Besonders war sie bestimmt dem verführenden Geist der Hölle seinen finstern Thaten entgegen zu handeln. Ein berühmter und tugendhafter Mann von Prag ist hier das Ziel der List und Bosheit des Satans. Durch unendliche Ränke gelingt es dem Bösen, in diesem Manne das Gefühl der Tugend und Edelmut zu unterdrücken, und schnell schreitet dieser von Schwachheiten zum Laster und von diesem zum Verbrechen. Die Begebenheiten dieses Mannes werden ihrer Seltenheit wegen viele Leser interessieren. Die blutende Gestalt hilft und rettet aber allenthalben dem verblendeten Ambrosio. Endlich fällt er aber doch in die Hände der Gerechtigkeit, woraus ihn Mathilde mit Bedingnissen befreyet. Diese Bedingnisse leiten ihn aber in grundloses Verderben, er gerät in Verzweiflung, da er einsieht, daß er vom höllischen Geiste so übertistet und gränzenlos elend und gänztich verlohren sey, aber die wohlthätige Gestalt rettet den Unglücklichen zum letztenmal und bannet den höllischen Verführer in die grundlosen Tiefen der ewigen Nacht.

Wie aus dem mitgeteilten Auszuge hervorgeht, ist der schon 1799 angekündigte Roman unzweifelhaft unsere „Blutende Gestalt". So steht es also um Kohms Resultate. Mit seinen eigenen Waffen könnte man ihn besiegen und konsequenterweise sagen: wem man nachweisen kann, daß eine mit solcher Dreistigkeit ausposaunte Behauptung grundfalsch ist, der verdient wohl überhaupt weder Glauben noch Beachtung! — Aber es kommt noch besser. Kohm hat auch die „wirkliche Quelle" Grillparzers

gefunden. Das Motiv, um das es sich handelt, kommt neben unzähligen anderen Erzählungen auch in einer Erzählung der Christiane Benedikte Naubert vor. Kohm hat den Titel der „Neuen Volksmärchen der Deutschen" bei Büsching verzeichnet gefunden und schildert mit ergötzlicher Schwerfälligkeit (S. 276) die „Jagd nach diesem Buche". Endlich bekommt er es, und da er es gefunden hat, muß es natürlich Grillparzers Quelle gewesen sein. Die Ähnlichkeiten sind vorhanden; aber wäre Kohm auf eine andere ähnliche Erzählung aufmerksam gemacht worden, etwa auf Musäus' „Entführung", so hätte er diese als Quelle Grillparzers bezeichnet. In Wirklichkeit ist keine von allen die Quelle gewesen.

Aber bloß inhaltlich mit dem Verfasser ins Gericht gehen, hieße ihn unverdient milde behandeln und Wichtiges unbesprochen lassen. Form und Ausdruck, Methode und Aufbau sind verfehlt im ganzen und einzelnen. Die unglaublich lächerlichen Einzelheiten, die er vorbringt, wie etwa von den Gründen, weshalb Grillparzer den Jaromir klopfen läßt (S. 56), oder von dem taktischen Mißgriff des Hauptmanns, keine Schildwache beim Fenster aufzustellen (S. 252), werden noch dadurch übertroffen, daß er die Naubert, die er nach seiner Gewohnheit übermäßig oft erwähnt, nie mit ihren Vornamen bezeichnet, sondern sie konsequent „Madame Naubert" nennt: sie erscheint ihm also wohl als Französin. Kohm hat eben bloß bei Büsching ihren Namen erwähnt gesehen und dieser hat sie nach der Sitte der Zeit mit dem Titel Madame beehrt! Die Sprache Kohms ist schwülstig und arm im Ausdrucke, Wiederholungen wie „die Ahnfrau des ersten Manuskriptes" finden sich mehrmals auf jeder Seite. Ist also das richtige Schreiben wohl nicht Kohms Sache, so ist's das richtige Lesen gewiß auch nicht. Zum Beweise für letztere Behauptung veröffentliche ich die folgenden mir von Herrn Professor Schlösser gütig mitgeteilten Lesarten, die ohne Zweifel richtig sind: Auf S. 47 zitiert Kohm nach der Handschrift:

Nicht aus schlecht unedlem Stoff
Ward so hohe Frau gebildet,
Als in deinen Vätern prangt.

Es muß in der zweiten Zeile gewißlich „hohe Form" heißen anstatt des durchaus widersinnigen „hohe Frau".

Ebenso auf S. 175:

Damals war's zum erstenmal,
Daß mit langen, langen Jahren
Sich die Ahnfrau wieder wies
Und die dunkle Gruft verließ.

„seit langen Jahren" statt „mit langen Jahren".

Und ebenda (S. 23):

Dazumal erschien sie wieder,
Ging allnächtlich auf und nieder,
Seufzend, stöhnend, aber schweigend
An des Weihers gähnend Rand,

„gähem Rand“ anstatt „gähnend Rand“!

Auch sonst ist Kohms Arbeit keineswegs einwandfrei. Daß er zahlreiche Schriftsteller nach der Reclamschen Ausgabe zitiert, ist gewiß zu tadeln; bei Müllner geht's noch an, aber bei E. T. A. Hoffmann nicht.

Ich kann also wohl sagen: Das gut gemeinte, aber schlechte Buch von Kohm ist für die Forschung wertlos; es muß aber auch wegen der Bestimmtheit, mit der der Verfasser auftritt, von der Forschung mit Schärfe zurückgewiesen werden.

Wien. Egon v. Komorzynski.

Pseudoromantik. Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik von Herm. Anders Krüger. Leipzig H. Haessel 1904. 4 M.

Dem „Dresdener Liederkreis“ vom Anfange des vorigen Jahrhunderts widmet Herm. Anders Krüger eine eingehende Betrachtung. Er nennt sie „einen Beitrag zur Geschichte der Romantik“. Das Thema scheint auf den ersten Blick ein undankbares, eigentlich unter dem Niveau wissenschaftlicher Betrachtung gelegenes; es handelt von vergessenen Modepoeten; oder wie Krüger sagt: „Unsere deutsche Literatur ist durch die Pseudoromantik in keiner Weise bereichert, geschweige denn gefördert worden.“ Warum Krüger sein Buch schreibt, sagt er uns S. 21: 1. weil es zu einem eigentlichen Strafgericht über das romantische Epigonentum noch nicht gekommen ist; 2. weil er glaubt, Romantik und Pseudoromantik einmal sondern zu müssen; 3. weil er meint, daß die zukünftige „Gesamtdarstellung der Romantik“ zugleich auch „eine eigentliche Geschichte der Trivialromantik“ zu schreiben habe, eine Ansicht, die der Verfasser auf S. 22 nicht mehr hat, denn er erklärt da eine solche Darstellung für eine „sehr eintönige“, „wenig ersprießliche“, „recht schwierige“ und nach seinem Buche „überflüssige Arbeit“, die aber auf S. 21 folgendermaßen begründet wird: „Die literarhistorische Forschung hat keine Berechtigung, nur dem Positiven in der Literatur nachzugehen.“

Dazu wäre zu bemerken: Punkt 1 widerlegt sich im Laufe des Buches von selbst. Krüger zitiert gewöhnlich einen längst verstorbenen Kritiker, wenn er sein „Strafgericht“ an einem Pseudoromantiker vollzieht und sagt schließlich ausdrücklich von Tiecks „Vogelscheuche“ (S. 203):

„Eine schärfere Satire auf den Liederkreis und sein im grunde unkünstlerisches und philiströses Cliquentreiben konnte nicht geschrieben werden;“ und auf S. 204: „Er [Tieck] hatte mit seiner genialen Satire seine Gegner dem Gelächter von ganz Deutschland preisgegeben, hatte sie literarisch so gut wie vernichtet.“ Das sieht nun doch so aus, als ob es schon einmal zu einem Strafgericht gekommen wäre. — Punkt 2, die Sonderung von Romantik und Pseudoromantik, gäbe wohl den richtigen Standpunkt an. Nur darf diese Sonderung nicht rein äußerlich gefaßt werden, sondern muß von dem innern absoluten Gegensatz zwischen beiden Literaturrichtungen ausgehen und muß selbstverständlich auf genaueste Kenntnis beider gegründet werden. Punkt 3 gehört in das Kapitel der Prinzipienfragen. Darüber läßt sich streiten! Dem Dogma: „Die literargeschichtliche Forschung hat kein Recht, nur dem Positiven nachzugehen“, läßt sich mit derselben Berechtigung das Dogma entgegenstellen: „Die literarhistorische Forschung hat kein Recht, dem Negativen einen ungebührlich weiten Raum und unbedingte Selbständigkeit einzuräumen. A. W. Schlegel spricht einmal von dem „lästigen Amt“ des Kritikers, „Eintagsfliegen spießen zu müssen“ und bedauert es, seine Kritik an „kurzlebige Erzeugnisse der literarischen Betriebsamkeit, die einen Augenblick im Sonnenschein des Modegeschmackes herumgaukeln, verschwenden“ zu müssen. Was würde er wohl zu einer Wissenschaft sagen, die sich verpflichtet fühlt, die unglücklichen Fliegen noch einmal künstlich zu galvanisieren, zu keinem anderen Zwecke, als sie von neuem zu spießen. Uns scheint in der Tat, daß das Negative nur in seinen nachweisbaren Wirkungen auf das Positive, nicht an sich wichtig ist. Wir wollen doch keinen Staub aufwirbeln, bloß um ihn zu schlucken.

Soll also Krügers Buch, wie er sagt, einen Beitrag zur Geschichte der Romantik geben und literarhistorisch beachtenswert sein, so darf er das „Positive“, id est die Romantik, nicht aus dem Auge verlieren. Er muß zeigen, wie die Pseudoromantiker die Lehren der Romantik aufgriffen und verzerrten. Er muß zeigen, wie jeder einzelne der neugeschaffenen romantischen Begriffe und Gefühlswerte in den Händen dieser ruhmgierigen Philister zu theatralischem Flitterstaat oder modischem Putz wurde. An Beispielen wird es ihm nicht fehlen! Er muß ferner zeigen, welche Wirkungen dadurch auf die Literatur ausgeübt wurden, die vielleicht doch nicht rein negativ waren! Interessant wäre es dabei zu sehen, wie die Polemik gegen die Romantik bis auf unsere Tage fast immer auf einem Mißverständnisse der wahren Romantik beruht und eine Gepflogenheit der Pseudoromantiker trifft. — Dies hat Krüger vielleicht ursprünglich tun wollen — nur hat er es nicht getan! Und zwar aus einem sehr triftigen Grunde nicht! Er kann sich kein Bild von der Romantik machen, und so kann er natürlich auch aus ihrem Zerrbild, der Pseudoromantik, nichts für die Geschichte der Romantik gewinnen. Aber seine erste Absicht

war augenscheinlich etwas Derartiges. Dafür spricht die häufige Wiederkehr des Wortes „Wirkungen“, ferner sein Motto und vor allem seine Einleitung. Das Motto lautet: „Das Wort romantisch, das man so häufig gebrauchen hört und oft in verkehrter Weise, hat viel Unheil angerichtet.“ Es ist ein gefährliches Motto für ein Buch wie das Krügersche!

Die Einleitung hat den Untertitel: Romantik und Pseudoromantik. Sie handelt aber von beiden nacheinander. Die Verbindung wird mit einer nicht unanfechtbaren Analogie und vermittels einiger hübscher Bilder hergestellt. Auf S. 17 aber wird tatsächlich ein Versuch gemacht, den Pseudoromantikern ihre groben Mißverständnisse der wahren Romantik nachzuweisen. Dabei gerät der Verfasser aber in die traurige Lage, sich widersprechen zu müssen. Und zwar aus folgendem Grunde: Er hat vorher — hauptsächlich mit Hettner — an der ganzen Romantik mit Ausnahme von Tieck (dem Dichter) und den Befreiungsdichtern (in denen er das Höchste der Romantik erblickt, S. 15; 6 f.) kein gutes Haar gelassen und muß nun, um einen größeren Tiefstand zeichnen zu können, den alten Hettnerschen Standpunkt mit einem mehr neuzeitlichen vertauschen. Trotz dieses Übelstandes gibt er hier wenigstens etwas Positives. Da es das einzige bleibt, sei es hier vollständig zitiert. Es ist ein Stückchen Programm, dessen Ausführung immerhin vielleicht Interessantes geboten hätte: „Handwerksmäßig, schablonenhaft wurde jedem Stoffe ein äußerlich romantisches Gepräge gegeben, d. h. die Fabelführung wurde seltsam verschlungen, durch unerwartete Episoden künstlich verwirrt, den Helden etwas Außergewöhnliches, Übernatürliches, meist allerdings Unnatürliches verliehen, einige pikante Situationen und abenteuerliche Überraschungen eingeflochten, eine überschwängliche Naturschwärmerei als Grundstimmung betont, wenn irgend angängig noch ein mittelalterliches Milieu, oder das irgend einer anderen ‚grauen Vorzeit‘ gewählt, und damit war dem Modegeschmacke genüge getan“ (S. 17). Dann wird ausdrücklich Krügers Absicht kund: „Wie die folgende Arbeit zeigen wird, gehen gerade diese Dresdener Unterhaltungsschriftsteller vielfach noch darüber hinaus, die Romantik nur zu trivialisieren, sie verballhornisieren, ja sie negieren teilweise das Wesen der Romantik.“

„Das Wesen der Romantik“ — id est der Früh- und Spätromantik — wird von S. 1—16 behandelt. Krügers Quellen sind Hettner, Haym, ferner Walzel und Schüddekopf: Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, 39 f. Außer diesen, die nur vorn einmal mit dem allgemeinen Titel angegeben sind, haben wir keinen Nachweis, auf welche Studien sich die Sätze Krügers gründen, und doch brennt man manchmal darauf, es zu erfahren. — Die Loslösung der Romantik vom Sturm und Drang, mit der Krüger beginnt ist sehr berechtigt. Aber wenn es da heißt (S. 2): „Jene (die Stürmer und Dränger) lehnten sich auf gegen die Gesellschaft, diese (die Roman-

tiker) gegen die Wirklichkeit schlechthin", so kann man eigentlich nur mit einer Vorlesung über den Begriff der Wirklichkeit in der romantischen Theorie antworten. Die Romantiker lehnen sich nicht auf „gegen die Wirklichkeit schlechthin", sondern sie suchen die Wirklichkeit des Dinges gemäß der Philosophie ihrer Zeit in dem inneren Wesen, der Idee desselben, nicht in dem Zufälligen, Äußeren. „Sie lehnen sich überhaupt nicht auf" gegen die Wirklichkeit, sie machen im Gegenteile den Versuch, die gesamte Wirklichkeit aus dem „Centrum" (vgl. R. M. Meyer: Euphorion 4, 445 f., Deutsche Literaturzeitung 1892, 170. Herrigs Archiv 96, 6) id est einer poetischen Zentralkraft heraus zu erklären. Sie wandeln Fichtes Ur-Ich zu einem Urtrieb mit künstlerischer Tendenz. — Wenn Krüger die Entstehung der romantischen Theorie aus dem Größenwahn F. Schlegels und persönlicher Feindschaft gegen Schiller und Goethe ableiten will (S. 4 ff.), so muß geantwortet werden, daß aus „Selbstüberhebung und Eifersucht" allein keine Theorien von der literaturbewegenden Schwere der romantischen geschaffen werden, sondern daß vor allem tiefe ästhetische Spekulationen dazu nötig sind; und daß, was die Feindschaft gegen die Klassiker betrifft, Krüger überhaupt gut täte, sich den 13. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft genau durchzulesen, um zu sehen, daß seine Behauptungen schon chronologisch eine Unmöglichkeit, einen literaturgeschichtlichen Anachronismus bedeuten. — Was soll man überhaupt zu einer solchen Konstruktion sagen (ich setze die Daten ein): „Nachdem sie beide [die Schlegels] in den Epigonendramen ‚Jon' und ‚Alarkos' (1802!) ihr eigenes Unvermögen bewiesen und begriffen hatten, nachdem sie schließlich eingesehen hatten, daß die Klassiker auf ihrem eigensten Boden, der antiquisierenden Dichtung, überhaupt nicht zu schlagen waren [1802 ist der Höhepunkt des Verständnisses zwischen Goethe und den Schlegels], erwarteten sie das Neue, das Größere von den produktiven Talenten unter ihren Parteigenossen. Nun brachte Schlegel Organisation in die Bewegung [geschah 1796—99]. Bald glaubten sie auch in den halb phantastischen, halb mystischen Werken eines Tieck, eines Novalis gefunden zu haben, was sie suchten. Hier ergaben sich die Anhaltspunkte für die neue Dichtung, die mit der der Weimaraner in Widerspruch treten, sie vielleicht übertrumpfen würde. Auf Grund dieser Werke, anfangs des Lovell (1795 und 96), späterhin Franz Sternbald (1798) und Ofterdingen (1802), zugleich beeinflußt von philisophischen Anregungen Fichtes (1794 und 95) und Schellings (1797) stellte nun insbesondere Friedrich Schlegel, der so gerne Systeme aufstellte, obwohl er stets vorgab, sie zu verabscheuen [ist nicht wahr: siehe Athenaeumfragment 33; Ideen 55], ein spezifisch romantische Doktrin auf." 8 Zeitpartikeln werden benötigt um uns in den Glauben zu lullen, die Schlegels hätten um 1802 Goethe abgeschworen, den Lovell von 1796 [siehe F. Schlegels Urteil darüber: Athenaeumfragment 413] entdeckt, und wären so, „zugleich" von

Fichte und Schelling beeinflußt, dazu gekommen, die romantische Doktrin auszubrüten. — Wie viele unbestimmte Fürwörter aber benötigt werden, um „die unterscheidenden Punkte dieser Theorie kurz hervorzuheben" — und, müssen wir hinzusetzen, zu verwirren — soll lieber gar nicht untersucht werden: „Manche", „viele", „man", „andere", „diese", „jene", „fast alle" — so geht es lustig vorwärts! Man fragt sich nur immer: Wer? wie? was? wo? wann? Der unbefangene Leser muß am Schlusse unbedingt die Folgerung ziehen, daß er der Krügerschen Darstellung nicht gewachsen ist, oder daß die Romantiker unzurechnungsfähige Neuerer waren. Selbst dem Eingeweihten, der doch die lieben alten Schlagworte kennt, „wird von alledem so dumm" —.

Die Begriffe, mit denen Krüger arbeitet, um die Romantik darzustellen, sind: 1. Die Überschätzung der Subjektivität, die — wie es überzeugend heißt — mit der Unterschätzung des Objektiven Hand in Hand geht; 2. Absolutismus der Phantasie; 3. Absolutismus der Formlosigkeit; 4. der Universalismus; 5. um das Maß subjektiver Willkür voll zu machen, noch die seltsame Theorie der romantischen Ironie, der Form des Paradoxen; 6. katholisierende Tendenz. So wie Krüger darüber redet, sind alle Punkte mit Ausnahme von 4 und 6 unhaltbar. — Was Krüger aus seinem eigenen hinzutut, ist entweder gänzlich unglaublich oder absolut selbstverständlich. Unglaublich z. B. die Ansicht, daß die Romantiker meinten, jeder Anknüpfung an die bisherige Entwicklung entraten zu können (S. 12), daß sie mehr poetisch genießen als poetisch arbeiten wollten (S. 11); und besonders die Trennung der Romantiker in „rein subjektive Romantiker, respektive unproduktive Kritiker" und „organische Romantiker", das sind nationalgesinnte. Es würde ein Buch fordern, um in eine derartige Begriffsverwirrung Ordnung zu bringen. — Dagegen haben Krügers scharfe Tadelworte gegen die Romantiker, die „anstatt an die dankenswerten Ergebnisse der ablaufenden Geniezeit anzuknüpfen" „eine neue Geniezeit heraufführen wollten", die „anstatt sich an der ruhigen, sichern Kraft innerster Überzeugung genügen zu lassen, durch allerlei Sonderbarkeiten Aufsehen zu erregen suchten, konventionelle Sitten und Gewohnheiten verletzten, ja bisweilen der bürgerlichen Moral ins Gesicht schlugen", (S. 13, vgl. S. 12) wirklich etwas Erheiterndes in ihrer herzlichen Naivität. — Weniger erfreulich ist aber unter andern ein Satz über Kleist, der mit laienhafter Prätension eine ewige Wahrheit der Literaturgeschichte vortragen möchte, und dabei die Unkenntnis des Verfassers bis auf seine eigene „Pseudoromantik" verrät: „Es ist gewiß kein Zufall, daß der einzige Genius (!) des romantischen Zeitalters, Kleist, der romantischen Schule äußerlich wie innerlich fremd geblieben ist. Er entsprach übrigens nur damit den Traditionen aller großen Dichter von Wolfram und Walter an bis auf Hebbel und Otto Ludwig." Ohne näher auf den Wirrwarr einzugehen, fragen wir nur: Weiß der Ver-

fasser wirklich nichts von der poetischen Tätigkeit Kleists, seiner Verbindung mit Arnim und Adam Müller 2c., und vor allem seiner Redakteurtätigkeit in Dresden? Will er den „Phöbus" denn gar nicht erwähnen, wenn er von der Dresdener Pseudoromantik sprechen wird, da dieser doch ein so wichtiger Ausgangspunkt für die pseudoromantische Zeitschriftenliteratur in Dresden ist? Wir sehen später, daß er dies wirklich nicht will.

Dafür aber will er etwas rein Unmögliches: Er will die von Walzel gestellte Aufgabe (Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, S. 8), „die Wirkung des Wilhelm Meister auf romantisches Dichten und Leben", auf zwei Seiten mit ein paar Sarkasmen gegen die herrlichen Privilegien der Romantiker auf „Genußfreiheit, genialen Müßiggang, erhabene Zwecklosigkeit, liebliche Albernheit" 2c. abtun! — Was sonst über das Verhältnis von Klassikern und Romantikern gesagt wird, kritisiert sich am besten selbst. „Die romantische Schule, die viel zu früh auf ihre Lehrer verzichtete, war vielleicht nicht günstig für die Entwicklung unserer Nationalliteratur . . . Auf die Dauer konnten die Romantiker die wertvollen Errungenschaften der klassischen Periode unserem Volke schwerlich vorenthalten, aber schon dadurch hielten sie ihre Wirkungen auf, indem sie nicht auf der durch die Weimaraner geschaffenen Basis weiterschufen, sondern sich bemühten, eine neue Basis zu schaffen, deren Unsolidität und Unbrauchbarkeit sich ganz allmählich herausstellen mußte." — Man kann natürlich von Krüger nicht verlangen, daß er eine Höhe des Standpunktes findet, von der aus sich ihm das Bild der Literaturgeschichte um 1800 als ein Ganzes zeigt, in dem die universalistisch-shakespearisierende Romantik mit der aristokratisch-stilisierenden und gräcisierenden Klassizität sich mehr oder weniger harmonisch ergänzt und mit ihr verschmelzen möchte, aber selbst er dürfte uns nicht einen Satz zumuten, wie diesen: „Es fehlte nicht viel, daß Goethe und Schiller mit den Aufklärern vom Schlage eines Nicolai und Ramler auf gleiche Stufe gestellt wurden." Wenn das jemand vom Schlegelschen Kreise sagt, so kann er auf eine ernsthafte Kritik kaum einen Anspruch machen.

Krüger hat wohl selbst eingesehen, daß ihm die Romantik zu fern liegt, um einen Beitrag dazu liefern zu können, so gibt er denn im zweiten Teil der Einleitung, der sich mit der Pseudoromantik beschäftigt, einen anderen Grund für sein Buch an. Er schreibt es, weil er erklären und begründen will, welche „Macht eine im Grunde armselige, ja harmlose Lokalclique ausüben kann, wenn sie, erfaßt von plötzlicher Selbstüberhebung, getragen von einer literarischen Modebewegung, den Masseninstinkten des Durchschnittspublikums geschickt zu schmeicheln versteht". — Das wäre allerdings psychologisch und kulturgeschichtlich interessant!

Um diese „Macht" zu zeigen, benötigt Krüger als Präludium 84 Seiten, welche dem Leben (33 S.) und den Werken Kinds (49 S.)

gewidmet werden. Das Leben und der Charakter des guten Kind sind sehr langweilig, und seine Werke sind gänzlich wertlos. Wer es noch nicht weiß, der wird es auf diesen 84 Seiten erfahren. Sehr richtig bemerkt der Verfasser (in gesperrtem Druck): „Sein [Kinds] Gedächtnis wird in unserer Literaturgeschichte fortleben, nur nicht eigentlich deshalb, weil er es verdient hätte, sondern aus zwei rein persönlichen Gründen." Der erste dieser rein persönlichen Gründe ist seine Berührung als Freischützdichter mit C. M. von Weber; der zweite ist seine typische Verkörperung der damaligen Modepoesie. Sobald nun diese zwei „rein persönlichen Gründe" vom Verfasser ausgesprochen sind, verwandeln sie sich, wie der Frosch aus dem Märchen, wenn nicht in eine geheimnisvoll leuchtende Prinzessin, so doch in tiefe wissenschaftliche Probleme, von denen es stilgerecht weiter heißt: „Der erste Grund ist mehr zufälliger Art, aber schwerlich einleuchtender als der zweite, der sehr ausführlich erörtert und durch viele Einzelheiten unterstützt werden muß, um nicht hinfällig zu werden." Es wäre allerdings schrecklich, wenn der zweite Grund (die „Modebedeutung") nicht „ausführlich erörtert", wenn er gar „hinfällig" würde! Kinds Modegröße könnte dann ja plötzlich von selbst zu echter Berühmtheit werden — und was würde dann aus uns werden! Um einer solchen Eventualität vorzubeugen, wird uns Haus, Vorfahren, Vater (inklusive Kleidung — gelben Sommerschlafrock, grünen Hut ꝛc. ꝛc. — Bücher, Rosen, Obstzucht), Onkel, Spielzeug (lebendiges und totes) ꝛc. alles, was zu Kind in irgend einer Beziehung steht, genauestens vorgeführt — bis zu seinem Tode. Die alles überstrahlende Eigenschaft Kinds ist die Eitelkeit. Sie wird 28 Male mindestens erwähnt und einmal als „Übereitelkeit" namhaft gemacht.

Dann werden die Werke Kinds, die „für den Geist der Pseudoromantik bezeichnend erscheinen", einer eingehenden Analyse unterzogen. Am Schlusse wissen wir aber von der Pseudoromantik genau soviel, wie am Anfange. Wir haben nichts als ein paar Analysen gänzlich wertloser Stücke und ein Resumee von „negativen" Werturteilen in der Hand. Daß das Buch kein Beitrag zur Romantik werden konnte, war uns schon nach der Einleitung klar. Wenn wir jetzt aber sehen, wie Krüger selbst aus dem Freischütz, dem er volle 22 Seiten widmet, so gut als nichts für sein Thema gewinnt, und nur persönlichen Klatsch oder Quellenangaben aus zweiter Hand und dergleichen bietet, so beginnen wir zu zweifeln, ob Krüger überhaupt mit „Pseudoromantik" einen festen Begriff verbindet, und ob sein Buch auch nur einen „Beitrag zur Geschichte der Trivialromantik" wird geben können. Ja, noch mehr, es wird zweifelhaft, ob er auch nur kulturgeschichtlich ein paar interessante Tatsachen über Massengeist und Massengeschmack wird zu sagen vermögen. Denn so sehr wir Krüger betreffs der literarischen Bedeutungslosigkeit Kinds Recht geben, so unwahrscheinlich scheint es uns

doch, daß die von Krüger zitierte „Macht" Kinds adäquat im Resumee durch seine „saloppen Ausdrücke", „banalen und vulgären Wendungen", „seine sinnlosen Reimfüllseln und beliebigen Abschweifungen", „kindischen Spielereien", „Vergewaltigungen der Sprache", „unreinen Reime", „Mangel an Komposition" und „maßlose Weitschweifigkeit" erklärt und abgetan ist. — Krüger schließt diesen ersten Teil mit dem bedeutungsvollen Hinweis, daß wir nun den ganzen Liederkreis und seine Tätigkeit kennen lernen sollen, „dann wird sich manches, was bisher fast unbegreiflich erschien, aus dem Zusammenhange leichter verstehen und somit gerechter beurteilen lassen". — Wir erstaunen über alle Maßen, daß sich in dem Vorhergehenden etwas „Unbegreifliches" solle verborgen haben. Uns war doch alles ganz klar — leider nur zu klar!

Indessen! Zweiter Teil! „Gründung des Dresdener Liederkreises und seine Mitglieder." Auf zwei Seiten werden zunächst die auch schon früher erwähnten und später wieder zitierten Namen der Mitglieder viermal genannt, „über deren Zahl sich aber wird streiten lassen". Es fällt nun allerdings keinem Menschen ein, darüber zu streiten, aber über Anordnung und Darstellung Krügers wird sich allerdings streiten lassen — sogar sehr! Es ist vielleicht nicht von hervorragender Wichtigkeit, die Geschichte der Dresdener Pseudoromantik bis ins kleinste zu kennen, aber es ist doch auch nicht nötig, alles wie Kraut und Rüben durcheinander zu mengen. Krüger macht es sich aber auch gar zu bequem! Er konstatiert einen „Wochenzirkel vom Jahre 1801" mit „Tee und einem ganz einfachen Butterbrot" (S. 28) und mit „geistiger Armut seiner Mitglieder". Dann kommen schlechte Zeiten, und als diese vorbei sind, „so schlug der Funke [besagter „geistiger Armut"], der lange unter der Asche [id est Napoleonische Zeit], fortgeglüht hatte, zu heller Lohe empor" (S. 30). Diese helle Lohe ist der „Dresdener Dichtertee" „mit Loterien und Geschenken" von 1815. Die dazwischen liegenden 14 Jahre werden einfach weggelassen. Und doch waren sie von nicht geringerer Bedeutung als die kommenden. Adam Müller, Schuberth, Böttiger „erbauten damals [nach Kügelgen] die schöne Welt mit tiefsinnigen Vorlesungen". Mit Kleist weiß der Verfasser gar nichts anzufangen und ignoriert deshalb seine Existenz in Dresden und seine Redakteurtätigkeit um diese Zeit gänzlich. Daß die romantische „Liberalität" des Umganges auch in Dresden damals wie in Berlin in die Schöngeisterei der ästhetischen Tees umschlug, weiß er nicht. In Kinds „Malven" und „Tulpen" trieb schon die Pseudoromantik ihre schönsten Blüten. Sie hätten dem Verfasser Gelegenheit gegeben, mit anschaulichen Illustrationen aus der Praxis der Pseudoromantik den tiefgehenden Unterschied zu den wahren romantischen Lehren klar zu machen. Schon ein Blick auf die damalige Dresdener Gesellschaft zeigt den neuen Einfluß: Man war fromm und andächtig, schwärmte für die Malerei, besonders

die Madonnen; Kunstinteresse gehörte zum guten Ton; Nazarenismus, Magnetismus, Naturinteresse mischten sich mit Rationalismus, Rousseauismus und Philisterei, kurz, der Geist der Pseudoromantik war überall und es müßte sich schon mit etwas Blick und Verständnis ein literarhistorisch lehrreiches und kulturhistorisch interessantes Bild von jenen Jahren entwerfen lassen. Die Romantiker hatten die Demokratisierung der höchsten und feinsten Geistesgenüsse angestrebt. Sie wollten das Leben und das Volk poetisieren. Die Pseudoromantik ist gewissermaßen die Antwort aus dem Volk, respektive der Gesellschaft. Sie war danach! Aber daß es zu einer Antwort kam, ist doch immerhin erwähnenswert. Es mußte sich doch für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes und der deutschen Literatur wenigstens etwas daraus lernen lassen. Doch von derartigem bei Krüger keine Spur! Kommen ihm Namen wie Kügelgen, Fouqué, Houwald, Willibald Alexis, Baggesen, Öhlenschläger 2c. vor, so hängt er sie einfach als „Freunde" oder „Mitarbeiter" oder „Gäste" oder als „zweite Linie" dem Liederkreis an — und fertig! Dadurch kommt nun eine derartige Gesellschaft zustande, daß man seinen Kopf halten muß, wenn man sich davon ein Bild machen will. Doch der Verfasser hat auch nicht beabsichtigt, ein Bild zu geben. Er will höher hinaus. Er macht darauf aufmerksam, daß der „Dichtertee (später Liederkreis) geradezu ein Ereignis von historischer Bedeutung" „für Dresden" war, und daß es „zumal in dem konservativen Norddeutschland" gewaltiges Aufsehen erregte, „daß sich in Dresden ein literarischer Verein gebildet hatte, dessen Vorsitzender ein Minister war". Man glaubt ein zweites Weimar an der Elbe erstanden. „Dies alles (!) gilt es zu bedenken," heißt es, „wenn man die starke, weittragende Wirkung des Liederkreises und seines Organs der Abendzeitung recht verstehen will." Wir sind bereit zu bedenken, sehnen uns geradezu danach, endlich etwas zu denken und warten auf die Darstellung der Wirkungen, denn wir stehen bereits auf S. 133.

Doch so schnell geht das noch nicht: „Eine kurze Schilderung der einzelnen Mitglieder wird ebenfalls dazu beitragen."

Diese „kurze Schilderung" erstreckt sich bis auf S. 163 und behandelt die neun männlichen und drei weiblichen Genossen Kinds — „die erste Linie des Kreises". Was den Verfasser an ihnen interessiert, ist außer dem Biographischen nur das Negative. Doch es ist ein raffiniertes Beginnen, wie er zu diesem „Negativen" kommt! Als hätte er Schweineblasen und keine Autoren vor sich, so wird der zu Behandelnde zu einer größtmöglichen Dimension aufgeblasen, und dann — Puff! Es war doch nichts! Alles Luft! Negation! — Ich gebe als Beispiel die Darstellung des ersten und letzten der nacheinander aufmarschierten Pseudopoeten, da die Wahl schwer war. Nostiz wird auf S. 133 folgendermaßen geschaffen und vernichtet:

„Große Formgewandtheit“, „zierliches Formtalentchen“; — „warmes Gefühl“, „keine elementare Empfindung“; — „feiner Geschmack“, „unrettbare Trivialität“; — „schöne Sprache“, „leere Künstelei, schwärmerische Unklarheit, romantischer Schwulst“.

Interessanter und komplizierter verfährt Krüger mit Böttiger. Er wird aufgeblasen als der „damals weltberühmte Polyhistor, Kritiker und Kunstgelehrte, dem die skeptische Nachwelt keine Kränze flechten konnte, da seine angebliche (!) Tagesbedeutung mit seinem Tode in nichts zusammensank“. Prüft man diesen Satz auf seine Logik, so hat man gewissermaßen die Logik des ganzen Krügerschen Werkes en miniature. Prüft man ihn auf seinen Inhalt, so erhält man ein Bild des Geistes, der das Werk beseelt. Es behandelt „eine angebliche Tagesbedeutung, die mit dem Tode in nichts zusammensinkt“, spricht zu einer Nachwelt, die so skeptisch ist, daß sie dieser angeblichen und in nichts zusammengesunkenen Tagesbedeutung keine Kränze flechten kann; — und warum? Augenscheinlich aus keinem anderen Grunde, als weil sich mit gewissen Wendungen und Worten z. B. positiv und negativ so wundervoll Wissenschaft treiben läßt! Positiv gesprochen war also K. A. Böttiger (S. 152) ein „weltberühmter Polyhistor“. Drei Seiten weiter genoß er — von einer gemäßigt positiven Seite gesehen — „ein bedeutsames Ansehen, das damals weit über Sachsens Grenze hinausging“. Gleich darauf aber ist er — rein negativ betrachtet — selbst „für die Zeit des Liederkreises der lächerliche Polyhistor,“ „der servile Streber,“ „man spottete im geheimen wohl schon zu dieser Zeit über seine so gern zur Schau getragene Vielwisserei, über seine unglaubliche Pedanterie, seine Leisetreterei und Eitelkeit“ usw.: „lakaienhaft“; „Hang zur Klatscherei“; er lügt und blamiert sich; „kein Urteilsvermögen und noch weniger Unterscheidungsvermögen“ in literarischen Dingen Es fehlen ihm die „Grundbegriffe“. Ihn trifft „die größere Schuld an der lächerlichen Aufgeblasenheit des Liederkreises“. Seine Tätigkeit war unheilvoll. Tieck hat ihn vernichtet. Lüdemanns, Schillers und Goethes ironische Spitzen gegen Böttiger werden zitiert. Belege für seine Lobhudeleien werden gegeben; und schließlich wird auf S. 159 das Resultat des Strafgerichtes positiv—negativ zusammengestellt: „Wenn Tieck trotz all seiner Anstrengungen zur Rettung des guten Geschmackes keinen durchgreifenden Erfolg erzielt hat, so trägt daran einen gewaltigen Teil der Schuld K. A. Böttiger, der bei all seiner persönlichen Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft, seinem unermüdlichen Fleiß und vielleicht auch guten Willen — Vorzüge, die ihm kaum jemand abstreiten wird — doch nur negativ zu werten und für die schlimmen Wirkungen der Dresdener Pseudoromantik dann mitverantwortlich zu machen ist.“ „Wirkungen!“ wir stehen auf S. 159. Das Wort bekommt allmählich einen geheimnisvollen Zauber!

Erst die zweite Hälfte des zweiten Teiles handelt von der Tätigkeit des Liederkreises, dem Kernpunkt der Arbeit. 14 Seiten erscheinen indessen etwas wenig, um diese Tätigkeit und Wirkungen zu schildern, besonders da sie uns als so weitgehend, so vielverzweigt und bedeutsam vorgestellt werden, und da der Verfasser wiederholt seine Aufgabe als eine schwere bezeichnet. Es ist aber geradezu unerhört, wie Krüger die 14 Seiten anfüllt! Zunächst S. 163—168 Präludium: Ein Abend bei Kind, wird aus einem Briefe Kinds und einem nicht uninteressanten Zitat aus „Dresden wie es ist" von Scherzlieb (1830) bestritten. Dann schimpft Krüger — er hat es schon sehr oft getan — über den Personenkultus und die Eitelkeit und macht drei Punkte. Diese drei Punkte besagen, daß er sich selbst nicht weiter mit der Tätigkeit des Liederkreises, sondern nur mit der Abendzeitung beschäftigen will. Unsäglich erheiternd wirkt es, wenn er dabei überleitend bemerkt: „es könnte manchem Beurteiler vielleicht bedenklich erscheinen, die Sache so ernsthaft zu nehmen, wie es hier geschehen ist". Was er über die Abendzeitung zu sagen hat, beschränkt sich abermals auf negative Werturteile, die durch Belege verstärkt werden. Der Banalität z. B. werden 2 seitenlange Gedichte gewidmet. Ferner druckt er zwei Gedichte im Versmaß und in der Diktion von Novalis „Weinlied" und Körners „Gebet während der Schlacht" ab. Er nennt sie Parodien, was sie eigentlich nicht sind und will, daß sie zeigen, „wie wenig wirkliches Verständnis für romantische Poesie, geschweige denn echte Überzeugung" die Pseudoromantiker hatten. Doch: „es kann hier nicht der Ort sein, alle Geschmacklosigkeiten der Vespertina aufzuzählen," sagt Krüger richtig. Seine 14 Seiten sind nämlich gefüllt. Der Verfasser seufzt: „Es ist wenig Positives und viel Negatives in diesen Worten." Wir seufzen mit ihm und geben ihm recht, denn wie Schlegel sagt: „das Leben ist kurz und die Bücher sind lang."

Doch es bleibt noch die Schlußbetrachtung: Tieck und der Liederkreis. Krüger hat Tieck sehr in sein Herz geschlossen und wünscht sich darüber auszusprechen und bei dieser Gelegenheit noch ein und das andere Mal die Eitelkeit der Dresdener zu tadeln. Von Begeisterung und Phantasie getragen sieht er bei dieser Gelegenheit, was kein Verstand der Literarhistoriker gesehen hat. Er sieht Tieck, wie er äußerlich und innerlich gebrochen, sich zur „entscheidenden Selbstbestimmung" durchgerungen hat, wie er nicht mehr selbst produziert, sondern anfängt, sich für Dante, Calderon, Shakespeare und Goethe zu begeistern, wie ihm vor diesen Größen sein eigenes Schaffen „verschwindend klein" erscheint. „Er [Tieck] hatte seinen Irrtum, ja denjenigen seiner ganzen Schule begriffen, hatte dann sich selbst überwunden und war über die romantische Poesie zur Poesie überhaupt zurückgekehrt." „Eine tragische Ironie liegt allerdings in der Tatsache, daß gerade er von einem Goethe als

Phantast und ungesunde Natur abgelehnt wurde" (S. 11) und dergleichen mehr. Es lohnt sich nicht, die leichte Skizze von Tiecks Tätigkeit in Dresden, die der Verfasser in rosigen Farben austuscht, sich näher anzusehen. Das ganze läuft schließlich auf ein möglichst ausführliches Zitat (es umfaßt 6 Seiten) aus der „Vogelscheuche" Tiecks hinaus. Es soll zeigen, wie die Vespertina-Leute „literarisch vernichtet" wurden. Aber es gelang ihnen, Tieck aus Dresden zu vertreiben. Und das — der Verfasser holt tief Atem, denn er kommt zu seiner Pointe und läßt gesperrt drucken — war „die historische Schuld des scheinbar so harmlosen Liederkreistreibens".

Es ließe sich noch manches über Krügers Buch sagen, aber es ist immer etwas „Negatives". Seine Aperçus über Kunst und Poesie im allgemeinen verraten den Laien in ästhetischer Spekulation. Die Komposition ist die denkbar willkürlichste. Sie scheint eine allererste wissenschaftliche Niederschrift zum Zwecke der Orientierung zu sein, wo genaue Studien einsetzen müssen, und wo Stoffsammlungen nötig sind. Nur so ließe sich ein dreifacher Bericht der ungenauen Entstehungsgeschichte des Liederkreises und ungezählte andere Wiederholungen neben klaffenden Lücken erklären. Die Anmerkungen sind durchweg mangelhaft oder überflüssig. Auch liebt es der Verfasser, Nebensätze als Anmerkungen zu geben. Nach welchem Prinzip er sperren läßt, ist mir unklar. Warum S. 67: Schon hierbei ward Kind von dem großen musikalischen Genius unterstützt; oder S. 71: Hofratstitel; oder S. 97: Es ist „zu prüfen, in wiefern es als selbständige Leistung zugunsten des Dichters Kind in Betracht zu ziehen ist". Daß auf S. 3 Novalis für Wackenroder steht, ist hoffentlich ein Druckfehler. Es gibt deren mehrere.

Krüger läßt sein Buch refrainartig ausklingen: „Wenn man dieses Reden über das Romantische hört, so erkennt man auch hier, die meisten sprechen nur nach und gebrauchen Worte, die sie nicht verstehen." Damit sei auch die Betrachtung seines Buches geschlossen.

Bern. Marie Joachimi.

1. Unger Rudolf, Platen in seinem Verhältnis zu Goethe. Ein Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte des Dichters (= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker, Nr. XXIII). Berlin, Alex. Duncker, 1901. 5 M.
2. August Graf von Platens dramatischer Nachlaß. Aus den Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgegeben von Erich Petzet. (= Deutsche Literaturdenkmale herausgegeben von A. Sauer, Nr. 124.) Berlin, B. Behr, 1902. 6 M.

3. Fries Albert, Platen-Forschungen (= Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, veröffentlicht von Dr. E. Ebering. XXVI. Germanische Abteilung Nr. 13). Berlin, E. Ebering, 1903. 2.40 M.

1. Als ich vor längerer Zeit im Euphorion (Band 10, S. 328 ff.) eine Anfängerarbeit über Platen anzuzeigen hatte, glaubte ich in den Schlußworten meiner Besprechung unsere Doktoranden von einer vorzeitigen Beschäftigung mit einem so schwierigen und verwickelten Gegenstande wohlmeinend warnen zu sollen. Gegenüber dem nunmehr mir vorliegenden Buche Ungers bekenne ich jedoch gern, daß ich mit einer so allgemein gefaßten Abmahnung doch wohl etwas zu weit gegangen bin. Der Verfasser dieser Erstlingsschrift bekundet eine so tüchtige Materialkenntnis und eine so gesunde Fähigkeit, selbständig zu denken und zu urteilen, daß man ihm trotz aller Ausstellungen im ganzen und einzelnen das Recht über Platen mitzusprechen nicht wird bestreiten können, und das will um so mehr besagen, als Unger nicht einen einzelnen Punkt aus Platens Entwicklung heraushebt, sondern sich keine geringere Aufgabe gestellt hat, als an der Hand von Platens Verhältnis zu Goethe den ganzen Werdegang des Dichters zu verfolgen.

Allerdings setzen gleich hier auch meine Bedenken ein. Es ist gewiß, daß kein anderer Dichter Platens Interesse so dauernd gefesselt und zu den verschiedensten Zeiten so gleichmäßig auf ihn eingewirkt hat wie gerade Goethe. Aber ich vermisse an diesen Einwirkungen das eigentlich Bestimmende: wohl spiegeln sich, wie auch Unger richtig erkannt hat, die vielfachen Wandlungen von Platens Denken und Dichten in seiner jeweiligen Stellung zu Goethe ziemlich getreu wieder, aber an diesen entscheidenden Wandlungen selbst scheint mir doch Goethe in auffallend geringem Maße beteiligt und ich wüßte keine Periode in Platens Schaffen zu nennen, für welche der Einfluß Goethes das in erster Linie Bezeichnende wäre. So würde denn der von Unger eingeschlagene Weg nicht selten gerade an denjenigen Punkten, die den weitesten Ausblick über Platens Entwicklungsgang gestatten, vorbeiführen, wenn sich nicht der Verfasser zu häufigen dankenswerten Abweichungen von der geraden Richtung entschlossen hätte. Trotzdem hat es sich nicht ganz vermeiden lassen, daß hin und wieder das minder Bedeutsame gegenüber dem Wesentlichen in den Vordergrund getreten ist und so das von Platen gegebene Gesamtbild einseitig erscheint. Allerdings besitzt das Buch genug Vorzüge, um dafür zu entschädigen.

Seiner Untersuchung schickt Unger eine kurze Feststellung der Perioden von Platens Entwicklung voraus (S. 5 f.). Er unterscheidet 1. die Frühzeit, deren Ende er auf Grund einer stärkeren Hinwendung zu Goethe ins Jahr 1816 setzt; 2. die reifere Jugendzeit, die bis in den Beginn

der Würzburger Studienjahre (1818) reicht; 3. die Würzburger, mit dem Anfang der Erlanger zusammenzufassenden Periode (1819—1820); 4. die weiteren Erlanger Jahre (bis 1826) und endlich 5. die Wanderjahre in Italien (bis 1835). Nicht ganz einverstanden bin ich hier nur mit der Abgrenzung des ersten und des letzten Zeitraums: die Frühzeit möchte ich schon mit dem Anfang des Jahres 1815 abschließen, in welchem ich eine steigende Hinwendung Platens zu ernsterer Lebensauffassung zu beobachten glaube, die sich zunächst als positiv gerichteter Rationalismus äußert, um dann in den nächsten Jahren mehr und mehr der Negation zuzustreben; als Schluß der Erlanger Periode ferner betrachte ich, trotz der zwei später noch daselbst verbrachten Jahre, die venezianische Reise von 1824, deren einschneidende Bedeutung für Platens Übergang zum antikisierenden Klassizismus mir Unger nicht hinreichend gewürdigt zu haben scheint.

Für Platens Frühzeit (Kapitel I, S. 7—54) war das bis zum Jahre 1815 vorliegende Material verhältnismäßig dürftig und Ungers Darstellung macht daher hier den Eindruck einer gewissen Dürre, der dadurch noch verstärkt wird, daß der Verfasser sich offenbar noch nicht recht getraut, Platens sonstige Lebens- und Entwicklungsverhältnisse kräftig genug heranzuziehen; so scheinen denn die Dinge verschiedentlich mehr auf- als auseinander zu folgen, aber immerhin findet sich auch so noch des Lehrreichen genug. Ansprechend wird gezeigt, wie während der Münchener Kadettenzeit zunächst durchaus Schiller Platens Held und Meister ist, dessen Einfluß auch in den handschriftlich erhaltenen Gedichten jener Zeit vorwiegt. Schade, daß Unger dabei gerade diejenigen übergeht, die inhaltlich die interessantesten sind: eines, daß sich „Napoleon und die Briten" betitelt und eines auf den Tod der Königin Luise, das seltsamerweise von der „Nadowessischen Totenklage" beeinflußt ist (beide Stücke handschriftlich in München); im Verein mit dem bekannten Gedicht an die Königin Christine von Schweden (Redlich Band 1, S. 376) hätten sie Unger willkommene Gelegenheit geben können, auf den für Platens Anfänge so außerordentlich wesentlichen konfessionellen und politischen Gegensatz des Knaben zu seiner Umgebung zu sprechen zu kommen, der auch im folgenden nicht immer genügend hervorgehoben erscheint. Schiller gegenüber hat Goethe in dieser Zeit einen schweren Stand, beginnt aber doch schon leise einzuwirken: das im Anhang mitgeteilte Gedicht „Der Alpenhirte und sein Sohn" zeigt nach Ungers glücklicher Darlegung eine merkwürdige Mischung von Nachklängen des „Erlkönigs" mit solchen aus dem „Tell" und der „Braut von Messina". Gesucht erscheint es mir dagegen, wenn Unger eine Knabenparodie Platens auf die „Jungfrau von Orleans" mit des Dichters späterer Neigung zu negativ-parodistischer Verwertung tragischer Motive in Zusammenhang bringen will; wer hätte wohl nicht einen solchen Jugendscherz auf dem Gewissen?

Ein etwas verändertes Bild zeigt schon die erste Hälfte der Pagenzeit (1810—1812). Schon ein vor ihrem Beginn verfaßtes Gedicht an Xylander (Anhang) verrät deutliche Anlehnung an Goethes „Zueignung“, trotzdem muß aber Gustav Jacobs um jene Zeit in seinen Briefen an Platen noch dessen „Widerwillen gegen Goethe“ bekämpfen und das Gedicht „Mignon“ und den „Werther“ gegen ihn in Schutz nehmen; und während Platen sich sehr geneigt zeigt, seine protestantischen Bedenken gegen die „Maria Stuart“ zerstreuen zu lassen, hält er an dem törichten Gerücht, Goethe sei katholisch geworden, mit einer gewissen Böswilligkeit fest. Merkwürdigerweise begegnen wir aber noch gleichzeitig mit den späteren unter diesen Bekundungen negativer Gesinnung, Ende 1811 und Anfang 1812, zwei Gedichten, die, anlehnend an Goethes Begleitverse zum „Werther“ und Schillers Thekla-Gedicht, Goethesche Romanfiguren verherrlichen: Werther und Ottilie. Sehr zutreffend weist Unger nach, wie sich in diesen Ergüssen noch kein wirkliches Verständnis für den Dichter, sondern nur erst ein subjektiv-sentimentales Verhältnis zu den besungenen Gestalten ausspricht; man wird demnach kaum geneigt sein, die Lektüre des ersten Teils von „Dichtung und Wahrheit“, Anfang 1812, besonders hoch anzuschlagen. Unverkennbare Bekanntschaft mit dem „Egmont“ verrät das (bei Petzet abgedruckte) dramatische Bruchstück „Charlotte Corday“ in der Brackenburgartigen Gestalt des Du Placet, der allerdings, echt Platenisch, nicht nur als entsagender Liebhaber, sondern auch als treuer Freund erscheint. Etwas stärker hätte hervorgehoben werden sollen, daß Goethes Einfluß in diesen Jahren nur ein Faktor unter vielen ist: auf den Bahnen Klopstocks und seiner Nachfolger zeigen den jungen Poeten antikisierende Odenversuche („An den König von Rom“ und „Die Nacht“, nach meinen mit Petzets Hilfe in München vorgenommenen Feststellungen beide von 1811, nicht, wie Unger S. 22 und 24 annimmt, von 1812 und 1814), Wielands Spuren folgen die Ansätze zu einem Epos „Arthur von Savoyen“ (1812), aufklärerische Einwirkungen verraten die Urfassung des Gedichts „David und Saul“ (1811, Redlich Band 1, S. 745) und die Philippika gegen den Zölibat (1812, ebenda S. 462),[1] Schiller wirkt in den Balladen „Atalanta und Hippomenes“ (1811) und „Der Tod des Herakles“ (1812) fort, Matthisson in einer „Wasserfahrt“ (von 1811), und als schüchterne

[1]) Inzwischen hat mich L. von Scheffler darauf aufmerksam gemacht, daß nach seiner Ansicht sowohl die „Ode auf den Zölibat“ wie der bei Redlich ihr unmittelbar voraufgehende „Prolog am Karolinen-Vorabend“ (nach Redlich beide zuerst mitgeteilt von Wackernell in Edlingers Literaturblatt 3, S. 209 f.) Platen abzusprechen und wohl nur Kopien fremder Stücke seien. Vergegenwärtige ich mir, was ich sonst an gedruckten und namentlich ungedruckten Jugendgedichten Platens kenne, so muß ich die Richtigkeit dieser Ansicht zum allermindesten als höchst wahrscheinlich bezeichnen. Jedenfalls wird sich jeder Platen-Herausgeber ernstlich mit ihr auseinanderzusetzen haben.

Vorboten späterer romantischer Neigungen stellten sich auch die zwei ersten Sonette ein (1811/12; alle genannten Stücke handschriftlich in München, die Sonette jetzt auch in Kochs Studien, Band 4, 191 f.).

In der zweiten Hälfte des Pagenlebens (bis Anfang 1814) tritt in innigem Zusammenhang mit der ersten ebenso leidenschaftlichen wie aussichtslosen Liebesneigung Platens zu einem jungen Manne eine ausgesprochene Werther-Schwärmerei zutage, deren Wirkungen auch in den erhaltenen Tagebuch-Aufzeichnungen unverkennbar sind; ob der Einfluß des Goetheschen Romans freilich so stark ins Einzelne geht, wie Unger mit Hilfe einer Anzahl zum Teil ziemlich gewagter Parallelen darzutun sucht, möchte ich bezweifeln. Das weitere für diesen Zeitabschnitt vorliegende Material ist so ungleichartig und gemischt, daß man es Unger nicht sehr wird verargen können, wenn auch seine Darstellung sich etwas bunt ausnimmt. Ein ausführliches Urteil Platens liegt nur über die „Natürliche Tochter" vor; die auffallende Wärme, die aus ihm spricht, führt Unger richtig auf Platens schon damals stark entwickeltes Formgefühl, weniger zutreffend auf sein Interesse an Goethes philosophischen Ansichten zurück, denn in Wahrheit bewundert Platen nur den Sentenzenreichtum des Dramas. Unger hätte nicht übergehen sollen, daß sich für diese Zeit wenigstens noch als gelesen feststellen lassen Goethes Gedichte, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister und Götz (Tagebuch Band 1, S. 102). Verfehlt scheint es mir, wenn er weiterhin auf Grund der Tatsache, daß Platen nach Napoleons Sturz einen Augenblick sinnend innehält und dem großen Eroberer sein tragisches Mitleid nicht versagt, eine Art von Gedankenharmonie zwischen Goethe und Platen annehmen möchte. Dagegen ist es in der Tat von entschiedener Bedeutung, wenn sich schon jetzt neben der Vorliebe für den „Werther" diejenige für den „Tasso" regt, die in einer Heroide „Tasso an Eleonora" (Anhang) deutlich zum Ausdruck kommt; eine etwas spätere französische Behandlung des gleichen Gegenstandes (ebenda, 1814) hat es allerdings mehr mit dem geschichtlichen Tasso zu tun, dessen Hauptwerk Platen aus Gries' Übersetzung schon sehr früh bekannt war (Tagebuch Band 1, S. 92). Derartiger Heroiden hat Platen, meist in unmittelbarem Anschluß an Ovid, 1813 gut ein halbes Dutzend verfaßt und Unger betrachtet sie mit Recht im Verein mit den Epigrammen, elegischen Fragmenten und Oden der Zeit als Zeichen einer ersten Hinwendung zur Antike; allerdings lehrt die Ode „Die Sänger des Altertums" (1813, handschriftlich in München), daß seine Kenntnis der klassischen Dichtung damals noch ziemlich dürftig war. In gerade entgegengesetzter Richtung soll sich angeblich Platens Prosa-Märchen „Rosensohn" (1813, Redlich Band 3, S. 171) bewegen, das Unger mit Goethes „Märchen" in den „Unterhaltungen" in Verbindung zu bringen und in die Entwicklungsreihe einzuschieben sucht, der die Dichtungen von Novalis, E. T. A. Hoffmann,

Fouqué usw. angehören. Ich bedauere, hier seinen Ausführungen ganz und gar nicht folgen zu können: trotz einer Anzahl von volkstümlichen Anklängen gehört meines Erachtens der „Rosensohn" durchaus der Welt an, deren Pforten Perrault und Madame d'Aulnoy geöffnet und in der sich in Deutschland namentlich Wieland graziös bewegt hatte, Wieland, dessen Tod Platen eben 1813 besang (Anhang). Auch klingt der Titel „Der neue Dythirambus" (so!), den das Märchen ursprünglich führte, ebensosehr an den „Neuen Amadis" wie an den von Unger angezogenen „Neuen Paris" und die „Neue Melusine" an. Trotzdem möchte ich Ungers weiterhin ausgesprochene Ansicht, Platen bekunde in diesem Zeitraum eine wesentlich ablehnende Haltung der Romantik gegenüber, nicht unbedingt unterschreiben: die schroff antikatholischen Gefühle, welche die Lektüre von A. W. Schlegels Gedichten im Frühjahre 1814 in ihm wachruft (Tagebuch Band 1, S. 107), hindern nicht, daß er von dem Dichter mit entschiedenster Achtung spricht und sich etwas später unter seiner Einwirkung der Sonettdichtung ergibt (ein eigenhändiges Münchener Gedichtverzeichnis führt unter 1814 sechs Sonette auf); zudem hat die gleichfalls romantische Einwirkung von Tassos „Jerusalem" schon 1813 mit dem Ansatz zu einem Gustav Adolf-Epos (Unger S. 22) begonnen. Richtig ist allerdings, daß schon jetzt die rationalistisch-moralisierenden Neigungen wesentlich stärker sind. Nach Unger fiele weiter in unsere Zeit Platens erste poetische Huldigung an Goethe, eine handschriftlich erhaltene, im Anhang mitgeteilte freie Nachbildung von Boileaus zweiter Satire. Ich halte Ungers chronologische Ansetzung dieses Stückes für unrichtig: es gehört, obwohl Platen den gleichen Gegenstand (noch ohne Beziehung auf Goethe) schon gegen Ende der Pagenzeit einmal bearbeitet hat (Tagebuch Band 1, S. 94 f.), erst in den Anfang 1815. Beweis dafür ist mir erstens die gelegentlich hervorbrechende preußenfreundliche und antibayerische Gesinnung des Dichters, die nach der ausdrücklichen Angabe des Tagebuchs (Band 1, S. 145) gerade für diesen Zeitpunkt charakteristisch ist, und zweitens der Spott über Tieck, dessen Bekanntschaft Platen genau zur gleichen Zeit machte (ebenda S. 144, vgl. S. 177). Endlich kommt Unger auf Platens Versuch zu sprechen, Corneilles „Horace" in deutsche Jamben zu übertragen (die Bruchstücke jetzt bei Petzet), wobei er kurz auf Goethes und Schillers Übersetzungen aus dem Französischen verweist und formalen Einfluß der „Natürlichen Tochter" feststellt.

In dem nächsten Abschnitt, der der Offizierslaufbahn bis zur Schweizerreise 1816 gewidmet ist, ist es zu bedauern, daß die deutlich vorliegende religiös-moralistische Entwicklung Platens nicht genügend beachtet ist; ihre stärkere Heranziehung hätte nicht nur dem Ganzen ein festeres Band geben, sondern auch im einzelnen manches erleuchten können. So gleich die Tatsache, daß mit dem Beginn dieser Zeit, wie Unger fest-

stellt, Goethe für Platen zum Problem wird, worin gewiß ein wesentlicher Fortschritt liegt; Platens Wunsch, es möchte ihm nur eine einzige Unterredung mit Goethe über das Los des Menschen und den Geist des Christentums vergönnt sein (1815), würde, in weiteren Zusammenhang gerückt, noch wesentlich mehr Bedeutung gewinnen als Unger ihr zuteilt. Wie unklare Vorstellungen Platen sich aber in dieser Hinsicht noch machte und wie weit er noch entfernt war, das „Problem" zu lösen, geht deutlich aus einer von Unger nicht beachteten Tagebuchstelle vom Dezember 1815 hervor (Band 1, S. 373), wo die „Bekenntnisse einer schönen Seele" fast wie ein christlich-tugendhaftes Erbauungsbuch in einem Atem mit Karoline Pichlers „Agathokles" und „Rosaliens Nachlaß" von Friedrich Jacobs genannt werden; ein Hinweis auf diese Tatsache wäre wohl fruchtbarer gewesen, als Ungers umständliche Darlegung, inwiefern sich Platen bei Verwendung des (selten genug bei ihm vorkommenden) Begriffs „schöne Seele" von Goethe unterscheidet. Recht feinsinnig weiß dagegen der Verfasser zwei Urteile Platens über den „Tasso" und die „Iphigenie" aus dem Jahre 1816 aus den Resignationsgefühlen des unglücklich Liebenden zu erklären: es ist in der Tat höchst bezeichnend für Platen, daß ihn in der „Iphigenie" die Gestalt des Thoas besonders anzieht und ihm im Tasso der Konflikt des Helden mit Antonio als die „pikanteste" Szene erscheint; von der Ähnlichkeit dieses Tasso-Auftritts mit einem dialogischen Gedicht Platens vom März 1816 kann ich mich freilich wieder ganz und gar nicht überzeugen, während ein von Unger angezogener jambischer Erguß aus dem Dezember des gleichen Jahres allerdings stark an Goethes Drama erinnert. Von den gleichzeitigen flüchtigeren Urteilen über andere Werke Goethes führt Unger nur das über den „Triumph der Empfindsamkeit" an, den Platen im Gegensatz zur Romantik nicht mehr recht zeitgemäß, wohl aber — was nicht hätte übergangen werden sollen — im Hinblick auf seine eigenen empfindsamen Regungen recht nützlich und lehrreich fand. Auch die an gleicher Stelle zu findenden Äußerungen über die „Mitschuldigen" („eine artige Komödie, nur leider sehr unmoralisch") und die „Geschwister" („eine allerliebste Kleinigkeit, die sich an naiver Schreibart mit jedem französischen Lustspiel messen darf") scheinen mir recht bezeichnend. Bei Gelegenheit der dichterischen Einwirkungen Goethes nimmt diesmal Unger erfreulicherweise Gelegenheit, auf Platens allgemeine literarische Stellung zu sprechen zu kommen: Schillers Einfluß erscheint nach wie vor ungeschwächt, die Gegnerschaft zur Romantik deutlich ausgesprochen; bei den Balladen mittelalterlichen Stoffes, die Unger trotzdem auf Rechnung ihres Einflusses setzt, dürften wenigstens zum Teil wohl Herder und Percy heranzuziehen sein; hinter dem epischen Märchen „Die Harfe Mahomets" stehen unzweifelhaft Ariost und Tasso, denen Platen selbst in den allerantiromantischsten Tagen nie seine Gunst entzogen hat, während aller-

dings der starke Einfluß der afterromantischen „Schuld“ Müllners, wie er in der Tragödie „Die Tochter Kadmus“ (1816, abgedruckt bei Petzet) zutage tritt, sehr auffällt. Die Kriegslyrik von 1815 steht, wie Unger richtig betont, im Zeichen Körners. Nur selten tritt Beschäftigung mit der Antike (Vergil, Ovid, Horaz) zutage. Zu alledem treten nun Goethesche Einflüsse hinzu: zu einer Heroide „Choroebus der Kassandra“ (1815, überarbeitet bei Redlich Band 1, S. 442 ff.) geben die Briefe Abälards und Heloisens die stoffliche Anregung, die Goetheschen Elegien nach Platens eigenem Zeugnis und Ungers gründlichem Nachweis die Form; nicht minder tragen gelegentlich im Tagebuch auftauchende Gedichte in freien Rhythmen sehr markant Goethes Einwirkung zur Schau; unfehlbar auf den „Werther“ gehen zwei Ossian-Übersetzungen zurück, wenn auch die Ähnlichkeit einiger Übertragungskunstgriffe bei Goethe und Platen zufällig sein mag; eine „Konradin“-Tragödie (Bruchstücke bei Petzet) Schillerischen Stils mußte 1815 aufgegeben werden, weil der Verfasser infolge einer neuen Brackenburg-Rolle „in Kollision mit dem Egmont“ kam. Sehr gefallen haben mir Ungers Ausführungen über eine 1816 begonnene ganz freie Umarbeitung von Racines „Berenice“: als Grund von Platens Vorliebe für das Stück betrachtet der Verfasser wieder sehr glücklich, diesmal nach dem Vorgang Petzets, des Dichters eigene Liebesresignation; mit Schillers und Goethes Eindeutschung französischer Trauerspiele hat Platens änderungsreiche Umdichtung nichts zu tun, um so klarer tritt aber in dem starken Streben nach Vereinfachung, ferner in Vers, Stil und Ton die Einwirkung des „Tasso“, der „natürlichen Tochter“ und der „Iphigenie“ hervor. Daß Platen diese letztere unmittelbar zuvor gelesen habe, bezweifle ich allerdings: zwar findet sich die betreffende Tagebuchnotiz unter dem 19., die Erwähnung der „Berenice“-Bearbeitung erst am 22. Juni 1816, doch handelt es sich an der letzten Stelle um einen summarischen Rückblick auf nicht weniger als vier Monate, nicht um eine Aufzeichnung, die den Augenblick angeht. Wohlberechtigt ist Ungers Bemerkung, daß Platens Neigung zur Simplifikation, wie sie hier hervortritt, seine baldige Wendung zur Antike vorbereitet. Eine warme Huldigung an Goethe enthält endlich eine Terzinenepistel an Jacobs (Redlich Band 1, S. 480 ff.) vom Februar 1816. — Was Ungers Schlußworte zum ersten Kapitel angeht, so wird man die Ansicht, daß Platen auch jetzt noch Goethe gegenüber ein Suchender bleibe, unterschreiben können; im übrigen stellt er sich aber Platens Entwicklung, namentlich in religiöser Beziehung, viel schwankender und unsicherer vor als sie in der Tat ist.

Dem zweiten Kapitel (Die letzten Münchener Jahre 1816—1818, S. 55—73) stellt Unger, der inzwischen mit seiner Aufgabe unverkennbar gewachsen ist, einen Überblick über Platens allgemeine Entwicklung voraus. Sein Leitsatz, daß sich in dieser Zeit die auffallende Wandlung Platens,

die schließlich in Würzburg vor sich geht, langsam vorbereite, reizt mich freilich zu entschiedenem Widerspruch: ich erblicke in dieser Periode nur eine ganz konsequente Fortbildung der früheren Anschauungen bis zum äußersten Extrem und kann erst in Würzburg selbst das allmähliche Anwachsen einer Gegenbewegung beobachten. Aber die entscheidende Hinwendung zur Antike, die schroffe Abwendung von der Romantik und vom Glauben wird richtig hervorgehoben, nur hätte der Parallelismus der Gegensätze Romantik und Antike, Christentum und Rationalismus stärker betont und Platens Wandlung dementsprechend nicht aus der „verhältnismäßigen Ruhe seines Gemütslebens", sondern gerade umgekehrt aus der tiefen Unbefriedigung und den nagenden Zweifeln des jungen Offiziers an sich selbst und der Welt erklärt werden sollen. Daß die in Würzburg erfolgende Bekanntschaft mit Camoens, Gozzi, Cervantes, Calderon usw. Platen zu „seltsamen Konstruktionen" verführe, mit deren Hilfe er seinen alten und neuen Geschmack zu versöhnen suche, kann ich aus den angeführten Belegstellen nicht herauslesen, noch weniger glauben, daß daran J. J. Wagner schuld sei, da alle diese Bekanntschaften in die Zeit von Platens zweitem Semester fallen und er im ersten Wagner nur 14 Tage lang gehört hat (Tagebuch Band 2, S. 41, 42, 44 f.).

Für die Stellung zu Goethe kommen zunächst zwei Tagebuch-Einträge von 1816 in Betracht, von denen der erste, welcher an die Lektüre des „Tasso", der „Natürlichen Tochter" und des „Faust" anknüpft, sehr lehrreich zeigt, wie nunmehr Goethe Schiller gegenüber die Oberhand gewonnen hat. Übertrieben ist es jedoch, wenn Unger behauptet, daß es Platen jetzt schwer falle, seine frühere Schätzung Schillers noch zu begreifen; es heißt lediglich, Schiller könne „ihn nicht mehr verblenden gegen Goethes Verdienst". Daß Platen das Lob der „Gediegenheit" nur dem „Tasso" und der „Natürlichen Tochter", nicht auch dem „Faust" erteilt, erklärt sich wohl weniger aus innerer Abneigung gegen dieses Werk — obwohl Unger recht hat, wenn er Platen ein tieferes Verhältnis zu der Dichtung abstreitet — als vielmehr aus der Bedeutung, die Platen mit dem Worte verknüpft und die mir dort am klarsten geworden ist, wo er es in Venedig (Tagebuch Band 2, S. 700) auf Sebastiano del Piombos Santa Conversazione in S. Giovanni Crisostomo anwendet: er denkt dabei an volle, reine Geschlossenheit und Harmonie, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt, und so paßt die Bezeichnung denn allerdings auf den „Faust" nicht. Nicht lange darauf liest Platen den ersten Band der „Italienischen Reise", mit lebhaftem Anteil, aber, was nicht hätte übergangen werden sollen, mit einem bemerkenswerten Seitenblick auf die „Überkünstelung" des Stils in anderen Spätwerken Goethes und mit merkwürdiger Interesselosigkeit für des Meisters Kunstkennerschaft, während ihn das Naturwissenschaftliche entschieden fesselt (letzteres von Unger richtig hervorgehoben). Anderthalb Jahre später schon sind ihm freilich die auf-

klärerisch-liberalen „Lettres sur l'Italie" von Du Paty lieber, was nicht gerade für einen sehr tiefen Eindruck Goethes spricht. Ich benutze übrigens die Gelegenheit, um die auch von Unger vertretene weitverbreitete Auffassung, als sei Platens erster Italienfahrt eine „jahrelange stille Vorbereitung" voraufgegangen, für eine fromme Fabel zu erklären. In den Tagebüchern des Knaben finden sich nur ein paar Ausbrüche vager Sehnsucht, in den Würzburger Tagen beschäftigt der junge Dichter sich zwar ernsthafter mit einer Italienfahrt, aber lediglich um den Schauplatz seines Epos „Odoaker" kennen zu lernen; dann ist jahrelang mit keinem Wort von Italien die Rede und nach Venedig reist Platen schließlich mit einer Arglosigkeit, die geradezu verblüffend wirkt, um dann allerdings an Ort und Stelle Großes zu erleben. Ich gedenke anderwärts näher auf diese Frage einzugehen. Daß Platens Hinneigung zur Antike nicht immer ganz ungefährlich für Goethe war, lehrt eine Tagebuchstelle aus der ersten Würzburger Zeit, in der seine Elegien gegenüber denen der Alten entschieden zurückgesetzt werden. Unwesentlich finde ich den Gegensatz, der in Goethes und Platens Beurteilung geheimer Orden zutage tritt, nicht recht zwingend die hier von neuem betonte Übereinstimmung beider in der Beurteilung Napoleons; von „Verbrechen" des Korsen (Tagebuch Band 2, S. 27) würde Goethe nie geredet haben. Befremdlich scheint mir auch Ungers Urteil über die Klage, die Platen (Ende 1818) wegen absprechender Äußerungen J. J. Wagners über Schiller erhebt: aus den Worten „Wer sollte noch Gnade finden, da selbst Schiller es nicht weiter bringen konnte, als von den Kunstrichtern als Pfuscher erklärt zu werden" kann ich kein widerwilliges Einstimmen, sondern nur einen starken Widerspruch gegen Wagner heraushören, und daß der Satz gleichsam den Beschluß von Platens zweiter Periode bedeute, bleibt für mich eine gewagte Behauptung.

Unter den Dichtungen Platens aus dieser Zeit trägt am stärksten den Stempel Goethes das Drama „Der Hochzeitsgast" (die Bruchstücke bei Petzet). Der Grundton ist auch hier wieder schmerzliche Resignation, die künstlerische Haupttendenz äußerste Einfachheit und so weist denn das Stück, wie Unger, teilweise Petzet nachfolgend, überzeugend auseinandersetzt, den Einfluß des „Tasso" stärker auf als irgend etwas anderes von Platen. Der Hinweis auf die Ähnlichkeit der beiden Helden und die Verwandtschaft von Platens Alearda mit Goethes Prinzessin, die besonders in dem beiden gemeinsamen quietistischen Zug hervortritt, wird lehrreich durchgeführt und weiter hübsch darauf verwiesen, daß Platens Kunst zu einer dem lebensvollen Antonio entsprechenden Gestalt nicht langte. Den Ausführungen über die Einwirkung Goethes, namentlich des „Faust", auf das antiklerikale Scherzspiel „Der Sieg der Gläubigen" (Redlich Band 2, S. 1 ff.) trete ich willig bei, hätte aber gern hervorgehoben gesehen, wie unpoetisch und rückständig der Inhalt ist. Neben

die Nachweise für Goethesches in Platens Lyrik möchte ich hin und wieder ein Fragezeichen setzen. Mit Recht betont es dagegen Unger als sehr wesentlich, daß das Platensche Distichon schon jetzt von Goethes Praxis abrückt und sich nach Vossischen und Schlegelschen Gesetzen zu richten beginnt. Ungers Schlußurteil, das Verhältnis zu Goethe erscheine in dieser Periode stetiger, aber noch immer unfest, wird man billigen dürfen; hinzuzufügen wäre nur, daß Goethes Einwirkungen hinter den antiken und rationalistischen ziemlich weit zurückstehen.

Hinsichtlich des dritten Kapitels (S. 74—96), das Platens in Würzburg angebahnten, in den Anfängen der Erlanger Zeit (1819/20) vollzogenen Umschwung zur christlich-romantischen Weltanschauung behandelt, weicht meine Auffassung der Vorgänge von derjenigen Ungers ziemlich stark ab. Unger hebt richtig hervor, daß bei diesem Wandel die Philosophie J. J. Wagners, der Eindruck der romantischen Dramen Friedrichs von Heyden und die Beschäftigung mit den klassischen Dichtern des romanischen Südens eine beträchtliche Rolle spielen, er ist sich auch hinreichend klar darüber, daß die in Würzburg halb unbewußt empfangenen Anregungen Platen erst zum Bewußtsein kommen, nachdem sein unglückseliges Verhältnis zu Eduard Schmidtlein zu der vielberufenen „Iphofener Katastrophe" geführt hat und der Dichter sich bereits in Erlangen befindet. Aber der von diesem letzteren Punkt aus naheliegenden Vermutung, daß es neben und sogar vor den fremden Einflüssen eigene Erlebnisse gewesen sein möchten, welche die entscheidende Wandlung hervorriefen, ist er leider nicht nachgegangen. Mir stellt sich der Verlauf der ganzen Sache, auf den ich anderwärts näher zu sprechen kommen werde, in der Hauptsache ungefähr folgendermaßen dar: Zunächst ist es sicher, daß der anfangs noch recht kräftige negative Rationalismus Platens in Würzburg nach und nach einschläft, teils weil die Lektüre ihm keinerlei neue Nahrung zuführt, teils weil in den freieren Lebensverhältnissen der Anlaß zu oppositionellen Neigungen zurücktritt. Auch die Lektüre der südländischen Dichter, insonderheit Calderons, trägt nicht wenig dazu bei, ihn allmählich dem Christentum gegenüber milder zu stimmen, und das tiefschmerzliche Hangen und Bangen in dem Verhältnis zu Schmidtlein führt ihn schon jetzt hin und wieder wenn nicht gerade zu christlichen, so doch zu religiösen Stimmungen. Aber auch die Antike wahrt nebenher ihre alten Rechte, und sie ist es, die Platen ins Verderben lockt: die erotischen Dichter des Altertums schmeicheln seinen sinnlichen Regungen und geben, wie schon v. Scheffler (zu Tagebuch Band 2, S. 326) treffend hervorgehoben hat, fast unmittelbar den Anstoß zu den Gedichten, deren Übersendung an Schmidtlein die niederschmetternde Katastrophe herbeiführt. Platen fühlt sich zunächst wie vernichtet, rafft sich aber dann in Erlangen auf, und sein erstes ist, sich eine neue Welt- und Kunstauffassung aufzubauen: kein Wunder, wenn dabei über die einst so hoch-

verehrte Antike das Anathema gesprochen und die christliche Entsagungsreligion auf den Schild erhoben wird. Nun erst werden für Platen die Dramen Heydens mit ihrer christlichen Gesinnung, ihrer Verherrlichung reiner Freundschaft und welterlösender Liebe zu Meisterwerken ersten Ranges, nun erst setzt die helle Begeisterung für J. J. Wagner ein. Der Einfluß des Philosophen hat allerdings etwas Befremdliches: wohl stellt Wagner, wie Unger richtig betont, ebenfalls heidnische und christliche Zeit einander scharf entgegen, aber er ist weit entfernt davon, Christ im romantischen Sinne zu sein; wohl unterscheidet er nach Ungers glücklicher Beobachtung antike und moderne Liebe sehr bezeichnend voneinander, aber wenigstens in seiner „Idealphilosophie", die aus chronologischen Gründen allein hier in Betracht kommt, weniger schroff als man erwarten sollte, und wenn Religiosität für Platen der Hauptunterschied zwischen alter und neuer Poesie ist, so finde ich diesen Gedanken in den von Unger angezogenen Stellen der „Idealphilosophie" und des Buches „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat" eigentlich nur angedeutet; auch Unger ist hier ein Unterschied zwischen Wagner und Platen aufgefallen. So trage ich denn trotz aller Begeisterungsausbrüche Platens schwere Bedenken, Wagners Einfluß mit Unger als „überwältigend" anzusehen: die Anschauungen des Philosophen gaben ihm nur einzelne Mittel an die Hand, die in seinem Inneren vorhandenen Gegensätze zu reinigen und zu klären, nachdem der Sieg des einen Teils ohnehin bereits entschieden war. Viel höher als Unger schlage ich dagegen den formalen Einfluß Wagners an: in dem Tetraden-Schematismus der „Mathematischen Philosophie" glaubte Platen nichts geringeres in der Hand zu haben als den Schlüssel zur ganzen Welt, und sein Besitz mußte ihm gerade bei seinem mächtigen Bedürfnis nach innerer Erneuerung unschätzbar scheinen. Eben deshalb ist es auch die „Mathematische Philosophie", von der Platen seinen Freunden am liebsten vorpredigt. Übrigens dauerte diese Herrlichkeit nur ein Semester lang: in dem Brief Wagners über Heydens „Renata", den Platen im März 1820 empfing (Tagebuch Band 2, S. 372), brach der Philosoph dem Dichter den Hals — aber eben dadurch erschütterte er bei Platen auch sein eigenes Ansehen: von Stund an bewegt sich Platens Begeisterung für beide in zunehmendem Decrescendo.

Was nun Goethe angeht, so bleibt er nach den von Unger beigebrachten Tagebuchstellen in Würzburg noch in vollen Ehren, die antikisierende „Pandora" wird besonders rühmend hervorgehoben, in Iphofen der „Wilhelm Meister", in den allerersten Erlanger Tagen der „Diwan" vorgenommen. Aber dann stürzt mit den Alten auch der Verfasser der „Römischen Elegien", der „heidnische" Dichter, der sich in der Darstellung der Liebe „zu den Alten herunterläßt" und sich — in der Tat ein Verbrecher — an Properz begeistert; das Höchste in der romantischen Poesie hat er nicht geleistet und muß daher in Platens tetradischen

Schematen seinen Platz als Vierter, als Vollender von Dante, Shakespeare und Calderon an Heyden abtreten. Damit tritt Platen in ganz auffallenden Gegensatz zu Wagner, der zwar Goethe als den letzten aus Genie und Instinkt schaffenden Dichter den künftigen, aus den Erkenntnissen der Mathematischen Philosophie gestaltenden Poeten entgegensetzt, ihn aber doch außerordentlich hoch bewertet; der Gegensatz Platens zu seinem Lehrer geht hier so weit, daß er nicht einmal Goethes Naivetät anerkennt, sondern ihn umgekehrt einen „schauenden" Dichter nennt. Auch den „Faust", den Wagner wenigstens in der alten Fragment-Form rückhaltlos bewunderte, wirft Platen beiseite. Aber trotz alledem stimmt er Wagners Worten, daß Goethe sich zu Schiller verhalte wie Wein zum Branntwein rückhaltlos bei. Alles dies legt Unger anschaulich dar. Durchaus nicht einleuchtend ist mir, daß Wagnersche Anschauungen aus Platens herbem Urteil über Vossens Angriffe gegen Stolberg sprechen sollen, hinter dem vielmehr ganz offensichtlich Einflüsse G. H. Schuberts stehen, während die Äußerung über die Anhänger Sands, sie „wähnten etwas machen zu können, was nicht geworden ist" in der Tat ganz und gar auf Wagners Geschichtsauffassung fußt. Übrigens flaut, wie die Verhimmelung Wagners, so auch der Haß gegen Goethe schon im zweiten Erlanger Semester auffallend ab: Platen liest — wie wir sehen werden mit starkem Erfolg — die „Xenien", dann den „Clavigo", die „Geschwister", „Iphigenie" und etwas später den „Götz". Unger hat sicher recht, wenn er dabei auf G. H. Schuberts Einwirkung verweist, der Christ und Goetheverehrer zugleich war. Aber auch ohne ihn wäre wohl Platen von seinen unhaltbaren Ideen bald abgekommen.

Die Gedichte der vorliegenden Periode tragen zum guten Teil ausgesprochen christlichen Charakter und sind hin und wieder — wohl nicht ganz in dem Maße wie Unger annimmt — von Wagner und Heyden beeinflußt. Aber Goethe läßt sich selbst hier nicht verdrängen: in der „Christnacht" (Redlich Band 2, S. 59 ff.) und dem „Osterlied" (ebenda S. 62) klingen die Faustchöre an, das „Parsenlied" (S. 328) führt Unger überzeugend auf Anregungen des „Diwan" zurück, und selbst ein ausgesprochen Wagnerisches Stück betitelt sich „Fausts Gebet" (S. 429). Weniger greifbar scheint mir Goethes Einfluß auf die Lieder der Zeit. „Eine entschiedene Wiederannäherung an Goethe" erfolgt dann mit den zahlreichen xenienartigen Epigrammen, die meist der Österreichischen Reise vom Herbst 1820 angehören (meist ungedruckt, München); drei Distichen, aus denen schon wieder die höchste Bewunderung des Meisters spricht, teilt Unger mit. Daß gleichzeitig auch die Antike wieder zu Ehren kommt, geht, wie ich hinzufügen möchte, aus einigen Stachelversen gegen Canova hervor, die in München erhalten sind, noch schärfer vielleicht aus dem gleichzeitigen Gedicht „Die Antiken" (Redlich Band 1, S. 62). Sehr hübsch zeigt Unger endlich, wie sich in der dramatischen

Skizze „Marats Tod“ aus dem Sommer 1820 (Redlich Band 2, S. 41 ff.) Einwirkungen des „Clavigo“ und des „Egmont“ vermischen. Am Schluß bezeichnet er die Zeit von Platens Goethefeindschaft mit allem was drum und dran ist, als „eine rasch vorübergehende Episode“. Es hat mich herzlich gefreut, diese unzweifelhaft richtige Ansicht endlich einmal so klar und bestimmt ausgesprochen zu finden.

Das vierte Kapitel (Erlangen bis 1826, S. 97—150) zeigt den Verfasser gegenüber einer sehr lohnenden, aber keineswegs leichten Aufgabe. Auszugehen war von Schelling, als weitaus der bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeit, die je in Platens Leben eine unmittelbare Rolle gespielt hat. Unger verkennt nicht, daß Platen bei seiner mangelnden philosophischen Vorbildung von den wenigen Erlanger Vorlesungen des Philosophen nur geringen Vorteil ziehen konnte und auch in seine Werke schwerlich tiefer eingedrungen ist, schlägt dafür aber mit meinem vollsten Einverständnis den persönlichen Einfluß des Meisters auf seinen Jünger um so höher an und erkennt ihn in Platens Auffassung von Natur und Kunst, Religion und Geschichte wieder. Die gründlichen Ausführungen hierüber geben keinen Anlaß zu eigentlichem Widerspruch, wohl aber zu den und jenen Modifikationen. So bin ich völlig überzeugt, daß Platen Schellings Betrachtung der Natur als eines einheitlichen, beseelten Organismus gekannt und aufs höchste bewundert hat, ob ihm diese Ansicht aber wirklich lebendig geworden ist, scheint mir fraglich. Seine Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen setzt schon 1817 in Schliersee ein, dauert in Würzburg ununterbrochen fort und erleidet, wenigstens nach meiner Beobachtung, in Erlangen keine Wandlung, die auf eine entscheidende Hinwendung zu Schelling oder Goethe hinwiese; sie bleibt etwas für sich Stehendes, neben anderen Interessen Hergehendes und das meiste Verdienst um ihre Fortdauer hat doch wohl Schubert. Ähnlich steht es mit der Historie: auch hier ein starker, gelegentlich noch spät nachklingender Eindruck von Schellings lebensvoll-organischer Auffassung, aber keine Betätigung derselben in Platens späteren geschichtlichen Schriften. Dagegen ist der Einfluß von Schellings Kunstauffassung, die Wahrheit und Schönheit, Philosophie und Poesie „sich im Höchsten paaren“ sieht, gar nicht stark genug anzuschlagen: in ihr wurzelt der für Platens ganzes übrige Leben geradezu bestimmende Glaube des Dichters an die unendliche Hoheit und Würde seiner Kunst, was Unger vortrefflich hervorgehoben hat. Auch der Satz: „Schellings Philosophie vermittelte Platen den Typus einer ästhetisch gerichteten Weltanschauung, für den Goethes Geisteswelt das höchste Beispiel bietet“ scheint mir höchst glücklich formuliert. Hinsichtlich Platens religiöser Entwicklung weiche ich dann allerdings wieder von Unger ab: daß Platen seine hyperchristlichen Anwandlungen schon vor Schellings Eintritt in Erlangen überwunden hatte, haben wir

oben gelegentlich seiner erneuten Hinwendung zur Antike gesehen, und in Rücksicht darauf möchte ich in der Einwirkung von Schellings Auffassung des Christentums, so weitschauend sie damals auch noch gewesen sein mag, eher ein verzögerndes Moment erkennen. Es ist übrigens nicht richtig, daß Platen in Erlangen dem Rationalismus und Mystizismus gleich feindselig gegenübersteht: gerade an der Stelle, die Unger zum Beweis anführt, zeigt er sich dem letzteren gegenüber auffallend milde. Das Ende von Platens christlicher Epoche fällt dann, wie Unger ganz ungleich schärfer hätte hervorheben sollen, nach Venedig, das Platen mit dem Neuen Testament in der Tasche betritt und ohne einen anderen Glauben als den an die heilige und ewige Kunst verläßt. Daß sein Christentum in der vorausgehenden Zeit ihn nicht hindert, mit Goethe sehr enge und mit der Antike wenigstens einige Berührungen zu pflegen, hebt Unger zutreffend hervor, wenn er aber daraufhin dieser Periode den Namen der „romantischen" absprechen will, so genügt ein einziger Blick auf Platens damalige dichterische Tätigkeit, um mich vom Gegenteil zu überzeugen; nur Ungers allzu enge Fassung des Begriffs „Romantik" hat ihn zu dieser Behauptung verleitet.

Allerdings ist während der Erlanger Periode der höchstverehrte und meistgepriesene Dichter Goethe. Liebevoll vertieft sich Platen in das Studium seiner Werke, mehr als einmal bringt er dem „Stern des Dichterpoles" seine öffentliche begeisterte Huldigung dar, er sucht den Meister 1821 in Jena auf, freut sich seines Wohlgefallens an den „Ghaselen" und „Lyrischen Blättern" und zeigt sich über Eckermanns ziemlich fragwürdige Kritik der „Neuen Ghaselen" höchst befriedigt. Leider schneiden dann die Spottgedichte auf Knebel im Anhang der „Schauspiele" 1824 die Möglichkeit einer näheren persönlichen Berührung mit Goethe ab. Daß dieser Platen das Manuskript des „Gläsernen Pantoffels" mit einer Vertröstung auf eine Besprechung nach erfolgtem Druck deshalb zurückgesandt habe, um sich so überhaupt einer Meinungsäußerung zu entziehen, scheint zwar nach Ungers Untersuchung ganz ausgeschlossen; als aber der Druck eintraf und Goethe darin die Ausfälle auf den „Urfreund" zu Gesicht kamen, fand in Weimar eine Verhandlung mit Müller wegen dieser „Erlanger Unart" statt und Goethe hüllte sich von Stund an in Schweigen. Sehr einsichtig läßt es aber Unger nicht bei der Betrachtung dieses Zwischenfalls sein Bewenden haben, sondern sucht Goethes Zurückhaltung Platen gegenüber hier wie anderwärts vorwiegend aus dem starken Gegensatz der Naturen zu erklären. Näher auf Ungers sorgsame und gute Ausführungen einzugehen, muß ich mir hier versagen, nur mit dem Abschnitt des Kapitels, der es mit Platens venezianischer Reise zu tun hat, möchte ich mich kurz beschäftigen. Davon, daß Platens Tagebuch in dieser Zeit offenkundig von Goethes „Italienischer Reise" beeinflußt sei, habe ich mich trotz aller

vernehmlichen Wiederholungen dieser so beliebten Behauptung nie überzeugen können, selbst die geologischen und mineralogischen Beobachtungen in den Alpen haben bei dem eifrigen Schüler Schuberts nichts Auffallendes. Eher kann ich es gelten lassen, daß Platen an Universalität der Auffassung Goethe nicht gleichkommt, was übrigens auch mehr verlangt wäre als billig. Wenn aber Unger das venezianische Tagebuch verwirrt, unklar und trocken findet, so hat er sich einfach nicht genügend hineingelesen oder die Dinge, die dahinterstehen, sind ihm nicht lebendig geworden. Ich für mein Teil bewundere gerade umgekehrt aufs höchste die einfach erstaunliche Sicherheit, mit der sich Platen trotz seiner ganz kümmerlichen Vorbereitung nach einer kurzen Zeit der Überraschung in die Dinge findet, den Ernst, mit dem er in schwierigen Fällen um das Verständnis der venezianischen Kunst ringt, die unendliche Fülle dessen, was er sich zu eigen macht, und nicht zuletzt die hervorragende Feinheit und Treffsicherheit des Geschmacks, die sich in der Auswahl seiner Lieblingswerke bekundet. Daß Platen fast ein halbes Jahrhundert jünger ist als Goethe und ihm die Erfahrungen dieser Zeit zugute gekommen sind, empfindet man auf Schritt und Tritt: ungleich unbefangener als sein großer Vorläufer tritt er an die bildende Kunst Italiens heran und bekundet ihr gegenüber eine wesentlich stärkere Empfänglichkeit und Weitherzigkeit; daß es ihm nicht gegeben ist, seine Kunsturteile zu formulieren und verstandesmäßig zu begründen, mag zutreffen — aber liegt darin wirklich das Höchste, was man dem Kunstliebhaber nachrühmen kann, und steht es mit Platens literarischen Urteilen anders? Dieser Entgleisung Ungers gegenüber lobe ich mir seine Ausführungen über Platens Aufsatz „Das Theater als ein Nationalinstitut betrachtet" (1825, Redlich Band 3, S. 214 ff.); wie hier Goethe trotz aller Verehrung der Charakter eines eigentlichen Dramatikers abgesprochen wird, das halte ich ebenso wie Unger für bezeichnend genug; es bekundet sich wohl in der Tat darin ebenso viel Unbefangenheit wie Reife des Urteils.

Wie sonderbar, daß gerade in dieser Periode höchster Goethe-Verehrung der eigentliche Einfluß Goethes auf Platen so gering ist wie nie zuvor! Zwar die Ghaselendichtung geht in letzter Linie unzweifelhaft auf den „Westöstlichen Diwan" zurück, die unmittelbare Anregung zu ihr gaben aber doch erst die Beschäftigung mit dem Persischen und die Berührung mit Rückert, und so hat denn Unger, wo es Goethes und Platens orientalische Dichtung zu vergleichen gilt, mit lauter Abweichungen aufzuwarten: Goethe verschmäht die fremde Form und legt, was ihn vom Orient her verwandt angesprochen, ganz in den Inhalt, Platen wird gerade durch den formalen Reiz gelockt und streift schließlich inhaltlich den Orient ganz ab. Daß Unger bei dieser Gelegenheit Platens Ghaselen für nichts viel Besseres als virtuose Kunststücke erklärt, finde ich zu bedauern, namentlich weil es zeigt, daß er doch nicht allerwärts

so recht in die Persönlichkeit seines Helden eingedrungen ist; wie tief liegt das Bedürfnis nach Formen, die sinnender Betrachtung ebensowohl Raum geben können wie leidenschaftlichem Erguß in Platens innerster Natur, wie vielgestaltig sind die Mischungen beider Elemente, die ihm das Ghasel gestattet und wie reichhaltige Klänge weiß er diesem feinem Instrument zu entlocken, vom leicht tändelnden Scherz bis zum furchtbaren Ausbruch der Verzweiflung! Ergebnislos verläuft auch der Vergleich des Sonettdichters Platen mit Goethe: Platens beste Stücke dieser Gattung, die venezianischen und literarischen, scheiden von vornherein aus, aber auch in den schmerzlich-tiefen, wehmütig zerfließenden Liebessonetten will sich in Form und Inhalt kein Ton finden, der an Goethes spielende, aber anschaulichere Produkte dieser Art anklänge; sehr viel anders scheint es mir auch um die Lieder nicht zu stehen, die übrigens seit 1823 für lange Jahre aus Platens Lyrik verschwinden. Die romantischen Dramen Platens — bei deren absprechender Beurteilung die „peinlich berührende Verstandesmäßigkeit" wohl mehr bei Unger als bei Platen festzustellen ist — liegen von Goethe ganz weit ab, das Gleiche gilt von der „Verhängnisvollen Gabel", wenn sie auch Goethe preisen und hin und wieder Ideen der Klassiker nahekommen mag. Dies gänzlich negative Resultat der Untersuchung über Goethes Einflüsse hätte sich Unger stärker zu Gemüt führen sollen. Er würde alsdann die Einwirkung der Romantik in der Erlanger Periode doch wohl höher angeschlagen und sein Kapitel wirksamer haben schließen können als mit den etwas doktrinären Erörterungen darüber, was ein Talent wie Platen wohl hätte erreichen können und was nicht.

Platens italienische Periode erledigt Unger in seinem letzten Kapitel (S. 151—172) verhältnismäßig kurz, wohl weniger weil das Material allmählich dürftiger wird, als weil die Anschauungen des Dichters seit seiner Hinwendung zur Antike in der letzten Erlanger Zeit wesentlich konstanter werden als zuvor. Bei einem Vergleich dessen, was Goethe und was Platen nach Italien trieb, wird die Hoffnungsfreudigkeit Goethes der dumpfen Resignation Platens, dessen inneren Konflikten kein Ortswechsel abhelfen konnte, wirksam gegenübergestellt. Eine andere Frage ist es freilich, ob es bei dieser Verstimmung blieb. Der Satz, daß Platen noch weit einseitiger als Goethe Italien als das Zeugnis einer vergangenen Kulturepoche betrachtet, erregt mir einiges Bedenken: es ist doch wohl kein Zufall, daß sich gerade auf italienischem Boden Platens politisches Interesse an der Gegenwart so kräftig regt; unzweifelhaft gaben den ersten Anstoß dazu die Eindrücke Roms, wo des Dichters scheinbar längst entschlafene antikatholische Neigungen zu neuem Leben erwachten. Auch das Gedicht „Italien im Frühling 1831" (Redlich Band 1, S. 542) darf nicht übersehen werden. Daß Platen das Schlachtfeld von Marengo in seinem Tagebuch nur flüchtig nennt und von dem

Fluß Ameues, den Pindar erwähnt hat, ziemlich eingehend spricht, könnte ich, selbst wenn Unger dabei nichts übersehen hätte, nicht als typisch gelten lassen: ganz abgesehen von der Ungleichmäßigkeit der italienischen Tagebücher liegen zwischen den beiden Äußerungen nicht weniger als 7½ Jahre, und schlage ich nun gar die Ode auf „Die Wiege des Königs von Rom in Parma" auf (1828, Redlich Band 1, S. 211), so bezeugt sie mir zum Überfluß, daß Platen von Marengo gerade einen sehr starken und nachhaltigen Eindruck empfing. Nicht mit Unrecht empfand Platen diese seine Teilnahme an den Händeln der Gegenwart als etwas, was ihn von Goethe scharf unterschied, wie auch Unger gelegentlich seiner Besprechung der Ode an Genth (Redlich Band 1, S. 227) hervorhebt.

Die Tagebücher der Zeit geben nur gelegentliche und unbedeutende Äußerungen über Goethe, lassen aber eine dauernde Beschäftigung mit seinen Werken und hin und wieder auch Unterhaltungen über ihn erschließen. Warme Huldigungen bringt dem Meister die 1827 gelegentlich König Ludwigs Besuch in Weimar verfaßte Ode an ihn und desgleichen die bereits erwähnte an Genth dar. Maßgebend für Platens dichterische Praxis und Theorie ist entschieden die Antike, wenn auch nebenher noch genug Romantisches lebendig bleibt; in starkem Gegensatz zu Unger muß ich aber betonen, daß in der bildenden Kunst das Interesse für das klassische Altertum bei Platen eine ganz auffallend geringe Rolle spielt und die Renaissance nach wie vor dominiert. Wie wenig auf Grund einer abfälligen Äußerung über Fra Angelico eine Abneigung des Dichters gegen die Frührenaissance angenommen werden darf, davon wird man sich schnell überzeugen können, wenn man im Tagebuch mit Hilfe des Registers die Urteile über Masaccio, Filippo und Filippino Lippi, Lorenzo di Credi, Perugino, Pinturicchio usw. nachschlägt. Es gab sogar um 1829 eine Periode, wo Platen nicht höher schwor als bei der Frührenaissance; man vergleiche vor allem die Ode auf Brunelleschi (Redlich Band 1, S. 216 f.). Die über Correggio geäußerten skeptischen Ansichten, die Unger weiterhin bemängelt, schreiten gerade umgekehrt der Zeit weit voraus, und Platens höchst bezeichnendes Interesse für Architektur regt sich durchaus nicht erst in Italien, sondern ist schon seit 1815 sehr lebendig und äußert sich noch in der Spätzeit mit denkbarster Vielseitigkeit. In der Dichtung geht allerdings Platen über den Klassizismus Schillers und Goethes mehr und mehr hinaus: mit dem Maßstab der Antike gemessen wollen Goethes Dramen vor seinem Urteil nicht mehr bestehen, die Freude an „Hermann und Dorothea" beeinträchtigt ihm seine verhängnisvolle metrische Orthodoxie, und so will er schließlich befremdlich genug Goethes Hauptbedeutung in seinen Prosawerken erkennen. Die gesamte Lyrik der Periode folgt alten Mustern, nur ganz späte, wie mir scheinen will, höchst verheißungsvolle Produkte, unter denen bei Unger „Inbrünstige fromme Gebete" (1835, Redlich

Band 1, S. 420) nicht hätte vergessen werden sollen, nähern sich wieder der Goetheschen Liedform. Nachwirkungen Goethes in den Epigrammen und Idyllen, die Unger feststellt, will ich nicht bestreiten, sie erscheinen mir aber den antiken Einflüssen gegenüber sekundär. Der Trochäus der „Abbassiden" möchte wohl eher auf Kopisch als auf Goethe zurückgehen. Eine gewisse äußere und innere Berührung des Entwurfs „Iphigenie in Aulis" (abgedruckt bei Petzet) mit Goethe mag wohl vorliegen; wie wenig dagegen die Negation des „Romantischen Ödipus" von Goetheschem Geiste hatte, wird zutreffend hervorgehoben. Nicht recht überzeugt bin ich von der Einwirkung des „Egmont" auf die „Liga von Cambrai". Wenn schon nach alledem Goethes Einfluß überall nur in zweiter Linie steht, beweist er sich doch während der italienischen Periode als ziemlich andauernd, wenn auch kaum, wie Unger will, als „sehr stark".

Ein kurzes Nachwort (S. 168—172) stellt Goethes noch übrige Äußerungen über Platen zusammen, wobei der schon früher von Unger betonte Unterschied der Naturen recht wirksam zur Geltung kommt. Nur bei Goethes harter Formel „Ihm fehlt die Liebe" sollte man es nach Veröffentlichung der Tagebücher nicht mehr bewenden lassen. Wenn es mir erlaubt wäre, statt dessen eine andere vorzuschlagen, so würde ich sagen: „Ihm fehlte die Gegenliebe". Platens tragisches Menschen- und Dichterschicksal würde darin nach meinem Gefühl reiner und wahrer zum Ausdruck kommen.

2. Welche Aufnahme bisher Petzets Ausgabe von Platens dramatischem Nachlaß gefunden hat, habe ich nicht näher verfolgt; ich bin jedoch fest überzeugt, daß es, wie gewöhnlich in dergleichen Fällen, nicht an Beurteilern gefehlt haben wird, die sich über Nacht als „die wahren Freunde des Dichters" erkannt und bemüssigt gefunden haben, in seinem Namen gegen die „Veröffentlichung unreifer Jugendprodukte und unbedeutender Zettel" Einspruch zu erheben. Sollte derartiges vorgekommen sein, so braucht Petzet sich wahrlich nicht darüber aufzuregen: ein einziger Hinweis darauf, was Ungers aufschlußreiches Buch seinen Texten wie seiner Einleitung verdankt, genügt völlig, um eine solche Gegnerschaft zu entwaffnen. Außerordentlich sympathisch berührt die Liebe, mit der Petzet an seine Aufgabe herangegangen ist: er hat nicht nur dem Text eine sehr sorgfältige Behandlung angedeihen lassen (ein paar kleine Druckfehler sind gar nicht der Rede wert), sondern sich vor allem auch in seiner umfänglichen und gründlichen Einleitung selbst in die feinsten Gemütsregungen und Intentionen Platens so gründlich eingelebt, daß gerade an den entscheidendsten Punkten kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Auf dem hier eingeschlagenen Wege ist dann Fries in dem ersten Teil seiner „Platen-Forschungen" („Zu dem dramatischen Nachlaß") mit reichem Erfolg weitergeschritten; es wird angemessen sein, die einschlägigen Partien gleich hier mit zu berücksichtigen.

Petzet eröffnet seine Einleitung mit einem vollständigen Verzeichnis aller von Platen behandelten, in Angriff genommenen oder auch nur erwogenen dramatischen Stoffe und kommt dabei auf nicht weniger als 81 Nummern, denen er nachträglich (Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte Band 4, S. 124 f.) noch fünf weitere hat hinzufügen können. Für die voritalienische Lebenshälfte geben die Tagebuch- und Briefstellen, auf die verwiesen wird, ziemlich reichhaltige Auskunft, während wir uns in der Spätzeit, für welche Petzet aus Münchener Nachlaßblättern eine Menge von Neuem beibringt, leider mit den bloßen Titeln begnügen müssen. Am meisten wird man wohl bedauern, daß aus so ernstlich erwogenen Werken wie dem „Rehabeam" (1825) und dem „Meleager" (1828) nichts geworden und der bereits ausgeführte Anfang zu einer Komödie „Pan und Apollo", der zwischen die „Verhängnisvolle Gabel" und den „Romantischen Oedipus" fällt, verloren gegangen ist. Was ich an Ergänzungen beizubringen weiß, ist nicht viel. Zunächst verdanke ich der Güte Ludwig v. Schefflers, dessen druckfertiges, seither durch ein gar nicht genug zu beklagendes Brandunglück zugrunde gegangenes Druckmanuskript sämtlicher Platenbriefe mir im Sommer 1903 zur Verfügung stand, die Kenntnis eines Briefes von Jacobs an Platen vom 19. Dezember 1810 (Münchener Staatsbibliothek), der für Petzets Nr. 4, „Bartholomäusnacht", in Betracht kommt. Es ist darin die Rede von einer Szene dieses Trauerspiels, in der „der zweifelmüthige Karl von einem Entschlusse zum andern hineilt. Und deßwegen", fährt der Briefschreiber fort, „halte ich die Rede ‚Ich werde dich nicht stets so muthig sehen' für sehr gut, und dann, daß er ängstlich zu seiner Mutter spricht: ‚ich bin der Junge nicht mehr Meister'". Auf gleichem Wege ist mir ein Brief Puchtas an Platen, Erlangen Gründonnerstag 1825 bekannt geworden (gleichfalls in München), nach welchem man versucht sein könnte, unter die dramatischen Pläne zwischen Nr. 37 und 38 die „Haimonskinder" einzureihen. Zu Nr. 41, „Pan und Apollo" wäre noch Platens Brief an Goethe Erlangen 4. Juli 1826 nachzutragen (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 14, S. 269), Nr. 43, „Kaiser Heinrich der Vierte" hat nach der Briefstelle, die angeführt wird (Minckwitz Band 2, S. 110), Platen nicht erst 1828, sondern schon „jahrelang" zuvor beschäftigt. Nach eigenen Korrekturen Petzets (Kochs Studien a. a. O.) ist Nr. 56 „Adonis" in „Adonia" zu ändern und dementsprechend den biblischen Stoffen beizuzählen, ferner Nr. 60, „Rosamunde" in den November 1830 zu setzen; einige Zeilen aus diesem Werk haben sich erhalten. Endlich möchte ich erwähnen, daß nach einem Briefe Fritz Frizzonis an Platen, Bergamo 5. Juni 1835 (München), Rumohr dem Dichter „das im Plutarch vorgezeichnete Motiv von Agis und Kleomenes für eine Doppeltragödie" empfahl.

Platens früheste Zeit ist in den mitgeteilten Stücken vertreten durch Titel und Personenverzeichnis eines Märchenspiels „Beluzi" von 1806, das von den kuriosen Versuchen des Knaben, die Einwirkungen des „Donauweibchens" und der Hexenszenen aus dem „Macbeth" dramatisch zu verwerten, immerhin einigen Begriff gibt. Wesentlich ernster zu nehmen sind schon die „Charlotte Corday" und der „Konradin", beide im Szenar und ziemlich reichen Fragmenten erhalten. Petzet will die „Charlotte" ins Jahr 1812 setzen, wie mir scheint mit Unrecht. Das Tagebuch (Band 1, S. 42) berichtet unter 1812: „Auch die Geschichte der Charlotte Corday gab mir Stoff zu einigen dramatischen Szenen, die — vernichtet wurden. Später wurde dieses Süjet wieder hervorgesucht und sollte ein Trauerspiel werden." Geschrieben sind diese Worte erst 1816 oder gar noch später (vgl. S. 32, 139), so daß sich als äußerster Termin für das „spätere" Trauerspiel, dessen Reste uns zweifellos vorliegen, das Frühjahr 1815 ergibt, mit dem das ausführliche Original-Tagebuch einsetzt, das der „Charlotte Corday" nicht mehr gedenkt. Ich bin demnach geneigt, die Fragmente in allernächste Nähe der Anfänge des „Konradin", Dezember 1813, zu rücken, wenn sie nicht gar noch um eine Kleinigkeit später fallen als diese. Daraus würde sich auch am ersten Petzets richtige Beobachtung erklären, daß der „Konradin" der „Charlotte" gegenüber in Stil und Anlage keinerlei Fortschritt zeigt. Daß Petzet mit der Behauptung, die „Charlotte" habe außer dem Stoff mit der Revolutionsszene „Marats Tod" von 1820 kaum etwas gemein, etwas zu weit gegangen ist, hat Fries dargetan, der S. 12 ff. seines Buches einen höchst ansprechenden und wohl durchdachten Versuch macht, den Plan der „Charlotte" aus dem wortkargen Szenar zu rekonstruieren. Weniger kommt bei Fries' Suchen nach den Quellen heraus, da die wichtige einschlägige Schrift Jean Pauls (Hempel Band 24, S. 236) erst für den „Marat" in Betracht kommt. Weiterhin stimme ich mit Petzet durchaus überein: sein Satz, daß in der „Charlotte" und dem „Konradin" schon die Stoffe charakteristisch seien für Platens ethischen Idealismus, der sich auch in der Ausführung mit naiver Unreife, aber sympathischer Reinheit und Energie ausspreche, scheint mir im Negativen wie im Positiven vorzüglich formuliert, nicht minder glücklich sein Hinweis auf den stark persönlichen Grundzug, den das Fragment durch die in der Gestalt des Du Placet verkörperte Freundschaftsauffassung Platens erhält, während ihm die Liebe noch „ein theatralischer Ressort" bleibt. Knapp, aber treffend wird darauf hingewiesen, wie Schiller noch durchaus die tonangebende Macht ist (Näheres darüber jetzt bei Fries, S. 9 und 10 f.), der jugendliche Schwärmer aber den Boden der Wirklichkeit allzu sehr unter den Füßen verliert. Für höchst überzeugend halte ich Petzets Hinweis auf die „Jungfrau von Orléans"; mir will sogar scheinen, als klängen die Anfangsverse des Fragments

unmittelbar an Thibauts Eingangsworte im Prolog an, und nicht minder will mich die letzte ausgeführte Rede Charlottens über das durch Königsmord unglücklich gewordene Frankreich an ähnliches in den Reden Johannas erinnern.

Vom „Konradin" sind erhalten ein knappes, aber vollständiges und ein ausgeführteres Szenar, das nur bis zur Mitte des dritten Aktes reicht, beide zueinander stimmend; ferner ziemlich ausführliche Stücke des fünften Aktes, die Jamben und Prosa mischen und vom Szenar leicht abweichen. Dem Grundgedanken, vom Dezember 1813, nach welchem „Konradin ein geliebtes Mädchen in Deutschland zurückgelassen, das ihm heimlich in Männerkleidern nach Italien folgt — — und treu bis ans Ende begleitet" hat Platen in allen drei Fassungen beibehalten, nicht zum Vorteil seines Stückes, das überdies einen straffen dramatischen Aufbau ebenso vermissen läßt wie energische Gestaltung der Charaktere und in den ausgeführten Partien sich ganz ins Lyrische und Rhetorische verliert. Die Situation und Haltung Berthas im fünften Akt, vor Konradins Hinrichtung, zeigt eine fatale Ähnlichkeit mit dem „Egmont", welche durch die Einführung des minder begünstigten Liebhabers Robert von Flandern noch wesentlich erhöht wird; der Dichter wurde sich dessen auch bewußt und gab aus diesem Grunde Anfang 1815 das Drama auf. Nur noch einmal, April 1816, nahm er das Werk vor, um „etwas am fünften Akte" zu arbeiten, nach Petzets überzeugender Darlegung die letzte der erhaltenen Szenen (Konradins Abschied von Bertha), die wenigstens formal auch größere Reife zeigt. Wie weit der Einfluß des „Egmont" geht, hat seitdem Fries gezeigt, der auf S. 9 f. seines Buches über den Leser einen wahren Platzregen von Parallelstellen losläßt, von denen mir aber jede einzelne durchaus überzeugend scheint. Ich möchte hinzufügen, daß wohl selbst das Mädchen in Männerkleidern, das Petzet aus Shakespeare, Fries aus dem „Fiesco" abzuleiten sucht, aus dem „Egmont" stammt: Clärchens Verse „O hätt' ich ein Wämmslein und Hosen und Hut" usw. mochten Platen zu weiterer Ausführung locken. Auch den Schillerschen Einwirkungen, die Petzet feststellt, geht Fries (S. 9 und 10 f.) im einzelnen mit gutem Erfolg nach; insonderheit scheinen mir Anklänge an die schon stofflich verwandte „Maria Stuart" (S. 41 f.) nicht von der Hand zu weisen. Die Nachgeschichte des Stoffes verfolgt Petzet: der Ende 1816 unter Einwirkung der Neigung zu Friedrich von Brandenstein gefaßte Entschluß, den Gegenstand unter Hervorhebung von Konradins Liebe zu Friedrich von Baden neu zu gestalten, kam nicht zur Ausführung, in der italienischen Zeit (1828) lehnte Platen mit den übrigen Stoffen aus der Hohenstaufengeschichte auch den „Konradin" als undramatisch ab. Aber auch das geplante große Hohenstaufen-Epos wollte sich nicht gestalten.

Auf ein ganz anderes Feld führen uns die Ansätze zu einer jambischen Übersetzung von Corneilles „Horace" und der freien Umarbeitung

von Racines „Bérénice" in gleicher Form (März 1814 und erste Hälfte 1816). Petzet gibt dazu an der Hand der Tagebücher ein gutes Bild von Platens damaligem sympathischen, wenn auch nicht eigentlich herzlichen Verhältnis zur französischen Tragödie und seinen Bedenken gegen den deutschen Alexandriner, die, wenn man die Jugend des Beurteilers berücksichtigt, gar nicht übel durchdacht sind. Die Übertragung aus dem „Horace" bekundet weder die Überlegenheit, die Goethe, noch den persönlichen Charakter, den Schiller bei ähnlichen Aufgaben gezeigt, sucht aber doch, namentlich bei Wiedergabe des antithetischen Alexandriner-Stils mit auffallendem Erfolg dem Original nahezukommen und ist für die Entwicklung von Platens Dichtersprache gewiß nicht ohne Bedeutung. Petzets Bemerkung, daß Platens Hinwendung gerade zu diesem Werke sich aus seiner eigenen Stellung inmitten einer politisch völlig anders denkenden Umgebung erkläre, hat mich äußerst überrascht, aber auch sofort vollkommen, schlagend und restlos überzeugt. Derartig feine Beobachtungen können nur jemandem kommen, der sich aufs allerintimste in den Dichter eingelebt hat. Was die freie Umarbeitung der „Bérénice" anbetrifft, so haben wir Petzets glücklichen Gedanken, hier auf Platens eigene Liebesresignation zu verweisen, schon aus Unger kennen gelernt. Für noch wesentlicher halte ich den überzeugenden Nachweis, daß Platens hier nach Verwirklichung ringendes Ideal möglichster Einfachheit seine Wurzeln in Racines Vorrede zur „Bérénice" hat; auch darauf, wie wenig es dem weitschweifigen Versuch gelungen ist, dieses Ideal zu erreichen und wie Platens individuelles Bedürfnis selbst die Charaktere verschiebt, wird glücklich hingewiesen. Die Einwirkung Goethes und Schillers — nicht der Übersetzer, sondern der Dichter — ist handgreiflich. Merkwürdig, daß der sonst so findige Fries hier nicht mehr beigesteuert hat.

Zwischen die beiden Bearbeitungen französischer Werke fällt das einzige Drama aus Platens Frühzeit, das vollständig auf uns gekommen ist: die fünfaktige trochäische Tragödie „Die Tochter Kadmus", die unter dem starken und frischen Eindruck von Müllners „Schuld" Ende Januar, Anfang Februar 1816 in fünf Tagen niedergeschrieben wurde. Eine verlorene jambische Fassung des Stückes, 1811, war nicht über den ersten Akt hinausgekommen. Das Werk scheint die Sympathien seines Verfassers schnell verloren zu haben: 1821 sieht er es zwar noch einmal an, läßt es dann aber für immer liegen. Der Einfluß Müllners auf die Form, den Petzet feststellt, ist geradezu enorm — die wiederum sehr lehrreichen Einzelnachweise von Fries (S. 30 ff.) wollen gar kein Ende nehmen — dagegen weiche ich in der Beurteilung ihres Wertes von dem Herausgeber etwas ab: Platens Reime sind gewiß so unrein wie nur denkbar, aber in ihrer Verwendung und Verschränkung zeigt der Dichter doch eine so erstaunliche Virtuosität, daß er hier nach meinem Gefühl Müllner weit hinter sich läßt; auch daß triviale Wendungen bei

ihm auch nur annähernd so oft vorkämen wie bei seinem Vorbild, kann ich nicht zugeben (Petzets Belege reichen nicht aus), während er allerdings geschwätzige Breite mit dem Weißenfelser Advokaten gemein hat. Ausgezeichnet führt Petzet weiter aus, wie zwar Platens ganzer Vorstellungskreis „wesentlich von Ausgeburten der Schicksalstragödie durchsetzt" ist, gerade der effektvolle äußere Apparat der Gattung aber verschmäht wird und vor allem die hauptsächlichen Wendungen des Stückes gar nicht durch das Fatum, sondern durch das entscheidende Eingreifen einer Persönlichkeit (Demodice) herbeigeführt werden; möglich genug, daß dabei Platen seine frühere Gestaltung des Stoffes zugute kam. Allerdings darf man meines Erachtens auch nicht übersehen, wie weit Platen in der Handhabung der dramatischen Mittel und selbst in der Gestaltung der Charaktere hinter Müllner zurückbleibt. Wie lächerlich ist nicht die Leichtgläubigkeit seiner Personen und wie schülerhaft muten die eingestreuten mythologischen Vorlesungen an! Auffallend ist demgegenüber Platens große Selbständigkeit in der Umgestaltung der seinem Stücke zugrunde liegenden Ino-Fabel, wodurch die Quellenuntersuchung sehr erschwert wird. Petzets Verweisung auf Ovid ist sicher zutreffend, da Platen diesen Dichter schon als Kind mit Begeisterung las (An die Mutter 23. Februar 1807: „Schicke mir Ovids Verwandlungen. Sie sind gar zu schön." Brief in München), in der Pagerie im Original kennen lernte (Tagebuch Band 1, S. 41) und ihm 1813 eine ganze Anzahl Heroiden nachsang (Gedichtverzeichnis im Münchener Nachlaß). Viel zweifelhafter scheint mir die Einwirkung Hygins (Petzet) und Fries, der gar nicht ohne Erfolg Hederichs Mythologisches Lexicon heranzieht, wird schließlich selbst an dieser Quelle irre (S. 35 und 108). Für das Verhältnis der Demodice zu Phryxus kommt ohne Zweifel Racines „Phädra" in Betracht, aus der allerdings Platen nach Petzets nicht zu hartem Urteil „nichts gelernt hat". Auf das opernhafte Schlußtableau hat Ramlers Kantate Ino gewirkt (Petzet), daneben aber wohl auch Matthisson (Fries S. 33), dessen Spuren in den Dichtungen des jungen Platen man einmal weiter nachforschen sollte. Vereinzelte Anklänge an trochäische Gedichte Schillers bringt Fries bei (S. 9 f.), der auch Nachklänge persönlicher Stimmungen an einzelnen Stellen aufweist (S. 34 f.). Platens Abwendung von Müllner verfolgt dann Petzet bis zum Jahre 1820, aus dem er einige scharfe xenienartige Epigramme auf den „Yngurd" und den „29. Februar" mitteilt.

Den Stoff des nächsten Trauerspiels, „Der Hochzeitsgast", hatte Platen zunächst als Ballade zu behandeln gedacht (woraus wohl das Gedicht „Der letzte Gast", Redlich Band 1, S. 26, von 1813 erwuchs), dann als Roman (1815). Der bei Petzet veröffentlichte dramatische Entwurf, auf drei Akte und Trochäen angelegt, ward im Mai 1816 niedergeschrieben, die Ausführung, in Jamben und auf Grundlage fünf

aktiger Gliederung, wurde vom September bis Ende des gleichen Jahres bis zur zweiten Szene des zweiten Aktes gefördert, um dann liegen zu bleiben. Des Dichters wieder stark hervortretendes Streben nach Einfachheit läßt ihn sich mit einer sehr dürftigen Handlung begnügen: Klotilde liebt den Ritter Philibert, der aber sein Herz Alearda geweiht hat, welche ihrerseits wieder den Troubadour Arthur liebt; die daraus erwachsenden Konflikte führen zum tragischen Ende. Hervorgehoben sei noch die geschmacklose Einzelheit, daß Arthur, im Besitz einer Kette Aleardas betroffen, als des Diebstahls verdächtig eingekerkert wird. Im dramatischen Aufbau wie in der plastischen Gestaltung der Charaktere läßt das Fragment genug zu wünschen übrig: „Von verschiedenen Gesichtspunkten aus verfolgen alle vier Personen nur das eine Interesse Platens, sein unbefriedigtes Liebesbedürfnis," und so bleiben denn Echtheit und Tiefe der Empfindung und strenge Reinheit der Form die einzigen, allerdings nicht unwesentlichen Vorzüge. Über die starke Einwirkung Goethes ist schon oben gesprochen worden, eine Menge von Einzelheiten aus „Tasso" und der „Natürlichen Tochter" weiß wieder Fries beizubringen (S. 5 ff.), auch manches aus Schiller (S. 10. Nachträge zu beiden S. 40 f.). Daneben spielt aber, wie schon das Milieu und der ursprünglich beabsichtigte Trochäus beweisen, Müllner noch eine gewisse Rolle, und mit Recht glaubt Petzet auch in Aleardas willenlosem Fatalismus (der freilich auch an Goethes Prinzessin erinnert, siehe Unger) den Einfluß der Schicksalstragödie zu erkennen. Eine merkwürdige Neubelebung erfuhr das Drama im Herbst 1818 unter dem Einfluß Calderons: es sollte nun ein „antikes Trauerspiel in Redondillas" werden. Einzelstücke aus allen Akten dieser „Alearda" sind erhalten; sie bekunden zwar keinerlei Fortschritt im Dramatischen, wohl aber eine so unbedingte Herrschaft über die schwierige Form und einen so reichen südlichen Glanz in Dichtersprache und Bilderpracht, daß ihnen der hervorragende Platz in Platens Werdegang, den Petzet ihnen zuweist, ohne Frage wirklich zukommt. Nicht nur einzelne Anklänge an Calderon lassen sich fixieren, sondern der ganze Stil steht in seinem Banne, und die Auffassung, als habe der große Spanier nicht tiefer auf Platen gewirkt, wird in der Tat (und zwar auch, wie Petzet betont, für die romantischen Komödien) gründlich zu revidieren sein. Daß Platen sich schon hier als Romantiker betätigt, kann kaum verwundern. Ist er doch auch als Epiker selbst in seinen anti-romantischsten Tagen kaum je etwas anderes gewesen; so ist z. B. der ebenfalls nach Würzburg fallende „Odoaker" nicht minder romantisch als die „Alearda".

Die Blütezeit seiner Romantik erlebt Platen dann etwas später in Erlangen, und ihr gehören die vier Lustspiele vom „Gläsernen Pantoffel" bis zu „Treue um Treue" an, die längst bekannt sind. Aber schon die „Verhängnisvolle Gabel" zeigt den Dichter wieder auf anderen Bahnen,

und noch unverkennbarer tritt dies in den tragischen Ansätzen aus dieser Zeit hervor. Die Antike ist es, die nunmehr dem Jugendideal höchster Simplizität eine neue Weihe gibt und deren Vorbild Platen in bewußtem Gegensatz zu Schiller nachstrebt. Der Stoff bleibt zunächst noch romantisch: seit Anfang 1825 beschäftigt den Dichter ein „Tristan", von dem er im Januar 1826 eine leider verlorene Szene in Trimetern niederschreibt, ähnlich wie die „Alearda" ein „antikes Redondillen-Stück" werden sollte. Bei aller Liebe für Platen kann ich diesen beiden Tatsachen gegenüber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie auf sein in der Sonett- und Odendichtung doch so lebendiges Stilgefühl ein recht merkwürdiges Licht werfen. Zur Entschuldigung wird sich freilich anführen lassen, daß beide in Betracht kommende Stücke Übergangsperioden seiner Entwicklung angehören. Der Stoff begleitet Platen nach Italien, im Juni 1827 wird der Plan, am 1. Januar 1828 die erste Szene, diesmal in Prosa, niedergeschrieben; beides findet sich bei Petzet abgedruckt. Späterhin ist vom Tristan-Drama nicht mehr die Rede, es tritt hinter einen epischen Plan zurück. Nach dem, was die dürftigen Ansätze erkennen lassen, wird man das nicht allzu sehr bedauern. Sehr richtig bemängelt es Petzet, daß im Gegensatz zu Wagner die dramatische Aktion erst nach Isoldens Eintreffen in Karnwall einsetzt und so die wichtigsten Grundlagen der Handlung nur erzählt werden, daß ferner Tristans tödliche Verwundung von der Entdeckung seiner Liebe getrennt ist, und daß endlich nicht innere Konflikte, sondern fast lediglich die Intriguen von Tristans Rivalen Auctrat das Stück in Bewegung bringen. Aufgefallen ist mir, daß nirgends vom Liebestrank die Rede ist, und wenn ich auch Platen keineswegs Wagners grandiose Idee zutraue, den Trank seines Amtes als Wundermittel zu entsetzen, ohne ihn seiner Stellung im Zusammenhange der Sage zu berauben, so ließe sich doch fragen, ob Platen ihn nicht wenigstens unterschlagen und so die Liebe seines Paares auch schon tiefer gefaßt habe.

Mit der vollendeten Hinwendung Platens zum Altertum mußte sich zur antiken Form über kurz und lang auch der antike Stoff gesellen; das geschah in der Tat und sogar noch bevor die auf uns gekommene erste Tristan-Szene niedergeschrieben wurde: Petzet veröffentlicht das knappe Szenar und zwei Trimeter-Szenen einer „Iphigenie in Aulis", jenes im Juli, diese im August 1827 entstanden; der weiteren Ausführung vertrat der „Romantische Oedipus" den Weg. In diesen Entwurf hat sich der Herausgeber mit ganz besonderer Liebe eingelebt und versteht es auch, seine Vorzüge ins hellste Licht zu setzen. Überzeugend legt er dar, wie vortrefflich der Stoff der herberen Resignation des gereiften Platen entsprach, wie es sich hier nicht mehr um blaße Gefühlsergüsse, sondern um höchst reale Konflikte handelt und wie glücklich der Dichter die Entwicklung Agamemnons, die ihn zum Verzicht auf das

Opfer der Tochter führt, mit derjenigen Iphigeniens kontrastiert hat, die sich schließlich freiwillig zum Opfer darbietet. In der Verinnerlichung und Humanisierung des Problems zeigt sich Einwirkung Goethes, mit dem Abbruch vor der Opferhandlung ist Schiller in seiner Euripides-Bearbeitung vorangegangen. Von der euripideischen Tragödie weicht Platen in zwei Hauptpunkten ab: erstens lockt sein Agamemnon nicht Gattin und Tochter ins Lager, als er schon von dem verhängnisvollen Orakel weiß, sondern er bescheidet sie noch in reiner Absicht dahin, was den schwerwiegenden doppelten Vorteil mit sich bringt, daß der König einerseits wesentlich entlastet wird und wir anderseits seine innere Entwicklung viel vollständiger und klarer überblicken können. Zweitens tritt durch die völlige Beseitigung des Achill der Hauptkonflikt stärker und wirksamer hervor; die Rolle von Iphigeniens Schützer übernimmt gegen Schluß Platens Agamemnon, auch das gewiß ein höchst glücklicher Gedanke. Die Sprache der ausgeführten Szenen bekundet eine hohe Vollendung, die Trimeter strömen in reinem und stolzem Fluß dahin; je nach Stimmung und Situation sollten sie mit trochäischen Tetrametern und Anapästen abwechseln. So willig ich alle diese Vorzüge anerkenne, so muß ich doch Petzets Annahme, daß Platen bei Ausführung seines Planes wirklich Großes geleistet haben würde, ernstlich bezweifeln. Um seine Absichten lebendig zu gestalten, dazu fehlte dem Dichter gerade das Wesentlichste: eine scharfe und klare Beobachtung der Realität und vor allem die Fähigkeit, sich in fremde Charaktere — zu denen hier gar zwei wichtige Frauengestalten gehören — zu versetzen; es will mir scheinen, als werfe schon der knappe Ansatz zur zweiten Szene (Agamemnon und Menelaos) auf Platens Fähigkeit zu tieferer psychologischer Entwicklung und Motivierung ein recht zweifelhaftes Licht. Petzet ist hier offenbar zu stark von Goethe beeinflußt, der ja Platen eine hervorragende Tragödie zutraute. Eine gleiche Abhängigkeit von diesem Beurteiler sehe ich darin, daß Petzet so nachdrücklich behauptet, nach der parodistischen Verwertung eines tragischen Motivs im „Romantischen Oedipus" wäre für Platen ein wirkliches Trauerspiel überhaupt nicht mehr möglich gewesen; so bezeichnend das hiermit übereinstimmende Urteil Goethes für diesen selbst ist, so mangelt ihm meines Erachtens doch jede objektive Berechtigung: ob Platen nach dem „Oedipus" noch zum Tragiker werden konnte, war lediglich eine Talentfrage, und hier lag — ich sage das in Hinblick auf das starke und ehrliche Ringen des Dichters nicht ohne Schmerz — die Klippe, an der er scheitern mußte. Auch Fries hat sich übrigens eingehender mit der „Iphigenie" beschäftigt (S. 26 ff.). Seine erweiternde Ausdeutung des Planes bringt freilich manches, was der aufmerksame Leser sich selbst sagen wird. Am meisten hat mich neben dem Hinweis auf die Verwertung einzelner antiker Motive seine Darlegung angesprochen, wie wirksam Platen durch die Einführung des Kalchas die

dramatischen Gegensätze verschärft hat. Mit Hilfe der Varianten zum Plan des letzten Aktes zeigt er überzeugend, daß der Dichter dabei mit vollster und klarster Absicht vorgegangen ist. Auch die Varianten der übrigen Nachlaßwerke haben in Fries (S. 29 ff.) einen aufmerksamen und verständnisvollen Beurteiler gefunden.

In die unmittelbare Nähe der mehr historischen als poetischen „Liga von Cambrai" führen uns wenige Verse einer „Katharina Cornaro" von Juli 1832, die zum größeren Teil auch in die „Liga" übergegangen sind (Redlich Band 2, S. 436 f.). Was Platen vermochte und nicht vermochte, wird an ihnen für mein Gefühl ganz besonders klar: in der Vereinzelung, wie sie bei Petzet stehen, kann ich diese wenigen Worte Katharinas, als sie ihre Krone in die Hände des Dogen Mocenigo niederlegt, nie ohne tiefe Bewegung lesen; aber wie dürftig nehmen sie sich in dem größeren Zusammenhang der Liga aus, wo man so recht empfindet, wie wenig Lebendig-Reales eigentlich dahinter steht!

Von komischen Entwürfen der Spätzeit sind nur dürftige Reste eines „Gevatter Tod" vorhanden. Das Motiv wurde Platen nach Petzets Nachweis im Oktober 1827 durch einen Brief von Kopisch nahegelegt; nach dem Tagebuch vom August 1828 sollte es sich um eine „Verschmelzung mehrerer Volkssagen" handeln. Erhalten ist ein Stückchen Manuskript, das bunt durcheinander und ohne nähere Aufschlüsse Namen und Motive enthält, so daß seine Zuweisung zum „Gevatter Tod" nicht einmal unbedingt sicher ist, ferner ein paar Verse, die Willibald — wohl der Held des Stückes — und der Tod wechseln. Der hier verwendete trochäische Tetrameter weist den Plan in die Nähe der Literaturkomödien, wozu es auch stimmt, daß im September 1828 ein (verlorener) Eingangschor niedergeschrieben wurde und daß Platen zu betonen nötig findet, das Stück sei „nicht satirisch". Zu der Szene zwischen Willibald und dem Tod möchte ich auf einen Tagebucheintrag von 1824 verweisen (Band 2, S. 614), wonach Platen am 1. Mai gelegentlich eines Ausfluges auf den Walpurgisberg bei Erlangen über das Jahrmarkstreiben berichtet: „Von einem Marionettentheater, das ich besuchte, habe ich nichts behalten als folgendes:

Der Tod.

Ich bin der Tod, der Menschenfresser, ho, ho, ho!

Hanswurst.

Iß Bratwürst, die schmecken dir besser, ho, ho, ho!

In dieser Art kamen ein paar glückliche Verse vor. Sonst war es höchst unbedeutend." Je seltener Platen sonst derartiges beachtet, um so wahrscheinlicher ist es, daß dieser der Niederschrift wert erachtete Eindruck bei ihm haften geblieben ist. Aber einen wieviel feierlicheren Ton schlagen die Tetrameter an!

Das letzte nunmehr noch übrige Stück, ein dreiaktiges Szenar „Lieben und Schweigen“, etwa 1828—1832 entstanden, führt uns in den Kreis der Artussage. Schon 1816 machte sich Platen nach Petzets Nachweis aus Dobenecks Buch „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen“ Auszüge über Merlin, aber erst zur Zeit der romantischen Komödien erhielt er aus den damals gern benutzten Fabliaus von Legrand die entscheidende Anregung: er gedachte im Mai 1824 aus „ein paar verflochtenen Märchen aus der Zeit König Artus“, für die der Franzose seine Quelle war, eine Komödie zu schaffen. Nach Petzets ansprechender Vermutung wird es sich schon hier um das spätere „Lieben und Schweigen“ handeln, nnd das Gleiche wird wohl auch der Fall sein sowohl bei einem Lustspiel, das im August 1826 als „ein Feenmärchen aus dem Le Grand“ in einem Atem mit dem „Gevatter Tod“ genannt wird, wie bei dem Titel „Gruelan“, der in einem Verzeichnis dramatischer Stoffe von etwa 1830 auftaucht. Diesen „Gruelan“ hält Petzet für „vielleicht identisch“ mit einem Singspiel „Merlin“, das in einer anderen Dramenliste erscheint; ich zweifle, ob mit Recht, da in „Lieben und Schweigen“ nicht Merlin, sondern eben Gruelan die Hauptrolle spielt. Sollte daher Petzet für die Zuweisung des Entwurfs zur Gattung des gesungenen Dramas keine weiteren Beweise haben als den flüchtig erwähnten Merlin, so würde ich dagegen doch ernste Bedenken erheben und bezweifeln, ob die an sich höchst lehrreichen Ausführungen über Platens Verhältnis zur Oper hier am rechten Ort stehen. Aber ob Oper, ob Komödie, jedenfalls ist es Petzet geglückt, das wortkarge Szenar mit Hilfe Legrands zu enträtseln: „Der Lai de Gruélan erzählt von einem Ritter, der die Liebe seiner Königin zurückweist, von ihr beim Könige angeschwärzt und in Ungnade gebracht wird, dafür aber reichen Ersatz findet in der Liebe einer Fee, die ihn mit Glanz und Pracht ausstattet, mit der einzigen Bedingung, diese Liebe nicht zu verraten; er kehrt an den Hof zurück, doch die Eifersucht der Königin will sein Geheimnis ergründen (I. Akt); als er bei einem Feste nicht in das Lob ihrer Schönheit als der schönsten Frau einstimmt, bemerkt sie es und entlockt ihm das Bekenntnis, er wisse eine schönere noch (II. Akt). Er soll sie nennen — allein, hat er auch so den Schwur des Schweigens in plötzlicher Aufwallung gebrochen, so will er doch nun, vor Gericht gezogen wegen der Beleidigung der Königin, sa Mie nicht nennen und lieber den Tod erdulden. Im letzten Moment aber erlöst ihn, wegen dieser Treue, trotz seines Bruches des Schweigegelöbnisses, die Fee (III. Akt).“ „Indem Platen die von Gruelan geliebte Fee mit der von Merlin geliebten Viviane, die den Ritter Gruelan liebende Königin mit Ginevra identifizierte, gewann er eine reich verschlungene Handlung.“ Man ersieht aus alledem leicht, wie tief Platen trotz aller Begeisterung für die Antike noch die Romantik im Blut steckte. Überzeugend bleibt, selbst wenn es

sich nicht um eine Oper handelt, die von Petzet hervorgehobene merkwürdige Verwandtschaft des zweiten Aktes mit dem entsprechenden des „Tannhäuser", weniger die des dritten mit dem ersten des „Lohengrin"; auch die glückliche Verschmelzung mehrerer Sagen zu einem einheitlichen Gebilde könnte an den „Tannhäuser" erinnern, und so mag man denn immerhin Petzet recht geben, wenn er Platen in diesem Sinne einen Vorläufer des Mannes nennt, der dem edlen Toten wahrlich nicht den schlechtesten Lorbeer aufs Grab gelegt hat, als er ihn den „letzten deutschen Dichter" nannte (Wagners Gesammelte Schriften Band 8, S. 77).

3. Und nun endlich zu Fries, dessen Buch uns in seiner ersten Hälfte bereits so reichliche Aufklärung und Belehrung gegeben hat! Leider kann ich trotz alles Dankes dafür hier, wo es sich zunächst um eine kurze Gesamtwürdigung handeln muß, schmerzliche Klagen nicht unterdrücken. Wenn der ebenso reich wie höchst eigenartig begabte Verfasser ohnehin dazu neigt, die Früchte seines Talents vorzeitig zu pflücken, so hat er im vorliegenden Fall noch ein Übriges getan: in jähem und obenein völlig unbegründetem Schreck über das Erscheinen von Ungers Abhandlung, die sich mit seinen Studien nur in nebensächlichen Dingen berührt, hat Fries seine Platen-Studien ausgeschüttet und schleunigst in die Druckerei geschickt. Über dem Druck ist ihm dann noch allerlei eingefallen, was er in Nachträgen oder gar in Nachträgen zu den Nachträgen bringt, so daß das Ganze den Eindruck hastiger Nervosität macht; gegen den Schluß verunzieren das Buch zudem manche grobe Druckfehler, und wer nicht, wie Referent, in der glücklichen Lage ist, ein vom Verfasser handschriftlich durchgesehenes Exemplar vor sich zu haben, kann hin und wieder in Verlegenheit geraten. Dazu Materialien über Materialien und, namentlich in der zweiten Hälfte, nur selten daneben etwas wirklich Gestaltetes. So wird denn die Lektüre des Buches zu einer schweren und mühsamen Aufgabe, aber — und nun kommt die erfreuliche Kehrseite der Medaille — die Arbeit des Lesers bleibt nicht unbelohnt: Fries ist nicht nur außerordentlich Platenfest, sondern beobachtet auch geradezu erstaunlich leicht und glücklich und besitzt ein überaus fein entwickeltes Stilgefühl, so daß die Einzelstückchen seiner etwas wilden Mosaik der überwiegenden Mehrzahl nach höchst wertvoll sind. Nichts hieße ihm größeres Unrecht tun, als ihn unter die landläufigen Reminiszenzen-Jäger zu stecken: er urteilt durchaus aus dem Wesen und der Persönlichkeit des Dichters heraus, und eben dadurch wirken seine Parallelen so zwingend. Dazu beseelt ihn eine reine und edle Begeisterung für seinen Helden, die sich zwar hin und wieder etwas kurios und übertrieben äußert, aber doch deutlich ein wirklich innerliches Verhältnis zu dem geliebten Dichter verrät, das der Arbeit ohne Zweifel sehr zugute gekommen ist.

Den Studien „zum dramatischen Nachlaß" folgen als zweiter, umfänglicherer Teil solche „zu den Werken und Tagebüchern". Fries setzt

mit Venedig ein, sucht die dorthin gehörigen Sonette mit Hilfe der Tagebücher zu erläutern und chronologisch festzulegen (S. 46 ff., Nachträge S. 110 ff.) und setzt dann diese Arbeit an den venezianischen Dichtungen aus späterer Zeit fort (S. 50 ff.); besonders glücklich ist der ausführliche Nachweis, wie stark die Lektüre des Werkes „Origine delle Feste Veneziane" von Giustino Michiel (Venedig 1817) auf Platens Epigramme, auf die Elegie „Das Fischermädchen von Burano" und die „Liga von Cambrai" eingewirkt hat. Die Zusammenstellung der italienischen Oden mit den Tagebüchern bringt manches, was dem aufmerksamen Platen-Leser nicht neu sein wird, jedoch immerhin von Wert ist (S. 61 ff. und 114 ff.), dazwischen aber auch Überraschendes, wie die Feststellung, daß die etwas martialische Ode Redlich Nr. 18 ihre Entstehung der Bekanntschaft Platens mit einem jungen römischen Offizier verdankt. Ähnlich werden im Anschluß daran die Hymnen und Eklogen behandelt; daß der „beklatschte lüsterne Bänkelsänger" in der Hymne an die Brüder Frizzoni (Redlich Band 1, S. 256) Heine sein soll, ist mindestens sehr wahrscheinlich. Besonders liebreich hat sich Fries der massenhaften Epigramme angenommen (S. 68 ff. und 117 ff.): das Erlebte daran wird feinsinnig nachgewiesen, Redlichs Datierungen zum Teil berichtigt (nicht immer ganz treffend, siehe Petzet in Kochs Studien Band 4, S. 126). Soweit ich den Dingen nachzukommen vermag, scheint es im wesentlichen nur eine unglückliche Folge nicht ganz ausreichender Material- und Lokalkenntnis zu sein, daß Fries gerade da, wo ich ihn am genauesten zu kontrollieren vermag, bei den venezianischen Sonetten, Anlaß zu Ausstellungen gibt. Daneben fehlt es allerdings auch nicht ganz an voreiligen Schlüssen. Ich gebe im folgenden eine Anzahl von Berichtigungen und Ergänzungen; weiteres ist in einem ausführlichen Aufsatz von mir über die Chronologie von Platens Sonetten zu finden, der nicht lange vor dem Erscheinen von Fries' Forschungen an die Redaktion von Kochs Studien abging (daselbst Band 4, S. 188 ff.).

Sonett 18 (die Nummern nach Redlich): Übersehen ist der Faksimile-Druck der älteren, dem Tagebuch näherstehenden Fassung in Wolff und Schweitzers Ausgabe der Werke Band I. Sonett 19: ebenso. Das Sonett rührt, wie schon der Inhalt zeigt, keinesfalls erst vom 30. September her, sondern aus den allerersten Tagen, an welchen das Tagebuch aussetzt. Sonett 20 (Fries S. 47): Die „Riva" im Sonett ist fraglos die Riva degli Schiavoni, diejenige im Tagebuch vom 14. Oktober dagegen die „Fondamenta nuove"; sonst richtig. Sonett 21: Keinesfalls erst nach dem 17. September; schon für die erste, tagebuchlose Woche läßt sich Vertrautheit mit Bildern Bellinis nachweisen, gerade auch mit demjenigen, worauf Fries so großes Gewicht legt (Tagebuch Band 2, S. 674, 17. September: „ich sah es heute zum drittenmal"). Siehe meine Ausführungen bei Koch. Sonett 22: die „Marmorhäuser" und

„Dogengräber" in den Terzetten hätten nicht unbeachtet bleiben sollen; sonst wohl richtig. Sonett 23: ganz sicher unter dem frischen Eindruck der auch von Fries herangezogenen Besuche des Palazzo Manfrin vom 16., des Palast Pisani vom 17. und der Akademie vom 18. September entstanden, keinesfalls erst Ende des Monats, bis wohin der Eindruck der „Assunta" keinerlei Erneuerung erfuhr; Tizians „Leben und Kraft" im Tagebuch vom 30. September ist nur ein Nachklang des Sonetts. Sonett 24: Eindrücke des 30. September, wie Fries zunächst richtig hervorhebt und ich bei Koch näher dargetan habe. Spätere Spaziergänge auf der Riva degli Schiavoni können nichts dagegen besagen, da solche jeder in Venedig tagtäglich macht. Sonett 25: trotz der Erwähnung der Festland-Stationen Fusina und Mestre ganz gewiß nicht aus den letzten Tagen, wie Fries annimmt; der Abschied steht nach dem ganzen Inhalt keineswegs unmittelbar bevor, im Gegenteil fühlt sich der Dichter gefesselt und gehalten. Anzuknüpfen ist vielmehr an „die schönste Blüte lebender Gestalten" im letzten Vers, wodurch das Sonett in die Mitte des Oktober rückt (Tagebuch Band 2, S. 704, vgl. auch die Worte über die Anziehungskraft Venedigs S. 698). Sonett 26: daß das Gedicht am 24. Oktober, Platens Geburtstag, oder doch unmittelbar darauf entstand, leidet keinen Zweifel. Genau die gleichen Meister und Werke wie im Sonett erscheinen an diesem Tage auch im Tagebuch, was weder vorher noch nachher wieder vorkommt. Die von Fries angezogenen früheren Erwähnungen verlieren dadurch ihre Beweiskraft. Sonett 27: Fries setzt versuchsweise den 24. Oktober an, doch ist seine Behauptung, Platen habe an diesem Tage Tizians Tobias in S. Marzilian gesehen, unzutreffend; das gleiche gilt von Veroneses Alexander im Palazzo Pisani. Ich knüpfe an an den 19. Oktober, wo Platen vom Alexander einen besonders starken Eindruck erhielt, und den 21., an welchem Besuche des Tobias und der Barbara Palmas verzeichnet sind. Sonett 28: Fries' Bemühungen um die Datierung erübrigen sich, da Tagebuch Band 2, S. 716 ausdrücklich der 28. Oktober als Entstehungstag angegeben wird. Sonett 29: für die Datierung an die Erwähnung Canalettos anzuknüpfen geht nicht an, da dessen Name in der ursprünglichen Fassung (Privatbesitz in Erlangen) nicht vorkommt. Die Ansetzung des Sonetts ist sehr schwer, sicher ist nur, daß es an einem Sonn- und Feiertage angeregt wurde (Flaggen vor S. Marco); vielleicht am 18. Oktober, dem Tage der Leipziger Schlacht (Tagebuch Band 2, S. 705). Sonett 30: jedenfalls später als der 12. Oktober, an den Fries denkt, da sich schon deutliche Abschiedsgefühle regen; zugrunde liegt wohl hier wie bei den Sonetten Anhang 15 und 16 das Verhältnis zu dem Nobile Priuli, das sich Ende Oktober entspann (Tagebuch Band 2, S. 714 ff.). Sonett 31: die Frage, ob dies Gedicht, das erst 1828 gedruckt worden ist, wirklich nach Venedig gehört,

hätte nicht unangeschnitten bleiben sollen (meiner Meinung nach ist sie zu bejahen). Einen wie unmöglichen Ort Fries dem Sonett anweist, wenn er einen Spaziergang nach dem Westende der Giudecca am 20. Oktober heranzieht, davon wird er sich an Ort und Stelle leicht überzeugen können; der einzig mögliche Schauplatz des Sonetts sind die Fondamenta nuove, am ganz entgegengesetzten Ende der Stadt (vgl. meine Ausführungen bei Koch). Sonett Anhang 14: der im Tagebuch am 15. September erwähnte Palazzo Grimani ist nicht der am Canal grande, sondern der bei S. Maria formosa. Aber auch der am Canal, im Tagebuch am 12. Oktober erwähnt, darf nicht zur Datierung herangezogen werden, da in der Urfassung (Erlangen) an seiner Stelle die Palazzi Manin und Grassi stehen. Fällt somit Grimani fort und tritt dafür Manin ein, so wird die Übereinstimmung des Sonetts mit der Schilderung des Tagebuchs von einer Kanalfahrt am 15. September so frappant, daß der engste Zusammenhang zwischen beiden unbestreitbar ist. Zu Sonett Anhang 15 verweist Fries auf eine Tagebuchstelle vom 30. September (nicht November, wie im Druck steht). Der erotische Inhalt und die tiefschmerzlichen Abschiedsgefühle deuten vielmehr auf die allerletzten Tage (Anfang November). Richtig wird Sonett Anhang 16 auf den 7./8. November gelegt. Ich bin überzeugt, daß Fries nach Kenntnisnahme meiner Mitteilungen über das Erlanger Sonettmanuskript bei Koch und nach näherer Bekanntschaft mit Venedig, die inzwischen vielleicht schon erfolgt ist (siehe S. 123 seines Buches), weitaus den meisten meiner Umdatierungen willig zustimmen wird. Rückhaltlose Bewunderung nötigt es mir ab, welch zutreffendes Bild er sich, ohne das Hilfsmittel unmittelbarer Anschauung, von Platens Werben um das Verständnis der venezianischen Kunst macht: „Interessant ist es zu beobachten, wie Platen in das Verständnis einzelner Kunstwerke, ja Künstler, erst allmählich hineinwächst. Sein Auge übt sich erst, auch spricht die Stimmung des Beschauers, die jeweilige Beleuchtung &c. mit. Die Wertung der einzelnen Werke hat gewissermaßen ihre Entwicklungsgeschichte," verschiedentlich läßt sich „eine förmliche Skala der Wertschätzung" feststellen. Ich bin diesen Dingen in einem Hauptkapitel meines in der Ausarbeitung begriffenen Buches über Platens geistige Entwicklung im einzelnen nachgegangen und kann nach den erzielten Ergebnissen Fries' Auffassung nur für durchaus zutreffend erklären. Auch darin, daß er in den venezianischen Sonetten das Reinste und Idealste erblickt, was Platen geschaffen, stimme ich vollauf mit ihm überein.

Unter dem Titel „Verschiedenes" stellt Fries — leider recht unübersichtlich — eine ganze Reihe buntgemischter Einzelbeobachtungen über den Zusammenhang von Tagebuch und Dichtung zusammen (S. 72 ff.), fast durchgängig in überzeugendster Weise. Ich hebe hervor die Beziehung einer Reihe von Liedern aus dem Jahre 1820 auf das Verhältnis zu

Rotenhan und den überraschenden Beweis dafür, daß Schellings im Tagebuch mitgeteiltes Urteil über die „Verhängnisvolle Gabel“ stark von der Schlußparabase eben dieses Lustspiels beeinflußt ist. An den verschiedensten Stellen werden Einwirkungen Goethes und Schillers, hie und da auch Klopstocks, sowie Byrons nachgewiesen; für die Jugenddichtung kommt neben Matthisson auch noch Bürger in Betracht, der Tragiker der italienischen Zeit hat eine ausgesprochene Vorliebe für Alfieri, der ihm fast Vorbild zu sein scheint; dem vermuteten Einfluß des Italieners auf den Iphigenien-Plan sollte Fries einmal näher nachgehen. Sehr reichhaltig und schätzenswert sind Fries' Ausführungen „Zu Platens Stil und Eigenart“. Bezeichnende Lieblingsmotive, Lieblingsworte und -Wendungen des Dichters werden aufmerksam verfolgt, sprachliche und metrische Eigenheiten mit guten Belegstellen charakterisiert, wobei der Einfluß der strengen metrischen Forderungen auf Wortschatz und Satzfügung nicht übersehen wird. Bei den Beobachtungen über die Neigung, das Objekt ausdrucksvoll an den Schluß des Satzes zu stellen (Beispiel: „Ließest wehn du mir Begeistrung“) ist mir beiläufig eingefallen, daß das Objekt nicht selten und ebenso prägnant auch vorausgestellt wird, so in den Sonettanfängen „Die erste Gunst hast du mir heut gespendet“ (Redlich Anhang 15), „Die Wälder hab' ich wieder lieb gewonnen“ (Gläserner Pantoffel Akt IV), „Qualvolle Stunden hast du mir bereitet“ (Redlich 48), „Die letzte Hefe sollt' ich noch genießen“ (Redlich 58). Vortrefflich hervorgehoben wird Platens Streben nach möglichst starken Hebungen und schwachen Senkungen, besonders in den „Abbassiden“. Gelegentlich der vielgeschmähten „geschleiften“ Spondeen meint Fries, zum Teil wirkten sie doch recht schön und verliehen dem Wort eine eigene sinnfällige Kraft und Energie. Das mag im einzelnen wohl häufig zutreffen, wenn man aber an Fälle denkt, wie beispielsweise in der Ode „Der Turm des Nero“ (Redlich Nr. 10), wo Platen dem Vortragenden zumutet, die Verse „Hoch rühm' ich das Feu'r, sang jener, es ist g o l d g l e i c h, Ist wert des Titans, der's keck dem Olymp a b s t a h l“ nach dem gleichen Schema zu lesen wie die Anfangszeile: „Glaubwürdiges Wort, wohnt anders es noch b e i m V o l k,“ so kommt doch in bedenklicher Weise die Kehrseite zum Vorschein. Eher kann ich mich einverstanden erklären, wenn Fries meint: „Es läßt sich beobachten, daß Platen gern einen solchen Spondeus an den Schluß der ersten Hälfte des Pentameters setzt. Die zweite Pentameterhälfte hüpft dann um so lebendiger daher, nachdem ein solcher Spondeus den Strom schleusenartig zu hemmen schien.“ Andere Beurteiler werden vielleicht gerade hier lebhaften Einspruch erheben, ich für mein Teil bekenne, daß ich in diesem Falle ganz ähnlich empfinde wie Fries. In einem kurzen Abschnitt „Ästhetisches“ berauscht sich Fries förmlich — nach langen Jahren wieder als Erster — an der Fülle und Bilderpracht der Festgesänge. Es wird mir schwer,

ihm hier zu folgen, immerhin aber bekenne ich, nach Lektüre der betreffenden Seiten stille Betrachtungen darüber angestellt zu haben, ob wir uns heute nicht mit dem ausschließlichen Hinstarren auf die Form dieser Hymnen einer ebenso großen Pedanterie schuldig machen wie wir sie dem Metriker Platen vorwerfen, und das, was der Dichter zu sagen hat, allzu sehr darüber vergessen.

Fries schließt sein Buch mit dem energischen Ausruf: „Mehr Platen." Wenigstens soweit ernste literarhistorische Arbeit in Betracht kommt, wird es mit der Erfüllung dieses Wunsches keine Not haben: je mehr sich die Erkenntnis Bahn bricht, eine wie unschätzbare Gabe uns v. Laubmann und v. Scheffler in ihrer Ausgabe der Tagebücher beschert haben, um so lebendiger beginnt es um Platen zu werden. Das Nächste, was dringend zu verlangen wäre, eine vollständige, nach Möglichkeit chronologisch geordnete Ausgabe der gesamten Werke mit Einschluß des Nachlasses, haben Max Koch und Erich Petzet bereits in Angriff genommen, an die kaum minder dringliche Veröffentlichung des vollständigen Briefmaterials hat sich Ludwig v. Scheffler, durch das unglückliche Schicksal seines ersten Manuskripts nicht gebrochen, mutig von neuem gemacht. Liegen diese beiden Veröffentlichungen erst vor, so wird damit sicher eine reiche Anregung zu weiteren Studien gegeben sein.

Jena. Rudolf Schlösser.

Holzhausen Paul, Heinrich Heine und Napoleon I. Mit vier illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1903. 6 M.

Sehr konsequent, man könnte sagen gradlinig, schreiten die Untersuchungen des in Forschung, Haß und Liebe gleich eifrigen, seines Materials wie kein anderer kundigen Verfassers vor. In Aufsätzen und Büchern hat er der Reihe nach untersucht, in welchem Lichte die erste französische Republik diesseits des Rheins erschien, wie sich das Konsulat im deutschen Geiste, der Konsul und Kaiser speziell im deutschen Drama spiegelte, in welcher Weise die zeitgenössische Presse und Poesie auf Napoleons Tod reagierten (vgl. unsere ausführliche Anzeige im 9. Bande dieser Zeitschrift, S. 771 ff.). Nun rückt er folgerichtig in dem vorliegenden umfänglichen, allzu umfänglichen Werke dem Dichter auf den Leib, dessen man zunächst gedenkt, wenn von deutscher Napoleon-Schwärmerei die Rede ist — der auch tatsächlich durch das verlockende, weitum beachtete und befolgte Beispiel seiner Dichtung in Vers und Prosa das meiste für die deutsche Rezeption der napoleonischen Legende getan hat. Holzhausen fühlt sich (wir haben bereits a. a. O. darauf hingewiesen) sehr gerne als Retter; diesmal erwachsen ihm in Stoff und Dichter ebenmäßig Gegenstände einer feurigen Apologetik, und, wie gleich bemerkt

sei, die dafür erforderte angelegentliche Teilnahme an den Dingen, über die er schreibt, belebt wiederum, ganz wie bei seinen früheren Arbeiten, in erfreulichster Weise Stil und Darstellung, die nur ganz selten und dann immer in polemischen oder pathetischen Partien jene feine Grenze, die zwischen gedanklicher und stilistischer Selbständigkeit und der Phrase liegt, überschreiten — wie gesagt, ganz selten.

Gegen die vernünftige und klare, übrigens durch den Stoff selbst dem Verfasser an die Hand gegebene Disposition ist nichts zu erinnern, und gerne folgen wir ihr, wenn wir im nachstehenden den Inhalt des fast 19 Bogen starken Buches zu skizzieren unternehmen. In einem einleitenden Abschnitte werden die Wurzeln des deutschen Napoleon-Kultus bloßgelegt, wird gezeigt, wie die Opposition gegen die restaurierten Regierungen sich allmählich mit der Gestalt des 1813 Besiegehaßten befreundet (eine schon 1814 von Zeitgenossen richtig beobachtete Erscheinung, vgl. den interessanten Beleg S. 13), werden insbesondere die ganz parallel verlaufenden Bewegungen des französischen Geistes genau dargestellt. Zu solchen politischen und sozialen Motiven gesellt sich dann noch all jene Romantik, welche die verbündeten Regierungen durch die Internierung des Kaisers auf St. Helena ungewollt erschaffen; und diese Romantik ist's, was die Schwärmerei für das Kaiserreich schnell in die Schwärmerei für den Kaiser verwandelt. An die Stelle des Korsen, wie er war, tritt unvermerkt der Weltbeherrscher, wie er hätte sein sollen und können, und mit dem Tod des Verbannten ist der Legendenbildung vollends Tür und Tor geöffnet. Sehr geschickt verfolgt Holzhausen die Einflüsse der reichen St. Helena-Literatur,[1]) erweist, wie sich in der bildenden Kunst gewisse Auffassungen der großen Gestalt ebenso einwurzeln wie in der Dichtung „ein Vorrat bestimmter Vorstellungen, poetisch brauchbarer Bilder, die etwas Stereotypes haben und später, wie feststehende Theaterrequisiten, bei jeder neuen dichterischen Vorführung seiner [Napoleons] Person als unentbehrlich empfunden werden“.

In einem zweiten Abschnitt (S. 59 ff.) beantwortet der Verfasser die Frage, wie Heine der typische Napoleondichter Deutschlands geworden, oder belegt vielmehr die ja gewiß augenfälligen Gründe dieser Erscheinung (Herkunft, Heimat, Berliner Einflüsse, das Muster Byrons usw.) mit reichem, wohlgeordnetem biographischen Material. Bereits 1819 entstehen die von Bérangers „Deux Grenadiers" schon aus chronologischen Gründen ganz unabhängigen „Grenadiere“ und leiten jenen Zeitraum im Leben des Dichters ein, der von Holzhausen (S. 102 ff.) als „Periode der unbedingten Bewunderung“ bezeichnet wird und in den

[1]) Vgl. zu derselben noch Darwin, Reise eines Naturforschers Kapitel 21 dann Hüffer, Alfred von Reumont (1904) S. 115 f.

Dithyramben des 1826 entstandenen, 1827 erschienenen „Buchs Le Grand" gipfelt. Die Einflüsse des Münchner Milieus werden sorgfältig untersucht, eine im dritten Teil der „Reisebilder" (1830) wahrzunehmende leise Ernüchterung auf Rechnung Börnescher Ideen gesetzt. Die in diesem Kapitel neuerdings unternommene Charakterisierung der den Napoleon-Dichtern gemeinsamen Phraseologie und Bilder dünkt uns sehr dankenswert und zu weiterer Ausführung anregend. Erscheint während dieser Periode Napoleon in Heines Augen oder vielleicht richtiger in Heines Schriften ebenso unhistorisch wie damals zeitgemäß, als der ideegewordene Mensch, als Verfechter der Freiheit und Gleichheit, als Volksmann und Universalmonarch zugleich, so bietet uns die Produktion des nach Paris übergesiedelten Dichter-Publizisten während der im vierten Abschnitt (S. 142 ff.) behandelten „Zeit des Zweifels" (etwa 1830—1843) ein wesentlich anderes Bild. Art und Weise, wie die „Französischen Zustände" und spätere Schriften Bonaparte und den Bonapartismus behandeln, lassen „die Begeisterungsfähigkeit der Jugend" bedenklich vermissen. Der Mann des Volks präsentiert sich nunmehr, wie bei Lenau, als der treulose Sohn der Revolution; das Kaiserreich muß es sich gefallen lassen, von dem zum Mann gereiften Schüler Le Grands als „Zeit des pathetischen Materialismus", ja als „abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten" (!) bezeichnet zu werden. An Bekämpfung und Ironisierung der dem Bürgerkönigtum sehr unangenehmen bonapartistischen Partei läßt es der subventionierte Journalist nicht fehlen, und in den Berichten, welche Heine nach längerer Pause in den Jahren 1840—1843 der „Allgemeinen Zeitung" einsendet, fallen die schärfsten Invektiven gegen den ehemals im vollsten Sinn des Wortes Vergötterten und die durch diesen begründete Tradition, obwohl gerade 1840 die auch von Heines „Deutschland" ergreifend geschilderte Beisetzung des Kaisers im Invalidendome den nie völlig erloschenen Enthusiasmus der Franzosen für ihren großen Kriegsfürsten neu angefacht hatte. „Mehr und mehr verliert" nach Holzhausens Wort „der einstige Gedankengebieter die zentrale Stellung im Geiste des Dichters", und gewiß mit Recht sieht der Verfasser hier eine Folge der erstarkenden und Heine zeitweise völlig in ihren Bannkreis ziehenden sozialen Bewegung des vierten Standes.

Bis hierher nun könnte alles sozusagen mit rechten Dingen zugegangen sein, und der gerade Weg einer durchaus plausiblen politischen Entwicklung verbände dann die christlich-teutonischen Gesinnungen des Knaben, den unklaren romantisch-liberalen Cäsarismus des Jünglings und die Kritik des gereiften, ganz neue Elemente geschichtlichen Lebens entdeckenden Mannes, dem Frankreich und Paris nicht mehr in idealer Ferne, sondern vor den Fenstern liegen. Ein fünfter Abschnitt indes, „Umkehr" (S. 210 ff.), zeigt uns Heine nach der großen Revolution von 1848 auf politischem ganz wie auf religiösem Gebiet „zu den

Göttern seiner Jugend" zurückkehrend. Als er 1854 eine zweite Serie seiner Pariser Zeitungskorrespondenzen in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Lutezia" veröffentlicht, unterzieht er — wem drängen sich nicht Erinnerungen an ähnlich weltkluge Selbstverstümmlungen jüngeren Datums auf? — die nunmehr ein Jahrzehnt alten Feuilletons sorgfältigster Durchsicht, der alles weiland gegen das erste Empire Gesagte geopfert wird, was dem zweiten nunmehr Anstoß geben könnte. Und in enthusiastischen Superlativen, deren sich das „Buch Le Grand" nicht zu schämen hätte, huldigt der Märtyrer der Matratzengruft zum letztenmale seinem Imperator.

„Den Werdegang des Heineschen Geistes zu beleuchten, soweit er für die Entwicklung der Ansichten über Napoleon in Betracht kommt", diese Aufgabe hat sich Holzhausen gestellt und mit dem 5. Kapitel gelöst; ein letztes „Anklänge und Ausklang" (S. 226 ff.) gibt nun noch einen Überblick über die Ausstrahlungen der Napoleonolatrie Heines, insoweit sie in literarische oder auch nur sprachliche Erscheinung getreten sind. Hat die Einleitung gezeigt, wie wohl vorbereitet der geistige Boden für solchen Kultus war, und ist uns als dessen freilich oft wankelmütiger, aber sichtbarster Priester in den nächsten Kapiteln Heine erschienen, so charakterisiert der Epilog des Buches nun in sehr anziehender und lehrreicher Weise die verschiedenen von Heine ausgehenden und bisweilen weit divergierenden Traditionen eben jenes Kults. Am deutlichsten tritt der Einfluß der „Grenadiere" und insbesondere der „Reisebilder" hervor. Wie gelehrig jungdeutsche Schüler ihrem Meister das Flunkern ablernen, dafür gibt ein dem „Buch Le Grand" treu nachempfundenes angebliches Jugenderlebnis Laubes (in dessen „Reisenovellen") Zeugnis; wir haben nie an die Echtheit der Episode zu glauben vermocht und freuen uns nun des durch Holzhausen (S. 238 und 284) erbrachten Beweises, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist. — In diesem Schlußabschnitt, wie schon oftmals vorher, erweitert sich der schmale Lauf monographischer Untersuchung zum See; der Verfasser gibt tatsächlich weit mehr als die Überschrift des Buches verspricht, entschuldigt so den großen Umfang des Werks, ohne ihn zwar völlig zu rechtfertigen, und tritt in erfreulichem Gegensatze zu dem neuerdings einreißenden Verfahren, den Resultaten lendenlahmer Detailuntersuchung irgend einen großmäuligen Titel anzuheften und so im schlechtesten Sinne Ladung durch Flagge zu decken.

Wenn wir nochmals die große von Holzhausen geleistete Arbeit überschauen und ihr Wesentlichstes zu erfassen suchen, so wird unbedenklich zuzugeben sein, daß er alles zur Sache gehörige beigebracht, gleichsam das Aktenmaterial des Falles in seltener Vollständigkeit vorgelegt hat Wir erkennen jetzt nicht nur, wie Heine in jungen Jahren

dazu kam, der poetische Herold Napoleons zu werden, sondern auch, daß er in der Folge seine Meinung über den Verherrlichten, wie oben dargestellt, wiederholt modifiziert hat. Uns will nun scheinen, daß Holzhausen durchschnittlich viel zu viel Mühe aufwendet, „die feinen Oszillationen des Heine'schen Geistes", wie er sich S. 148 sehr liebenswürdig ausdrückt, in erster Linie aus inneren Gründen zu erklären; nicht der Poet, nicht der unberechenbare Stimmungsmensch, nicht der Neurastheniker, nicht der „Mensch mit seinem Widerspruch", nicht der Kulturkämpfer, nicht der Geschichtsphilosoph Heine tritt uns zunächst entgegen, wenn wir die von Holzhausen selbst trefflich dargestellten Tatsachen sprechen lassen, sondern der, höflich zu reden, Opportunist Heine; betrachtet man jene „feinen Oszillationen", wie Ibsens Hejre sagt, med mistroens skærpede blik, so zeigt sich klar, daß nicht alle, aber die meisten und stärksten Ursachen dieses seltsamen Hin und Her (vgl. z. B. S. 169, dann insbesondere S. 186 ff.) von Machthaber zu Machthaber über, nicht unter der Bewußtseinsschwelle zu suchen sind. Wir richten nicht, aber wir konstatieren; will uns Holzhausen widersprechen, so appellieren wir von ihm an ihn selbst, von dem Apologeten an den Historiker, und sind erbötig, aus seinem eigenen Materiale den Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung zu führen. Für uns liegt die Sache so: die Schwärmerei des Jünglings erklärt sich aus den politischen und literarischen Voraussetzungen des Zeitalters, aus den besonderen des Juden, des Rheinländers, des Liberalen, aus dem Einfluß Byrons und (von Holzhausen nicht genügend betont) Goethes; von 1830 an wird die weitere Entwicklung oder genauer das jeweilige politische Credo durch Heines Beziehungen zu der jeweiligen französischen Regierung, daneben auch durch seine jeweilige Absicht, Preußen zu bekämpfen und zu versöhnen, bestimmt: Beziehungen und Absichten, deren letzte Gründe bekanntlich nicht in der Überzeugung des Dichters wurzelten. Alle andersartigen Einflüsse, die Holzhausen so eifrig erforscht hat, zu leugnen, wäre ja töricht; sekundäre Geltung sei ihnen bereitwillig zugestanden. Wie unmöglich es ist, durch Heines zu verschiedenen Zeiten getane Äußerungen über irgend ein den öffentlichen Interessen angehöriges Thema gleichsam eine Ebene zu legen, wußten schon seine Zeitgenossen sehr wohl; heute muß der „Stimmungsmensch" alle Inkonsequenzen entschuldigen, damals zog man andere Argumente vor. „Es wäre vielleicht nicht uninteressant, aus den verschiedenen Schriften Heines alle auf Judentum bezüglichen Äußerungen zusammenzustellen; solche Verkennung des Heine'schen poetischen Genius sey jedoch ferne von mir" (Berthold Auerbach, Das Judentum und die neueste Literatur 1836, S. 48).

So viel über das verdienstvolle Buch. Im einzelnen wäre dem Verfasser strengere Kritik gegenüber den ihm in so reichem Maße zugebote

stehenden Zeugnissen und Berichten anzuempfehlen; er leihe nicht ohne weiteres jeder Stimme sein Ohr, die ihm nach Wunsch redet. — Wortbildungen wie Marengafstelle, Scattkritik, Wellingtonaufsatz wallen uns nicht sonderlich zusagen; wer sa gut schreibt wie unser Verfasser, bedarf salcher stilistischer Natbrücken nicht. Unseren heimischen Walzerkampanisten nennt Halzhausen beharrlich (S. 243, 249) Johannes Strauß; wir wallen ihm nächstens einen Johann Brahms heimzahlen. Dach das sind Kleinigkeiten; erheblicher Versehen ist uns im ganzen graßen Buche nur eins begegnet: S. 162 nämlich wird der religiöse und palitische Konvertit Jael Jacaby (fehlt in der Allgemeinen Deutschen Biagraphie; siehe Gutzkaws „Götter, Helden, Dan-Quirate" (1838), dazu Houben, Gutzkaw-Funde S. 562 und insbesondere 533; ferner Max Ring, Erinnerungen 2, 156) mit seinem freilich berühmteren Landsmann Johann Jacaby verwechselt, wafür der letztere unserem Verfasser wenig Dank gewußt hätte. Beiläufig bemerkt, ist das Zitat S. 271 (Anmerkung 445) falsch. — S. 161 ff. macht Holzhausen bei Erwähnung des Königs van Ram einen hübschen stoffgeschichtlichen Exkurs; Eduard Wertheimers „Herzog von Reichstadt" lag ihm nach nicht var, sonst hätte er ohne Zweifel aus S. 449 ff. dieses Buches graßen Gewinn gezagen. — Zu der van Halzhausen S. 257 zu Halteis Liederspiel „Der alte Feldherr" und dessen Zensurnöten angeführten Literatur kommen unsere eigenen Untersuchungen (Tad. Kasciuszka in der deutschen Literatur 1898 S. 25 ff., Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für R. Heinzel 1898 S. 472 ff.) hinzu.

Wien. Rabert Franz Arnald.

Blaesch Hans, Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgegeben van Prafessar Dr. Oskar F. Walzel. Heft 1. Bern, Francke (vormals Schmid und Francke) 1903. 2.40 M.

Das erste Heft macht der neuen Sammlung Ehre. Die aus recht guter Kenntnis der einschlägigen Literatur hervargegangene, im ganzen flüssig geschriebene Abhandlung ist ein ansehnlicher Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte, wenn auch die im Titel bezeichnete Aufgabe, wie übrigens der Verfasser im Varwort zugibt, bei weitem nicht erfüllt ist. Bloesch hat nur einige interessante Steifzüge in das große Gebiet unternammen. — Der erste Teil seiner Studie, betitelt „Die Julirevolution und ihre Einwirkungen" wird durch eine knappe Darstellung der historischen Ereignisse eingeleitet. Im Anschlusse daran charakterisiert Blaesch (S. 9 ff.) deren Bedeutung, varnehmlich die Nachwirkungen der „graßen Wache" in der französischen Literatur. Er stellt dar,

wie in den rein literarischen Streit zwischen Klassikern und Romantikern unter dem Eindrucke der drohend bevorstehenden Revolution das politische Moment eindringt und nach und nach die führende Stellung gewinnt. Die vorher antiliberalen Romantiker siegen als Liberale und treten zu einer geschlossenen politischen Partei zusammen. Ihr künstlerischer Sieg geht mit dem politischen Hand in Hand, und die „glorreichen" Julitage werden dichterisch verherrlicht, bis die Begeisterung dem Mißfallen an dem nüchternen Regiment des Bürgerkönigs weicht. — Ein neuer Abschnitt (S. 18 ff.) behandelt die Folgen der Revolution in Deutschland; die auf Nachahmung beruhenden Bewegungen in den einzelnen deutschen Staaten und Städten werden nur gestreift, die Wirkung auf die Literatur eingehender untersucht. Auch in Deutschland tritt nun die Politik in den Vordergrund aller literarischen Produktion. Die jungen Schriftsteller bilden sich an dem aufblühenden französischen Journalismus, verwerten das Gelernte aber statt in der Presse, in Büchern, während die Zeitungen, infolge der strengen Zensurgebote, im Vergleiche mit den französischen leer und nichtssagend sind. S. 22 ff. schildert Bloesch, welchen Eindruck die Kunde von der Pariser Erhebung auf Goethe und die Bedeutenderen unter den jungen Geistern, Börne, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Immermann macht. (Dem letzteren „Abneigung gegen alles Französische" unterzuschieben, ist nicht richtig, wenn auch einzelnes dafür spricht.) Zur Begründung der tiefgreifenden Wirkung des „an sich so kleinen" politischen Ereignisses sagt der Verfasser treffend: „Es war stets das Gefühl, daß es sich nicht um nationale, sondern um allgemeine Interessen handle, denen keine politischen Grenzen gesetzt waren." (S. 31.) Er beschreibt dann (S. 32 ff.) das Emporwachsen einer Memoiren- und Briefliteratur, die, auch formell unter französischem Einflusse stehend, die Julirevolution zum Gegenstande hat, wobei er verschiedene derartige Erzeugnisse anführt. Für wichtiger hält Bloesch mit Recht, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie sich die Revolution in der schönen Literatur Deutschlands spiegelt. Schriftsteller dritten Ranges bemächtigen sich des Stoffes, um ihn in zahlreichen Taschenbuch- und Almanacherzählungen oder umfangreichen Leihbibliotheksromanen auszubeuten. Aber auch echte Dichter wie Chamisso führen uns in die Juliereignisse hinein. Unter den eigentlichen Jungdeutschen ist Laube derjenige, der ihnen in seinen Produkten die größte Rolle zuweist. Als einen „Nebenzweig der Julirevolutionsliteratur" erwähnt Bloesch (S. 43) die Werke, in deren Mittelpunkt kleine deutsche Nachspiele der Pariser Julitage stehen, wie z. B. Tiecks „Eigensinn und Laune". Zum Schlusse beleuchtet der Verfasser die Einwirkung der Revolution noch von einem anderen Punkte aus, indem er uns belehrt, wie Paris seit dem Sommer 1830 zu dem „Mekka, nicht nur der deutschen Schriftsteller, sondern auch ihrer Romanhelden" wurde, was er an dem Beispiele Gutzkows und

kleinerer Geister erhärtet. — Der zweite, bedeutend längere Abschnitt des Buches behandelt „Frankreich im Urteil der Deutschen". Zuerst skizziert Blaesch die allgemeinen Beziehungen der beiden Nationen in der Periode von 1825—1840. Er zeigt, wie in den letzten zwanziger Jahren, genährt van dem Stolze, daß die französische Romantik ihre Ideen Deutschland verdanke, das Interesse der Deutschen für die Literatur ihrer westlichen Nachbarn wächst, indem er als Argumente zunächst die häufiger werdenden Übersetzungen und die Tageskritik anführt. Als das in dieser Hinsicht wichtigste Dokument, wichtig zumal durch die Oppasitian, die es hervorrief, betrachtet er Viktar Aimé Hubers Buch „Die neuramantische Paesie in Frankreich" und charakterisiert die Stellung der eigentlichen Jungdeutschen sawie Chamissas zur französischen Ramantik. Immermanns Verhalten wird nicht berührt. Der Verfasser hätte sich darüber zunächst aus Beers Briefwechsel, den er durch Putlitz' Immermann-Biographie nur auszugsweise zu kennen scheint, belehren können; ein zusammenfassendes Urteil über die „ganze Schule" enthält Immermanns Reisejaurnal vam Jahre 1831 (Werke 10, S. 108 f.), und dies wäre in erster Linie heranzuziehen, da der Dichter seine Absicht, in einem Aufsatz eine Gesamtdarstellung der Ramantik in Frankreich zu geben (Beers Briefwechsel S. 238), nicht ausgeführt hat. — Auf S. 62 ff. malt Bloesch ein Bild der allgemeinen Stimmung zwischen 1830 und 1835, die er für „interessanter und lehrreicher" erachtet, als die einzelnen Meinungen. Es ist die beste Partie des Buches. Der Verfasser schildert den Kampf zwischen dem jungen Deutschland und Menzel einer- und den „christlich-deutsch gesinnten, kanservativen Patriaten anderseits und versucht (S. 68 ff.) eine Erklärung für Menzels Vargehen als Denunziant, das eng mit seiner Stellung zu dem jungen Frankreich zusammenhängt, zu geben. — Ausführlich verbreitet sich Bloesch noch über das Eingreifen des alten Tieck (S. 81—86). Hauptsächlich durch Heines Verdienst, lehrt der Verfasser, blieben die Sympathien für die Nachbarn jenseits des Rheins bestehen, tratz allen feindseligen Warten, die gegen Frankreich ausgesprachen wurden. Beide Välker waren sich fast sa nahe gekommen, wie die Jungdeutschen es erstrebten, als durch Nikalaus Beckers „Sie sallen ihn nicht haben" alle Bemühungen, eine Verbrüderung zu erzielen, zunichte gemacht wurden. Neben Mussets Antwart wäre die Erwähnung von Viktar Hugas Rheinbuch, das zum Teile als das französische Gegenstück zu Beckers Lied betrachtet werden kann, wünschenswert gewesen. Bevor Blaesch seine Untersuchung über einzelne französische Autoren im Urteile der Deutschen beginnt, weist er die Beeinflussung des deutschen Jaurnalwesens und des deutschen Buchhandels durch Frankreich nach und führt auch das geschlaffene Auftreten der Jungdeutschen sowie ihre Bevorzugung der Prosa auf französische Einwirkung zurück. Die Reihe der literarischen Größen eräffnet Blaesch (S. 99) mit dem „all-

gemein anerkannten Haupt der damaligen Literatur" mit **Viktor Hugo**, über den er die Urteile Goethes, Heines, Immermanns, Börnes, Gutzkows und Mundts zitiert. Von Immermann wird nur ein Wort aus dem Jahre 1839 angeführt, das sich obenein lediglich auf den Dramatiker bezieht und dazu angetan ist, Irrtümer zu erwecken. Es seien mir darum einige Ergänzungen gestattet: Ein Jahrzehnt, bevor der Dichter das von Bloesch zitierte Verdammungsurteil fällt, im Jahre 1829, rühmt er die meisterhafte Behandlung des Stoffes im „Letzten Tag eines Verurtheilten". „Ein Nachtstück, in jedem Zuge von der individuellsten Wahrheit. Es hat mich sehr frappirt" (Beers Briefwechsel S. 73). 1830 ist Immermann sehr gespannt auf „Hernani"; sein Interesse an Hugo begründet er mit den Worten: „Er hat eine für einen Franzosen bewundernswerte Frische und Fülle der Phantasie. Neulich teilte Robert einige seiner Gedichte mit, die mir sehr gefallen haben" und fügt hinzu: „Die französische Literatur in ihrem jetzigen Ringen ist eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Gelingt es ihnen, mit ihrer Praxis, sich in der Tiefe festzusetzen, so können wir noch schöne Erscheinungen zu sehen bekommen. Daß jenes geschehe, muß nun freilich ein Wunder geschehen, an welches wir glauben wollen, wenn es da ist. Denn jetzt zur Zeit noch hören wir nur den Wiederklang deutscher und englischer Laute, die uns nur deshalb so überraschen, weil wir sie von den Franzosen vernehmen. Für das Drama hoffe ich am meisten von ihnen. Es ist möglich, daß sie das, was wir wollen, aber bei der Ungunst aller Verhältnisse und dem Entgegenstehen des Volkscharakters nicht erreichen können, zur sichtbaren Gestalt bringen, und daß unsere Motive, Ideen, Charaktere, Situationen, von ihnen benutzt, erst an der Seine zum Vorschein kommen" (a. a. O. S. 157 f.). Als Immermann „Hernani" gelesen, ist seine Enttäuschung allerdings fast noch größer, als die seines Freundes Beer. Mit „Hernani", meint er, „beginne die Rache für die Verachtung, mit der die Franzosen unsere gährende und sprudelnde Literatur früher betrachteten" (a. a. O. S. 175). Das einzige Lob, das er dem Stücke spendet, lautet: „es ist nicht langweilig" (S. 176). Mehrere Monate später schreibt Immermann: „Victor Hugos „Cromwell" hat die Summe der Phänomene mir completiren helfen, woraus ich schließe, daß es mit der neuen poetischen Revolution der Franzosen so viel nicht auf sich hat, als sie sich den Anschein geben wollen, und als ich selbst anfangs geglaubt habe" (S. 237). Das Reisejournal enthält das derbe Urteil: Victor Hugo ..., sonst ein rüstiges Talent, wird von seiner absurden Eitelkeit, nicht von seiner üppigen Phantasie (wie er sich vielleicht einbildet), immer bis zum Quatschen getrieben. Ich weiß keinen andern Ausdruck als diesen pommerschen für Sachen wie Hernani, Marion de l'Orme, Notre Dame, vieles in den „Feuilles d' Automne" (Werke 10, S. 108 f.). Als Leiter der Düsseldorfer Bühne kann er aber Hugos Dramen dem

Publikum nicht vorenthalten. Er bringt „Maria Tudor“ und den „Glöckner von Notre Dame“ in der Bearbeitung der Birch-Pfeiffer zur Aufführung, stellt sie jedoch als „Spektakelstücke“ in die „letzte Linie des Alltagsrepertoires“ (Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne S. 185). Der „Maria Tudor“ sucht er Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Man sage von diesem Stücke, was man will, es ist kein gemeines Melodrama. Die Handlung ist, besonders in den ersten Akten, äußerst geschickt angelegt und spannend behandelt. Eine dreiste Absicht, alles Menschliche herauszukehren, ist sichtbar, deshalb wird die Königin, anstatt konventionell, lieber gemein; die Schwächung der Johanna wird ganz unverhohlen behandelt. Alles das ist outriert, gewaltsam, gesucht, aber durch die Fratzen und Bambocciaden sieht ein tiefes Gefühl und eine gewisse Humanität wie ein unschuldiges Kind.“ In den letzten Lebensjahren wird Immermanns Meinung über den französischen Dichter noch abfälliger. An das von Bloesch angeführte Wort reiht sich die Behauptung, Hugo „spiele nur mit abgeborgten Klängen“ (Werke 18, S. 155). — Als Vorkämpferin des jungen Deutschlands hätte auch Bettina von Arnim mit ihren Urteilen über Hugo herangezogen werden können. Das französische Buch, das Ilius Pamphilius der Ambrosia schickt, kann kein anderes sein, als „Les Orientales“ von Viktor Hugo. Auf Philipp Nathusius macht es den Eindruck einer „gewaltigen, sich selbst übersteigenden Poesie“. Die Form kann er nicht genug rühmen: „Durch Befreundung mit Deutschland und dem Orient hat der Dichter den Geist seiner Sprache veredelt, und dieses Buch ist das auffallendste Beispiel, das mir bis jetzt vorgekommen, in wie weit es den französischen Romantikern gelungen ist, den alten abgestockten Stamm ihrer Muttersprache wieder zu jungem Ausschlag zu bringen, ihr Vermögen an Wörtern und Wendungen aus seiner großen Armut wieder empor zu arbeiten und sie zu befähigen, ein Mittel zum Ausdruck auch der tieferen und leiseren Erregungen der Natur und des Menschenlebens zu werden.“ Bettina dagegen antwortet: „Die Sprache dieses Buches sagt mir keineswegs zu, sie stolpert (nicht übermüthig, denn das ist oft Überreiz sondern) nüchtern, von allem melodischen Gefühl verlassen, vorwärts durch die gehäuften Unmöglichkeiten der Einbildung. Phantasie ists nicht, denn die entspringt aus Erleuchtung. Die Sprache ist unlebendig, denn sie hat keine Wurzeln im Gemüth. Der Inhalt ist vor lauter Außerordentlichkeiten nicht zu erprüfen, begraben unter dem Schutt und Dekorationsplunder eines abgedankten Puppenspiels, regt sich kein Elementargeist, obschon fortwährend diese citirt werden.“ (Bettinas sämtliche Schriften Band 8, S. 1 f. und 4.) — Viel bedeutender als Hugos Wirkung ist die der George Sand. Mit Recht erklärt Bloesch diesen Umstand zum Teil aus ihrer Persönlichkeit, an die sich verschiedene Mythen knüpften. Auf S. 109, Anmerkung 2 gibt der Verfasser eine Stelle aus dem „Telegraphen“ wieder, aus der er meines Erachtens

etwas Falsches herausliest. Der „Unbekannte", L. S. in M. (doch wahrscheinlich Levin Schücking in Münster?) behauptet gar nicht, daß George Sand das Privatleben Immermanns beeinflußt habe; eine solche Behauptung wäre hinfällig, da der Konflikt zwischen Immermann und der Gräfin Ahlefeldt, dessen Spiegelbild wir in „Cardenio und Celinde" sehen, zu einer Zeit stattfand, wo man in Deutschland noch nichts von Madame Dudevant wußte. Die Romane der letzteren hätten also die Gräfin in ihrem Entschlusse, nicht die Gattin des Dichters zu werden, nur später bestärken können. Als Gegner der Frauenemanzipation vermochte Immermann der Persönlichkeit der Sand keine Sympathien entgegenzubringen. Über ihre schriftstellerischen Leistungen dagegen äußerte er sich anerkennend: „Einzig und allein in der Dudevant will sich etwas originell Plastisches Luft machen; aber es ist unentwickelt, läßt sich also noch nicht abschätzen. Ein bedeutungsvoller Zufall muß es heißen, daß sie Aurore heißt; vielleicht kündigt sich in ihr die poetische Zukunft der Franzosen an." (Werke 18, S. 155.) Heinrich Laubes Buch „George Sands Frauengestalten" hätte nicht übergangen werden dürfen. — Die „eigentlichen Poeten," lehrt Bloesch (S. 114 ff.), Lamartine, Musset, Alfred de Vigny kommen für das junge Deutschland nicht in Betracht. Eine Ausnahme macht einzig Béranger, „aber in ihm sehen die Jungdeutschen nur den Politiker, und wenn wir eine weniger einseitige Beurteilung wünschen, so müssen wir zu andern Zeitgenossen gehen: Zu Goethe und Chamisso". S. 119 f. spricht der Verfasser von Philippine Engelhards Übersetzung der „Chansons", bei welcher Gelegenheit eine Erwähnung der Béranger-Übersetzungen ihres Enkels Philipp Nathusius am Platze gewesen wäre. Das Theater tut Bloesch gar zu kurz ab; schon in den zwanziger Jahren beherrschten Übersetzungen aus dem Französischen die deutschen Bühnen, freilich hatten diese Produkte zur Romantik keine Beziehung. Ausführlicher handelt der Verfasser über den Roman. Den Werken Balzacs weist er eine „tiefgehende Bedeutung" zu, „obwohl sie nicht ihrem wahren Werte nach erfaßt wurden", und charakterisiert den Einfluß dieses Dichters nach zwei Seiten hin (S. 121 ff.). Am populärsten wurde „diesseits und jenseits des Rheines" „eine heute vergessene Größe", Jules Janin, der neben Eugène Sue z. B. zu den Lieblingsautoren des Fürsten Pückler gehörte. Nach der Lektüre von Sues „Atar Gull", Janins „l'âne mort" ꝛc. schreibt Semilasso: „Man mag über diese neue französische Literatur sagen was man will, es ist Leben in ihr, mag es ein verzerrtes und konvulsivisches sein, es ist doch Leben, seiner Zeit gemäß, und mit mehr Originalität ausgestattet, als sich in unseren deutschen Büchern entdecken läßt" (Vorletzter Weltgang 1, S. 138). Bloesch weist den Einfluß nach, den Janin als Feuilletonist auf Deutschland ausübte (125 f.) und würdigt dann in einem trefflichen Schlußworte (S. 127 ff.) noch einmal zusammenfassend die Wirkung der gesamten

französischen Romantik auf die jungdeutsche Literatur. In künstlerischer Hinsicht sei sie gering, in ideeller aber von größter Bedeutung. Der Versuch von Proelß, das ganze jungdeutsche Schaffen aus der früheren deutschen Literatur herzuleiten, wird abgelehnt. — Wir können mit dem Gebotenen zufrieden sein und mit berechtigter Hoffnung den weiteren Publikationen Bloeschs, die das Vorwort ankündigt, entgegensehen.

Leipzig. Werner Deetjen.

Ludwig Feuerbachs Sämtliche Werke. Neu herausgegeben von W. Bolin und Fr. Jodl. — Band I. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. — Band VI. Das Wesen des Christentums. — Band VII. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christentums. Fr. Frommann, Stuttgart 1903. Je 4 M., geb. 5 M.

Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. Zum Säkulargedächtnis seiner Geburt, herausgegeben und biographisch eingeleitet von W. Bolin. — Band I. Biographische Einleitungsbriefe 1820—1837; mit einem Bildnis. — Band II. Briefe 1838—1871. — Otto Wigand, Leipzig 1904. 13.50 M.

Wir leben im Zeitalter der theologischen und philosophischen Philologie. Freilich ist der Anteil der Philologie an dieser großen Renaissance der Texte ein recht ungleicher. Nach strengen Grundsätzen verfährt die Kant-Ausgabe der Berliner Akademie und nach Möglichkeit auch die Nietzsche-Ausgabe, die Frau Elisabeth Förster leitet, und Grisebach hat bei seinem Schopenhauer diese Sorgfalt fast auf die Spitze getrieben; läßlicher verfahren die Editoren kleinerer Philosophen, Herbarts, Krauses; geschickt richtet Laßwitz die neuen Auflagen von Schriften Fechners für breitere Wirksamkeit ein. Es ist durchaus berechtigt, daß hier verschiedene Grundsätze angewandt werden, je nachdem, ob es sich um Denker handelt, für die ein allgemeineres Interesse bereits besteht oder erst erworben werden soll.

Ludwig Feuerbach nimmt nun, wie in jeder Hinsicht so auch in dieser, eine eigenartige Stellung ein. Er hat einmal eine leidenschaftlich begeisterte Gemeinde besessen, einen dauernden Einfluß aber innerhalb der philosophischen Entwicklung mehr durch seine Gesamterscheinung ausgeübt als durch einzelne Werke — selbst das „Wesen des Christentums“ wirkte vor allem als Symptom. Die Gegenwart zeigt nun vielfach Interessen und Tendenzen, die den seinen näher stehen als es in der Zwischenzeit der Fall war: Nietzsche und Stirner, die sich mit ihm an der Oberfläche berühren, werden lebhaft, zum Teil wieder leiden-

schaftlich erörtert. — Diesen Verhältnissen hätte, glaube ich, eine doppelte Art der Edition am besten entsprochen. Für die „weiteren Kreise", denen es auf Feuerbachs Grundanschauungen und auf das künstlerische seiner Denk- und Ausdrucksweise ankommt, wäre eine „Schausammlung" geeignet, wie man sie z. B. für einen anderen gegensätzlich-verwandten Geist, Kierkegaard, eingerichtet hat. Für die Philosophen und Kulturhistoriker aber sollte eine philosophisch-historische Ausgabe nach den Grundsätzen strengster Kritik den Stoff bereitlegen, um Feuerbachs Stellung und Bedeutung gerechter als bisher erkennen zu lassen.

Die verdienten Herausgeber haben einen Mittelweg gewählt, über den die Einführung (Band I, 1 f.) Rechenschaft gibt. W. Bolin, der wohl als der treibende und führende Geist des großen Unternehmens anzusehen ist, hat seinen Namen in schönster Weise mit zwei großen Namen verknüpft: mit Feuerbachs eben und Anzengrubers. Soweit sie auseinanderliegen, hat der treffliche Mann doch in dem Besten, was sie haben, eine Übereinstimmung herausgefühlt. Beide sind sie Pädagogen des Realismus. Ein entschiedenes Wahrheitsgefühl bringt sie nicht bloß selbst zu vorhandenen Konventionen in Gegensatz, sondern zwingt ihnen auch die Propaganda für ihre nüchternere Erkenntnis auf. Wenn Anzengruber im „Vierten Gebot" geradezu die Unbedingtheit eines biblischen Befehls erschüttert, ist das nur die Folge jener antiklerikalen Tendenz, auf die neuerdings J. J. David — übertreibend — seine ganze Tätigkeit basiert hat. Wenn Feuerbach sich von der erhabenen Wirklichkeit des Todes nichts abmarkten läßt, ist das ein Symptom der gleichen Freude an der Fülle der Realität, die auch in den „Kreuzelschreibern" und dem „Doppelselbstmord" lebt und webt. — Dieser Kampf gegen Überlieferungen, die bei oberflächlicher Aufnahme zu Unwahrheiten entarten, ist nun auch für Bolin selbst eine heilige Sache. Von hier entspringt auch seine Hoffnung auf eine erneute Wirksamkeit Feuerbachs: „die Zeit wird und muß kommen, in welcher das deutsche Volk, der geistlichen Führung müde werdend, endlich jene Abrechnung mit dem religiösen Wesen wieder aufnimmt."

Um dieser Wirksamkeit förderlich zu sein, suchen die Herausgeber die Ausgabe einigermaßen populär zu gestalten, nicht nur durch Übersetzung lateinischer Zitate, sondern auch durch sprachliche Umarbeitung: „Die Geschmacklosigkeit eines schönfärberischen Retouchierens und Modernisierens mußte ebenso vermieden werden, wie die Pedanterie eines ängstlichen Haftens an dem oft so zufällig entstandenen Buchstaben der früheren Ausgabe." Aber wir müssen doch gestehen, daß uns jede absichtliche Änderung des Textes bei einem Schriftsteller vom Rang Feuerbachs — dessen künstlerische Begabung das Vorwort allerdings zu unterschätzen scheint — bedenklich ist. Hätte es nicht genügt, offenbare Fehler zu verbessern und in Anmerkungen darüber Rechenschaft zu geben?

Gehört nicht zu dem Bild dieses romantischen Realisten seine kühne Improvisation so gut wie zu dem des romantischen Idealisten Schopenhauer sein Ausfeilen con amore?

Ferner: einer populären Wirkung hätte eine knappe historische Einleitung nicht wenig gedient. Bolin betont (VI, S. 7) mit vollem Recht, daß das „Wesen des Christentums" „keineswegs polemisch, sondern analytisch-genetisch" gemeint sei. Hätte das aber nicht dem Unvertrauten ein wenig deutlicher gezeigt werden mögen?

Auch die Anordnung ist nicht immer praktisch. Warum nach dem Muster der alten Gesamtausgabe die „Ergänzungen und Erläuterungen" zum „Wesen der Religion" vor den Haupttext stellen, die jeder dahinter sucht? Übrigens ist diese Abteilung (vgl. VII, S. XI) geschickt erweitert, wie denn auch sonst neues Material eingefügt wird: eine anonyme Abhandlung zur Bibelkritik (ebenda, S. 7), eine wichtige Vorarbeit zu einer Nachschrift des „Wesens des Christentums" (S. IX).

Wenn wir nun aber fürchten, daß die neue Ausgabe nicht ganz ihrer Absicht entsprechen wird, zu umfänglich und voraussetzungsvoll für propagandistische Wirkung, nicht vollständig und treu genug (vgl. auch Jodl I, S. XV) für die wissenschaftliche Benutzung, so kann das unsere Freude an dem Unternehmen nur wenig mindern. Denn die Hauptsache ist doch, daß Ludwig Feuerbach wieder zugänglich gemacht wird und daß schon durch die Tatsache dieser Ausgabe zwei hervorragende Männer wieder auf den Lehrer Gottfried Kellers, den Genossen D. Fr. Strauß, den überlegenen Gegner Max Stirners hinweisen.

Viel unmittelbarer kann das zweite Werk Werbedienste für den Denker leisten, dessen „scharfes Schwert" Georg Herwegh mit Recht gepriesen hat. Bolin hat hier mit glücklicher Entschiedenheit seinen Weg gewählt und die Auswahl von dem biographischen Wert der Briefe bestimmen lassen (S. V). Deshalb hat er mit Recht auch „Briefe an" aufgenommen (vgl. S. VI; Verzeichnis der Inedita, S. VII).

Eine biographische Einleitung führt in Feuerbachs Werdegang ein, sachlich bei aller Sympathie, überall auf die Urkunden gestützt. Erfrischend tritt dabei eine Abneigung gegen biographisches Pathos hervor, die sich nicht nur in humoristischen Wendungen („keine ausgeprägten epistolarischen Neigungen", S. 99; übrigens liebt Bolin auch sonst seltene und neue Ausdrücke: „metternichtig", S. 48, „widerspruchig" S. 78, „Widerspruchigkeit" S. 58), sondern auch im Ton der direkten Würdigung offenbart. Freilich geht diese Unfeierlichkeit doch etwas weit, wenn Bolin den Sohn eines der größten Vorarbeiters auch gerade der vergleichenden Literaturgeschichte (S. 94) als Sohn des dortigen Generalsuperintendenten Gottfried v. Herder bezeichnet! — Des Biographen Überzeugung von Feuerbachs Bedeutung gerade auch für die Gegenwart bringen ruhig kräftige Worte (S. 136: die Religionskritik; S. 209: das Hegeltum) zum

Ausdruck. — Ebenso einfach wird die höchst sympathische persönliche Erscheinung des ersten völlig exoterischen Philosophen (S. 43, 68, 96) geschildert und auch an kleinen Zügen, wie der fast Hebbelschen Liebe zu Tieren (S. 183) illustriert.

Literarhistorisch wäre allerdings über Feuerbach noch manches mehr zu sagen: über seinen Stil, seine literarischen Neigungen (Verhältnis zu Rousseau 2, 336; Zitatenlust 2, 190) und Einwirkungen (G. Keller, S. 125), das ästhetische Element seiner Weltanschauung (idyllisches Behagen am Glockenklang S. 186) und vieles, was den Schriftsteller Feuerbach in große Zusammenhänge einreiht. Vor allem aber wäre die typische Bedeutung seines Lebensromans (S. 103) zu erörtern, der an den der Günderode und Creuzers so merkwürdig erinnert, auch dem Gutzkows ähnlich sieht und dem Multatulis so wunderbar entgegenläuft. Aber darüber wäre erst einmal zu sprechen, wenn endlich mit der ästhetischen Würdigung der Lebensläufe Ernst gemacht wird; und dann wird wenigstens die Bruckberger Lebenshälfte Feuerbach auch in dieser Hinsicht einen hohen Rang sichern.

Die Briefe selbst sind selten literarisch wertvoll, oft kulturhistorisch. Herzlicher Anteil an dem Mörder Kotzebues (1, 216), lustige Schilderungen fahrender Komödianten (219), eine hochgebildete Försterstochter (S. 220), zahlreiche politische Urteile aus der Zeit der Reaktion (S. 138), des Krieges von 1866 (S. 327, 334) und danach (S. 347), besonders aber die Diskussion mit Fr. Kapp über Amerika (S. 174, 182, 190, 200, 203, 239) belegen wichtige Tendenzen seiner Zeit. Merkwürdige Persönlichkeiten treten seltener auf, so interessant typisch — auch in ihrer hochgradigen Nervosität! (S. 9, 21, 106) — seine eigene Familie (Feuerbach über dieselbe 2, 188) auch ist. Neben Daumer (2, 89 u. ö.) und D. Fr. Strauß (2, 116, 189) begegnen die persönlichen Freunde: Fr. Kapp, Moleschott, Herwegh und seine Frau, tauchen philosophische Charakterköpfe wie der „antiphilosophische" Schelling (1, 294), der hochverehrte Fichte (2, 229), Dühring (2, 341) und Grenznachbarn wie Weitling (2, 138) und Lassalle (2, 299) auf Augenblicke hervor. Kulturhistorisches und persönliches Interesse vereinigen vor allem Feuerbachs Verehrer aus dem „Volk" (vgl. 1, 178 f., 190 f., 203): die Bauern Konrad Haag (2, 263 f.) und namentlich Konrad Deubler (2, 285 f.), dieser lebendigste Zeuge eines im Bauernstand lebenden philosophischen Grübelns, dieser merkwürdigste Gewährsmann für Berthold Auerbachs „spinozistische Bauern"!

Endlich versteht es sich ja von selbst, daß für Feuerbachs eigenes Wesen diese Briefe in hohem Grade aufschlußreich sind. Auch dies hat allgemeinere Bedeutung, weil er ein ausgeprägter Typus ist. Seine Abneigung gegen das Bücherschreiben (2, 142) und seine Freude am bloßen Aufnehmen (2, 222), seine Auffassung: Schriften müßten entstehen

und dürfen nicht gemacht werden (2, 167), sind auch für die Poetik verwendbare Dokumente. Seine Fundierung der Wissenschaft auf den Gemeinsinn (2, 325) ist nicht minder zu beachten als die auch von Dichtern (Roquette!) so oft gemachte Erfahrung, daß alle Welt sie nur nach dem ersten Werk beurteilt (2, 247, 258 u. ö.). Und diese allgemeine Wichtigkeit von Bolins Buch möge denn, außer der noch vielfach verkannten literarischen Bedeutung Feuerbachs, die Ausführlichkeit meiner Besprechung rechtfertigen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn von Bettine von Arnim, Therese von Bacheracht, Th. Döring, Gust. Freytag, K. Gutzkow, M. Hartmann, Johanna Kinkel, Th. B. Macauley, Jul. Mosen, Rob. Prutz, Heinrich Simon, Fr. Spielhagen, Fr. Th. Vischer, Richard Wagner u. a., ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger. Oldenburg 1903, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz. 5 M.

In einem dieser Briefe (S. 254 ff.) schildert der Bruder Stahrs diesen und seine Fanny als „Elitenaturen“, nicht ohne ihnen wegen ihrer Sucht, sich selbst zum Maßstab der Dinge zu machen und andere zu hofmeistern, in sehr ergötzlicher Weise den Kopf zu waschen. Wir wissen heute kaum mehr zu sagen, worauf sich diese „Elite“ gründete? Weder als Lessingbiograph noch als Stilist, noch weniger als Politiker, am allerwenigsten als Dichter und Gelehrter, kommt uns Stahr heute irgendwie hervorragend vor. Seine Reisebeschreibungen und Milieustudien sind soweit von dem entfernt, was wir heute von dieser Gattung verlangen, daß sie uns gleichfalls nur ein dürftiges Interesse abgewinnen können. Von seiner engbrüstigen Persönlichkeit weiß man kaum mehr, als daß er der Gatte der Fanny Lewald gewesen ist, die, obwohl von den beiden die stärkere Individualität, doch ganz in ihm aufzugehen schien. Es mußte doch etwas in ihm stecken, das nicht in seinen Schriften, sondern nur in seinem Verkehre hervorgetreten ist — so sollte man meinen. Nun, diese Briefe haben nichts davon verraten; sie rühren von demselben guten, ehrlichen und unbedeutenden Stahr her, wie die übrigen, die er selber in seinen Reisewerken schon veröffentlicht oder wenigstens benutzt hat. Um nicht ungerecht zu werden, muß man sich erinnern, daß Stahr überhaupt kein Individuum ist, sondern ein Typus: der Typus des ästhetisch angehauchten Philologen und Schulmannes, der für die Wissenschaft und die Schule zu sehr Belletrist, für die Belletristik und Literatur zuviel Schulmeister, gerade deshalb aber nach dem oberflächlichen

Idealismus jener Zeit überall zu brauchen war: in der Wissenschaft, in der Schule, in der Literatur, beim Theater, in der Politik und am besten natürlich im Salon, wo er das große Wort führen durfte. Stahr repräsentiert in seiner würdigen Erscheinung jenes Maß von Gehalt und Tiefe, das die Elite der Gesellschaft von 1840—1866 verlangte und vertrug; es ist, wenn wir gerecht sein wollen, immer noch etwas mehr, als sie heutzutage verlangt und verträgt. Daraus ergibt sich eben auch, daß Stahr ein Elitemensch im höheren Sinne nicht war; er war keine Ausnahme, sondern einfach der Mann nach dem Herzen der guten Gesellschaft, in die Literatur übertragen.

Da aber seine Korrespondenten zum allergrößten Teile interessanter und bedeutender sind als er selber, so hat der Herausgeber trotzdem auch hier einen guten Instinkt bewiesen, als ihn sein oft bewährter Spürsinn auf diese Fährte brachte. Es ist ein höchst buntes und sehr interessantes Briefmaterial in diesem Bande enthalten. Gleich im Eingang treibt die alte Bettina ihr koboldartiges Wesen, die einen Brief an die Brüder Grimm anfängt und dann an Adolf Stahr fortsetzt und abschickt (S. 21 ff.) — man kann sich nichts Seltsameres denken, als diese Verquickung von Persönlichkeiten, die sich geistig und wie es scheint auch persönlich nur ein einziges Mal, nämlich in dem Kopf der Bettina berührt haben. Es ist noch von Tieck als dem Elb-Goethe (S. 21) die Rede, dem eine heimliche Rivalität mit seinem „Schüler" Immermann zugesprochen wird, wobei wir auch erfahren, daß Tieck Immermanns Tristan fortsetzen wollte (S. 28). Dann sehen wir kurze Zeit Mosen (einen der eifrigsten Korrespondenten) und Prutz im Drama als Rivalen auftreten; bis Gutzkow erscheint, dessen „Uriel Akosta" von Mosen einer nörgelnden Kritik (S. 141 ff.) unterzogen wird. Gutzkow und Laube gelten in diesem Kreise überhaupt als die schlimmen Buben in der Literatur. Die Zeit der Reaktion in Preußen erhält eine scharfe Beleuchtung; „durch den Fall der drei mächtigsten Organe der öffentlichen Meinung: der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen Zeitung und der Rheinischen Zeitung hat die jugendliche Volkspresse den Todesstreich empfangen" (S. 46), Herweghs Auftreten und Kinkels Rettung durch Schurz werden ausführlich erzählt. M. Hartmann erscheint auch hier als Mann von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, Auerbach als empfindlich und in seiner Eitelkeit verletzt durch eine Stelle über die Dorfgeschichten in Stahrs Lessingbiographie, von der Vischer eine eingehende Rezension gibt. Alexis spricht sich selber (S. 170 ff.) sehr ausführlich über seinen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerspflicht" aus; und die Brüder Bauer werden in ihrem offen zur Schau getragenen Zynismus und in ihrer Liederlichkeitsrenommage von Stahr anschaulich (S. 87 f.) geschildert. Daß Stahr ein Gegner Heines war, während Fanny in einem Schlupfwinkel ihres Herzens einen unbeleuchteten Altar

für ihn hatte, weiß man auch aus früheren Quellen. Nirgends sonst aber, soweit mir bekannt ist, treten die Persönlichkeiten Echtermeyers und Waldaus (Hauenschild, seine Briefe hat der Herausgeber zu spät erhalten und sie werden wohl noch in die Öffentlichkeit kommen, S. XI)[1] so deutlich hervor, wie hier. Wie das Ende Waldaus, so wird auch der Tod der Therese von Bacheracht ausführlich erzählt. Von ausländischen Schriftstellern treten Macaulay und Quinet auf; E. Schurés Geschichte des Volksliedes wird von Stahr (S. 310 f.) sehr überschätzt. Lassalle sendet seine Bücher und erfährt für seine Schrift gegen Julian Schmidt begeisterte Zustimmung bei Stahrs Bruder Karl; Freytag dankt für eine Kritik von „Soll und Haben"; der junge Spielhagen erzählt seine Lebensgeschichte und ergeht sich auf seine Weise ausführlich über die „Problematischen Naturen". Bis hierher etwa begleiten unsere Briefe die Entwicklung unserer Literatur. Als Mäzene spielen der Großherzog Karl Alexander von Weimar und der Herzog von Meiningen eine sehr sympathische Rolle; von dem Gedanken, Weimar „wieder zu einem Strebepunkt deutscher Kunst" zu machen, ist oft (besonders S. 231 ff.) die Rede. Liszt erscheint zu wiederholten Malen, stets im Glanz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seiner Kunst, als Virtuose, nicht aber als Komponist. Das Rietschelsche Goethe-Schiller-Denkmal wird von Stahr (S. 276 ff.) ausführlich und einsichtig besprochen. Wir wohnen mit Stahr sehr interessanten Theatervorstellungen, zum größeren Teile Premièren bei: des Sohnes der Wildnis (32 ff.); der Waise aus Lowood (179); der Afrikanerin (S. 287 ff.); der Shakespeareschen Königsdramen in Weimar unter Dingelstedt (S. 279 ff.), von dem der Herausgeber leider einen darauf bezüglichen Brief unterdrückt hat (S. 339). Unter welchen Umständen Hebbel, für den Stahr seiner ganzen Persönlichkeit nach kein Verständnis haben konnte, auf den Hoftheatern zu leiden hatte, erfahren wir S. 140. Am ausführlichsten wird Mosens Theaterleitung in Oldenburg besprochen, für dessen Dramendichtung seine Briefe an Stahr die Hauptquelle bilden. Aus Schauspielerkreisen lernen wir Th. Döring als Menschen, die Wilhelmine Schröder-Devrient in einer Schilderung ihrer Valentine (Hugenotten) als Künstlerin kennen (S. 29 ff.). Sehr interessant ist ein Brief R. Wagners über seinen „Lohengrin" (S. 162 ff.). Wie alt die Debatten über den Begriff der „tragischen Schuld" sind, und daß man diesen Begriff auch schon im Jahre 1842 weiter zu fassen bestrebt war, zeigt ein Brief von Mosen (S. 41, 52 f.). Sehr modern klingt auch, was Heinrich Simon von den Übersetzungen der Alten schreibt (S. 205): „Man genießt erst beim kursorischen lesen, beim derartigen, wie man das moderne Buch liest,

[1] Vgl. jetzt Ludwig Geiger in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 8. Jahrgang, 11. und 12. Heft.

die Alten vollständig und dies wird nur durch gute Übersetzungen möglich, bei denen der Übersetzer die Formbemühungen abgenommen." Einen sehr großen Raum nehmen endlich die politischen Mitteilungen und Ergüsse ein; so interessant sie für die Zeitgeschichte sind, so unerfreulich sind sie auch. Sie zeigen, wie die Männer, die für Cavour (S. 251 ff.) und Garibaldi (sehr ausführlich und interessant S. 294 ff.) schwärmten, Bismarck solang verkannten als es möglich war. Sie, die Elitenaturen, waren nämlich auch die Demokraten und die Liberalen; und Bismarck war der preußische Junker, das Gegenteil von einer Elitenatur. Wie hat sich seitdem das Blatt gewendet! Sehr merkwürdig zu lesen ist das religiöse Bekenntnis Stahrs aus dem Jahre 1866 (S. 290 f.); er sagt, solang nicht die Vorstellung eines persönlichen Gottes, der immer nur als ein erhöhter Mensch vorgestellt werde und werden könne, aus der Menschheit vertilgt sei, solang sei keine wahre Kultur, kein Friede, kein Heil, keine Freiheit möglich auf Erden! Es ist die reaktionärste Stelle in diesen Briefen.

Verdient nun der Herausgeber auch für diese Gabe unseren vollen Dank, so muß leider auch hier die lässige und bequeme Art der Veröffentlichung getadelt werden, die er sich seit längerer Zeit angewöhnt hat. In dem Text kann man die Lesefehler oder Druckfehler anstreichen, ohne einen Blick in die Handschriften geworfen zu haben: S. 14, Z. 6 von unten „las Dame Kobold im Lustspiel von Calderon" anstatt „ein L. v. C."; S. 15, Z. 10 „das Calderaische Lustspiel" anstatt „Calderonische"; S. 71, Z. 5 von unten „der Vorfall der Weimarischen Zustände" anstatt „der Verfall"; S. 85, Z. 14 von unten „Glemischen" anstatt „Gleimischen"; S. 111, Z. 15 f. steht „cui" zweimal; S. 116, Z. 9 „Cepre" anstatt „Lepre" (gemeint ist das berühmte Künstlerwirtshaus in Rom Al Lepre); S. 141, Z. 1 „daß sie ihrer Scribe mit Nutzen studiert" anstatt „ihren"; S. 186, Z. 15 „Ceelinger" anstatt „Crelinger"; S. 214, Z. 16 f. soll es wohl heißen „in dem Artikel über „Strauß als Biographen""; S. 220, Z. 6 „einen" anstatt „einem"; S. 268, Z. 9 f. „Le fais" anstatt „Je fais"; S. 282, Z. 3 von unten „Kinder" anstatt „Kindern"; S. 285, Z. 1 „pos" anstatt „pas"; S. 286, Z. 2 von unten „geselliger" anstatt „geselligen"; S. 288, Z. 12 „den Absurden" anstatt „dem Absurden"; S. 297 „causa" anstatt „cosa"; S. 319, Z. 19 „erstreckende" anstatt „erstreckenden"; S. 322, Z. 10 f. „ich schicke dir, davon eh' du reisest" anstatt „ich schicke dir davon, eh' du reisest". Und auch die Zutaten des Herausgebers sind nur rasche, flüchtige Arbeiten. In der Einleitung wird Stahrs Persönlichkeit und seine Schriftstellerei so obenhin charakterisiert, daß es z. B. von seinem historischen Roman heißt (S. 20): „Man weiß indessen bei diesen und ähnlichen Namen nicht, ob sie der Erfindung des Dichters oder geschichtlicher Überlieferung entstammen";

so ungeniert lehnt der Herausgeber das ab, was wir eine Quellenuntersuchung nennen. Und ebenso haben auch die Anmerkungen ganz den Charakter des Zufälligen: was der Herausgeber eben zur Hand hat, das teilt er mit; aber in Mühe und Unkosten hat er sich nicht versetzt. Oft wird Überflüssiges ausführlich erläutert; dann wieder Unentbehrliches ganz unberührt gelassen. Nicht selten stehen auch die Anmerkungen ganz am unrechten Ort, dort, wo sie eben dem Herausgeber eingefallen sind, nicht aber dort, wo der Leser sie braucht. Nur einige Belege seien angeführt. Die Anmerkung zu Nr. 22 bezieht sich in Wirklichkeit auf Nr. 23 und der mittlere Satz („ein Stück dieses Briefes") gar auf Nr. 24. Zu Nr. 37 hinkt die Erklärung von „Görg von Frundsberg" nach, ohne die Nr. 26 nicht zu verstehen ist. Was ist Nr. 38 unter der „Schweizer Affaire" Herweghs zu verstehen? Die erste Anmerkung zu Nr. 59 gehört zu Nr. 58. Ein gar arges Stück ist dem Herausgeber zu Nr. 122 passiert, wo Bernhard Baumeister, allerdings mit Fragezeichen, als 1901 gestorben erklärt wird. In einem so heiklen Punkt, wie die Todesanzeige eines Zeitgenossen ist, hätte der Herausgeber, da er sich doch unsicher fühlte, lieber einen Nachbarn fragen sollen; Baumeister muß ungefähr zur selben Zeit in Berlin Probe abgelegt haben, daß er noch lange nicht daran denke zu sterben. Zu Nr. 135 hätte wohl bemerkt werden sollen, daß die Schrift gegen Julian Schmidt nicht allein von Lassalle, sondern auch von Lothar Bucher herrührt. Zu Nr. 171 vermißt man jede Angabe, daß unter dem „Herzog" der von Meiningen zu verstehen ist. Leider läßt sich der Herausgeber auch stilistisch völlig gehen; ich führe nur den folgenden Satz an (S. 65): „Über diesen zweiten Pariser Aufenthalt, ebenso über den fünf Jahre früheren, erschien wie oben erwähnt je ein Buch Adolf Stahrs."

Wien. J. Minor.

Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Mit drei Bildnissen und einem Gedicht nach der Handschrift. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J. [1904]. 4 M.

Am 10. Oktober 1873 ist Hermann Kurz aus dem Leben geschieden. Schon jahrs darauf konnte im Verlage von A. Kröner zu Stuttgart die schöne zehnbändige Ausgabe seiner gesammelten Werke erscheinen, die Paul Heyse, ein Freund des Verstorbenen, besorgt und mit einer trefflichen Biographie des Dichters eingeleitet hat. Am 31. Dezember 1904 ist die dreißigjährige Schutzfrist abgelaufen, die unsere Gesetzgebung literarischen Erzeugnissen nach dem Tode ihrer Urheber — mehr zum materiellen Nutzen der Erben als zum Frommen des kauf-

lustigen Publikums oder im Interesse der Verbreitung der geschützten Werke — vergönnt. Alsbald ist der äußerst rührige Verlag von Max Hesse in Leipzig mit einer neuen volkstümlichen Ausgabe von Hermann Kurz' sämtlichen Werken auf dem Plan erschienen. Er verdient für das Unternehmen um so wärmeren Dank, als nach den buchhändlerischen Erfahrungen, die mit jener ersten Gesamtausgabe gemacht worden sind, ein nicht geringes Maß von Wagemut dazu nötig gewesen ist. Vielleicht bestimmt aber gerade der billige Preis der Hesseschen Ausgabe das große Publikum, seine bis jetzt Kurz gegenüber bewiesene Gleichgiltigkeit abzulegen, nnd dann wäre die Unternehmungslust der Verlagsbuchhandlung in doppelter Hinsicht, in materieller und ideeller zugleich, belohnt. Man hat es ja auch sonst schon erlebt, daß für einen Dichter eine neue Ära angebrochen ist, nachdem seine Werke durch billige Ausgaben dem in seinen Mitteln beschränkten Teil des leselustigen Publikums zugänglich gemacht worden sind.

Herausgeber ist Professor Dr. Hermann Fischer, der Tübinger Germanist und Literarhistoriker. Seine Beschäftigung mit dem Dichter reicht noch in das vergangene Jahrhundert zurück, und er hat uns über ihn mit verschiedenen wertvollen Spezialarbeiten beschenkt, namentlich mit einem Aufsatze über „Schillers Heimatjahre", der unter anderem die tragikomische Entstehungsgeschichte dieses Romans an der Hand von Kurz' Briefwechsel erzählt (Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 2. Reihe, S. 217—248; anderes findet sich in der auswärts wenig gelesenen Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg). Der ziemlich beträchtliche Nachlaß, den die königl. Landesbibliothek in Stuttgart von Kurz' Witwe erworben hat, ist der allgemeinen Benutzung zugänglich. Auch Fischer hat ihn für seine Ausgabe verwertet. Selbstverständlich konnte es zu diesem Zwecke nicht so ausgiebig geschehen, daß nicht auch in Zukunft noch genug daraus geschöpft werden kann. Das Material zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung ist vorhanden, und es wäre ganz in der Ordnung, daß jetzt auch Hermann Kurz seinen Biographen fände, nachdem in den letzten Jahren Mörike, Wilhelm Hauff und Waiblinger die ihrigen erhalten haben.

Vorderhand müssen wir uns mit der sorgsamen Lebensskizze begnügen, die H. Fischer seiner Ausgabe vorausgeschickt und womit er in Einzelheiten den Heyseschen Abriß überholt hat. Außerdem hat er die einzelnen Bände mit orientierenden Einleitungen versehen, den Gedichten eine Inhaltsübersicht vorangehen lassen und dem letzten Bande eine solche über den Gesamtinhalt angehängt. Auf weiteren gelehrten Apparat ist verzichtet, und er wäre auch bei den volkstümlichen Zwecken der Ausgabe von Überfluß gewesen.

Den ersten Band nehmen, wie schon in der Heyseschen Ausgabe, die Gedichte ein. Von den Übersetzungen konnten natürlich nur einige kleinere Stücke dargeboten werden; die Übertragungen großer Dichtwerke

hätten zu viel Raum beansprucht. Vielleicht aber wäre es angezeigt gewesen, die gesamte Verspoesie Kurz', die keineswegs allzu umfangreich ist, aufzunehmen, weil die Fischersche Ausgabe vermutlich auf lange Zeit hinaus doch die letzte sein wird; es hätte sich um ein Mehr von etwa drei Druckbogen gehandelt. Nur ungern vermißt man trotz ihrer holperigen Hexameter „Die Reise ans Meer" (aus den „Dichtungen" von 1839 wiederholt im Anhange des „Briefwechsels zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike"), namentlich wegen des Epilogs, worin der Dichter ästhetische Grundsätze über sein eigenes Schaffen aufgestellt hat und, den kommenden Naturalismus gewissermaßen voraus ahnend, gegen diesen zu Felde zieht. Die launige „Roswitha" ist aus dem pedantischen Grunde weggelassen, „weil die moderne Forschung über die Zweifel an der Echtheit der Werke der Nonne von Gandersheim längst hinweggeschritten ist". Anderseits sind verschiedene Gedichte zu dem Bestande der von Heyse zusammengetragenen Sammlung neu hinzugekommen. Auch hat Fischer eine völlig neue Anordnung getroffen und zum ersten Male eine im ganzen wohl gelungene Gruppierung nach dem Inhalte versucht („Lieder", „Zu bekannten Melodien", „Vermischte Gedichte", „An Personen", „Dichters Erdenwallen", „Balladen, Märchen, Bilder", „Aus fremden Sprachen", die kleine Verskomödie „Kunstkennerschaft").

Auf die Gedichte folgen, wie in der älteren Gesamtausgabe, die beiden großen Romane, von denen „Schillers Heimatjahre" den 2. bis 4., „Der Sonnenwirt" den 5. bis 7. Band beansprucht. Der 8. wird von der längeren dörflichen Erzählung „Der Weihnachtsfund" eingenommen. Den 9. und 10. Band füllen die kleineren Erzählungen und Skizzen, die, verhältnismäßig wenig gekannt, die Kurzsche Erzählungskunst nach ihrer ganzen Eigenart und ihrem weiten Umfang ins beste Licht setzen. Der 11. Band bringt die Denkwürdigkeiten und Erinnerungen. An diese reiht sich passend im 12. die gleichfalls halb autobiographische Erzählung „Das Wirtshaus gegenüber", und die köstlichen „Beiden Tubus" bilden einen würdigen Schluß des Ganzen. Bei den kleineren Erzählungen der Bände 9 und 10 ist Fischer mit Recht über den Inhalt der Heyseschen Ausgabe hinausgegangen und hat die von Kurz selbst veranstaltete dreibändige Sammlung „Erzählungen" (1858—1860) völlig ausgeschöpft. „Das Horoskop", „Das Schattengericht", „Der Feudalbauer" und das „Donnerwetter im Hornung" sind — gegen die ältere Gesamtausgabe — neu hinzugekommen. Ebenso sind jetzt die Denkwürdigkeiten und Erinnerungen weit vollständiger wiedergegeben; unter anderem ist aus den „Genzianen" von 1837 die Erzählung „Abenteuer aus der Heimat" herübergerettet. Die Satire auf Auerbach, die Heyse unter dem Separattitel „Auch eine Dorfgeschichte" selbständig gemacht hat, ist von Fischer wieder dem 5. Buche der „Denk und Glaubwürdigkeiten" nach Kurz' ursprünglicher Anordnung zuge-

wiesen worden. Daß auf alle geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, literarhistorischen und politischen Arbeiten, die aus Kurz' Feder geflossen sind, Verzicht geleistet werden mußte, versteht sich von selbst; genau genommen bietet die vorliegende Ausgabe also nicht seine sämtlichen Werke, sondern nur seine sämtlichen poetischen Werke.

Die buchhändlerische Ausführung weist alle Vorzüge von Max Hesses Neuen Leipziger Klassikerausgaben auf, die sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens allgemeine Anerkennung und weiteste Verbreitung erworben haben: gutes Papier, scharfer Druck, geschmackvolle Ausstattung bei denkbar niederster Preislage.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Pichler Adolf, Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. Band III: Aus Tagebüchern (1849) 1850—1899. Der autobiographischen Werke Band III München und Leipzig bei Georg Müller 1905. 8. M.

Von Adolf Pichlers autobiographischen Werken behandelt das erste unter dem Titel „Zu meiner Zeit" die Jugendgeschichte, das zweite die Wiener Vorgänge und den Studentenauszug von 1848, das vorliegende dritte enthält als Fortsetzung allerlei Tagebuchaufzeichnungen von 1849, respektive 1850—1899. Wir treffen den Verfasser zunächst als Lehrer am Gymnasium zu Innsbruck, dessen Direktoren und Professoren uns geschildert werden. Einige der letzteren wie Tobias Wildauer und Ignaz Zingerle kamen schon in den fünfziger Jahren an die Universität, während ihnen Pichler erst 1867 dahin nachfolgte, worüber er herbe Bemerkungen macht. Selbst den rühmlichst bekannten Botaniker Anton Kerner, der seit 1861 an der Innsbrucker Universität wirkte, glaubt er sich ungerechterweise vorgezogen, obwohl jener in seinem „Pflanzenleben" eine tiefdurchdachte Gesamtdarstellung, Pichler hingegen nur geognostische Fragmente (wenn auch nach guter Beobachtung) aufzuweisen hat. Pichlers Urteil ist dabei ein egoistisch-subjektives; anderseits zeigt er sich in persönlichen Dingen von einem merkwürdigen Optimismus erfüllt, so wenn er 1893 seinem verkommenen Sohne, der ihm so viel Verdruß und Schande bereitet hat, in einem Briefe an R. M. Werner (339) einen Nachruf widmet: „verloren war er mir schon längst; reich ausgestattet an Geist und Körper ging er in sich und durch sich zugrunde und den Absturz beschleunigte noch sein Weib." Der Vater hatte in seiner Verblendung an dem Burschen immer alles bewundert, dabei seine Erziehung vernachlässigt. „Erziehen? Du kannst einem Schwein die Noten beibringen, es wird dennoch nur grunzen in alle Ewigkeit" (257).

Die Innsbrucker Literaten, die dem Verfasser von Zeit zu Zeit in die Quere kamen, erhalten ihr Teil, wie Ign. Zingerle, Wildauer,

so auch Anton von Schullern. Die Charakteristik von Jos. Streiter (112) ist bemerkenswert, ebenso die von Jos. Greuter (249 ff.); beide sind ihm Vertreter Alttirols. Der aus Glarus stammende Dichter Balthasar Hunolt wird gut gezeichnet (197 ff.). Natürlich fehlt die seit jeher von Pichler protegierte, durch A. Brandl jetzt bekannter gewordene Nothburga Schindl aus Absam nicht, auch andere tirolische Persönlichkeiten treten auf: Hans von Vintler, Maria Engl, Kaspar Speckbacher. Von Gilm ist mehrfach die Rede, so zum Jahre 1864 anläßlich seines Todes, den Pichler während eines mit den Gymnasiasten unternommenen Ausfluges beim Bognerwirt in Absam erfuhr. Ludwig Steub wird schlecht behandelt, da er ja Pichlersche Invektiven mit scharfer Kritik erwidert hatte: diejenigen, die zu Steub hielten, werden (sit venia verbo) „Scheißkerle" genannt, wie denn Pichler viel mit Koprolithen arbeitet, z. B. S. 231, wo er Clauren damit vergleicht, überhaupt seine angeborene Ungeschlachtheit dem „ästhetischen Brahminentum" (90) entgegenstellt. „Gewisse Kerle kommen nur auf den Parnaß, um hinter den Stauden ihre Notdurft zu verrichten" (91). Steubs Mahnung, er möge doch auch den Göttinnen der Anmut opfern, war vergebens.

Der Band enthält eine Reihe bedeutsamer und für den Literarhistoriker interessanter Notizen, mit denen der Verfasser die Entstehung seiner Dichtungen, seine Lektüre, die literarischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker kommentiert: nicht bloß die Werke des klassischen Altertums, sondern auch Augustinus und Thomas a Kempis, italienische, spanische französische, englische Dichter und Schriftsteller. Über Rümelins Shakespeare-Studien urteilt Pichler (87): Der Mann hat in allem Kleinen recht, in allem Großen unrecht. Lord Byron bewundert er, während Wordsworth ihm nur als ein gewöhnlicher Dichter gilt (262): „Byrons Don Juan ist das größte Gedicht des Jahrhunderts" (172). Man findet weiter bemerkenswerte Aussprüche über Calderon, Viktor Hugo, über Goethe und Schiller, über Jean Paul, über Körner (309), Grillparzer, Adalbert Stifter (106), Fr. Hebbel und E. Kuh, Th. Storm und Gottfried Keller (363): die beiden letztgenannten imponieren ihm nicht! Einiges Politische ist eingestreut, der nationalen Gesinnung wiederholt in kräftiger Weise Ausdruck gegeben. — Ein hinlänglich gut gearbeitetes Inhalts- und Personenverzeichnis erleichtert das Auffinden der Stellen.

J. J.

Kaufmann Franz, Leopold Kaufmann Oberbürgermeister von Bonn (1821—1898). Ein Zeit- und Lebensbild. Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns in Lichtdruck. Köln 1903, Kommissionsverlag von J. P. Bachem.

Diese Biographie ist für den Literarhistoriker von Interesse, weil Alexander Kaufmann, der Loewenstein-Wertheimische Archivar, Historiker und Dichter, Leopolds älterer Bruder war und von ihm mehrfach die Rede ist, wir zugleich in den literarischen Kreis eingeführt werden, wo Gottfried Kinkel und seine Johanna eine Rolle spielten. Dieser Kreis schließt im gewissen Sinne noch die Annette von Droste-Hülshoff in sich, die ja wiederholt in Bonn weilte und hier in der geistreichen Frau Schaafhausen-Mertens eine aufmerksame Freundin hatte (S. 36), ferner das Haus Hüffer in Münster, in das eine Schwester der Gebrüder Kaufmann hineingeheiratet hatte; durch die Hüffer kam man in Beziehung zu Friedrich Wilhelm Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden" (S. 37, 212), ja durch die Fürsten von Loewenstein-Wertheim, die in Böhmen begütert sind und die ihren Famulus Alexander Kaufmann auch hierher mitnahmen, sind sogar diese Gegenden berührt. Leopold Kaufmann, ein musikalisch wie literarisch begabter Mann, wurde, nachdem er sich zuerst dem staatlichen Verwaltungsdienste gewidmet hatte, 1851 Bürgermeister von Bonn, welche Stelle er durch 24 Jahre in rühmlicher Weise bekleidete. Als er 1874 zum dritten Male gewählt wurde, bestätigte ihn die Regierung nicht, da er mit dieser zur Zeit des „Kulturkampfes" nicht durch Dick und Dünn ging. Professor Heinrich von Sybel, der in Bonn auch die kommunalen Angelegenheiten beeinflußte, hatte, wie von unterrichteter Seite verlautete, die Regierung zu dieser Nichtbestätigung ermuntert, jedenfalls verteidigte er sie, als der Abgeordnete Windthorst den Minister Eulenburg deswegen angriff. Kaufmann, der von Haus aus durchaus nicht etwa ultramontan war, wurde daraufhin als Kandidat der katholischen Oppositionspartei aufgestellt und (unter dem Beifall auch Gottfried Kinkels) in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt (1876), wo er bald unter den Männern des „Zentrums" eine hervorragende Stellung einnahm — eine bemerkenswerte Episode in der Geschichte der parlamentarischen Entwicklungen im preußisch-deutschen Reiche. — Die vorliegende Biographie ist gut geschrieben. Ein Index verzeichnet in praktischer Weise die genannten Persönlichkeiten; der Einfluß unserer Nationalliteratur auf das strenger katholische Publikum, z. B. der Werke Adalbert Stifters (S. 86), kann darnach mehrfach bemessen werden. Stifter war 1855 der Liebling von Kaufmanns Braut, geborenen Michels aus Köln, während Kaufmann selbst ihre Begeisterung nicht durchwegs teilte. Stifters Novelle „Das alte Siegel" habe ihn recht verstimmt: betrübend ist es zu erfahren, daß der höchste Sieg des Mannes, der über sich und seine Liebe, nur zum Unglück und einem verlorenen Leben führt. Einem ganz unerfahrenen, nicht charakterfesten Mädchen möchte ich die Geschichte nicht zu lesen geben. — In seinen alten Tagen, da er sich von den Geschäften

und dem Parlamentarismus 1888 zurückgezogen hatte, las L. Kaufmann viel neuere Literatur, indem er über jedes Buch sein Urteil niederschrieb (S. 253): man findet da vertreten Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Raabe u. a. Das Urteil über G. Kellers „Grünen Heinrich", wird mitgeteilt: die Stimmung des werdenden Malers sei darin unübertrefflich geschildert. „Wollte man sich die Mühe geben und all das, was der ‚Grüne Heinrich' an Wahrheiten in bezug auf künstlerisches Werden enthält, zusammenstellen, so bekäme man ein Resumé, das jeden doktrinären Standpunkt in den Schatten stellen müßte und vielleicht manchem, der an maßgebender Stelle sitzt, die Augen darüber öffnete, was künstlerische Erziehung heißen will." Es ist ein in den Berliner Regierungs- und Abgeordnetenkreisen als sachverständig anerkannter Mann, der dies Urteil gefällt hat.

J. J.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster**. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1904. 5 M.

Der uns durch seine Vorlesungen über G. Keller (gedruckt Leipzig 1900) bereits vorteilhaft bekannte, feinsinnige Verehrer der Muse unseres schweizerischen Poeten, Professor Dr. Albert Köster, hat uns nunmehr durch die Herausgabe des von Kellerfreunden schon lange sehnlichst erwarteten Briefwechsels zwischen Keller und Storm erfreut. Nach einer in der Deutschen Rundschau, Jahrgang 1903/4, Band XXX, Heft 1 bis 4 (Oktober—Januar) erfolgten, erstmaligen Publikation ist er jetzt im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin als selbständiges, geschmackvoll ausgestattetes Buch erschienen und wird nicht verfehlen, sich zu den bereits erworbenen alten Freunden rasch eine große Anzahl neuer Verehrer zu erringen. Schon die Namen der beiden Briefsteller verbürgen auch einem nicht aus Fachleuten bestehenden Lesepublikum einen eigenartigen, bedeutenden Genuß und der Herr Herausgeber, der mit seinem Taktgefühle seines gewiß nicht überall leichten Amtes waltete, hat durch seine trefflichen Erläuterungen der Briefe das Seinige dazu beigetragen, uns diesen Genuß zu erleichtern und so recht zu Gemüte zu führen. Man mag über den Wert und die Berechtigung von Briefwechselpublikationen, welche lebende oder verstorbene Persönlichkeiten betreffen, denken wie man will, so viel wird einem beim Durchblättern unserer Schrift auf den ersten Blick klar, daß gerade diese Veröffentlichung nicht nur keinen Mißgriff bedeutet, sondern sozusagen eine literargeschichtliche Notwendigkeit und gleichzeitig auch eine Art biographischer Ehrenpflicht gegen die Schreiber selbst gewesen ist. Zwei an sich relativ zurückhaltende und verschlossene Naturen, haben die beiden Dichter auf dem Wege des Brief-

wechsels, dem leider nie eine persönliche Bekanntschaft vorhergegangen oder gefolgt ist, sich ihr volles Herz über ihre eigensten Interessen, ihre künstlerischen Bestrebungen und die zeitgenössische literarische Produktion gegenseitig ausgeschüttet; und sie durften es ohne Gefahr des Mißverständnisses tun, so verwandt fühlten sie sich als denkende und schaffende Menschen. Es gewährt eine köstliche Freude, die beiden alten Herren in ihren dichterischen Mußestunden zur Feder greifen und sich in behaglichen Plauderbriefen über ihr berufliches Wirken und auch über all die kleinen Leiden und Freuden ihres häuslichen Lebens unterhalten zu sehen. Dabei fällt manch interessantes und belehrendes Streiflicht auf die Art und Weise ihrer eigenen künstlerischen Produktion und der Fachgenosse wie der Gelehrte erhalten wertvolle Aufschlüsse über gegenseitige Beziehungen und Einflüsse in den Werken der beiden Dichter, Beeinflussungen, die viel tiefer reichen, als man vor der Einsicht in diese brieflichen Zeugnisse dafür wohl anzunehmen gewohnt war. Aber auch für den Laien ist diese Briefpublikation eine Fundgrube köstlicher Schilderungen und reizvoller Begebenheiten, die mit dem Auge des Dichters geschaut und geschildert werden; ich erinnere nur an die prächtigen Darstellungen der Weihnachtsfeiern im Stormschen Hause und an die genrehaften Szenen, die uns Keller aus seinem Heim zu berichten weiß, wenn etwa seine sparsame Schwester Regula und der Briefbote wegen zu wenig frankierter Sendungen aneinander geraten sind und sich nachher der Nachgewitterschauer über Meister Gottfrieds unschuldiges Haupt entlädt. Das alles muß man gelesen und mitgenießend nachempfunden, den erheiternden Eindruck dieser beiden Poetenstilleben aus ihrem eigenen Munde empfangen haben. Und auch das, was wir von anderen Männern aus der Bekanntschaft dieser Dichterfreunde, von Zunft- und Zeitgenossen und allem, was dazu gehört, aus dem Briefwechsel der beiden Novellenmeister erfahren, ist dazu angetan, unser reges und aufrichtiges Interesse beanspruchen zu dürfen. Es ist freilich im allgemeinen ein schwieriges und leider auch undankbares Unternehmen, Briefwechsel herauszugeben, besonders wo etwa noch lebende Persönlichkeiten durch die Veröffentlichungen berührt, um nicht zu sagen bloßgestellt werden könnten. Anderseits ist gerade das intime Material der Briefe und Tagebuchaufzeichnungen unserer großen Schriftsteller wie für den Dichterfreund so auch ganz besonders für den beruflichen Vertreter der Literaturgeschichte zur richtigen Erkenntnis der Künstler und ihrer Schöpfungen so unschätzbar und wertvoll, daß wir nicht aus übertriebenem Zartgefühl davor zurückschrecken dürfen, es in den Dienst der Forschung und eines weiteren gebildeten Lesepublikums zu stellen. Allen kann man es ja auch in diesen Fragen nie recht machen, aber wenn die Gewissenhaftigkeit und der wissenschaftliche Ernst des Herrn Herausgebers über allen Zweifel erhaben sind, so ist das eigentlich die einzige Garantie, die wir für ein derartiges Unternehmen vom

Standpunkte der Mitwelt aus zu fordern berechtigt sind. Gerade bei solchen Publikationen intimen und privaten Charakters entscheidet jeweilen am besten der einzelne Fall über die Kompetenzfrage und man sollte meinen, daß diese Entscheidung für den vorliegenden Fall von vornherein in bejahendem Sinne ausfallen müßte. Ich will keineswegs leugnen, daß es bei solchen Veröffentlichungen, wie gesagt, recht sehr auf den feinen persönlichen Takt des Herrn Herausgebers ankommt, daß es gar nicht gleichgiltig ist, wer solche Papiere aus dichterischem Nachlasse zur Ordnung, Bearbeitung und Herausgabe in die Hände bekommt, und wie ernst oder wie leicht der Betreffende die Aufgabe nimmt; hier gilt zu allermeist der oft mit weit weniger Berechtigung zitierte Satz: „duo si faciunt idem, non est idem", dessen Wahrheitswert man nicht so ohne weiteres mit dem landläufigen Grundsatze „was dem einen recht ist, ist dem andern billig" einschränken darf. Auch unserer, mit gewissenhaftester und sorgfältigster Prüfung der Tatsachen unternommenen Arbeit sind, soviel mir bekannt geworden ist, die üblichen Vorwürfe über Verletzung persönlicher Freiheit in der Meinungsäußerung privater Natur, über Impietät gegen lebende oder verstorbene Angehörige des behandelten Kreises nicht erspart geblieben. Diese Ausstellungen wurden namentlich wegen der Berücksichtigung zweier noch lebender Schriftsteller, Paul Heyses und Wilhelm Jordans, gemacht, über die das Urteil des einen oder anderen der beiden Briefsteller manchmal hart oder doch befremdend, aber gewiß nicht ungerecht lautet. Und wer kann sich denn von uns Lebenden einer ähnlich schonungsvollen Behandlung durch unsere lieben Mitmenschen und Standesgenossen rühmen? Zudem ist der eine der in Betracht kommenden Dichter, W. Jordan, seither bereits in jene Gefilde eingetreten, von denen es keine Wiederkehr mehr gibt und wo man gewiß über des Lebens kleine Eitelkeiten so ruhig denkt und erhaben ist, als je im Diesseits! Der andere ist ein greiser Poet, der auf die Fülle eines großen und erfolgreichen Lebenswerkes zurückschauen kann und in berechtigter Befriedigung darüber sich durch ein bißchen standesgenössische Kritik an seinen Jugendwerken oder dramatischen Versuchen, sei dieselbe zutreffend geraten oder nicht, wohl kaum stark kränken lassen wird. Daß er selbst sich übrigens gegen die Benutzung und Herausgabe seines intimen Freundschaftsbriefwechsels bis zu seinem Tode, beziehungsweise einige Zeit später, streng verwahrt, ist wieder eine andere Sache, in der er mir völlig im Recht zu sein scheint. Ich habe bei der Besprechung der vorliegenden Schrift, die uns soviel des Interessanten und Schönen bietet, absichtlich an diese Einwendungen, die gegen sie und andere ihresgleichen schon erhoben wurden, angeknüpft, weil unsere literargeschichtliche Forschung doch vielleicht aus diesem beachtenswerten Umstande etwas lernen kann. Lassen wir uns vor allem warnen, nicht zu freigebig und ausgiebig mit Nachlaßpublikationen, Briefwechseln, Tagebüchern ꝛc. zu sein, und wenn wir

solche veranstalten, dafür zu sorgen, daß sie nur in berufene und bewährte Hände gelegt werden, wie es ja in unserem Falle unbedingt geschehen ist! Es ist im eigenen Interesse aller derer, die es ernst mit ihrer Arbeit und der Liebe zu ihrem Gegenstande nehmen, daß wir all das Sensationslustige, Spekulantenhafte und Geschäftsmäßige, das sich so oft unter dem Faltenmantel literarischer Forschung bequem zu verstecken weiß, von uns fernhalten. Dies zur Warnung für alle, die es etwa anders meinen sollten, zur Aufmunterung zu engem Zusammenschluß für die, welche mit unseren Bestrebungen einig gehen, den gleichen Gesichtspunkt für ihr eigenes Forschen haben! Dem Spender unserer schönen Gabe, die meine, gewiß gerade in unserer Zeit allseitiger Überproduktion nicht ganz „unzeitgemäßen Betrachtungen" angeregt hat, nochmals den herzlichsten Dank aller Kellerfreunde und Stormverehrer für die wertvollen biographischen und literarhistorischen Beiträge seiner hübschen Schrift!

Zürich. A. Schaer.

Bericht über die während der Jahre 1902 und 1903 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Literatur.

In den beiden letzten Jahrgängen der Modern Language Notes (Baltimore 1902 und 1903) finden sich zahlreiche Artikel, die sich mit der deutschen Literatur beschäftigen. Im dritten Heft des siebzehnten Bandes bringt D. B. Shumway einige neue Daten zur Biographie der 1739 gekrönten Poetin Anna Margaretha Pfeffer bei und zitiert mehrere Gedichte religiösen und weltlichen Inhalts der Dichterin aus einer noch ungedruckten Handschrift der Göttinger Bibliothek, welche beweisen, daß sie unter dem Einfluß Rinckarts, Speners und der späteren Pietisten und Herrenhuter stand. (Notes on the Life and Poems of Anna Margaretha Pfeffer, S. 153—164.) — In derselben Nummer weist Max Batt auf die Verdienste hin, die sich R. P. Gillies (1788 bis 1858) dadurch erworben, daß er seine englischen Landsleute mit einigen Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt gemacht hat. Diese Studien des Zeitgenossen Carlyles erschienen in der „Foreign Quarterly Review" die Gillies selbst gegründet hatte, und, unter dem Titel „Horae Germanicae", in „Blackwoods Magazine". Nach Batt müssen jedoch mindestens sechs der Studien von anderen verfaßt sein. Kommt Gillies auch häufig zu falschen Schlußfolgerungen und schiefen Urteilen (man lese z. B. die übertriebene Schätzung, die er Klingemann, Raupach und Z. Werner zuteil werden läßt, während er Heinrich von Kleist bei weitem unterschätzt), so ist er es doch, der zuerst den Engländern die Kenntnis von Grabbes und Heines Werken vermittelte und der die Aufmerksamkeit des englischen Lesepublikums auf Körners „Rosamunde" und „Zriny", Schillers „Fiesko" und „Tell", Goethes „Götz von

Berlichingen", Uhlands „Herzog Ernst", Grillparzers „Sappho" usw. lenkte. (Contributions to the History of English Opinion of German Literature. I. Gillies and the Foreign Quarterly Review. S. 165—170, und II. Gillies and Blackwood's Magazine, Bd. XVIII, Heft 3, S. 65—69.) — In Nummer 4 und 5 befindet sich ein längerer Aufsatz John Scholte Nollens über den Einfluß, den Wilhelm Müllers „77 Gedichte eines reisenden Waldhornisten" auf Heines „Lyrisches Intermezzo" ausgeübt haben. Der Verfasser geht von dem Briefe aus, den Heine am 7. Juni 1826 an Müller richtete und in welchem er offen bekennt, „daß sein kleines Intermezzo-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Müllers gewöhnlichem Metrum habe, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Müllers Liedern verdanke". Da aber Heine im Anfang seiner literarischen Tätigkeit auch anderen hervorragenden Dichtern Briefe geschrieben, die nicht aufrichtige Bewunderung, sondern der Wunsch, sich Gönner zu verschaffen, diktiert habe, so stellt Nollen einen minutiösen Vergleich zwischen beiden Gedichtsammlungen an und kommt zum Resultat, daß Heine in diesem Fall sich wirklich Müller zum Vorbilde genommen habe. (Heine and Wilhelm Müller. Heft 4, S. 206—219 und Heft 5, S. 261—276.)

Im Anschluß an diesen Artikel sei auf die Veröffentlichung von Wilhelm Müllers Tagebuch und einiger seiner Briefe hingewiesen, die von P. S. Allen und J. T. Hatfield unter dem Titel „Diary and Letters of Wilhelm Müller" (Chicago, The University of Chicago Press 1903) nebst Kommentar veranstaltet worden ist. Das Tagebuch, von Max Müller unter seines Vaters Papieren gefunden, erstreckt sich nur vom 7. Oktober 1815 bis zum 15. Dezember 1816, die Briefe von 1816 bis zum Juli 1827; die Mehrzahl davon sind an seine Frau, der Rest an Fouqué, Tieck, Karl Förster und K. G. H. von Meusebach gerichtet. (Vgl. Euphorion 11, 365 f.) — P. S. Allen hat auch im vierten Bande des „Journal of Germanic Philology" neun Sonette Müllers veröffentlicht, die während des Dichters Aufenthalt in Brüssel im Jahre 1814 entstanden sind und die auf einen unglücklichen Liebeshandel hinzuweisen scheinen. (Vgl. dazu die Briefe vom 7. und 15. Oktober 1815 in seinem Tagebuch.) Müller selbst hat diese Sonette nicht in seine Gedichtsammlungen aufgenommen und ihrer nirgends Erwähnung getan. Unpublished Sonnets of Wilhelm Müller, Heft 1, S. 1—9.) — Unter Briefen desselben Dichters an Helmine von Chézy, Varnhagen von Ense und Achim von Arnim hat der andere Herausgeber des Tagebuches, J. T. Hatfield, noch ein irrtümlich für ungedruckt gehaltenes Sonett Müllers entdeckt; es führt den Titel „Calderon". Mitgeteilt ist es in derselben Zeitschrift, Band IV, Heft 4, S. 517. (Vgl. Euphorion 10, 724. 727 f.)

Im 6. und 7. Heft der „Modern Language Notes" erläutert Robert Ferguson unter dem Titel „Goldsmith and the Notions Grille and Wandrer in Werther's Leiden" (I, S. 346—356; II, S. 411—418) die Bedeutung der beiden deutschen Worte und ihren kausalen Zusammenhang unter Heranziehung von Parallelstellen aus Goldsmiths „The Traveller", „The Vicar of Wakefield" und „The deserted Village" und aus Ossian. Das häufige Vorkommen der Worte „Grille", „grillenhaft" bei Goethe führt Ferguson auf den Einfluß Goldsmiths zurück, der auch häufig whim und whimsical gebraucht. Das Wort „Wandrer" (Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seid ihr denn mehr?") will er im dreifachen Sinne aufgefaßt wissen, einmal im biblischen, sodann im Ossianischen als eines unglücklichen Liebhabers, der in seiner Verzweiflung nächtlich umherstreift, und drittens als einer, der in die weite Welt zieht und enttäuscht und entmutigt nach Hause zurückkehrt. (Vgl. dazu die Erwiderung von John A. Walz „Oliver Goldsmith and Goethe's Werther" im 18. Bande derselben Zeitschrift, Heft 1, S. 31, 32.)

Im ersten Heft des Jahrganges 1903 erläutert D. B. Shumway eine Reihe schwieriger Stellen und dunkler Ausdrücke aus Murners „Schelmenzunft", welche als Ergänzung zu dem Kommentar dienen sollen, das Balke seiner in Kürschners „Deutsche National-Literatur" erschienenen Ausgabe beigefügt hat. (Notes on Murner's „Schelmenzunft", S. 8—13.) — Im 16. Bande der Modern Language Notes (S. 478) hatte A. J. Roberts erklärt, daß er für die so oft gemachte Behauptung, daß Hroswitha ein serviler Abschreiber von Terenz sei, keinen Beweis in ihren Werken finden könne. Gegen ihn wendet sich W. H. Hulme, der Roberts mit dem Hinweis abfertigt, daß von den deutschen Gelehrten, die sich besonders mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, auch niemand dies je behauptet habe. (Hrotswitha and Terence, S. 33—35.) — In dem Artikel „Pandaemonium Germanicum by J. M. R. Lenz" (Nummer 3, S. 69—72) liefert Paul Reiff ein Kommentar zu der Lenzschen Skizze als Nachtrag zur Ausgabe Sauers in Kürschners „D. Nat.-Lit.", Band 80 (vgl. Euphorion 10, 728). — Nach einem detaillierten Vergleich von Dekkers „Fortunatus" mit dem deutschen Volksbuch kommt Alexis F. Lange zu folgendem positiven Resultat: 1. „The Pleasant Comedie of Old Fortunatus" ist auf beide Versionen des Volksbuches basiert. Diese Tatsache bestätigt Herfords Schlußfolgerung („Studies in the Literary Relations of England and Germany in the Sixteenth Century", S. 204 ff.) a) daß Dekker ein älteres Stück umarbeitete und erweiterte, und b) daß das ältere Stück mit dem Tode Fortunats endete. 2. Dekkers Vorgänger folgte dem Frankfurter Text; Dekker selbst machte reichlichen Gebrauch von der Augsburger Version. 3. Es ist wahrscheinlich, daß eine frühe Ausgabe einer der bestehenden Übersetzungen

vom Frankfurter Text . . . die direkte Quelle des älteren Stückes ist. 4. Dekkers Anteil am „Old Fortunatus" beruht weder auf der holländischen Übersetzung, noch auf einer älteren Ausgabe der englischen Übersetzung von T. C. 1676, von denen beide dem Frankfurter Text folgen (S. 144). (On the Relation of „Old Fortunatus" to the „Volksbuch", S. 141—144.) — Paul Reiff weist darauf hin, daß zwar Pindars Einfluß auf Goethes frühe Lyrik allgemein zugestanden wird, daß sich die Kommentatoren aber nur in einem Punkte einig seien, nämlich, daß Goethe sich in seiner Ode „Wandrers Sturmlied" vom griechischen Dichter habe beeinflussen lassen. Reiff will aber diesen Einfluß nicht einmal in diesem einzigen Gedichte gelten lassen, das weder in Form noch in Gedankeninhalt an Pindar, sondern an Klopstock erinnert. (Pindar and Goethe, Nr. 6, S. 169—173.) — Unter dem Titel „Lenau-Literature" (Nr. 8, S. 233—236) bespricht Camillo von Klenze eingehend die einschlägigen Werke von Eduard Castle, Jacques Saly-Stern, Adolf Wilhelm Ernst und Theodor Gesky.

Aus derselben Feder stammt auch Amerikas Beitrag zur würdigen Begehung des hundertjährigen Geburtstages Lenaus. Diese Monographie Klenzes, der er den Titel „The Treatment of Nature in the Works of Nikolaus Lenau" gegeben hat, ist in den „Decennial Publications" der Chicagoer Universität (The University of Chicago Press, Chicago 1902) erschienen. Ohne jede einzelne Stelle zu zitieren, in der sich Lenaus Gefühl für die Natur offenbart, hat der Verfasser sich auf die wichtigsten beschränkt und so ein klares Bild von den Natureindrücken geschaffen, für die Lenau so empfänglich war, und die auf sein poetisches Empfinden vom größten Einfluß gewesen sind. Die Anordnung des Stoffes ist eine glückliche zu nennen, da Klenze die einzelnen Gegenstände wie Ozean, die österreichischen Alpen, die Haide, die Wiese, den Himmel mit all seinen Erscheinungen, Fauna und Flora usw. jeden für sich behandelt, indem er die einschlägigen Stellen zuerst aus den Briefen, dann aus der Lyrik und schließlich aus „Faust", „Savonarola", den „Albigensern" und „Don Juan" zitiert. (Vgl. dazu die Kritik von D. B. Shumway in den Modern Language Notes, Band XVIII, S. 126, 127.)

Hinsichtlich der dreizehnten Strophe in Schillers „Eroberer", welche mit den Worten „Wenn die blühendste Flur" beginnt, lenkt Paul Reiff unsere Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Stelle in Klopstocks „Messias", XX, 439 ff. Sollte diese letztere Schiller als Vorbild vorgeschwebt haben, so könnte der Schluß berechtigt sein, daß mit den Worten „Flammen der Königsstadt" die Zerstörung Jerusalems durch Titus und Vespasian gemeint sei. (Notes on Schillers „Eroberer", S. 239—241.)

Im siebzehnten Band der „Publications of the Modern Language Association of America" (Baltimore 1902) zeigt W. H. Car-

ruth, daß es weniger das Schicksal ist, welches die Mitglieder des fürstlichen Hauses von Messina ins Verderben treibt, sondern ihre eigene Schuld, und als solche sieht er ihre Heimlichtuerei an, durch welche die Katastrophe herbeigeführt wird. (Fate and Guilt in Schiller's „Die Braut von Messina", Heft I, S. 105—124.) — Das vierte Heft desselben Bandes bringt einen längeren Aufsatz von Albert Haas über Johann Christian Krüger, dessen Lustspiele analysiert und auf Handlung, Charaktere, Stil, Quellen und Vorbilder hin eingehend untersucht werden. Haas ist der Ansicht, daß Krügers erste zwei Komödien „Die Geistlichen auf dem Lande" und „Die Kandidaten" zu den besten Erzeugnissen der deutschen Bühne vor Lessing gehören. (The Comedies of J. Ch. Krüger, S. 435—464.)

Der achtzehnte Band der „Publications" (1903) enthält nur einen einzigen Artikel aus dem Gebiete der deutschen Literatur: The Relation of Hauff's „Lichtenstein" to Scott's „Waverley" (S. 513—525). Der Verfasser, W. H. Carruth, an eine Studie Eastmans anknüpfend, in welcher dieser auf die zwischen Scotts „Ivanhoe" und Hauffs „Lichtenstein" bestehende Ähnlichkeit hingewiesen hatte, kommt zu dem Resultat, daß eine noch viel größere Ähnlichkeit zwischen dem deutschen Ritterroman und Scotts „Waverley" herrsche, die wohl nur dadurch erklärt werden könne, daß Hauff sich dieses Werk des schottischen Dichters zum Vorbilde genommen habe.

Der vierte Band des „Journal of Germanic Philology" (Bloomington, Ind. 1902) enthält außer dem bereits erwähnten Abdruck von 9 Sonetten Wilhelm Müllers einmal eine längere Arbeit von Karl E. Eggert über eine Maria Magdalenen-Legende in mittelniederdeutscher Sprache aus dem Helmstedter Kodex 894, der sich jetzt in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. In der Einleitung bespricht Eggert die Handschrift, die Vorgeschichte der Legende, die Quellen des Gedichtes, seine Laut- und Sprachformen und seine Verskunst. Der unbekannte Verfasser, der wahrscheinlich aus den mönchischen Kreisen herstamme, sei entweder ein Braunschweiger oder ein Nordbayer gewesen, der sich den Braunschweiger Dialekt völlig zu eigen gemacht habe. Die Abfassungszeit falle vielleicht in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Darauf teilt Eggert das Gedicht selbst mit. (The Middle Low German Version of the Legend of Mary Magdalen, Heft 2, S. 132 bis 214.) — Sodann wendet sich in der vierten Nummer J. S. Nollen gegen Eugen Wolffs Hypothese, daß die beiden kleinen, 1802 bei H. Geßner in Bern erschienenen Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" von Heinrich von Kleist herstammen. Er sagt: „1. Wolff irrt sich gewaltig, wenn er meint, in seiner Einleitung ‚überall solche individuellen Züge, die in Gegensatz zu den hervorstechenden Zügen jener Epoche stehen' vorgeführt zu haben. Im Gegenteil, er hat

gerade das hervorgehoben, was Kleist ‚als Kind seiner Zeit mit den kleinsten poetischen Zeitgenossen teilt‘, um mit Pniower zu reden. 2. Die ‚Porträtähnlichkeit der weiblichen Hauptgestalten mit Kleists Braut und deren Schwester‘ besteht nur in Wolffs Phantasie .... 3. Die ‚Analogie der Handlung von ‚Coquetterie und Liebe‘ mit Kleists eigener Liebesgeschichte‘ ist ziemlich weit hergeholt; viel genauer ist die Analogie mit anderen Lustspielen. 4. Mit Bezug auf Gedanken- und Gefühlsausdruck, Sprache und Stil sind ebenso auffallende Übereinstimmungen, wie Wolff für Kleist konstatiert, bei dem ersten besten Durchschnittsdichter der Zeit zu entdecken. 5. Die Lustspiele enthalten vieles, was direkt gegen Kleist als Verfasser zeugt.“ (S. 505—506.) (Kritisches und Prinzipielles zu Wolffs ‚Jugendlustspielen von Heinrich von Kleist‘ (483—509).

Mit dem fünften Bande (1903) hat die Zeitschrift den erweiterten Namen „The Journal of English and Germanic Philology“ angenommen. In den beiden bis jetzt vorliegenden Nummern befinden sich die folgenden uns interessierenden Artikel: „Motive aus Schiller in Grillparzer's Meisterwerken“ (I, S. 33—43) betitelt O. E. Lessing eine Studie, in welcher er zeigt, wie Grillparzer im „Goldenen Vließ“ noch hier und da von Schiller, namentlich von dessen „Jungfrau von Orleans“, abhängig ist, in seinem nächsten Drama „König Ottokars Glück und Ende“ aber sich bereits von den Fesseln der Nachahmung befreit und zur Selbständigkeit durchgerungen hat. „Im ‚Ottokar‘, sagt Lessing, bietet er ein dem Schiller'schen verwandtes, aber durchaus eigenartiges, historisches Drama.“

Von demselben Verfasser rührt auch eine längere literarhistorische Abhandlung über „Schillers Einfluß auf Grillparzer“ her, welche als „Bulletin of the University of Wisconsin“, Nr. 54, Philology and Literature Series, Vol. II, Madison, Wisconsin 1902, erschienen ist. Im ersten Kapitel sind alle Urteile, günstige wie ungünstige, zusammengetragen, die Grillparzer über Schiller gefällt hat; im zweiten wird nachgewiesen, daß sich Grillparzer bei der Abfassung seiner „Blanka von Kastilien“ nicht nur von Schillers „Don Karlos“ hat stark beeinflussen lassen, sondern daß er auch bei der „Maria Stuart“, dem „Wallenstein“, den „Räubern“, bei „Kabale und Liebe“ und der „Braut von Messina“ Anleihen gemacht hat. Auch in den Fragmenten, wie „Robert von der Normandie“, „Spartakus“ usw., denen das dritte Kapitel gewidmet ist, kann man neben dem Einfluß Shakespeares und Goethes wieder die Einwirkungen Schillers spüren; im vierten, dem letzten, werden „Ahnfrau“ und „Sappho“ behandelt. Hinsichtlich des ersten Dramas sagt Lessing in seinem zusammenfassenden Urteil: „Die Annahme, daß die „Ahnfrau“ vorzugsweise von Schillers „Räubern“ beeinflußt sei, habe ich auf Grund von Wyplels Forschungen und im Anschluß an Farinelli auf das richtige Maß zu beschränken gesucht.“ In bezug auf das letztere

bemerkt der Verfasser: „Auf die „Sappho" wirken fremde Einflüsse, in erster Linie Goethe, dann Schiller noch so stark ein, daß ich sie im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht nicht den Werken der Reise beizähle, sondern dicht neben die „Ahnfrau" stelle." (S. 202; vgl. dazu die Rezension von A. Busse, Modern Language Notes, XVIII, S. 87—92.)

Das erste Heft des fünften Bandes des „Journal" bringt auch noch eine kulturgeschichtliche Studie von Charles H. Handschin über „Die Küche des 16. Jahrhunderts nach Johann Fischart" (S. 65—76), zu der der Verfasser nach eigener Angabe alle deutschen Werke Fischarts mit Ausnahme vom „Bienenkorb", den „Büchern vom Feldbau" und etlichen unbedeutenden Gedichten ausgezogen hat. Küche ist hier im allgemeineren Sinne zu verstehen, da nicht nur die Speisen, sondern auch die verschiedenartigsten Getränke aufgezählt und Tischgebräuche, sowie Ausstattung der Tafel geschildert werden. — Im zweiten Heft druckt F. G. G. Schmidt eine Elisabethen-Legende in Prosa nach einer Maihinger Handschrift aus dem 15. Jahrhundert ab. (Zur Elisabethen-Legende, S. 161—179.)

Der Inhalt des ersten Heftes des vierten Bandes der „Americana Germanica" (Philadelphia 1901) ist bereits im letzten Bericht besprochen worden. Das zweite Heft (1902) bringt den Anfang eines Artikels von John A. Walz über „Three Swabian Journalists and the American Revolution" (S. 95—129), der in der Doppelnummer 3 und 4 desselben Jahrganges (S. 267—291), in Heft 4 (S. 209—224), 5 (S. 257—274), 6 (S. 347—356), 7 (S. 406—419) und 10 (S. 593—600) des fünften Bandes fortgesetzt ist. Die drei Journalisten sind Schiller, Ludwig Wekhrlin und Chr. Fr. D. Schubart. Hinsichtlich Schillers Stellung zur amerikanischen Revolution druckt Walz die einschlägigen Stellen aus den „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" ab, deren Herausgabe durch Schiller jetzt wohl allgemein zugegeben wird. Wekhrlins Ansichten werden hauptsächlich aus den Auszügen aus seinem periodischen Werk „Chronologen" ersichtlich, während diejenigen Schubarts seinen beiden Zeitschriften „Deutsche Chronik" und „Vaterländische Chronik" entnommen sind. — Außerdem enthält das zweite Heft noch eine Arbeit „German Literature in England before 1790" betitelt (S. 130—154), in welcher der Verfasser, John L. Haney, Nachträge zu den von Süpfle („Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur in England im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts") und Herzberg („William Taylor von Norwich") angeführten Übersetzungen liefert. Die in Frage kommenden Dichter sind Gellert, Rabener, Geßner, Klopstock, Wieland, Schönaich, Bodmer, Haller, Lessing und Goethe. — Die Doppelnummer 3 und 4 bringt neben H. A. Rattermanns biographischer Skizze von Karl Follen, der, demagogischer Um-

triebe angeklagt, nach Amerika auswanderte, wo er Professor der deutschen Sprache am Harvard College in Cambridge wurde und sich durch die Rolle auszeichnete, die er in der Antisklavereibewegung spielte (S. 219 bis 266), noch einen Artikel von F. H. Wilkens über „G. H. C. Egestorff's First Stay in England and his Translation of Klopstock's ‚Messiah'" (S. 292—298). Über diese Übersetzung, auf die D. B. Shumway in den „Americana Germanica", Band III, S. 284 ff., zuerst hingewiesen, ist bereits berichtet worden. (Vgl. Euphorion 9, S. 510.) Wilkens bringt neue Daten zum Lebensbilde Egestorffs bei, die er einem wenig bekannten Buche von Cyrus Redding: „Personal Reminiscences of Eminent Men" 1867, entnommen hat.

Mit dem neuen Jahrgang 1903 haben die „Americana Germanica" das Gebiet ihrer Tätigkeit erweitert und erscheinen monatlich unter dem Titel „German American Annals". Continnation of the Quarterly Americana Germanica. A Monthly devoted to the comparative study of the historical, literary, linguistic, edncational and commercial Relations of Germany and America. Published by The German American Historical Society, Philadelphia. Umfangreiche Monographien sollen unter dem alten Namen der Zeitschrift in zwangloser Folge veröffentlicht werden. — Neben der Fortsetzung des bereits erwähnten Artikels von Walz über „Three Swabian Journalists" enthält der fünfte Band noch folgende uns interessierende Arbeiten: Im fünften Heft bespricht S. H. Goodnight eine Reihe Urteile Emersons, die dieser im Laufe von zwölf Jahren über Goethe gefällt, und welche Goodnight aus den verschiedenen Essays und Vorträgen des amerikanischen Philosophen zusammengestellt hat. Von Vorurteilen befangen, ist Emerson am Anfang ein scharfer, ungerechter Kritiker gewesen, der im Laufe der Zeit seine Ansichten jedoch geändert hat, obgleich er zu völliger reiner Bewunderung Goethes nie durchgedrungen ist. (Emerson's Opinion of Goethe, S. 243—256.) — Im sechsten Heft druckt R. H. Perring eine englische, im ganzen günstige Kritik von Schillers „Räubern" aus der kurzlebigen Zeitschrift „The Sentimental and Masonic Magazine", Dublin 1792, ab; sodann erörtert G. A. Mulfinger in eingehender Weise die so oft ventilierte Frage über den Zusammenhang zwischen Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde" und Lenaus Reise nach Amerika und er kommt zu dem Resultat, daß der Held der Geschichte, Moorfeld, allerdings einige äußerliche Züge Lenaus an sich trage, die Kürnberger aber nicht aus einem Tagebuch des unglücklichen Dichters entnommen (das wahrscheinlich nie existiert habe), sondern einfach in den Biographien Lenaus, die vor dem Abschluß des Romans, d. h. also vor 1855 erschienen waren, vorgefunden und verwertet habe. Anderes Material, und dies seien die Hauptquellen für die Erlebnisse seines Helden auf amerikanischem Boden,

hätten verschiedene Reiseberichte und einige Romane Sealsfields geliefert (die Liste ist auf S. 320 mitgeteilt), aus welchen Kürnberger alle seine Kenntnisse und die meisten Motive geschöpft habe. (Der Amerikamüde, S. 315—346 und Heft 7, S. 385—405.)

Es ist erfreulich zu konstatieren, daß dem wissenschaftlichen Studium der deutschen Sprache und Literatur hierzulande immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt und ein regeres Interesse als früher entgegengebracht wird. Zeugnis hierfür legen nicht nur die vielen Schulausgaben von deutschen Dichtern und Autoren ab, von denen viele einen streng wissenschaftlichen Stempel tragen, sondern dieser Fortschritt zeigt sich auch in der stetig wachsenden Zahl neuer Bücher, Monographien, Abhandlungen und der Herausgabe neuer Zeitschriften. So verdanken wir Calvin Thomas eine Biographie Schillers, die nicht nur wegen des ihr innewohnenden Wertes mit Freuden von der wissenschaftlichen amerikanischen Welt begrüßt worden ist, sondern die für einen Deutschen noch das besondere Interesse hat, daß sie zeigt, welch einen Eindruck die Werke des Lieblingsdichters des deutschen Volkes auf eine Nation machen, die wie die amerikanische in ihrem Gefühlsleben und ihrer Lebensauffassung so grundverschieden von der deutschen ist. (The Life and Works of Schiller, New York; vgl. dazu die Kritik von D. B. Shumway, German American Annals, Vol. V, Nr. 10; Euphorion 10, 689 f.) — In einem anderen höchst dankenswerten Beitrage zur deutschen Literaturgeschichte „Studies in German Literature in the Nineteenth Century" (The Macmillan Company, New York 1903) spricht der Verfasser, John Firman Coar, es direkt in der Vorrede aus, daß seine Absicht nicht gewesen sei unparteiisch zu sein, „sondern die Entwicklung des deutschen Volkes an den Idealen der amerikanischen Demokratie zu messen, obgleich nicht nach dem Maßstab des amerkanischen Lebens". Wie der Titel besagt, ist das Werk keine zusammenhängende Geschichte der deutschen Literatur des verflossenen Jahrhunderts, sondern eine Anzahl Studien, die zum Zwecke haben, „den Grundzügen der demokratischen Idee in einigen charakteristischen Erscheinungen dieser Periode nachzuspüren". Als solche charakteristische Erscheinungen wählt Coar, der ein Schüler Kuno Franckes ist, für das erste Kapitel, das den Kampf des nationalen Bewußtseins mit engherzigem Partikularismus einerseits und unpatriotischem Weltbürgertum anderseits schildert, Schiller und Zacharias Werner, für das zweite, „Die Geburt der deutschen nationalen Einheit", Heinrich von Kleist, für das dritte „Erwachen des Nationalgefühls in den Freiheitskriegen", Körner, Schenkendorf, Arndt, für das zwölfte, „Der Sozialismus und das Individuum", Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Anzengruber. Das Schlußkapitel, das dreizehnte, behandelt „Das neunzehnte Jahrhundert im Licht und im Schatten des Goetheschen Geistes".

Die Literaturgeschichte von John G. Robertson, obgleich in Amerika gedruckt („A History of German Literature", New York, G. P. Putnam's Sons 1902) gehört ihres Ursprungs wegen nicht in den Rahmen dieses Berichts.

Mehr und mehr wird es Sitte der hiesigen Universitäten, eigene Organe zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten ins Leben zu rufen. Die „Bulletins of the University of Wisconsin" sind bereits erwähnt worden, ebenso die „Decennial Publications" der Universität Chicago 1902, in denen neben Klenzes besprochener Abhandlung über Lenau und einer syntaktischen Arbeit S. W. Cuttings („Concerning the modern German relatives ‚das' and ‚was' in clauses dependent upon substantivized adjectives") das Deutsche noch durch P. S. Allens „Studies in Popular Poetry" vertreten ist. Die erste dieser Studien ist „Nature Introductions and Verification in the older German ‚Volkslied'" (S. 1—7) betitelt. Allen sieht in den Naturbildern, mit welchen so häufig ein Volkslied beginnt, die aber nicht ein wesentlicher Bestandteil des Liedes sind, sondern gewissermaßen nur den Hintergrund dazu abgeben, die letzten Reste eines ursprünglich reinen Naturliedes. — In der dritten, „Heine and the ‚Schnaderhüpfel'" (S. 13—23), zeigt der Verfasser, daß die ironische Antithese, die Stimmungsbrechung, sich nicht bei den Romantikern findet und sich in der Heineschen Lyrik erst zeigt, nachdem Wilhelm Müller des Dichters Aufmerksamkeit auf die Schnaderhüpfel in der Sammlung österreichischer Volkslieder von Ziska und Schottky (Pesth 1819) gelenkt hatte, und daß Heine in diesen Schnaderhüpfeln das Vorbild für die Stimmungsbrechung fand. — Im 25. „Bulletin of the University of Cincinnati" (Cincinnati 1903) gibt M. Poll eine Übersicht über Grimms Tiersagentheorie und die sich daran knüpfende Kontroverse, welch letztere er von Gervinus (im Kapitel über Reinhart Fuchs in seiner Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen) bis zur Abhandlung von Carl Voretzsch in den Preußischen Jahrbüchern 1895 („Jacob Grimms deutsche Tiersage und die moderne Forschung") verfolgt. (Grimm's Theory of the Origin of the Animal-Epic and the Ensuing Controversy.)

Die „Publications of the University of Pennsylvania" Series in Philology and Literature, Philadelphia 1903, Vol. IX, Nr. 2, drucken eine Doktorarbeit von S. P. Capen über „Friedrich Schlegel's Relations with Reichardt and his Contributions to ‚Deutschland'" ab. Nach einer kurzen biographischen Skizze von Schlegels Jugendjahren bis zur Übersiedlung nach Dresden und einer Besprechung der dort verfaßten Studien zur griechischen Literaturgeschichte geht Capen auf die Bekanntschaft Schlegels mit Schiller und seine vergeblichen Versuche über, einige seiner Arbeiten in der „Thalia" oder den „Horen" ver-

öffentlichen zu lassen. Gerade zu dieser Zeit machte Schlegel die Bekanntschaft Reichardts, dessen Leben und Werke, sowie seine Stellung Goethe und Schiller gegenüber, erörtert werden. Das fünfte Kapitel behandelt Schlegels Aufenthalt in Jena, seine Beziehungen zu Schiller und Fichte, die Ursachen seiner Feindschaft gegen den ersteren und deren Folgen, als welche sich die Rezensionen des „Musenalmanachs" und der „Horen", die in Reichhardts Journal „Deutschland" erschienen, zeigen.

Von den „Columbia University Germanic Studies" (The Columbia University Press, New York) sind zwei namhaft zu machen: „Ossian in Germany" (Vol. I, Nr. 2) von Rudolf Tombo jun. und „The Influence of India and Persia on the Poetry of Germany" (Vol. I, Nr. 4) von Arthur F. J. Remy. Die erste Abhandlung beginnt mit einer ausführlichen Bibliographie, in welcher die Übersetzungen von Ossians Gedichten und Epen ins Deutsche, Nachdrucke in englischer Sprache, aber auf deutschem Boden entstanden, die einschlägigen Kritiken und Revuen, deutsche Nachahmungen, Kompositionen und bildliche Darstellungen zu Ossians Gedichten angeführt werden (S. 4—65). Nachdem Tombo die ersten wichtigsten Hinweise auf Ossian, sowie die frühesten Übersetzungen, durch die das deutsche Publikum mit den Erzeugnissen des „schottischen Barden" bekannt wurde, erörtert und den Eindruck, den sie hervorriefen, geschildert, geht er dazu über, den Einfluß, den Ossian auf Klopstock und dessen Anhänger und Nachahmer wie Gerstenberg, Denis, Kretschmann u. a. ausgeübt hat, klar zu legen. — Remy schildert, wie die Kenntnis indischer und persischer Literatur sich nur sehr allmählich in Europa verbreitete, wie die deutsche Literatur anfänglich nur ganz unbedeutende Spuren eines solchen Einflusses zeigt, bis endlich Herder seine „Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammelt", „Gedanken einiger Bramanen" und andere Übertragungen erscheinen ließ und seine Landsleute in den Geist der alten morgenländischen Dichtung einzuführen suchte. Durch ihn wurde Goethe mit Kalidasas Sakuntala bekannt, während Hammers Übersetzung des Häfiz ihn zu Gedichten des „West-Östlichen Divan" anregte. Als andere Dichter, die den orientalischen Sängern „nachgefühlt und nachgedichtet" oder sie direkt übersetzt haben, werden sodann hauptsächlich Platen, Rückert, Heine, Bodenstedt und Schack charakterisiert.

Von der Universität Michigan liegt eine Dissertation über „Maler Müllers Jugendsprache" (Ann Arbor, Michigan 1904) vor, in der sich der Verfasser, Carl Fr. Aug. Lange, die Aufgabe gestellt hat, darzutun: „1. Inwiefern Müllers Sprache während der Sturm- und Drangzeit von seinen Zeitgenossen beeinflußt worden ist; 2. in welchen Grenzen sich sein sprachschöpferisches Genie bewegt, und 3. worin das Persönliche und Eigentümliche seiner Ausdrucksweise eigentlich besteht." Zu dem

Zweck wird des Dichters Sprache auf Wortbildung, Wortschatz, Formenbildung und Syntax aufs eingehendste untersucht und namentlich mit der Sprache Klopstocks verglichen.

Auf dem Gebiete der Zeitschriften erscheinen seit 1903 noch zwei, die neusprachlichen Interessen dienen: „Journal of Comparative Literature" (McClure Philipps and Company, New York) und „Modern Philology" (The University of Chicago Press, Chicago). Beide sind, was die Mitarbeiter anbelangt, kosmopolitisch, und neben Aufsätzen in englischer Sprache finden wir auch einige, die deutsch und französisch geschrieben sind. Das „Journal of Comparative Literature" hat bis jetzt (4 Nummern sind bereits erschienen) noch nichts aus dem Gebiete der deutschen Literatur gebracht; desto reicher ist die Ausbeute aus „Modern Philology", von denen die 3 im Jahre 1903 veröffentlichten Hefte die folgenden Arbeiten enthalten: In dem „References to the English Language in the German Literature of the First Half of the Sixteenth Century" (Nummer 1, S. 19—30) betitelten Artikel erörtert E. Flügel unter anderem Luthers „Tischreden", Sebastian Münsters „Cosmographia" und Geßners „Mithridates" als die ältesten Schriften in der deutschen Literatur, in welchen über die englische Sprache berichtet wird. — Julius Goebel, dem wir eine gediegene Schulausgabe von einer Auswahl Goethischer Gedichte (New York 1901) verdanken, nimmt in derselben Nummer die Frage wieder auf, ob die elf Lieder aus dem Nachlasse Friederikens, die Kruse 1835 bei Sophie Brion vorfand und welche sie ihm abzuschreiben erlaubte, alle Goethe zum Verfasser haben oder ob nicht das eine oder das andere Lenz, der nach Goethes Fortgehen Friederikens Liebe zu erringen suchte, zuzuschreiben seien. Innere Gründe, die sich aus einem sorgfältigen Studium des Stils dieser Lieder ergeben, überzeugen Goebel, der sich in seinen Ausführungen hauptsächlich gegen Bielschowsky (Goethe-Jahrbuch, Band XII) wendet, von dem Goetheschen Ursprung dieser Sesenheimer Lieder. (Authenticity of Goethe's Sesenheim Songs, S. 159—170.) — Hinsichtlich des neunten Buches des Parzival, an dem G. Bötticher („Das Hohelied vom Rittertum, eine Beleuchtung des Parzival nach Wolframs eigenen Andeutungen", Berlin 1886) „Fehler der Komposition", „Zerrissenheit des Gedankenganges" und „mangelnde Motivierung" auszusetzen hatte, kommt A. B. Faust, der in anderer Hinsicht nur Worte der Anerkennung für Böttichers Werk hat, zu einem direkt entgegengesetzten Resultat, indem eine eingehende Analyse ihn in diesem Buche „ein literarisches Meisterwerk, in Gedanken sowohl wie im Ausdruck" sehen läßt. (A Defense and Interpretation of the Ninth Book of Wolfram's Parzival, Nr. 2, S. 275—293.) — Einen Beitrag zur Muspillifrage liefert im 3. Heft S. N. Hagen, der die älteren Deutungsversuche des Wortes Muspilli und seines Ursprungs

als nicht überzeugend verwirft und Detters Ableitung von * mudspelli (Beiträge, Band XXI) adoptiert. Es ist ihm zufolge „eine etymologische Übersetzung des lateinischen Wortes oraculum und sein Vorkommen in christlichen Gedichten, welche die großen Ereignisse behandeln, von denen prophezeit worden ist, daß sie am Ende der Welt stattfinden werden, läßt sich auf die Existenz eines Sibyllinischen Spruches in lateinischer Sprache oder einiger Zitate aus solch einer Weissagung . . . im Nordwesten Deutschlands zurückführen" (S. 403). In dieser Gegend zeigen sich schon früh Spuren derartiger Weissagungen, obgleich das Vorkommen eines Sibyllinischen Spruches sich dort vor der Abfassung des „Heliand" oder des „Muspilli" noch nicht habe nachweisen lassen. (Muspilli, S. 397—408.) — Zu einem kurzen Aufsatz über „Carlyle's Life of Schiller" (S. 391, 392) berichtet Max Batt, daß die Ausgabe dieser Biographie in Buchform nicht ein bloßer Nachdruck der Artikel im „London Magazine" ist, sondern daß Carlyle eine Anzahl Übersetzungen, einen Anhang, sowie einige neue Anmerkungen hinzugefügt und auch den Text an mehreren Stellen geändert hat. — Die letzte Arbeit entstammt der Feder D. B. Shumways, der Gottfried von Straßburg gegen die oft erhobene Anklage in Schutz nimmt, Trug und Sittenlosigkeit befürwortet zu haben, indem er zeigt, daß einmal das Motiv, welches den Dichter zur Abfassung seines Epos veranlaßte, ein reines war, daß er nur die tragischen Folgen einer sündhaften Liebe schildern wollte, sodann daß Gottfried bei der Ausarbeitung seines Stoffes eine ausmalende Schilderung der Liebesszenen überall vermieden und sie mit so wenig Worten wie möglich abgetan habe. Verstoße er auch hier und da nach moderner Ansicht gegen die höheren Sittengesetze, so lasse sich dies aus den Anschauungen seiner Zeit erklären. (The Moral Element in Gottfried's Tristan und Isolde, S. 423—436.)

Cincinnati, O. Max Poll.

Literaturbericht aus Tirol. IV. (1897—1905.)

Seit meinem letzten Berichte über die literarhistorisch-germanistischen Leistungen in Tirol sind acht Jahre verflossen.[1]) Der Grund für dieses Versäumnis liegt darin, daß ich das vollständige Erscheinen der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler, für die ich die neuere deutsche Literatur Tirols und Vorarlbergs zu behandeln hatte, abwarten wollte, um dann einfach im Anschlusse daran meine Berichte fortzusetzen. Allein jenes umfängliche Werk ist heute kaum bis an den Beginn des 19. Jahrhunderts gelangt und dürfte erst in Jahren zum Abschlusse kommen. Daher bleibt nichts übrig, als nun ohne Rücksicht darauf meine Über-

[1]) Vgl. Euphorion 4, 600 ff.

sichten hier fortzusetzen und die versäumten Jahre nachzuholen, doch so, daß nur die bedeutenderen wissenschaftlichen Arbeiten herangezogen und in sachlicher Folge charakterisiert werden. Dabei müssen natürlich sehr viele Aufsätze, die Bekanntes wiederholen, ohne Neues zu bieten, unter den Tisch fallen. Was dabei etwa Wichtiges übersehen werden sollte, läßt sich bei anderer Gelegenheit leicht ergänzen.

Für die althochdeutsche Zeit liegen zu den gedachten Berichtsjahren über Tirol begreiflicherweise keine Arbeiten vor, wohl aber für das Mittelalter und für die lange Übergangszeit bis 1700; das 18. Jahrhundert ist sehr spärlich, das 19. aber um so stärker beackert. Zum mittelhochdeutschen Volksepos teilte der Historiker K. Klaar ein Bruchstück der Nibelungenklage in den Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 1, 302 ff. aus einem Pergamentbruchstücke im Kapuzinerkloster in Klausen mit, das um 1330 geschrieben und der Handschriftenfamilie a der zweiten Redaktion des Liedes zugehörig ist. Es enthält jene Stelle, die „den größten Zusatz der Bearbeitung II. gegen I. aufweist" (Bartsch 1246 sq.). Die 54 Kurzzeilen des Bruchstückes werden im Anhange abgedruckt. Zur „Walterfrage" wies Klaar in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck 1897, S. 297 aus einer Verkaufsurkunde, die O. Redlich im Pfarrarchive zu Hall fand, einen „Vogelwaider" von Hall vom Jahre 1345 nach. Derselbe hat ferner in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 6. Ergänzungsband 265 ff., eine Geschichte der beiden Vogelweidhöfe auf dem Layenerried gegeben und dargelegt, daß der Untervogelweidhof kein ritterlicher Ansitz und der Obervogelweidhof ein Brixnerlehen war. In einem neuesten Aufsatze der „Kultur" (1905) fordert Klaar die Übertragung der Gedenktafel Walters nach dem Obervogelweidhofe. Im Anschlusse hieran und mit Berufung auf ein Urteil von J. Ficker wies dann Michael Mayr, „Die Heimat Walters von der Vogelweide", Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 1, 53 ff. (1904), auf Grund der Archivalien nach, daß der Obervogelweidhof ein altes Lehen der Herren von Säben und das dazu gehörige Haus im Dorfe Layen noch im 14. Jahrhundert ein ritterlicher Ansitz war, auf dem die dem Dienstmannenstand angehörigen „Vogelweider" gesessen haben können, so daß auch hêr Walter dort geboren sein dürfte, der sich dann in der Fremde jenen Hofnamen beilegte. Während demnach hier für Walters Heimat Boden gewonnen wurde, hat die gelehrte Forschung an anderer Stelle wieder Land weggeschwemmt. J. Schatz legte in einem Aufsatze („Der angebliche Leutold von Säben") dar,[1]) daß Seven und Säben nicht identisch seien und daß es einen

[1]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1901, S. 175. Die Heimatfrage Walters, die bekanntlich hereinspielt, bleibt unberührt. — Eine Abhandlung von G.

Tiroler Minnesänger L. von Säben nicht gegeben habe. Die Heimat des Lintold von Seven müsse erst nachgewiesen werden. Dafür stellt Schatz[1]) fest, daß die drei Lieder der großen Heidelberger Liederhandschrift (C, Blatt 256 b und 257 a, mit Bild und dem wirklichen Wappen der Herren von Starkenberg bei Imst) dem etwa um 1230 geborenen Hartmann von Starkenberg angehören, worauf schon v. d. Hagen hingewiesen hat. Aus den Gedichten und aus Urkunden schöpfte Schatz, „Zu Oswald von Wolkenstein“,[2]) Biographisches für den bekannten Nachläufer des Minnesangs; Oswald ist nicht 1367, wie man bisher annahm, sondern erst 1377 (oder auch 1376 oder 1378) geboren, war im Oriente, wird aber vor 1400 nicht genannt. Für die prächtige Ausgabe der geistlichen und weltlichen Lieder Oswalds in den Denkmälern der Tonkunst in Österreich VII (Wien 1902) hat Schatz Text und Anmerkungen, Koller die „Musik“ besorgt. Darnach gab Schatz die Gedichte Oswalds mit Einleitung und Text in zweiter, verbesserter Auflage in Göttingen 1904 heraus. Derselbe veröffentlichte ferner ein Stamser Bruchstück von Pleiers Garel,[3]) ein von einem Buche abgelöstes Doppelblatt zum „Garel von dem blühnden tal“, zugehörig der Meraner Handschrift V. 6752 bis 6997 und 8005—8263. Der Text ist an genannter Stelle (ohne Auflösung der Kürzungen) abgedruckt und mit der Verszählung von Walz in Einklang gebracht. Desgleichen berichtete er[4]) über „Eine neue Innsbrucker Freidankhandschrift. Mit einem Anhange: Liber de nugis Maximiani“, die im Servitenkloster in Innsbruck von J. Seemüller entdeckt wurde. Sie enthält 835 Verse des Freidank, dazu die Nugae, beides in einer großen Papierhandschrift, die vielleicht als Stoffsammlung für Unterrichtszwecke diente. Die Sprache weist auf alemannisches Gebiet, und zwar auf die Gegend am Bodensee. Endlich brachte Schatz neue Bruchstücke der Weltchronik Rudolfs von Ems aus Stams,[5]) welche die Publikation der Pergamenthandschrift durch J. V. Zingerle in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften (Wien 1867) und Schönbachs Veröffentlichung in der Zeitschrift für deutsches Altertum 33, 383 ff. ergänzen. R. M. Werner besprach ein neues Meraner Fragment aus dem „Buch der Veter“ in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1904 (S. 901), das zur gleichen Handschrift gehört

Ratzinger, Walter von der Vogelweide und Bischof Wolfger von Ellenbrechtskirchen, druckten die „Neuen Tiroler Stimmen“ 1897, Nr. 100 nach. Walter soll durch den bayerischen Sänger Albrecht von Jahenstorf, der ein Verwandter Wolfgers war, an den Hof des Bischofs gezogen worden sein.

[1]) Ebenda, S. 177 mit dem Abdruck der drei Lieder Hartmanns.

[2]) Ebenda, S. 182.

[3]) Ebenda, S. 193 ff.

[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1897, S. 111 ff.

[5]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1898, S. 349. In Stams wurde jüngst ein neuer derartiger Fund gemacht.

wie die von J. V. Zingerle im 55. und 64. Band der Sitzungsberichte der Wiener Akademie besprochenen Bruchstücke aus dem 14. Jahrhundert, und druckte es, nach der Handschrift Diemers ergänzt, daselbst ab. Ferner gab L. Schönach Marienleiche des Albertus socius inttimus von 1322,[1]) die im Schlosse Tarantsberg im Vinstgau gefunden wurden und wahrscheinlich „von einem Tiroler Sänger" Albert stammen. Sie erweisen den langdauernden Einfluß Frauenlobs auf Tirol. Die vier Leiche Alberts und der (verstümmelte) Text von Frauenlobs Lied (Ettmüller I, 5): „Ich wil si nicht getailet han" werden daselbst (S. 289) abgedruckt. O. von Zingerle veröffentlichte in der Zeitschrift für deutsches Altertum 41, 301 ff. Fragmente eines Sonnenburger Psalters mit deutscher Interlinearversion aus dem Innsbrucker Statthaltereiarchive, S. M. Prem druckte ebendort S. 177 ein Spottlied auf die Bauern aus dem 15. Jahrhundert ab, das Redlich im Ferdinandeum in Innsbruck entdeckt hatte.

Einen Sprung weiter und wir befinden uns in der Zeit des Humanismus. Franz Waldner behandelte[2]) den Petrus Tritonius Athesinus, recte Peter Treibenraiff, als Humanisten, Musiker und Schulmann, sowie neuerlich den bisher völlig übersehenen Heinrich Isaac, von dem das Scheidelied „Innsbruck, ich muß dich lassen" stammt.[3]) In einem längeren Aufsatze: Literarische Beziehungen und musikalisches Leben des Hofes Herzog Siegmunds von Tirol[4]) zeigte Heinrich Hammer Beziehungen des damaligen Innsbrucker Hofes zu Enea Silvio, zu Humanisten, zu Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg, zu deutschen Universitäten und zeitgenössischen Musikern auf. Konrad Fischnaler, „Die Meistersinger in Schwaz,[5]) wies aus einer Urkunde zu 1532 eine Meistersängergesellschaft in Schwaz nach, die trotz anfänglicher Mißgunst der Regierung noch eine Weile fortlebte, so daß Schwaz als die älteste Stätte des Meistersangs in Österreich zu bezeichnen ist. L. Schönach stellte übrigens eine Berufung von „Schwazer Sängern" nach Innsbruck noch für 1602 fest,[6]) doch dürfte es sich dabei nicht mehr um eigentliche Meistersänger handeln. Die Gegenreformation hat wohl auch damit aufgeräumt. Im Volke blühte jedoch das Lied weiter, oft noch in alten Formen bis auf unsere Zeit, wie J. V. Zingerle und andere nachgewiesen haben. Mit dem Volkslied beschäftigte sich J. Lartschneider: „Bemerkungen über den Ursprung, das Wesen und die Pflege des echten Volks-

---

[1]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1903, S. 284 ff.
[2]) Ebenda, S. 185 ff. Vgl. Euphorion 3, 160, 11, 241.
[3]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1904, S. 171 ff.
[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1899, S. 69 ff.
[5]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1902, S. 300 ff. Euphorion 10, 400.
[6]) Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 2, 72 (1905).

liedes, mit besonderer Berücksichtigung unseres Heimatliedes",[1]) während F. Kahl „Echte Volkslieder" aus Tirol herausgab (Wien 1899, mit einem Nachtrage 1900). In Lutterottis Nachlaß fand ein Ungenannter[2]) Volkslieder, die der bekannte Dialektdichter, dem man 1902 in Imst eine Denktafel stiftete, teils aufschrieb, teils umdichtete. P. P. Paßler machte ein Sternsingerlied aus St. Jakob in Defreggen bekannt,[3]) J. von Hörmann teilte in den Innsbrucker Nachrichten 1903, Nr. 293 alte Weihnachts- und Hirtenlieder aus dem mittleren Eisaktal mit. Ältere (religiöse) Volkslieder und volkstümliche Lieder aus Tirol behandelte J. E. Wackernell im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 101, 283 ff. und 102, 1 ff. nach einer Pustertaler Handschrift des 19. Jahrhunderts. Schon wegen der wertvollen Anmerkungen muß hier auch der stattliche Band „Volkssagen" von J. A. Heyl (Brixen 1897) erwähnt werden.

Die bedeutendste literarische Erscheinung war 1897 die Ausgabe der „Altdeutschen Passionsspiele aus Tirol" von J. E. Wackernell,[4]) der unlängst noch über eine neue Handschrift der altdeutschen Passionsspiele aus Bregenz berichtete.[5]) Über die Aufführung von Passionsspielen in Silz und in Telfs gab S. M. Prem in seinem Wanderbuche „Über Berg und Tal" (München 1899, Neuausgabe 1904) einige Daten. Das Telfser Spielbuch von 1812 wurde im Sommer 1897 in der Bibliothek des katholischen Gesellenvereins in Telfs aufgefunden. Über Passionsdarstellungen in Klausen (in den Karfreitagsprozessionen des 17. und 18. Jahrhunderts), die 1781 vom Bischofe von Brixen verboten wurden, brachte A. Pernthaler in den Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 1, 153 ff. Neues und Adalbert Sikora behandelte ebendort 2. 199 ff. das Verbot der Volksschauspiele in Tirol (1751) und seine Folgen, die in häufigen Übertretungen des Verbots, z. B. bei den Karfreitagsprozessionen in Nauders und in Kaltern, bestanden, bis man das Verbot 1765 aufhob, jedoch um es 1772 mit besserem Erfolge zu erneuern. Die zum ersten Male im Sommer 1868 aufgeführten Passionsspiele in Brixlegg sind 1903 zuletzt gegeben worden. In Thiersee, wo man 1900 die vor 100 Jahren von Bayern her erfolgte Einführung der Passionsspiele feiern konnte,[6]) fanden im Sommer 1905 nach dem neu aufgelegten Texte von R. Weißenhofer die letzten Spiele statt, worüber in den Zeitungen vielerlei berichtet

[1]) Innsbrucker Nachrichten 1903, Nr. 285 ff.

[2]) —g, ebenda, Nr. 179.

[3]) Zeitschrift für österreichische Volkskunde 3, 89 ff. (1897).

[4]) Als erster Band der Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer (Graz 1897). Vgl. Euphorion 4, 601.

[5]) Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 112, 130 (1904).

[6]) Innsbrucker Nachrichten 1900, Nr. 21 und 180.

wurde, nicht minder auch über die weltlichen Spiele auf den zahlreichen Bauerntheatern Tirols. Zwei inhaltlich gleiche Handschriften des 1683 in Arams aufgeführten St. Josefsspieles, geschrieben dortselbst 1677 und 1678, wurden in Medraz (Stubaital) gefunden.[1] A. Sikora handelte über „Maria Stuart im tirolischen Volksschauspiel",[2] Erich Schmidt druckte die beiden Volksschauspiele Don Juan und Faust nach dem (in Verse gebrachten) Texte der Innsbrucker Handschrift ab.[3] Eine interessante Untersuchung von R. Rosenbaum, Die Tirolerin in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts,[4] ergab, daß das hausierende Tirolermädchen zum ersten Male in Goethes Jahrmarktsfest (1774) dramatisiert erscheint. S. M. Prem hat in der dritten Auflage seines „Goethe" (Leipzig 1900) neue Beziehungen Goethes zu Tirol und Tirolern angemerkt, Goethes Brief an A. Weißenbach ist nun in der Weimarer Ausgabe IV. 20, 305 gedruckt. Von dem tirolischen Dichter Alois Weissenbach, der noch immer keinen neuen Biographen gefunden hat, entdeckte A. J. Hammerle in einem Salzburger Antiquariat das auch bei Goedeke nicht vermerkte maurische Drama „Glauben und Liebe" in einer Niederschrift der Frau Weißenbachs und ließ es, da er dafür keinen Verleger fand, 1902 in Salzburg im Selbstverlage mit reichen bibliographischen Noten drucken. Anläßlich der Schillerfeier im Mai 1905 wurde in der „Neuen Freien Presse" und danach auch in anderen Blättern an ein „Schillerhaus in Tirol" (Mühlau bei Innsbruck) und an die bereits von L. Steub und A. Pichler vermutete Herkunft Schillers aus Tirol erinnert, doch sicher ohne Grund, denn die Barone Schiller von Herdern, deren Wappen an einem Hause in Mühlau entdeckt wurde, stammen aus Herdern bei Freiburg i. Br. Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 97, 1 berichtete E. Schmidt über die Art, wie sich die Stubaier Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter" zurechtsangen, J. E. Wackernell behandelte in der Festschrift zum Wiener Neuphilologentage 1898 Bürgers „Spinnerlied" im Volksmunde nach einer Handschrift im Kloster Stams und P. Gläßer suchte in Lyons Zeitschrift 12, 413 zu beweisen, daß Arndts Lied „Was blasen die

[1] Ein Volksschauspiel vom heiligen Josef aus dem 17. Jahrhundert: Korrespondenz der Innsbrucker Nachrichten 1903, Nr. 106. Über Schüleraufführungen am Gymnasium in Meran, die 1786 verboten wurden, bringt das Programm dieser Anstalt 1904 einige Nachrichten.

[2] Tirolerbote 1905, Nr. 85 ff.

[3] Volksschauspiele aus Tirol: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 98, 241 ff. Die dort in Aussicht gestellten Erläuterungen dazu stehen noch aus. Daselbst (102, 241) behandelt Joh. Bolte das Tiroler Volksschauspiel „Die Altweibermühle" nach einer im Besitze des Regierungsrates Dr. L. von Hörmann befindlichen Handschrift aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Mit 2 Abbildungen.

[4] Zeitschrift für Kulturgeschichte 1897, S. 43 ff.

Trompeten? Husaren heraus!" einem Tiroler Kriegsliede „Frisch auf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld!" nachgebildet sei, was ich stark bezweifle. Eine volksmäßige Wendung zu Goethes „Eislied" in Tirol merkte Prem in Lyons Zeitschrift 12, 60 an. Damit sind die „klassischen" Beziehungen erschöpft. Um so reicher ist die Geschichte der neuesten Literatur vertreten. Da mag zunächst als eine Kuriosität der Aufsatz von L. von Hörmann, Andreas Hofer als Poet,[1]) angeführt werden, worin von einem Liede Hofers im Kerker zu Mantua berichtet wird, das von Kajetan Sweth aufgefangen wurde und sogar ins Volk drang. Über die deutsche Literatur in Tirol in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet sich J. E. Wackernell in seinem Buche Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur (1800—1846) im 9. Band der von ihm und J. Hirn herausgegebenen „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer" (Innsbruck 1903).[2]) Die Grundlinien zur Darstellung der neueren deutschen Literaturgeschichte Tirols hat bereits Adolf Pichler gezogen; Wackernell füllt, natürlich ohne erschöpfend sein zu wollen, überall tüchtig aus und schuf sich damit einen stattlichen Sockel für sein literarisches Denkmal Bedas. Da ich auf diesem Gebiete für die deutsch-österreichische Literaturgeschichte eingehende Studien gemacht habe, möchte ich ein paar Bemerkungen einflechten. Den Dramatiker Erhard scheint mir Wackernell trotz dem siegreichen „Haimeran" stark zu überschätzen. Er ist zu wenig eigenartig und „schillert" viel zu viel, auch Klopstock tönt durch und manchmal glaubt man Goethe zu hören. Man darf ihn ruhig einen schwülstigen Nachahmer nennen, den unkundige Preisrichter vor Uhland gesetzt haben.[3]) Unter diesen Gesichtspunkt ist teilweise auch A. Weißenbach zu stellen, dessen Einleitung zur Dichtung „Aigen" z. B. Nachahmung von Goethes „Zueignung" aufweist. Ein paar blutige Dilettanten bayerischer Herkunft abzukanzeln, war nicht der Mühe wert, aber Karl von Prugger, der Herausgeber der Urkunden des Klosters Rott und erster Erforscher der Leukentaler Mundart hätte eine Anerkennung verdient. Er war als Sohn eines bayerischen Klosterbeamten von Rott in Pillersee geboren und hielt es mit Bayern, was er arg zu büßen hatte. Er starb 1841 zu Altötting, ein literarischer Nachlaß, teilt man mir dorther mit, ist von ihm nicht vorhanden. Den Pustertaler Beda Weber behandelt Wackernell eingehend und weist dem „ins Religiöse übersetzten Schiller" eine maßgebende Stellung im tirolischen Schrifttum an. Es ist lebhaft zu begrüßen, daß Bedas Leben ausführlich und gründlich untersucht und von manchen Flecken gereinigt wird, die man ihm schon

[1]) Tirolerbote 1900, Nr. 227—228. [2]) Vgl. Euphorion 10, 705/8.

[3]) Die Untersuchungen Dr. Schneiders sind Wackernell entgangen (Blätter für das Gymnasialschulwesen Bayerns 33, 529 ff.). Uhlands „Ludwig der Bayer" ist gegen Erhards „Haimeran" bei der großen Preiskonkurrenz 1818 in München durchgefallen, das breite, langweilige Stück Erhards aber machte auf der Bühne „Fiasko".

zu Lebzeiten anwarf und dann nach dem Erscheinen von Steubs „Sängerkrieg in Tirol“ (1882) wieder auffrischte, aber es darf nicht einseitig auf Kosten seines Hauptgegners geschehen, an dem Wackernell kein gutes Haar läßt. S. M. Prem wandte sich deshalb auf Grund des Paiersberger Archivs und anderer Quellen in einem größeren Aufsatze[1]) gegen Wackernells Darstellung und forderte die „Revision“ einiger Urteile derselben. Über P. Beda Webers Jugend und Studienzeit veröffentlichte[2]) O. von Zingerle eine kleine Abhandlung; eine biographisch-literarische Studie über Alois Flir, einen Zeitgenossen Bedas, erschien 1899 von Fr. A. Lanznaster zu Innsbruck in Buchform, die in jeder Hinsicht erschöpfend ist, und F. Lentner behandelte den Gelehrten und Schriftsteller G. Ruf vornehmlich als Psychologen in einer aus Aufsätzen der „Innsbrucker Nachrichten“ besonders abgezogenen Schrift; Ruf spielte auch in der tirolischen Literatur eine Rolle, worüber bislang eine zusammenhängende Darstellung fehlt; Wurzbach 27, 240 ist längst veraltet. Über J. Ph. Fallmerayer brachte das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1897 und J. Jung im Euphorion 5, 529 einige Notizen. Sehr viel wurde dagegen über den Lyriker Hermann von Gilm geschrieben. Außer der kurzen Behandlung durch A. Schlossar in der Allgemeinen deutschen Biographie[3]) und einem französisch geschriebenen Essay von Robinet de Cléry ist zunächst das Buch von A. W. Ernst (H. von Gilm, Beiträge zu seinem Werden und Wirken, mit einem Anhang enthaltend Gilms Novelle, Leipzig 1898) zu nennen, das auf Grund der bis dahin reichenden Literatur einen Abriß von Gilms Leben und eine ausführliche Analyse der Gedichte zu geben versucht. Zur Enthüllung einer Gilm-Gedenktafel in Linz erschien eine Broschüre von Hugo Greinz, der 1902 eine Ausgabe von Gilms Gedichten (Innsbruck, A. Edlinger) besorgte. Über Gilms letzte Augenblicke berichtete die Witwe (Marie von Gilm, gestorben 1901 in Hall i. T.) an die Wiener „Konkordia“ zur Gilmfeier.[4]) Kleinere Aufsätze lieferten K. Bienenstein in der „Westöstlichen Rundschau“ (1898) und R. Holzer im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1904; letzterer bietet Ungedrucktes. Zum 40. Todestage Gilms veröffentlichte L. von Hörmann einen würdigenden Artikel in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, M. Necker ein Feuilleton über Gilms Briefe im „Neuen Wiener Tagblatt“ (1904). Schönbachs Essay über Gilm steht nun in dessen Gesammelten Aufsätzen zur neueren Literatur, Graz 1900, S. 186. Einen

[1]) Ein Kampf der Geister in Tirol: Wiener „Deutsche Rundschau“ Nr. 15—16 und Sonderdruck. In einem Anhange finden sich Briefe von Schmeller, B. Auerbach, Mommsen und D. Fr. Strauß an J. Streiter in Bozen abgedruckt.

[2]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1900, S. 45 ff.

[3]) 49, 359—364; im 50. Band behandelt Schlossar auch B. Hunold und E. Wunschmann den Schriftsteller L. von Hohenbühel (gest. 1885).

[4]) Vgl. Innsbrucker Nachrichten 1898, Nr. 152.

argen Rückfall in die alte Manier der Klerikalen bei Beurteilung Gilms bedeutet ein Aufsatz von P. Tezelin Halusa,[1]) der Gilms Liebesleidenschaft rügt und von sittlicher „Entartung" des Dichters spricht. Als Vorbilder Gilms werden Günther, den der Tiroler Lyriker schwerlich kannte, und Heine genannt. Einen wichtigen Beitrag „Heine und Gilm" lieferte das Wiener Fremdenblatt 1905, Nr. 92. Jüngst hat Arnulf Sonntag (H. von Gilm. Darstellung seines dichterischen Werdeganges, München 1904) Gilms Entwicklung wissenschaftlich behandelt und tüchtige Resultate erzielt. Dagegen sind seine biographischen Beiträge manchmal anfechtbar und gegen die Erhebung Theodolindens auf Kosten Sofiens wurde von anderer Seite Einsprache erhoben.[2]) Gilms Brunecker Geliebte, Sofie Petter, ist am 19. Januar 1903 als Witwe Vanoni in hohem Alter gestorben. Sie hat Gilms Briefe leider verbrannt, die Gedichte aber ihrer Nichte vermacht. Franz Schumacher, H. von Gilms „Sophienlieder", gab davon ein dankenswertes Verzeichnis[3]) und fügte Erläuterungen bei. Einen Nachtrag dazu gab derselbe noch im „Sammler" 1904, Nr. 1 und druckte aus dem Nachlasse des Anton von Petzer ein Gedicht Gilms vom 8. Mai 1844 ab. Unter dem Titel „Gilms Jugendliebe" teilte S. M. Prem[4]) die Liebesbriefe Gilms an Josefine Kogler (1837—1841) mit, die sich teils im Ferdinandeum, teils im Besitze der Tochter Josefinens in Innsbruck befinden, und suchte auf Grund derselben eine Geschichte dieser Jugendliebe zu geben. Auch ungedruckte Gedichte kamen zum Vorschein.[5]) Eine kleine Nachlese hielt noch J. E. Wackernell, Wiener Briefe eines Tirolers aus den Oktobertagen 1848 und ungedruckte Gedichte Gilms.[6]) Aus diesen historisch interessanten Briefen des Ministerialbeamten Anton Pfaundler an seine Frau ergibt sich, daß Gilm noch im Oktober 1848 als Gardist Wachedienst leistete. Bei den Briefen lagen drei bisher unbekannte Gedichte Gilms in jüngeren Abschriften, darunter „Willkommen hier!", von dem Prem nachwies,[7]) daß es an J. J. Staffler gehe und dem Juni 1843 angehöre. Aus Josefinens Nachlaß teilt endlich Wackernell daselbst noch drei Charaden Gilms mit.

[1]) Hermann von Gilm. Nach seinen Gedichten gezeichnet: Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Zisterzienserorden 22, 309 ff. und 537 ff. (1901).

[2]) F. Sch(umacher) im „Sammler" (Beilage der „Neuen Tiroler Stimmen") 1904, Nr. 9.

[3]) Ebenda, 1903, Nr. 7.

[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1904, S. 283 ff.

[5]) Das in Pichlers „Frühliedern" enthaltene Gedicht Gilms „Der Baum" (S. 38—40) fand sich hier ohne Absatz von Gilms Hand geschrieben. Seither wurden durch das Ferdinandeum in Innsbruck aus Gilms Nachlasse noch ein paar datierte Gedichte erworben, die an Pepi Kogler gehen.

[6]) Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 2, 210 ff.

[7]) Gilm und der Topograph Staffler: Tirolerbote 1905, Nr. 216.

Da es eine Reihe von Gedichten Gilms gibt, die in den Ausgaben fehlen, wird die Aufgabe des Sammlers eine gewiß ebenso dankbare, als bei den zahlreichen Überarbeitungen und Abschriften der Gedichte schwierige sein. J. Seemüller hat auf Grund einer handschriftlichen Sammlung im Besitze einer Frau von Kink,[1]) F. Schumacher in einem Berichte über eine Abschrift von Marie Freiseisen[2]) von dem üblen Zustande des Gilm-Textes gesprochen. Beziehungen zu Zeitgenossen Gilms behandeln: Alois Meßmer. Ein Erinnerungsblatt von F.,[3]) wo von einem Besuche Meßmers bei Gilm in Bruneck im Mai 1845 und von dem („nicht gekrönten") Schützenliede Gilms die Rede geht. Auch ein Gedicht des späteren Fürstbischofs Vinzenz Gasser an Meßmer bei Überreichung des Ehrenpokals für das preisgekrönte Schützenlied wurde bekannt gemacht.[4]) Als politische Dichter werden Gilm und Adolf Pichler bei Chr. Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik, S. 306 ff. behandelt. Über Pichler schrieben A. W. Ernst in der „Gegenwart" (1897, Nr. 37), Bernhard Münz in Breitners Literaturbildern (1899) und in den Literarischen Physiognomien (1903) und R. M. Werner in seinem Buche „Vollendete und Ringende" (Minden 1900), ferner A. Bartels in seiner Geschichte der neuesten deutschen Literatur und im „Kunstwart" (1899). Hebbels Briefwechsel mit Adolf Pichler wurde vollständig (mit Ergänzung der Briefausgabe von F. Bamberg) im Euphorion 7, 96 ff. (1900) gedruckt, einen Brief Bodenstedts über Pichler (und M. Greif) teilte Prem in der Festgabe zum 50. Geburtstage Glossys („Ein Wiener Stammbuch" 1898, S. 32) mit. Das 80. Wiegenfest Pichlers ward im Sommer 1899 besonders durch den „Pan" in Innsbruck gefeiert. Neues in Wort und Bild brachte damals „Der Scherer" in einer eigenen Festnummer, einen reich mit Bildern ausgestatteten Aufsatz A. Brandl in „Über Land und Meer" (82, 770 ff.). Fast alle größeren Zeitungen und Zeitschriften enthielten Festartikel, ohne gerade viel Neues über den Dichter zu bieten. K. von Dalla Torre würdigte Pichler als Naturforscher im „Tirolerboten" (S. 1245 ff.) und J. Blaas als Geologen in den „Innsbrucker Nachrichten" (1899, Nr. 151). Auch eine „Adolf Pichler-Stiftung" trat ins Leben. Pichlers Tod (15. November 1900) rief abermals eine Masse von Aufsätzen hervor. Davon seien als wichtig die Trauernummer des „Scherer" (wegen ungedruckter Gedichte Pichlers) und die Gedenkrede von J. Seemüller bei der akademischen Trauerfeier in Innsbruck (1900) hervorgehoben, ferner die Schrift von S. M. Prem, Adolf Pichler der Dichter und Mensch (Innsbruck 1901) mit einem Anhange: Auszüge aus Pichlers Briefen an Prem (1899—1900). Per-

[1]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1901, 271 ff.
[2]) Der Sammler 1904, Nr. 6.
[3]) Ebenda, Nr. 7.
[4]) Ebenda, Nr. 8, S. 132.

sönliche Erinnerungen gaben Julius Jung,[1] P. Rosegger[2]) und Anton Renk.[3]) Auszüge aus Briefen Pichlers bot endlich auch K. von Thaler in der „Neuen Freien Presse" Nr. 13484 (1902). Der Briefnachlaß Pichlers gelangte testamentarisch an das Goethe-Schillerarchiv in Weimar. Seither sind wieder ein paar Arbeiten veröffentlicht worden. In der Festgabe für A. Tobler (1905) handelte A. Brandl über Dante und A. Pichler und S. M. Prem gab in der Einleitung zu der von Pichlers Tochter besorgten Gesamtausgabe eine Übersicht über Pichlers Leben und Schaffen.[4]) Der erste Band der Werke enthält die zuerst 1892 erschienene Selbstbiographie Pichlers „Zu meiner Zeit" mit zahlreichen Einsätzen des Dichters, die eine wichtige Quelle für die deutsche Literaturgeschichte Tirols darstellt. Der geistvollen Walpurga Schindl, die unter Pichlers förderndem Einflusse prächtige Blumenritornelle dichtete, wurde in Absam im Herbste 1903 eine Denktafel gestiftet. A. Brandl veröffentlichte in dem bildergeschmückten Buche „Erzherzogin Sophie und eine tirolische Dichterin" (Wien und Leipzig 1903) den Briefwechsel der Erzherzogin mit der Absamer Wirtstochter und druckte Gedichte Walpurgas ab. Die beiden Tiroler Dichter A. Plattner und J. G. Obrist behandelte A. Riggl in einer Monographie „Verkannt und vergessen" (Innsbruck 1902). Über seine Zeitgenossen Joh. Pfeifer, Isidor Müller und K. Speckbacher schrieb noch A. Pichler biographische Skizzen,[5]) S. M. Prem behandelte in einem größeren Aufsatze[6]) den Gelehrten und Dichter Christian Schneller, der aus Vorarlberg gebürtige Volksschriftsteller J. Wichner wurde von Gusti Hackel,[7]) Josef Seeber von J. Ranftl[8]) gewürdigt. Unter dem Titel „Moderne österreichische Lyriker" besprach Karl Menne[9]) die einander völlig ungleichen Tiroler A. von Wallpach und August Lieber. An den „vergessenen" Vonbank erinnerte das „Vaterland" (Wien 1904, Nr. 33) und über Robert Byr brachte der 41. Jahresbericht des Vorarlberger Museumsvereins (1902—1903) und Bettelheims „Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog" 8, 405 (von H. Sander) einen Nachruf. H. Sittenberger behandelte gelegentlich in seinen Studien zur Dramaturgie der Gegenwart (1, IV) den Tiroler K. Domanig. Ein Stück Selbstbiographie lieferte der Schriftsteller R. Chr. Jenny in

---

[1]) Euphorion 8, 229 ff. mit reichen Anmerkungen.
[2]) Heimgarten 25, 278 (1901).
[3]) Ostdeutsche Rundschau 1900, Nr. 317.
[4]) Gesammelte Werke, 1. Band (1905), zugleich besonders gedruckt in Georg Müllers „Grünen Blättern für Kunst und Volkstum" Heft 12 (München und Leipzig 1905).
[5]) Wiener Zeitung 1899, Nr. 225 und 1900, Nr. 224.
[6]) Tirolerbote 1901, Nr. 254.
[7]) Ebenda, 1904, Nr. 12 ff.
[8]) Historisch-politische Blätter 1904, Band 134.
[9]) Neue Tiroler Stimmen 1905, Nr. 11 ff.

der Festgabe zu Gloſſys 50. Geburtstage,[1]) während J. A. Heyl Selbsterlebtes zu einem Volksbuche verarbeitete: „Auf stürmischer Fahrt", Bilder und Geschichten für die reifere Jugend und das Volk aus dem Leben eines deutschen Tirolers (zwei Teile, Brixen 1903). Die Aufzeichnungen des an B. Auerbach gebildeten Dorfnovellisten Fr. M. Felder aus Schoppernau im Bregenzerwalde, (1839—1869) „Aus meinem Leben" hat A. E. Schönbach in mustergiltiger Form mit einer klarstellenden Einleitung herausgegeben.[2]) Über eine Senn- und Schullernfeier des „Pan" in Innsbruck anläßlich der Enthüllung von Gedenktafeln für J. Senn und A. von Schullern berichteten die „Innsbrucker Nachrichten" 1900, Nr. 161, über die Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan" selbst 1898, Nr. 278 und 283. R. Strohschneider behandelte auf einem „literarisch-kritischen Streifzuge" die landschaftliche Alpenschilderung in der neueren tirolischen Literatur.[3]) Auch zwei moderne Almanache brachte die jüngste Zeit: „Jungtirol" (ein moderner Musenalmanach aus den Tiroler Bergen, Leipzig 1899), herausgegeben von Hugo Greinz und Heinrich von Schullern, und „Bergbrevier" (1905), herausgegeben von dem Lyriker A. von Wallpach.

Auf dem Gebiete der Sprachforschung muß in erster Linie die Untersuchung von J. Schatz über die Imster Mundart (1897) genannt werden, die sehr günstige Beurteilungen fand, unter anderm von E. Martin (in Straßburg). Auf dieser Arbeit beruht die Abhandlung von J. Schatz über die tirolische Mundart[4]) mit einer Sprachenkarte, die schon Steub in seinen „Onomatologischen Belustigungen" (1878, S. 5) verlangt hatte. Ein einzelnes Gebiet untersuchte Josef Bacher, „Die deutsche Sprachinsel Lusern",[5]) womit die Zahl der wichtigeren Arbeiten auf dem von mir abgegrenzten Gebiete erschöpft sein dürfte.

Graz, September 1905. S. M. Prem.

Neue Goethe-Ausgaben.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Band 1, 6, 8, 9, 11, 12, 13, 17—25, 28, 30—35, 39.

Goethes Werke unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und

[1]) S. 351: „Erinnerungen aus meiner Kindheit".
[2]) Schriften des Literarischen Vereins in Wien II. (1904).
[3]) Innsbrucker Nachrichten 1903, Nr. 294.
[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums 1903, S. 1 ff.
[5]) Hirn und Wackernell, Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs 2c., 10. Band (1905).

erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut (Meyers Klassiker-Ausgaben). Band 1—15, 22.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Berlin, O. Elsner 1902. Band 1—3.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger (Cottas Bibliothek der Weltliteratur). Band 1—4.

Die beiden neuen Ausgaben von Goethes Werken sind als sehr erfreuliche Erscheinungen zu begrüßen. Sie können beide warm empfohlen werden. Guter Druck und gutes Papier zeichnen beide aus und der Preis ist bei beiden so billig gestellt, daß sie jeder leicht erwerben kann. Namentlich die Cottasche Jubiläums-Ausgabe präsentiert sich sehr stattlich; man könnte geneigt sein, ihr in bezug auf die Ausstattung auch vor der Weimarischen (W) den Vorzug zu geben. Der Druck ist äußerst sorgfältig überwacht; sie kann als annähernd druckfehlerfrei bezeichnet werden. Beide Ausgaben bedeuten überdies in bezug auf den Text einen bewußten Fortschritt gegen W: sie haben sich von C mehr emanzipiert und wo es anging, die Wiener Ausgabe (B[1]) zur Verbesserung der fehlerhaften Lesarten in C herangezogen. Freilich die Gestaltung des Textes von Goethes Schriften bleibt nun einmal, wie Alfred Schöne (Zeitschrift für deutsche Philologie 32, 286) treffend ausführte, eine der schwierigsten Aufgaben der Textkritik: man wird „mit Notwendigkeit daraufgeführt, die Textgestaltung, wenn nicht im ganzen so doch für einzelne Fälle auf ein Kompromiß zu gründen, das sich mit dem relativ Wahrscheinlichsten begnügen muß, weil die Gestaltung des absolut Richtigen versagt bleibt". Im übrigen hat jede der beiden Ausgaben ihre besonderen Vorzüge.

Nur die Cottasche Jubiläums-Ausgabe (im folgenden mit J bezeichnet) scheint Goethes sämtliche Werke bringen zu wollen, während die Meyersche (M), so viel ich aus der Anordnung zu schließen imstande bin, einige minder wichtige Schriften offenbar zu übergehen beabsichtigt. J rechnet auf den genießenden gebildeten Leser, dem sie durch geschmackvolle Einleitungen zu Hilfe kommt; M möchte auch in das wissenschaftliche Studium der Werke Goethes einführen. Während J jeden textkritischen Apparat verschmäht, gibt M im Anhang kurze Rechenschaft über auffallende Lesungen. Diese Ausgabe zitiert ferner die wichtigste Literatur, geht auf innere Geschichte der Werke in ihren Anmerkungen ausführlich ein, bringt die wichtigsten Paralipomena, die J grundsätzlich ausgeschlossen hat. Als Handausgabe zu rascher Orientierung über diese oder jene Einzelfrage wird sie auch dem Kenner willkommen sein. Die

Anordnung ist in M teilweise durch typographische Rücksichten beeinflußt. Natürlich sind bei der großen Zahl der Mitarbeiter die einzelnen Bände der beiden konkurrierenden Ausgaben verschieden behandelt. Ich weiß zwar nicht, wie weit in J diejenigen Herren, die die einzelnen Bände „mit Einleitung und Anmerkungen" versehen haben, auch für den Text verantwortlich sind, doch glaube ich individuelle Verschiedenheiten wahrzunehmen. Ich bitte aber zu entschuldigen, falls ich mich im folgenden gelegentlich an eine falsche Adresse wende.

In M liegen die Gedichte bereits vollständig vor, von Heinemann und Ellinger herausgegeben: Band 1—3, 338 und 4, 185 ff. (Divan), während J erst den ersten von von der Hellen edierten Teil bietet. Die Einleitung von von der Hellen ist recht hübsch, die Heinemanns bewegt sich in den herkömmlichen Wendungen. Sehr angenehm ist in M ein vollständiges alphabetisches Verzeichnis der Anfänge und Überschriften (3, 451); dagegen fehlen in den Inhaltsverzeichnissen (um Platz zu sparen?) diejenigen Gedichte, welche keine besondere Überschrift haben. M schließt sich an die Weimarer Ausgabe, J wahrt die Anordnung in C bis zum Ende des in C ersten Bandes; dann sind die Abteilungen „Sonette, Cantaten, Vermischte Gedichte, Aus Mignon" ausgelassen, so daß auf die „Vier Jahreszeiten" gleich die Abteilung „Antiker Form sich nähernd" folgt, dann eine neue Gruppe „Vermischte Gedichte, Erste Abteilung". Daß die beiden Gedichtwiederholungen vermieden sind, versteht sich. Auch „Kennst Du das Land" steht nicht an der Spitze der Balladen, sondern wird wohl mit der Abteilung „Aus Wilhelm Meister" nachgeholt werden.

Die Anmerkungen von der Hellens gehen besonders auf die Entstehungsgeschichte der Gedichte ein; in dieser Beziehung sind die Heinemanns etwas zu knapp für den ungelehrten Leser. Für den nachprüfenden Gelehrten sorgen sie allerdings gut, und in der Stellenerklärung leisten sie mehr. Heinemann gibt im Anhang auch die Paralipomena zu den römischen Elegien. Eine neue Entstehungshypothese trägt von der Hellen zu dem Gedicht „An Lina" (S. 67) vor: „Lina" = „Tina". J 1, 20 „Selbstbetrug" Vers 8 hat von der Hellen den Druckfehler „regt" aufgenommen, S. 46 „Mailied" Vers 23 „blinkt" nach der „Iris" in den Text gesetzt. S. 93 „Ergo bibamus" ist nach Steig, Goethe-Jahrbuch 16, 186 korrigiert, auf Grund der Handschrift. Man kann zustimmen. Aber daß der von Zelter veranstaltete Druck die wirklichen oder vermeintlichen Fehler in den „Werken" verschuldet hat, ist sicher falsch. S. 90 „Rechenschaft" Vers 73 ist die Lesart seit 1815 „Sollst uns nicht nach Weine lechzen", obwohl nachweislich kein bloßer Druckfehler, als „ein Versehen des Schreibers oder eine übereilte Schlimmbesserung des Dichters" rückgängig gemacht, S. 96 die durch Göttling veranlaßte Überschrift „Epiphaniasfest" in „Epiphanias" rückkorrigiert.

S. 111 (M 1, 111) zu „Ritter Kurts Brautfahrt“ sind die beiden Herausgeber, von der Hellen und Heinemann darin einig, daß „die Amme“ hier so viel bedeute, wie „Mutter“ (so schon von Loeper 2. Ausgabe, S. 365, irregeführt durch eine Bemerkung bei Schmeller über den Gebrauch des Wortes im oberen Inntal und im Allgäu). Aber abgesehen davon, daß es doch nicht richtig ist, daß das Wort in der „älteren Sprache“ schlankweg diese Bedeutung habe, geht der Humor der Situation verloren. Es handelt sich in der Tat um die Amme seines unehelichen Kindes, die dem Ritter zuerst kuppelnd naht („Habt Ihr nichts an Euer Schätzchen?“); dieser bändelt dann auch richtig mit der drallen Kindsmagd an wie früher mit ihrer Herrin, der „Jungfrau“ (Vers 24), die wir uns bürgerlichen Standes denken dürfen. Daß die Magd schon Vers 15 „ein Liebchen“ (nicht „sein Liebchen“) genannt wird, muß man aus der Situation verstehen. Für einen Ritter Kurt ist eine hübsche Person am abgelegenen Ort allemal „ein Liebchen“.

J 1, 52 (M 1, 51 „Frühzeitiger Frühling“) Vers 3 setzt J Komma hinter „Sonne“, M keins. Wie steht es hier mit B¹? Der subjektive Geschmack kann nicht entscheiden.

M 1, 324 „Die Cicade“ Vers 14 ist der (im Druckfehlerverzeichnis korrigierte) Fehler „Weise, Zarte, Dichterfreundin“ aus der Weimarer Ausgabe übernommen. M 1, 94 „Epiphaniasfest“ ist Vers 12 die schöne Konjektur von Loepers, die auch J aufgenommen hat, wieder rückgängig gemacht.

Zwischen die übrigen Gedichte und den westöstlichen Divan schiebt M „Hermann und Dorothea“ 3, 339, Achilleis 4, 1 (herausgegeben von Ellinger) und „Reineke Fuchs“ 4, 41 (von Klee) ein, die in J den sechsten von Schreyer bearbeiteten Band umfassen. Beide Ausgaben schließen sich im Text an W. In M korrigiert Klee im Reineke Fuchs 10, 80 f. „durchflochten mit zierlichen Ranken Und mit Rot (C „rot“, W und danach J „rot-“) und blauer Lasur“: sicher richtig; ferner Reineke 1, 152 „Wär' er klug, so schwieg (WJ schwieg') er davon“. Reineke 7, 54 setzen beide Ausgaben „begegnet'“ (mit Apostroph). Reineke 6, 107 bessert J „Drüber“ in „Mir drüber“, 9, 95 „ihn“ in „ihm“, letzteres gewiß unnötig, 5, 306 das wunderliche „Einsmal“ in „Einmal“; aber Klee merkt richtig an, daß sich die Unform auch 11, 77 findet, wo sie auch Schreyer nicht antastet: „Eins und zwei- und dreymal“. Bei der Besprechung des Achilleis-Planes sucht Ellinger zwischen Fries und Morris zu vermitteln.

M 6 enthält beide Teile des „Faust“, bearbeitet von Otto Harnack, mit trefflicher Einleitung und einzelnen fördernden Anmerkungen. Harnacks Anschauungen sind bekannt: die Einheitstendenz tritt stark hervor. Die „philosophisch-grübelnde Reflexion“ (S. 514) ist doch nicht gerade der hervorstechende Zug von Kuno Fischers Faustbuch. Auch die wichtigeren

Paralipomena sind mitgeteilt und kommentiert, leider ohne Bezifferung, zum Teil mit neuen Lesungen Harnacks auf Grund einer Nachvergleichung der Handschriften. Vergleiche zu Paralipomena 10 nach der Numerierung in W (Vers 9 Wünschelruthen) 61 (Vers 5 betrüge, 8 daß man es halb verstecke), 84 (Zeile 13 zuerst auf die Architektur . .), 189 (dreimal „unfruchtbar" konjiziert), 190 (dem Wanderer im 5. Akt zugeteilt; Vers 5 Wracks, 6 manches Rasen). Paralipomena 22 will Harnack ins Jahr 1788 verlegen, da Fausts mildes Verhalten gegen die Roheit der Jugend noch auf die erste Form von „Auerbachs Keller" weise. Schade, daß im Text einzelne falsche Lesarten der Weimarer Ausgabe beibehalten sind, vor allem die falsche Konjektur Erich Schmidts oder vielmehr Düntzers, die die schöne Stelle Vers 8843 ff. entstellt. Sie scheint, obwohl schon eine Bemerkung Burdachs (Litterarisches Zentralblatt 1898, Spalte 1521) die richtige Auffassung nahelegte, sich festsetzen zu wollen. So sei auch hier nachdrücklichst dagegen protestiert. Die von Schmidt mißverstandenen Worte lassen sich in schwerfälligster Prosa etwa folgendermaßen umschreiben: „Denjenigen, welche dieses Land geboren hat und aus einer Gefahr (Bedrückung durch die Türken) in die andere (Revolution) versetzt hat, freien Menschen von grenzenlosem Mut, die verschwenderisch mit dem eigenen Blut umgehn, ihnen möge, da sie nicht zu dämpfen[1]) sind, ihr Unternehmen heiligen Sinn[2]) verleihen, allen Kämpfenden (Mohammedanern wie Christen) aber Gewinn bringen (zum Segen gereichen)."

Goethes mit kühnen Zeugmen und Nachahmung antiker Konstruktionen operierender Altersstil sagt das viel kürzer:

> Welche dieß Land gebar
> Aus Gefahr in Gefahr,
> Frei, unbegränzten Muths,
> Verschwendrisch eignen Bluts,
> Den nicht zu dämpfenden
> Heiligen Sinn,
> Alle den Kämpfenden
> Bring' es Gewinn!

Vers 5117 setzt Harnack mit C 41 (gegen C 12) vielleicht richtig „finde", 6552 jedenfalls falsch „Stand" ein. In den Anmerkungen zu 9655 (6379 ist verdruckt), 6587 und 6814 wird das Fehler in C auf Grund der Handschriften bessernde textkritische Verfahren Erich Schmidts doch nicht richtig als „Emendation" bezeichnet.

Eine ausgezeichnete Leistung ist der entsprechende 13. Band in J, der, von Erich Schmidt herausgegeben, den ersten Teil des Faust bietet,

---

[1]) „Also werden die Philister gedämpft." 1. Sam. 7, 13. Aus biblischem Sprachgebrauch ein Lieblingswort Goethes, siehe Deutsches Wörterbuch 2, 717 ff.
[2]) „. . . Quanta sanctitate bellum gessisset." Cornelius Nepos Lys. 14.

mit einem in seiner prägnanten Kürze meisterhaften Kommentar, der eine Fülle geistvoller Bemerkungen, Wort-[1]) und Sacherklärung enthält, mit Parallelstellen, namentlich auch biblischen Belegen, welche Schmidts bekannte bewunderungswürdige Belesenheit an den Tag bringen. Im Text ist 279 „Sonn'", 541 „rum" geschrieben, wie seinerzeit Düntzer verlangte, 719 mit Recht das Komma nach „Und" gestrichen, 503 wieder „Webe" hergestellt, 2174 „Laß" gebessert. 4195 liest Schmidt jetzt mit HA „Fürwahr, es sind die Augen eines Toten", was mir nicht recht eingeht.

M 6, bearbeitet von Heinemann, enthält außer „Iphigenie", „Tasso", „Natürlicher Tochter" (= J 12 mit Einleitung und Anmerkungen von Köster) auch die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen". Beide Herausgeber folgen im Text der Weimarischen Ausgabe und weichen mit ihr von CC[1] ab, zum Beispiel in der Ersetzung des starken Adjektivs durch das schwache in Fällen wie Iphigenie 464, 488 „gutes Raths", 1164 „vergossnes Mutterblutes". Tasso 2000 setzt Heinemann mit Recht „in ersehntem Schatten" mit H[1] gegen alle Ausgaben; der Plural „ersehnten" ist doch zu gezwungen. Ebenso aber ist gewiß 3014 „mit Gnade" einzusetzen nach HSE; die Kakophonie „mit Gnaden den" ist Goethe nicht zuzutrauen, und überdies ist „einen mit Gnaden überhäufen" doch nicht dasselbe wie das hier erforderliche „einen mit Gnade überhäufen". Den Fehler teilt auch Köster. Vers 2191 haben sich beide Ausgaben mit BCC[1]W für „an (nicht „nach") einem Tag der höchsten Lust" entschieden, 1669 Heinemann mit W gegen BCC[1] für „zu uns", Köster aber für „zu ihm". Heinemann hätte jedenfalls einsetzen sollen 1193 „Freuden", 2402 „Ach", 3065 „der Fleiß", 3342 „die" (für „sie"). Vor 1125 ist in J das Wörtchen „allein" hinter „Tasso" willkürlicher Zusatz des Herausgebers. So viel ich sehe, hat Köster zuerst bemerkt, daß Goethe mit den Versen 226 ff. („Die Liebe zeigt in dieser holden Schule sich nicht als ein verwöhntes Kind" usw.) auf den 2. Chor im „Aminta" anspielt.

M 7 vereinigt als „Dramen in Prosa" „Götz", „Egmont", „Clavigo", „Stella", „die Geschwister", „Großkophta", „Bürgergeneral", herausgegeben von Th. Matthias. Es vergleicht sich J 11 mit „Erwin und Elmire", „Claudine", „Clavigo", „Stella", „Geschwister", „Wette",

---

[1]) Vers 3608 „Die Scherben vor meinem Fenster": „Blumentöpfe". Harnack hält eine Erklärung für unnötig. Aus neuerer Zeit bringt das Deutsche Wörterbuch 8, 2563 nur einen Beleg aus Hebbels „Maria Magdalena", Heyne 3, 309 einen aus Freiligraths Gedichten, dazu bildliche Wendungen bei Wieland und Schiller. Vgl. auch J. Grimm Kleinere Schriften 1, 22: „Samen eines armen Unkrautpflänzchen, das ich im Sommer 1821 vor dem Verderben und Verdörren rettete, daß es hernach so fortkam und fortwucherte, daß es eine ganze Scherbe deckte."

„Egmont" von Wunder bearbeitet und J 9 von Pniower, wo den Zeitdramen „Großkophta", „Bürgergeneral", „Epimenides" auch noch die dramatischen Gelegenheitsdichtungen angereiht werden. Über Einzelheiten der Textbehandlung läßt sich streiten.

Im „Götz" ist M 116, 4 = W 8, die von Düntzer herrührende Änderung, die Matthias aufgenommen hat „auf meine Güter" (statt des überlieferten „auf ihre Güter") keineswegs unbedingt nötig. Ich würde eher Zeile 20 „seine" in „meine" korrigieren. Adelheid ist die reiche Erbin, deren Güter Weislingen W 76, 8 von „übermütigen Feinden zu befreien" verspricht und auf denen er nun als Herr schaltet. Im „Egmont" schließt sich J mit wenigen Änderungen an W (ich habe freilich hier wie überall nur Stichproben gemacht); M verwirft einige der Minorschen Besserungen. Aber zweifellos werden von E ab Fehler durch die Überlieferung fortgeschleppt, die wir nicht verewigen dürfen. J 268, 16 = W 8, 213, 8 folgt Wunder W; aber die Sache liegt doch wohl so, daß Goethe einen Schreibfehler von H² in S korrigiert hat. Im „Clavigo" hat sich Wunder fast ganz nach Bernays gerichtet. J 91, 26, 27, scheint mir durch ein Mißverständnis des Apparates der Weimarer Ausgabe S. 405 veranlaßt.

In der „Stella" stellen beide Ausgaben jetzt mit HE, beziehungsweise HES¹ her: J 147, 1 = M 290, 15 (W 132, 10) „manchmal" für „einmal", J 156, 2 = M 298, 25 (W 145, 9) „Ich habe sie" (statt „Sie"), J 150, 9 = M 30, 37 (W 148, 17) Komma hinter „Herz", J 176, 13 = M 315, 28 (W 171, 18) „ich hätte sie nicht (statt „nie") wieder gesehen, sie mich nicht", J 178, 18 = M 317, 25 (W 174, 16) „Weißt du den Nachmittag < noch > im Garten". Aber warum behielt J mit S² = W bei 155, 24 (M 297, 23 = W 143, 23) „Was meinen Sie?", während M konsequenter auch hier mit HES¹ liest: „Wie meinen Sie?" Beide Ausgaben setzen mit H ein: J 166, 2 = M 306, 25 (W 157, 25) „ward" für „war". Aber wenn hier ein Druckfehler vorliegt (einer der geläufigsten), dann doch gewiß auch J 161, 4 = M 302, 28 (W 151, 6), wo nur M mit H schreibt „lächelt und klopft ihr < auf > die Achseln". Auch an folgenden Stellen korrigiert M nach H: 308, 14 = J 167, 21 (W 159, 26), „jede Sorgen", 323, 20 = J 184, 23 (W 183, 5) „ists" (für „ist"), 329, 23 = J 191, 20 (W 192, 11) „täuschtest" für „täuschest". Ich glaube, mit Recht. Denn wie bei normaler Überlieferung der kritische Grundsatz gelten muß, daß alles was aus äußeren oder inneren Gründen als Änderung des Dichters betrachtet werden kann, im Zweifelsfalle auch als solche behandelt werden muß, so hat bei so anerkannt schlechter auch der umgekehrte Grundsatz Platz zu greifen, daß alles, was ungezwungen als eine auf mechanischem Wege (durch Auslassung, Verlesung usw.) entstandene Verunstaltung aufgefaßt werden kann, im Zweifelsfalle auch als solche zu

gelten hat. Beachtenswert ist ferner in M die Lesung 289, 21 = J 145, 23 (W 130, 26) „eintraten in manche noch schlechtere Herberge" (für „eintrafen" der Drucke; H zweifelhaft). Aber wie kam der Herausgeber von M dazu, 303, 22 = J 163, 29 (W 152, 15) das durch Himburg in die Drucke gekommene „glich" wieder einzusetzen, da doch das von W aus E aufgenommene, auch von J beibehaltene „gleicht" vollkommen sinngemäß ist?

Auch bei den „Geschwistern" ist Muncker, wie mir scheint, zu zaghaft verfahren. Er stützt seinen Text im wesentlichen auf S, indem er ebenso wie Schröer in der Weimarischen Ausgabe die Abweichungen von ABC (W 130, 14 fehlendes „auch", 131, 12 fehlendes „so", 134, 1 „freier Luft" statt „freiere Luft", 134, 14, 15 fehlendes „auf die Wage legte und") gewiß mit Recht als Druckfehler behandelt. Dann war aber auch W 142, 6 = J 214, 12 mit H^{1-3}S gegen Schröer „gerne" (nicht „gern") zu lesen. Über S geht Muncker im allgemeinen nicht zurück: ein richtiges Prinzip, da in S Goethesche Änderungen stehen. Er läßt also J 206, 2 = W 130, 27 mit S (gegen W) die Worte weg „Was Sie für den Bruder taten", obgleich man keinen Grund erkennt, weshalb sie Goethe getilgt haben soll, ebenso 206, 10 das Wörtchen „und" vor „niedersieht". Er liest 212, 12 = W 139, 14 „O Wilhelm! Wilhelm! du bist so weit gebracht . ." (gegen „bist du" H^{1-3}W), 198, 28 = W 121, 12 „Wenn du hernach bei Tische sitzest" (gegen „wenn du bei Tische sitzest" ABC und „wenn du hernach so beim Tische sitzest" H^{1-3}, „wenn du hernach so bei Tische sitzest" WM). Aber 203, 10 = W 127, 9 kam er doch ins Gedränge; er hat mit H^{1-2} nach dem Vorgange von W die in H^3SABC ausgefallenen Worte „sie soll nicht heftig lieben" aufgenommen, und sie sind in der Tat kaum zu entbehren. Damit ist aber doch im Prinzip die Berechtigung zugestanden, über S auf H^{1-2} zurückzugehen. Matthias liest in allen diesen Fällen wie W, geht aber noch über W hinaus, indem er nach H^{1-2} einsetzt: M 347, 8 = W 131, 19 „das sind" (nicht „da"), 353, 31 = W 142, 4 „doch noch (nicht „wohl") eine Frau", ersteres wenigstens recht wahrscheinlich. Aber warum behält auch Matthias W 142, 6 das „gern" von ABC gegen H^{1-3}S bei? Nicht genügend begründet scheint es mir, wenn Schröer und Matthias sich an einzelnen Stellen lediglich auf die Autorität von H^2 stützen. Matthias geht darin über Schröer hinaus, so daß er M 354, 9 = W 142, 22 das freilich naheliegende „fühlte" für das an sich nicht unmögliche „fühle" einsetzt. Muncker hat dagegen auch nicht die W 14, 8 = J 208, 19 und W 134, 14 = J 210, 7 nur auf die Autorität von H^2 von Schröer nnd Matthias in den Text gesetzten entbehrlichen Wörtchen „immer" und „wohl" aufgenommen. Es müßte in der Tat erst bewiesen werden, daß diese Zusätze von Goethe selber herrühren, um ihre Zufügung diskutabel zu machen. Auch wenn Muncker 202, 20 =

W 126, 9 das Wörtchen „ihm" nicht in den Text setzt, obwohl der Zusatz in H² hier (nach Schröer) in der Tat von Goethe selbst herrührt, so kann ich das nur billigen: es ist doch nicht ausgeschlossen, daß es sich nur um einen vorübergehenden, später nicht weiter berücksichtigten Einfall des Dichters handelt.

Über den „Großkophta" habe ich nichts zu bemerken. Beim „Bürgergeneral" überzeugen mich die aus H von Matthias in den Text gesetzten Lesungen nicht voll, abgesehen von der schon von Elster in W aufgenommenen M 457, 1 = W 253, 1, „vor" statt „in", der sich vielleicht M 473, 10 „braucht" für „brauch'" anreiht. Pniowers Anmerkungen zu J 9 sind recht reichhaltig und verdienen besonderes Lob.

Auch die Singspiele hat Pniower bei Cotta herausgegeben als Band 8, während sie in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts fehlen; man sieht nicht recht, an welcher Stelle sie etwa noch nachgebracht werden sollen. Die Einleitung ist sehr knapp. „Scherz, List und Rache" hat in dieser Ausgabe 4 Verse mehr als in W, die hinter 870 aus der Handschrift in den Text gesetzt sind, da sie in den Drucken nur versehentlich ausgelassen seien. Mir scheint die Annahme angesichts der sonstigen Veränderungen von S gegen H, z. B. der Plusverse von H nach 1065 W, doch nicht sicher genug. Die zuerst von von der Hellen in W als verschleppter Druckfehler aufgefaßte, nun von Pniower beseitigte alte Lesart in „Claudine von Villabella" Vers 285 „Sie welken, da Ihr bleibt" (Pniower: „geht") läßt sich verteidigen. Auf Pedros „Glückfel'ge Blumen! . . . Ihr bleibt, und ich muß gehn" erwidert Claudine mit einer Geste gegen ihr Herz: „Nein, die Blumen welken (gehn also), während Ihr (d. h. Euer Bild) bleibt (nämlich in meinem Herzen)". Darauf Pedro entzückt: „Was sagst du mir!" Und wie Claudine vorher mit dem Worte „bleiben" gespielt hat, so fährt sie nun wortspielend fort: „Ich wollte, daß ich viel zu sagen (das ist: zu befehlen) hätte." Bei Pniowers Lesung, nach der Claudine mit sentimentaler Betonung eine arge Trivalität sagt, versteh ich Pedros Ausruf nicht recht.

M 8 bringt den „Werther", der in J noch fehlt und die „Wahlverwandtschaften", die in J den 21. Band bilden. Für den Text des „Werther" hat in M der Herausgeber Viktor Schweitzer aus den Arbeiten Seufferts reiche Belehrung geschöpft. Er schließt sich etwas enger an C an. M 342, 4 lies „ziemlich". J bringt für die „Wahlverwandtschaften" (Herausgeber Muncker) einige kleinere Verbesserungen. Sie setzt jetzt 252, 7 = W 347, 28 „schon so lange" in den Text, wohl auf die Autorität von B¹ hin?, während M 393, 20 mit BBC¹W „schon lange" behält, ebenso J 185, 8 = W 254, 13 „hatten" für „hatte" in CC¹W. Sie behält gegen W das einem momentanen Lapsus des Dichters entsprungene „Gräfin" (statt „Baronesse") J 96, 27 = W 130, 4

und die in W überflüssigerweise veränderte synkopierte Form „Tags" J 146, 5 = W 200, 10. M liest wie W.

M 9—11 herausgegeben von B. Schweitzer und Harry Maync und J 17—20 herausgegeben von W. Creizenach bieten „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre", zwischen die M 10 noch die Goetheschen Novellen einschiebt. Bei der Herstellung von M 9 lag der entsprechende, von Schüddekopf so sorgsam edierte Band der Weimarischen Ausgabe noch nicht vor, so daß der nach C hergestellte Text eine Reihe nachträglicher Korrekturen erfahren hat. M 10, 87, 14 hätte „haushältisch" (mit N—B¹) gesetzt werden sollen, das auch die Weimarer Ausgabe an der entsprechenden Stelle 23, 135, 21 inkonsequenterweise in „haushälterisch" umgesetzt, 21, 41, 12 aber lediglich auf die Autorität von N¹ beibehalten hat. J 18, 265, 25, 26, bietet das Richtige. In Einzelheiten schließt sich J manchmal etwas enger an N¹, z. B. 17, 31, 28 „Trutz" für „Trotz" in CW. Bei den „Wanderjahren" hatten die Herausgeber, denen der Apparatband W 25 noch nicht vorlag, eine Reihe kühner Änderungen Josephs wieder rückgängig zu machen, worüber Maync im Anhang Rechenschaft ablegt. Doch hat M noch das in W ganz willkürlich statt „Jarno" durchgeführte „Montan" beibehalten. J hat sich noch enger an CC¹ angeschlossen. Eine gründliche textkritische Untersuchung, wie sie Joseph beabsichtigte, und die Aufstellung fester textkritischer Prinzipien ist hier freilich noch dringendes Erfordernis. Das bisher notgedrungen geübte eklektische Verfahren im einzelnen zu kritisieren hat wenig Zweck.

M 12 und 13 herausgegeben von Heinemann und J 22—25 herausgegeben von R. M. Meyer enthalten „Dichtung und Wahrheit". Meyers Einleitung ist sehr lesenswert und macht, teilweise im Anschluß an Roethes schönen Vortrag, den Versuch, Goethes Autobiographie als Kunstwerk dem Verständnis zu erschließen. Meyer gibt einen Überblick über die Entstehungsgeschichte (unter Benutzung von Alts Dissertation) und bespricht auch die Mängel der Komposition. Auch die Anmerkungen gehen auf die technischen Fragen in sehr erfreulicher Weise ein. Bei Heinemann ist ein gutes Register eine höchst erwünschte Beigabe. Für den Text ist es üblich geworden, auffallende Goethe'sche Irrtümer bei Eigennamen zu korrigieren. So W 29, 167, 9 „Georg Melchior Kraus" für „Johann", W 28, 160, 7 „Christian Heinrich Schmid" für „Philipp", W 27, 309, 27 „Süßmilch" für „Silberschlag". Mir scheint das Verfahren, das auch die beiden neuesten Herausgeber beibehalten, nicht unbedenklich. J 23, 62, 13 und 18 (W 27, 83, 15 und 21; M 12, 295, 26 und 31) ist denn auch verständigerweise die Korrektur der Ausgabe 1837 rückgängig gemacht und an beiden Stellen statt „Friedrich Eugen" und „Friedrich" wieder „Ludwig" eingesetzt, da seit Schanzenbach feststeht, daß sich hier das Versehen Goethes gar nicht

kurzerhand korrigieren läßt; Heinemann liest mit W und gibt eine Fußnote. Anders liegt es natürlich mit ausgesprochenen Druck- oder Diktierfehlern wie W 27, 59, 8; J 23, 45, 4; M 12, 280, 4, wo unsere neueren Ausgaben seit 1851 gewiß mit Recht „Geiler (statt „Kaiser") von Kaisersberg" in den Text gesetzt haben. W 27, 52, 24 ist der falsche Akkusativ „einen feinen Mund" gegen alle Drucke auch von Meyer mit der Ausgabe von 1837 korrigiert. W 27, 324, 8 = J 23, 242, 3 hat Meyer nicht die Lesart von EB[1] BC[1] beizubehalten gewagt „ein kleiner zusammengefalteter Mann" als Apposition zu „des Kardinals", sondern mit CW den Genetiv eingesetzt. J 23, 161, 22 ff. = W 27, 214 23 ff. setzt Meyer das fehlende „Seite" gegen von Loeper, Bächtold, Heinemann an erster Stelle (hinter „einen") ein. Unserem heutigen Stilgefühl sagt das mehr zu: ob es aber Goethes Art entspricht, ist mir nicht ganz so sicher. J 23, 16, 30 = W 27, 22, 26 scheint mir die Konjektur Düntzers „nähernd", die Heinemann hier M 12, 254, 33 auch aufnimmt, unbedingt geboten.

In Heinemanns Ausgabe sind mir in den Anmerkungen einige kleine Abweichungen von den Angaben in Bächtolds Apparat aufgefallen, die ich momentan nicht zu kontrollieren imstande bin. So soll W 26, 120, 10 „Äußeres" nach Bächtold nur in BC, nach Heinemann aber auch in C[1] stehen. Wer hat Recht? In der Anmerkung zu M 12, 205, 19 ist durch ein Versehen die Angabe „ihn" C ausgefallen. Die textkritischen Bemerkungen von M lassen in diesem Bande öfters im Stich, wo man sie zu erwarten hätte. So wäre noch zu bemerken gewesen, daß die Lesung M 84, 20 = W 26, 107, 27 „Angaben" (statt des von Meyer beibehaltenen unverständlichen „Aufgaben") eine von Düntzer herrührende, von W akzeptierte Konjektur ist; ebenso zu M 96, 33 „ins Tote Meer". M 13, 130, 26 = W 27, 190, 14 = J 24, 143, 4 korrigiert Heinemann wohl mit Recht die überlieferte Lesung „Scheidungen und Mißheiraten" in „Scheidungen von Mißheiraten".

Zur Anmerkung zu J 33, 21, 3 bemerke ich, daß wir doch jetzt lange wissen, daß der junge Engländer, der Cornelie liebte, Harry Lupton hieß.

M 14, 15 enthält die „Italienische Reise" herausgegeben von Robert Weber und die „Kampagne in Frankreich nebst der Belagerung von Mainz". Die Italienische Reise ist mit vortrefflichen, sehr lobenswerten Anmerkungen ausgestattet, die es auch dem heutigen Italienfahrer erleichtern, sich in dem Italien Goethes zurecht zu finden. Für den zweiten römischen Aufenthalt lag W noch nicht vor: der Text zeigt mehrfache Abweichungen von CC[1]. In J 28 ist die „Kampagne" und „Belagerung" mit einer prächtigen Einleitung aus Alfred Doves kundiger Feder versehen.

J 30 bringt dann Goethes Annalen mit Einleitung von Walzel, J 33—34 die Schriften zur Kunst, J 39 den Band der naturwissenschaftlichen Schriften.

Auch von Goethes Briefen liegen zwei neue Ausgaben vor. Die von Philipp Stein veranstaltete Auswahl wird 8 Bände umfassen, von denen 7 bereits erschienen sind; mir haben die drei ersten vorgelegen. Sie ist etwas reichhaltiger und besser ausgestattet als die von Ed. von der Hellen, von der mir 4 Bände, bis 1806 reichend, zugegangen sind. Aus der Zeit bis zum Abgang von Leipzig hat z. B. Stein 31, von der Hellen nur 24 Briefe. Bei von der Hellen fehlen die an Cornelie aus dem Oktober 1765, an Moors vom 1. Oktober 1766, an Behrisch vom 1. Oktober 1766, Anfang Oktober 1767, 7. oder 9. Oktober, 24. Oktober, 7., 20. und 27. November und 4. Dezember 1767 und aus dem Mai 1768. Dagegen hat von der Hellen allein die Briefe an Cornelie vom 21. Juni 1765, vom 14. März, 30. März. 27. September 1766 und vom August 1767. Stein bevorzugt also die charakteristischen Studentenbriefe an Behrisch, von der Hellen mehr die zahmeren an Cornelie. Weiterhin aber treffen denn doch die Herausgeber in der Auswahl oft genug zusammen. Namentlich bei Stein, aber auch bei von der Hellen erscheinen mehrere Briefe gekürzt. Vortrefflich sind von der Hellens Anmerkungen. Auch um den Text hat sich dieser verdiente Herausgeber von Neuem bemüht und manche Datierungen verbessert. Das verleiht seiner Ausgabe einen besonderen Wert.

Jena. Viktor Michels.

Anfrage: Welcher von den Lesern dieser Zeitschrift vermag das Werk nachzuweisen, aus dem die folgenden, von Hauff zitierten Verse stammen:

[Was frommt es dem irren Geist einer eifersüchtigen Frau, zum Lager ihres Mannes zurückzugehen? Was nützt es dem Mann, der sich schon um eine zweite umgetan, wenn durch die Gardine bringt]

— Eine kalte weiße Hand,
Wen erblickt er? Seine Wilhelmine,
Die im Sterbekleide vor ihm stand! (Memoiren des Satan, II, 3, das Theater im Fegefeuer.)

Aus Thümmels „Wilhelmine" können sie nicht sein, da diese in Prosa verfaßt ist.

Ebensowenig vermag ich die Verse

„Und zieht den Degen
Und fällt verwegen
Zur Seite den wütenden Ochsen an" (ebendaselbst, der Festtag im Fegefeuer, Kap. 2)

nachzuweisen.

Solingen. Hans Hofmann.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.[1]

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.**

25. Jahrgang. 1903. I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. — II. B. Böttticher G., Allgemeine und vergleichende Literaturgeschichte. 1. Allgemeines. 2. Stoffgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. A. Bersu Ph., Grammatik. B. Saran F., Metrik. C. Boetticher G., Literaturgeschichte. — VIII. Bersu Ph., Neuhochdeutsche Sprache. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur. A. Literaturgeschichte. B. Denkmäler von 1450 bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch. — XVI. Bolte J., Volksdichtung. — XVIII. Panzer F., Kulturgeschichtliches [1901/2]. — XIX. Schullerus A., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Schullerus A., Volkskunde. — XXII. Luther J, Latein. B. Humanisten und Reformationszeit.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

11. Band (Jahr 1900). 3/4. Abteilung. 1904. I. Allgemeiner Teil. I, 5. Strack A., Volkskunde. 1900, 1901; I, 10. Gurlitt C., Kunstgeschichte. 1900, 1901. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. IV, 3. Fürst R., Epos; IV, 5 b. Komorzynski E. v., Geschichte der Wissenschaften. 1899, 1900; IV, 8 b. Hecker M. F, Goethes Leben. 1900, 1901.

12. Band (Jahr 1901). 3/4. Abteilung. I. Allgemeiner Teil. I, 1. Walzel O. F., Literaturgeschichte. — II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. II, 1. Wolkan R., Allgemeines. 1900, 1901; II, 2. Wolkan R., Lyrik. 1900, 1901; II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner. 1900, 1901. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. IV, 1. Allgemeines. a. Arnstein O., Literaturgeschichte; b. Eloesser A., Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren; c. Arnstein O., Die deutsche Literatur und das Ausland. 1900, 1901; IV, 3. Epos. a. Fürst R., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tod; b. Stein Ph., Von Goethes Tod bis zur Gegenwart; IV, 5. Didaktik. a. Arnstein O., Allgemeine Didaktik; b. Komorzynski E. v., Geschichte der Wissen-

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1905 zu ergänzen.

schaften; IV, 8. Goethe. e. Weißenfels R., Drama; IV, 10. Walzel O. F., Romantik; IV, 11. Elster E., Heine und das junge Deutschland. 1899, 1900, 1901.
13. Band (Jahr 1902). I. Teil. Arnstein O., Bibliographie.
Mit diesem Bande setzt eine neue Organisation der Jahresberichte ein. Jeder Band wird künftig in zwei Teilen erscheinen, deren erster die systematisch geordnete ‚Bibliographie', der zweite die ausführlichen Berichte enthalten wird.

Jahrbuch der **deutschen Shakespeare-Gesellschaft.**

41. Jahrgang. Shakespeare auf der deutschen Bühne. III. Kainz J., Bernhard Baumeister: Falstaff. — IV. Gregori F., Josef Kainz: Hamlet.
Münch W., [Heinrich Josef von] Collin und Shakespeare. — Collins ‚Coriolan'.
Kilian E., Schreyvogels Shakespeare-Bearbeitungen. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. 3. Romeo und Julia'. — S. 140/48 Szenarium des Stückes. S. 149 f. Schreyvogels einführender Artikel vor der ersten Aufführung des Stückes, aus dem ‚Sammler' 1816 Nr. 152 vom 19. Dezember abgedruckt. Daraus lasse sich mit ziemlicher Gewißheit vermuten, ‚daß in dem gedruckten Buche von 1841 nicht die ursprüngliche, sondern eine spätere, umgearbeitete Fassung von Schreyvogels Einrichtung vorliegt'.
Bolte J., Eine Hamburger Aufführung von ‚Nobody and Somebody' [wahrscheinlich durch die Truppe Jan Baptists van Fornenburg, am 9. Februar 1676].
Creizenach W., Ein Repertoirestück der englischen Komödianten [‚Komödie von Jupiter und Amphitryo', aufgeführt am 27. Februar 1678 in Dresden; beruhe offenbar auf Thomas Heywoods ‚The Silver Age'].
Creizenach W., Die Wallenstein-Aufführung in Bremen.
Meyerfeld M., Gildemeister: Shakespearedramen. Nachgelassene Übersetzungen. — Petsch R., Schalles: Heines Verhältnis zu Shakespeare.
Grabau C., Zeitschriftenschau. Mit Beiträgen von F. W. Moorman.
Theaterschau. — Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1904.
Becker G., Shakespeare-Bibliographie 1904. Mit Nachträgen zur Bibliographie früherer Bände des Jahrbuchs usw.

Kleine Gottsched-Halle. Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft. Herausgeber Eugen Reichel.
Tritt an Stelle der Vierteljahrschrift ‚Gottsched-Halle' (vgl. Euphorion 10, 345 f.).
1. Band. 1904. Reichel E., Gottscheds Spiel- und Lehrjahre.
Gottsched-Worte.
Satiren und Streitschriften aus der Gottsched-Epoche. I. [Daniel Wilhelm Triller] Der Wurmsaamen. Ein Helden-Gedicht. Erster Gesang .... Frankfurt und Leipzig 1751. [Buchstabengetreuer Abdruck.] Gleichfalls vollständig mitgeteilt wird die Erwiderung auf das vorstehende Gedicht: Der Wurm-Doctor oder Glaubwürdige Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers vom Wurmsaamen. Frankfurt und Leipzig 1751. — II. Der große Christoph, ein Trauerspiel [von Cronegk]. Abdruck. Zuerst in Reichards ‚Theaterjournal für Deutschland' 1779.

Goethe-Jahrbuch.

26. Band. I. Neue Mitteilungen. — I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Morris M., Goethe als Bearbeiter von italienischen Operntexten. a. Die theatralischen Abentheuer [Abdruck S. 8/28]. b. Circe [Gesänge aus der Oper: Circe, in Einem Aufzuge. Musik von Anfossi. Weimar, gedruckt mit Glüsings Schriften 1794. Abdruck S. 30/44]. — 2. Geiger L., Schauspielerbriefe.

23 Briefe A. W. Ifflands, und zwar 21 an Goethe und Kirms [1793 September 19 bis 1814 Ende Mai], je einer an H. A. O. Reichard [1784 Februar 6] und G. Forster [1790 Juli 30], zwei Briefe von Friederike Unzelmann-Bethmann an Goethe [1803 Juli 28. 1804 Juli 3]. — II. Verschiedenes. Knickenberg F., Zu Goethes Aufsatz: ‚Das altrömische Denkmal bei Igel‘. Mit zwei Briefen Goethes an Nöggerath [1829 Mai 11. Juni 1] und einer Antwort Nöggeraths [1829 April 25].

II. Abhandlungen. 1. Lichtenberger E., Faust devant l'humanité. — 2. Meyer R. M., Goethes italienische Dramen. — 3. Lehmann R., Goethes Lyrik und die Goethe-Philologie. — 4. Morris M., Körperbewegung als Lebenssymbol in Goethes Jugendlyrik. — 5. Noack F., Aus Goethes römischem Kreise. — 6. Geiger L., Müllner, Goethe und Weimar [auf Grund von Briefen Goethes, Joh. Christ. Fleischhauers, P. A. Wolffs, Genasts, Laubes, Oels' und Peucers an Müllner; und von Briefen Müllners an Genast, Wolff, Goethe, Böttiger und Fleischhauer]. — 7. Golther W., Richard Wagner und Goethe. — 8. Peltzer A., Christoph Heinrich Kniep [Maler, geb. 1748 in Hildesheim, gest. 1825; begleitete Goethe auf dessen sizilionische Reise 1787].

III. Miszellen, Chronik, Bibliographie. 1. Miszellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Goldschmidt-Faber H., Zu einer Faustſtelle. — 2. Pospischil Maria, Der Schauplatz der klassischen Walpurgisnacht. — 3. Gräf H. G., Zu Goethes Beschäftigung mit dem italienischen Sonett: ‚Chi non può quel che vuol, quel che può voglia‘ [aus Briefen von Joh. Diederich Gries an Bernhard Rudolf Abeken, 1818 Februar 6 und April 7]. — 4. Krüger-Westend H., Goethe und Persien. — 5. Olbrich K., Goethes Quelle zu Herrmann und Dorothea [Hinweisung auf sie im ‚Breslauischen Erzähler‘ 1800. 1, 350]. — 6. Jahn K., Zu den Wanderjahren. — 7. Pick A., Zu Goethes Billet an Karl August, Weimarer Goethe-Ausgabe IV. 17, 138 Nr. 4906 [6., nicht 5. Juni, 1804]. — 8. Meyer A., Kompromittiert. — 9. Birnbaum M., Wann ist Christiane von Goethe geboren? [am 6. August 1764]. — 10. Muthesius K., Goethe und Herders Kinder. — 11. Ebstein E., Goethe und Joseph Charles Mellish. — 12. Funck H., Die Heimat von Goethes Schützling Peter im Baumgarten. — 13. Reder J., Ein Besuch bei Goethe und in Weimar 1805. (J[osef] Röckl): Aus Röckls (geb. 1780, † 1826) ‚pädagogischer Reise‘ 1808. — 14. Muthesius K., Goethe und Georg Schmid [geb. 1802 in Reichersdorf bei Eger, † als Arzt in Wien 1882. S. 291 ein Brief von ihm an Goethe]. — 15. Ebstein E., Ein Besuch bei Goethe. (Theodor Schwedes): Der Bericht über diesen 1832 abgestatteten Besuch ist der Biographie des genannten kurhessischen Staatsmannes (Wiesbaden 1899) entnommen. — 16. Geiger L., Zu Goethe und Frau von Staël [aus: ‚Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister‘ Paris 1903]. — 17. Köster A., Eine Gedenktafel für Goethe [in Castel Gandolfo]. Dazu wäre zu bemerken: Daß schon im März 1905 in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins XVIII, Nr. 2 und 3 A. Hauffen die vollständige Inschrift dieser Tafel mitgeteilt hat, mit genauer Bezeichnung des betreffenden Hauses und mit einem kleinen Kommentar. — 18. Fränkel L., Zur Nachgeschichte von Goethes ‚Italienischer Reise‘ in der Gegenwart. — B. Nachträge und Berichtigungen [zu Band XXI, XXV f.].

2. Chronik. Fränkel L., J. Herzfelder. * 31. Mai 1836, † 11. November 1904. — Lehmann R., Stephan Wätzoldt. * 3. Juni 1849, † 1. Juni 1904.

3. Bibliographie. — Suphan B., Schiller und Goethe. Festvortrag.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins.

XVIII. Band. 1904. Nr. 5. Grünstein L., Die Bildnisse J. H. Mercks.

Bücherschau. Minor, Schultze: Falk und Goethe — Geheimes Tagebuch von J. Falk usw. (1898/1900); Walter: Tiefurt.

Miszellen. Fries A., Tassos Auftreten.

Nr. 6. XIX. Band Nr. 1/2. Morris M., Die ungleichen Hausgenossen. — Versuch, dies Singspiel Goethes ‚aus den vorhandenen ausgeführten Partien und aus den Entwürfen, Trümmern, Scenarnotizen zusammenzubauen'.

Nr. 6. Ilwof F., Goethe über die Feuerbestattung.

XIX. Band Nr. 1/2. Payer v. Thurn R., Westöstliches. I. Morgenländisches Kleeblatt [von Josef von Hammer. 1819]. II. Timur spricht. (Buch des Unmuts.) [Mit Faksimile.]

Nr. 1/2. 3. Rhode K., Neues zur Geschichte des Liedes ‚An den Mond'. Die erste Fassung.

Nr. 3. Teichl R., Goethe und Georg Graf von Buquoi. — S. 20 f. Goethe an Buquoi, Töplitz 1813 Aug. 4 (= Weimarer Ausgabe, 23. Band. Nr. 6602. Mit einigen abweichenden Lesarten), S. 27 ungedrucktes Billet Goethes an Buquoy, Carlsb[ad] 1818 Sept. 13. — S. 25 Die Verse ‚Enweri sagt's, ein herrlicher der Männer' (Westöstlicher Divan, Weimarer Ausgabe 6, 121) mit Faksimile.

Nr. 4. Beschreibung der Stuttgardischen Militär-Academie (1777) vom General-Major Franz Joseph Grafen Kinsky.

Hock St., Zu Schillers Demetrius.

Pirker P., Schiller in Goethes Tagebüchern.

Jellinek A. L., Goethe-Bibliographie. 1904.

Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Wilh. Bode. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Diese neue Vierteljahrsschrift tritt ‚in keinen Wettbewerb mit den gelehrten Jahrbüchern und Journalen . ., die bereits seit Jahren gänzlich oder zu einem großen Teile unserm deutschen Dichterkönige gewidmet sind'. Ihre Aufgabe sei ‚nicht Förderung der Wissenschaft', ‚sondern Gewinnung und Mitteilung von Lebenswerten'.

I. Band. Heft 1. Was ist uns Goethe?

Gensel J., Die Harzreise im Winter.

Ein neuer [der 29.] Band von Goethes Briefen.

Heft 2. Vulpius W., Die Familie Vulpius.

Litzmann B., ‚An Schwager Kronos'. (Als Probe aus der 2. Auflage des Buches ‚Goethes Lyrik'.)

Graevenitz G. v., Reiseverdruß. (Aus: ‚Goethe unser Reisebegleiter in Italien.')

Heft 3. Diez M., Was ist uns Schiller?

Burggraf J., Die Götter Griechenlands. Nach einer der Bremer Schiller-Predigten.

Bode W., Schillers Lebensplan.

Martens L., ‚Schillers Bestattung', ein Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer.

Quincke W., Der Schillerstil unserer Bühnen.

Heft 4. Harnack O., Hochgebirgs- und Meerespoesie bei Goethe.

Mentzel E., Goethe und Klinger in ihrer Frankfurter Zeit.

Goethes und Schillers Wesen im geselligen Verkehr.

Der Mensch Goethe höher als der Dichter.

Vom religiösen Zustande Frankfurts.

Goethe und Ischia.

Weimar vor hundert Jahren.

Die Geldsorgen des Theaterdirektors Goethe.

Eine Aufzeichnung der Karoline von Wolzogen über Schillers Tod.

In allen Heften die Rubriken: Spaziergänge (kleinere Mitteilungen über Goethe, Schiller usw.). Bücherschau. Unsere Bilder.

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. Neunter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1904/1905.

Schillertage in Marbach, Ludwigsburg und Stuttgart. — S. 31 ff. Alex. von Gleichen-Rußwurms Rede vor dem Schillerdenkmal in Marbach; S. 44 ff. Otto Günters Festrede in Stuttgart.

Gleichen-Rußwurm Alex. und Sonja v., Nachklänge.

Jahrbuch der **Grillparzer-Gesellschaft.**

15. Jahrgang. Volkelt J., Grillparzer als Dichter des Komischen.

Hock St., Von Raimund bis Anzengruber. Eine literarhistorische Skizze.

Ungedruckte Briefe Robert Hamerlings an Otto Spielberg. Mitgeteilt von A. Schlossar. — S. 63/70 Mitteilungen über Spielbergs Leben (geb. 1842) und literarisches Wirken. — 27 Briefe von Hamerling an Spielberg (Triest 1864 März 18 bis Graz 1869 September 9).

Arnold R. F., Schiller und Grillparzer. Vortrag.

Wurzbach W. v., Johann Gabriel Seibl.

Gugitz G., Johann Friebel. Ein literarisches Porträt aus der josephinischen Aufklärungszeit.

Lemmermayer F., Hebbel. Eine Betrachtung.

[8] Briefe [Ernst von] Feuchterslebens an [Josef Stanislaus] Zauper [Wien 1838 April 30 bis 1848 December 3]. Mit Einleitung und Anmerkungen. Mitgeteilt von F. Ilwof.

Hebbel-Kalender für 1905. Ein Jahrbuch herausgegeben von Rich. Maria Werner und Walth. Bloch. Berlin 1904. B. Behrs Verlag.

Kalendarium für 1905. Gedenktage [auf Hebbel bezüglich].

Jahrbuch. Werner R. M., Friedrich Hebbels Leben.

Der Traum [aus: Ditmarser und Eiderstedter Bote. 7. Reife 1829. S. 97 bis 99. Vgl. ‚Holion': Werke 8, 3 ff.].

Die Pfändung [ebendaher. 21. Reife 1834. S. 327/32. ‚Diese Erzählung könnte von Hebbel herrühren'].

Christoph Ziselbein. (Eine Erzählung von Emil Rousseau.)

Gedichte von J. Meyer, Franz Dingelstedt, Karl Gottfried von Leitner, Ernst Frhrn. von Feuchtersleben und Emil Kuh.

Anekdoten aus Hebbels Leben.

Ein Stammbuchblatt Hebbels ‚Der Mensch ist der bloße Stoff des Zufalls usw.' (Wien, den 8. Jan. 48).

J. J. Mohrs Zeugnis [für Hebbel. Wesselburen den 13. Octbr. 1834].

Hebbels Gesuch an König Christian VIII von Dänemark; Hebbels zweites Gesuch.

Aus Emil Kuhs Briefen an Hebbel. 1./8 [1856/7].

Ein Brief Theodor Mommsens [an R. M. Werner, 4. Nov. 1902].

Emil Rousseaus Thesen.

Die Einleitung aus E. Rousseaus Dissertation.

Friedrich Hebbel. Skizze von Sigm. Engländer. (Darin Reflexe aus Hebbels Gesprächen.) — Aus: Österreichisches Morgenblatt. 10. Jahrgang 1845. Nr. 143. 146 f. 156 f.

Eine Begegnung mit Friedrich Hebbel in Rom. Von R. Kolbenheier. — Aus: Deutsche Zeitung. Wien 1873. Morgenblatt Nr. 665.

Ernst Curtius über die ‚Nibelungen'.

Urteile über Hebbels ‚Judith'. 1. Auguste Crelinger in Berlin [aus: Euphorion 8, 360 ff.]. 2. Georg Lotz [aus: Lotzens Originalien. Hamburg 1840. Nr. 40]. 3. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (1840 Nr. 157). 4. Kgl. priv. Berlin. Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen (1840 Nr. 158). 5. Telegraph für Deutschland. Hamburg 1840. Nr. 200 (K. Gutzkow).

Aufführungen von Hebbels Dramen im Jahre Oktober 1902—September 1903.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

XXIX. Heft 4. Singer S., Hock: Die Vampyrsagen (1900). — Mit Nachträgen.

Arnold R. F., Batt: The treatment of nature in German literature (1902).

Alt C., Morris: Goethe-Studien². 1. 2. Band (1902).

Walzel O. F., Jean Paul: Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Herausgegeben von P. Nerrlich (1902). — Mit Berichtigungen.

Walzel O. F., Novalis: Sämtliche Werke. Ergänzungsband .. herausgegeben von B. Wille (1901).

Walzel O. F., Castle: Nikolaus Lenau (1902).

Literaturnotizen. Komorzynski E. v., Wahl: Johann Christoph Rost (1902). — Meyer R. M., Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. 2. Band (1902).

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

36. Band. 1904. Heft 4. Hauffen A., Zu den deutschen Reimdichtungen von Joh. Nas. 2. Umdichtungen evangelischer geistlicher Lieder und das bisher unbekannte Bildergedicht Ecclesia militans [das S. 457 ff. nach dem Einblattdrucke der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mitgeteilt wird]. — S. 471 f. Nachtrag zur Anatomia Lutheranismi von Johannes Nas [Varianten der späteren selbstständigen Ausgabe des Bilderbogens von 1587].

Miszellen. Enders K., Bibliographisch-textkritische Studien über Johann Christian Günther. — I. Bibliographie: ‚Es gibt nur eine Ausgabe von 1724, und zwar diejenige der Berliner Landesbibliothek ... Die zweite Auflage von 1725 hat .. genau denselben Bestand von Gedichten wie die erste Auflage von 1724', nur sei in der 2. das unechte ‚Laß mich schlafen usw.' weggefallen. Die in der zweiten Auflage Goedekes 3, 351 nicht mehr verzeichnete ‚Nachlese' von 1760 existiert. — II. Zur Textkritik.

Goetze E., Zu Goedekes Grundriß II, S. 335. — Die von Gottsched und danach von Goedeke zitierte hochdeutsche Übersetzung des Fastnachtspiels vom Bauern Klaus, auf Grund des Exemplars der Zwickauer Ratsschulbibliothek (ohne Ort und Jahr, ungefähr aus dem Anfange der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts) beschrieben.

Sprenger R., Zu Bellermanns Ausgabe von Schillers Werken.

Petsch R., Zu Schillers ‚Freigeisterei der Leidenschaft'.

Englert A., Zu Fischarts Bilderreimen. — 7. Bildnis des Admirals Coligny. 8. Bildnis des Anton Franckenpoint. 9. Zur ‚Wunderzeitung von einer schwangeren Jüdin'. — Nachtrag zu Zeitschrift 35, 536 f. ‚Ansicht des Straßburger Münsters'.

Literatur. Steinhausen G., G. Freytag: Vermischte Aufsätze. 1. Band; Hechtenberg: Der Briefstil im 17. Jahrhundert. — Meyer R. M., Oehlinger: Deutsche Scherflein zum Sprachschatze. — Kaufmann F., Bethge: Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert; Englert: Die Rhythmik Fischarts. — Creizenach W., Schmidt: Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas. — Witkowski G., Herz: Englische Schauspieler und englisches Schauspiel .. in Deutschland. — Meyer R. M., Köster: Der Briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller; Stümcke: Hohenzollernfürsten im Drama. — Holstein H., F. Dedekindus: Grobianus. Herausgegeben von A. Bömer; Bolte: Veterator (Maistre Patelin) und Advocatus.

37. Band. Heft 1. 2. König H., Pamphilus Gengenbach als Verfasser der Totenfresser und der Novella.

Heft 1. Götze A., Urban Rhegius als Satiriker. — Versucht nachzuweisen, daß folgende anonyme Flugschriften von Rhegius stammen: 1. Klag und Antwort

von lutherischen und päpstlichen Pfaffen über die Reformation usw. (1524. Von anderen Gelehrten Eberlin von Günsburg zugewiesen); 2. Weggespräch gen Regenspurg in Concilium usw. (Schade, Satiren 3, 159/95); 3. Gespräch zwischen einem Edelmann, Mönch und Curtisan (Schade 3, 101/11); 4. Ein Unterred des Papsts und seiner Cardinäle (Schade 3, 74/100). Nr. 3 und 4 sind unterzeichnet: Es ist assun [zu berücksichtigen sind hierfür die Einwände K. M.s in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1905. Heft 1. S. 75]; 5. Ayn freuntlich Gespräch, zwyschen ainem Barfüßer Münch, auß der Prouyntz Österreych, der Obseruantz, vnd ainē Löffelmacher usw. (Nach Ausweis der Typen von Simprecht Ruff in Augsburg gedruckt); In denselben Kreis scheine auch zu gehören: 6. das Gedicht ‚Was nutzung von dem Allmusen kompt usw.' (o. O. u. J., nach Ausweis der Typen von Jobst Gutknecht in Augsburg gedruckt und sicher zu Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts erschienen), abgedruckt S. 79/81. Schließlich wird auch: 7. der ‚Dialogus zwischen Kuntz und Fritz' (Schade 2, 119/27) Rhegius, den schon die Zeitgenossen für den Verfasser gehalten haben, sicher zugewiesen.

Heft 2. Götze A., Vom Pfründmarkt der Curtisanen. — Ohne Nennung des Druckers im September 1521 bei Adam Petri in Basel erschienen (abgedruckt im dritten Bande von Schades Satiren und Pasquillen). Goedeke vermutete (Grundriß² 2, 279) Mathis Wurm als den Verfasser. Goetze versucht Stricklers Annahme zu erhärten, der die Flugschrift Sebastian Meyer aus Neuenburg am Rhein (Allgem. deutsche Biographie 21, 613) zuschreibt.

Miszellen. Schröder H., Schüttelformen [z. B. porkulent für korpulent].

Schröder H., Nhd. puter ‚truthahn'; Nhd. nd. schuft, nl. schoft ‚schurke'.

Literatur. Witkowski G., Valentin: Die klassische Walpurgisnacht. — Meyer R. M., Fries: Platenforschungen.

Heft 3. Boer R. C., Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage.

Miszellen. Schröder H., Beiträge zur deutschen Wortforschung.

Literatur. Wahl A., Vogt: Der goldene Spiegel und Wielands politische Ansichten (1904). — Jantzen H., Behrens: En tysk Digter. Christian Dietrich Grabbe (1903). — Meyer R. M., Landau: Karl von Holteis Romane (1904).

Monatsblätter für deutsche Literatur.

8. Jahrgang. Heft 7. 1904. Landenberger A., Kindertotenlieder [von Uhland, Chamisso, Eichendorff, Friedr. Rückert usw.].

Heft 7/8. Witzmann G., Konrad Ferdinand Meyer im Spiegel seiner Gedichte.

Heft 9. Klaiber Th., F. Th. Vischer.

Schröder L., Peter Hille.

Heft 10. Droop F., Johann von Wildenradt.

Koch W., Detl. von Liliencron.

Esmarch E., Theodor Storm und die Welt des Gemüts.

Nr. 11. 12. Mosapp, Friedrichs des Großen Stellung zur deutschen Literatur.

Nr. 12. Engelbrecht L., Eine Begegnung mit Gottfried Keller [1884].

9. Jahrgang. Heft 1. Büring W., Heinrich Leuthold der Lyriker.

Heft 3. Krüger, A. von Haustein.

Heft 4. Wulff E. L., Paul Anton de Lagarde der Dichter.

Heft 8. Tetzlaff A., Zu Schillers Gedächtnis.

Schölermann W., Schiller der Unparteiische.

Hartmann A. v., Schiller über die Frauen.

Nr. 9. Schaab A., Das Sinngedicht von Gottfried Keller. Eine Studie.

Nr. 10. 11. Witte R., Friedrich Hebbel, ein vergessener und doch moderner Dichter.

Nr. 11. Sommerfelt E., Ricarda Huch.

Sonnenfels A., Die Erhebung der Frau in ihrem Zusammenhange mit der Literatur: Bettina von Arnim.

German American Annals continuation of the Quarterly Americana Germanica.

New Series. Vol. 1. 1903. No. 5. Goodnight S. H., Emersons opinion of Goethe.

Vol. 2. 1904. No. 6. 7. Walbecks Tagebuch (conclusion).

No. 8. Zwei Briefe von [Franz Daniel] Pastorius. Herausgegeben von J. Goebel. — Abgedruckt aus Tentzels ‚Monatlichen Unterredungen' April 1691 und Februar 1693.

No. 9. Learned M. D., Herder and America.

No. 12. Vol. 3. No. 1. 2. Rattermann H. A., Franz Lieber. Deutsch-amerikanischer Gelehrter und Dichter. Denkrede, gehalten im deutschen Literärischen Klub von Cincinnati, bei Gelegenheit der Feier von Liebers 100. Geburtstag am 14. März 1900. — Mit Gedichten Liebers aus den Jahren 1827/49.

Vol. 3. No. 1. Goebel J., Zur Geschichte der deutschen Scheltnamen ‚Dutchman' und ‚Dutch'.

No. 3. 4. 5. Reed B., The influence of Salomon Geßner upon English literature. — Introduction. Geßner and William Cowper. Geßner and Samuel Taylor Coleridge.

No. 4. 5. 7. 8. Parry E. C., Friedrich Schiller in America. A Contribution to the Literature of the Poet's Centenary, 1905.

No. 6. Schiller Number. The centenary of Schiller's death.

Jessen K. D., Rede, gehalten Sonntag den 7. Mai zur Feier am Schillerstandbilde im Fairmountpark zu Philadelphia.

Shumway D. B., Schiller's message to the twentieth century.

Francke K., Schiller als Held. Deutsche Festrede.

Learned M. D., The evolution of Schiller's idea of freedom.

Riethmüller R., Gleim and Schiller.

Riethmüller R., Schwäbisches. Ein Nachtrag zur Schillerfeier. Nach archivalischen Quellen. — Briefe von Herzog Karl Eugen von Württemberg (1790 und 1793: S. 248 f.), Franziska Herzogin von Württemberg (1795/8: S. 249,51) und Karl von Dalberg (1791. 1793: S. 251/3) an Friedrich David Gräter.

Brede Ch. F., Schiller on the Philadelphia stage. To the Year 1830.

Ein ungedruckter Brief Schillers an Georg Joachim Göschen [Jena 1790 September 5]. Herausgegeben von K. D. Jessen.

Beck C., Schiller und die alten deutschen Studenten. Eröffnungsrede beim Schillerkommers.

Nr. 8. Diarium einer Reise von Bethlehem, P. A., nach Bethabara, N. C. Von October 8 bis November 23, 1753. Herausgegeben von W. J. Hinke. — Wahrscheinlich geschrieben von dem herrnhutischen Prediger Bernhard Adam Grube.

Revue germanique Allemagne. Angleterre. États-Unis. Pays-Bas. Scandinavie. Paris, Felix Alcan, éditeur.

Ière année. No. 1. Janvier. Fevrier. Lichtenberger E., Le ‚Faust' de Goethe. Esquisse d'une méthode de critique impersonelle.

Notes et documents. Trois lettres inédites de Friedrich Nietzsche à Hugo von Senger [Basel 1872 Juli 25. September 23. Spätherbst].

Comptes rendus critiques. Spenlé E., Wackenroder: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders; Koldewey: Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck. — Rouge J., Walzel-Houben: Zeitschriften der Romantik. Bibliographisches Repertorium. 1. Band. — Tibal A., Friedrich Hebbel [bespricht einschlägige Schriften]. — Aynard J., Haney: The German Influence on Samuel Taylor Coleridge (1902).

No. 2. Monod G., Michelet et l'Allemagne [Kapitel aus Monods ,Études biographiques sur Michelet']. — S. 134 ff. Briefwechsel Jakob Grimms und Michelets. Die deutschen Zitate stellenweise inkorrekt wiedergegeben.

Lichtenberger H., Les dernières années de Frédéric Nietzsche.

Varenne G., Adolph Menzel.

Baldensperger F., Quelques lettres inédites de Max von Schenkendorf. — An Doktor [Fried. Karl] Köpke 1813 Februar 13. Darin auch über Hebel ,Ich bedauere nur daß die Kindlichkeit und Bescheidenheit dieses Mannes manchmal wirklich zur Blödigkeit wird, und daß es daher bei meiner Blödigkeit schwer hält in ganz innige Umfassung und Verflechtung mit ihm zu kommen' (S. 172). — An Generalsuperintendenten [Ludwig Ernst] Borowski. Karlsruhe 1813 Febr. 20. Über Jung Stilling (S. 174 f.). — An Adolf Hay, Gothenburg. Karlsruhe 1813 Februar 23. — Den deutschen Texten, in die sich offenbar mehrere Versehen eingeschlichen haben, ist eine französische Übersetzung beigefügt. — Die Briefe wieder abgedruckt in der Sonntagsbeilage der Königsberger Hartungschen Zeitung 1905 Nr. 237 (P. Czygan).

Philosophie. Lévy A., Le centenaire de Feuerbach [Referat: Feuerbachs Werke und Briefe herausgegeben von W. Bolin. Jodl, Ludw. Feuerbach. Lévy, La philosophie de Feuerbach].

Bibliographie.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

18. Jahrgang. 1904. Heft 7/8. Neumann A., Hebbel als Schulklassiker. — Festvortrag.

Brandes E., Zur Sprache Fritz Reuters. — Im Anschluß an: Carl Frdr. Müller, Zur Sprache Fritz Reuters (1902); Derselbe, Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften (o. J.).

Warmuth K., Boerries Freiherr von Münchhausen.

Willert H., Über bildliche Ausdrücke. — 1. Ein Hühnchen mit jemand zu rupfen oder pflücken haben. 2. Einen Bären anbinden. 3. Eine böse Sieben.

Sprechzimmer. 1. Foß †, Einige Bemerkungen zu Schillers Metrik [,Wallensteins Tod']. — 2. Herold R., Biblische und andere Anklänge in Wielands Oberon. — 3. Sprenger R., Zu den imperativischen Namen (Zeitschrift 16, 478): Arndts Erinnerungen (Reclam) S. 32 Oberst von Schlagenteufel. — 4. Wirth P., Zu Friedrich Rückerts Gedicht ,Die Straßburger Tanne': Quelle, eine Korrespondenz aus Straßburg im Stuttgarter Morgenblatt 1816 Nr. 148. — 5. Sprenger R., E. M. Arndt über die Tellsage. — 6. Hansen R., In seinem Esse sein (vgl. S. 63 dieses Jahrgangs der ,Zeitschrift'). — 7. Ballas E., Zu dem Aufsatz ,Der sinnliche Gehalt steigernder Zusammensetzungen (Zeitschrift XVII, 508 f.). — 8. Löschhorn K., Zur Formel ,Thron und Altar': Ausgangspunkt dieser Redewendung der Beginn der französischen Revolution. — 9. Wülfing J. E., Schiller und Molière (vgl. Zeitschrift XV, 397 f.).

Heft 9. Langer L., Zu J. G. Seidls hundertstem Geburtstage. Eine Würdigung des Lyrikers und Balladensängers.

Schuller H., Zur zweiten Auflage der vaterländischen Gedichte Julius Mosens [Leipzig 1843].

Weizsäcker P., Sage und Geschichte in Gustav Schwabs Mahl zu Heidelberg.

Mentz F., Noch einmal Volksetymologisches von der deutsch-französischen Sprachgrenze. — Zu Hoffmanns Aufsatze, vgl. Euphorion 11, 636.

Sprechzimmer. 1. This [Zu Hoffmanns ebenerwähntem Aufsatze]. — 2. Weise O., Mit = gegen, von. — 3. Sprenger R., Zu Hoffmanns von Fallersleben Landsknechtsliedern. — 4. Wülfing J. E., derem, dessem. — 5. Sprenger R., Ein Zitat Luthers aus dem Volksliede von Hildebrant. — 6. Wülfing J. E.,

Zu Gutzkows ‚Uriel Acosta‘. — 7. Heintze A., Familien-Legenden [Nietzsches angebliche Abstammung von polnischen Edelleuten].

Heft 10. 11. Rosikat A., Der Oberlehrer im Spiegel der Dichtung.

Heft 10/12. Wünsche A., Die Tierwelt im Bilderschmucke des alttestamentlichen poetischen Schriftthums.

Heft 10. Huther A., Über ästhetische Erklärung von Gedichten.

Sprechzimmer. 1. Bräuninger und R. Hansen, Am Montag, den 18. Mai. — 3. Nestle Eb., Vom „ge“ des Perfekts. — 4. Hoffmann-Krayer E., Manschetten. (Zu Zeitschrift XVII, 234.) — 5. Kraemer A., Ein merkwürdiger Gebrauch des Wortes diesseitig (Diesseitigkeit).

Heft 11. Lyon O., Der Sachse als Zweisprachler. — Im Anschluß an das gleichnamige Buch von P. Schumann (1904).

Pflugk G., Der Kuckuck im deutschen Volkslied.

Sprechzimmer. 1. Grünwald E., Zu Kleists Prinzen von Homburg. — 4. Sprenger R, Zu H. von Kleists Hermannsschlacht.

Bücherbesprechungen. Klee G., Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben; Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Heft 12. Sahr J., Martin Greifs Gedichte in siebenter Auflage.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1903—1904.

Sprechzimmer. 1. Gebhardt A., Anderseits und andrerseits [für letzteres]. — 2. Zechlin, Schulprüderie [in Freytags Schulausgaben Schillerscher Dramen].

19. Jahrgang. Heft 1. Lyon O., Eine Hebbelausgabe für Schule und Haus [herausgegeben von K. Zeiß].

Schaefer A., Die Behandlung deutscher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poesie im geographischen Unterricht.

Böhme L., Gedichtsammlungen und Lesebücher. [Besprechung einschlägiger Werke, unter andern: Löwenberg: Vom goldnen Überfluß; Benzmann: Moderne deutsche Lyrik.]

Sprechsaal. 3. Löschhorn K., Theodor Körner als Sänger und sein Verhältnis zur Familie Parthey [nach Gust. Partheys Lebenserinnerungen]. — 4. Sprenger R., Zu Bürgers Lenore. — 5. Steffen Elly, ‚Danach weder Hund und Katze krähen‘. (Kleist, ‚Hermannsschlacht‘ III, 3.)

Kleine Mitteilungen. Aufforderung zur Sammlung obersächsischer Volkswörter.

Heft 2. Herdin E., Über würde mit dem Infinitiv.

Ladendorf O., Sprachgeschichtliches [Schlagworte]. 1. Lebenskunst. 2. Thron und Altar. 3. Böllerfrühling.

Fränkel L., Ein kürzlich verstorbener deutscher Lehrerdichter, Richard Dehe. — Geb. 25. März 1853 zu Jever im Großherzogtum Oldenburg, † 18. Dezember 1903 in München, Professor an der dortigen ‚Städtischen Handelsschule‘.

Sprechzimmer. 1. Scherffig R., Zur Umschreibung mit ‚würde‘. — 3. Sulzbach, ‚Nicht unsanft‘ [Lessing, Emilie Galotti IV, 6]. — 4. Gaede R., Zu Voß’ Siebzigstem Geburtstag. — 5. Bertin R., Zu einer Stelle in Uhlands ‚König Karls Meerfahrt‘.

Heft 3. 4/5. Lorentz P., Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks.

Heft 3. Evers M., Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers ‚Wallenstein‘.

Fränkel L., Ein wohlfeiles volkspädagogisches Sammelwerkchen zeitgenössischer deutscher Literatur [Münchs Hausschatz. Band 1. 2].

Sprechzimmer. 1. Nohle C., Etwas ausbaden müssen. (Zu Zeitschrift XVI, 711. XVII, 529.) — 2. Müller C., Schwund der Deklination. — 3. Wülfing, Kaum = nur, bloß (?) (Zeitschrift XVI, 714). — 4. Grötzschel G., Ein Lausitzer Sprachgebrauch. — 5. Sprenger R., Idistavisus = ‚It is a Wise‘. — 6. Damköhler E., Zur Sprachgrenze um Aschersleben.

Heft 4/5. Lyon O., Schillergedächtnis und Schule.
Baumgarten B., Schiller als Erzieher. Eine Würdigung seiner ästhetischen Schriften.
Nestle W., Moderne Schillerkritik [gegen Adolf Bartels]. — Vgl. A. Bartels, Erklärung: Heft 6, S. 399.
Verbeek P., Dichtkunst und deutscher Unterricht.
Matthias Th., Zwei Aufsatzmuster. 1. (Obersekunda). Der Herzog von Burgund in Schillers 'Jungfrau von Orleans'.
Sprechzimmer. 1. Schneider M., Zu Schillers Wallenstein. — 5. Bonstedt E., Zu Viedts Konjektur an Schillers 'Poesie des Lebens' [Zeitschrift 17, 527 f.]. — 6. Gloël H., Imperativische Namen. — 8. Grünwald E., Zu Uhlands 'Ludwig der Baier'. — 10. Goetze E., Zu dem 22. Fastnachtspiele des Hans Sachs.
Bücherbesprechungen. Lyon O., Literatur zur Schillergedächtnisfeier.
Heft 6. Klee G., Zu Adolf Sterns 70. Geburtstag.
Langer L., Kinder und Getier bei Detlev von Liliencron.
Sprechzimmer. 4. Gloël H., 'Mich, Henker, ruft er, erwürget!' [Schillers 'Bürgschaft'].
Heft 7. Kannengießer P., Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E. am 8. Mai 1905.
Heft 7. 8. Rödder E., Kritische Nachlese zu Schillers Wilhelm Tell.
Heft 7. Wülfing J. E., Überflüssige Verneinung. — Anschließend an Lessings 'Nicht ohne Misfallen' in der Emilia Galotti.
Klinlhardt F., Die Edelsteine und insbesondere der Diamant im Spiegel der Poesie.
Heine G., Der Erdgeist und Mephistopheles.
Sprechzimmer. 1. Sprenger R., Zu Lessings Nathan [II, 1, 839 ff.]. — 2. Nestle E., Sprachliches aus der vorlutherischen deutschen Bibel. — 4. Sprenger R., Ein Gedicht Lessings in J. P. Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes [Behaghel 2, 413 Nr. 253].
Heft 8. Hessel K., Die Echtheit der Loreleisage.
Weise O., Lautmalerei im Deutschen.
Sprechzimmer. 3. K. D. [Zu Goethes Egmont IV, 2]. — 2. Goetze E., Zu Schillers Klage der Ceres. — 5. K. D., [Einfluß Pindars auf Goethes Jugendlyrik]. — 7. Henkel H., Zur Erklärung der Xenien 347, 348, 349 und 357 des Unterweltszyklus.
Heft 9. Steffen E., Ein deutsches Drama: 'Kleists Hermannsschlacht'.
Sprechzimmer. 1. Draheim H., Das physiologische Rätsel in Schillers Braut von Messina. — 3. Sprenger R., Zu Goethes Erlkönig. — 4. Wülfing J. E., Zu 'Des Meeres und der Liebe Wellen'.

Literaturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.**

XXV. Jahrgang. 1904. Nr. 7. Sütterlin L., Delbrück: Grundfragen der Sprachforschung; Wundt: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie.
Woerner R., Muncker: Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XV. XXII. XXIV.
Nr. 10. Hermann E., Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 1. 2. Band.
Sütterlin L., v. d. Gabelentz: Die Sprachwissenschaft.
Nr. 11. Collin J., Minor: Goethes Faust. Band I. II, 1.
Woerner R., Ludwig: Shakespeare-Studien (Heydrich). 2. Auflage.
Nr. 12. Sulger-Gebing E., Sauer: Gesammelte Reden und Aufsätze.
Woerner R., Müller: Schillerbüchlein.
Nerrlich P. (†), Servaes: Heinrich von Kleist.

XXVI. Jahrgang. Nr. 2. Siebeck H., Bielschowsky: Goethe. 2. Band. — Dazu Siebeck, Berichtigung: Nr. 5. Sp. 182.

Nr. 6. Fränkel L., Maurus: Die Wielandsage in der Literatur.

Nr. 7. Traumann E., Minor: Goethes Fragmente vom ewigen Juden usw. (1904). — Ausführliche, von Minors Anschauungen in den Hauptpunkten und in verschiedenen Einzelnheiten abweichende Rezension.

Nr. 8/9. Sulger-Gebing E., Landau: Karl von Holteis Romane; Schulze: Die Gräfin Dolores; Reclam: Joh. Benj. Michaelis.

The Journal of English and Germanic Philology.

Vol. V. No. 3. 1904. Voß E., Murners translation of two of the letters of Erasmus [an den Erzbischof von Canterbury Will. Warham und an den Lord Mountjoy, beide aus dem Jahre 1521].

Hatfield: Siehe Euphorion 11, 637.

Karsten G. E., Ein Faßritt und ein Dantebild bei Harsdörffer [Gesprächspiele. 3 Band. Nürnberg 1643. S. 266, 268].

Reviews. Root R. K., Liebau: König Eduard III. von England im Lichte Europäischer Poesie. — Wilson Ch. B., Ebrard: Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe (1899. 1901). — Carruth W. H., Goethe: Egmont. Edited .. by R. W. Deering (1903).

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

19. Jahrgang. 1904. Nr. 7/8. G. B. v., Deutschtum in der Schweiz.

Halme F., Schadenersatz oder Schadensersatz? [ersteres].

Müller K., Allerlei Entstellungen von Fremdwörtern.

Sprechsaal. Branscheid, Etwas ist faul im Staate Dänemark [state of Denmark = (Geistes-)Zustand Hamlets]. — Sprenger R., Eine Goethesche Verdeutschung von Royalist [„Königisch Gesinnter": Kampagne in Frankreich].

Nr. 9. Dunger H., Geschweige denn —.

Buchrucker B., Das Veralten der Fremdwörter [aufgewiesen an „Werthers Leiden"].

Nr. 10. Scheffler K., Geschichtliche Schulung des Sprachgefühls. — Im Anschluß an Baesecke's Aufsatz in den „Wartburgstimmen" November 1903 S. 149/51.

Brenner O., Eine neue Gefahr für den Sprachverein? — Gegen Seilers Ausfall auf den Sprachverein in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 5, 216. Dazu Seilers Erklärung in Nr. 11. Sp. 324.

Hertel L., Thüringen oder Düringen? [für letzteres].

Sprechsaal. Mathias Th., Im Stich lassen. — K. S., Filderkraut. — Lohmeyer E., „Am Rande ihrer Mittel angekommen".

Nr. 11. Gomolinsky K., Die Fremdwörter in der Schule.

Brodbeck-Arbenz J., Der deutschschweizerische Sprachverein.

Heilig O., Über den Namen der Stadt „Ettlingen".

Nr. 12. Hagen O., Vom Juristendeutsch.

Sanneg J., Zur Deutung altdeutscher Vornamen.

20. Jahrgang. Nr. 2. Wülfing J. E., Ein Kriegsmann und Sprachfreund aus dem Dreißigjährigen Kriege [Wilhelm von Calcum, genannt Lohausen].

Matthias Th., Goethes Verhältnis zu den Fremdwörtern nach den Neubearbeitungen seiner Werke. II. — Vgl. Euphorion 9, 830.

Behaghel O., Zum Gebrauch von dessen und deren.

Nr. 3. Schütte O., Volksdeutungen bei Wilhelm Raabe.

Scheffler K., Ein hartnäckiger Angreifer [gegen F. Seiler: Die Entwicklung der deutschen Kultur usw. 2. Auflage 1905].

Nr. 4. Die Rechtschreibung der Fremdwörter im Deutschen.

Saalfeld G., Hillebille. — Ein Schallbrett, von den Köhlern und Jägern zum Zeichengeben benutzt.

Nr. 5. Lorentz P., Schillers Stellung zur Eigenart des deutschen Volkstums.
Bellermann L., Fremdwort und Verdeutschung bei Schiller.
Die Rechtschreibung der Fremdwörter in Deutschland.
Nr. 6. Behaghel O., Zum Gebrauch von indem.
Nr. 7/8. Zwölftes Preisausschreiben. Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache.
Siebs Th., Neues zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache.
Weitzenböck G., Neugebildete Hauptwörter auf -ler.
Müller K., Aus Holteis Schriften [Sprachliches].
Nr. 9. Weyde J., Adalbert Stifter, ein Vorkämpfer des Sprachvereins [im ‚Nachsommer'].

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

4. Reihe. Heft 25. 1904. Brenner O., Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache.
Kluge F., Grenzen der Sprachreinheit.
Hahne F., Detlev von Liliencron als Sprachbildner. (Zum 3. Juni 1904.)
Feldmann W., Ein Reichsfreiherr des 18. Jahrhunderts als Sprachreiniger. — Renatus Karl Reichsfreiherr von Senckenberg (1751 bis 1800), ‚Gedanken über einige Gegenstände, die Deutsche Sprache betreffend' (1798).
Heft 26. Muncker F., Friedrich Schiller. Rede zur Feier seines 100jährigen Todestages, gehalten am 6. Mai 1905 in der großen Aula der Universität München.
Behaghel O., Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller.
Wunderlich H., Zur Sprache im ‚Tell' und in der ‚Braut von Messina'.
Pietsch P., Nachweise zu S. 161/8.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.**

V. Jahrgang. 1904. Heft 6. Müller J., Die Senkung der kurzen i in den ripuarischen und mittelfränkischen Mundarten.
Leithaeuser J., Rheinische Ortsnamen auf -ich, -ig, -ick.
VI. Jahrgang. Heft 1. Follmann M. F., Über Herkunft und Sprache der Deutsch Lothringer.
Göpfert E., Zur Wortbildung in der Mundart des sächsischen Erzgebirges.
Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Fortsetzung.)
Hintner B., Mundartliches aus Tirol. III.
Philipp O., Zum Wortschatz der Zwickauer Mundart.
Kisch G., Rumänische Elemente im Siebenbürgischen. Bemerkungen zu E. Grigorovitzas Aufsatz ‚Rumänische Elemente und Einflüsse usw.' [vgl. Euphorion 9, 216].
Bücherbesprechungen. Weber H., Höhr: Siebenbürgisch-sächsische Kinderreime und Kinderspiele.
Heft 2. Singer S., Beiträge zur Kenntnis des berndeutschen Verbums. III.
Born F., Herzogenbuchsee im Oberaargau.
Meisinger O., Die weiblichen Appellativnamen in den hochdeutschen Mundarten.
Meisinger O., Lexikalische Beiträge aus Rappenau. IV. Lokelholisch.
Weise O., Die Alliteration in den thüringischen Mundarten.
Weise O., Das Adjektiv in der Altenburger Mundart.
Hertel L., Der Name der Weser.
Horn W., Die Senkung des i vor i, j im Hessischen.
Bücherbesprechungen. Weise O., Beheim: Deutsche Volksreime. — Gerbet E., Hauffen: Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.
Sprechsaal. Aufforderung zur Sammlung obersächsischer Volkswörter. — Ein rheinisches Dialektwörterbuch.

Heft 3/4. Bohnenberger K., Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donau bis zum Lech.

Jahrbuch des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1904. XXX. Sprenger R., Versuch eines Quedlinburger Idiotikons. (Schluß.)

Mohr A. vor, Die Vokale der oldenburgischen Mundart.

Carstens H., Sprichwörter und Redensarten aus Stapelholm.

Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge in Band I/XXX.

Zahn W., Register zu den Bänden 21 bis 30.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1904. Heft XXV. Nr. 1/2. Fr. Runge † [2. Februar 1904; geb. 13. April 1855].

Sprenger R., Zu Bürger Lenore [Verweist auf das Gedicht von August Kopisch ,In Liebe kein Todesgrauen'. Vgl. unten Nr. 4/5]; Zu Reuters ,Hanne Nüte'; Simon Dachs ,Anke von Tharaw'.

Koch E. A., Zu Lauremberg; Zu Strickers De Düdesche Schlömer.

Eickhoff P., Name und Grenzen der Bructerer in Ortsnamen.

Goebel F., Schülerpoesie [handschriftliche niederdeutsche Verse in einem Exemplar von Joa. Bonds Horazausgabe. Amsterdam 1636].

Nr. 3. Goebel F., Eine Aufforderung zur Gründung eines niederdeutschen Sprachvereins aus dem Jahre 1834 [in den von H. Grote herausgegebenen Hannoverschen Landesblättern. 1834 Nr. 24 vom 12. Dezember].

Winkler J., Zu Bürgers Lenore.

Koch E. A., Zu Lauremberg.

Sprenger R., Zu Klaus Groths Erzählungen; Zu Peter Meffert; Rotwelsch im Niederdeutschen.

Walther C., Schülerpoesie; Der Bastlösereim in [Reuters] ,Hanne Nüte'; G. N. Bärmanns niederdeutsche Zeitschrift 1835 [vgl. Euphorion 11, 216. 639. Ein in Wismar 1835 erschienenes Probeblatt des ,Immen-Honnig' hat sich erhalten. Walther beschreibt Titel und Inhalt]; Lied mit dem Kehrreim ,sie müssen all' ins Hühnerloch hinein' [vgl. C. Schumanns ,Anfrage' in derselben Nr.].

Nr. 4/5. Bernhardt J., Zu Bürgers Lenore und Kopischs Gedicht ,In Liebe kein Todesgrauen' [vgl. oben Nr. 1/2].

Nr. 6. Sprenger R., Zu Reuters Dörchläuchting

Walther C., Zu ,Adam Breedsprecckers Hauß Sorge' (XXIV, 29).

Jahrgang 1905. Heft XXVI. Nr. 1/2. Goebel F., Ein niederdeutsches Spottlied auf die Göttinger Revolte vom Januar 1831. — En Riem up dei Gettinger Insurgenten ,Ihl Gettinger is dei Kop wohl verfrohren!' [unterzeichnet:] Haake fec: Celle, 1831. [11 × 6zeilige Strophen].

Sprenger R., Zum Rostocker Reineke Fuchs (1650).

Joachim H., Aberglaube bei Namengebung.

Außerdem in allen Nummern zahlreiche Notizen zu niederdeutschen Wörtern und Redensarten.

Zeitschrift für **Deutsche Wortforschung.**

VI. Band. Heft 1. 1904. Pfennig H., Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen.

Kluge F., Der Worttypus faulenzen. Stoffsammlungen.

Ladendorf O., Neue Schlagwortlese.

Klupver A., Marzipan.

Sütterlin L., Von der Neuenheimer Schiffer- und Fischersprache.

Beinert J., Der Verfasser des ,Sprachverderbers' von 1643. — Joh. Mich. Moscherosch.

Reichel E., Zugaben zum Kleinen Gottsched-Wörterbuch. Neue Beiträge zur Bestimmung der neuhochdeutschen Wortchronologie.

Mothes R., Leipziger Justizwelsch.

Kant K., Zur bösen Sieben.

Wenzlau F., Ähnlich.

Kluge F., Mea sponte.

Heft 2. 3/4. Feldmann W., Modewörter des 18. Jahrhunderts. — S. 306/15 ‚empfindsam'. 316/25 fühlen, Gefühl. 332/6 Schöngeist. 336/9 Schöne Seele. 345/50 Weltbürger.

Heft 2. Ladendorf O., Nervös. Ein wortgeschichtlicher Versuch.

Keller A., Die Formen der Anrede im Frühneuhochdeutschen. — A. Fortdauer der alten Verhältnisse. 1. Luther und das literarische Du. 2. Hans Sachs. a. Stoffe aus der Bibel und der klassischen Geschichte. b. Stoffe aus der eigenen Zeit. 3. Johann Fischart. 4. Georg Wickram und die Ritterromane. — B. Die neuen Anredeverhältnisse. I. Die fürstliche Etikette. 1. Euer Gnade. 2. Euer Liebden. 3. Majestät. 4. Analogien in den übrigen Kreisen. II. Anrede in der 3. Person Singularis.

Hauschild O., Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern. III. — 8. Die Verstärkung der Farbendegriffe.

Sprenger R., Zur Sprache E. M. Arndts. — Verzeichnis bemerkenswerter Worte und Redensarten aus Arndts ‚Erinnerungen aus meinem Leben' und ‚Wanderungen und Wandetungen mit dem R. H. K. F. vom Stein'.

Heft 3/4. Maas A., ‚Poet' und seine Sippe. — I. Poet im Mittelalter. II. Poet im humanistischen Zeitalter. III. Poet in der Literaturzeit: Opitz—Gottsched, Bodmer. 1. Die allgemeine Verwendung. 2. Die Verwendung des Wortes im guten Sinne 3. Der Gebrauch des Wortes ‚Poet' in schlechtem Sinn. 4. Der Dichter im 17. Jahrhundert. — Zusammensetzung und Verkleinerungsformen. Poetin. Poeterei. Poesie. poetisch.

Hoffmann A., Kleine Beiträge. Binsenwahrheit. Hundshaar. Krawall.

Arnold R. F., Errungenschaft.

Hintner B, Kleine Beiträge. Verlurst usw. Gartros.

Behaghel O., Zum Gebrauch von und; schnellen.

Wahl G., Ein Wörterbuch der deutschen Rechtssprache.

Nachträge und Berichtigungen.

Beiheft zum 6. Band. Kühlewein W. und Th. Bohner, Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch. — I. Kühlewein, Präfixstudien zu Goethe; Bohner, Präfix un- bei Goethe; Bohner, Die Negation bei Goethe.

VII. Band. Heft 1. Gombert A., Ergänzende Bemerkungen über einige Schlagworte. — Athen (als Benennung einer Universitätsstadt), Drohnen, Jakobiner, Jesuitenriecherei, Junkertum, Kleine Leute, Opernprinzessin, Schreier, Staatsmaschine, Theologie des Herzens, Thronrede, Wasserpolacken, Wohnkaserne.

Lüdtke G. und A. Götze, Altfränkisch.

Götze A., Teufels Großmutter.

Walther C., Gegner.

Kluge F., Hundenamen.

Kluge F., Lobhudeln.

Kluge F., Teerjacke.

Ladendorf O., Kleine Beiträge. — 1. Bombast. 2. Droschke. 3. Halcyonisch. 4. Hochstapler. 5. Imponderabilien. 6. Nervös. 7. Picknick. 8. Steppe.

Feldmann W., Zwitterworte. Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Geschlechtswandel.

Stosch J., Umwelt=milieu.

Gombert A., Die grüne Internationale. Eine Anfrage.

Heft 2. Wehrle H., Die deutschen Namen der Himmelsrichtungen und Winde.

Gombert A., Weitere Belege zu farbigen Worten.
Gombert A., Umwelt.
Feldmann W., Deutsche Sprachpflege in den ‚Literaturbriefen'.
Branky F., Aus den Quellenschriften der Salzburger Benediktiner-Universität.
Strigl H., Gips [im Rotwelschen = Geld].

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.

Neue Folge. XV. Band. 1904. Heft 6. Schmid F. A., Schillers Ethik. Eine Studie zur Genesis und Geschichte des Harmoniebegriffs, sowie der Lehre von der ‚schönen Seele' bei Schiller.

Ludwig A., Friedrich der Große im spanischen Drama. — Stümcke (Hohenzollernfürsten im Drama) nennt als einziges spanisches Drama, dessen Held Friedrich der Große ist, Francisco Comellas Federico II. Rey de Prussia. Comella hat aber noch drei weitere einschlägige Dramen verfaßt, deren eines Ludwig nur dem Titel nach kennt. Auf die ihm bekannten geht er näher ein. Comella blühte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Neue Mitteilungen. Reuschel K., Nochmals die Quelle von Chamissos ‚Jungfrau von Stubbenkammer'. — Karl Lappes Mitgabe nach Rügen usw. (Stralsund 1818 S. 50 ff.), nicht, wie Reuschel früher (‚Zeitschrift' Neue Folge 13, 514) angenommen hat, Lothars [Otto Karl von Graevens] Volkssagen Leipzig 1820.

Pick A., Ramlers lateinische Übersetzungen aus Gleims Scherzhaften Liedern.

Besprechungen. Hofmann H., Holzhausen: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung (1903); Gaehtgens zu Ysentorff: Napoleon I. im deutschen Drama (1903).

Neue Folge. XVI. Band. Heft 1. Glock A., Über den Zusammenhang des römischen Mimus und einer dramatischen Tätigkeit mittelalterlicher Spielleute mit dem neueren komischen Drama.

Kayka E., H. v. Kleists Amphitryon.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.

4. Band. Heft 4. 1904. Scheidl J., Persönliche Verhältnisse und Beziehung zu den antiken Quellen in Wielands Agathon. — I. Wielands antike Bildung bis zur Abfassung des Agathon. II. Wielands Lebensverhältnisse in Biberach. III. Das Erlebte im Agathon. IV. Die antiken Quellen des Agathon [Plutarch. Plato. Xenophon. Euripides. Heliodor usw.].

Fries A., Zu Heinrich von Kleists Stil. — Voranstellung des Wichtigen; Abtrennung, Unterbrechung; Weitere Beobachtungen.

Schlösser R., Nachträgliches zu Platens Sonetten. — Vgl. Euphorion 11, 640.

Holstein H., Zu Schillers Reise nach Berlin.

Holstein H., Knepper: Jakob Wimpfeling (1902).

Kawerau G., Wolkan: Die Lieder der Wiedertäufer (1903). — Mit kleinen Nachträgen und Verbesserungen.

Kippenberg A., Langkavel: Die französischen Übertragungen von Goethes Faust (1902). — Abgelehnt. Mit Ergänzungen und Berichtigungen.

Golz B., F. Hebbel: Sämtliche Werke . . besorgt von R. M. Werner. V/XII. Band (1901/3).

5. Band. Heft 1. Förster R., Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit. — Hervorgehoben seien: S. 20 ff. Hans Sachs. — Jesuitendrama: S. 25/30 Jeremias Drexels Tragödie (1608), S. 30 ff. Szenar der Aufführung vom 5. September 1659 in Landshut, S. 33 ff. Szenar der Aufführung 1694 in Augsburg, S. 35 ff. in Dillingen 1699 aufgeführtes Stück, S. 37 ff. in Münster 1700 gespielte Tragödie. — S. 40 ff. Schillers Plan eines Julian-Epos. — S. 43 f. Anmerkung: Adam Müllers um 1807 geplantes Drama. — S. 44/47

Kunos von der Kettenburg Tragödie (Berlin 1812). — S. 51/56 Eichendorffs Epos (1853 entstanden). — S. 56/60 Andreas Mays Trauerspiel ‚Zenobia‘ (Bühnenhandschrift. Zum ersten Male aufgeführt in München am 25. Februar 1858. München, Druck von J. Deschler). — S. 60 ff. Gutzkows Entwurf eines Dramas. — S 63/66 Karl Boruttaus Trauerspiel (Danzig 1864). — S. 63 Anmerkung: Friedrich Lübkers Erzählung (Hamburg 1864). — S. 66/71 Wilhelm Molitors Drama (Mainz 1866). — S. 71/80 Ibsens Kaiser und Galiläer. — S. 81/88 Paul Seebergs Trauerspiel (Berlin 1874). — S. 94/99 Josef C. von Wiesers Trauerspiel (Brünn 1876). — S. 99/102 G. D(ittmars) Tragödie (Elberfeld 1876). — S. 102/4 v. M(alsens) Trauerspiel (Stuttgart 1881). — S. 104/8 Felix Dahns Roman (Leipzig 1893). — S. 108/114 Adam Traberts dramatisches Gedicht (Wien 1894). — S. 114 f. Johannes Mayrhofers S. J. Drama ‚Galiläer, du hast gesiegt‘ (Münster i. W. 1902). — S. 116/20 Marie von Najmájers Drama (Wien 1904). — Außerdem einige außerdeutsche und mehrere dem Verfasser nicht zugängliche Dichtungen, die in Anmerkungen auf S. 63, 66, 71 und 102 verzeichnet werden. — Nachträge von R. M. Werner und G. Keitner in Heft 2. S. 271, von R. F. Arnold und K. Kipka in Heft 3. S. 330/6.

Besson P., Heines Beziehungen zu Victor Hugo.

Tardel H., Zum Volkslied von den ‚Zwei Raben‘. — Das in den ‚Studien‘ 4, 290 f. aus Gildemeisters Nachlaß mitgeteilte übersetzte Lied ‚Dänisch‘ (vgl. Euphorion 11, 640) beruht im Grunde auf der schottischen Ballade ‚The twa corbies‘. Gildemeistern lag die dänische Übersetzung Andersens vor.

Bobertag F., Landau: Karl von Holteis Romane.

Sulger-Gebing E., Walzel: Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literatur-Geschichte. Nr. 1/4 (1903/4).

Vogt F., Englert: Die Rhythmik Fischarts.

Jiriczek O. L., Woerner: Henrik Ibsen.

Heft 2. Manacorda G., Celtis' Gedichte in ihren Beziehungen zum Klassizismus und italienischen Humanismus.

Geiger L., Zur Geschichte der Schicksalsdramen-Dichter. — Houwald an Müllner (Sellendorf 1819 Sept. 23; 1820 Febr. 29. April 10); Karl Wilhelm Contessa (der, wie berichtigend nachzutragen wäre, bei Goedeke[2] 6, 473/4 behandelt wird) an Müllner (Sellendorf 1819 Dezember 21).

Werner R. M., Vergleichende Studien zu Goethe. — I. Zu Goethes ‚Ewigem Juden‘. II. Eine Parallele zum Faust [bei Abraham a Sancta Clara]. III. ‚Die Laune des Verliebten‘ und Gellert [zu dessen Schäferspiel ‚Sylvia‘ Goethes ‚Laune‘ als männliches Gegenstück aufgewiesen wird].

Borinski K., Ein Brandenburgischer Regentenspiegel [Jacobs von Bruck-Angermundt politischer Discurs ‚Ars et Mars‘. Argentorati 1616] und das Fürstenideal vor dem großen Kriege. — Nachtrag: Heft 3. S. 323/9.

Fischer O., Don Juan und Leontius.

Schlösser R., Zur Datierung von Platens ‚Aphorismen‘ [Anfang 1825].

Doell M., Vogt: ‚Der goldene Spiegel‘ und Wielands politische Ansichten.

Baldensperger F., Morel: ‚Clavijo‘ en Allemagne et en France.

Koch M., Stern: Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge; Peter Cornelius: Gedichte herausgegeben von A. Stern.

Brie F., Brunhuber: Sir Philip Sidneys Arcadia und ihre Nachläufer (1903).

Distel Th., [Aus einem Briefe Baggesens an F. A. Brockhaus 1807 September 2].

Neubauer K., Fries: Goethes Achilleis.

Heft 3. Henkel H., Zu Goethe und die Bibel. — Nachtrag zu ‚Studien‘ 1, 120. 514.

Werner R. M., Roetteken: Poetik.

Abicht R., Lucerna: Die südslavische Ballade von Asan Agas Gattin und ihre Nachbildung durch Goethe.

Martinsen W., Baldensperger: Goethe en France.

5. Band. Ergänzungsheft. Zur ersten Hundertjahrfeier von [statt des Namens folgt Schillers Bildnis] Todestag am 9. Mai:

[I. Abhandlungen.] Koch M., Schillers Beziehungen zur vergleichenden Literaturgeschichte.

Menne K., Schillers Altertumsstudien in seinen Briefen an Wilhelm von Humboldt.

Stemplinger E., Schiller und Horaz.

Werner R. M., Vergleichendes zu Schiller. — 1. Schiller und Gryphius [dessen ‚Katharina von Georgien' und Schillers ‚Maria Stuart']. 2. Maria Stuarts Abschied von Leicester. 3. ‚Die Jungfrau von Orleans' und Voltaires ‚Pucelle'. 4. Eine Nachwirkung Schillers [in W. Alexis' Romane ‚Der Wärwolf'].

Bormann W., Schillers Dramentechnik in seinen Jugendwerken im Vergleich mit der Dramentechnik Shakespeares.

Rea Th., ‚Die Räuber' in England.

Baldensperger F., La traduction de ‚Don Carlos' par Adrien de Lezay-Marnésia. [A Paris, chez Maradan. (An) 8. XXIII, 392 S. 8.].

Waruatsch O., Anklänge an Racines ‚Britannicus' in Schillers ‚Wallenstein' und ‚Maria Stuart'.

Kipka K., Schillers ‚Maria Stuart' im Auslande. Ein Versuch in Literaturvergleichung und Bibliographie.

Cassel P. †, Schillers Braut von Messina. Herausgegeben zur Schillerfeier 1905 von H. Krüger-Westend.

Kilian E., Schillers Tell in den Wiener Bearbeitungen von [Franz] Grüner [1810 im Wiedener Theater] und Schreyvogel [1827 im Burgtheater aufgeführt].

Bullough E., Bibliographisches zu Schillers ‚Demetrius'.

Petzet E., Schiller in Platens Jugendlyrik. — Mit 5 Gedichten Platens aus den Jahren 1810/2. Das von Unger aus der Münchner Handschrift mitgeteilte Gedicht ‚An Schiller' stammt höchst wahrscheinlich nicht von Platen (S. 301 f.).

Fries A., Beobachtungen zu Schillers Stil und Metrik in der Zeit seiner dichterischen Reife.

II. Briefe. [Schiller an Johann Jakob Griesbach, 1802. Aus dem 10. Bande der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte wiederholt.]

Ein Billett Schillers an Luise Andreä [bereits in Landshoffs Buche ‚Joh. Rud. Zumsteeg'. Berlin 1902. S. 48, aber ohne nähere Erläuterung mitgeteilt].

Die Schiller-Autographen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Mitgeteilt von E. Petzet. — S. 336/8 Johann Kaspar Schiller an Friedrich und Charlotte Schiller (1793 Juli 20; 1795 Juli 28. Der zweite Brief aus dem 7. Bande der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte wiederholt); S. 338 f. Elisabeth Dorothea Schiller an Charlotte von Schiller (1801 April 3).

Briefe an Schiller. Mitgeteilt von E. Müller. — Von Johann Benjamin Erhard (Nürnberg 1794 May 31. Oktober 31).

III. Kleinere Beiträge. 1. Arnold R. F., Eine russische Übersetzung von Schillers Fiesko [von G. und A. Moskau 1803]. — 2. Arnold R. F., Englische Zeitgenossen über Schiller [aus der Zeitschrift ‚The Gentleman's Magazine' 1803 und 1805]. — 3. Distel Th., Alxinger über die Xenien und römischen Elegien [in einem Briefe an Böttiger 1797 März 25]. — 4. Distel, Zur ersten Aufführung der ‚Braut von Messina' in Lauchstädt [aus F. W. Gubitzens ‚Erlebnissen' 1, 55/59]. — 5. Distel, Wieland über Friedrich Schlegels ‚Alarkos' [in einem Briefe an Böttiger, Osmannstädt, 25. Mai]. — 6. Distel, Die Anrede mit ‚Er' in Schillers Gohliser Freundeskreise. — 7. Distel, Die einzige Trägerin des

Dichternamens ‚Schiller' [Mathilde von Schiller, Witwe nach Schillers Enkel Friedrich Ludwig Ernst]. — 8. Dreyer A., Schiller im Urteile zweier seiner Zeitgenossen [Karl Friedrich Benkowitz, ‚Ein Gastmahl von mehr als 6 Schüsseln'. 1797; Lorenz von Westenrieder, ‚Hundert Erinnerungen', 1821]. — 9. Sulger-Gebing E., Schiller und ‚Das gerettete Venedig'; S. 361/3 ein Verzeichnis der dem Verfasser bekannt gewordenen deutschen Übersetzungen und Bearbeitungen von Otways ‚Venice preserv'd' (1754 bis 1905).

IV. Koch M. und W. Bormann, Neueste Schillerliteratur. Kritische Übersicht. — 1901/5, 119 Nummern. Am Schluß ein Verzeichnis der Beiträge zur Schillerliteratur in den 20 Bänden der ‚Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte' und der ‚Studien' 1886 bis 1905.

Neue philologische Rundschau.

Jahrgang 1904. Nr. 11. Tardel H., Maurus: Die Wielandsage in der Literatur.

Wochenschrift für klassische Philologie.

Nr. 22. 23. Draheim H., Noch ein fehlerhaftes Zitat in Lessings Dramaturgie.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

CXIII. (der neuen Serie XIII.) Band. 1904. Heft 1/2. Loeschhorn H., Stephan Waetzoldt, geb. 3. Juni 1849, gest. 1. Juni 1904.

Roersch A., Elckerlijc—Everyman—Homulus—Hekastus. — Petri De Ponte ceci brugensis de sunamitis querimonia liber primus etc. Paris 1507.

Bolte J., Die ältesten Fassungen des Schwankes vom Kuhdiebe. (Regnerus de Wael und Hans Folz). — Abdruck der Gedichte R. de Waels (1437/69 Schulmeister in Brüssel) ‚De vacca, quam luto circumlitam possessor velut ignotam et alienam venumdedit' und Hans Foltzens ‚Von einem kw dieb' (Gedruckt zu Nürnberg durch Hanssen Stüchs). Beide Dichter haben unabhängig voneinander einen beliebten Volksschwank nacherzählt. Von späteren Gestaltungen wird Ehrings gereimte Fassung (Proverbiorum copia. 1601. 2, 662) mitgeteilt.

Ritter O., Die angebliche Quelle von M. G. Lewis' ‚Monk'. — Widerlegt G. Herzfeld (Euphorion 11, 641) und weist nach, daß, umgekehrt, die ‚Blutende Gestalt' im großen ganzen eine Nachbildung des ‚Monk' ist. — Vgl. auch Band CXIV, S. 167 und G. Herzfelds Gegengründe in Band CXV, 1905, Heft 1/2.

Kleine Mitteilungen. Sprenger R., Zu Bürgers Lenore und Shakespeares Macbeth.

Langkavel M., Eine Parallelstelle [zu den Worten der Wette des Goethischen Faust mit Mephisto, Vers 1699 f., bei Rousseau].

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Fischer R., Grigorovitza: Libussa in der deutschen Literatur. — Meyer R. M., Krüger: Pseudoromantik. — Petsch R., Neue Literatur zur germanischen Volkskunde. — Paszkowski W., J. V. von Scheffel: Der Trompeter von Säkkingen. Edited by Milner-Barry (1903).

Heft 3/4 und Band CXIV. Heft 1/2. Leyen F. v. d., Zur Entstehung des Märchens.

Blümml E. K., Volkslied-Miszellen. — 1. Über das Lied ‚Ich wäre wohl fröhlich so gerne'. 2. Historisches Lied auf Gustav Adolf von Schweden ‚Fise Gustavus, du edeller heldt'. 3. Zum Grafen von Rom. 4. Historisches Lied auf Karl I. von England ‚Hört auff ihr Königreich'. 5. ‚Wenn es nur einmal aper würd'‘. 6. Volkslieder in G. Hauptmanns ‚Hanneles Himmelfahrt' (1896). 7. Volksreim in G. Hauptmanns ‚Fuhrmann Henschel' (1898). 8. Das weiße Lämmchen im Wiegenlied. 9. ‚Die gute Mutter Eva spann'. Der Verfasser war bis dahin unbekannt. Das Lied ist von Gottl. Ephraim Heermann gedichtet und in dessen Oper ‚Die Dorfdeputierten' Berlin und Leipzig 1774 S. 70 zuerst ge-

druckt. 10. Der Grabler. Verfasser: C. A. Kaltenbrunner (Oberösterreichische Lieder. Linz 1845. S. 122/4). 11. Das Tirolermädchen. Verfasser: Chph. August Tiedge. Zuerst in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1810 S. 52/54 ,Mein Vater war gestorben'. 12. Langbeins Gedicht ,Der Plauderer' und seine Volksliedvorlage [,Der vorlaute Ritter' im Wunderhorn 1, 1806, S. 32 ff.]. 13. Das Volkslied in Gerhart Hauptmanns ,Schluck und Jau' (1900). 14. Zu ,Damötas ist schon lange Zeit ..' Verfasser: Ch. F. Gellert (Sämtliche Schriften 1, 1769, S. 52/4). 15. Langbeins Gedicht ,Das Stelldichein' (Der Korb) und sein Verhältnis zum Volkslied [,Spottgedicht an den Schreiber Heinrich Konrad' im Wunderhorn 1, 1806, S. 53 55]. 16. Zu ,Um Städte werben'. 17. Zu ,Es ritten (zogen) drei Regimenter wohl über den Rhein'. Mitgeteilt wird eine Überarbeitung der noch nicht aufgefundenen alten Textgestalt von R(atschky) im Wienerischen Musenalmanach für 1777 S. 91/93. 18. Das Vöglein auf der Heide im Nachtwächterliede. 19. Zum ,Vetter Michel'. 20. Schnaderhüpfeln in Wilbrandts ,Von Angesicht zu Angesicht' [Deutsche Dichtung herausgegeben von Franzos. 1886. I. Nr. 1].

Buchner G., Beiträge zur ,Geschichte der sieben weisen Meister'.

Kleine Mitteilungen. Sprenger R., Zu Uhlands Ballade ,Der letzte Pfalzgraf'.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Petsch R., Hechtenberg: Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts [Eingehende Rezension, mit Ergänzungen]. — Schultz F., Minor: Goethes Faust. I. II, 1. — Meyer R. M., Goldstein: Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik. — Gaehde Ch, Wilh. Müller: Diary and Letters edited by Allen and Hatfield; W. Müller: Unpublished Letters, ed. by Hatfield; Petet: Paul Heyse als Dramatiker.

CXIV. (XIV.) Band. Heft 1/2. Usteri P., Ungedruckte [Jakob Heinrich] Meister- [Hugo] Foscolo-Briefe [1815/7].

Kleine Mitteilungen. Herzfeld G., Zachariae in England [Raspes englische Übersetzung von Zachariaes ,Murner in der Hölle': ,Tabby in Elysium' 1781].

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Meyer R. M., Litzmann: Goethes Faust.

Heft 3/4 Tardel H., Quellenstudien zu Chamissos Gedichten. — 1. Roland ein Roßkamm. 2. Der vortreffliche Mantel. 3. San Vito. 4. Die Quelle. 5. Herzog Huldreich und Beatrix. 6. Don Raphaels letztes Gebet. 7. Die stille Gemeinde. 8. Das Lied von der Weibertreue. 9 Don Juanito Marques Verdugo de los Legaues, spanischer Grande [nach Balzacs Novelle ,El verdugo']. 10. Idylle (aus der Tongasprache).

Kleine Mitteilungen. Holthausen F., Das Motiv von der untergeschobenen Braut.

Die neueren Sprachen.

XII. Band. 1904. Heft 6. Luick K., Bühnendeutsch und Schuldeutsch. — Vortrag.

Heft 8. Breul K., Das Deutsch im Munde der Deutschen im Auslande [Vortrag].

Neuphilologisches Zentralblatt.

18. Jahrgang 1904. Nr. 9. 10. Eidam Ch., Die Stellung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu der Neubearbeitung des Schlegel-Tieck.

19. Jahrgang. Nr. 1/9. Sachs, Goethes Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur.

Modern Language Notes.

Vol. XIX. 1904. No. 7. 8. Reiff P., Views of tragedy among the early german romanticists.

No. 8. Burnet P. B., Allen-Batt: Easy German Stories, with exercises etc.

Vol. XX. No. 1. Eastman C. W., Goethe's Hermann und Dorothea and Voß' Iliad.

No. 2. Walz J. A., The phrase Sturm und Drang.

No. 3. Fife R. H., Rich. Wagner: The Meistersinger of Nürnberg. With introduction etc. by W. P. Bigelow.

No. 4. Wood F. A., Dürfen and its cognates. — Mit einem Zusatze von H. C[ollitz].

Publications of the **Modern Language Association** of **America.**

Vol. XIX. 1904. No. 1. Gruener G., Notes on the influence of E. T. A. Hoffmann upon Edgar Allan Poe.

No. 2. Meisnest F. W., Lessing and Shakespeare.

No. 4. Carruth W. H., The religion of Friedrich Schiller.

Shackford M. H., A definition of the Pastoral-Idyll.

Vol. XX. No. 2. Hoskins J. P., Parke Godwin and the translation of Zschokke's tales. — S. 269/79: ein rascher, Willens Abhandlung (Americana Germanica 1899/1900 S. 103/205) fortführender Überblick über die in Amerika übersetzten deutschen Werke seit 1824 bis ca. 1850; S. 279/95: Zschokkes Werke in Amerika; S. 296/304: Appendix [Zschokke-Bibliographie]. 1. Articles on Zschokke. 2. German Editions in America. 3. Translations [alphabetisch nach den englischen Titeln].

The Modern Language Quarterly.

Vol. VII. 1904. No. 2. Boyd E. I. M., The influence of Percy's ‚Reliques of ancient English poetry' on German literature.

Observations. Mc Kerrow R. B., Euphues and the ‚Colloquies' of Erasmus.

No. 3. De Breul K., Schiller as an historian.

Bruce Low C., Wieland and Richardson.

Modern Philology.

Vol. II. No. 1. 1904. Gruener G., Poes Knowledge of German.

No. 2. Meyer R. M., Die Audienz beim Fürsten. Geschichte eines literarischen Motivs.

Creizenach W., ‚Der bestrafte Brudermord' and its relation to Shakespeare's Hamlet.

No. 3. 1905. Nollen J. S., Schiller's Theory of the Lyric.

Blakmore Evans M., ‚Der bestrafte Brudermord' and Shakespeares ‚Hamlet'.

No. 4. Francke K., The ‚Blessed Boys' in Faust and Klopstock.

Vol. III. No. 1. Heller O., Ahasver in der Kunstdichtung.

Swiggett G. L., [A. W. v.] Schlegels Fragment ‚Die Amazonen'. A discussion of its authorship. — Sei das Bruchstück die Übersetzung aus einem spanischen Original, so könne dieses nur der Zeit vor Calderon angehören. Wahrscheinlich aber sei es Originaldichtung Schlegels.

Studier i Modern Språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm.

III. Grip E., Über sonantische Nasale in der deutschen Umgangssprache.

Anglia.

Überlicht über die im Jahre 1899 auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze. Zusammengestellt von A. Petri. Supplementheft zur ‚Anglia'. Jahrgang 1901/2. Band XXIV. 1904.

Englische Studien.

34. Band. 1904. Heft 3. Glöde O., Engel: Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken.

Zeitschrift für **romanische Philologie.**

1902. Supplementheft XXVI. (XXVI. Band. Heft 7). Schneider A., Bibliographie 1901.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Literatur.**

XXVII. Band. 1904. Heft 2 und 4. Der Referate und Rezensionen 1. und 2. Heft. Fränkel L., Kippenberg: Die Sage vom Herzog von Luxemburg.

Mahrenholtz R., Driesen: Der Ursprung des Harlekin.

XXVIII. Band. Heft 5 und 7. Der Abhandlungen Heft 3/4. Droysen H., Unvorgreifliche Bemerkungen zu dem Briefwechsel zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire.

Mangold W., Noch einige Aktenstücke zu Voltaires Frankfurter Haft.

Revue de philologie française et de littérature.

1904. No. 2. Latreille, Baldensperger: Goethe en France.

Giornale storico della letteratura italiana.

XLV. 1 (133). Wagner H., Tasso daheim und in Deutschland.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Literatur** und für **Pädagogik.**

7. Jahrgang. 1904. Erste Abteilung. XIII. Band. Heft 7. Hense O., Friedrich Hölderlin. — Erweiterte Fassung eines in Karlsruhe, März 1902, gehaltenen Vortrags.

Heft 8. Werminghoff A., Felix Hemmerli ein schweizerischer Publizist des 15. Jahrhunderts.

Anzeigen und Mitteilungen. Tardel H., Stoff und Quelle des Gedichtes ‚Botenart' von Anastasius Grün. — Die Hauptquelle dieses Gedichtes, dessen Stoff bis auf des Petrus Alphonsus ‚Disciplina clericalis' zurückverfolgt wird, möchte der Verfasser in F. H. von der Hagens ‚Mähre' (Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825. 1, 205) sehen.

Ladendorf O., Lex: Die Idee im Drama bei Goethe usw.

Heft 9. Reuschel K., Die Tannhäusersage.

Ladendorf O., Manheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius.

Zweite Abteilung. XIV. Band. Heft 7. Bömer A., Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten. (Schluß.) — Vgl. Thomas: S. 420.

Windel R., Aus Lehrbüchern für den deutschen Unterricht aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Unterrichts.

Heft 9. Holstein H., Kuno Fischers Studienzeit.

8. Jahrgang. Erste Abteilung. XV. Band. Heft 1. Samter E., Antike und moderne Totengebräuche.

Meyer R. M., Lebenswahrheit dichterischer Gestalten.

Stutzer E., Bismarck und Lassalle.

Anzeigen und Mitteilungen. Petsch R., Friedmann: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Heft 2. Dittrich O., Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch.

Ladendorf O., Wielands Cyrus.

Heft 4. Meyer Th. A., Schiller als tragischer Dichter.

Heft 5. Stemplinger E., Martin Opitz und der Philosoph Seneca.

Reuschel K., Goethe und die deutsche Volkskunde.

Schwarz H., Ein Führer durch Kant [M. Kronenberg: Kant. 1904].

Heft 6. Fischer H., Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens. Rede.

Anzeigen und Mitteilungen. Nestle W., Marbacher Schillerbuch. — Olbrich K., Die Chöre in Schillers Braut von Messina.

Heft 7. Reuschel K., Strack: Hessische Blätter für Volkskunde.

Zweite Abteilung. XVI. Band. Heft 1. Anzeigen und Mitteilungen. Clemen O., Ein Brief des Leipziger Humanisten Johann Lange [an Stephan Roth in Zwickau 1517 Oktober 10].

Heft 2. 3. Meyer P., Aus der Jugendzeit der Fürstenschule Grimma und dem Leben des Martin Hayneccius.

Heft 4. Rosenberg E., Aus Goethe für Horazens Lieder.

Schwabe E., Studien zur Entstehungsgeschichte der kursächsischen Kirchen- und Schulordnung von 1580. I. Die afranische Schulordnung von 1546.

Knepper J., Eine altelsässische Figurengrammatik [von Matthias Ringmann].

Bömer A., Ein vergessener Vorläufer der Dunkelmännerbriefe [Paulus Niavis].

Heft 6. Kozlowski F. v., Zur pädagogischen Literatur des 18. Jahrhunderts. — S. 357 f. Brief Rochows (Haus Reckan 1775 Juni 30) an Gleim nach dem Original vollständig mitgeteilt.

Monatsschrift für **höhere Schulen.**

Mai. Matthias A., Zum Schillertage.

Das humanistische Gymnasium.

15. Jahrgang. 1904. Heft 6. Biese A., Eduard Mörike.

16. Jahrgang. Heft 3. Jäger O., Berger: Schiller, sein Leben und seine Werke. I.

Heft 4. Jäger O., Die Bedeutung Schillers für das Gymnasium.

Blätter für das **[bayerische] Gymnasial-Schulwesen.**

40. Band. 1904. Heft 7/8. Brand E., Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern von 1773 bis 1904.

41. Band. Heft 1/2. Koberlin K., M. Phil. Jac. Crophius, Rektor des St. Annagymnasiums in Augsburg 1704/42. — S. 6 f. einiges aus dem Jubelgedicht des Crophius von 1715; S. 9 f. zwei Schülergedichte auf den Namenstag des Crophius (1. Mai 1733. 1740).

Miszelle. Hoeger, Zur [bayerischen] Schulordnung von 1830.

Heft 3/4. Stemplinger E., Martin Opitz und die Antike.

Heft 5/6. Stemplinger E., Schillers Verhältnis zur Antike. (Eine bibliographische Studie.) Zum 9. Mai 1905.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.**

58. Jahrgang. 1904. Juli. Lehmann R., Phantasie und Anschauungsmittel im Unterricht.

59. Jahrgang. Februar. März. Gloël H., Schicksal und Charakter in Schillers Braut von Messina.

Juli. Berndt R., Die Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf den höheren Schulen und das Gedicht ‚Der Tod des Carus' von Platen.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

55 Jahrgang. 1904. Heft 6. Zur Jahrhundertfeier der Geburt Johann Gabriel Seidls [Mitgründers und Leiters der ‚Zeitschrift' 1850/75. Die folgenden Aufsätze erschienen auch in einem Sonderdruck. 1.50 M.]:

[Festfeier im Wiener großen Musikvereinssaal 11. Mai 1904:] Fest-Ordnung. — Hartel W. R. v., Ansprache. — Milow St., Prolog. — Kralik v. Meyrswalden R., Festrede.

Fuchs K., Zu Johann Gabriel Seidls Dichtungen, Briefen und Biographie. — Mit zahlreichen Gedichten von und an Seidl und aus Briefen an ihn (S. 517/9) von Auersperg, Jak. Märzroth, Kaltenbrunner, Castelli, Witthauer, Holbein, Ad. Bube, E. Feuchtersleben und Adalb. Stifter; von Seidl an Bauernfeld (1872) S. 523. Der Brief Krizers (jedenfalls verlesen oder verdruckt für Kilzer. S. 524) ist 1840 (statt 1848) zu datieren.

Petak A., Ungedruckte Briefe und Gedichte J. G. Seidls. — Briefe an: einen Bittsteller (Baden 1848 Juli 29), Ad. Bäuerle (Wien 1855 Januar 25), seinen Cousin Franz Seidl (1853 Dezember 20) und dessen Sohn Johann Gabriel Seidl (1871 Januar 15).

Gubo A., Johann Gabriel Seidl als Historiker und Schulmann.

Heft 8/9. Wilhelm G., Pomezny: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (1900).

Pollak V., Boucke: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (1901).

Benes J., Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Miszellen. Lentner F., Johann Gabriel Seidl und Johann Nep. Vogl.

Heft 10. Scheunert A., Georgy: Die Tragödie Friedrich Hebbels usw.

Heft 11. Kohm J., Aus und zu Grillparzers Studien zum ‚Goldenen Vließe'.

Heft 12. Literarische Anzeigen. Weilen A. v., Bielschowsky: Goethe. 2. Band.

Arnold R. F., Lessjon: Immermanns Alexis.

Werner R. M., Jahnke: Hebbels Nibelungen erörtert und gewürdigt für höhere Lehranstalten.

Miszellen. Gubo A., Die Enthüllung des Johann Gabriel Seidl-Denkmals in Cilli.

56. Jahrgang. Heft 1. Zipper A., Grillparzer (Graesers Schulausgaben Heft 61/68).

Heft 2. Spina F., Reformbestrebungen im deutschen Unterricht („Kunsterziehung").

Weilen A. v., Hein: Adalbert Stifter.

Heft 3. Stolz F., Volkskundliche Ortsnamenforschung.

Komorzynski E. v., Das Urteil eines Alt-Österreichers [Aug. Gtli. Hornbostels] über den zweiten Teil des ‚Faust'.

Jerusalem W., Meyer: Das Stilgesetz der Poesie.

Heft 4. Michaëlis Anna, Demetrius [von Schiller].

Arnold R. F. und J. Prijatelj, Schiller-Übersetzungen in Österreich-Ungarn. — Nachträge in Heft 8/9.

Minor J., Müller: Regesten zu F. Schillers Leben und Werken.

Pollak V., Sauer: Gesammelte Reden und Aufsätze.

Heft 5. Gaismaier J., Zur Frage der Autorschaft von Uhland-Kerners ‚Bären'.

Kummer K. F., Wackernell: Beda Weber (1903).

Miszellen. Hartel W. R. v., Rede anläßlich einer Schillerfeier in Wien, 8. Mai 1905.

Heft 6. Langer L., Adalbert Stifter und die Kindesseele. Ein Gedenkblatt zur Jahrhundertfeier seiner Geburt.

Miszellen. Lentner F., Bettina von Arnim im Möbelwagen.

Heft 7. Jellinek M. H., Richard Heinzel.

Miszellen. Lentner F., Die Huldigung der Künste. — Audienz des Frhrn. Ferd. von Biedenfeld bei der Großfürstin Maria Paulowna.

Zeitschrift für **lateinlose höhere Schulen.**

16. Jahrgang. Heft 5. Schmitz-Mancy, Goethes Leben und Werke.

Heft 8. Schmitz-Mancy, Zu Schillers Gedächtnis.

Bayerische Zeitschrift für **Realschulwesen.**

Neue Folge. XIII. Jahrgang. Nr. 3. Fränkel L., Schillers Balladen und ihre Bedeutung für Volk und Jugend.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

14. Jahrgang. 1904. Heft 3. Becker, Die Neugestaltung des Zerbster Schulwesens bei Einführung der Reformation.

Heubaum A., Die Reformbestrebungen unter dem preußischen Minister Julius von Massow (1798—1807) auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens.

Schneider M., Neues zu August Hermann Franckes Schulleben auf dem Gymnasium Illustre zu Gotha 1677.

Heft 4. Knepper J., Der bayrische Humanist Georg Hauer als Pädagoge und Grammatiker. (Unter besonderer Berücksichtigung des lateinisch-deutschen ‚Hauerius'.)

Vollmer H., Beiträge zur Geschichte des biblischen Unterrichts, besonders in Deutschland, von Justus Gesenius und Johann Hübner.

Lurz G., Wer schrieb die ‚Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern aus ächten Quellen' [1783]? — Nicht Heinrich Braun, dem schon Gückel (1891) das Buch entschieden abgesprochen hatte, sondern Gerhoh Steigenberger (geb. 1741, † 1787).

Clemen O., Hieronymus Schencks von Sumawe ‚Kinderzucht' [Würzburg, Mart. Schubert 1502].

15. Jahrgang. Heft 1. Weniger L., Ein Schulbild aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Das Gymnasium zu Eisenach von 1656—1707.

Kleinere Beiträge. Clemen O., Zur Zerbster Schulgeschichte in der Reformationszeit. — Zwei Briefe des Zerbster Amtmannes Georg von Redern an Stefan Roth in Zwickau (1524 Juni 22. Juli 24).

Jahresbericht. Woltan R., Das Zeitalter des Humanismus. — Mertz G., Die Reformationszeit.

Heft 2. Scheel W., Die deutschen Grammatiker des 16. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zum deutschen Unterricht. — 1. Die Schulordnungen des 16. Jahrhunderts. 2. Deutscher Unterricht für die Praxis. 3. Die Grammatiker für die Schule bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. 4. Die drei lateinisch schreibenden Grammatiker Albertus, Oelinger, Clajus. 5. Schluß.

Kern K., Sebastian Coccius, Erzieher und Lehrer des Prinzen Eberhard von Württemberg (1551/62). Ein Beitrag zur Geschichte der Prinzenerziehung im 16. Jahrhundert. – Coccius geb. 1504 oder 1505; seine Heimat ‚haben wir zweifelsohne in Cannstadt zu suchen'.

Jahresbericht. IV. Dittrich F., Jesuiten. Katholische Reaktion gegen die lutherische Reformation (Gegenreformation). Geschichtliches. — V. Reber J., Comeniana. — VI. Heubaum A., Die Literatur von der Mitte des 17. bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts.

Heft 3. Knoke K., Die katechetischen Arbeiten des Caspar Calvör [geb. 1650 in Hildesheim, † 1725 in Clausthal].

Jahresbericht. VII. Heubaum A., Die Pädagogik am Schlusse des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. — VIII. Michel H., Geschichte der deutschen Universitäten. — IX. Wehrmann M., Schulgeschichte. — X. Clausnitzer E., Geschichte der Volksschule und Lehrerbildung.

Beihefte der **Mitteilungen** der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

4. 1904. Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. IX. Beiträge zur Geschichte der Er-

ziehung und des Unterrichts in Hessen-Nassau-Waldeck. Schmidt M. G., Untersuchungen über das hessische Schulwesen zur Zeit Philipps des Großmütigen.

5. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 5. Heft. Rückert G., Geschichte des Schulwesens der Stadt Lauingen vom Ausgange des Mittelalters bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts.

6. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 6. Heft. 1905. Lurz G., Die bayerische Mittelschule seit der Übernahme durch die Klöster bis zur Säkularisation.

7. Wehrmann M., Die Begründung des evangelischen Schulwesens in Pommern bis 1563.

8. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 8. Heft. Heigenmooser J., Überblick der geschichtlichen Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in Bayern bis zur Gegenwart

Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der Österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

V. Heft. 1904. Pröll L., Ein Triennium an der Salzburger Benediktiner-Universität (1658—1661). — Die einstige Universität Salzburg hat mehrere Epochen der Blüte erlebt. Man lehrte zunächst Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, während das medizinisch-chirurgische Studium erst am Ende des 18. Jahrhunderts zu Bedeutung gelangte und durch die hier herausgegebene ‚Medizinisch-chirurgische Zeitung' erfolgreich vertreten wurde. Mit der deutschen Wissenschaft stand man in enger Fühlung; Kapitularen des Stiftes St. Peter in Salzburg, das die meisten Lehrkräfte stellte, frequentierten im Zeitalter der Aufklärung sogar die Universität Göttingen, wovon Fallmerayer profitierte, als er im November 1809 nach Salzburg kam und hier Geschichte, die ‚Encyklopädisten' und Orientalia zu studieren begann. Bald darauf wurde im Anschluß an die politischen Umgestaltungen die Universität aufgehoben. — Im 17. Jahrhundert stellten zu den Lehrkräften auch andere Stifter die Professoren, so Weingarten, Melk, St Gallen, Einsiedeln, Seeon, Admont. Auch hatte man gute auswärtige Verbindungen, wie denn die drei gelehrten Brüder Franz, Josef und Paul Mezger vom Stifte St. Peter mit dem berühmten Mauriner Johann Mabillon ein inniges Freundschaftsverhältnis unterhielten. Unter den Studierenden begegnen neben den Salzburgern und (vor der Gründung der Universität Innsbruck) Tirolern besonders Bayern und Österreicher, aber auch einzelne Rheinländer, Westfalen, Italiener, Schweizer, Böhmen usw., darunter ein Name von literarischer Bedeutung: ‚Joannes Udalricus Megerle, Mosskirchensis, Suevus, Syntaxista' — so hat der künftige Abraham a St. Clara sich am 7. November 1659 eigenhändig in die Matrikel für die als ‚Syntaxis' bezeichnete Unterrichtsstufe eingetragen und 30 Kreuzer als Taxe gezahlt.

Die vorliegende Schrift nützt zwei handschriftliche Codices der Salzburger Studienbibliothek aus. Der eine Codex enthält die Immatrikulation aller Schüler und Hörer, auch der des Gymnasiums, der Philosophie und der Vorbereitungsklasse (Principium) von 1639—1704, der zweite alle akademischen Vornahmen und Vorgänge, auch alle Disziplinarvorfälle aus den Jahren 1658, 1659 und 1660; für das Studentenleben der damaligen Zeit und mancherlei Zustände der Stadt Salzburg eine ergiebige Quelle, die der Verfasser vom Standpunkte der Schulgeschichte aus der Betrachtung unterzieht. J. J.

Jäkel J., Ferdinand I. und die Stipendiaten aus den Partikularschulen Oberösterreichs in den Jahren 1551/4.

Weiß Anton, Beiträge zur Geschichte des österreichischen Elementarunterrichts. (Mit Neudrucken Felbigerscher Schriften.)

VI. Heft. Wichner J., Beiträge zur Schulgeschichte der vorarlbergischen Stadt Bludenz. Nach archivalischen Quellen mitgeteilt.

Weiß A., Ferdinand Kindermann [geb. 1740, † 1801, Bischof von Leitmeritz] und die Landschule zu Kaplitz. Ein Beitrag zur Schulgeschichte Böhmens. — Biographie Kindermanns und Neudruck von dessen: ‚Nachricht von der Landschule zu Kaplitz in Böhmen‘. (Prag, Schönfeld 1774.)

Weiß A., I. J. J. Felbigers Kommentar zum ersten österreichischen Lesebuche [Neudruck von Felbigers anonym erschienener ‚Nachricht von dem für die k. k. Staaten vorgeschriebenen Katechismus usw.‘ Wien 1777]; II. Josef Anton Groß Beschreibung des Taubstummeninstituts in Prag 1789 [Neudruck des in Wilfings Kalender für 1789 erschienenen Aufsatzes ‚Verfassung des Taubstummeninstituts in Prag usw.‘]; III. Biographien Amand Schindlers 1797, des Hofkaplans P. Scholz 1798 und des Josef v. Riegger 1796 [sämtlich aus dem vorgenannten Kalender neugedruckt].

Wiechowski J., Bericht eines Augenzeugen von dem Zustande der Wiener ‚deutschen Schulen‘ im Jahre 1781. Neuer Abdruck [aus Friedr. Nicolais Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 usw. Berlin und Stettin 4, 645 ff.] mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen.

Wotke K., Karl Heinrich Ritter von Seibt als Direktor der Gymnasien Böhmens. — Abdruck von fünf Berichten Seibts über die Gymnasien in Böhmen aus den Jahren 1777/83.

Wotke K., Die Gymnasien Schlesiens im Jahre 1774. — Abdruck der ‚Tabell über die . . Beschaffenheit der in dem K. K. Herzogthum Schlesien heut zu Tage befindlichen Gymnasien und Lateinischen Schulen. Nach Vorschrift des h. Hof-Decrets vom 12ten Februarii 1774 abgefasset‘.

Wotke K., Die im Jahre 1777 gemachten Vorschläge zur Heranbildung von Gymnasiallehrern.

Außerordentliche Beiträge zur **österreichischen Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Herausgegeben usw. [wie vorher]. Graz, Styria.

1. 2. Band. 1904. Weiß A., Geschichte der österreichischen Volksschule 1792 bis 1848. 1. 2. Band.

Gesellschaft für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

10. Jahresbericht der Österreichischen Gruppe. 1904. Anhang. Weiß A., Ferdinand Kindermann. Vortrag. — Vgl. oben.

Pädagogisches Archiv.

47. Jahrgang. Heft 2. Dahn E., Goethes Werke herausgegeben von Heinemann.

Eickhoff, Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Heft 4. Walter C. L., Paul Nerrlichs philosophische Weltanschauung in ihrer pädagogischen Anwendung auf die Schulreform der Gegenwart.

Heft 5. 7/8. Walter C. L., Schiller als Freiheitsdichter und Volkserzieher.

Söhns F., Der tote Schiller.

Boesser, Schiller und die Jugend.

Heft 7/8. Jäschke, Schillers Persönlichkeit. [Vortrag.]

Fries A., Miszellen zu Schiller. — I. Antiker Einfluß. II. Zu Shakespeares Einfluß. III. Zu Lessings Einwirkung.

Hackemann A., Maria Ebner von Eschenbach und die Kindesseele.

Pädagogische Abhandlungen.

Heft 80. 1904. Prein O., Beiträge zur Schulgeschichte der Gemeinde Methler. Nach den Quellen des Pfarrarchivs bearbeitet.

Heft 82. Burmester W., Zur Erinnerung an den 60. Geburtstag Heinrich Schaumbergers.

Heft 91. Behlen H., Friedrich Schiller. Zum 100. Todestage.

Neue Folge. X. Band. Heft 5. Schultz Ada., Jean Paul und die pädagogischen Ideen seiner unsichtbaren Loge.

Heft 6. Fett W. A., Hamann und Dinter als Vertreter des Pietismus und Nationalismus auf pädagogischem Gebiete.

Heft 10. Krüger E., Eberhard von Rochow.

XI. Band. Heft 1. Schreck E., Schillers pädagogische Bedeutung.

Pädagogische Blätter für **Lehrerbildung** und **Lehrerbildungsanstalten.**

XXXIV. 5. Kühnemann E., Die Philosophie Schillers.

Capesius J., Vom Denken und Dichten des jungen Schiller.

Anthes O., Schiller und die künstlerische Erziehung.

Ballauff F., Die Idee der Freiheit in Schillers Dramen.

Burggraf J., Der Kampf mit dem Drachen.

Hering W., Schillers Freunde und Zeitgenossen.

Bär A., Gedanken der Witwe Schillers über die Erziehung ihrer Kinder.

Pädagogische Studien.

Neue Folge. 25. Jahrgang. 1904. Heft 3. Bruntsch M., Der Geist von ‚Sturm und Drang' in der Pädagogik des jungen Herder.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.**

13. Jahrgang. 1904. Heft 3. Mülinen W. F. v., Die deutsche Gesellschaft in Bern und ihre Nachfolgerinnen im 18. Jahrhundert.

Geffcken J., Dr. Johannes Weyer. Altes und Neues vom ersten Bekämpfer des Hexenwahns.

Heft 4. Stettiner P., Johann Georg Scheffner. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter von Deutschlands Erhebung.

Heft 5. Keller L., Der Humanismus. Sein Wesen und seine Geschichte. Festrede.

Stolze W., Daniel Ernst Jablonski. Ein biographischer Versuch.

Ein merkwürdiges Gedicht Herders. (An das ökumenische Christentum.)

14. Jahrgang. Heft 1. Pastor W., Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre.

Hanstein A. v. (†), Der Staatsgedanke in der dramatischen Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (Aus dem Nachlaß.)

Keller L., Die maurerischen Sozietäten und die moralischen Wochenschriften.

Heft 2. Keller L., Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. Festgabe zum Schillertage 1905.

Perkmann J., Über Herders Bildungsideal.

Heft 3. Schiller und die Romantik.

Ein Brief des Ober-Präsidenten [Josef] Zerboni [di Sposetti] an Schiller [Glogau, den 14. Dezember 1792. Bereits bei Urlichs, Briefe an Schiller Nr. 75].

Vorträge und **Aufsätze** aus der **Comenius-Gesellschaft.**

XII. Jahrgang. 1904. 4. Stück. Keller L., Der Humanismus und seine Geschichte.

XIII. Jahrgang. 1. Stück. Pastor W., Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre.

2. Stück. Keller L., Die Tempelherren und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte.

Comenius-Blätter für **Volkserziehung.**

12. Jahrgang. 1904. Heft 2. Schultze E., Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

13. Jahrgang. Heft 1. Aufruf zur Erinnerungsfeier für Friedrich Schiller am 9. Mai 1905.

Der Schulfreund. Monatsschrift zur Förderung des Volksschulwesens usw. Hamm.

60. Jahrgang. 1904/5. Heft 8. Ettlinger, Das Wunder in Schillers Dichtung.

Kiesgen, Schiller als Lyriker.

Pötsch, Entwicklung und zusammenhängende Darstellung der psychologisch-ethischen Momente in Schillers ‚Kampf mit dem Drachen'.

Bendel, Schillers Sprache.

Katholische Schulzeitung.

XXXVII. 36. Schmidinger, Christoph von Schmid.

Lehrproben und **Lehrgänge.**

82. Heft. Freybe A., Die Bedeutung der Osterszene in Goethes Fausttragödie.

Dörwald, Der Sturm und Drang. (Zur Behandlung Goethes und Schillers im deutschen Unterricht.)

83. Heft. Schneider G., Der Begriff der Frömmigkeit in Lessings Nathan und in Platos Euthyphron.

84. Heft. Berndt R., Die Lektüre deutscher Dramen auf der Obertertia der höheren Schulen mit besonderer Berücksichtigung von Körners ‚Zriny'.

Neue pädagogische Zeitung (Magdeburg).

29. Jahrgang. Nr. 30. Gelbke H., Simon Dach.

Der Säemann.

Mai-Juni. Ernst O., Schiller.

Bode W., Schillers Lebensplan.

Hagmann J., Schiller und die Jugend.

Gurlitt L., Schiller auf den höheren Schulen.

Mitteilungen des **‚Vereines deutscher Mittelschullehrer** in **Nordböhmen'** und des **Vereines ‚Deutsche Mittelschule'** in **Mähren.**

3. Jahrgang. 1904. Nr. 2. Prodinger, ‚Zugrunde gehen' und ‚zu Grunde gehen'. Ein kleiner Beitrag zur Orthographie.

Nr. 3. Prodinger K., Ein Schädling unserer Schülerbibliotheken [Karl May].

Nr. 4/5. Schiepel J., Zur Frage der Erweiterung des deutschen literaturgeschichtlichen und literaturkundlichen Unterrichtes [Vortrag].

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**

I. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie. 18. (Neue Folge 11.) Band. 1904. Heft 2. Uebele W., Herder und Tetens.

Heft 3. Buchenau A., Zur Geschichte des Briefwechsels zwischen Leibniz und Malebranche.

Wapler P., Die geschichtlichen Grundlagen der Weltanschauung Schopenhauers.

II. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. 11. Band. Heft 2. Wurm K., Künstlerische Regelmäßigkeit.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.**

19. Band. 1904. Heft 3. Gloßner M., Zum Kantjubiläum.

Vierteljahrsschrift für **wissenschaftliche Philosophie** und **Soziologie.**

28. (neue Folge 3.) Jahrgang. 1904. Heft 4. Barth, Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache.

29. (4.) Jahrgang. Heft 1. Planck H., Die Grundlagen des natürlichen Monismus bei Karl Christian Planck.

Heft 1. 2. Stosch G., Die Gliederung der Gesellschaft bei Schleiermacher.

Heft 2. Barth P., Zum 100. Todestage Schillers.

American Journal of Psychology.

XIII. 294. Slaughter J. W., The Moon in Childhood and Folklore.

Kant-Studien.

IX. Band. 1904. Heft 1/2. Heman F., J. Kants philosophisches Vermächtnis.

Bauch B., Die Persönlichkeit Kants.

Staudinger F., Kants Bedeutung für die Pädagogik der Gegenwart. Zum Streite Natorps mit den Herbartianern.

Kühnemann E., Herder und Kant an ihrem 100jährigen Todestage.

Riehl A., Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant.

Schmid F. A., Kant im Spiegel seiner Briefe.

Aster E. v., Die Neue Kant-Ausgabe und ihr erster Band.

Heft 3/4. Bauch B., Luther und Kant.

Renner H., Reden zur Feier der Wiederkehr von Kants 100. Todestage. [Übersicht.]

X. Band. Heft 3. Festheft zu Schillers 100. Todestage.

Eucken R., Was können wir heute aus Schiller gewinnen? Einleitende Erwägungen.

Schmid F. A., Schiller als theoretischer Philosoph.

Cohn J., Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung. Schillers philosophischer Einfluß auf Goethe.

Bauch B., Schiller und die Idee der Freiheit.

Vaihinger H., Zwei Quellenfunde zu Schillers philosophischer Entwicklung. — I. Eine Disputation in der Karlsschule im November 1776 [unter den Respondenten der von Jak. Friedrich Abel verfaßten Dissertation ‚De origine characteris animi' wird Schiller und seine mehr oder weniger bekannten Jugendfreunde genannt]. — Anhang. II. Ein Freimaurerliederbuch als Quelle des Liedes an die Freude? [‚Lieder mit Melodien zum Gebrauch der Loge zu den drey Degen in Halle.' Halle 1784. Täubel. Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905. Nr. 120. S. 351.]

Runze M., Karl Rosenkranz über Schiller.

Schmid F. A., Schillers letztes Bildnis [Schiller auf dem Totenbette. Von Ferdinand Jagemann].

Vaihinger H., Das Schillerporträt von Gerhard v. Kügelgen.

Windelband W., Schillers transscendentaler Idealismus.

Medizinische Zeitschriften.

Deutsche Medizinische Wochenschrift.

1905. Nr. 18. Magnus H., Schillers Beziehungen zur Medizin.

Berliner Klinische Wochenschrift.

1905. Nr. 20. Greef, Schiller als Arzt.

Nr. 21. Posner C., Schillers Beziehungen zur Natur und Heilkunde. Ein Nachwort.

Wiener Klinische Wochenschrift.

1905. Nr. 19. Neuburger M., Schillers Beziehungen zur Medizin.

Ärztliche Rundschau.

1905. Nr. 21. [Gegen Greefs Festvortrag ‚Schiller als Arzt'].

Theologische Zeitschriften.

Stimmen aus Maria-Laach.

67. Band. 1904. Heft 9. Pfülf O., Achim von Arnim im Spiegel seiner Briefe [6 Briefe an Joh. Nepomuk von Ringseis].

1905. Heft 1. 2. Hoffmann H., Rückblick auf die Jahrhundertfeier Kants 1904.

Heft 4. Baumgartner A., Friedrich von Schiller. Zum 100. Gedächtnistage seines Todes.

Heft 6. Baumgartner A., Erinnerungen an P. Joseph Spillmann.

Friedensblätter.

IX. 4. Hoffmann, Melchior von Diepenbrock.

Gottesminne (Münster).

II, 8. Binder H., Religiöse Anklänge bei Mörike.

III, 5. Eichert, Unser Schiller.

Schmidt, Etwas von M. Opitz.

Theologische Studien und **Kritiken.**

Jahrgang 1905. Heft 1. Brederek, Das Lied ‚Wie schön leuchtet der Morgenstern' und seine Lesarten.

Heft 2. Berbig, Akten zur Reformationsgeschichte in Coburg.

Clemen, Schleiermachers Vorlesung über theologische Enzyklopädie.

Heft 3. Clemen, Melanchthoniana.

Zeitschrift für **Theologie** und **Kirche.**

14. Jahrgang. 1904. Heft 5. Reischle, Kant und die Theologie der Gegenwart.

Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.

Jahrgang 1904. Nr. 26. 27. Eberhard, Johannes Mathesius, der Reformator Joachimsthals.

Jahrgang 1905. Nr. 5. 6. 7. 8. Grünberg P., Spener als Lutheraner.

Nr. 18. 19. Schnedermann F., Zum Gedächtnisse Schillers († 9. Mai 1805).

Nr. 20. Zur Schillerfeier im katholischen Wien.

Neue kirchliche Zeitschrift.

16. Jahrgang. Heft 5. Kinast, Schillers Religiosität.

Der **Beweis** des **Glaubens.**

40. Jahrgang. 1904. Heft 9/10. Höhne, Der Formfehler in Lessings Parabel von den drei Ringen.

41. Jahrgang. Heft 2/3. Höhne, Umfang und Art der Bibelbenutzung in Goethes Faust.

Deutsch-evangelische Blätter.

30. Jahrgang. Heft 2. Heine G., Gottfried Keller.

Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt.

5. Jahrgang. 1903/4. Nr. 39. Klaiber W., Johannes Mathesius.
Nr. 42. Freybe A., Ein schwäbischer Dichter [Gottlob Kemmler].
Nr. 51. May P., Eduard Mörike.
6. Jahrgang. 1904/5. Nr. 1. 2. 3. 4. Thomä J., Nietzsche und das Christentum.
Nr. 9. Willms B., Zur Erinnerung an zwei schwäbische Dichter (Waiblinger. Mörike).
Nr. 18 19. Guerrier R., Ph. J. Spener und seine kirchliche Heimat.
Nr. 23. Wulff E. L., Prinz Emil von Schönaich-Carolath.
Nr. 31. 32. Schaefer R., Luther und Schiller.
Nr. 33. Winter G., Von der Schillerfeier.
Nr. 35. Cohrs F., Schiller und das alte Testament.

Protestantische Monatshefte.

9. Jahrgang. Heft 5. Sulze E., Luther und Kant.
Heft 6. 7. Planck R., Zu Karl Chr. Plancks Gedächtnis.
Heft 8. Schmitthenner A., Schillers Stellung zur Religion.

Protestantenblatt.

37. Jahrgang. 1904. Nr. 21. 22. Buurmann U., Das Problem des Lenauschen Faust.
Nr. 33. Friedrich Nietzsche und die Religion.
Nr. 43. 44. Pflaum, Goethes Denkmal und das deutsche Schulwesen in Rom.
Nr. 51. Achelis Th., Das religiöse Weltbild unserer Klassiker.
38. Jahrgang. Nr. 6. 7. Nestle W., Spener und der Pietismus.
Nr. 10. 11. Freybe G., Robert Reinick.
Nr. 11. Freybe G., Schiller-Predigten.
Nr. 12. 13. Lonke A., Eduard Mörike.
Nr. 16. Braasch, Schillerpredigten.
Nr. 19. Rithack-Stahn W., Schiller.
Nestle W., Schiller als Ideendichter.
Zurhellen-Pfleiderer E., Schillers Familienleben
Nr. 19. 20. Burggraf J., Die Christustendenz in Schillers Natur.
Nr. 19. Die Schillerkirche zu Wenigenjena.
Beilage. Schillers Todestag und die kirchliche Zeitgeschichte.
Nr. 23. 24. Schubring W., Carl Spitteler.

Die Studierstube. Theologische und kirchliche Monatsschrift.

3. Jahrgang. Heft 2. Sarowy, Speners Lehre vom geistlichen Amt.
Heft 5. Schmidt, Schiller und das Christentum.

Die christliche Welt.

18. Jahrgang. 1904. Nr. 22. Ibsens Ethik.
Nr. 28. 29. Philippi F., Karl Hauptmann.
Nr. 32. Stephan, Die Früchte des Herder-Gedenktags.
Nr. 33. Weichelt H., Nietzsche-Literatur.
Nr. 51. Schiele, Vom Werden dreier Denker, Fichte, Schelling, Schleiermacher.

19. Jahrgang. Nr. 5. Schubert H. v., Zum Gedächtnis Philipp Jakob Speners.

Nr. 7. Burggraf J., Schillers Räuber. Predigt.

Nr. 10. Burggraf, Schillers Lied an die Freude.

Nr. 16. 17. Burggraf J., Goethe, Schiller, Schleiermacher.

Nr. 18. Nithack-Stahn W., Schiller als Prophet.

Fuchs E., Kunst und Sittlichkeit. Auch eine Erinnerung an Schiller.

Nr. 19. Christlieb M., Cottas Säkularausgabe von Schillers Werken.

Nr. 20. Kayser, Nachklänge zur Kantfeier.

Nr. 22. Teutsch Ch., Roseggers Leben Jesu und die Theologen.

Nr. 23. Varrentrapp C., Rankes religiöse Anschauungen.

Nr. 25. 26. Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus.

Nr. 34. Stimmen der Väter: Theodor Gottlieb von Hippel.

Zeitschrift für evangelischen Religionsunterricht.

16. Jahrgang. 1904/5. Heft 3. Rebe H., Zu Schillers religiöser Entwicklung.

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst.

10. Jahrgang. Nr. 5. Spitta, Der Streit über die Entstehungszeit unsers Lutherliedes.

Nelle, Gerhardt, Rist, Tersteegen, Gellert in unseren heutigen Gesangbüchern. — Dazu Nachtrag in Nr. 6.

Nr. 6. Spitta, Die neueste Entdeckung zum Lutherliede.

Monatsschrift für Pastoraltheologie. Herausgegeben von H. A. Köstlin und P. Wurster. Berlin, Reuther & Reichard.

1. Jahrgang. Heft 3. Knodt, Zinzendorfs Ordinationsgebet.

Heft 5. Wurster P., Spener und die Kirche von heute.

Schweizerische theologische Zeitschrift.

22. Jahrgang. Vierteljahrsheft 1. Müller D. E., Die Aufgabe der religiösen Volkskunde.

2. Bruckner A., Lavater als Kritiker.

Zeitschrift für Kirchengeschichte.

XXV. Band. 1904. Heft 3. 4. Kalkoff P., Zu Luthers römischem Prozeß. (Fortsetzung und Schluß.)

Heft 3. Analekten. Duncker, Zwei Aktenstücke zur Reformationsgeschichte Heilbronns aus der Zeit des Augsburger Reichstages 1530. (Schluß.)

Analekten. 1. Sommerfeldt G., Zu Matthäus de Cracovias kanzelrednerischen Schriften (Teil III).

XXVI. Band. Heft 1. Clemen O., Die Elbogener Kirchenordnung von 1522.

Analekten. 3. Fiedig, Luthers Disputatio contra scholasticam theologiam. — 4. Berbig, [21] Reformationsurkunden des Franziskanerklosters zu Coburg. — 5. Clemen O., Beiträge zur deutschen Reformationsgeschichte [1. Ein Butterbrief, Magdeburg 27. Mai 1518; 2. Die Leipziger Universität beim Tode und Begräbnis des Kurfürsten Moritz; 3. Ein Bericht über Erasmus' Tod; 4. Reformatorische Ideen im Eisenacher Karthäuserkloster]. — 6. Schornbaum, Zur Geschichte des Reichstages von Augsburg im Jahre 1530. — 8. Doebner R., Ein ungedruckter Brief Dr. Martin Luthers an die Gebrüder Philipp und Johann Georg, Grafen von Mansfeld, dd. Mansfeld den 7. Oktober 1545. Mitgeteilt. — 9. Gastrow, Ein neuer Herderbrief aus Bückeburg [an den Pastor Zerßen, 1772 Juli 2]. Veröffentlicht.

Heft 2. Analekten. 3. Clemen O., Beiträge zur Lutherforschung.

Archiv für Reformationsgeschichte.

Nr. 4. I. Jahrgang. 1904. Heft 4. Rath F., Zur Kirchengüterfrage in der Zeit von 1538 bis 1540. Die Gutachten Martin Bucers und der Augsburger Prädikanten Wolfgang Museulus und Banifacius Wolfart über die Verwendung der Kirchengüter.

Eine deutsche Predigt des Humanisten Jahannes Caselius. Aufs neue herausgegeben von F. Kaldewey. — Eine Christliche Vermanung van der Geburt vnsers HErrn vnd Heilands Jhesu Christi. geschrieben ... Durch M. Ioannem Chesselivm Gebruckt zu Wittemberg durch Hans Krafft. 1556 (in einem Mischbande, 44. J. 177, der ehemaligen Universitäts-Bibliathek zu Helmstedt). Einer Einleitung über das Leben des Verfassers (geb. 1533, † 1613) falgt der Abdruck der Predigt S. 345/54.

Clemen O., Der Dialogus bilinguium ac triilinguium. — Dem Titel zufalge stammt diese 1519 erschienene Satire gegen die Löwener Obskuranten van Canrad Reesen (geb. 1495 zu Rastätten). L. Geiger bezweifelte die Richtigkeit der Angabe (Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance 1, 1886, S. 247/50), Clemen widerlegt diesen Zweifel.

Müller N., Zur Digamie des Landgrafen Philipp von Hessen.

Friedensburg W., Giavanni Marone und der Brief [Jakob] Sadolets an Melanchton vam 17. Juni 1537.

Kalkaff P., Zu den römischen Verhandlungen über die Bestätigung Erzbischaf Albrechts van Mainz im Jahre 1514.

Hasenclever A., Zur Geschichte Ottheinrichs van Pfalz-Neuburg (1544).

Nr. 5. II. Jahrgang Heft 1. Tschakert P., Neue Untersuchungen über Augustana-Handschriften. — I. Untersuchung der Caburger deutschen Augustana-Handschrift. II. Die Textschichten der deutschen Augustana-Handschrift ‚Hannaver', ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Augsburgischen Kanfession.

Clemen O., Die Luterisch Strebkatz. — Versuch eines neuen Kammentars dieser bei Schade (Satiren und Pasquille 3, 112 ff. Ungenügender Kammentar S. 255 ff.) abgedruckten, gegen Luthers Gegner gerichteten Flugschrift. — Exkurs über Jakab Lemp S. 90/93.

Heft 1. 3. Luther J., Aus Zeitschriften [Bibliagraphie].

Nr. 6. Heft 2. Clemen O., Zur Einführung der Refarmation in Weimar.

Wendel C., Eine vergessene Schrift Luthers? — ‚Beelzebub an die Heilige Bepstliche Kieche'. MDXXXVII. (abgedruckt in Schades ‚Satiren und Pasquillen' 1856).

Nr. 7. Heft 3. Albrecht O., Zur Bibliagraphie und Textkritik des Kleinen Lutherischen Katechismus (Fartsetzung).

Rath F., Zur Geschichte des Reichstages zu Regensburg im Jahre 1541. Die Korrespandenz der Augsburger Gesandten Walfgang Rehlinger, Simprecht Hafer und Dr. Kanrad Hel mit dem Rate, den Geheimen und dem Bürgermeister Georg Herwart nebst Briefen von Dr. Gereon Sailer und Walfg. Musculus an den letzteren.

Nr. 8. Heft 4. Schultze V., Waldeckische Visitatiansberichte, 1556, 1558, 1563, 1565.

Knake K., Ein Bild vam kirchlichen Leben Gättingens aus dem Jahre 1565.

Clemen O., Invictas Martini laudes intonent Christiani.

Berbig G., Ein Brief des Ritters Hans Lantschad zu Steinach an Kurfürst Friedrich den Weisen 1520.

Friedensburg W., Zwei Briefe des Petrus Canisius 1546 und 1547.

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.

22. Jahrgang. Stück 1. Schultheß-Rechberg G. v., Heinrich Bullinger de Nachfalger Zwinglis.

2. Egelhaaf G. und W. Diehl, Landgraf Philipp von Hessen; M. Butzers Bedeutung für das kirchliche Leben in Hessen.

4. Kalkoff P., Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden. 2. Teil.

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte.

XI. Band. 1904. Heft 1. 2. Schornbaum K., Leutershausen bei Beginn der Reformationszeit und das Ende Eberlins von Günzburg.

Batteiger J., Zur Geschichte des Pietismus in Bayreuth. Nachträge. — S. 39 ff. über den Traktat ‚Milch für die Unmündigen Kinder' (2. Auflage. Jena 1729).

Heft 2. 3. 4. Kolde Th., Arsacius Seehofer und Argula von Grumbach. — S. 107/9 Ein Spruch Von der Staufferin Ihres disputierens halben. o. O. u. J. 4 Bl. (Knittelverse). Als Verfasser nennt sich Johannes ‚Zu Ingolstadt ein frey Student | Ein Bürgerssohn von Landshut'. Darauf erfolgte (vgl. S. 109/12): ‚Eyn Antwort in gedichtß weiß', von Argula vom Grumbach, geb. von Stauff. 1524. 14 Bl. 4⁰. — S. 183 Andreas Osiander an Melanchthon (Nürnberg 1534 Febr. 15), S. 184 f. 186 f. Arsacius Althamer an Argula von Grumbach (Ansbach 1530 Mai 26; 1532 Nov. 15), S. 187 Joh. Eck an Frau Argula von Stauff (Ingolstadt 1533 Dez. 18), S. 188 Argula von Grumbach an ihren Sohn Hans Georg (Lenting 1538 April 24).

Heft 3. Griebel P., Das älteste Kirchenbuch Heroldsbergs [1532/51].

Heft 4. Haußleiter J., Zur Lutherbibliographie. — Zu Band X, S. 217/23 der ‚Beiträge'.

Kolde Th., Süddeutsche Katechismen von 1530—1600.

Heft 5. Roth F., Kaspar Huberinus und das Interim in Augsburg.

Schornbaum K., Zur Brandenburgisch-Nürnbergischen Kirchenvisitation 1528.

Ein Ablaßbrief für die Kirche zu Leerstetten [1486]. Mitgeteilt von Th. Kolde.

Ein Brief des Dominikaners Gallus Korn an Wolfg. Fabricius Capito [1522, zwischen dem 12. Juni und dem 1. Juli geschrieben]. Mitgeteilt von F. Herrmann.

Kolde Th., Zur Geschichte des Nürnberger Augustinerklosters.

Heft 6. Ein kryptocalvinistischer Katechismus für die Grafschaft Ortenburg aus dem Jahre 1598. Mitgeteilt von Th. Kolde.

Schornbaum K., Das Testament des Kanzlers Georg Vogler [1545/9].

Lauter Th., Der erste evangelische Pfarrer in Cadolzburg. — S. 280 f. Zwei Briefe von Johann Brentz 1534 (an den Markgrafen Georg und an den markgräflichen Kanzler Seb. Heller).

Rieder O., Kirchengeschichtliches in den Zeitschriften der historischen Vereine in Bayern.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Herausgegeben von Nikol. Müller. Berlin, Martin Warneck.

1. Jahrgang. 1904. Bossert, Zur Biographie des Reformators von Guben [Leonhard Beier, oder Reiff].

Müller N., Die Kirchen- und Schulvisitationen im Kreise Belzig 1530 und 1534 und Nachrichten über die Kirchen- und Schuldiener in diesem Kreise während der Reformationszeit.

Parisius, Bartholomäus Rieseberg, ein altmärkischer Stadtpfarrer der Reformationszeit.

Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte.

II. Band. 1903. Heft 1. M. Johann Daniel Mincks Chronik über den 30jährigen Krieg nach den Aufzeichnungen im Groß-Bieberauer Kirchensaalbuch herausgegeben von W. Krämer. — Minck, geb. 21. Juni 1611 in Darmstadt,

† als Pfarrer von Groß-Gerau 1664. — Zum Jahre 1632 zwei Stellen aus Flemming zitiert. — S. 35/38 zwei ‚Friedens-Lieder' (‚Lobt Gott den Herrn Ihr Christen all'. ‚Dir höchstem Gott wir dankbar sein'), die Minck komponiert ‚und in der schulle zu singen übergeben' hatte.

Köhler W., Hessische Archivalien aus außerhessischen Archiven.

Heft 1. 2. Dieterich J. R., Reformationsgeschichte von Oppenheim (Schluß).

Heft 2. Schneider F., Die kirchliche Feier des Übergangs Neckarsteinachs an Hessen im Jahre 1903. — Abdruck des Berichtes von Stockhausen, der Lieder zum Anfang und zum Schluß des Gottesdienstes und der Rede des Pfarrers David Chph. Salzer.

Beiträge zur **sächsischen Kirchengeschichte.**

18. Heft. 1904. Rade D., Aus Briefen Luthardts an Henke.

Goldammer, Die Einführung der Reformation im Vogtlande unter besonderer Berücksichtigung der Ephorie Oelsnitz.

Dibelius E., Sächsische Kirchengebete und Lieder aus den Kriegszeiten des 17. und 18. Jahrhunderts.

Clemen O., Zur Reformationsgeschichte von Schlettau.

Zeitschriften für Kunst-, Theater- und Musikgeschichte.

Repertorium für **Kunstwissenschaft.**

XXVII. Band. 1904. Heft 4. Tscheuschner K., Die deutsche Passionsbühne und die deutsche Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts in ihren Wechselbeziehungen.

Zeitschrift für **bildende Kunst.**

40. Jahrgang. Heft 7. Braun J., Das Winckelmann-Porträt von Anton Raphael Mengs.

Die Kunst.

6. Jahrgang. Heft 6. Wolter F., Erinnerungen an Adolf Menzel.

13. Neujahrsblatt des **Kunstvereins** und des **historisch-antiquarischen Vereins Schaffhausen.**

Vogler C. H., Der Maler und Bildhauer Joh. Jakob Oechslin aus Schaffhausen. 1. Hälfte.

Neujahrsblatt der **Kunstgesellschaft** in **Zürich** für 1905.

Lehmann W. L., Konrad Grob.

Archiv für **Theatergeschichte.** Im Auftrage der Gesellschaft für Theatergeschichte. Herausgegeben von Hans Devrient. Berlin.

1. Band. 1904. Zur Theatergeschichte in Österreich. Weilen A. v., Lessingsche Dramen auf dem Burgtheater. — Fassungen, in welchen einige der Schauspiele Lessings (Der Schatz. Der Misogyne. Der junge Gelehrte. Nathan) zuerst auf die Wiener Szene kamen.

Mayer F. A., Zensurakten aus Baden bei Wien. — ‚Verzeichnis der verbothenen Theaterstücke' (1830/48).

Kronfeld E. M., Das Schönbrunner Schloßtheater. Erster Teil: Von Maria Theresia bis zur Franzosenzeit.

Zur Berliner Theatergeschichte. Geiger L., Ein Berliner Theaterskandal 1810. — Zweck dieser Untersuchung ist, nachzuweisen, daß die bei Steig (Kleists Berliner Kämpfe. 1901. S. 230 ff.) gebotene allgemeine Auffassung dieses gegen Iffland gerichteten Skandals, wie die Darstellung im einzelnen unrichtig ist. S. 66/75 Ifflands Schreiben an Hardenberg (1810 Nov. 26).

Ifflands Rechtfertigung seiner Theaterverwaltung vom 27. Juli 1813 [an den Geh. Staatsrat von Oelssin]. Mitgeteilt von W. Altmann.

In sächsisch thüringischen Landen. Göhler R., Gutzkow und das Dresdener Hoftheater. Erster Teil: Bis zur Anstellung als Dramaturg des Hoftheaters. — Briefwechsel Gutzkows mit von Lüttichau; Otto von Könneritz an Gutzkow (S. 100); Therese von Bacharacht geb. v. Struve an von Lüttichau (S. 105); Gutzkows Bemerkungen zur „Instruktion' und zum „Kontrakt' (S. 109/12); Entwurf des von Winkler Hell verfaßten, von v. Lüttichau korrigierten Vortrages an den König, Gutzkows Anstellung betreffend (S. 113/5); Anstellungsdekret (S. 116).

Weiser Karl, Zehn Jahre Meiningen. Ein Beitrag zur Theatergeschichte. [Persönliche Erinnerungen.]

In den Rhein- und Main-Gegenden. Mentzel E., Karl David Stegmann. Aus dem Leben eines Bühnenkünstlers des 18. Jahrhunderts. — Mit Briefen Stegmanns an Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (1784/1802). — Das Todesjahr Stegmanns (geb. 1751) war nicht zu ermitteln.

Fritz A., Die Künstlerfamilie Lortzing an rheinischen Bühnen. — Als Quelle vornehmlich J. B. Rousseaus „Rheinische Flora' (1825/7) benutzt.

Jellinek A. L., Bibliographie der Theatergeschichte für die Jahre 1901/3.

Dramaturgische Blätter. Monatsschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl Ludw. Schröder. Wien. In Kommission bei Rudolf Lechner & Sohn.

1. Jahrgang. Nr. 1/2. Dramaturgische Monographien. I. Seidl A., Eine neue „Kätchen'-Bearbeitung [vom Verfasser dieses Aufsatzes. Gibt Rechenschaft über sein Verfahren].

Die Neuinszenierung der Schillerdramen im Burgtheater. 1. Wilhelm Tell und Don Carlos.

Nr. 3. Gregori F, Adolph von Sonnenthal: König Lear.

Rose F., Subjektive und objektive Kritik.

In allen Nummern: Rundschau. Dramaturgische Bibliographie.

Theater- und Musik-Zeitung (Königsberg in Pr.).

I, 1. 1904. Dorn O., Goethe in seinem Verhältnis zu Musik und Musikern.

Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft.

V. Jahrgang. Heft 2. 1904. Rychnovsky E., Ludwig Spohr und Friedrich Rochlitz. Ihre Beziehungen nach ungedruckten Briefen. — 5 Briefe von Spohr, 32 von Rochlitz, aus den Jahren 1817 bis 1842.

VI. Jahrgang. Heft 1. Bienenfeld E., Wolffgang Schmeltzl, sein Liederbuch (1544) und das Quodlibet des 16. Jahrhunderts.

Publikationen der internationalen Musikgesellschaft Leipzig.

Beihefte. 2. Folge. 1. Heft. Einstein A., Zur deutschen Literatur für Viola da Gamba im 16. und 17. Jahrhundert.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904.

11. Jahrgang. 1905. Kretzschmar H., J. Kants Musikauffassung und ihr Einfluß auf die folgende Zeit.

Ungedruckte Briefe von Hugo Wolf an Paul Müller aus den Jahren 1896/8. Herausgegeben ... von P. Müller.

Schwartz R., Verzeichnis der in allen Kulturländern im Jahre 1904 erschienenen Bücher und Schriften über Musik.

Die Musik.

III. Jahr 1903/4. Heft 1. 2. Mendelssohns und Schumanns Beziehungen zu J. H. Lübeck und Johann J. H. Verhulst. Aus meist unveröffentlichten Briefen [1837/56] erläutert von E. van der Straeten.

Heft 1. Zwei unvollendete Singspiele von E. T. A. Hoffmann. — Siehe Euphorion 11, 224.

Karpeles G., Heine in Rußland. — Verzeichnis Heinescher Gedichte, die von russischen Komponisten in Musik gesetzt worden sind [84 Nrn.].

Heft 2. Schmidt L., Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Quellen und Studien von M. Friedländer. Besprochen.

Heft 4. Ritter H., Über Volksmusik und Volksgesang in alter und neuer Zeit.

Heft 5. Istel E., Berlioz und [Peter] Cornelius.

Heft 6. Kohut A., Johann Gottfried von Herder und die Musik. Ein Gedenkblatt zum 100. Todestag usw.

Heft 7. 8. Post H., Zur Reform des protestantischen Kirchengemeindegesanges in Deutschland.

Heft 7. Manz G., H. von Helmholtz und die Musik.

[3] Briefe Lortzings an Georg Meisinger [Wien 1848 Juli 31. November 26. Dezember 26] mitgeteilt von A. Dessoff.

Heft 8. Vier Briefe Adolf Jensens an Joachim Raff [und dessen Antworten 1865/70] mitgeteilt von H. Raff.

Stier E., Georg Caspar Schürmann ein Hofkapellmeister des 18. Jahrhunderts.

Heft 10. 11. Ellis W. A., Die verschiedenen Fassungen von ‚Siegfrieds Tod' ein Beitrag zur Wagner-Forschung.

Heft 11. Grünstein L., Das musikalische Element in der Kunst Moriz' von Schwind. Ein Gedenkblatt zu des Meisters 100stem Geburtstag.

Heft 12. (3. Beethoven-Heft.) Graf M., Eine Beethovenstudie.

Neue Beethovenbriefe [1 an den Großherzog Ludwig I. von Hessen, Wien 1823 Februar 5; 2 an den Geh. Kabinettssekretär Schleiermacher 1823 März 24. August 2] mitgeteilt von A. Schmidt.

Altmann W., Zu Beethovens ‚Fidelio' und ‚Melusine'. — I. Das Angebot des ‚Fidelio' an das Königliche Nationaltheater zu Berlin: Briefe von Beethoven und Frdr. Treitschke (1814 Juni 23. Sept. 15); II. Graf Brühl und Beethovens ‚Melusine': Brief des Grafen Brühl an Beethoven (Berlin 1826 April 6).

Heft 14. 15. Berendt M. †, Ein Beitrag zur Dramaturgie des Lohengrin.

Heft 14. Pissin R., Zwei Dichter als Deuter der Musik. Thomas Mann und Karl Söhle.

Heft 16. Golther W., Briefe Richard Wagners zum Pariser ‚Tannhäuser'.

Heft 17. (Cornelius-Fest-Heft.) Istel E., Peter Cornelius ein deutscher Wort- und Tondichter.

Milde Natalie v., Weimarische Erinnerungen aus den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. — Mit Briefen und Gedichten von Cornelius.

Schoenaich G., Peter Cornelius in Wien.

Batka R., Peter Cornelius' Lieder. Ein Mahnwort.

Istel E., Peter Cornelius und der ‚Kladderadatsch' eine wahre Begebenheit wieder aufgefrischt.

Heft 18. Mauke W., [Detlev von] Liliencron als Befruchter der musikalischen Lyrik.

Heft 20. (4. Wagner-Heft.) 21. Wolzogen H. v., Was hat Richard Wagner seinem Volke hinterlassen?

Heft 20. Mey K., Romanische ‚Ring' Übersetzungen.

Petsch R., Gurnemanz.

Ein Brief Wagners [Bayreuth 1874 Mai 15] an Frau Betty Schott. Veröffentlicht von E. Istel.

Heft 23. Krauß E., Eduard Mörike und die Musik. Zu seinem 100. Geburtstag 8. September 1904. — Mit Benutzung gedruckter und ungedruckter Briefe Mörikes.

Heft 23. 24. Puttmann M., Zur Geschichte der deutschen komischen Oper von ihren Anfängen bis Dittersdorf.

Heft 23. 24. Harzen Müller A. N., Liszt, Wagner und Bülow in ihren Beziehungen zu Georg Herwegh.

Heft 24. Tappert W., Die preußischen National-Hymnen. — 1. ‚Borrussia' von Spontini. 2. Heil dir im Siegerkranz. 3. Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben? [von Bernh. Thiersch, 1831 August 3 in der Halberstädter Harmoniegesellschaft gesungen].

IV. Jahr. Heft 6. Jacobs E., Beethoven, Goethe und Varnhagen von Ense.

Heft 15. Golther W., Schiller und Wagner.

Runze M., Schiller und die Balladenmusik.

Hohenemser R., Schiller als Musikästhetiker.

93. Neujahrsblatt der **allgemeinen Musikgesellschaft** in Zürich.

Aus dem zürcherischen Konzertleben der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. 2. Teil (1878/95). (Von A. Steiner.)

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Gutenberg-Gesellschaft.

3. Jahres-Bericht. 1904. Heidenheimer, Aus der Frühzeit der Druckkunst. Vortrag. [Referat.]

Veröffentlichungen der **Gutenberg-Gesellschaft.** III. 1904.

Das Mainzer Fragment vom Weltgericht. Der älteste Druck mit der Donat-Kalender-Type Gutenbergs. A. Schröder E., Philologische Studien zum Text und zum Druck. B. Zedler G., Typographische und zeitliche Stellung. C. Wallau H., Technische Untersuchung des Weltgerichts-Druckes und seiner Typen. Mit 1 Tafel im Lichtdruck.

Der Canon Missae vom Jahre 1458 der Bibliotheca Bodleiana zu Oxford. A. Falk F., Der Canon Missae vom Jahre 1458 in liturgischer Beziehung. B. Wallau H., Typographische und druckästhetische Erläuterungen. Mit 10 Tafeln in typographischem Farbendruck.

Zentralblatt für **Bibliothekswesen.**

XXI. Jahrgang. 1904. Heft 3. Graesel A., Otto Hartwig † [22. Dezember 1903].

Ehwald R., Tycho Brahe und Friedrich Wilhelm von Sachsen. — Anhang. Wallau H., Zu den sogenannten Silbertypen der torgauischen Druckerei des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen. — Vgl. Heft 8/9: Petzet E., Noch ein Druck des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen.

Zedler G., Voullieme: Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

Heft 4. 5. 7. Freys E. und H. Barge, Verzeichnis der gedruckten Schriften des Andreas Bodenstein von Karlstadt.

Heft 4. Clemen O., Jacobus Nepos [eigentlich Neff oder Näf, Korrektor in der Frobenschen und wohl auch in der Cratanderschen Druckerei in Basel].

Burdach K., Die Inventarisierung älterer deutscher Handschriften.

Heft 7. Barge H., Zur Chronologie und Drucklegung der Abendmahlstraktate Karlstadts.

Heft 8/9. Zedler G., Der Verbleib der ältesten Gutenbergtype.

Heft 10. Joachim J., Die Drucker Johannes Gruenenberg und Georg Rhau in Wittenberg.

Heft 11. Vom preußischen Gesamtkatalog. Anhang. Verzeichnis der im Gesamtkatalog vertretenen Schriften von Ernst Moritz Arndt (1769—1860). Vgl. unten XXII, 1.

Rezensionen und Anzeigen. Berghoeffer Ch. W., Walzel-Houben: Bibliographisches Repertorium. Band I.

Heft 12. Molsdorf W., Einige in Handschriften der Königlichen und Universitäts Bibliothek zu Breslau gefundene Schrotblätter und Holzschnitte des 15. Jahrhunderts.

Clemen O., Zur Bibliographie der Gedichte Johann Stigels. — Zwei Briefe Johann Stigels an Johann Lang in Erfurt (Tiefurt 1545 Dezember 4 und 1546 Februar 24), ein Brief Joachim Stigels an denselben Adressaten (o. O. 1546 Oktober 17) S. 557 f.

XXII. Jahrgang. Heft 1. Trommsdorff P., Ernst Moritz Arndt in den deutschen Bibliotheken. — Vgl. oben XXI, 11. — A. Nachtrag der Besitzvermerke zum ersten Verzeichnis. B. Neu hinzugekommene Schriften [aus Mitteilungen von 80 am preußischen Gesamtkatalog nicht beteiligten deutschen Bibliotheken].

Heft 2. Clemen O., Zwei wenig bekannte Veröffentlichungen Luthers. — Ausgabe der Epistola de miseria, Cvratorum seu Plebanorum (1489) mit Vorrede. (Vittembergae 1540.) — Vorrede zur Querela de fide pii et spirituali cuiuspiam parochi (Wittenberg 1535).

Heft 3. Leidinger G., Der Münchener xylographische Ablaßbrief von 1482 ist echt.

Heft 6. Stern L. Ch., Autographa Schillers in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. — S. 273 f. Brief von Schiller an Charlotte von Kalb (Jena 1793 Juni 24, abgeschickt am 28.) nach der Abschrift Varnhagens. Fehlt bei Jonas.

Heft 8. Luther J., Die Preise der Lutherdrucke im deutschen Antiquariatsbuchhandel.

Heft 9/10. Sechste Versammlung deutscher Bibliothekare zu Posen am 14. und 15. Juni 1905. — 5. Geiger, Jeremias David Reuß [geb. 1750, † 1837] und seine Bibliothek.

Berghoeffer Ch. W., Houben: Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1858/1903.

Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. XXVII. Briefe an Desiderius Erasmus von Rotterdam. Herausgegeben von † Jos. Förstemann und Otto Günther 1904. 17 M.

XXIX. Hortzschansky A., Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. 1. Jahrgang: 1904.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.

5. Jahrgang. 1904. Nr. 7/8. Hallier E., Betrachtungen über ‚Öffentliche Bücherhallen'.

Vetter F., Jeremias Gotthelf.

Nr. 9/10. Schulze E., Musterverzeichnis von Büchern der schönen Literatur für Volksbibliotheken.

Cornicelius M., Mörike in seinen Briefen.

Nr. 11/12. Minde-Pouet G., Theodor Fontane als Volksschriftsteller.

6. Jahrgang. Nr. 1/2. Gawalowski K. W., Wilhelm Fischer in Graz.

Nr. 5/6. Fritz G., Die meistgelesenen Bücher und die volkstümlichen Bibliotheken.

Brandes W., Wilhelm Raabe als deutscher Volksschriftsteller.

Nr. 7/8. Biese A., Ernst Müllenbach [Erzähler; geb. 1862, † 1901].

Nr. 9/10. Lange E., Hans Hoffmann und die Volksbibliotheken.

Mitteilungen des **Österr. Vereins** für **Bibliothekswesen.**

VIII. Jahrgang. 1904. Nr. 3. Reininger F., Die Wiegendrucke in der Bischof Frintschen Bibliothek für den Klerus der Stadt St. Pölten.

Ahn F., Die Druckerpresse Widmanstetters zu Graz.

Nr. 3. 4. Arnold R. F., Aus Wiener Handschriften. (Fortsetzung.)

Crüwell G. A., Der Bücherfluch. Seine Geschichte. Seine Bedeutung. Seine Ausläufer. — Fortgesetzt und beschlossen im IX. Jahrgang, Heft 1/3.

IX. Jahrgang. Heft 1. Reininger F., Die Wiegendrucke in der Bibliothek des Franziskanerklosters in St. Pölten.

Heft 1. 2. Arnold R. F., Aus Wiener Handschriften.

Heft 1. G., Verzeichnis der Werke von Karl Schrauf [† 9. Oktober 1904].

Heft 2. Grolig M., Büchersammlungen des 17. Jahrhunderts in Mährisch-Trübau.

Heft 3. Schissel v. Fleschenberg O., Zu einer Bretschneider-Bibliographie. — 1. [Heinrich Gottfried von] Bretschneiders Werke. 2. Bretschneiders Briefwechsel. — Berichtigt und ergänzt Meusel und Goedeke.

Neujahrsblatt herausgegeben von der **Stadtbibliothek Zürich** auf das Jahr 1905.

Nr. 261. Escher C., Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520/92).

Neujahrsblatt der **Stadtbibliothek Winterthur** für 1905.

Barth H., Friedrich Ludwig Imhoof-Hotze. Ein Lebensbild, nach seinen Aufzeichnungen und Briefen bearbeitet. 1904.

Frankfurter Bücherfreund.

4. Jahrgang. Nr. 3. Die verschollene Tragödie Tullia [Ratisbonae, Literis Christophori Fischeri. MDCLXVII. 20 Bl. 4°] und andere unbekannte Schriften des Johann Ludwig Prasch. — In einem S. 54 unter Nr. 8673 verzeichneten Sammelbande.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

VIII. Jahrgang. 1904. Heft 5. Chronik. M. M., Der Buchdrucker und Sprachmeister Johann Friedrich Schiller. — Ergänzung zu dem Euphorion 11, 650 verzeichneten Aufsatze.

Heft 6. Engels E., Die großen deutschen Verlagsanstalten. Georg Hirth und sein Kunstverlag.

Heft 7. Lüdtke W., Die Ballhorn-Drucke der Kieler Universitäts-Bibliothek. — Vgl. Euphorion 10, 374.

Heft 8. Schreiber W. L., Die alten Kräuterbücher. Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks.

Kopp A., Hans Sachsens Ehrensprüchlein. Zum 5. November. — Nimmt seine ältere Untersuchung (1894) über das bekannte Sprüchlein ‚Hans Sachs war ein Schuh-|Macher und Poet dazu' ergänzend von neuem auf.

Weißstein G., Alexander Meyer Cohn [der bekannte, 11. August 1904 verstorbene Autographen-Sammler].

Heft 9. Ebstein E., Aus Elise Bürgers Briefen. — Verzeichnis gedruckter und ungedruckter Briefe, Stammbuchblätter und Gedichte Elises. Abdruck dreier Briefe: 1. An den Minister von Schmerfeld (ohne Datum). 2. Wahrscheinlich an den damaligen Intendanten des Mannheimer Hoftheaters (Stuttgardt 1816 July 3). 3. An den Freiherrn von Ungern Sternberg (Frankfurt a. M. 1820 September 7).

Heft 11. 12. Geiger L., Max Waldau [Georg von Hauenschild] zum Gedächtnis [mit Benutzung des Nachlasses]. — Geb. 24. März 1825 (andere Angaben irrig), † 20. Januar 1855. Der Beiname Spiller (zu seinem Familiennamen von Hauenschild), den schon sein Großvater aus mißverständlicher Auffassung ge-

führt hatte, kommt ihm, Nachforschungen seines Sohnes zufolge, nicht zu. — Von Briefen Waldaus sind dem Verfasser nur zwei größere Massen zugänglich gewesen: die an Leopold Schefer (von keinem allgemeinen Interesse) und Adolf Stahr. Waldau plante eine Gesamtausgabe der Werke Schefers und war auch Korrektor von dessen ‚Hafis in Hellas'. Das darin stehende Gedicht ‚Zum Abschied' ist Waldaus Eigentum (S. 442 f. abgedruckt). Aus den Briefen an Stahr wird mehreres mitgeteilt. Zu den intimen Freunden des Dichters gehörte auch Konstant von Wurzbach. Seine Briefe an Waldau haben sich aber in dessen Nachlaß nicht gefunden; die von Waldau blieben unzugänglich. Neben diesen Hauptkorrespondenten stehen zahlreiche andere, wie z. B. Heine, Justinus Kerner, Hugo Alex. Ölbermann (ps. Hugo v. Müllenbach), der Romanschriftsteller Otto Müller, Karl Simrock, Feodor Wehl, Karl Rosenkranz, Wolfg. Müller von Königswinter, Robert Prutz, Karl Heinrich Christian Keck (S. 466 f. ein Brief mitgeteilt 1851 Mai 11), Joseph Rank, Ferd. Kürnberger, Franz Liszt, Hermann Hettner, Otto Roquette, Rudolf von Gottschall, Julius Rodenberg. — S. 467 f. ein Brief von Starkloff an Stahr.

Heft 11. Hayn H., [Jud] Süß-Oppenheimer-Bibliographie. Ein Beitrag zur Kuriositäten-Literatur. — Alphabetische Anordnung.

Chronik. Ebstein E., Ein Bibliotheksausleiheschein von Hölty.

Heft 12. Moszkowski A., Die ‚Lustigen Blätter'. Naturgeschichte des Blattes dargestellt.

Heidenheimer H., Aus der Geschichte der Zensur im 15. und 16. Jahrhundert.

Deibel F., Moses Mendelssohn und Johann Wilhelm Meil. Zu einem ungedruckten Briefe [Mendelssohns an Meil 1761 August 18].

Beiblatt. Hecker M., Schillers Persönlichkeit. Eine Entgegnung [auf Geigers abschätzige Beurteilung. Vgl. unten Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1905. Nr. 3].

9. Jahrgang. Heft 1. Hagelstange A., Die Holzschnitte des Rationarium Evangelistarum. — Erste Ausgabe unter dem Titel Memorabiles evangelistarum figurae. Pforzheim, Thomas Anhelm 1502. Von der vierten Ausgabe (1505) an als Rationarium Evangelistarum. Ein vielgebrauchtes Buch, das Jahrzehnte lang als das wichtigste mnemotechnische Hilfsmittel zur Erlernung des Inhalts der vier Evangelien gegolten hat.

Meisner H., Die Haserei und ihre Heilmittel. Ein Beitrag zur Kuriositäten-Literatur. — Theses de Hasione et hasibili qualitate etc. (o. O. u. J., um 1590); Secundus cursus in Hasione. 1592; eine lateinische Ausgabe der Theses mit nebenstehender deutscher Übersetzung erschien o. J. (wohl schon 1593); eine poetische Bearbeitung ist die ‚Hasen-Jacht' [Frankfurt, P. Brachfeld] 1593; der 1632 herausgekommene ‚Ander Theil der Hasen Jagt' enthält eine deutsche Übersetzung der 1593 zuerst gedruckten Theses de cochleatione, der noch einiges andere angefügt ist. Eigenartig ist der ‚Rennplatz der Haasen mit der Leimstangen' (Erffordt, Martin Wittel 1594). Der Text und die Abbildung eines ‚Haserei' Einblattdruckes aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts wird S. 25 f. vollständig mitgeteilt (Patient: ‚Hör lieber Maister Domine'. Maister Quarsalber: ‚Weil dich dise Kranckheit fexiert').

Houben H. H., Fähndrich Pistol. Eine Episode aus dem Leben Heinrich Laubes. — Briefe Laubes an Max von Oer (geb. 1806, † 1846), den ‚Fähndrich Pistol', aus den Jahren 1832/5. Sie führen zu einer Berichtigung jener Stelle in Laubes ‚Erinnerungen', die dessen Breslauer Jugendfreunde vorführt. — S. 28 f. über die vom Laube redigierte ‚Aurora' (1829), S. 30 f. erstes Auftauchen der Bezeichnung ‚Jeune Allemagne' im Briefe an v. Oer (28. April 1833), S. 31 f. nicht zustande gekommener Plan Laubes, das ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen' fortzuführen; S. 36 Neudruck des Gedichtes ‚Die Glocken zu Speier'

von Max von Oer. Dem aufschlußreichen Artikel ist ein Faksimile des Prospektes der ‚Zeitung für die elegante Welt für das Jahr 1835' mit einem handschriftlichen Zusatz an v. Oer, sowie ein Porträt Laubes beigegeben.

Heft 2/3. Schwenke P., Aus Karoline von Walzogens Nachlaß. — Aufzeichnungen (1784) und Gedichte Karolines; aus ihrer von Schiller durchkorrigierten Ariost-Übersetzung; Paralipomena zu ihrem ‚Leben Schillers' (S. 59); Brief von Christophine Reinwald an Wilhelmine Schwenke, die Gefährtin Karolines (S. 60 f.).

Köster A., Schillers Handbibliothek. — Schillers Verzeichnis (mit Faksimile); über die letzten Schicksale eines Bruchstücks von Schillers Bücherschätzen.

Gerhardt L., Schillers Werke in der Beleuchtung eines französischen Zeitgenossen [des Chevaliers Auguste du Bau (geb. 1771, † 1831), in dessen ‚Notice sur la vie et les ouvrages de J. C. F. Schiller'].

Gleichen-Rußwurm A. v., Schillerausgaben im Wandel der Zeit.

Janos F., Ein Neujahrswunsch auf das Jahr 1799 mit Versen, die vielleicht von Schiller verfaßt worden sind. — Der Guckkastenmann. Ein Neujahrswunsch auf 1799 (‚Zum neuen Jahr schau Jedermann') Kupferstich von Balt (Faksimile). Janos legt noch einmal (vgl. seine Ausgabe der Briefe Schillers 5, 498 f.) ausführlich die Gründe für seine Vermutung dar, daß die Verse von Schiller stammen.

Müller E., Schillerhaus und Schillerdenkmal in Marbach am Neckar.

Weisstein G., Schillers ‚Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins'. — Mit dem Faksimile des ersten Druckes.

Ebstein E., Schiller und Bürger.

Hirschberg L., Vergessene Illustrationen zu Schillerschen Werken.

Ein ungedruckter Brief von Conz an Schiller [Tübingen 1785 Febr. 19]. Mitgeteilt von P. Tramsdorff. — Conzens ‚Schildereien aus Griechenland' verzeichnet Goedeke 7, 195.

Ein Billett über Schillers ‚Spaziergang'. Mitgeteilt von J. Minor. — An Charlotte Schiller, ohne Datum, aber zwischen dem 3. Oktober und 29. November 1795, unterzeichnet: H., wie Minor nachweist Franz Ludwig Albrecht von Hendrich, Kommandant von Jena.

Weisstein G., Der ‚Springende Löwe' auf dem Titelblatt der ‚Räuber'.

Oswald H., Die Gelegenheitsliteratur zu Schillers 100. Geburtstage. Ein bibliographischer Versuch zu des Dichters 100. Todestage.

Heft 4. Scharbach K., Eine Buchanzeige des Antwerpener Druckers Gerard Leeu in niederländischer Sprache (1491).

Gugitz G., Joachim Perinets Broschüren und Gedichte. Nebst dem Versuche einer ersten vollständigen Bibliographie [162 Nrn.] und Chronologie seiner sämtlichen Werke. — Mit Ergänzungen und Berichtigungen zu Goedeke.

Heft 5. Pissin R., Vierundvierzig ungedruckte Jugendgedichte der Brüder [Joseph und Wilhelm von] Eichendorff.

Aus dem Archive der Familie Brentano. Mitgeteilt von L. Hirschberg. I. — Mitgeteilt wird eine bisher unbekannte Arbeit von Clemens Brentano: ‚Vater unser', angeblich nach einem gothischen Manuskript übersetzt und dem Maler Eduard Steinle in den 30er Jahren zu München geschenkt. Von den Kunstbeilagen ist ein bisher unbekanntes und noch nicht vervielfältigtes Porträt C. Brentanos nach einer Bleistiftzeichnung E. Steinles zu erwähnen.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der **philosophisch-philologischen** und der **historischen Klasse** der **K. B. Akademie** der **Wissenschaften** zu **München.**

1904. Heft III. Reber F. v., Die Korrespondenz zwischen dem Kronprinzen Ludwig von Bayern und dem Galeriebeamten G[eorg] Dillis [geb. 1759, † 1841]. — Verarbeitet werden in fünf Kapiteln (Walhalla. Glyptothek. Pinakothek. Die Galerie der Zeitgenossen. Persönliches) 212 Briefe des Kronprinzen, abgesehen von undatierten und unnumerierten Zetteln, und die Antworten von Dillis (1807/33). [Auch in einem Sonderdrucke: München 1904, G. Franz in Komm. 1.20 M.]

1905. Juni. Muncker, Zu Schillers Dichtungen. A. Die ursprüngliche Gestalt der ‚Künstler'. B. Die Behandlung des Wunders in der ‚Jungfrau von Orleans'.

Sitzungsberichte der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.**

1903. 683. Sitzung. Friedrich Bienemann [† 20. September 1903].
1904. Kersten J., Johann Gottfried Herder. Vortrag.

Verhandlungen der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.**

21. Band. Heft 1. 1904. Westling F., Beiträge zur Kirchengeschichte Livlands von 1656—1710 .. übersetzt von T. Christiani.

Dr. Reinhold Friedrich Kreutzwalds Leben. — Geboren 1803, † 1882. Arzt von Beruf; sammelte estnische Märchen, Sagen und Volkslieder, gab das Heldengedicht Kalewipoeg heraus und übersetzte aus dem Deutschen ins Estnische, so: Zschokkes ‚Branntweinpest' (1840), Houwalds zwei Trauerspiele ‚Der Leuchtthurm' und ‚Fluch und Segen' (Anfang der 70er Jahre), Witschels ‚Margen- und Abendopfer'; Gedichte von Bürger (‚Lenore' 1851), Hauff, Körner, Luther, Schiller und Goethe (1861); die ‚Genoveva', den ‚Reineke Fuchs' und die ‚Schildbürger'.

Feuereisen A., Der Buchdrucker M[ichael] G[erhard] Grenzius und die Begründung der ‚Dörptschen Zeitung' [1789]. — Kotzebues ‚Bahrdt mit der eisernen Stirn' vgl. S. 111; Jannaus gegen Kotzebue gerichtete ‚Sophisterey in Ehstland' vgl. S. 101 f. 124. — Beilage I. [1789 Februar 17] Gesuch des Mag. Friedrich Gatthard Findeisen .. an die Stadtpolizei-Verwaltung zu Dorpat um die Erlaubnis zur Herausgabe einer Dorpatschen politisch-gelehrten Zeitung.

Abhandlungen der **königl. Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse.

Neue Folge. VIII. Band. Nr. 2. 1904. G. A. v. Münchhausens Berichte über seine Mission nach Berlin im Juni 1740. Herausgegeben und erläutert von F. Frensdorff.

Nachrichten von der **königl. Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse.

Geschäftliche Mitteilungen. 1903. Heft 1. Frensdorff F., Julius Ficker.
Schröder E., Gaston Paris.
1904. Heft 1. Frensdorff F., Zur Erinnerung an Ludwig Hänselmann († 22. März 1904).
Schwartz E., Rede auf Th. Mommsen.
Heft 2. Wackernagel J., Sprachtausch und Sprachmischung.
1905. Heft 1. Frensdorff E., Zur Erinnerung an K[onstantin] Höhlbaum [† 2. Mai 1904] und K[arl] Koppmann [† 25. März 1905].

Philologisch-historische Klasse. 1905. Heft 1. Schröder E., Die Sesenheimer Gedichte von Goethe und Lenz mit einem Exkurs über Lenzens lyrischen Nachlaß. — I. Der handschriftliche Besitz Sophie Brions. 1. Die Abschriften Heinrich Kruses [Eingehende Untersuchung der Orthographie und Interpunktion ergibt folgendes Resultat: Das Handschriftenbündel, dessen Inhalt Kruse am 12. September 1835 kopierte, enthielt 7 Stücke in Abschriften Friederikens (Nr. 2. 3. 6. 7. 8. 9. 10), 2 Lieder in der Handschrift von Lenz (Nr. 4. 5) und ein Goethisches Autographon (Nr. 1)]. 2. Spätere Abschriften. — II. Goethe und Lenz [Vornehmlich auf Grund einer Reimuntersuchung erhärtet Schröder, was frühere Forscher festgestellt haben: daß die Nrn. 1/3 und 6/10 von Goethe, die Nrn. 4 und 5 von Lenz stammen. Andere Erwägungen führen zu dem Ergebnis, daß von den Goethischen Liedern nur die Nr. 1 ‚Erwache Friederike' in Sesenheim entstanden ist; ‚alle andern Stücke sind poetische Briefe oder lyrische Brieseinlagen,' die ‚Reste der Correspondenz Goethes mit Friederike Brion']. — Exkurs. Über Lenzens lyrischen Nachlaß [P. Th. Falcks Fälschungen].

Heft 2. Müller K., Calvins Bekehrung.

Heft 3. Frensdorff F., Katharina II. von Rußland und ein Göttingscher Zeitungsschreiber. — Magister Friedrich Gottlieb Canzler (aus Schwedisch-Pommern gebürtig, bis 1799 in Göttingen, † 1811 in Greifswald) und die von ihm herausgegebene ‚Allgemeine politische Statenzeitung' (4. Juli 1789 bis 25. Februar 1791. So weit reicht das Göttinger Exemplar). Eine Nummer dieser Zeitung (123 vom 23. December 1789. Vgl. S. 312 f.) geriet in die Hände der Kaiserin und bewog sie zu einer lebhaften Beschwerde, die in Briefen der Kaiserin an Zimmermann (S. 314 f. Vgl. Zimmermanns Antwort S. 319 f.), von Georg Brandes (S. 311) und Schlözer (S. 312) an Heyne ihren Ausdruck und durch einen Widerruf Canzlers (Nr. 43 vom 20. Februar 1790. S. 318 f.) ihre Erledigung fand.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

166. Jahrgang. 1904. Nr. 7. Herrmann, Caselius: Jugendgedichte herausgegeben von Koldewey.

Nr. 10. Meyer Th. A., Scheunert: Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedr. Hebbels.

Nr. 12. Finck F. N., Wilh. von Humboldt: Gesammelte Schriften. I. II. X. XI.

167. Jahrgang. Nr. 4. Lamprecht K., Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur.

Nr. 6. Raetteken H., Dinger: Dramaturgie als Wissenschaft (1904).

Minor J., Klarmann: Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth (1902).

Nr. 8. Köster A., Eck: Goethes Lebensanschauung.

Abhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

Phil.-histor. Klasse. Anhang. 1904. III. Seuffert B., Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe. Im Auftrage der deutschen Kommission entworfen. [Auch im Sonderdruck: 3 M.] — I. Die Ausgaben letzter Hand. 1. Inhalt. 2. Ordnung. 3. Druck. 4. Annalen der Textbearbeitung und Drucklegung. II. Jugendschriften. 1. Chronologie der Jugendschriften. 2. Der Bilderschmuck der Jugendschriften. 3. Verteilung der Jugendschriften auf neue Bände.

Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse.

1904. XXXVIII. Burdach K., Die älteste Gestalt des westöstlichen Divans. (Nachtrag.)

1905. XIV. Dilthey W., Studien zur Grundlegung der Geisteswissenschaften.

Abhandlungen der **philologisch-historischen Klasse** der **Königl. Sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.**

XXIV. Band. Nr. II. 1904. Eulenburg F., Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.

Abhandlungen der **mathematisch-physischen Klasse** der **Königl. Sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.**

XXIX. Band. Nr. III. Gregor Mendels Briefe an Carl Nägeli 1866 bis 1873.. Herausgegeben von C. Correns.

Berichte über die **Verhandlungen** der **königlich sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Leipzig.** Philologisch-historische Klasse.

55. Band. 1903. IV. Wachsmuth C., Worte zum Gedächtnis an Theodor Mommsen. Gesprochen am 14. November 1903.

56. Band. 1904. V. Lamprecht K., Friedrich Ratzel. [Auch im Sonderdruck: Leipzig, Teubner. 60 Pf.]

Distel Th., Auszüge aus Briefen von Johann Gottfried Gruber an C. A. Böttiger [1810 Juli 20 bis 1815 August 18].

57. Band. I. Köster A., Über Sprechverse des 16. Jahrhunderts.

Köster A., Die Niederschrift der israelitischen Urgeschichte in Goethes ‚Dichtung und Wahrheit'. — Lesarten nach einem aus Riemers Nachlasse erhaltenen handschriftlichen Bruchstücke des vierten Buches von ‚Dichtung und Wahrheit'; S. 21/23 Brief von Riemer an Goethe 1813, Antwort auf Goethes Brief vom 20. Juni 1813 (Weimarer Ausgabe der Briefe 23, 367 Nr. 6572), nach dem Konzepte.

III. Naegele A., Über Arbeitslieder bei Johann Chrysostomos. — Patristisch-Literarisches zu K. Büchers ‚Arbeit und Rhythmus'. Hier anzuführen wegen des Anhangs S. 131/42: Nachträge zu den Wiegenliedern.

Almanach der **kaiserlichen Akademie** der **Wissenschaften. Wien.**

53. Jahrgang. 1903. Stiftungen. Grillparzer-Preisstiftung zur Hebung der deutschen dramatischen Produktion.

Karabacek J., Bericht über die philosophisch-historische Klasse. [Nachrufe:] Adolf Beer. Julius Ficker. Konrad von Maurer. Karl Adolf von Cornelius. Karl von Scherzer.

Richter E., Die Vergleichbarkeit naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Forschungsergebnisse. Vortrag.

Jahreshefte des **österreichischen archäologischen Instituts.**

VIII. Domaszewski A. v., Schiller und Tacitus.

Mitteilungen der **k. preußischen Archivverwaltung.**

Heft 8. 1904. Knipping R., Niederrheinische Archivalien in der Nationalbibliothek und dem Nationalarchiv zu Paris.

Jahrbuch des **Freien Deutschen Hochstifts.**

1904. I. Aus den Lehrgängen. Gothein E., Die Weltanschauung der Renaissance.

II. Aus den Fachabteilungen. Donner-v. Richter O., Die Thoranc-Bilder in der Provence und im Goethemuseum zu Frankfurt a. M.

III. Festvorträge. Elster E., Schillers Balladen.

Baumgarten O., Herders Fortleben in der Gegenwart.

Adickes E., Kant als Ästhetiker.

Steig R., Goethe in Bettinens Darstellung. — S. 346 f. Riemers Dankfonett an Bettina (3. Januar 1808); S. 348 f. Arnims Brief an Goethe (1811).

IV. Aus Museum und Bibliothek. Heuer O., Schillers Bildnis von Gerhard von Kügelgen.

Hartmann G. v., Franz von Elsholtz über Goethe und Ulrike [nach Elsholtzens ‚Ansichten und Umrissen aus der Reisemappe zweier Freunde'. 1831].

Heuer O., Die Büste Mariannens von Willemer.

Heuer O., Der handschriftliche Nachlaß des ‚Malers' Friedrich Müller.

Mitteilungen der **Deutschen Gesellschaft** zur **Erforschung** der **vaterländischen Sprache** und **Altertümer** in **Leipzig.**

10. Band. Heft 1. 1904. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig. 1. Stieda W., Die Universität Leipzig im Sommer-Semester 1904; 2. Heinze M., Das königliche Konvikt an der Universität Leipzig.

Anzeiger des **Germanischen Museums.**

Jahrgang 1903. Heft 1. Literarische Notizen. Heerwagen H., Lorentzen: Die Sage vom Rodensteiner. — Trägt einige literarische Belege nach.

Heft 4. Hampe Th., Eine Porträtmedaille auf Jakob Ayrer. (Zugleich ein Beitrag zur Biographie des Dichters.)

Jahrgang 1904. Heft 4. Bösch H., Der Monatsreiter, Fechter und Fahnenschwinger Sebastian Heußler zu Nürnberg.

31. und **32. Bericht** der **wissenschaftlichen Gesellschaft ‚Philomathie'** in **Neiße.**

31. Bericht. 1900/2. Reimann A. B., Bilder aus der Vergangenheit der Pfarrei und des Dorfes Oppersdorf, Kr. Neiße (—1796). (Unter besonderer Berücksichtigung des Pfarrer Franz von Zoffelnschen Archives.) Ein Beitrag zur Geschichte des Neißer Landes. Vortrag.

Nürnberger A. J., Das Epitaph des P. Andreas Faulhaber. — Stadtkaplan und Festungsprediger, am 30. Dezember 1753 zu Glatz am Galgen hingerichtet, weil er katholische Soldaten zur Desertion aus preußischen Kriegsdiensten verleitet hatte. S. 63/70 Friedrich de la Motte Fouqué (Lebensbeschreibung des k. preußischen Generals der Infanterie H. A. Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1824) darüber.

32. Bericht. 1902/4. Michalsky, Die Bedeutung Herders in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens. (Zur 100. Wiederkehr des Todestages Herders.)

Mitteilungen des **Nordböhmischen Gewerbemuseums.**

XXIII. Jahrgang. Nr. 1. Pazaurek G. E., Neujahrskarten.

Mitteilungen des **Coppernicus-Vereins** für **Wissenschaft** und **Kunst** zu **Thorn.**

XIII. Heft. 1904. Thorner Denkwürdigkeiten von 1345—1547. Herausgegeben von A. Voigt.

[Sonderheft.] Boethke K., Geschichte des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn im ersten halben Jahrhundert seines Bestehens. Festschrift zur Feier seines 50jährigen Jubelfestes am 19. Februar 1904.

Monatsblätter des **wissenschaftlichen Klubs** in **Wien.**

XXVI. Jahrgang. Nr. 5. Necker M., Gilm und Pichler, die Dichter Tirols.

Bulletin bibliographique et pédagogique du Musée Belge.

IX. Nr. 3. Bischoff H., Wukadinović: Kleist-Studien.

Nr. 4/5. Bischoff H., Le centenaire de la mort de Schiller et Schiller en Belgique.

Bulletin du **Musée historique de Mulhouse.**

27. Band. Jahr 1903 [1904 gedruckt]. Lutz, Les réformateurs de Mulhouse. V. Nicolas Prugner (2ème partie).

Bulletin de la **Société Philomatique Vosgienne.** Saint-Dié.

Année 1905/6. Baldensperger F., Paul de Krüdener en Lorraine & en Alsace (1812/3) d'après des documents inédits.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin.** 1904.

Historiker-Briefe aus Wattenbachs, Weinholds und Dümmlers Nachlaß. — Erinnerungen an die Studentenjahre, wie die Jürgen Bona Meyers ‚Aus der Frankonenzeit 1849—1851' (Bonn 1895), und die neuerdings sich mehrenden Publikationen von Professorenbriefen klären manche Vorgänge im geistigen Leben der Nation auf, sind also beachtenswerte Akten für den Literarhistoriker. Auch die vorliegenden Mitteilungen enthalten mancherlei Bemerkenswertes, wenn schon einiges bloß den Eingeweihten verständlich sein dürfte. Es sind Briefe nicht nur an Karl Weinhold, den Germanisten in Graz, Kiel, Breslau, Berlin, sowie an die Historiker Wattenbach in Breslau, Heidelberg, Berlin und Dümmler in Halle, später gleichfalls in Berlin, sondern auch Schriftstücke, die zufällig in den Besitz der Genannten gekommen sind: man findet vertreten Ranke (Dank für Widmung und Gratulation), Döllinger (an die ‚Allgemeine Zeitung' 1838), J. G. Droysen, Mommsen, Sybel (an Treitschke 1864), Ficker, L. Häußer (in Angelegenheit der Berufung Wattenbachs nach Heidelberg 1861), W. Giesebrecht, O. Jahn, E. Curtius (über A. v. Humboldt an A. Dove), R. Pauli, R. Köpke, G. Freytag (dem Dümmler 1867 und 1870 für die ‚Grenzboten' einen Beitrag schickte), R. Haym, David Strauß (1865 an Treitschke), Joh. Friedr. Böhmer (1847 an Ratjen in Kiel), Alfred von Gutschmid, K. W. Pauli (Herausgeber des Urkundenbuches von Lübeck, 1843 an Wattenbach), H. Grimm (über das Reiterstandbild des Theoderich in Aachen 1869), W. Scherer (Dank an Dümmler für eingehende günstige Rezension 1867), K. W. Nitzsch, H. v. Treitschke. Es handelt sich dabei meist um wissenschaftliche Anfragen oder um Berufungsangelegenheiten. Mommsen wünscht 1857 September 12, von Weinhold (oder Herrn v. Holtei) Goethe-Reliquien für Hirzel zu bekommen, worüber er von Wien aus schreibt (auf der Reise für das Corpus inscriptionum Latinarum in Österreich und Ungarn begriffen); er bedankt sich für den (offenbar in Graz verlebten) heiteren home-Abend, ‚der mir in der Gegend, welche ich jetzt zu bereisen gedenke — morgen geht es nach Klausenburg — und die dem Vernehmen nach weit über den Rayon der Theetassen hinausliegt, noch lange nachklingen wird.' — An Weinhold schreibt auch am 25. August 1851 J. Ficker, Privatdozent in Bonn (während der Ferien in Münster bei seiner Mutter, der verwitweten Frau Präsidentin Auguste Scheffer-Boichorst), da er in Graz unter den für die erledigte Geschichtsprofessur vorgeschlagenen: Sybel, Gfrörer, Ficker (auch Adam Wolf und selbst Beda Weber waren in Frage) sich befand, worüber ihm Weinhold namens der Fakultät Nachricht gegeben hatte; Ficker äußert über diese Terne seine Verwunderung, indem er sich und die beiden anderen charakterisiert. Bekanntlich kam Ficker 1852 nach Innsbruck, aber nicht wie es in der Note S. 179 heißt als Extraordinarius, sondern sofort als Ordinarius. Es ist auch ein Brief Fickers an Wattenbach aus dem Jahre 1856 mitgeteilt, worin es sich um die Zeitbestimmung der Handschrift des ‚deutschen Spiegels', den Ficker auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek entdeckt hatte, handelt (die Note des Herausgebers S. 173 führt irre). Weiter ist die Rede von den österreichischen Privilegien, deren ‚maius' als eine Fälschung H[erzog] Rudolfs II. von Österreich erwiesen ist (zuletzt von Alfons Huber, einem Schüler Fickers, in eingehender Erörterung 1860). Der Herausgeber las (S. 174) ‚K. Rudolf', hat also die Sache nicht verstanden. Der alte Droysen, 1863 von Kiel aus befragt, wo bei Besetzung der zweiten historischen Lehrkanzel auf alte Geschichte Rücksicht zu nehmen war, antwortet mit einer interessanten Auseinandersetzung über die in Betracht zu ziehenden Persönlichkeiten: C. Wachsmuth (später

in Leipzig, mehr Philologe als Historiker), Herzberg in Halle (von dem es S. 185 letzte Zeile heißen muß, daß er 'die außerordentliche Professur' daselbst erhielt), Erdmannsdörfer (der Geschichtschreiber des Großen Kurfürsten, von Haus aus Philologe). Dem jungen Kampfhahn H. v. Treitschke (dem der gleichgesinnte R. Pauli 1865 von Tübingen aus warme Anerkennung zollt S. 193 f.) handelt es sich im Jahre 1866 aus dem badischen Dienst zu Freiburg i. Br. in den preußischen überzugehen, eventuell nach Kiel, worüber er auf Gewißheit drängt, zumal er sich eben verlobt hat — auch diese Nöten werden uns mitgeteilt. Nebenbei muß Treitschke wegen einer verletzenden Äußerung über die Schleswig-Holsteiner, die seiner Meinung nach der preußischen Herrschaft mit Unrecht widerstrebten, sich verantworten. — Ein Brief von Otto Jahn in Bonn an E. Dümmler in Halle (1858) ist nur verständlich, wenn man weiß, daß Dümmlers Frau aus Oberösterreich stammte. Dümmler selbst hatte (wie auch Wattenbach), ehe Th. Sickel in Wien festen Fuß faßte, Aussicht dort anzukommen, wozu ihn seine, auch die österreichischen Gebiete einbeziehenden Arbeiten vollauf qualifizierten. Er zog es aber vor, als Extraordinarius in Halle zu bleiben und sogar Frau Dümmler schrieb dem befreundeten Jahn, daß sie nicht gern aus Norddeutschland wieder nach Süddeutschland gegangen wäre: 'das ist' — schreibt dieser zurück — 'für einen echten Norddeutschen eine rechte Freude, ich küß ihr die Hand dafür, um doch zu zeigen, daß ich auch Süddeutschland anzuerkennen weiß.' Der letzte der mitgeteilten Briefe stammt aus dem Jahre 1900; R. Haym in Halle dankt seinem Freunde Dümmler für die Glückwünsche zu seinem fünfzigjährigen Dozentenjubiläum. Damals stand Dümmler noch an der Spitze der Monumenta Germaniae historica (deren Angelegenheiten ein Teil der Korrespondenz berührt) und R. Haym verbrachte seine Sommerferien in Tirol, wo der Begründer der 'Haymschen Jahrbücher' (wie man die 'Preußischen' einst nannte) als ein ziemlich langweiliger Gesellschafter im Rufe stand, während man in Halle und sonst in einem vielleicht genau abzugrenzenden Teil Deutschlands seinem Ingenium große Anerkennung zollte. J. J.

Briefe an Heinrich Christian Boie. — 1. L. Chr. Althof, Göttingen 1797 Oct. 23. — 2. Joh. Chn. Blum, Ratenau 1773 März 9: S. 241/3 Kritik der einzelnen Beiträge zum Göttinger Musenalmanach für 1773. — 3/9. J. J. C. Bode, Hamburg 1770 Juni 27; 1775 Febr. 17. März 29. Aprill 26. Octob. 21; 1776 August 31; Vorstel 1776 Dec. 20. — 10. M. Claudius, Darmstadt 1776 May 18. — 11. 12. Chr. D. Ebeling 1768 October 13 (S. 257 über Gerstenbergs Ugolino); Hamburg 1798 August 12. — 13. J. J. Eschenburg, Braunschweig 1778 Januar 2. — 14. H. W. von Gerstenberg, Eutin 1784 Okt. 11. — 15. 16. J. W. L. Gleim, Halberstadt 1771 Apr. 25; 1777 Sept. 16. — 17. 18. F. W. Gotter, G[otha] 1773 Juni 3 (S. 269 f. Aufführung von Wielands Alceste); 1778 Septemb. 19. — 19. J. G. Herder 1779 [Mai 14: S. 274 ff. Volkslieder 2. Theil; Zorn über den knickerigen Druck]. — 20/23. F. G. Klopstock, Hamburg 1773 May 21. Juni 11. Aug. 8. Okt. — 24. F. G. Klopstock an Luise Meier 1782 Okt. 25. — 25 26. K. L. v. Knebel, Potsdam 1770 Merz 30; 1771 Charfreytag (mit Fortsetzung vom 10. May). — 27. J. M. Miller, Ulm 1777 Jan. 11. — 28. 29. K. W. Ramler [empfangen 1772 Juli 18]; Berlin 1774 May 10.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

71. Jahrgang. 1904. Nr. 279. Kellen T., Heinrich von Kleist als Verleger. — Dazu Nr. 283.

Nr. 301. Kellen T., Katzen-Bibliographie. — Wissenschaftliche und belletristische Schriften über Katzen. Nachträge 1905 Nr. 15. 39.

72. Jahrgang. 1905. Nr. 6. Consentius E., Der Prozeß der Vossischen Erben [nach dem Tode des jüngern Voß 1795].

Nr. 40. 45. 56. 63. 71. 80. 83. 86. 94. 100. Eckardt J. H., Schillers Beziehungen zu seinen Verlegern.

Nr. 108. Bericht über die Schiller-Gedenkfeier des Leipziger Buchhandels (abgedruckt wird u. a. G. Witkowskis Festrede).

Neujahrsblatt der **Hilfsgesellschaft** von **Winterthur** herausgegeben zum Besten der hiesigen Waisenanstalt 1905.

XLIII. Walter E., Dr. Heinrich Morf. 2. Teil. Seminardirektor in Münchenbuchsee.

105. Neujahrsblatt der **Zürcherischen Hülfsgesellschaft** auf das Jahr 1905.

Aus den Tagebüchern von Georg Geßner .., verfaßt von R. Finsler.

Neujahrsblatt auf das Jahr 1905. **Zum Besten** des **Waisenhauses** in **Zürich** von einer Gesellschaft herausgegeben.

68. Stück. Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube Nr. 127. Escher Bürkli Jak., Lebensbild von Dr. Arnold Bürkli-Ziegler.

Die Hochschule.

1905. Nr. 21. Fries A., Miszellen zu Schiller. — I. Zu Shakespeares Einfluß. II. Zu Lessings Einfluß.

Zeitschriften für Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Historische Zeitschrift.

Neue Folge 57. (der ganzen Reihe 93.) Band. 1904. Heft 1. Ratzel F., Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive.

[7] Briefe Rankes an Gentz. Mitgeteilt von P. Wittichen [Venedig 1828 November 3 bis 1830 September 26].

Heft 2 Stern A., Die Mutter des Freiherrn von Stein und Lavater. Nach ihrem Briefwechsel [1774 Juli 10 bis 1777 Februar 4]. — Dazu Nachtrag in Heft 3. S. 447 f.

Miszellen. Wittichen P. †, Kant und Burke.

Literaturbericht. Vierkandt A., Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde; Usener: Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte; Kaindl: Die Volkskunde.

59. (95.) Band. Heft 1. Wahl A., Die Unterredung Bismarcks mit dem Herzog Friedrich von Augustenburg am 1. Juni 1864.

Heft 2. Miszellen. Drei Briefe Heinr. v. Treitschkes [1870 Januar 8. September 4. 1873 März 28] an Louis Vuillemin. Mitgeteilt von W. Michael.

Historisches Jahrbuch.

XXVI. Band. Heft 1. Lauchert F., Der Freisinger Weihbischof Sebastian Haydlauf [geb. 1539, † 1580 oder Anfang 1581] und seine Schriften.

Heft 2. Kleine Beiträge. Duhr B., S. J., Zur Biographie des P. Friedrich Spe.

Heft 3. Grisar H., S. J., Der ‚gute Trunk' in den Lutherauflagen. Eine Revision.

Paulus N., Heinrich Bullinger und seine Toleranzideen.

Historische Vierteljahrschrift.

VII. (der ganzen Folge 15.) Jahrgang. 1904. Heft 3. Kaerst J., Theodor Mommsen.

Nachrichten und Notizen. II. Keutgen F., Ottokar Lorenz.

Wolf G., Michel: Heinrich Knaust.

VIII. (16.) Jahrgang. Heft 1. Stalze W., Zur Geschichte der 12 Artikel von 1525.
Heft 2. Kleine Mitteilungen. Götze A., Neues von Christoph Schappeler.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.**

52. Jahrgang. 1904. Nr. 6. Reuschel K., Deutsches Volkstum in Glaube, Brauch und Sage. Bericht über volkskundliche Erscheinungen des Jahres 1903.
Wäschke H., Orts- und Personennamenforschung. [Bericht über Neuerscheinungen.]

53. Jahrgang. Nr. 1. Reuschel K., Neue Zeitschriften für Volkskunde.
Nr. 2. Verein für sächsische Volkskunde. Reuschel K., Goethe und die Volkskunde [Vortrag. Kurzes Referat].
Nr. 4/5. Schmidkontz J., Deutsche Sagen und Geschichtswissenschaft im wechselseitigen Dienste.
Nr. 6. Merx O., Jubiläumsliteratur über Landgraf Philipp den Großmütigen von Hessen.
Laewe V., Neuere Literatur zur hannoverschen Geschichte.
Nr. 8/9. Winter G., Johann Karl Bertram Stüve.

Historisch-politische Blätter.

135. Band. Heft 2. Das Schiller-Jubiläum und das katholische Deutschland.
Heft 7. Beck, Gustav Graf von Schlabrendorf.
Heft 8. Kralik R. v., Schiller.
Heft 10. Pöllmann A., Die Romantik des Lyrikers Guido Görres.
Heft 11. Binder F., Guido Görres und die ‚Jungfrau von Orleans'.

Deutsche Geschichtsblätter.

V. Band. 1904. Heft 8. Ilwof F., Steiermärkische Geschichtschreibung von 1811 bis 1850.
Heft 10. 11/12. Caemmerer B., Arnstädter Tauf- und Familiennamen.
VI. Band. Heft 2. Lohmeyer Th., Unsere Flußnamen.
Mitteilungen. Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Schmidtkontz, Deutsche Sagen und Geschichtswissenschaft im wechselseitigen Dienste. [Referat.]
Heft 5. 1905. Schmidkunz H., Geschichtliche Studien zur Pädagogik der Wissenschaften und Künste.
Heft 9. Boerner G., Die Brüder des gemeinsamen Lebens in Deutschland.
Heft 11/12. Nelle W., Das Gesangbuch und die Heimatkunde. — S. 305/11: I. Die wichtigsten allgemeinen Werke über Hymnologie, die für die Heimatforschung in Betracht kommen [1792 bis 1905]. II. Die hymnologischen Forschungen zur Landes- und Provinzialkirchengeschichte [1830 bis 1905].

Hohenzollern-Jahrbuch.

8. Jahrgang. 1904. Oettingen W. v., Daniel Chodowieckis Arbeiten für Friedrich den Großen und seine Darstellungen der königlichen Familie.
Droysen H., Friedrichs des Großen Druckerei im Berliner Schlosse [errichtet 1750, und die aus ihr hervorgegangenen Drucke 1751/9].
Borkowski H., Erzieher und Erziehung König Friedrich Wilhelms I.
Barkowski H., Aufzeichnungen von Johann Philipp von Rebeur über seine Tätigkeit als Informator Friedrich Wilhelms I. vom 8. Mai 1697 bis Januar 1704.

Geschichtsblätter des **deutschen Hugenotten-Vereins.**

XII. Band. Heft 7/8. 1904. Barrelet Th., Zur Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde in Hamburg.
Heft 10. 1905. Urkundenheft zu der Geschichte der waldensischen Kolonie Waldensberg. Herausgegeben von A. Heilmann.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

VII. Band. Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1902. Für die Leser des Euphorion seien hervorgehoben: Gildemeister Otto, geb. 1823 (A. Fitger). — Baumberg Antonie, geb. Poisard, vermählte Kreiml, Schriftstellerin, geb. 1859 (G. v. Berlepsch). — Oechelhaeuser Wilhelm, Übersetzer Shakespeares, Gründer der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, geb. 1820 (W. Klebe). — Debrois van Bruyck Karl, Komponist und Schriftsteller, bekannt durch seine Beziehungen zu Hebbel, geb. 1828 (R. M. Werner). — Wesendonk Mathilde geb. Luckemeyer, Dichterin, Richard Wagners Freundin, geb. 1828 (W. Golther). — Mähly Jakob A., Philologe, Dichter und Schriftsteller, geb. 1828 (H. Trog). — Planta P. Conradin von, graubündnerischer Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter, geb. 1815 (Th. Sprecher v. Bernegg). Mit Schriftenverzeichnis. — Bauer Heinrich, Journalist, Sohn Ludwig B.s, des Dichters und vertrauten Freundes von Mörike, geb. 1838 (R. Krauß). Von ihm die burleske Erzählung ‚Der verzauberte Apfel' (1886). Zwei größere humoristische Arbeiten blieben ungedruckt. — Laufer Wilhelm, Schriftsteller, geb 1836 (R. Krauß). — Hiller Eduard, Dichter (auch in schwäbischer Mundart), geb. 1818 (R. Krauß). — Zoller Edmund (von), Schriftsteller, Übersetzer, langjähriger Redakteur verschiedener belletristischer Zeitschriften (‚Über Land und Meer' usw.), geb. 1822 (R. Krauß). — Voigt Ernst, Schulmann und Germanist (‚Ecbasis captivi' usw.), geb. 1843 (P. Goldschmidt). — Krones Franz v., Historiker, geb. 1835 (K. Uhlirz); Schriftenverzeichnis S. 119/23. — Maurer Konrad, Forscher auf dem Gebiete der nordischen Rechts-, Staats- und Kirchengeschichte, geb. 1823 (A. Teichmann). — Behrle Rudolf, Geistlicher und Dramatiker, geb. 1826 (F. Brümmer). — Maurer Joseph Karl, Dichter, geb. 1834 (Brümmer). — Petersen Luise, Jugendschriftstellerin, geb. 1828 (Brümmer). — Zangerle Josef, Dichter, geb. 1867 (Brümmer). — Kayser-Langerhannß Agnes, Dichterin, geb. 1818 (Brümmer). — Kreiten Wilhelm, Literarhistoriker und Dichter, geb. 1847 (Brümmer). — Dunker Wilhelm, Buchhändler, Redakteur, Philologe und Dichter, geb. 1829 (Brümmer). — Arendt(-Morgenstern) Olga, Dichterin und Jugendschriftstellerin, geb. 1859 (Brümmer). — Seuffer Gustav H., Dichter (auch in schwäbischer Mundart) ps. H. G. Raffus, geb. 1835 (R. Krauß). — Kruse Heinrich A. Th., langjähriger Chefredakteur der Kölnischen Zeitung und Dichter, geb. 1815 (O. Zaretzky). Mit Schriftenverzeichnis und reichen Literaturangaben. — Gritzner Maximilian A. F., Heraldiker und dramatischer Schriftsteller (ps. Max Fernand), geb. 1843 (F. Brümmer). — König Bruno Emil, Schriftsteller, geb. 1833 (Brümmer). — Preuß(-Laudien) Henriette, Dichterin, geb. 1826 (nicht: 1825 oder 1832) (Brümmer). — Eppler Christoph Friedrich, Dichter, geb. 1822 (Brümmer). — Merkens Heinrich L., ps. M. v. d. Erft, Schriftsteller, geb. 1836 (Brümmer). — Schöne Hermann, k. k. Hofschauspieler, geb. 1836 (H. Thimig). Seine Schriften S. 183 f. — Schmidt Auguste, Lehrerin und Schriftstellerin, geb. 1833 (F. Brümmer). — Hirsch Jenny, Schriftstellerin, geb. 1829 (Brümmer). — Löhn-Siegel Anna, Schauspielerin und Dichterin, geb. 1830 (Brümmer). — Steyrer Clemens, Novellist, geb. 1834 (H. Holland). — Kürschner Josef, Schriftsteller, geb. 1853. — Jordan Ricardo (eigentlich Richard Keller), Dichter und Übersetzer, geb. 1857 (Ph. Losch). — Bielschowsky Albert, Goetheforscher, geb. 1847 (G. Klee). — Drach Emil, Schauspieler, Dramatiker, geb. 1855 (F. Brümmer). — Beaulieu G. v. (Gertraut Chasles de Beaulieu), Schriftstellerin, geb. 1846 (Brümmer). — Fülleborn George, Schriftsteller, geb. 1837 (Brümmer). — Jost Eduard, Schriftsteller, geb. 1837 (Brümmer). — Büdinger Max, Historiker, geb. 1828 (A. Bauer). Mit Schriftenverzeichnis. — Meyer-Förster Elsbeth, geb. Blasche, Dichterin, geb. 1868 (A. Eloesser). — Kist Leopold, theologischer und Volksschriftsteller, geb. 1824 (F. Brümmer). — Fürer Karl E., Prediger und Dichter, geb. 1830 (Brümmer). — Anthony Wilhelm (eigentlich Wilh. Asmus),

Schauspieler und Dichter, geb. 1837 (Brümmer). — Ruhn J. Curt, Dialektdichter, geb. 1848 (Ph. Losch). — Bennigsen Rudolf von, Staatsmann, geb. 1824 (H. Oncken). — Allmers Hermann L., Dichter, geb. 1821 (L. Bräutigam). Mit Verzeichnis der Schriften, der Quellen zur Biographie und der Bildnisse. — Ficker C. Julius v., Historiker, geb. 1826 (H v. Voltelini). — Grosse Julius W., Dichter, geb. 1828 (W. Arminius). — Beer Adolf, Historiker und Politiker, geb. 1831 (A. Pribram). — Virchow Rudolf L. K., geb. 1821 (v. Hansemann). — Ergänzungen und Nachträge. Haessel Hermann A., Buchhändler, Verleger Conrad Ferd. Meyers, geb. 1819, † 1901. Von ihm auch ein Romanbruchstück, das unter dem ps. H. Saß erschien. — Christen Ada (ps. für Christiane von Breden, geb. Friederik), Schriftstellerin, geb. 1844, † 1901 (H. Sittenberger). — Richter Richard J., Philolog und Pädagog, geb. 1839, † 1901 (J. Ilberg). Mit Schriftenverzeichnis. — Karlweis C. (eigentlich Karl Weiß), Schriftsteller, geb. 1850, † 1901 (H. Sittenberger). — Wolff G., Totenliste 1902.

Český časopis historický.

XI. Jahrgang. Ružička J., Fr. Ratzel a jeho význam pro vědu historickou.

Archiv für Kulturgeschichte.

II. Band. 1904. Heft 2. Straßburger Frauenbriefe des 16. Jahrhunderts. Mitgeteilt von O. Winckelmann.

Besprechungen. Lauffer O., Kaindl: Die Volkskunde; Reuschel: Volkskundliche Streifzüge; Tobler: Das Volkslied im Appenzellerlande.

Heft 3. Kopp A., Schöne Spielewerk, schöne Rarität. — Schöne Raritäten und Guckkastengedichte, deren literarisches Vorbild, wahrscheinlich von Neumeister verfaßt, (‚Ich bin ein armer Welscher Mann‘) S. 298/303 vollständig abgedruckt wird. ‚Zahlreiche Dichterstellen, welche dazu Nachahmungen und Anspielungen bieten‘ werden aufgewiesen, unter andern bei Celander, Picander, Jean Chret. Toucement. Die stärkste Familienähnlichkeit mit jenem Vorbilde zeigt ein bisher nur aus fliegenden Einzeldrucken bekanntes Gedicht (‚Das ist der schöne Leichenzug‘), S. 310/3 gleichfalls vollständig mitgeteilt. — S. 315/7 Hinweise auf Goethes ‚Jahrmarktsfest‘, auf ein Lied vom Jahr 1896 (‚Ich bin die kuter Deutsch-Franßos‘) und auf ein ‚Schatten Spiel-Lied eines Savoyarden von Adam und Eva‘ (‚Woll si schäne Schattenspiel‘).

Heft 3. 4. Lorenz F., Zur Geschichte der Zensur und des Schriftwesens in Bayern. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, nach archivalischen Quellen bearbeitet. — Einleitung. I. Lesestoff und Leselust (S. 327 ff. Goethe und Wieland in Bayern). II. Mitglieder der Bücher-Zensur-Spezial-Kommission. III. Schwankende Zuständigkeitsverhältnisse in Zensursachen. IV. Buchgewerbe und Bibliothekswesen. V. Kataloge und Spediteure. VI. Zensurbefreiung.

Heft 3. Dreizehn Briefe von Jung-Stilling [1803/15 an den Rat und Senator Dietrich Christoph Enyrim zu Cassel, † 12. Juli 1807, und dessen Gattin Maria Margarethe Elisabeth geb. Coing gerichtet]. Mitgeteilt von R. Hamburg.

III. Band. 1905. Heft 1. Meyer R. M., Struwwelpeter [von Heinrich Hoffmann]. — S. 14: ‚So ist die vertraute Schreckensgestalt unsrer Kinderbücher in doppeltem Sinne eine kulturhistorisch lehrreiche Erscheinung: sie gibt Zeugnis von Wandlungen in der pädagogischen Literatur — und in der Bewertung von Arbeit und Reinlichkeit.‘

Bauch G., Flavius Wilhelmus Raimundus Mithridates. Der erste fahrende Kölner Hebraist und Humanist. — Geboren wahrscheinlich in Spanien, zu Vich bei Barcelona, Sohn des dann in Girgenti lebenden Rabbi Nissim abu el Faradaj, Oktober 1484 der Kölner Matrikel einverleibt als Magister, artium et sacre theologie professor etc., † 1525. In Köln veröffentlichte er eine lateinische

Übersetzung der Sprüche der Lebensweisheit der sieben Weisen Griechenlands (ohne Titel. Coloniae, Johannes Guldenschaiff, um 1485) mit einer Widmung an die Koryphäen der Kölner Universität. Der Hauptinhalt des Widmungsbriefes wird S. 20 f. deutsch wiedergegeben.

Clemen O., Urteile übers Tanzen aus der Reformationszeit.

Haas A., Hofnarren am pommerschen Herzogshofe. — S. 37 ff. über den bekanntesten aller pommerschen Hofnarren Claus Hintze, † 17. März 1599, S. 44 ff. über Hans Mieske, † 22. Dezember 1619.

Fink E., Abenteuer eines Alchemisten [Martin Apollo Dantzig, aus Clausthal im Harz] aus dem 17. Jahrhundert.

Crohns H., Zur Geschichte der Liebe als ‚Krankheit'.

Besprechungen. Steinhausen G., Vogt-Koch: Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage. 2 Bände.

Heft 2. Freytag H., Preußische Jerusalempilger vom 14. bis 16. Jahrhundert.

Funck H., Cagliostro in Straßburg nach der Schilderung eines Augenzeugen [des Zunftmeisters und Dichters Johannes Bürkli aus Zürich, der im Herbste 1781 mit seiner Frau nach Straßburg reiste, um Cagliostro daselbst zu konsultieren. In einer langen Epistel an Bodmer, Straßburg vom 14. bis 17. Jenner 1782, entwarf er ein naturgetreues Bild von Cagliostros Wirksamkeit].

Heft 3. Hashagen J., Aus Kölner Prozeßakten. Beiträge zur Geschichte der Sittenzustände in Köln im 15. und 16. Jahrhundert.

Meiners W., Landschulwesen und Landschullehrer im Herzogtum Cleve vor 100 Jahren.

Liebe G., Stümcke: Hohenzollernfürsten im Drama.

Jahrbuch für **Genealogie, Heraldik** und **Sphragistik.** Herausgegeben von der **Kurländischen Gesellschaft** für **Literatur** und **Kunst.** Mitau.

1902 (1904). Transehe A. v., Das Geschlecht der Saltze oder Salis in Livland.

Arbusow L., Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert.

Löwis of Menar K. v., Zur Genealogie des österreichischen Generalissimus Gideon Ernst Freiherrn von Laudon.

Grotthuß J. v., Genealogische Miszellen zur Geschichte der Familie von Grotthuß.

1903 (1905). Raison A. v., Die Gelegenheitsschriften der Bibliotheca Reckiana.

Heyer v. Rosenfeld F., Die Concepte zu den Standes Erhöhungs Diplomen für kaiserlich-russische Staats-Unterthanen in deutschen und österreichischen Adels-Archiven aus den Bittgesuchen und Original Akten gezogen.

Schön Th., Angehörige adeliger Geschlechter aus Kur-, Liv- und Estland in Württemberg.

Fircks E. Frh. v., Die Bandemer in Kurland. — S. 156 ff. ein Trauercarmen von Georg Diedrich Manteuffel, genannt Szöge, auf die Brüder Sigmund Ernst und Carl Wladislaw von Baudemer, die am 20. Juli 1704 standrechtlich erschossen worden waren, aus dem ‚Inland' (1847 Nr. 49 Beil.) abgedruckt.

Heraldisch-Genealogische Blätter für **adelige** und **bürgerliche Geschlechter.** Monatsschrift . . . Herausgegeben von H. Th. von Kohlhagen. Bamberg.

1. Jahrgang. 1904. Nr. 3. Habbicht H., Paul Schedius Melissus. — Vgl. auch 1905 Nr. 1. S. 14.

2. Jahrgang. Nr. 1. 2. Oelenheinz L., Otto von Corvin. Ein Lebensbild aus Deutschlands bewegten Tagen.

Nr. 4. Kohut A., Hofrat Professor Dr. Conrad Beyers Geschlecht. — Der bekannte Rückertforscher und Dichter.

Der Deutsche Herold.

XXXIV. 1903. Nr. 2. Knetsch, Zu Goethes Ahnentafel.

Geographisches Jahrbuch.

27. Band. Nagl J. W., Über die Fortschritte der geographischen Namenkunde.

Geographische Zeitschrift.

11. Jahrgang. Heft 6. 7. Hassert K., Friedrich Ratzel. Sein Leben und sein Wirken.

Mitteilungen des **Vereins** für **Erdkunde** zu **Dresden.**

1905. Heft 1. Gravelius H., Sophus Ruge [1831 bis 1903].
Reibisch P., Oskar Schneider [1841 bis 1903].

Deutsche Erde. Zeitschrift für Deutschkunde.

3. Jahrgang. 1904. Heft 2. Wirth A., Der deutsch-schweizerische Seefahrer Bavier. — ‚Die Abenteuer und Seefahrten des Kapitäns Franz Urban Bavier.' Bavier wurde im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts zu Chur geboren. Die genannte, deutsch abgefaßte Selbstbiographie existiert in drei Drucken, von Wirth aus dem Gedächtnis zitiert: Amsterdam 1721, Frankfurt und Leipzig o. J., Nürnberg 1776 oder 78 [Kaysers Bücherlexicon 1, 168: Nürnberg 1752].

Heft 3. Fischer H., Wo liegt in Ostelbien die Grenze zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch?

Heft 4. Fuchs K., Die Eigenart der deutschen Stämme Ungarns und ihr Verhältnis zum Madjarentum.

Wilser L., Die Wanderungen der Angeln und die Ortsnamen auf -leben.

4. Jahrgang. Heft 3. Meiche A., Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten.

Correspondenz-Blatt der **Deutschen Gesellschaft** für **Anthropologie, Ethnologie** und **Urgeschichte.**

XXXVI. Jahrgang. Nr. 6. Hertzog A., Die drei Tannen des Theobaldusfestes zu Thann.

Mitteilungen der **anthropologischen Gesellschaft** in **Wien.**

XXXV. (der dritten Folge V.) Band. Heft 2/3. Nekrolog. Sieger R., Friedrich Ratzel.

Zeitschrift für **Ethnologie.**

37. Jahrgang. Heft 2/3. Adolf Bastian. Gedächtnisfeier am 11. März 1905. Darin unter anderm: Steinen K. v. den, Gedächtnisrede auf Adolf Bastian.

Historische Provinzial- und Lokal-Zeitschriften.

Zeitschrift des **Aachener Geschichtsvereins.**

26. Band. 1904. Fritz A., Theater und Musik in Aachen seit dem Beginn der preußischen Herrschaft. Zweiter Teil. — Vgl. Euphorion 10, 379. — 1. Theaterintendanz, Theaterkritik, Theaterpublikum zur Zeit der Einweihung des neuen Schauspielhauses; 2. Die Direktion Ringelhardts (1825—1826) und Derossis (1827); 3. Versuche zur Reorganisation des Orchesters. Schwierigkeiten bei Besetzung der Musikdirektorstelle. Konzertwesen 1825—1827; 4. Die Begrün-

dung eines stehenden Theaters durch H[einr.] L[evin] Bethmann 1828; 5. Die ständige Spielzeit der Aachener Bühne in den Jahren 1828–1832; Die Gastspiele in Paris; 6. Das Konzertwesen während der Jahre 1828—1832; 7. Das Repertoire des Theaters und der Konzerte bis zum Jahre 1832; Anlagen. I. Verzeichnis der im Aachener Stadttheater vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1832 einschließlich nachweisbar aufgeführten Opern und Schauspiele [alphabetisch nach den Namen der Verfasser, beziehungsweise Komponisten]. II. [Alphabetische] Übersicht der Schauspieler, Sänger und Musiker, die in Aachen im Theater und Konzert während der Jahre 1780—1832 aufgetreten sind. III. Zwei Theaterzettel [1. Juni 1825 Schillers Braut von Messina; 9. April 1829 Konzert der Henriette Sontag].

Schoop A., Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte Dürens. 1. Die ältere Stadtschule Dürens. 2. Kirchliche Bewegungen in Düren im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 3. Die Anfänge der Dürener Jesuitenniederlassung.

Cramer F., Die Namen Jülich und Gressenich. — Zur Ortsnamenkunde.

Kleinere Mitteilungen. 2. Pauls E., Verurteilung eines Wiedertäufers [Johann Harnischmacher] durch das Schöffengericht in Aachen ... 1537 September 5. — 3. Keußen H., Ein Pasquill gegen den abgesetzten Jülicher Amtmann Marschall Schenkern. 1600 [,O du tobender tur und geißel der statt Ach'].

Literatur. Landsberg E., Hüffer: Alfred von Reumont.

Taschenbuch der **historischen Gesellschaft** des **Kantons Aargau** für das Jahr 1904.

Merz W., Wernher Schodolers des jüngern Tagebuch [1566/77].

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich **Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Geschichtskunde** zu **Freiburg i. B.**

6. (ganze Reihe 33.) Band. Heft 1. Kahle B., Über einige Volksliedvarianten. — 1. Das Volkslied vom Eisenbahnunglück. 2. Die Mordtat des Soldaten. 3. Der heimkehrende Soldat. 4. Vor der Einstellung.

Haffner O., Die Pflege der Volkskunde in Baden.

Beck P., Briefwechsel zwischen Schubart und Lavater über den Wundertäter [Johann Jos.] Gaßner [1775].

Schmidt F. G. G., Christian Gottfried Böckhs Altdeutsches Glossarium.

Heft 2. Pfaff F., Dorfsprüche oder Ortslitaneien aus dem Badischen Oberland.

Altbayerische Monatsschrift herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern.

5. Jahrgang. Heft 3. Vogl G., Den Manen Schillers.

Blümml E. K., Historische Volkslieder aus Bayern [Handschrift aus ca. 1760, in der k. k. Universitätsbibliothek zu Innsbruck M. 980]. — 1. Querela 2 rusticorum (1690) Saladin: ,Mein Urba, o seis gott gekhlagt' [handelt von der Eroberung Belgrads durch die Türken]. — 2. In Junus Caroli (1745) ,Steh Sonn, o großer Carl, steh' [in vielfach abweichender Form bei Ditfurth, Die historischen Volkslieder am Ende des 30jährigen Krieges usw. 1877. S. 337 ff. Nr. 138]. — 3. Lessus imperatricis (vale Amaliae). 1756 ,Ja, ja, die stund ist schon vorhanden'.

Beiträge zur **Geschichte, Landes-** und **Volkskunde** der **Altmark.**

2. Band. Heft 1. Pohlmann A., Neue Sagen aus der Altmark.

Kupka P., Beiträge zur Volksheilkunde.

Altpreußische Monatsschrift.

Neue Folge. 41. Band. 1904. Heft 5/6. Boysen K. v., Der Königsberger Annalist Hans Müffeldt.

Rindfleisch W., Altpreußische Bibliographie für das Jahr 1903. Nebst Nachträgen zu den früheren Jahren.

Heft 7/8. Sembritzky J., Trescho und Herder. Ein Beitrag zu Herders Jugendgeschichte und zugleich ein Gedenkblatt zu Treschos 100jähr. Todestage (29. Oktober 1904). [Auch in einem Sonderdruck. Königsberg (1905). 80 Pf.]

42. Band. Heft 3/4. Wotschke, Abraham Culvensis. Urkunden zur Reformationsgeschichte Litauens.

Warda A., Aus dem Leben des Pfarrers Christian Friedrich Puttlich.

Warda A., Das Kant-Bildnis Elisabeths von Stägemann.

Neujahrsblätter aus **Anhalt.** Dessau, Baumann.

2. Bodbe F., Nikolaus Hausmann und die Reformation in Dessau.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. VIII. Band. 1904. Schmidt B., Die Herkunft der Familie von Maltzahn und ihr Auftreten in Pommern. (Schluß.)

Stubenrauch A., Die Maaßsche Sammlung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. — Hier zu erwähnen wegen der Biographie des originellen Sammlers Daniel Friedrich Maaß (1787/1864), S. 100/5, auf den sich unter anderm auch ein besonderes, in Vorpommern und auf Rügen, aber auch in Hinterpommern ziemlich allgemein verbreitetes Sprichwort bezieht: ‚Rat Maaß fecht: Dat — kümmt nach!' S. 101 über ein Zusammentreffen des jungen Maaß mit Pestalozzi.

Baltische Monatsschrift.

46. Jahrgang. 1904. Heft 12. Glasenapp G. v., Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre psychophysische Grundlage.

Hippius A., Eine Erinnerung an Hans von Bülow.

Basler Zeitschrift für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

IV. Band. Heft 1. 1904. Eine zweite Beschreibung Basels von Enea Silvio. Herausgegeben von E. Preiswerk. — Nach einer Abschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Basler Universitätsbibliothek).

Burckhardt-Biedermann Th., Über Zeit und Anlaß des Flugblattes: Luther als Hercules Germanicus. — Erschien in der zweiten Hälfte des Jahres 1522, wahrscheinlich aus Frobens Offizin hervorgegangen. Der geistige Urheber ist Erasmus von Rotterdam.

Liebenau Th. v., Aus dem Diarium des Johannes Rütiner [† 1556] von St. Gallen aus den Jahren 1529—1539. — S. 46 f. Schauspiele. S. 47 Über Waldmann. S. 47 f. Kohlenberg Gericht. S. 48 Schilderung der Gelehrten. S. 49 Erasmus in Basel. S. 49/53 Reformationswirren.

Burckhardt Werthemann D., Eine unaufgeklärte Episode aus den 1830er Wirren. — Hauptquelle die Aufzeichnungen des 1844 verstorbenen Ratsherrn Emanuel Burckhardt-Sarasin(-Iselin): ‚Szenen aus des Verfassers Lebenslauf.' S. 56 f. ein Brief von Heinrich Zschokke an ihn (Aarau 1832 November 26).

Heft 2. Luginbühl R., Peter Ochs und Basel in den Jahren 1801/2. — Zwei Briefe von Ochs an den helvetischen Minister Philipp Albert Stapfer.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Zisterzienser-Orden.**

XXV. Jahrgang. 1904. Heft 3. 4. Lindner P. P., Beiträge zu den Schriftstellern ehemaliger Benediktiner-Abteien in Deutschland vom Jahre 1750 bis zu ihrem Aussterben (Fortsetzung und Schluß).

Heft 4 und XXVI. Jahrgang. Heft 1. 2. Helmling L., O. S. B., Die literarische und künstlerische Tätigkeit im kgl. Stifte Emaus.

XXVI. Jahrgang. Heft 1. 2. Schiller F. L., Aus dem Briefwechsel der Zisterzienserinnen des 17. Jahrhunderts.

Zeitschrift des **Bergischen Geschichtsvereins.**

37. (der neuen Folge 27.) Band. 1904. Böslen W., Aus der Zeit der Gegenreformation in Wesel.

Wolff W., Johannes Plange, der Mitbegründer der bergischen Synode [† nicht vor Mai 1600]. Nach bisher unbenutzten Quellen.

Meiners, Zur Volksschulpädagogik Friedrichs des Großen: Das Reglement für die Deutschen reformierten Schulen in Cleve und Mark vom 10. Mai 1782 und das General-Landschul-Reglement vom 12. August 1763. (C. F. Baumann.)

Seitz, Bibliographie zur bergischen Geschichte für die Zeit vom 1. Oktober 1903 bis 1. Oktober 1904 nebst Nachträgen für die Jahre 1900 bis 1903.

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte Berlins.**

Nr. 11. Baß G., Zum Gedächtnis an Alexander Meyer-Cohn [Forscher und Sammler auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte].

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Deutschen** in **Böhmen.**

XLIII. Jahrgang. Heft 3. 4. Steuer F., Zur Kritik der Flugschriften über Wallensteins Tod.

Heft 4. Loserth J., Das Haus Lobkowitz und die Gegenreformation. Aktenstücke aus dem steiermärkischen Landesarchiv.

Ludwig K., Wallenstein in Karlsbad.

Der Böhmerwald.

VII. Jahrgang. Heft 1. Urban M., Wilhelmine. Ein Volkslied als Beitrag zur deutschböhmischen Volksliederkunde. — Karl und Wilhelmine. 1. Karl am Grabe seiner Wilhelmine ‚Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine'. 2. Sehnsucht nach dem Geliebten ‚Nur geseh'n von meiner Lampe Schimmer'.

Kaiser K., Ein Dutzend Soldatensprüchel. Aus dem Marchfelde und dem angrenzenden Hügellande Niederösterreichs in der Mundart aufgeschrieben und mitgeteilt.

Heft 2. Köferl J., Die Feier der drei christlichen Hauptfeste in Westböhmen. — Am Schlusse werden mitgeteilt: Weihnachtslied ‚Matz, nimm an Dudlsood'; Neujahrslied ‚Was wünschen wir dem Herrn ins Haus'; Dreikönigslied ‚Wir ziehen daher in schnellester Eil''.

Heft 4. Schiller-Nummer. Peter J., Schillers Tod und Deutschlands Trauer.

Urban M., Zur Geschichte der Schiller-Gedenktafel in Eger.

Stratil D., Schiller im Religionsunterrichte.

Mannsbart R., Was das deutsche Volk von Schiller weiß. Eine Glosse zum 9. Mai.

Schramek J., Wer ist Schiller? — Vorschläge zur Verbreitung der Schillerschen Werke unter das Volk.

Heft 7/8. Schacherl A., Die weiße Frau in Neuhaus.

Stratil Jung L., Schillers Einfluß auf die Frau.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen Geschichte.**

Neue Folge der ‚Märkischen Farschungen' usw.

17. Band, 2. Hälfte. 1904. [Nachzutragen:] Kleine Mitteilungen. Heinemann O., Zur Geschichte der ältesten Berliner Zeitungen. — Über den Jahrgang 1618 der ältesten Berliner Zeitung, von dem sich ein wohl ziemlich vollständiges Exemplar (50 Nrn. 4°) in der Bibliathek des kgl. Staatsarchivs zu Stettin befindet. Das Vorwort ist vom kurfürstlich brandenburgischen Postmeister Christoph Frischman unterzeichnet.

Petersdorff H. v., Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung [vom 17. Juli 1847].

18. Band, erste Hälfte. Wittichen P. †, Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform.

Kleine Mitteilungen. Stimmungsberichte aus der Zeit des unglücklichen Krieges 1806/7. Mitgeteilt von G. Krause. — Acht Briefe des Präsidenten Friedrich Heinrich Wilhelm Wagner in Bialystock an Johann Georg Scheffner (1806 November 6 bis 1807 Juni 1).

Archiv der ‚Brandenburgia'. Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

11. Band. 1904. Schulenburg W. v., Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nach Mitteilungen alter Leute. — In plattdeutscher Sprache. — Nachwort. — Wörterverzeichnis plattdeutscher Worte der Nutheniederung.

‚Brandenburgia'. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz **Brandenburg** zu Berlin.

XIII. Jahrgang. 1904. Nr. 8. Hirschberg L., Das deutsche Kinderlied mit gesanglichen Erläuterungen [Referat über einen Vortrag].

Nr. 10. Zur Roland-Kunde.

Nr. 11. 12. Roland-Umschau.

Jahrbuch des **Geschichtsvereins** für das **Herzogtum Braunschweig.**

3. Jahrgang. 1904. Zimmermann P., Herzog Ferdinand Albrechts I. zu Braunschweig und Lüneburg theatralische Aufführungen im Schlosse zu Bevern. — ‚Die erste Erwähnung einer Aufführung von Komödien zu Bevern stammt, so viel wir wissen, aus dem Jahre 1673. Die Darsteller waren der Hofdienerschaft entnommen.' Aufgeführt wurden später unter andern: Tugend- und Liebes-Streit (Neudruck: Kürschners Deutsche Nationalliteratur. 23, 53/124): 30. Oktober 1677; Liebes-Gefängnüs (Druck: Bevern, Heitmüller 1678): 2. Februar 1678. Zimmermann hält es für wahrscheinlicher, daß der Herzog selbst, und nicht dessen Hofprediger Sam. Baldovius (Goedeke[2] 3, 296), beide Stücke bearbeitet hat. Nähere Aufklärung über die theatralischen Verhältnisse in Bevern, wenigstens für ein Jahr, gewähren Tagebuchaufzeichnungen des Herzogs aus dem Jahre 1680, die S. 129/54 getreu nach dem Originale wiedergegeben werden.

Braunschweigisches Magazin.

10. Band. Jahrgang 1904. Nr. 1. 2. 3. 5. 6. Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811. Aus Briefen Karl Hennebergs mitgeteilt von H. Mack. — Vorausgeschickt eine Geschichte der Familie Henneberg (der Postrat Georg Konrad Albert H. war Gatte der Stieftochter Lessings, Amalie König; der Maler Rudolf H. 1826/76, Sohn des Verfassers der mitgeteilten Briefe; dieser selbst, geb. am 23. Juni 1786 in Braunschweig, bekleidete verschiedene Staatämter, † am 30. März 1857).

Nr. 4. Z[immermann] P., Ludwig Hänselmann † [22. März 1904; geb. 4. März 1834]. — Lokalhistoriker und Gelegenheitsdichter. S. 44/46 Schriften L. Hänselmanns (90 Nrn.). S. 47 f. Zwei Gedichte L. Hänselmanns. — In Nr. 12: Drei weltliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert. Mitgeteilt von L. Hänselmann †. I. Ein neues Lied ‚Aus meinem gemühte'. II. Ein anderß ‚Bey tage vndt sohnnenschein'. III. Ein anderß ‚Muß den die treuwe mein' [Nr. III bereits in Ditfurths Sammlung Deutscher Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Nördlingen 1872, S. 6 veröffentlicht]. — Ferner in derselben Nr. 12. S. 145 f. Nachträge zur Literatur über Hänselmann und zum Schriftenverzeichnisse; S. 146 f. zwei Gelegenheitsgedichte H.s aus dessen Nachlasse.

Nr. 6. Z[immermann] P., Ein unbekanntes Gedicht Friedrich Wilhelm Zachariäs. — Cantate (1765 April 24) ‚Erhebt, ihr andachtsvollen Chöre'. — Am Schlusse ein kleiner Beitrag für die Tätigkeit Zachariäs als Redakteur (1770).

Nr. 8. Cunze F., Der Humanist Euricius Cordus in Braunschweig.

Nr. 9. Beste J., Ernst Ludwig Theodor Henke [1804/72. Theologe].

Nr. 11. Z[immermann] P., Otto von Heinemann [geb. 1824, † 1904, Leiter der Wolfenbüttler Bibliothek]. — S. 134/37 Schriften O. v. Heinemanns [104 Nrn.].

Ein Buch für jeden Brünner. Verfaßt von W. Schram.

V. Jahrgang. Das Handschreiben des Kaisers Josef II. an den mährisch-schlesischen Landes-Gubernator de dato Brünn, 9. September 1786, betreffend das Brünner Theater und die Errichtung des Augartens.

Eine Brünner Chronik aus dem Jahre 1796 [von Joh. Julius Hempel].

Der mährische Schulreformator Ignatz Edler von Mehoffer. Eine Selbstbiographie [geb. 1747, † 1807].

Der Dichter Saphir in Brünn [Oktober 1841].

Das Brünner Interimstheater (1871/82).

Eine Beziehung Goethes zu Brünn [20. Juni 1816 zum Ehrenmitglied der Brünner Ackerbaugesellschaft ernannt].

Mitteilungen des **Vereins** für **Chemnitzer Geschichte.**

XIII. Jahrbuch für 1904/5. Franke R., Sitten und Unsitten im kirchlichen Leben des evangelischen Sachsenlandes im Jahrhundert der Reformation.

Lauckner A., Das Chemnitzer Lyceum vor 150 Jahren.

Uhle P., Die Beziehungen des Freiberger Gelehrten und Arztes Andreas Müller zu Chemnitz. — Briefe Müllers 1637/8.

Kleinere Mitteilungen. Uhle P., Ein Rektor des ehemaligen Chemnitzer Lyceums als Vorkämpfer der Sprachreinigung [F. L. Becher. 1812. 1815]. — Die Aufhebung des Chemnitzer Lyceums im Jahre 1835.

Aus den **coburg-gothaischen Landen.** Heimatblätter . . . herausgegeben von R. Ehwald. Gotha.

2. Heft. 1904. Riemann F., Coburger Ortsnamen und ihre Bedeutung für die Geschichte der Landeskultur.

Mitteilungen des **Historischen Vereins** für **Donauwörth** und **Umgegend.**

2. Jahrgang. Lindner P. P., Verzeichnis der [245] Äbte und Mönche des ehemaligen Benediktiner-Stiftes Heilig Kreuz in Donauwörth. Mit Ergänzungen von J. Traber. — Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. — S. 29 f. Beda Mayr. — S. 83 f. Berichtigungen und Zusätze zum Verzeichnisse usw.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte Dresdens.**

Heft 17/18. Hantzsch A., Namenbuch der Straßen und Plätze Dresdens.

Dresdner Geschichtsblätter.

XIII. Jahrgang. 1904. Nr. 2. Rachel P., Aus dem Testamente Elisas von der Recke [Dresden 1832 Februar 28. August 4; 1833 April 7].

Bescharner H., Die Hoflößnitz bei Dresden. — S. 242/5 Gedichte aus den Jahren 1748. 1750. 1762/3.

R[ichter] O., Treitschke und die Kreuzschule. — Brief Treitschkes an den Konrektor Helbig (Heidelberg 1868 Mai 15).

Nr. 3. Hantzsch V., Zur Geschichte des geistigen Lebens in Dresden vor 300 Jahren.

Mitteilungen des **Geschichts-** und **Altertumsforschenden Vereins** zu **Eisenberg** im Herzogtume Sachsen-Altenburg.

20. Heft. (Band III. Heft 5). Aus dem Gerichts- und Tagebuch des Richters Hans Schumann zu Fuchshain (Ehrenhain) 1701—1729. Aus der Handschrift mitgeteilt von H. Löbe.

Inhaltsverzeichnis zu Heft XVI—XX.

Jahrbuch für **Geschichte, Sprache** und **Literatur Elsaß-Lothringens.**

XX. Jahrgang. 1904. Stettner Th., Ein Bild Friederike Brions. — Nach einer Silberstiftzeichnung von Johann Friedrich August Tischbein (geboren 1750, † 1812).

Walter Th., Zur Biographie des Rufacher Chronisten Maternus Berler [† 1575]. — Nachträge zu Walters Aufsatz über Berler im Vogesenblatte (Beilage zur Straßburger Post) 1900 Nr. 15.

Eichler E., Zur Geschichte des Post- und Reiseverkehrs im alten Straßburg.

Euting J., D'Ankunft der Stroßburjer Schiff in Paris den 29. April 1836. Zum Wiederabdruck gebracht. — ‚Die Beschreibung ist zusammen mit dem beigefügten Gedicht [An Jacob Jung ‚Brav Schakob, 's isch e Meisterstück'] Gottlieb Stöbers ursprünglich erschienen in der Beilage 38 zu dem Anzeige- und Unterhaltungsblatt für die Stadt Straßburg und das Niederrheinische Département (Strasbourg, impr. Dannbach 1836).'

Stieve-Zabern, Dagobert Sigismund Reichsgraf von Wurmser Kaiserlicher Feldmarschall (Marschall ‚Vorwärts'), geb. zu Straßburg 7. Mai 1724, † zu Wien 21. August 1797. Ein Elsässer Lebens- und Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert.

Zu Montanus Gartengesellschaft. Mitteilung von J. Bolte. — Weiteres Aktenmaterial zu der letzten Erzählung in der ‚Gartengesellschaft', 115. Kapitel.

Knepper J., Einem elsässischen Jesuiten [Jakob Balde] zum Gedächtnis.

Martin E., Herder. Vortrag gehalten am 18. Dezember 1903.

Martin E., Das Straßburger Standbild des jungen Goethe. V. Bericht. — Im Anhang v. Schrauts Weiherede, Martins Ansprache (beide vom 1. Mai 1904), Gedichte von Alberta von Puttkamer, Christian Schmitt, G. G. und Karl Breul.

M[artin] E., Wolfhart Spangenberg Anbind- und Fangbrieffe. Auszüge [benutzt wird der Druck von 1623].

Teichmann W., Unsere elsässischen Volkslieder.

Roos K., Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten. Ein Beitrag zur elsässischen Dialektforschung.

Menges, Sagen aus dem krummen Elsaß, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion. I. Aus dem Kanton Saarunion. (Fortsetzung.) — Nr. 18 bis 107.

Klement K., Neue Belege für das Lebensbild des Philesius Vogesigena [Matthias Ringmann]. — Stellen aus dessen ‚grammatica figurata', welche Schlüsse auf die Lebensgeschichte ihres Verfassers gestatten.

Martin E., Die Illzacher Jäger. — Abdruck des Liedes ‚Iaz khämä diä Ilzigär Iaagär', mit Musiknoten.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für **bildende Kunst** und **vaterländische Altertümer** zu **Emden.**

15. Band. Heft 2. Kleist H. v., Kleine Beiträge zur Geschichte der Ulrichsschule zu Aurich. — Dazu eine ‚Berichtigung' S. 526.

Reimers H., Die Quellen der ‚Rerum Frisicarum Historia' des Ubbo Emmius.

Kleinere Mitteilungen. III. Ritter F., Zur Geschichte der Häuptlinge von Werdum und der taufgesinnten Märtyrerinnen Maria v. Beckum und Ursula v. Werdum (1538—1552). — S. 403 ff. und Nachtrag S. 505/20 über die zahlreichen Lieder auf den Tod der ‚Schwestern von Beckum'.

IX. Frerichs, Der Ortsname Manslagt und die Grenze zwischen Emsgau und Federgau. (Ein Beitrag zur alten Geographie des Krummhörn und der Emsmündungen.)

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

25. Heft. 1904. Verzeichnis der Bibliothek des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Aufgestellt im Herbst 1904 — S. 17/20 Predigten, geistliche Lieder und kirchliche Feiern in Erfurt; S. 21/23 Die Universität Erfurt; S. 30/34 Erfurtische Personalien, Biographisches und Familiengeschichtliches; S. 34 f. Erfurtische Dichtungen; S. 36 f. Erfurtische Zeitungen und Zeitschriften; S. 38 Erfurtische Kalender; S. 47 f. Kataloge Erfurtischer Bibliotheken; usw.

Zeitschrift für die **Geschichte** und **Altertumskunde Ermlands.**

15. Band. Heft 1 (der ganzen Folge Heft 44). 1904. Lühr G., Die Schüler des Rößeler Gymnasiums nach dem Album der marianischen Kongregation. Erster Teil 1631—1748. — Nr. 1/540 [bis 1670]. [Auch in einem Sonderdrucke: Braunsberg 1904, Huye. 1.20 M.]

Erzgebirgs-Zeitung.

XXVI. Jahrgang. Heft 1. Urban M., Aus einem Walendüchlein [von 1702]. — Vgl. Euphorion 10, 386.

Heft 3. Wilhelm F., Ein Wort zur Würdigung von Sagen-Sammlungen.

Mitteilungen vom **Freiberger Altertumsverein** mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit.

40. Heft. 1904. Wappler, Napoleon I. in Freiberg [†6. Mai 1812].

Kleinere Mitteilungen. Knebel K., Die Immerkuh = eiserne Kuh.

Wappler, Andenken an [S. A. W. Frhr. v.] Herder und seine Freunde. — Vgl. Euphorion 11, 794 f.

Mitteilungen der **Vereinigung** für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung.**

Jahrgang 1904. Ehwald R., Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg. Rede. — S. 27 Hofpoet Chn. Eusebius Suppius, S. 35 f. Goethe, S. 36 Wieland, S. 36/38 vier bis dahin ungedruckte Briefe des Herzogs an Herder (1778, 1782, 1792 und 1796), S. 44 bis dahin ungedrucktes Gedicht Schlichtegrolls auf den Tod des Herzogs (Am Begräbniß Abend d. 25. April 1804 ‚Schlaf süßen Schlaf, du edler Lebensmüder!' Fünf Oktaven).

Strenge C. F. v., Die Herrnhuter-Colonie Neudietendorf. — S. 46/62 Zinzendorf, S. 69/88 Einige [10] Schreiben D. E[rnst] S[alomon] Cyprians [, Joh. Wilh. Lückardts, Friedr. Chph Steinhofers] und des Grafen von Zinzendorf, die Brüdergemeinde Neudietendorf betreffend [1743/7].

Schneider M., Zur Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. XII. Beitrag: Die ältesten Schulgesetze für das Gymnasium zu Gotha von Mag. Cyriacus Lindemann aus dem Jahre 1563.

Schmidt L., Neue Heimat-Literatur.

Zeitschrift des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte.**

XII. Band. Heft 2. Sieveking G. H., Aus der Familiengeschichte de Chapeaurouge und Sieveking 1794—1806. — I. Das Handlungshaus Jacob de

Chapeaurouge in den Kriegsjahren 1792/7 und 1801. II. Georg Heinrich Sievekings Entsendung nach Paris im Jahre 1796. III. Syndicus Johann Peter Sieveking Dr. auf dem Reichstage zu Regensburg.

Hannoversche Geschichtsblätter.

6. Jahrgang. 1903. [Nachzutragen:]

Heft 1. 3. 5. 10. 11. 12. Wendland A., Die Harryssche Autographen Sammlung. — Über die in Heft 1 und 3 mitgeteilten Briefe aus dieser Sammlung wurde schon Euphorion 10, 387. 741 berichtet. — Heft 5: Autographen von Schauspielern und Sängern. Daraus unter anderm mitgeteilt Briefe von: Sophie Schröder an Franz von Holbein (1834 September 28) S. 195; Charlotte Birch-Pfeiffer an Georg Harrys (1834/6) S. 196 f.; Caroline Bauer an denselben (1835/6) S. 198/203; Charlotte v. Hagn an denselben und an Hermann Harrys (1837. 1841) S. 204/8; Franz von Holbein an Georg Harrys (1838) S. 208/11 und an Herm. Harrys S. 211 f. — Heft 10/12 vorwiegend Autographen von Dichtern, Schriftstellern, Politikern und Gelehrten: Eintragungen und Stammbuchblätter von Achim von Arnim, Theodor, Maria und Emma Körner, Matthisson usw. S. 440/2, ferner ein Gedicht (Brigitte ‚Ein Bauermädchen — hieß Brigitte') von Elise Hahn S. 442 f. — Stammbuchblatt und Brief von Wilhelm Blumenhagen an Georg Harrys (1831 Dez. 7) S. 443 f. — Aus einem Briefe von v. Biedenfeld S. 444 f. — Therese von Bacheracht an Herm. Harrys (Hamburg 1845 April 1) S. 445. — Helene von Dönniges (bekannt durch ihre Beziehungen zu Ferd. Lassalle) an einen ‚Paul' S. 445. Lassalle und Franz Duncker an J. Frese S. 446. — Fanny Lewald an Madame Lehmann in Hamburg (Berlin 1849 Oktober 25) S. 446/8. — Theodor Fontane an ? (Berlin 1881 November 24) S. 448. — H. Brugsch an eine befreundete Hannoveranerin (Kairo, Winter 1874) S. 448 f. — Marianne von Willemer an Frau Emilie Detmold in Hannover (Frankfurt 1850 Januar 11) S. 449 f. — G. B. [lies: J. G.] Zimmermann an den Minister von Beulwitz (Hannover 1786 August 16) S. 450 f. — Gustav Schwab an Franz Freiherrn Gaudy (Stuttgart 1835 November 18) S. 481 und an Karl Goedeke (Gomaringen bei Tübingen 1839 Mai 2) S. 482. — August Graf v. Platen an Schwab (München 1832 August 31) S. 482 f. — E. M. Arndt an Professor Wendt in Göttingen (Bonn 1831 April 26) S. 483. — Jakob Grimm an Karl Goedeke (Cassel 1839 August 2) S. 483 f. und an Herm. Harrys (Cassel 1840 April 27) S. 485 f. — Herm. Grimm an Herm. Harrys (Berlin 1865 November 14) S. 485 f. — Die folgenden Briefe an Herm. Harrys sind größtenteils Antworten auf dessen Einladung zur Mitarbeit an den ‚Liedern aus der Fremde', 1857 bei Rümpler in Hannover erschienen: Anastasius Grün (Gratz 1856 März 17 mit einem Einschlusse an Dr. Rießer; Thurn am Hart 1856 April 23) S. 486/9; Joseph von Eichendorff (Berlin 1843 April 12. Neiße 1856 April 7: ablehnend) S. 489 f.; Adolf Elissen S. 490/5. — Ferner an H. Harrys: von Berthold Auerbach (Baden 1844 September 21) S. 496 f.; Julius Lewy (ps. Rodenberg 1847 f.) S. 497/9; Karl Gutzkow (Hamburg 1841 Februar 12. Frankfurt am Main 1845 März 11) S. 499/501; Friedrich Hebbel (Hamburg 1841 November 10. 1842 April 12) S. 501 f.; Redakteur S. in Philadelphia (Februar 1848) S. 503/5; einem Ungenannten (Neufchâtel 1850 Juni 10) S. 505/7; Gustav Freytag (Leipzig 1863 März 23. 28. April 19. Siebleben 1863 November 23) S. 507/10; Julius Frese (1856/75) S. 529/33. — Geibels Verkehr im Harrysschen Hause S. 533 f. — Briefe und Verse von Karl Goedeke an Albertine Harrys (1854/8. Der letzte umfangreiche Brief tagebuchartig) und an Herm. Harrys (1845/69) S. 535/50. — Jakob Venedey an Albertine Harrys (1860 Juli 4. 1870 Januar 1) S. 550/2. — Beziehungen Bodenstedts zu den Harrys S. 552 f. — B. Auerbach an Cohen und Frese S. 496 f.

Heft 6. Ms., Zum Gedächtnis Martin Börsmanns. — Vgl. Euphorion 11, 225. — In Heft 11 ein Rundschreiben Börsmanns, das er an die Freunde der plattdeutschen Literatur zu senden gedachte, mit einem Verzeichnisse der von ihm gesuchten plattdeutschen Werke.

Ein Tagebuch der Freiwilligen Bürgergarde von Hannover 1813.

Heft 7. Wischer F., Plattdütsche Jugendschriften. Vördrog, holn up den XVII. Allgemeenen plattdütschen Verbandsdag in Hannover.

Heft 8. Ebstein E., Friedrich von Matthissons (1761—1831) Aufenthalt in Göttingen im Februar 1794. — Nach Matthissons Briefe an Bonstetten (Göttingen 1794 März 1).

Heft 9. Nutzhorn K., Aus Bürgers Amtmannstätigkeit. Mitteilungen. — A. [Die von Uslarsche] Instruktion für den Amtmann Gottfried August Bürger. B. G. A. Bürger als weltlicher Kirchenkommissar. I. Dienstschreiben Bürgers an den Superintendent [C. Jul.] Luther in Göttingen (Wöllmershausen 1776 Jänner 18). II. Amtmann Bürger und Pastor [Joh. Christian] Zuch. [20 Briefe und Aktenstücke 1776/8]. III. Zwei Briefe Bürgers an den Generalsuperintendenten D. Wagemann an S. Johannis in Göttingen (Appenrode 1780 März 23 November 17). — Vgl. Heft 11: E. Frhr. von Uslar-Gleichen, Entgegnung und Heft 12: Nutzhorn, Erwiderung.

Heft 10. Schwarz A., De plattdütsche Rechtschriwung. Vordrag, hollen pu den 17. plattdüdschen Verbandsdag an'n 2. Juni in Hannover.

7. Jahrgang. 1904. Heft 9. 10. 11. 12. Aus C. J. Abelmanns Chronik des siebenjährigen Krieges.

8. Jahrgang. Heft 2. Ruprecht, Ortsnamen in Dativform.

Heft 4/6. Die älteren Straßennamen Hannovers.

Chur-Braunschweig-Lüneburgische Verordnungen aus dem 18. Jahrhundert. — Darunter: Von Einschleichung der Pietisteren 1703. Gegen die anstößigen Schaustellungen fahrender Leute auf den Jahrmärkten 1718. Maßregeln gegen den Andrang ungeeigneter junger Leute zum Universitätsstudium 1722. Verordnung über den Besuch der Universität Helmstädt 1724. Gegen den Mißbrauch der Buchdruckerei 1731.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde.

37. Jahrgang. 1904. Heft 2. Vermischtes. Jacobs E., Barthold von Gadenstedt, ein Gelehrter von Adel. 1560—1632. — Goedeke² 2, 373.

Jacobs E., Bittgesuch des Schulmeisters Konrad Weihe zu Langeln an den Grafen Ernst zu Stolberg. 25. März 1708 [in Vers und Prosa].

38. Jahrgang. Heft 1. Lorenz M., Der Durchzug von Salzburger Emigranten 1732 durch das Thüringer und Harzer Land, insbesondere ihre Aufnahme zu Cölleda und Quedlinburg.

Wieries R., Aus der Chronik des Harlingeröder Pastors [Jakob Heinrich] Rudolphi [† 21. November 1737]. — Die Chronik umfaßt den Zeitraum von 1568 bis 1737.

Knoke K., Zur Geschichte des älteren Harzgesangbuches. — Hartzische Berg-Andachten oder neu vollständig Gesang-Buch. Clausthal 1690. 8° (wahrscheinlich nicht die erste Ausgabe). Wiederholt 1697. — Diese Liedersammlung ist eine Erweiterung des hannoverischen Gesangbuches (1646 usw.).

Jacobs E., Zur Heimkehr des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode im September 1814. — Klamer Schmidt an den Grafen (Halberstadt 1814 September 14) mit einem Beglückwünschungsgedichte (,Die Sklavenfessel klang — der düstre Geist der Zeiten') S. 158/60. — Lorenz Benzler dankte dem Dichter im Namen des Grafen (1814 Oktober 1: S. 160).

Neue Heidelberger Jahrbücher.

XIII. Jahrgang. Heft 2. Cantor M., Hieronymus Cardanus. Ein wissenschaftliches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert.

Kahle B., Ludwig Holberg. [Vortrag.]
Kern R., Die Reformation des Klosters Brombach durch Wertheim und die Gegenreformation durch Würzburg.

Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz.

6. Band. Heft 2. Roth F. W. E., Aus der Gelehrtengeschichte der Universität Heidelberg 1456—1572.
Heft 2. 3. Heilig O., F. J. Mones Bruhrainisches Idiotikon.
Heft 4. Elkan A., Ein in Heidelberg gedrucktes Buch.

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen.

Neue Folge. Jahrgang 1905. Heft 1/2. Band III. Nr. 13/14. Anthes E., Gustav Nick † [25. Juni 1904, geb. 6. Oktober 1849]. — Direktor der großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt, Lokalhistoriker. S. 457/61 ein Verzeichnis seiner 1877 bis 1903 veröffentlichten Aufsätze und Rezensionen. ‚Die Sammlung kann leider auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.'
Heft 4 (Nr. 16). Literarisches. F. H., Die Literatur zum Philipp [des Großmütigen]-Jubiläum.

Hessenland.

18. Jahrgang 1904. Nr. 17. Gild A., Theodor Bernaleken, ein hessischer Kämpfer für Deutschtum und Schule in der Ostmark.
Nr. 21/22. Seelig F., Landgraf Philipp in Kunst und Poesie usw.; Aus zwei Briefen Bucers an den Landgrafen Philipp.
Nr. 24. Burger A., Das Epigramm in der hessischen Literatur des 18. Jahrhunderts.
19. Jahrgang. Nr. 2. Lewalter J., Der ‚Yankee doodle' ein Schwälmer Tanz?
Nr. 8. 9. Schoof W., Neue Briefe der Brüder Grimm.
Nr. 9. Seeling F., Schillers Beziehungen zur Landgrafschaft Hessen-Kassel.
Bennecke W., Die Schiller-Aufführungen am Hoftheater in Kassel.
Nr. 10. Schöner G., Heimatpflege und Ortsnamenkunde.
Nr. 10. 11. Schoof W., Der Schillerkultus in Hessen.
Nr. 11. Schoof W., Henriette Keller-Jordan. Zum 70. Geburtstag.
Nr. 15. Schoof W., Zwei Briefe Bunsens aus Marburg.
Nr. 16. Woringer A., Burg Steckelberg und die Familie Hutten.

Jahrbuch des Deutschen Gebirgsvereins für das Jeschken- und Isergebirge.

15. Jahrgang. Hübler F., Dechant Gottfried Menzel. — Naturforscher und Dichter, geb. 1798 in Schönwald bei Rückersdorf nordöstlich von Friedland, † 1879 in Neustadt a. T. Seine Gedichte gab Heinrich Schade heraus: Dichtungen von G. M[enzel]. Friedland 1859. 125 S. Mit Weglassung des Gedichtes ‚Ein Präriebrand in Amerika' wiederholt unter dem Titel: Meine letzten Reime, zum Andenken für meine Freunde. Reichenberg und Friedland. 1878. 52 S. Darnach Brümmer[5] 3, 484 zu ergänzen und zu berichtigen.
Michler J., Mundartliche Stabreime aus dem Jeschken-Iser-Gau.
Ressel A., Heimische Sprichwörter und Redensarten.
Beck S., Kinderreime, Redensarten und Sprichwörter aus dem schlesischen Isergebirge.

Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten.

94. Jahrgang. 1904. Nr. 1/6. Apih J., Die theresianisch-josefinische Schulreform in Kärnten. (Fortsetzung und Schluß.)
Nr. 2. Ortner M., Ein Kärntner [Franz Paul Frhr. von Herbert 1759 bis 1811]—Freund und Gönner Pestalozzis.
Rauscher E., Fercher von Steinwand: Sämtliche Werke.

Mitteilungen des **Musealvereins** für **Krain.**

XVIII. Jahrgang. Heft 1/2. Kleine Mitteilungen. Ahn F., Eine für Krain wichtige ‚Türkenzeitung'. — Abdruck von: Warhafftige geschicht võ Sieg der Freidenreichen Turckischen Niderlag .. Durch Hansen Ferenberger .. den 1. tag October biß 1578. Jars .. vnder Dreschnick in Grabaten .. beschehen. o. O. u. J. 4 Blätter. 4⁰. [Prosa]. — Eine Versbearbeitung desselben Stoffes bibliographisch beschrieben in den Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekswesen II, Nr. 1. S. 8.

Neues Lausitzisches Magazin.

80. Band. 1904. Uhlig G., Die Stadtbibliothek zu Kamenz. — Begründet: um 1670. Bestand: zirka 4000 Schriften. — S. 26 Brief von Goethe an den Stabinus Heinrich Gottlieb Gräve (Weimar 1821 Januar 8). Sendet seine Werke. [Der Brief ist schon längst gedruckt: Blätter für literarische Unterhaltung 1858. Nr. 12. S. 223. Vgl. Goethes Tagebücher 1821 Januar 10 = Weimarer Ausgabe III. 8, 4]. Vgl. weiter unten. — S. 28/33 ein Verzeichnis bemerkenswerter Werke (darunter von Jhns. Pauli, Jörg Wickram, Jhns. Fischart) im Besitze der Bibliothek.

Gösgen, Lieder und Reime aus der Lausitz (Kirchspiel Dubraucke).

Jecht R., Kurzer Wegweiser durch die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz von 1779—1904. Als Festgabe zum 125. Stiftungsfeste ... — Mit neun Bildnissen der Stifter und Präsidenten, darunter Karl Gottlob von Anton, Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, Karl Wilh. Otto Aug. von Schindel und Dromsdorf.

Needon R., Beiträge zur Geschichte des Bautzner Gymnasiums. 1. Die Entstehung der Neuen evangelischen Ratsschule zu Budissin und das Rektorat Joachim Hofemanns (Knemianders). — Hofemann, geb. 26. Juli 1506 in Lauban, † 26. Februar 1568. Von seinen Söhnen verdienen Peter (1527/91) und Martin (1535/72) Erwähnung, beide als gute lateinische Poeten gerühmt.

Kleinere Aufsätze und Mitteilungen. Distel Th., Aus ungedruckten Briefen [M.] Petschkes in Bautzen und Gräves [des Verfassers von ‚Lessings Denkmal'. 1829. Vgl. weiter oben] in Kamenz 1803, 1813 und 1820 [an Karl August Böttiger].

Literarische Anzeigen [und lausitzische Bibliographie 1901/4].

Nekrologe.

81. Band. Heft 1. Dochler R., Diplomatarium Joachimsteinense. Die Urkunden der zur Herrschaft des freien weltadeligen evangelischen Fräuleinstifts Joachimstein gehörigen Rittergüter ... in Regesten bearbeitet und mit einer Geschichte der älteren Ortsherrschaften von Radmeritz und des Stifts eingeleitet.

Mitteilungen des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

11. Heft (1903, 1904). 1904. Hoffmann M., Eine Beschreibung Lübecks aus der Zeit um 1535 [von Erasmus Sarcerius, geb. 1501 zu Annaberg in Sachsen, † 1559 in Magdeburg].

Lüneburger Museumsblätter.

2. Heft. Gravenhorst Sophie und Alwine Reinecke, Lüneburg in der Allgemeinen Deutschen Biographie. (Schluß.) — Aus Band 25/45 des genannten Werkes.

Kleinere Mitteilungen. Kück E., Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide. — Bitte, den Plan eines solchen zu fördern.

Ons Hémecht. Organ des **Vereines** für **Luxemburger Geschichte, Literatur** und **Kunst.**

11. Jahrgang. Heft 3. Arendt K., Der alte Freihof zu Steinheim und die mit ihm verbundenen Sagen.

Heft 4/9. Blum M., Beiträge zur kirchlichen Geschichte des Luxemburger Landes vom Ausbruche der ersten großen französischen Revolution bis zur Errichtung des Apostolischen Vikariates (1789—1840).

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des **historischen Vereins** der **V Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden** und **Zug.**

LIX. Band. 1904. Liebenau Th. v., Geschichte der Stadt Willisau. II. Teil. — S. 113 ff.: Theater und Konzerte in Willisau [mit einem Verzeichnisse der von 1585/1904 zumeist von Einheimischen aufgeführten Stücke]. S. 119 ff.: Hervorragende Bürger der Neuzeit.

Brandstetter J. L., Beiträge zur schweizerischen Ortsnamenkunde. Der Ortsname Tschuggen.

Brandstetter J. L., Literatur der V Orte von den Jahren 1902 & 1903.

Zeitschrift des **deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.**

8. Jahrgang. 1904. Heft 3/4. Welzl H., Zur Geschichte der Juden in Brünn während des 17. und 18. Jahrhunderts.

Heft 3/4 und 9. Jahrgang. Heft 1/2. Schenner F., Quellen zur Geschichte Znaims im Reformationszeitalter. (Fortsetzung.)

9. Jahrgang. Heft 1/2. Knaflitsch K., Einiges über die schauspielerische Tätigkeit der Troppauer Ordensleute. — Vgl. Euphorion 10, 391. — Einige Dramenstoffe der Jesuitenspiele. Schauspielernde Bestrebungen bei den Minoriten.

Zeitschrift des **Mährischen Landesmuseums.**

V. Band. Heft 1. Welzl H., Der Brünner Theaterdirektor [Joseph] Korntheuer [April 1813 bis Oktober 1814]. — S. 29 f. Verzeichnis der in Brünn aufgeführten Stücke Korntheuers; S. 31/33 die drei ersten Szenen des Lustspieles ‚Das ist der Rechte' von Korntheuer, aus dem ‚Brünner Theatertaschenbuch auf das Jahr 1814' abgedruckt.

Geschichts-Blätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

39. Jahrgang. 1904. Heft 2. Jordan, M. Andreas Cramer, Pastor zu St. Johannis in Magdeburg und Superintendent in Mühlhausen (Thür.). 1582—1640.

Mannheimer Geschichtsblätter.

VI. Jahrgang. Nr. 2. Wildens Th., Das Winzinger Schloß und der Auszug Johann Casimirs [Pfalzgrafen bei Rhein] von 1578. — Sp. 44 Gedicht aus dem Thesaurus picturarum (angelegt 1572/1620 vom pfälzischen Kirchenrat Marcus zum Lamb, seit 1644 in der Hofbibliothek zu Darmstadt befindlich, S. 269/7) ‚Hertzog Hanß Casimir der teuere helde'.

Nr. 3. Walter F., Hoffmann von Fallersleben in Mannheim [1843 f. 1846 f.]. — Aus Hoffmanns ‚Mein Leben'. 4. Band. 1868.

W[alter], Eine Mannheimer Faschingspredigt aus dem 18. Jahrhundert. — ‚Cupidinis Macht vorgetragen in einer Lustigen Faschings-Predigt . . .' [18. Februar, vermutlich 1744]. Abdruck nach einer Handschaft der Münchner Hof- und Staatsbibliothek Cod. germ. (bavar.) 2612.

Nr. 4. 6. Johann Daniel Schmidtmanns [geb. 1663, † 1728 als Prediger in Berlin] Selbstbiographie. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. Theobald. — Abgedruckt aus Schmidtmanns ‚Christlichem Schwanengesang' (1729).

Nr. 5. (Schiller-Nummer.) Baumann A., Schillers Freundinnen in Mannheim. — I. Margarete Schwan. II. Charlotte von Kalb. III. Karoline Ziegler [geb. Beck]. IV. Katharina Baumann [verehelichte Ritter]. V. Anna Hölzel.

Walter F., Wo hat Schiller in Mannheim gewohnt?

Walter F., Höflingers Schillerbildnis.

Miszellen. Die Löwenausgabe der Räuber. — Andreas Streicher. — Frau [Anna Margaretha Katharina] Schwan. — Ein Brief von G[ottlieb] Chr[istian] Götz aus dem Jahre 1775 [30. September, aus Leipzig an seine Eltern gerichtet]. — Tobias Löffler. — Mannheimer Karlsschüler. — A. B., Schillers Beziehungen zur Familie Lamey. — W. Gg., Schillers Rede in der Deutschen Gesellschaft. — Eine Räuberaufführung auf der Hartenburg [1827].

Nr. 6. Huffschmid M., Die Buchdruckerei von Gotthard Vögelin in Ladenburg 1605.

Christ K., Der Jäger aus Kurpfalz. — Lied, zuerst um 1750 als fliegendes Blatt erschienen.

W., Nachwort zur Schillerausstellung [in Mannheim].

Miszellen. Die Vignetten der ersten Räuberausgaben. — Tobias Löffler und seine Familie. Nachtrag zu Nr. 5 [nach genealogischen Notizen]. — Eine merkwürdige Stelle in „Kabale und Liebe" [nach L. Holthofs Aufsatz in der Frankfurter Zeitung 1905 Nr. 131 I]. — Nachträge und Berichtigungen zur Schiller-Nummer.

Nr. 7. Zur Geschichte der ersten Mannheimer Meistersinger-Aufführung [5. März 1869].

Nr. 8/9. Walter F., Französische Publizistik und Hofpoesie in Mannheim unter Karl Theodor.

Zwei Erlasse des Intendanten von Dalberg gegen Nachlässigkeit.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu Eisleben.

18. Jahrgang. 1904. Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. Beiträge zur Reformationsgeschichte. VI. Teil. — Nachtrag zur zweiten Kirchenvisitation in der Grafschaft Mansfeld unter Menzel (1570). — X. Die dritte Kirchenvisitation unter Menzel in der Grafschaft Mansfeld.

Mansfelder Sagen in dichterischer Bearbeitung. Zusammengestellt von E. Blümel.

Zeitschrift des **historischen Vereins** für den Reg.-Bezirk **Marienwerder.**

43. Heft. 1904. Flanß R. v., Die Aufzeichnungen des in Marienwerder im Jahre 1706 geborenen [1771 in Köslin verstorbenen Generalmajors] Christian Joachim Freiherrn von Rosen über sein Leben und seine Familie. — Kurtze und wahre erzehlung meines lebens [unterzeichnet:] Cöslin den 27. April 1766. Carl Gustav Freyherr von Rosen.

Kötz G., Die Geschichte der Stadt Schwetz seit 1772.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.**

69. Jahrgang. 1904. Krüger G., Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation [bis zur neuesten Zeit]. — Biographisches Lexikon, nach archivalischen und gedruckten Quellen.

52. Jahresbericht des **historischen Vereins** für **Mittelfranken.**

Zwölf Briefe über die Kronbegleitung von Nürnberg nach Frankfurt am Mayn zur Kaiser-Krönung Leopolds II. im Spat-Jahr 1790 vom 27. September bis 20. Oktober. mit Beyl. von A—J. vom ersten Kron-Gesandtschafts-Sekretair Gustav Braun. — S. 19 f. über das Theater in Frankfurt. Iffland als Gast.

[Lateinisches] Programm des Prorektors der Erlanger Hochschule, Karl Heinrich Groß, anläßlich des Todes des letzten Markgrafen von Ansbach-Bayreuth [Christian Friedrich Karl Alexander, † 5. Januar 1806 in England]. Mitgeteilt

von H. Ley. — Die zweite Gemahlin des Markgrafen, Lady Craven, übersetzte dies Programm auszugsweise ins Englische, fügte jedoch viele wichtige Bemerkungen usw., sowie einen Anhang hinzu (Southamptan 1807).

Mühlhäuser Geschichtsblätter.

V. Jahrgang. 1904/5. Löffler K., Die Belagerung van Heiligenstadt im Jahre 1404. — Dichterisch behandelt in einem gleichzeitigen Volkslıede (Liliencron 1, 206 ff.), in einem dramatischen Gedichte vom Heiligenstädter Gymnasiallehrer Franz Seydewitz (Göttingen 1838) und von Bernardus Americanus (Deckname für Hermann Iseke) in dessen Buche ‚Aus Eichsfelds Vorzeit in Geschichte und Sage' (Heiligenstadt a. J. S. 8 ff.).

Heydenreich E., Die Jenaer Immatrikulationsurkunde des Ernst Wilhelm Petri aus Mühlhausen im Jahre 1752 und die studentischen Gewohnheiten jener Zeit. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

Jordan R., Verzeichnis der in Erfurt studierenden Mühlhäuser (1392—1636).

Löffler K., Magister [Ludwig] Helmbold wider die Jesuiten. — In zwei noch vorliegenden Schriften: 1. Der Jesuiter Orden .. Reimweise beschrieben (Mülhausen, Georgius Hantzsch. 1583). 2 Bogen 4°. 364 Verse. 2. Offenbarung der Jesuiter Durch jhre eigene Antichristische .. verfelschung des Christlichen Catechismi .. Martini Lutheri .. (Mülhausen, Andreas Hantzsch 1593). — Van einer bereits 1576 herausgegebenen Schrift Helmbalds gegen die Jesuiten hat man nur durch die Aufzeichnungen der Heiligenstädter Jesuiten Kenntnis.

Kleine Mitteilungen. [2] Epigramma[ta] in laudem civitatis Mulhusinae Nicolai Reusneri. [Vgl. Knipschild, De juribus et privilegiis civitatum imperialium (1657) S. 899].

Ode an den Popperoder Brunn [Aus dem ‚Wochenblatt' 1804, Seite 404. Verfasser ahne Zweifel der Rektor Schollmeyer] ‚Rein, im silbernen Strom, spiegelnd mit Aetherglanz'.

Jardan R., Von Hexen und Teufeln in Mühlhausen in Thür.

Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.

34. Band. 1904 (1905 ausgegeben). Korrespondenz des Herzogs Friedrich August zu Nassau mit dem Kommandanten der nassauischen Truppen Oberstbrigadier Freiherrn [C.] van Schaeffer während des Feldzuges 1806/07 gegen Preußen. Mitgeteilt van R. Kolb. — Eingeschaltet sind in diese Korrespandenz Briefe Schaeffers an den Generaladjutanten Ludwig von Bismark, des Majors Fr. W. Meder an Schaeffer und Bismarl, des Majors van Jassa an Schaeffer, des Oberstleutnants von Holbach an den Herzag und an Bismark usw.

Karl A., Beiträge zur Geschichte der evangelischen Gemeinde in Königstein i. T.

Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung an seine Mitglieder.

1904/5. Nr. 1. Knodt, Kirchengeschichtliche Notizen über Nassauische evangelische Verhältnisse im 17. und 18. Jahrhundert.

Nr. 4. Zedler G., Nassauische Geschichtsliteratur des Jahres 1904.

Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern.

40. Band. 1904. Pollinger J., Die Ortsnamen des Bezirksamts Dingolfing. Zweite Reihe der niederbayrischen Ortsnamen. Siehe Verhandlungen, 34. Band.

Niederlausitzer Mitteilungen.

8. Band. Heft 7/8. Scharnweber R., Volkstümliches aus der Luckauer Gegend.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein.

77. Heft. 1904. Zur Erinnerung an das 50jährige Bestehen des Vereins 1854—1904. Hüffer H., Alfred von Reumont [mit Bildnis]. — Jugenderinnerungen von Alfred von Reumont (herausgegeben unter Mitwirkung F.

Schröders). — A. von R. im Dienste des Staates und der Wissenschaft. — A. von R. und Hermann von Thile. — A. von R. und Leopold von Ranke. — R. in seinen Beziehungen zum Kaiserhause. — Verzeichnis der auf den vorhergehenden Blättern genannten Schriften R.s [1829/86]. — (Auch im Sonderdruck: Cöln 1904. J. & W. Boisserée. 4 M.)

Alfred v. Reumont, geb. 1808 in Aachen als der Sohn eines Arztes, der in Bonn, Paris und Edinburgh seine Studien gemacht hatte, hinterließ eine Autobiographie, die in bezug auf die Familiengeschichte weiter zurückgreift und mit dem Jahre 1829 abschließt, als der 21jährige nach Italien übersiedelte: erst als Hauslehrer, dann als Privatsekretär des preußischen Gesandten in Florenz, endlich in diplomatischer Verwendung. Wir erfahren da allerlei über die Beziehungen, die in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts zwischen Deutschland und England bestanden, da damals die deutsche Wissenschaft noch keineswegs die führende Stellung innehatte. Edinburgh wurde von Studenten aus allen Ländern besucht (man denke an G. B. Niebuhr); auch der als Badearzt in Karlsbad bekannte und 1857 gestorbene Genfer Jean de Carro studierte dort. Gerhard Reumont, der Vater Alfreds, seit 1795 Mitglied der Londoner medizinischen Gesellschaft, machte die Bekanntschaft mit Jenner, dessen Impfmethode er nach Deutschland verpflanzte. Da Aachen ein vielbesuchter Badeort war, blieb die Verbindung mit den Engländern, nachdem die Stürme der Napoleonzeit vorüber waren; so lernte der junge Alfred den berühmten Parlamentsredner Mackintosh (1765—1832) kennen: „seine Belesenheit in der alten Literatur gab mir eine Probe der mit Recht gerühmten klassischen Bildung der vornehmen und hervorragenden Engländer, ein Vorzug, der unseren Staatsmännern wie unseren Geburtsaristokraten gewöhnlich fehlt, während er über das öffentliche Leben und die Gesellschaft in England einen eigentümlichen Reiz verbreitet." Im Jahre 1817 weilte der Dichter Southey in Aachen. — Es wird auch die französische Herrschaft beurteilt, unter der ein entnationalisierendes Erziehungssystem zur Geltung gelangte, nachdem die einheimischen Universitäten Mainz, Trier, Bonn, Cöln aufgehoben waren. Erst unter preußischer Herrschaft, als Bonn neuerdings eine Universität erhielt, hob sich wieder das Bildungswesen, wovon Alfred profitierte, der zwar Medizin studieren sollte, aber lieber Literatur trieb. Über die literarischen Verhältnisse am Niederrhein werden wir durch die Biographie genau unterrichtet. Reumont setzte seine Studien in Heidelberg fort, wo der Historiker Schlosser ihn für Dante interessierte — da starb Gerhard Reumont, ohne viel Vermögen zu hinterlassen und Alfred sah sich auf die eigene Kraft angewiesen; seine englischen Beziehungen, seine Sprachkenntnisse, seine schriftstellerische Fähigkeit halfen ihm weiter. In Florenz trat er der italienischen Geschichtsforschung näher und wurde alsbald der geschätzte Vermittler zwischen deutscher und italienischer Wissenschaft, verpflichtete sich 1830 Leopold Ranke, mit dem er später am Hofe von Sanssouci wieder zusammentraf und nahm auch den geistreichen König Friedrich Wilhelm IV. so für sich ein, daß er nach dessen Erkrankung zum Begleiter seiner letzten Lebensjahre erwählt wurde. Über alle die Personen und Erlebnisse hat Reumont selbst in zahlreichen Werken Bericht erstattet, die Biographie des Florentiner Staatsmannes und Historikers Gino Capponi geschrieben, ebenso die Geschichte Toscanas und, mit Gregorovius wetteifernd, die Geschichte Roms im Mittelalter. Aus seinem fleißig geführten Tagebuch und dem hinterlassenen Briefwechsel hat H. Hüffer, der zehn Jahre (1868—1878) in Bonn mit Reumont zusammen verlebte, nachdem dieser aus dem öffentlichen Dienst geschieden war, die Biographie ausgestaltet bis zum Jahre 1887, mit welchem Reumont in Burtscheid bei Aachen das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. J. J.

Herbstversammlung des historischen Vereins für den Niederrhein zu Bonn am 14. Oktober 1903. Schultz F., Die Jugendzeit von Joseph Görres [Referat]. — Schroeder F., Eulogius Schneider [Referat].

78. Heft. 1904. Keller K., Die historische Literatur des Niederrheins für das Jahr 1902.

Beiheft VII. 1904. Tille A. und J. Krudewig, Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz. 2. Band.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Niedersachsen** zugleich Organ des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertümer** der Herzogtümer **Bremen** und **Verden** und des Landes **Hadeln.**

Jahrgang 1904. Heft 3. Frensdorff F., Stüve und Detmold. — Eingehende Besprechung des ‚Briefwechsels zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1848/50. Herausgegeben von G. Stüve mit Einleitung von G. Kaufmann' (1903).

Miszellen. Clemen O., Eulenspiegels Epitaphium. — Abdruck zweier lateinischer Epitaphien Eulenspiegels, aus dem Anhange zur Ausgabe und lateinischen Übersetzung der homerischen Batrachomyomachie von Thiloninus Philymnus (Thilo oder Thilemann Conradi aus Göttingen), im April oder Mai 1513 bei Joh. Grüneberg zu Wittenberg erschienen. Diese Epitaphien sind demnach älter als der älteste Druck des Volksbuchs (Straßburg 1515).

Clemen O., Ein Brief des Urbanus Rhegius [an Johann Lang in Erfurt, 1538 Juli 14].

Lübecke F., Zur Lebensgeschichte Jacobus Sackmans. — Anzeige der Ausgabe seiner ‚Plattdeutschen Predigten' durch A. Schulze (1902). Lübecke erbringt den neuen, urkundlich beglaubigten Nachweis, daß Sackman im Alter von $19\frac{1}{2}$ Jahren (1662) das Gymnasium illustre in Bremen bezogen hat.

Heft 4. Mack H., Ludwig Hänselmann. — Vgl. oben S. 358.

Wolfstieg A., Otto von Heinemann. Nachruf. — Vgl oben S. 359.

Miszelle. Clemen O., Noch etwas von Till Eulenspiegel. — Abdruck eines die 73. Historie des Volksbuchs von 1519 variierenden lateinischen Gedichtes von Christoph von Venningen, entnommen der Sammlung: Farrago aliquot epigrammatvm, Philippi Melanchthonis et aliorū quorundam eruditorum (Hagenoae per Joh. Secerium. 1528). Ein zweites Gedicht in dieser Sammlung, das sicher von Georg Sabinus stammt, behandelt die 63. Historie.

Bodemann E., Niedersächsische Literatur 1903/4.

Niedersachsen. Halbmonatsschrift. Bremen.

9. Jahrgang. 1904. Nr. 17. Kruse J., D. von Liliencron.

Nr. 18. Justus Th., Wilhelm Rahden. — Plattdeutscher Dichter, geb. 1818, † 1876.

Nr. 19. Krause K. A. Th., Heinrich Brockes plattdeutsche Gedichte.

Nr. 19/24. Schröder C., Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg [vom 16. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit].

Nr. 20. Weltzien O., Von den eisenacher Reuter-Stätten.

10. Jahrgang. Nr. 4. Uhlmann S. T., Dat Sassische Döneken-Bôk von Arend Wärmund [1829] und sein Verfasser [Karl Frdr. Arend Scheller 1773 bis 1843].

Nr. 11. Löns H., Ein Kranz für Hermann Landois.

Nr. 11. 12. Vörsen E., Hat die plattdeutsche Sprache heute noch eine Kulturaufgabe und welche?

Nr. 18. Krause K., Michael Richey [1678 bis 1761], der Verfasser des ersten niederdeutschen Lexikons.

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursionsklubs.**

27. Jahrgang. 1904. Heft 4. Arlt F., Kinderspiele. Aus Bullendorf bei Friedland.

Paudler A., Johann Sensenschmid aus Eger, der erste Buchdrucker aus Deutschböhmen.

Nowak G., Gestalten aus dem Volke. — Nachträge zum Aufsatze in Heft 2 (vgl. Euphorion 11, 800).

Ein Pestgebet [aus Stockau, vermutlich 1713 verfaßt]. Mitgeteilt von A. Paudler. ‚Stella coeli extirpavit'.

Jarschel J., Das Schulwesen im Tetschener Amtsbezirke vor 70 Jahren.

Krahl F., Zwei Sagen. — 1. Das Geldmännlein in ‚Graufns Busche'. 2. Vom Degensteine.

Kögler A., Aus dem Volksmunde. — Zwei Lieder, die in der Heimat des Einsenders aft gesungen wurden: 1. Lied vom Betrug ‚Betrug ist alles hier auf Erden'. 2. Loblied der Kartoffel ‚Franz Drake, Dir wird oft gedacht'.

28. Jahrgang. Heft 1. Aus Dr. Cajetan Watzels [ersten Obmannes des Exkursionsklubs] Tagebuche. Gedenkblätter politischen und verwandten Inhaltes zusammengestellt von Th. Watzel.

Paudler A., Zur Namenkunde.

Kindermann J. H., Kinderreime aus maner Hejmt [Neugrafenwalde].

Fischer K. R., Sagen aus Gablonz.

Strunz K., Aus dem Leben eines vergessenen Dichtersoldaten (Joseph Emanuel Hilscher). — Dazu vgl. J. Peters im 2. Heft S. 237 f.

Feuersegen und Wassersegen. Mitgeteilt van J. Simm.

Heft 2. Paudler A., Rudolf Müller [Maler, geb. 1816, † 1904].

Ankert H., Instruktion für den Schuldienst [Leitmeritz, 1741].

Ein Christ-Spiel aus Falkendorf bei Tetschen. Mitgeteilt von E. Neder. — 1864 in Falkendorf das letztemal aufgeführt. Großer Engel: ‚Viel Glück, viel Glück wünsch ich in dieses Haus'.

Paudler A., Seltsames. — Notizen zur Volkskunde usw.

Werner F., Die große Überschwemmung Anno 1845. — S. 210 f. ‚Lied eines armen, erblindeten Naturdichters bei Gelegenheit der großen Überschwemmung in Böhmen am 30. und 31. März 1845' (‚Hört, Menschenfreunde, an die Klagen').

Kögler A., Gestalten aus dem Volke.

Heft 3. Knothe F., Volkstümliche Redensarten und Gleichnisse in der Markersdorfer Mundart.

Paudler A., Über den Christbaum.

Karafiat K., Kinderreime.

In allen Heften zahlreiche volkskundliche und andere Mitteilungen aus Mitgliederbriefen.

[Sonderheft.] Hantschel F., Haupt-Register für die Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs. Jahrgang I bis XXV. Erster Teil: Sach-Register. Leipa 1904.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Nürnberg.**

16. Heft. 1904. Kleinere Mitteilungen. Mummenhoff E., Die neueste Ableitung des Namens Nürnberg aus dem Slavischen und die angeblich slavische Ansiedlung in der Solach am Röthenbach im Nürnberger Reichswald.

Boesch H., Ein neues Gedicht von Kunz Has [aus dem Jahre 1493 ‚Freund, du pist nicht sundersiech (= aussätzig)'. Zuerst veröffentlicht in: Bibliothèque nationale. Les deux cents incunables xylographiques etc. par H. Bouchot].

Reicke E., Uhde-Bernays: Kath. Regina von Greiffenberg.

Jahresbericht des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Nürnberg.**

47. Vereinsjahr 1904. Heerwagen H., Slaven in Nürnberg?

Geyer Ch., Ketzels Pilgerfahrt nach Jerusalem im Jahre 1476.

Reicke E., Der Bamberger Kanonikus Lorenz Beheim, der Freund Willibald Pirckheimers.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte.

51. Band. 3. (Schluß-)Heft. 1904. Legband P., Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert. [Schluß. Vgl. Euphorion 10, 393.] — Anhang. I. Repertoire der Nationalschaubühne 1772/99. II. Verzeichnis der auf dem Faberbräu aufgeführten Stücke [1782/5. 1793/4. Verbotene und erlaubte Stücke 1794/7, nach den Zensurakten des kgl. Kreisarchivs]. III. Verzeichnis einiger auf dem Bauhof aufgeführter Stücke (Marionettenstücke) [1783/4]. IV. Alphabetisches Verzeichnis. A. Die auf der National-Schaubühne und im Redoutensaal aufgeführten Stücke. B. Die auf dem Faberbräu und im Bauhof aufgeführten Stücke. C. Alphabetisches Verzeichnis der in den Zensurlisten genannten teils verbotenen, teils erlaubten Stücke, über deren Aufführung jedoch nichts Näheres feststeht. — Register.

Archiv für **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Oberfranken.**

22. Band. Heft 3. (Als Fortsetzung des Archivs für Bayreuthische Geschichte und Altertumskunde XXXVII. Band.) Dobeneck A. Frh. v., Geschichte des ausgestorbenen Geschlechtes der von Sparneck.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.**

Neue Folge. XX. (der ganzen Reihe 59.) Band. Heft 1. Bossert G., Beiträge zur badisch-pfälzischen Reformationsgeschichte. (Schluß.)

v. Been, Sechs Briefe Gerlachs van Elß [an Bernhard von Merode. 1579/80]. Ein Beitrag zur Straßburger Kulturgeschichte im 16. Jahrhundert.

Heft 2. Pfleger L., Michael Hilsbach [eigentlich Zimmermann, geb. 1483, † 1576], ein oberrheinischer Schulmann des 16. Jahrhunderts.

Gedichte von Quirin Moscherosch zur Willstätter Kirchweihe von 1657. Mitgeteilt von F. Frankhauser.

Specht Th., Die Beziehungen des Klosters Salem zur Universität Dillingen.

Heft 3. Bernays J., Jacob Sturm als Geistlicher.

Beemelmans W., Der Hexenprozeß gegen die Großmutter des Dichters Jacob Balde [Ursula Wittenbach, 1613].

Frankhauser F., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1904.

Oberschlesien. Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

4. Jahrgang. Heft 1 (April). 2. Hoffmann H., Die Ratiborer Singakademie in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens (1880—1905). Auf Grund aktenmäßigen Materials dargestellt.

Heft 1. Wabner, Volksweisen von der schlesisch-österreichischen Grenze. Frei verhochdeutscht.

Heft 3. Drechsler, Ein lateinisches Gedicht auf Oberschlesien. — Nach einem handschriftlichen losen Blatte eines Sammelbandes 'Memorabilia varia .. ex diversis locis collecta per Petrum Dirrpauer' 1737. 'Salve sis nostra Quadia,' mit deutscher Übersetzung. Bereits von Palm in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (philos.-histor. Abteilung 1862. Heft 2, S. 92 f.) veröffentlicht. Der vorliegende Abdruck ist ein nach der Handschrift berichtigter. Die Übersetzung stammt vom Mitteiler.

Ruffert, Eichendorffs Aufenthalt in Neiße.

Schlauer G., Die St. Stanislaus-Kirche in Altbielitz. Sage und Geschichte.

Heft 5. Schiller A., Aus der oberschlesischen Sagenwelt.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

26. Band. Heft 3. Doblinger M., Hieronymus Megisers Leben und Werke. — Geb. 1554 oder 1555, † 1619. — S. 475 ff. Beilage III. Verzeichnus der fürnemsten Manuscriptorum in der Megiserischen Bibliothec ligend; Beilage IV. Druckverzeichnis [41 Nrn. von 1579 bis 1618].

Archiv für **österreichische Geschichte.**

XCIII. Band. 2. Hälfte. Wallau R., Die Briefe des Eneas Silvius vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Reisebericht. — S. 369: ‚die Zahl der von mir gesammelten Briefe von und an Eneas beträgt 1263.'

63. Jahres-Bericht des **Museum Francisco-Carolinum.** Nebst der 57. Lieferung der **Beiträge** zur **Landeskunde** von **Österreich ob der Enns.**

Schiffmann K., Drama und Theater in Österreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. — I. Das Drama im Mittelalter und seine Ausläufer. II. Humanismus und Schuldrama der Protestanten und Katholiken in Stadt und Land. Jesuitendrama. III. Drama und Theater in den Stiften. S. 69/83 Maurus Lindemayr. IV. Baugeschichte des Linzer Theaters. V. Geschichte des Linzer Theaters. VI. Joh. Benedikt Anton Cremeri (1752/95). VII. Drama und Theater in den kleineren Städten und auf dem Lande. VIII. Dilettantenbühne. — Anhang. I. Besetzungslisten des Linzer Theaters (nach dem Gothaer Theaterkalender). II. Repertoire des Linzer Theaters [1784/95]. III. Repertoire der Armentheater [nach dem Gothaer Theaterkalender vom Jahre 1787]. IV. Aus Oberösterreich stammende Bühnenkräfte [nach dem Gothaer Theaterkalender. Die abweichenden Daten in Klammern beigefügt]. Verzeichnis der Orts- und Personennamen. Verzeichnis der im Buche genannten Stücke. — [Auch in einem Sonderdrucke.]

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Landeskunde** von **Osnabrück** (‚Historischer Verein').

29. Band. 1904. 1905. Jellinghaus H., Stammesgrenzen und Volksdialekte Osnabrücks und in den Nachbargebieten.

Ein Urteil des Weihbischofs Otto von Bronkhorst über die kirchlichen Verhältnisse des Hochstifts Osnabrück aus dem Jahre 1696. Mitgeteilt von Fink.

Bindel R., Quakenbrücker Chroniken.

Winter, Schicksale des Osnabrücker Archivs in der Franzosenzeit und unter hannoverscher Herrschaft.

Pfälzisches Museum.

22. Jahrgang. Heft 5. 6. Becker A., Schiller und die Pfalz.

Pommersche Jahrbücher.

6. Band. Wehrmann M., Karl Theodor Pyl.

Pyl Th. (†), Die Entwicklung der dramatischen Kunst und des Theaters in Greifswald.

Wehrmann M., Zur Reformationsgeschichte Stralsunds.

Wendel C., Ein Gedicht E. M. Arndts auf Gustav IV. Adolf.

Monatsblätter der **Gesellschaft** für **pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

Mai. Petersdorff H. v., Die ersten Aufführungen Schillerscher Stücke in Pommern.

Wehrmann M., Schillers ‚Räuber' in Stralsund (12. März 1783 in der Bearbeitung von Thomas).

Zeitschrift der **Historischen Gesellschaft** für die **Provinz Posen,** zugleich Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für das **Netzedistrikt** zu **Bromberg.**

19. Jahrgang. 1904. 1. Halbband. Bickerich W., Zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Lissa.

Bötticher A., Zehn [abgekürzte Titel von] Posener Leichenpredigten [aus dem 17. Jahrhundert] der Marienkirchen-Bibliothek zu Frankfurt a. d. O.

2. Halbband. Aus bewegter Zeit. Tagebuchblätter und Briefe [der Brüder Wilhelm und Karl von Pannwitz, Heinrichs von Kleist Vetter] aus der Zeit der polnischen Unruhen 1793 und 1794. Zusammengestellt und bearbeitet von E. v. Schönfeldt.

Historische Monatsblätter für die **Provinz Posen.**

V. Jahrgang. 1904. Nr. 2. Warschauer A., Ein hundert Jahre altes humoristisches Gedicht über Posen. — S—y [Südpreußen] und P—n [Posen] an Freund Rivera. (Zu Pag. 71 des ersten Heftes der Feuerbrände in Deutschland) ‚Kennst du das Land, wo auch Kartoffeln blühn'. Dies Gedicht, unterzeichnet — —ch Ausgangs July ***n, wird S. 27 f. aus der ‚Südpreußischen Monatsschrift' 1803. 3. Jahrgang. 2. Stück. Nr. 12 (Juli) abgedruckt. Es ist die Antwort auf das in den (von Cöllnschen) ‚Feuerbränden' erschienene von Rivera (ps. für Hans von Held): H— — P— — [Hinterpommern] und C— —g [Colberg] ‚Kennst du das Land, wo nur Kartoffeln blühn'.

Nr. 3. 8/9. Knoop O., Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen. — I. Waldgeister. II. Kirchliche Sagen.

Nr. 5. Koerth A., Sprachliche Eigenarten des Posener Plattdeutsch.

Nr. 8/9. Schottmüller K., Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte.

Nr. 10. Koerth A., Allerlei Volksglauben aus dem plattdeutschen Teile unserer Provinz.

Nr. 11. Simon K., Aus dem Briefwechsel zwischen dem Grafen Athanasius Raczynski und Wilhelm von Kaulbach [1835/64].

Reutlinger Geschichtsblätter.

XV. Jahrgang. 1904. Nr. 1/2. 3/4. 5/6. Schön Th., Erzherzogin Mechtild von Österreich. — Nr. 5/6. Mechtilds Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft. 1. Hermann von Sachsenheim. 2. Nicolaus von Wyle. 3. Jacob Püterich von Reichartzhausen.

Nr. 1/2. 3/4. Schön Th., Wappenträger in Reutlingen. — Zur Genealogie der Familie Camerer. — S. 29 Lustpartie Herbst 1807 von Tübingen aus auf die Achalm, an der Justinus Kerner teilnahm.

Nr. 3/4. Schön Th., Drei Aktenstücke zur Geschichte des ältesten Reutlinger Buchdrucks und Buchhandels [1495. 1496. 1532].

Der Wanderer im Riesengebirge.

24. Jahrgang. 1904. Nr. 11 (laufende Nr. 265). Meyer H. P., Carl Wilhelm Salice-Contessa. — Der Verfasser bereitet eine umfängliche Biographie der Brüder Contessa vor.

Nr. 11. 12 (265/6). Schubert H., Johann Christian Günther in Striegau und Schweidnitz. (Fortsetzung und Schluß.)

25. Jahrgang. Nr. 1 (267). Mende H., Ein altes volkstümliches Gedicht: Der Pauer und der Schornsteinfeger ‚Guden Morgen lieber Pauer' [11 × 4zeilige Strophen, in den 1830er Jahren in der Liebauer Gegend entstanden].

Nr. 2 (268). Prox, Hans Rischmann [auch George Richter genannt, geb. 1590 in Lomnitz, † 1642], der Prophet des Prudelberges.

Nr. 5 (271). Guttmann H., Über die Musik der Bergbewohner. Vortrag.

Nr. 6 (272). Festnummer. Hoehne P., Rückblick auf die Entstehung des Riesengebirgs-Vereins, sowie auf seine 25jährige Tätigkeit 1880 bis 1905.

Nr. 8. 9 (274/5). Schönle, Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Riesengebirgsreise im Jahre 1798. — Nichts Neues.

Beiträge zur **Geschichte** der **Stadt Rostock.**

4. Band. Heft 2. Koppmann K., Gereimte Rollen der Goldschmiede- und Barbier-Lehrlinge.

Drogendorff E., Die Rostocker Burspraken.
Kohfeldt G., Zur niederdeutschen Birgittenliteratur.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde.

25. Band. 1904. Heft 1/2. Hofmann R., Bilder aus einer sächsischen Stadt im Reformationszeitalter. Aus den Kämmerei-Rechnungen der Stadt Zwickau.

Beschorner H., Sechs [Johannes] Humelius-Briefe [1559/61. Nur der Adressat eines Briefes, Lazarus Schwendi, steht fest, die übrigen sind unbekannt].

Hoebler K., Neue Beiträge zur Charakteristik des Generals [Johann Adolf Frhrn.] v. Thielmann. — Auf Grund von dessen Briefen an den 1828 verstorbenen Geheimen Rat und Zeremonienmeister Baron Wilhelm von Just und andern Schriftstücken.

Kleinere Mitteilungen. 1. Clemen O., Peter Gegenbach, einer der ersten Evangelischen in Leipzig. — 3. Hofmann R., Der Pirnische Mönch Johann Lindner, sein Onomasticum mundi generale und seine Geburtsort.

Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur sächsischen Geschichte und Altertumskunde.

Heft 3/4. Lehmann G., Der Prozeß gegen Karl Heinrich von Heineken und Genossen. — Heineken, geb. 1706 in Lübeck, † 1791 in Altdöbern, Sekretär des Grafen Brühl, Sammler und Kunstschriftsteller.

Kleinere Mitteilungen. 1. Clemen O., Kleine Beiträge zur sächsischen Gelehrtengeschichte im 15. und 16. Jahrhundert: Zwei Epitaphien; Zu Johannes Honorius Cubitensis; Wolfgang Schindler (Cubito); Zwei Kostenberechnungen Leipziger Magisterpromotionen 1515 und 1517.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens.

39. Band. Grünhagen C., Breslau und die Landesfürsten. IV. Breslau unter Friedrich Wilhelm II. — S. 9 f. Goethe in Breslau (1790).

Granier H., Gneisenau und [Wilhelm von] Humboldt und das Dotationsgut Ottmachau. Nach ungedruckten Briefen und Aktenstücken. — Gneisenau wie Humboldt beanspruchten das Gut Ottmachau als Dotation. Es wurde Humboldt zugesprochen (1817). Den ganzen Sachverhalt untersucht Granier auf Grund der bis dahin unbeachtet gebliebenen Akten des Breslauer Staatsarchives, die in ihrem wesentlichen Teile aus eigenhändigen Briefen von Gneisenau und Humboldt an den schlesischen Oberpräsidenten Friedrich Theodor Merckel bestehen. Im Kern ist der Aufsatz eine Verteidigung Gneisenaus gegen eine Stelle in B. Gebhards ‚W. v. Humboldt als Staatsmann' (Stuttgart 1899. 2, 289).

Bauch G., Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus. VII. — 1. M. Andreas Hundern aus Breslau. 2. M. Johannes Martini aus Sagan. 3. Dr. Johann Lange aus Löwenberg. 4. Dr. Christoph Schönfeld aus Liegnitz. 5. Dr. Mathias Auctus aus Krakau. 6. Dr. Anselmus Ephorinus aus Friedeberg. 7. Lic. Apicius von Kohlow [Colo] aus Guben.

Chrząszcz, Zur oberschlesischen Schulgeschichte in Friderizianischer Zeit.
Urban C., Ferdinand von Schills Familienbeziehungen zu Schlesien.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.

34. Band. 1904. Mensing O., Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bericht über die Jahre 1903 und 1904.

Fischer Benzon R. v., Literaturbericht für 1902/04.

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in **Schleswig-Holstein.**

14. Jahrgang. 1904. Nr. 6. 8. Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr.
Meyer, Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod.
Nr. 7. Mensing, Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.
Nr. 7. 11. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Nr. 8. 9. Carstens, Fünf Volkslieder.

Nr. 9. 10. Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. — Fortsetzung im 15. Jahrgang Nr. 7.

15. Jahrgang. Nr. 2. Harzen-Müller, Jakob Schwieger.

Nr. 3. Ehlers, Woher der Name Altona?

Nr. 3. 4. Bebensee, Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten.

Nr. 5. Tonn, Die Flurnamen als Quellen der Heimatskunde.

Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr.

Nr. 6. 7. Bartels, Klaus Groth.

Nr. 6. 8. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Diözesanarchiv von **Schwaben.**

22. Jahrgang. 1904. Nr. 10. Beck, Vorlagen zu Schillers ‚Räuber'. — Überarbeitung eines 1900 in der Besondern Beilage des württembergischen Staatsanzeigers Nr. 7/8 S. 117/22 erschienenen Aufsatzes von Beck, mit verschiedenen neuen Zutaten.

B[e]ck, Schiller und Augsburg. — Druckt die Anzeige der ‚Räuber' aus ‚Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben' (Augsburg, Stage 1781. 2. Stück, S. 467 f.) ab.

Nr. 11. Beck, Schuster: Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein. — S. 172 f. zur Sage von der Nebelhöhle. Vgl. unten S. 379.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Schwaben** und **Neuburg.**

31. Jahrgang. 1904. Lindner P. P., Album Ottoburanum. Die Äbte und Mönche des ehemaligen freien Reichs-Stiftes Ottobeuren, Benediktiner Ordens in Schwaben und deren literarischen Nachlaß von 764 bis zu ihrem Aussterben (1858). (Fortsetzung.) — S. 68/70 Ludwig Aurbacher.

Clemen O., Ein Schwank Kunzens von der Rosen bei Melanchthon. — S. 93 Jocus Cuntzen von der Rosen authore Theodorico Reiffenstein ‚Forte parat Caesar conuiuia Maximilianus'. Abgedruckt aus Farrago aliquot epigrammatum, Philippi Melanchthonis etc. Haganoae. 1528. Reiffenstein verfaßte das Gedicht als Student 1525/6. Er gehörte Melanchthons schola privata an.

Jahrbuch für **Schweizerische Geschichte.**

30. Band. Büchi A., Die Chroniken und Chronisten von Freiburg im Uechtland.

Archiv des **Vereins** für **siebenbürgische Landeskunde.**

Neue Folge. 32. Band. Heft 3. Teutsch F., Denkrede auf Eugen v. Trauschenfels [geb. 1833, † 1903].

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **siebenbürgische Landeskunde.**

27. Jahrgang. 1904. Nr. 11/12. Netoliczka O., Der Weidmannische Faust in Kronstadt.

28. Jahrgang. Nr. 2/3. 4. Duldner J., Sächsische Geistliche unter den Wittenberger Ordinierten.

Nr. 2/3. Ungar H., Sprüche und Reime aus Reußen.

Nr. 5/6. Kisch G., Keintzel G. und Schullerus A., Zum [siebenbürgisch-sächsischen] Wörterbuch. — Vgl. Heft 7/8.

Heft 7/8. Schullerus, Ein Blick in Samuel von Bruckenthals Haushalt in Wien im Jahre 1771.

Ein Keuchenthalisches Gesangbuch.

Mitteilungen des **Historischen Vereines** für **Steiermark.**

L. Heft. 1903. Kleinere Mitteilungen. Loserth J., Zur Geschichte der Wiedertäufer in Steiermark. 2. Beitrag.

Steirische Zeitschrift für **Geschichte.**

II. Jahrgang. Heft 1/2. Schmut J., Joh. Nep. Binz. Sonntag [1811/47. Erzähler].

Straßburger Diözesanblatt.

3. Folge. 1. Band. 1904. September-November. B. [Brün], Jakob Balde, ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß.

Jahresbericht des **historischen Vereins** für **Straubing** und **Umgebung.** 6.

Mondschein, Die Ortsnamen der Straubinger Gegend. II. Bezirksamt Bogen.

Zeitschrift des **Vereins** für **thüringische Geschichte.**

Neue Folge. 1. Supplement-Heft. 1905 [1904]. Liebeskind P., Die Glocken des Neustädter Kreises. Ein Beitrag zur Glockenkunde.

Thüringer Monatsblätter.

13. Jahrgang. Nr. 2. Koch G., Ein Wort zur Schillerfeier in Thüringen. Nr. 7/11. Koch G., Die Felsbildung ‚Mönch und Nonne' bei Eisenach in Wielandischer Beleuchtung. [Wielands ‚Sixt und Clärchen'.]

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen **des ... Thüringisch-Sächsischen Vereins** herausgegeben.

XXII. Band. Heft 2. Pfeil F. O., Chronik des Dorfes Kötzschau im Kreise Merseburg. (Fortsetzung.)

Heine H., Johann Georg Leuckfeld [† 24. April 1726]. Sein Leben und seine Schriften. (Fortsetzung.) — B. Seine Bedeutung als Chronist und seine Werke; Anhang. Briefe Leuckfelds [darunter drei an Leibniz: Gröningen bei Halberstadt 1704/7].

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.**

3. Folge. 48. Heft. 1904. Popp J., Martin Knoller. Zur Erinnerung an den 100. Todestag des Meisters (1725—1804). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. [Auch im Sonderdruck. Innsbruck 1905. 5 M.]

Stolz F., Zur alttirolischen Ethnologie 1894—1904. — S. 157/62 zu Ludwig Steubs Andenken.

Waldner F., Heinrich Isaac [† 1517]. — Komponist des Volksliedes ‚Insbruck ich muß dich lassen'. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 14, 590/608.

Prem S. M., Gilms Jugendliebe [Josephine Kagler, geb. 1816, seit 1846 Gattin des Beamten Andreas Dobler, † 1901]. Nach ungedruckten Briefen und Gedichten [an Josephine 1837/41].

Forschungen und **Mitteilungen** zur **Geschichte Tirols** und **Vorarlbergs.**

I. Jahrgang. 1904. Heft 2/3. Ammann H., Die Aufzeichnungen des Prälaten von Neustift Leopold Erlacher über die Jahre 1790—1816.

Mitteilungen. Kleiner B., Ein Brief der Angelika Kauffmann [an ihren Vetter Kasimir Kauffmann. Rom 1789 Dezember 19].

Dengel J. Ph., Kardinal Karl Rossetti auf seiner Wanderung durch Tirol im Jahre 1644. Nach den Aufzeichnungen eines Reisegefährten mitgeteilt.

II. Jahrgang. Heft 1. Mitteilungen. Schönach L., Beitrag zur Geschichte der Meistersinger in Schwaz [1602].

Heft 2. Jerusalemfahrt des Grafen Gaudenz von Kirchberg, Vogtes von Matsch (1470). Nach der Beschreibung seines Dieners Friedrich Steigerwalder. Mitgeteilt von R. Röhricht.

Pernthaler A., Passionsdarstellungen in Klausen [17. und 18. Jahrhundert].

Zingerle A. v., Zur Sage von Kaiser Max auf der Martinswand.

Wackernell J. E., Eine bibliographische Quelle zur tirolischen Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. — Ign. de Luca's ‚Journal der Literatur und Statistik'. Innsbruck, Wagner. 1782.

Heft 3. Sikora A., Das Verbot der Volksschauspiele (1751) und seine Folgen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des tirolischen Volkes.

Wiener Briefe eines Tirolers [Anton Pfaundler 1804/49, an seine Frau Mathilde] aus den Oktobertagen 1848 und [6] ungedruckte Gedichte Gilms [deren drei diesen Briefen beilagen].

I. und II. Jahrgang. Unterkircher K., Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie 2. Dezember 1903 bis 15. Juli 1905.

Trierisches Archiv.

Heft 8. Richter P., Der kurtrierische Sekretär Peter Maier von Regensburg (1481—1542). Sein Leben und seine Schriften.

Verzeichnis der Handschriften des historischen Archivs der Stadt Trier.

Mitteilungen des **Vereins** für **Kunst** und **Altertum** in **Ulm** und **Oberschwaben.**

12. Heft. Pressel F. v., Aus Alt-Ulm.

Archiv des **Historischen Vereins** von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.**

46. Band. 1904. Amrhein A., Beiträge zur fränkischen Epitaphienliteratur [16. Jahrhundert]. — I. [17] Inschriften von Christoph Anläus zu Erfurt. II. [19] Grabschriften von Dr. Johann Wilhelm Ganzhorn. — Lateinisch, in Versen und in Prosa.

74. und **75. Jahresbericht** des **Vogtländischen Altertumsforscher-Vereins** zu **Hohenleuben.**

Auerbach P. H. B., Die Kirchenbücher in Reuß jüngerer Linie.

Zeitschrift für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde.** Herausgegeben von dem **Verein** für **Geschichte** und **Altertumskunde Westfalens.**

62. Band. 1904. Erste Abteilung. [Münster.] Meier W., Die Historia anabaptistica des Clevischen Humanisten und Geh. Rats Conrad Heresbach. — ‚Die Historia [gedruckt: Vesaliae 1635 und öfter] ist eine Fälschung, eine von fremder Hand gefertigte Zusammensetzung und Überarbeitung' der zwei von Heresbach an Erasmus von Roterdam gerichteten Briefe vom Oktober 1534 und vom 28. Juli 1535. Meier vermutet den Fälscher in Heresbachs Großneffen Ursinus, der sich ebenfalls Conrad Heresbach nannte.

Euler G., Zwei Quellen zur Geschichte Münsters im 18. Jahrhundert. — I. Das Diarium eines Minoriten über die Belagerung Münsters im Juli 1759 [abgedruckt S. 161/8]. II. Die [mit dem Jahre 1799 endenden] Aufzeichnungen des Christopher Verloh [S. 182 f. ‚Ist Thresens Max nü üße Heer'. S. 184 f. Lied des Münsterländers im Jahre 1780 ‚Beglücktes Vaterland, laß deine Sorgen fallen'].

Deetjen W., Neues von Immermann. — S. 212 f. Scherzgedicht zum Namenstage des Restaurateurs Ferdinand Oberecht in Münster (‚O du, der jeden Tag verschiedne Magen füllt'. Aus den Blättern für literarische Unterhaltung 1843 S. 571 f. abgedruckt); S. 214 f. Begleitgedicht zu einem Geschenke für den Divisionsprediger Wilhelm Moeller 7. Oktober 1821 (‚Was gleichet der Wolke | Des bräunlichen Krautes'); S. 215 f. Kondolenzbrief an den Konsistorialrat Anton Moeller (Magdeburg 1824 Mai 1).

Zweite Abteilung. [Paderborn.] Das Diarium der Warburger Dominikaner-Prioren 17. und 18. Jahrhunderts. In Auszügen mitgeteilt und bearbeitet von A. Gottlob.

[Sonderheft.] Bömer A., Historisch-geographisches Register zu Band 1 bis 50. 4. bis 6. Lieferung.

Neujahrsblatt der **Stadtbibliothek Winterthur** für 1903/4.

239. Stück. Barth H., Johannes Raudegger. Ein Lebensbild nach Aufzeichnungen und Mitteilungen bearbeitet.

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.**

Neue Folge. XIII. Jahrgang. 1904. Heft 1. 2. Klaus B., Zur Geschichte der kirchlichen Verhältnisse der ehemaligen Reichsstadt Schwäb. Gmünd und des von ihr abhängigen Gebiets. Urkundliche Mitteilungen.

Heft 1. Vermischtes. Nestle E., Eydenam [Edesheim] in Nr. 121 der Geschichtlichen Lieder Württembergs.

Heft 2. Giefel, Zur Gründungsgeschichte der K. Landesbibliothek.

Krauß R., Zur Geschichte des Nachdrucks und Schutzes der Schillerschen Werke. — Nach den Akten des K. württembergischen Staatsarchivs.

Historischer Verein für das Württembergische Franken. Zündel W., Jenisch in Pfedelbach. — Mit einem Vokabular von etwa 500 in Pfedelbach noch vorkommender jenischer Ausdrücke.

Heft 3. Kamann J., Nürnberger Ratskorrespondenzen zur Geschichte des Württemberger Krieges 1519, namentlich Christoph Fürers Denkwürdigkeiten über den zweiten Bundesfeldzug gegen Herzog Ulrich.

Weizsäcker, Des Calwer Präzeptors Christoph Luz [geb. 1596, † 1639] lateinisches Gedicht über die Zerstörung von Calw im dreißigjährigen Krieg. — Von dem Gedichte, das 1643 in Stuttgart gedruckt und im Schwäbischen Magazin (1776 S. 562 ff.) vorübergehend wieder ans Licht gezogen worden war, wird ein ausführlicher Inhaltsauszug gegeben

Ein Spruchgedicht über den Ellwanger Streit vom Jahre 1521. Mitgeteilt von K. Obser. — ,Nit vinstu lieber leser hie'. Nach einer im Stuttgarter Staatsarchiv liegenden Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts (11 Blätter in Folio). In den Schlußzeilen nennt sich ,pfeiffer hänsle von Jagstzell' als den Verfasser, dessen wahrer Name nicht zu ermitteln war.

Heft 4. Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1903. (Mit Nachträgen von der von 1901 und 1902.)

XIV. Jahrgang. Heft 1. Ein Brief Gustav Rümelins an Heinrich von Treitschke. — Tübingen 1885 Dezember 31. Dank für Treitschkes Deutsche Geschichte, dritter Band. Erhebt Widerspruch gegen die Auffassung der württembergischen Geschichte und besonders des Königs Wilhelm I.

Krauß R., Zu Gotthold Stäudlins Ausgang.

Heft 2. Krauß R., Spiegelungen des Karl Eugenschen Zeitalters in Schillers Jugenddramen.

Maier, Schillergenealogie. — 1. Weite Umschau. 2. Die Schiller in Groß- und Kleinheppach. 3. Die Schiller in Grunbach und Neustadt 4. Die Schiller in Waiblingen. 5. Die Schiller in Bittenfeld. 6. Die Krönung des Stammes in Marbach. 7. Die Familie Kodweiß in Marbach.

Giefel, Warum ist der Bibliothekar Joh. Wilh. Petersen 1794 aus den herzoglichen Diensten entlassen worden? — Freimütige in einem Stuttgarter Gasthause gefallene Äußerungen über die französische Revolution usw. verwickelten Petersen 1792 in eine Untersuchung (seine Verantwortung an den Herzog Karl Eugen vom 14. Oktober: S. 195/200); er wurde zwar freigesprochen, jedoch von Ludwig Eugen infolge eines 1794 verübten Exzesses aus den herzoglichen Diensten entlassen. Friedrich Eugen setzte ihn 1795 wieder in seine vorige Bibliothekarstelle und Besoldung ein.

Maier, Herzog Ulrich auf dem Lichtenstein. Eine Studie auf Grund neu aufgefundener Quellen. — Für die Glaubwürdigkeit der Erzählung bei Martin

Crusius (Paraleipom. rerum Suevicarum. 1596) erbringt der Verfasser neue Beweise.

Heft 3. Holzer E., Zur Biographie der Marianne Pirker. — Ergänzt eine Lücke in dem von Krauß entworfenen Lebensbilde (vgl. Euphorion 11, 242) auf Grund der von Rat Boßler in Speyer herausgegebenen ‚Musikalischen Korrespondenz der teutschen Filarmonischen Gesellschaft', 23. Februar 1791. S. 57 ff.

Kapff P., Georg Bernhard Bilfinger [1693 bis 1750] als Philosoph.

Schneider E., Herzog Ulrichs Höhlenbesuch. — Auseinandersetzung mit P. Becks Auffassung (vgl. oben S. 376).

Schöllkopf H., Das Schulwesen im ehemaligen Deutschordensgebiet des Königreichs Württemberg unter der Herrschaft des Ordens. Nach den Akten des K. Staatsfilialarchivs in Ludwigsburg dargestellt.

Heft 4. Giefel, Nachtrag zur Gründungsgeschichte der K. Landesbibliothek.

Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1904. (Mit Nachträgen von 1901, 1902 und 1903.)

Allgemeines.

Nuova Antologia. Rom.

Anno 40. Fasc. 802. Segrè C., Il carattere soggettivo dei drammi Schilleriani.

Deutsche Arbeit.

3. Jahrgang. 1904. Heft 10. Cartellieri W, Erinnerungen an Wenzel Heinrich Veit.

John A., Drei Briefe W. H. Veits aus Eger [2 an Breitkopf und Härtel in Leipzig, 1 an Ambros, sämtlich aus dem Jahre 1859].

Heft 11. Laube G. C., Jugend-Erinnerungen. (Schluß.)

Strunz F., Eine Paracelsus-Erinnerung in Böhmen.

Heft 12. Ein nachgelassenes Gedicht von Dr. Joh. Jak. Lorenz [geb. 1807 in Eger, † 1860].

4. Jahrgang. Heft 1/3. Weber O., Der österreichische Vormärz.

Heft 1. Gnad E., Über Sudermanns dramatische Entwicklung.

Heft 2. Laube G. C., Die Prager Schillerfeier 1859. Aus der Erinnerung eines alten Prager Studenten.

Rychnovsky E., Das Tannhäuser-Jubiläum in Prag. (Erste Aufführung am 25. November 1854.)

Zwei mundartliche Erzählungen. — 1. Der Feuerbock. (Probe der Braunauer Mundart — Stadtdialekt — aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem Volksmunde nacherzählt von J. Lippert.)

Heft 3. —k—, Hein: Adalbert Stifter.

Heft 4. Erinnerungen eines alten Akademikers. (Aus dem Nachlaß von Prof. Rudolf Müller in Reichenberg.)

Rietsch H., Eduard Hanslick.

Heft 6. Kosch W., Eduard Mörike. [Vortrag.]

Heft 8. Sauer A., Rede auf Schiller.

John A., Wallensteinstätten (das Egerer Stadthaus). Schiller in Eger.

Přzedak A. G., Johann Ferdinand Opiz und seine Familie. — Vgl. Goedeke² 6, 716 f. — S. 498 f. Verzeichnis der Schriften Opizens; S. 500 f. über seinen Sohn Georg Emanuel Opiz (1775 bis 1841), Maler und Erzähler (ps. Bohemus).

Rychnovsky E., Ein unbekanntes Prager Urteil über Beethoven.

A. H., Bericht über die Schiller-Feier in Deutsch-Böhmen.
Heft 9. Schneider A., Deutschvölkisches Leben in Südböhmen einst und jetzt.
Vollgruber F., Vom Essen und Trinken bei den Sommerfesten in Südböhmen.

Neue Bahnen.

4. Jahrgang. Heft 11/12. Detlev von Liliencron. Selbstbiographie.
Langer L., Liliencron als Erzieher und Satiriker.
Heft 17/18. Stauf v. d. March, Mörike.
5. Jahrgang. Heft 4. Langer L., Robert Reinick.
Heft 9. Stern M. v., Zum 100. Todestage Friedrich Schillers.
Gleichen-Rußwurm A. Frhr. v., Schiller als kritischer Erzieher.
Susan K., Schiller und die Wirklichkeit.
Charmatz R., Wiens Schillerfeier im Jahre 1859.
Klob K. M., ‚Glocke'-Komponisten.
Stauf v. d. March, Der Schillertag.
Heft 10/11. Schmitt E. H., Kant und Bolzano.
Heft 12. Zschorlich K. H., Neues von Hugo Wolf.
Franck H., Hebbels [Novelle] Matteo.
Heft 17/18. Braungart R., Herm. von Lingg. Nekrolog.
Kreowski E., Urteil Theodor Fontanes über die Berliner Presse [in einem Briefe an den Verfasser 1892 März 11].

Bayreuther Blätter.

27. Jahrgang. 1904. Stück 4/6. Petsch R., Die Kunstlehre der ‚Meistersinger' und Immanuel Kant.
Stück 7/9. Sokolowsky R., Richard Wagners Tannhäuser und seine literarischen Vorgänger.
Stück 10/12. Komorzynski E. v., Literarische Vorläufer des ‚Tannhäuser'.
28. Jahrgang. Stück 4/6. R. Wagner über Schiller.
Ermisch K., R. Wagners Entwurf zu den Bergwerken von Falun. — Vgl. unten Deutsche Rundschau XXXI, 7.

Bühne und Welt.

VI. Jahrgang. 1904. Nr. 16. Golther W., Zur Vorgeschichte des ‚Parsifal'.
Nr. 17. Borinski K., Die moderne Dramaturgie und — Lessing.
Lindner A., Detlev von Liliencron.
Nr. 20. Stöcker H., Frdr. Nietzsche und die Frauen.
Nr. 22. Benzmann H., Grabbes Briefe.
Nr. 23. Karpeles G., Der Stern von Sevilla. Ein Beitrag zur Biographie Heinrich Heines.
Nr. 24. Langkavel M., Faust in Frankreich.
7. Jahrgang. Nr. 1. Legband P., Theodor Fontane als Theaterkritiker.
Nr. 4. 5. Benzmann H., Die moderne Ballade und Romanze.
Nr. 7. Komorzynski E. v., Emanuel Schikaneder.
Nr. 8. Kohlrausch R., Wallensteins Tod in Geschichte und Dichtung.
Geiger L., Müllner und Raupach [7 Briefe 1824/7].
Nr. 9. Kruse G. R., Peter Cornelius als Schauspieler.
Nr. 11. Minde-Pouet G., Heinrich von Kleist als Bühnenheld.
Nr. 12. Schlossar A., Friedrich Halm und das Wiener Burgtheater. Mit ungedruckten Briefen aus Halms Nachlaß.
Nr. 15. Krauß R., Schiller auf der Hofbühne seines Heimatlandes.
Werner R. M., Spiel und Gegenspiel in Schillers ‚Räubern'.
Kloß E., Schiller und die Oper.
Wolff E., Die Schiller-Feier 1859.

Riemann H., Schiller in der Musik.

Nr. 16. Geiger L., Ungedruckte Briefe Conrad Ekhofs [1777]. Aus der Handschrift veröffentlicht und erläutert.

Malyoth M., Schiller in München.

Nr. 16. 17. Stümcke H., Zur neuesten Schillerliteratur.

Nr. 17. 18. Weilen A. v., Heinrich Laube und das Burgtheater. Vortrag.

Nr. 18. Wolff E., Gervinus. Ein Gedenkblatt.

Nr. 22. Krauß R., Das schwäbische Volks- und Dialektdrama.

Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur.

Nr. 19. 2. Jahrgang. 1904. Heft 7. Mahrenholtz R., Jean d'Arc in Geschichte und Legende.

Zwei Dichtergrößen als Denker. 1. Drews A., Goethe [Siebeck: Goethe als Denker. 1902]. 2. Münz B., Heinrich Heine.

Nr. 20. (8). Rubinstein S., Schiller und der deutsche Idealismus. [Kühnemann: Schillers philosophische Schriften und Gedichte. 1902.]

Nr. 20. 21. (8. 9) Herzberg G., Ibsens Hedda Gabler. Studien zur Technik des modernen Dramas.

Nr. 20. (8). Meinhardt A., Aus Hamburgischen Familienbüchern [Auszüge aus der von Lichtwark herausgegebenen Hamburgischen Liebhaberbibliothek].

Nr. 21. (9). Litzmann B., Zur Jahrhundertfeier von Schillers ‚Wilhelm Tell'.

Gagliardi E., Friedrich der Große als Kunstmäcen und Gönner der Jesuiten.

Zschorlich P., Systematische Volksverdummung [gegen H. Falkenbergs Schrift ‚Katholische Selbstvergiftung'].

Nr. 22. (10). Troll-Borostyány Irma v., Das Liebesproblem in der modernen Literatur.

Welti H., Hugo Wolf.

Nr 26. 3. Jahrgang. Heft 2. Kluge F., Luthers sprachliche Stellung. — Aus Kluges ‚Von Luther bis Lessing. 4. Auflage.

Nr. 27. (3). Kohut A., Wie ein fürstlicher Fastenprediger zu seinen Predigten kam. — Alexander Fürst Hohenlohe und Justinus Kerner.

Döring A., Zur Würdigung Ludwig Feuerbachs.

Nr. 29. 30. (5. 6) Dunkmann K., Kant, Goethe, Schleiermacher. Ein Beitrag zum Verständnis ‚Deutscher Kultur'.

Nr. 30. (6). Lux J. A., Das Marionettentheater.

Nr. 32. (8). Schiller-Nummer. Litzmann B., Schillers Jungfrau von Orleans [aus Litzmanns Buche ‚Schillers Dramen'].

Pfleiderer O., Schillers Geschichtsphilosophie.

Tönnies F. und W. Schüller, Schiller und das Verbrecherproblem.

Kappstein Th., War Schiller religiös?

Consentius E., Der Zeitungsschreiber im 17. Jahrhundert. Mit Benutzung von Akten des Geh. Staatsarchivs.

Nr. 33 (9). Achelis Th., Adolf Bastian.

Nr. 33. 34 (9. 10). Warmuth K., Martin Greif.

Nr. 34. (10). Fritze G. A., Das Fremdwort in der Studentensprache.

Nr. 35. (11). Beßmertny M., Was war Schiller der russischen Welt?

Drews A., Schiller und das kirchliche Rom.

Stauf v. d. March O., Hans Michel Moscherosch.

Das literarische Deutsch-Österreich.

5. Jahr. Heft 3. Kaiser F., Altes und Neues über den Volksdichter Friedrich Kaiser.

Heft 5. Seidl Joh. Gabr., Lerchendank. (Nach einer wahren Begebenheit) ‚Nicht wahr, mein Väterchen, du sagtest mir'.

Seidl Joh. Gabr., Brief an P..... (Wien 1849 März 20).
Heft 6. Stern A., Eine autographische Schiller-Reliquie aus des Dichters Dozententagen in Jena.

Dichterstimmen der Gegenwart (Baden-Baden).

XVIII, 11. Castelle F., Ferdinand Zumbroock. Das Lebensbild eines Volksdichters [1816/90].
XIX, 11. Herbenau H., Josef Spillmann S. J. [1850 bis 1905].

Literarisches Echo.

VI. Jahr. 1904. Heft 17. Bormann W., Die Hebbel-Bewegung. [Besprechung der Hebbel-Ausgaben von Werner und Specht und der Hebbelschriften von Bornstein, Georgy, Scheunert, Fries, Poppe und Grafen von Schwerin].
Ubell H., Stefan George.
Wolff K., Neues von und über Nietzsche [Besprechung von fünf Schriften].
O. E., Bei Detlev von Liliencron [aus den ‚Hamburger Nachrichten'].
Hart J., Peter Hille † [aus: ‚Der Tag'].
Heft 18. Meyer R. M., Dichter über Dichter [Besprechung von: Deutsche Dichtung herausgegeben von Remer 1/9].
Petersen J., Schillers Persönlichkeit [Jonas: Schillers Seelenadel].
Heft 20. Greiner L., Das Schloß der Frevel [von Ferd. Kürnberger].
Heft 21. 22. Fürst R., Ahasver-Dichtungen.
Heft 22. Jacobs M., Grillparzer-Forschung. [Grillparzer-Ausgaben von Necker und Franz; Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Glossy und Sauer; Jahrbuch 13. und 14. Jahrgang; Sittenberger: Grillparzer.]
Geiger L., Stümcke: Hohenzollernfürsten im Drama.
Heft 23. Stoeßl O., Die Bilanz der Moderne.
Mayne H., Eduard Mörikes Briefe [herausgegeben von Fischer und Krauß].
Heft 24. Weilen A. v., Der Ursprung des Harlekin [von O. Driesen].
Berg L., Nachträgliches zur Nietzsche-Literatur [Nietzsches Gesammelte Briefe, 2. Band; Kalthoff: Zarathustrapredigten; Willy: F. Nietzsche].
Krauß R., Herm. Kurz: Sämtliche Werke; Sulger-Gebing: Herm. Kurz ein deutscher Volksdichter.
Jahn K, Glagau: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle.
VII. Jahr. Heft 1. Gleichen-Rußwurm A. Frh. v., Das deutsche Sinngedicht.
Aus Familienbriefen von Theodor Fontane [1856/70].
Notizen. Bismarck und Heine.
Heft 2. 3. Wolzogen E. v., Aus Richard Wagners Liebesleben.
Heft 2. Beringer J. A., Richard Dehmel.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen XV. Richard Dehmel.
Krauß R., Stimmen über Mörike.
Heft 3. Walzel O. F., Humboldts Werke [herausgegeben von der preußischen Akademie der Wissenschaften. 1. 2. Band].
Heft 4. Köster A., Erich Schmidt: Lessings Leben und Werke.
Meyerfeld M., Federn: Essais zur vergleichenden Literaturgeschichte.
Heft 5. Wille B., Märchenkunst und Kunstmärchen.
Witkowski G., [9] Goethe-Schriften.
Muncker F, Caroline Rudolphi [im Anschluß an O. Rüdigers Buch 1903].
Heft 6. Berg L., Zur Psychologie des Plagiats.
Gregori F., Hundert Jahre Theater [M. Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert].
E[ttlinger] J., Vogt-Koch: Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage.
Heft 8. 9. Klaar A., Das Schlagwort Tendenz.

Mayne H., Storm, Keller und Meyer [Briefwechsel Storm Keller; Betsy Meyer: C. F. Meyer].

Sydow M., Zur Wieland-Forschung [Vogt: ‚Der goldene Spiegel' usw.; Hirzel: Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern].

Köster A., Frdr. Spielhagen: Am Wege.

Bormann W., Hebbel: Ausgewählte Werke herausgegeben von R. Specht.

Notizen. Landau M., Ein moderner Roman aus dem 18. Jahrhundert [Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, von Joh. Timotheus Hermes]. — Dazu F. Norden in Heft 11 Sp. 821.

Heft 9. Brandl A., Literarisches aus Tirol [Adolf Pichlers gesammelte Werke; Herm. Gilms Gedichte 1903; Wackernell: Beda Weber usw.].

Fürst R., Brie: Savonarola in der deutschen Literatur.

Heft 10. Kirchbach W., Was ist Literaturgeschichte?

Schaukal R., Hermann Bahr und das Tragische [Bahr: Dialog vom Tragischen].

Neue Schriften über Mörike. 1. Proelß J., Fischer: E. Mörikes künstlerisches Schaffen usw. 2. Krauß R., [Schriften von Eggert-Windegg, Landsberg, Ebner und Kühl].

Hampe Th.: Geiger: Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtsspielen usw.

Jantzen H., Bach: Jakob Balde.

Heft 11. Minde-Pouet G., [7] Neue Kleistschriften.

Heft 12. Oswald J., Vom historischen Roman.

Flaischlen C., Otto Erich Hartleben. Ein letzter Gruß.

Walzel O. F., Landsberg: Rahel.

Heft 13. Berg L., Zitate.

Heft 14. Spitteler K., Drei Randglossen. 1. Vom Realstil. 2. Vom Idealstil. 3. Das Kriterium der epischen Veranlagung.

Witkowski G., [25] Goethe-Schriften.

Heft 15. Schiller-Heft. Hart H., Hundert Jahre nach Schillers Tode. [Einleitende Worte zu den Sp. 1047/92 abgedruckten] Stimmen und Bekenntnissen [deutscher und ausländischer Schriftsteller].

Gleichen-Rußwurm A. v., Schiller und das Ausland.

Berger K., [26] Schiller-Schriften.

Petersen J., Eine neue Schillerbiographie [von K. Berger].

Krauß R., Schillers Urenkel [Alexander von Gleichen-Rußwurm].

Koch M., Fischer: G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur; Blei: Fünf Silhouetten; H. P. Sturz: Kleine Schriften herausgegeben von Blei.

Geßler A., Krebs: Henzi und Lessing.

Schaukal R., Wieland: Geschichte des Prinzen Biribinker herausgegeben von Schüddekopf.

Geiger L., Jansen: Großherzog Karl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Fanny Lewald-Stahr; Jansen: Norddeutsche Studien.

Arnold R. F., Wagner: Tasso daheim und in Deutschland.

Heft 16. Aus dem Engern. Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XVIII. Schoof W., Das ehemalige Kurhessen.

Jacobs M., Hebbel-Nachlese [Besprechung von 7 Werken].

Meyer R. M., Neue Essais [Die Dichtung herausgegeben von Remer. Band 11/25].

Heft 17. Benzmann H., [10] Kleine literarische Schriften.

Heft 18. Hoffmann H., Was ist, kann, soll die Deutsche Schiller-Stiftung?

Schultz F., Romantika [Besprechung von 16 einschlägigen Schriften]. — Vgl. F. Blei: Heft 19 Sp. 1449; M. Morris und F. Schultz: Heft 21 Sp. 1594 f.

Heft 19. Aus dem Engeren. Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XIX. Spiero H., Hammonia litterata.

Gillhoff J., Im Zeichen Fritz Reuters. — Dazu Heft 21 Sp. 1595 f.

Ziel E., Hermann Lingg [Aus der Frankfurter Zeitung].

Arnold R. F., Gundelfinger: Cäsar in der deutschen Literatur.

Jantzen H., Höfer: Die rudolstädter Festspiele.

Heft 20. Hoffmann K., Die dramatische Stimmung.

Heft 21. Seliger P., [3] Herder-Schriften [von v. d. Leyen, Meyer-Benfey und Keller].

Wetz W., Otto Gildemeister: Shakespearedramen. Nachgelassene Übersetzungen.

Heft 22. Bei Goethe auf der Gerbermühle. Aus dem [ungedruckten] Tagebuche von August Kestner [Mittwoch, 30. August 1815].

Berger K., [51] Schiller-Schriften.

Heft 23. Weilen A. v., Aus der Theaterpraxis [Besprechung von 13 einschlägigen Werken].

Mayne H., Frey: Wilhelm Waiblinger.

Mahrenholtz R., Pradels: Emanuel Geibel und die französische Lyrik.

Heft 24. Necker M., Vom deutschen Roman. — Mielke: Geschichte des deutschen Romans (1904); Schian: Der deutsche Roman seit Goethe (1904); Keiter: Theorie des Romans² (1904). Müller-Ems: O. Ludwigs Erzählungskunst; Wassermann: Die Kunst der Erzählung.

Ladendorf O., Reclam: Joh. Benj. Michaelis.

Legband H., Hoffmann von Fallersleben: Ausgewählte Werke herausgegeben von H. Benzmann.

Twintigste Eeuw.

Jan. Spaan, Goethe en de toonkunst.

Erwinia (Straßburg).

12. Jahrgang. Nr. 1. Süß G., Heinrich Leuthold.

Nr. 4. Martin E., Karoline Herder, eine Elsässerin am Musenhofe zu Weimar.

Europa. Wochenschrift (Charlottenburg).

1. Jahrgang. Heft 5. Jacobs M., Zu O. E. Hartlebens Gedächtnis.

Heft 10. Kalthoff A., Hebbel als Prophet.

Heft 16. Tönnies F., Schillers politisches Vermächtnis.

Bernstein E., Schiller und die Revolution.

Staudinger F., Schiller und das Ideal.

Schubert J., Schillers philosophisch-ästhetische Krisis.

Kalthoff A., Schiller und die Religion.

Schaumberger J., Hebbel über Schiller.

Scholz A., Dostojewski und Schiller.

Die Frau (Berlin).

11. Jahrgang. 1903/4. Juni. Herrmann H., Annette von Droste in ihrem Naturempfinden.

Frauen-Rundschau (Dokumente der Frauen).

5. Jahrgang. Nr. 30. Ephraim E., Schillers Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm zum 100. Geburtstage.

Nr. 33. Wolff-Jaffé S., Karoline von Günderode.

Die Freistatt.

7. Jahrgang. Heft 8. Blei F., Otto Erich Hartleben.

Die Gartenlaube.

1904. Nr. 36. Krauß R., Eduard Mörike.

Nr. 37. Gottschall R. v., Erinnerungen an Wilhelm Jordan.

Nr. 48. Gottschall R. v., Georg Forster, der Naturforscher und Vaterlandsverräter.

1905. Nr. 17. Krauß R., Aus den Schiller-Akten der Militärakademie Herzog Karls.

Nr. 18. Hoffmann H., Schillers Todestag und die deutsche Schillerstiftung.

Die Gegenwart.

33. Jahrgang. 1904. Nr. 22. Spranger E., Friedrich Hölderlin. Ein Beitrag zur Psychologie.

Nr. 26. Ilgenstein H., Wilh. von Polenz als Lyriker.

Nr. 28. 29. Ewald O., Das Weib in Nietzsches Philosophie.

Nr. 31. Blume F., Martin Greif.

Nr. 33. Reichel E., Heinrich Laube als ‚Salonkritiker'.

Nr. 36. Bewer M., Ein ungelöstes Rätsel Goethes.

Nr. 37. Ilgenstein H., Mörikes Lyrik.

Nr. 38. Jaffé R., Goethe und der Scheinliberalismus.

Nr. 42. Driesmans H., Der alte und der neue Erziehungsroman.

Nr. 52. Felder E., Stefan George.

Nr. 53. Spiero H., Theodor Fontane als Schauspielkritiker.

34. Jahrgang. Nr. 13. Bienenstein K., Otto von Leitgeb.

Nr. 14. Achelis Th., Romantische Züge bei Nietzsche.

Nr. 18. Jaffé R., Zum Schillertage.

Berger H. v., Tragödie, Chor und Monolog. Gedanken eines Suchenden.

Nr. 23. Hoffmann K., Dehmels Gedankendichtung.

Nr. 26. Bienenstein K., Die Wahrheit über Nietzsche.

Nr. 27. Achelis Th, Fichte als nationaler Erzieher.

Nr. 29. Wentorf O., Lessings Laokoon.

Nr. 33. Jaffé R., Peter Cornelius.

De Gids.

Mai. Viotta, Schiller en de Toonkunst.

Juni. Symons, Nederlandsche Schiller-Feier.

Die Grenzboten.

63. Jahrgang. 1904. Nr. 30. Peiser G., Ein komisches Epos Friedrichs des Großen [La guerre des Confédérés].

Nr. 47. 48. Wülcker B., Von alten Büchern. Ein Kritiker aus dem 18. Jahrhundert [Christian Ludwig Liscow].

64. Jahrgang. Nr. 9. Ohlert K., Die Hohenzollern bei Goethe.

Nr. 18. Bruchmann K., Schiller: Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes.

Nr. 21. 22. Eckardt J. H., Die moralischen Wochenschriften. 1. Die ältesten deutschen Nachahmungen. 2. Das goldene Zeitalter der moralischen Wochenschriften in Deutschland.

Nr. 23. 25. Johannes Mathesius.

Nr. 27. Ref K., Kant und die Musik.

Nr. 29. 30. Ohlert K., Der Zweikampf bei Goethe.

Nr. 35. Bauch B., Fichtes Auffassung von der akademischen Freiheit.

Literarischer Handweiser zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge.

43. Jahrgang. Nr. 1. Wurm A., Niedersächsische Volkskunde [Jostes: Westfälisches Trachtenbuch; Andree: Braunschweiger Volkskunde].

Nr. 4. Hülskamp F., Zum jüngsten ‚Büchmann‘ [22. Auflage. 1905]. — Mit Ergänzungs-Vorschlägen.

Nr. 10. 12. 14/16. Wurm A., Unsere Zeitschriften für allgemeine Kultur. — I. Literarisch gerichtete Zeitschriften. II. Vertreter des Idealismus und eines wissenschaftlich gestimmten Realismus. III. Kulturzeitschriften für Familien. Religiös interessierte Kulturblätter. IV. Organe für Politik.

Nr. 13. Arens E., Zur Schiller-Literatur [Besprechung von achtzehn Werken].

Heimgarten.

29. Jahrgang. Heft 6. Ganser A., Robert Hamerling und der Okkultismus.

Heft 8. Rosegger, Wie ich Schillers Werke kennen gelernt habe.

Burggraf J., Predigt über Schillers Räuber.

Heft 12. Hörmann L., Franz Stelzhamer als Prosaist.

Die Hilfe. Herausgeber: F. Naumann.

11. Jahrgang. Nr. 15. Tönnies F., Schiller und der Genius seiner Zeit.

Nr. 17. Tönnies F., Schiller als Zeitbürger.

Nr. 18. Drill R., Schillers Idealismus.

Hochland.

1. Jahrgang. 1904. Heft 9. Witkop Ph., Detlev von Liliencron.

Eggert E., Noch einmal: Eduard Mörikes Frau. — Vgl. Euphorion 11, 667.

Heft 11. Baumgartner M., Fr. W. Jos. von Schelling.

Heft 12. Eggert-Windegg W., Eduard Mörike.

2. Jahrgang. Heft 1. 2. Ettlinger M., Friedrich Hebbels Welt- und Kunstanschauung.

Heft 8. Muth K., Schiller im 20. Jahrhundert.

Heft 9. Schneidewin M., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Ettlinger M., Gervinus als Literarhistoriker.

Gracht E. v. d., Die Gräfin Hahn-Hahn in niederländischer Beleuchtung.

Heft 10. Spahn M., Ungedruckte Briefe von Friedrich von Schlegel.

Heft 11. Schmid F. A., Ein Glaubensphilosoph (Friedr. Heinrich Jacobi).

Ettlinger M., Hermann Lingg.

Im deutschen Reich.

10. Jahrgang. Nr. 1. 2. Levy A., Der ewige Jude — kein Jude!

Nr. 3. 5. 6. 7/8. Landau R. (†), Der Jude im deutschen Drama seit Lessing.

Preußische Jahrbücher.

117. Band. 1904. Heft 1 (Juli). Rowe E., Stehely & Comp. — Schildert die Berliner Konditoreien, vornehmlich die im Titel genannte, auf Grund der Berichte von Joel Jacoby (1833), Saß (1846) und Eduard Beurmann (Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt. 1837). — S. 98/106 eine Biographie Beurmanns, dessen Geburts- und Todestag hier zum erstenmal festgesetzt werden: 14. April 1804 und 16. Februar 1883.

Heidenhain F., Das Frauenzimmer. Ein Nachwort. — Gegen Seidenadels Dissertation ‚Frauenzimmer‘. Eine wortgeschichtliche Studie (1903).

Heft 2 (August). Müsebeck-Metz, Ernst Moritz Arndts Stellung zum friderizianischen Preußen und zur französischen Revolution.

Heft 3 (September). Consentius E., Die Berliner Zeitungen während der französischen Revolution. Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staats-Archives.

Todt C., Luthers Romreise.

118. Band. Heft 1 (Oktober). Hermann O., Der Turnvater Jahn. Nach Papieren des königlichen Hausarchivs. — Eine Charakteristik Jahns aus der Feder eines anonymen Zeitgenossen [Bernhardi; auszüglich bereits in Eulers Jahn-Biographie 1881 abgedruckt. Vgl. Hermanns ‚Erklärung' in Heft 2, November, S. 341] und fünf Briefe Jahns (4 an Fürst Wittgenstein 1819/25, 1 an den Geh. Rat Dr. Dieffenbach 1842) bilden den Kern des Aufsatzes.

Heft 1. 2. Ewald A., Beiträge zur Kulturgeschichte der Farben. Hinterlassene Schriften [herausgegeben von J. R. Ewald].

Heft 3 (Dezember). Bonus A., Zur Charakteristik Gottfried Kellers. — Im Anschluß an dessen Briefwechsel mit Storm.

Notizen und Besprechungen. Bonus A., Reuter: Die Dichtung I/IX.

119. Band. Heft 1 (Januar) 1905. Blocher E., Das deutsche Lied in welschem Gesang. — Kommt zu dem Ergebnis, ‚daß vom ästhetischen Standpunkt betrachtet die französische Nachahmung deutscher Lieder im ganzen eine höchst unerfreuliche Erscheinung ist. Zumal für ein deutsches Ohr klingen diese übersetzten Lieder, sobald sie gesungen werden, fast alle widerwärtig . . .'

Ipsen A., Nordischer Naturalismus und seine Überwindung.

Notiz. Vollmer H., Paradiesvogel und Phönix. (Zu Goethes Götz von 1773 I 5 und II 9.)

Heft 2 (Februar). Bonus A., Zur Biologie des Märchens.

Bonus A., Ernst: Des Knaben Wunderhorn . . . neu herausgegeben (1905); Stierling: Von Rosen ein Krenzelein.

120. Band. Heft 2 (Mai). Hartmann A. v., Schiller als Denker.

Heft 3. (Juni). Bonus A., [Adolf] Menzel und Meunier. — Im Anschluß an A. Dresdner, Der Weg zur Kunst (1904).

Meusel F., Friedrich der Große als historisch-politischer Schriftsteller (unter Mitteilung des neuentdeckten Avant Propos zur Histoire de mon temps).

Notizen und Besprechungen. Bolin W., Die Jubiläumsausgabe von Goethes Werken. — Becker W., Adalb. Stifter: Studien. Neue vollständige Taschenausgabe. — 121. Band. Heft 1 (Juli). Conrad H., F. Th. Vischer: Shakespeare-Vorträge 4. 5. Band.

121. Band. Heft 2 (August). Literatur. Metz A., Köster: Briefe der Frau Rat Goethe; Holzmann: Aus dem Lager der Goethe-Gegner; Bernh. Rud. Abeken: Goethe in meinem Leben.

Janus. Studien und Kritiken für Freunde der Literatur. Jauer 1904.

Barthel G. E., Nikolaus Lenau und Julius Sturm.

Brieger-Wasservogel L., Ibsen als Satiriker.

Clemenz B., Gerhart Hauptmann in neuer Beleuchtung.

Fuchs R., F. G. Klopstock und sein Einfluß auf die österreichische Literatur.

Ch. D. Grabbe. Ein Brief an Goethe.

Hentschel K. J., Das Demetriusfragment; Marie von Ebner-Eschenbach; Martin Greif.

Koch M., Wagneriana; Zur Grillparzer Literatur.

Krauß R., Eduard Mörike und die Münchner.

Nase O., Adalbert Stifter. Seine Heimat und seine Naturbilder.

Necker M., Marie Ebner und die Kunst.

Reinhold H., Grabbe der Mensch.

Sauer A., Über das Zauberische bei Grillparzer. (Drahomira. Medea. Libussa.)

Schüler G., Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Tardel H., Die Frau in der Lyrik Chamissos.

Thumser K, Anzengruber als Volkserzieher.

Tielo A. K. T., Eduard Mörike; Graf Moritz von Strachwitz; Richard Dehmel.
Viator, Goethe und die Engländer.
Weddigen O., Lord Byrons Einfluß auf die deutsche Literatur.
Weidling F., Drei deutsche Psyche-Dichtungen.
Weiß A., Adam Mickiewicz und die polnische Literatur in Deutschland.
Zuchhold H., Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz.
Die Weinholdsche Strachwitz-Ausgabe
Nikolaus Lenaus Selbstbekenntnisse.

Die Jugend (München).

1904. Nr. 23. Liliencron-Nummer.
Nr. 53. Gerhard Hauptmann-Nummer. Darin: Hirschfeld G., Ein Winterbild in Schreiberhau. — Steiger E., Aus dem Beichtstuhl des Dichters. — Gystrow E., Schlesien.

Kalender des deutschen Schulvereins auf das Jahr 1905.

19. Jahrgang. Heer J. C., Aus der Werkstatt des Schriftstellers.
Christel F., Robert Reinick. (Zu seinem 100. Geburtstage.)

Thüringer Kalender 1904.

Bornemann G., Mit Goethe auf dem Inselsberg.

Die Kultur (Wien).

5. Jahrgang. 1904. Heft 2/4. Helfert Jos. Frhr. von, Erlebnisse und Erinnerungen VI.
Heft 4 Reichreiter M., Eduard Mörikes Lyrik
Schwalm K., Adalbert Stifter als Schulmann.
Linde O. zur, Karl Philipp Moritz in England.
6. Jahrgang. Heft 2. Pfeiffer M., Schiller. Zum Jahrhundertgedächtnis seines Todes.
Mell M., Wilhelm Waiblinger.
Senfelder L., Aus Alt Wiens längst vergangener Zeit.
Heft 3. Schönbach A. E., Das Schillerdenkmal Cottas [dessen Jubiläumsausgabe der Werke Schillers].
Kummer K. F., Beda Weber. Ein Charakterbild aus dem vormärzlichen Österreich. — Im Anschluß an Wadernells Buch.

Deutsche Kultur. Monatsschrift, herausgegeben von H. Driesmans. Berlin, Deutscher Kulturverlag.

1. Jahrgang. Heft 2. Aus Friedrich Albert Langes Schillerrede von 1859.
Heft 5 Gleichen-Rußwurm A. v., Schillers Weltanschauung. Festrede.
Kieser O., Goethe und die Kinderwelt.

Kunstwart.

17. Jahrgang 1904. Heft 24. Mörike-Heft. A[venarius], Mörikes Lyrik.
Stern Ad., Mörikes Prosa.
Batka R., Mörike und die Musik.
Krauß R., Mörike im Bilde.
18. Jahrgang. Heft 1. Wolfsberg V. v., Litzmann über Goethe. Zu Sachen der Erziehung zum Kunstgenuß.
Heft 2. Schultze K., Hebbels Tragik.
Heft 8. A., Wie feiern wir Schiller?
Heft 15 (Schillerheft). Kühnemann E., Zum 9. Mai 1905.
Stern A., Schiller im Spiegel des neunzehnten Jahrhunderts.
A[venarius] Schillers Gedichte und die Phantasie.

Gregori F., Schiller und die Bühne von heute.
Batka R., Schiller und die Musik.
Schüz A., Die Musik zu Schillers Dramen.
Rundschau. Diederich F., Neue Bücher und Sammelwerke über Schiller.
K., Neue Schiller Ausgaben

Allgemeines Literaturblatt.

XIII. Jahrgang. 1904. Nr. 5. Schönbach A. E., Unger: Steirischer Wortschatz.
Nr. 15. H. M., Fuchs: Johann Gabriel Seidl.
Nr. 16. Wackernell J. E., Schmidt: Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas.
Nr. 19. v. Helfert, Hein: Adalb. Stifter.
Nr. 23. Schnürer F., Bartels: Geschichte der deutschen Literatur. 2. Band.
XIV. Jahrgang. Nr. 1. Schönbach A. E., Gundelfinger: Cäsar in der deutschen Literatur.
Wackernell J. E., Ernst: Lessings Leben und Werke.
Nr. 2. Wl., Kummer-Stejskal: Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur.
Nr. 3. Schönbach A. E., Geiger: Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtsspielen (1904).
Nr. 5. Schönbach A. E., Kircheisen: Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland.
Nr. 11. L., Adolf Pichler: Aus Tagebüchern. 1850/1899.

Deutsche Literaturzeitung.

XXV. Jahrgang. 1904. Nr. 21. Werner R. M., Bornstein: ‚Hebbels Herodes und Mariamne.' — Dazu P. Bornsteins ‚Erklärung' in Nr. 38 Sp. 2298 f.
Nr. 22. Schultz F., Hügli: Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker.
Nr. 23. Meyer R. M., Muschner-Niedenführ: Cäsar Flaischlen.
Nr. 24. Greyerz O. v., Nußberger: Der Landvogt von Greifensee und seine Quellen. Eine Studie zu Gottfried Kellers dichterischem Schaffen.
Nr. 27. Geffcken J., Lesson: Immermanns Alexis.
Nr. 28. Witkowski G., Holzmann: Aus dem Lager der Goethe-Gegner.
Nr. 29. Werner R. M., Knögel: Voß' Luise usw.
Nr. 30. Michel H., Neuenheuser: Matin Opitz im Hinblick auf seine Behandlung der Natur.
Martin E., Dreyer: Frz. von Kobell.
Nr. 31. Bleuler-Waser H., v. Schultheß-Rechberg: Frau Barbara Schultheß usw.
Biese A., Linke: Poesiestunden ... Die deutsche Dichtung usw.
Nr. 33. Biese A., Litzmann: Goethes Lyrik,
Nr. 34. Meyer R. M., Ederheimer: Jakob Boehme und die Romantiker.
Nr. 37. Weilen A. v., Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.
Nr. 38. Walzel O. F., Frey: Wilh. Waiblinger.
Nr. 40. Werner R. M., Lex: Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist.
Nr. 42. Consentius E., H. W. v. Gerstenbergs Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung 1767/71. Herausgegeben von O. Fischer. — Vgl. O. Fischers Entgegnung und die Antwort von E. Consentius in Nr. 50 Sp. 3072/4.
Nr. 43. Haguenin E., Baldensperger: Goethe en France — Mit ausführlicher Inhaltsangabe.

Nr. 45. Pniower O., Schmitt: Die Chronik von Morea als eine Quelle zum Faust.

Nr. 46. Meyer R. M, Spitzer: Herm. Hettners kunstphilosophische Anfänge und Literarästhetik.

Nr. 47. Werner R. M.: Czerny: Sterne, Hippel und Jean Paul.

Nr. 48. Köster A., Minor: Goethes Fragmente vom ewigen Juden usw.

Nr. 49. Geiger K., Erman Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten. — Mit einigen Nachträgen.

Böhme R., Werner-Bloch: Hebbel-Kalender für 1905; Hebbel: Ausgewählte Werke, herausgegeben von R. Specht.

Nr. 50. Schmidt E., Köster: Die Briefe der Frau Rat Goethe.

Nr. 51/52. Minde-Pouet G., Heinr. von Kleist: Briefe an seine Schwester, herausgegeben von S. Rahmer. — Abgelehnt.

XXVI. Jahrgang. Nr. 1. Minor J., Schiller: Werke, herausgegeben von E. v. d. Hellen. 1. 4. 6. 7. 9. 10. Band.

Nr. 2. Mayne H., [4 Schriften über Mörike von: Eggert-Windegg, Landsberg, Ebner und Kühl].

Nr. 3. Joachimi M., Alt: Schiller und die Brüder Schlegel.

Nr. 4. Hüffer H., Busse: Annette von Droste-Hülshoff.

Nr. 6. Bömer A., Brecht: Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum.

Nr. 8. Weilen A. v., Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert; Lothar: Das deutsche Drama der Gegenwart.

Nr. 9. Michel H., Handschin: Das Sprichwort bei Hans Sachs.

Nr. 12. Kopp A., Enders: Zeitfolge der Gedichte und Briefe Joh. Chn. Günthers.

Nr. 13. Werner R. M., Gschwind: Die ethischen Neuerungen der Früh-Romantik.

Nr. 14. Walzel O. F., Koldewey: Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck.

Nr. 16. Mayne H., Hartmann: Schillers Jugendfreunde.

Nr. 18. Köster A., Fulda: Schiller und die neue Generation.

Nr. 19. Wukadinović Sp., Hirzel: Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern.

Walzel O. F., Gust. Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. Herausgegeben von E. Tempeltey.

Nr. 22. Meyer R. M., Rouge: F. Schlegel et la genèse du romantisme allemand; Rouge: Erläuterungen zu F. Schlegels Lucinde.

Nr. 23. Reuter F., Fries: Platen-Forschungen.

Nr. 24. Jahn K., Klinke: E. T. A. Hoffmanns Leben und Werke; v. Müller: Das Kreislerbuch.

Nr. 25. Meyer R. M., Fröberg: Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jahrhundert.

Nr. 26. Werner R. M., Becker: Kleist and Hebbel.

Nr. 27. Baumeister A., Kühnemann: Schiller.

Nr. 30. Drescher K., Geiger: Hans Sachs als Dichter.

Nr. 33. Werner R. M., Schian: Der deutsche Roman seit Goethe; Du Moulin Eckart: Der historische Roman in Deutschland.

Nr. 35. Funck H., Vogt: Der goldene Spiegel und Wielands politische Ansichten.

Nr. 36. Hock St., Kosch: Adalbert Stifter und die Romantik.

Nr. 37. Schmidt F. G. G., Heller: Studies in Modern German Literature.

Internationale Literatur- und Musikberichte.

11. Jahrgang. Nr. 22 Meßner W., Goethes Naturanschauung.
Nr. 23. Jellinek J., Wilhelm Waiblinger.
12. Jahrgang. Nr. 9. Rubinstein S., Zu Schillers inneren Lebensphasen.
Floch S., Schiller-Kompositionen.
Nr. 15. Kreowski E., Persönliche Erinnerungen an Hermann Lingg.

Populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur **Belehrung** über das **Judentum.**

25. Jahrgang. Heft 4. Schiller als Prediger unserer Ideale.
Heft 6. Schiller und die Juden.

Süddeutsche Monatshefte.

I. Jahrgang. 1904. Heft 6. Weingartner F., Ein künstlerisches Erlebnis [Karl Spitteler].

Heft 7. Aus Adolf Pichlers Tagebüchern.

Heft 10. Güntter O., Ungedruckte Briefe von Eduard Mörike und Wilhelm Waiblinger (1821/2). — Mörike an Waiblinger; 2 Briefe von Waiblinger an Friedrich Eser.

Heft 12. Güntter O., Liebesbriefe von Wilhelm Waiblinger [an Julie Michaelis 1824].

II. Jahrgang. Heft 1. Cornelius C. M., Ungedruckte Briefe Peter Cornelius' und Richard Wagners.

Heft 5. Weitbrecht K., Rede bei der Einweihung des Schiller-Museums in Marbach am 10. November 1903.

Heft 6. Drei Briefe von Adalbert Stifter an seinen Freund, den Maler Heinrich Bürkel [1860. 1861. 1867].

Cornelius Peter, Aus meiner Erinnerungsmappe. Mitgeteilt von C. M. Cornelius.

Hausegger Siegmund von, Kinder- und Jugendjahre in Graz.

Heckel K., Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner. Mitteilungen und Betrachtungen.

Heft. 7. Hannikels letzte Lebenstage. Mitgeteilt von E. Eggert. — Relation von dem katholischen Pfarrer Anton Reininger aus Espasingen über die drei letzten Lebenstage des berüchtigten Räuberhauptmannes Jakob Reinhard, genannt Hannikel, hingerichtet am 17. Juli 1787. Vgl. Herm. Kurz, ‚Schillers Heimatsjahre'.

Brief Friedrich Theodor Vischers an Joachim Raff [Tübingen 1855 Januar 12].

Eine neue Jean Paul-Ausgabe [Äußerungen von Frz. Muncker und Aug. Sauer zu Jos. Müllers Anregung X im 5. Heft].

Heft 8. Frey A., Conrad Ferd. Meyer.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

13. Jahrgang. 1904. Heft 12. Gebhardt B., Caroline von Humboldt.
14. Jahrgang. Heft 3. Höffner J. Goethe und das Weimarer Hoftheater.
Heft 5. Freyhold E. v., Johann Guittienne [Reuters ‚Franzos' in der ‚Festungstid', geb. 1809, † 1889. Hinterlies Memoiren, 1886 begonnen. In vorstehendem Aufsatze benutzt].
Heft 9. Höffner J., Die Frauen in Schillers Leben.
Gleichen-Rußwurm A. v., Schiller-Andenken. Ein Blick in das Museum von Greifenstein.

Westermanns Illustrirte deutsche Monatshefte.

48. Jahrgang 1904. Nr. 9. Blumenthal M., Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen von Ense. Mit einer bisher ungedruckten Biographie Wilhelm von Humboldts von Varnhagen.

Nr. 12. Gränz F., Goethe und die Naturwissenschaft der Gegenwart.
49. Jahrgang. Nr. 1. Jacobs E., Aus Gottfried Kellers Berliner Zeit.
Fischer K., Eduard Mörike als Lyriker. Mit [2] ungedruckten Gedichten Mörikes.
Nr. 2. Stern H., Nietzsche und die Frauen.
Nr. 5. Hermann H., Probleme in Arthur Schnitzlers Dichtungen.
Körner F., Richard Wagner und Peter Cornelius.
Nr. 6. Kappstein Th., Emil Frommel. Ein Charakterbild nach dem Leben.
Warncke P., Fritz Reuters Anfänge. Mit zwei bisher unbekannten Bildnissen Fritz Reuters und seiner Frau.
Nr. 8. Harnack O., Schiller in drei Jahrhunderten.
Bobé L., Das Stammbuch des Karlsschülers Jakob Rieter [Kupferstechers und Porträtmalers, 1780/81 auf der Karlsschule. Das Stammbuch im Besitze der k. Bibliothek zu Kopenhagen].
Nr. 9. Achelis Th., Kurd Laßwitz. Ein Dichterphilosoph der Gegenwart.
Vickers E., Das Gervinussche Ehepaar. Mit unveröffentlichten Briefen von Gervinus und Ferd. Gregorovius. Erinnerungsblätter zu Gervinus' 100. Geburtstag (20. Mai 1904).
Nr. 10. Pagenstecher K., Josef Lauff, seine Dichtungen und seine Heimat.
Nr. 11. Buchner E., Ricarda Huch.
Nr. 12. Meyer Ch., Agnes Bernauer im Lichte der neuesten geschichtlichen Forschung.

Deutsche Monatsschrift.

3. Jahrgang. 1904. Heft 9. Böckel F., Detlev von Liliencron als Lyriker.
Heft 10. Bartels A., Wilhelm von Polenz.
Gebhardt B., Wilh. v. Humboldt als Unterrichtsminister.
Heft 12. Krauß R., Eduard Mörikes Liebesleben.
Steinhausen G., Verstand und Gefühl im 18. Jahrhundert.
4. Jahrgang. Heft 1/2. Weinel H., Richard Wagner und das Christentum.
Heft 3. Manz G., Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert [Martersteig].
Spiero H., Über Heinrich von Treitschke. Parallelen und Ausblicke.
Heft 7. Busse C., Theodor Fontanes' Nachlaß.
Heft 4. Busse C., Über Hans Hopfen.
Heft 5. Biese A., Frau Aja.
Heft 6. Bartels A., Ernst von Wildenbruchs 60. Geburtstag.
Heft 8. Kühnemann E., Friedrich Schiller bei der 100. Wiederkehr seines Todestages 9. Mai 1905.
Bartels A., Schiller in der Gegenwart.
Heft 8. 9. Krauß R., Schiller-Jubiläums-Literatur.
Heft 9. Bartels A., Adolf Stern, zu seinem 70. Geburtstage.
Gaede U., Schiller und die ästhetische Erziehung.
Heft 10. Kraeger H., Schiller und Carlyle.
Korodi L., Schiller in Siebenbürgen.
Heft 11. Gurlitt L., Hebbels Bedeutung als Erzieher.

Die Nation.

21. Jahrgang 1904. Nr. 37. Heilborn E., Von Storm und Keller.
Nr. 39. Meyer R. M., Friedrich von Logau.
Mehring S., Ist der neue Schillerfund echt?
22. Jahrgang. Nr. 1. Meyer R. M., Wiener Feuilletons.
Fitger A., Schillers Menschenfeind. Prolog zu Schillers Menschenfeind.
Nr. 7/8. Fitger A., Hinterlassene Übersetzungen Otto Gildemeisters.
Nr. 8. David J. J., Karoline von Humboldt.

Nr. 12. Barth Th., Otto Gildemeister als Erzieher.
Nr. 12/14. Otto Gildemeister, Aus unveröffentlichten Briefen.
Nr. 15. Fitger A., Paul Heyse als Übersetzer.
Nr. 18. Meyer R. M., Goethes Überkunft.
Nr. 19. Platzhoff-Lejeune, Nietzsches Leben.
Nr. 21. David J. J., Hartleben.
Nr. 22. Poppenberg F., Fontane-Briefe.
Welti H., Richard Wagner und kein Ende.
Nr. 32. David J. J., Schiller.
Herzog A., Schiller und die Griechen.
Nr. 33. Barth Th., Epilog zur Schillerfeier.
Nr. 38. Poppenberg F., Weimar und kein Ende.
Nr. 39. Meyer R. M., Hermann Lingg.

Nord und Süd.

28. Jahrgang. 1904. Juni. Beck Karl, Zu Gaste. Aus dem Nachlasse.
August. Rover J., Das Ewig-Weibliche als erziehlicher und schöpferischer Faktor in Goethes Leben und Dichten.
Krause A. F., Ricarda Huch.
November. Funck H., Ein Brief von J. M. R. Lenz an J[oh.] K[aspar] Hirzel [Schloß Hegi 1777 November 9].
29. Jahrgang. 1905. Januar. Spiero H., Das Kunstwerk Paul Heyses.
März. Wesseln K., Die erste Prosafassung von Goethes Iphigenie und die vollendete Dichtung.
April. Bienenstein K., Hans Benzmann.
Kleiber L., Über Goethes Zwischengesang zur Logenfeier des 3. September 1825.
Mai. Goldschmidt K. W., Karl Spitteler.
Berger A. E., Schillers Beruf.
Juni. Krieg M., Helene Böhlau.
Geiger L., Max Waldau und Adolf Stahr.
Juli. Stauf v. d. March O., Michael Georg Conrad.
[12] Briefe Karl von Holteis an Prof. J. Caro [1870/71].

Ost und West.

4. Jahrgang 1904. Heft 10. Hirschberg L., Bettina und die Juden.
5. Jahrgang. Heft 5. Saphra B., Schiller in hebräischem Gewande.

Revue critique d'histoire et de littérature.

38. Jahrgang 1904. Nr. 31/32. A. C., Petzet: Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik.
Nr. 46. A. C[huquet], Litzmann: Goethes Lyrik; Baldensperger: Goethe en France; Schiller, Pages choisies avec une introduction par L. Roustan; Gundelfinger: Caesar in der deutschen Literatur.
Nr. 47. Chuquet A., Wolkan: Die Lieder der Wiedertäufer; Goebel: Herder und Schleiermacher; Bürkner: Herder; Sittenberger: Grillparzer; Lessson: Immermanns Alexis; Ifflands Briefe an seine Schwester Louise usw.; Goethe-Jahrbuch XXV.
N. 48. Chuquet A., Georgy: Die Tragödie F. Hebbels.

La Revue de Paris.

1905, 1. März bis 1. Mai. Richard Wagner, Lettres de Paris et de Vienne (1859/62).

Revue politique et littéraire.

1904. Nr. 10. Prod'homme J.-G., Richard Wagner et le poète G. Herwegh.

Deutsche Revue.

29. Jahrgang. 1904. Juni. Gottschall R. v., Erinnerungen an Carl von Holtei.

August. Wolff E., Goethe als Süddeutscher.

Oktober 1904 bis Juli 1905. Oncken H., Aus den Jugendbriefen Rudolf von Bennigsens.

Oktober. Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes. Herausgegeben von seinem Sohne F. v. Ranke (Fortsetzung).

Josten J., Ist Gottfried Kinkel zum Tode verurteilt worden? — Dazu Dezemberheft

Gottschall R. v., Erinnerungen an Roderich Benedix [vornehmlich aus den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts].

November. Haucke O., Sein letztes Drama. Eine Erinnerung an Gustav zu Putlitz.

30. Jahrgang. 1905. Februar. Wrede F. Fürst v., Die Entwicklung des Staatsromanes.

März. Lazarus N., Menzel im Rütli.

April. Jacobsen M., Zur Geschichte der Hegelschen Philosophie und der preußischen Universitäten in der Zeit von 1850 bis 1860. (Aus Briefen des Ministerialrats Johannes Schulze an Karl Rosenkranz.)

Mai. Gottschall R. v., Schiller im Urteil seiner Gegner.

Mai, Juni, Juli. Ziegler Th., Zur Biographie von David Friedrich Strauß.

Juni. Baumgarten P. v., Goethes Naturstudien, insbesondere in Darwinistischer Beleuchtung

Lazarus N., Zur Geschichte der Schillerstiftung. [Vornehmlich über die Teilnahme von Moritz Lazarus an der Entstehung und Ausbreitung.]

Juli. Berner E., Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen. Nach meist ungedruckten Papieren.

Friederike Goßmann Gräfin Prokesch-Osten, Aus meinem Leben. Eine kleine Plauderei.

La Nouvelle Revue.

1 Janvier 1905. Péladan, Mathilde Wesendonck et Tristan et Yseult.

Österreichisch-Ungarische Revue.

31. Band. Heft 5/6. Fuchs K., Joh. Gabr. Seidl.

Prack A., Goethe und Leibniz.

32. Band. 1904. Heft 1. Keim Franz, Meine Erinnerung an Friedrich Hebbel.

Heft 3/4. Prack A., Goethe und die Seelenfrage.

Heft 5. Marschner F., Die deutsche Liedweise. Eine Studie über die Forschungsergebnisse von H. Rietsch. — Dazu H. Rietsch in Heft 6. S. 355/57.

33. Band. Heft 1. Münz B., Schiller in Österreich.

Heft 2. Prack A., Goethe über Schelling.

Ruthenische Revue (Wien).

2. Jahrgang. 1904. Nr. 21/23. Lewickyj W., Der Hetman Iwan Mazepa in der deutschen Literatur.

Die Rheinlande. Düsseldorfer Monatshefte für deutsche Art und Kunst.

4. Jahrgang 1904. Heft 12. Hesse H., Eduard Mörike.

5. Jahrgang 1905. Heft 5. Schäfer W., Zum Schillertage.

Heft 5. 6. Scheibler L., Franz Schuberts Kompositionen Schillerscher Texte.

Deutsche Rundschau (Berlin).

30. Jahrgang 1904. Heft 10. Schmidt E., Goethe und Straßburg. Festrede nach der Enthüllung des Denkmals am 1. Mai 1904.

Heft 10. 11. Wertheimer E., Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813. Nach neuen Quellen. — Wichtig für Josef von Hormayr.

Heft 11. 12. Aus dem Tagebuche des Grafen Josef Alexander von Hübner. — Januar bis August 1858.

Heft 11. Suphan B., Ein Epilog aus Goethes Archiv zur Enthüllung von Goethes Standbild in Rom.

[11] Briefe des Kanzlers Friedrich von Müller an Wasily Andrejewitsch Joukowsky [1828 April 27 bis 1848 August 12. Mit Auslassungen]. Herausgegeben von Adelh. v. Schorn.

Krebs C., Kalbeck: Johannes Brahms; Glasenapp: Das Leben Rich. Wagners. 3. Auflage. 3. Band. 1. Abteilung.

Heft 12. Golz B., Eduard Mörike. Zu seinem 100. Geburtstag.

Ungedruckte Gedichte Lenaus an Emilie Reinbeck. — ‚Ich hab es lange schon gewußt'; Mit Orangen ‚Hier bring ich süße Früchte'.

31. Jahrgang. Heft 1. Bernheim E, Entstehung und Bedeutung der deutschen Kaisersage.

Ungedruckte Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. — 1. Hochzeitscarmen ‚In des Pelikanes oberstem Raum'. 2. Jesaias 44, 22 ‚Jede Regung und Bewegung'. 3. Heilige Bläue ‚O du heil'ge Bläue'. 4. Leben ‚Worüber trägst du, meine Seele, Leid?'.

Helmolt H., Friedrich Ratzel.

Heft 3. Kühnemann E., Über die Stellung von Schillers ‚Räubern' in der Weltliteratur [„nicht die Nachwirkung der ‚Räuber', sondern ihre Vorbereitung in der Weltliteratur" wird darzustellen gesucht].

Platzhoff Lejeune E., Die jungschweizerische Dichterschule. — Jos. Vikt. Widmann, Karl Spitteler, Arn. Ott, J. C. Heer (vgl. dessen Erklärung in Heft 6, S. 475), Ernst Zahn, Jak. Boßhart, Meinrad Lienert, Adolf Vögtlin, Walter Siegfried, Fritz Marti usw.

Heft 4. Kohlrausch R., Schillers ‚Braut von Messina' und ihr Schauplatz.

Heft 5. Ellinger G., Ernst von Wildenbruch (geb. 3. Februar 1845). Zu seinem 60. Geburtstage.

Ein Brief von David Friedrich Strauß [an Magdalena Hagendorff in Bremen, Heilbronn 1844 Juni 8]. Mitgeteilt von K. Hampe.

Heft 6. Schulz H., Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller. Eine Nachlese. — Aus dem Briefwechsel des Herzogs mit seiner Schwester und mit Baggesen (S. 348 dessen Brief vom 11. November 1791); Brief Friedr. Nicolais an den Herzog (1793 März 13. S. 362 f.).

Meyer R. M., H. Rollett: Begegnungen (1903).

Heft 7. Ein ungedruckter Entwurf Richard Wagners zu einer Operndichtung, nebst Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von H. Ermisch. — ‚Die Bergwerke zu Falun. Oper in drei Akten'. Paris, 5. März 1842. Stofflich angelehnt an E. T. A. Hoffmanns Bearbeitung der Sage. — Im Anhang zwei Briefe von Wagner: an Conrad Löffler in Wien (1846 Mai 20) und an Musikdirektor August Röckel (1847 August 21).

Heft 7. 8. 9. 10. Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von Marie von Ebner-Eschenbach.

Heft 7. 8. Gercke A., Die Entstehung des ‚Don Karlos'.

Heft 8. Schmidt E., Aus Schillers Werkstatt.

Aus Friederike Bruns Tagebuch. Mitgeteilt von Louis Bobé. — I. Tagebuchaufzeichnungen aus Karlsbad. Juni bis Juli 1795 (S. 236 f. Zusammentreffen mit Goethe). — II. Tagebuchaufzeichnungen aus Jena und Weimar Juni 1795. Herder und Wieland.

Friedländer M., Kompositionen zu Schillers Werken.

Rodenberg J., Schiller und Berlin. — S. 294 f. Brief Charlottes von Schiller an Friedrich Delbrück (1806 Mai 19).
Heft 9. Fester R., Schiller und das Jahrhundert.
Weißenfels R., Neuere Schillerliteratur.
Heft 10. Aus dem Frankfurter Parlament. Briefe des Abgeordneten Ernst von Saucken-Tarputschen [an seine Gattin Pauline, geb. von Below 1848 Mai 21 bis Dezember 13. Im Anhang ein Brief an seinen Sohn Kurt 1852 Februar 8]. Herausgegeben von G. v. Below.
Kappstein Th., Adolf Harnack.
Heft 11. 12. Kurz Isolde, Erinnerungen an Hermann Kurz. — I. Erster Stuttgarter Aufenthalt. Mörike. II. Der Dichterkreis um Alexander von Württemberg. III. Schwarz-Rot-Gold. IV. Das Brunnowsche Haus. V. Heirat.

Deutsche Rundschau. Halbmonatliches Literaturblatt. Red.: R. Huppert. Mährisch-Weißkirchen.
1. Jahrgang. Heft 7. Schaukal R., E. T. A. Hoffmann.
Heft 11. Donath B., Eduard Mörike.

Die neue Rundschau.
XV. Jahrgang der freien Bühne. 1904. Heft 3. 4. Briefwechsel zwischen Friedrich Ritschl und Friedrich Nietzsche. [Herausgegeben von C. Wachsmuth.]
Heft 7. Stoeßl O., Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.
Heft 9. Henrik Ibsens Briefe an Georg Brandes.
Förster-Nietzsche E., Nietzsche über seine Entwicklung.
Heft 11. 12. Brandes Georg, Lebenserinnerungen.
Fontane Theodor, Briefe aus den Tagen Kaiser Friedrichs [1888 März 9 bis Juli 6].
XVI. Jahrgang. Heft 1. Chamberlain H. St., Goethe und Schiller. Eine Einleitung in ihren Briefwechsel.
Servaes F., Der Wille zum Stil.

Österreichische Rundschau. Herausgegeben von A. Freiherrn von Berger und K. Glossy. Verlag von Carl Konegen, Wien.
I. Band. Heft 1. (3. November) 1904. Schönbach A. E., Roseggers Leben Jesu.
Heft 1/10. Meine Jugendzeit. Aus dem Memoiren des Dr. Kajetan Freiherr von Felder.
Heft 1. Kleine Mitteilungen. —o—, Verbotene Legenden [Kosegartens. 1804]. — Aus einem Briefe Kosegartens an Retzer 1804 Oktober 26.
Feuilleton. Glossy K., Grillparzer.
Heft 4. Kosch W., Wilhelm Raabe und Österreich.
Heft 5. Feuilleton. Frankfurter S., Erinnerungen an Theodor Mommsen.
Heft 6. Menzel A., Ein österreichischer Staatsphilosph des 18. Jahrhunderts [Karl Anton von Martini].
Nagl J. W., Die Ortsnamen.
Heft 7. Komorzynski E. v., Christian Felix Weiße (1726 bis 1804). Ein Gedenkblatt.
Heft 8. Berger A. Frhr. v., Kritische Glossen zu Schillers ‚Don Carlos'
Heft 9. Kareis, Goethes Elektrizitätsforschung.
Heft 14. Arnold R. F., Volkstümliche Literaturgeschichte.
Heft 16. Kukula R., Erinnerungen an Hugo Wolf.
Heft 17. Tagebuch-Stellen aus dem Nachlaß von Hieronymus Lorm.
Hevesi L., Mit Ludwig Speidel.
Heft 21. Volkelt J., Die tragische Schuld in Grillparzers Dramen.
Heft 22. Gregori F., Wesen und Wirken der Lyrik.

Leinburg M. v., Andersen in Wien.
Heft 23. Fürst R., Otto von Leitgeb.
Gottlieb A., Herwegh und Schiller.
Heft 24. Schönbach A. E., [Heinrich] Hansjakob. — Abgedruckt im Literarischen Echo 7, 1344 ff.
Heft 26 Zweig E., Schiller und das Recht.
Wiener Briefe an Schiller und seine Witwe. Mitgeteilt von J. Minor. — Karl Friedrich Bouginé an Schiller (Wien 1804 Julius 5): Joseph Bertonitz an Charlotte von Schiller (Wien 1809 April 4). S 603 ff. über den von Schiller angeblich geplanten ‚Attila‘ und andere Schillersche Pläne.
Lessing O. E., Schiller und Grillparzer.
Landsteiner K., Von Marbach nach Weimar. Literarhistorische Studienfahrten
Payer v. Thurn R., Ein österreichischer General [Franz Josef Graf Kinsky] in der Karlsschule [1777].
Berger A. Frh. v., Das Szenische bei Schiller.
Glossy K., Schiller und die Wiener Theaterzensur.
Heft 28. Jodl F., Das Nietzsche Problem.
Heft 31. Bettelheim-Gabillon H., Erinnerungen an Hugo Wolf.
Heft 32. Witkowski G., Goethes ‚Ewiger Jude‘ [im Anschluß an Minors Buch. 1904]
Heft 35. Hock St., Der Literarische Verein in Wien — Besprechung der ersten drei von dem Verein veröffentlichten Bände: Sauer: Grillparzers Gespräche I. II (1904 5); Franz M. Felder: Aus meinem Leben herausgegeben von Schönbach (1904).

Schweizerische Rundschau.

5. Jahrgang. 1904/5 Heft 1. Gyr J., Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester.

Der Türmer.

6 Jahrgang. 1904. Heft 9. Manne H., Heinrich von Kleist.
Heft 12. Krauß R., Eduard Mörike und seine Braut Louise. Mit ungedruckten Briefen Mörikes.
7. Jahrgang. Heft 1. Lienhard F., Bogumil Goltz.
Heft 2. 3. Lienhard F., Herders Iduna.
Heft 3. Storck K., Das geistliche Volkslied und das Kirchenlied der Reformation.
Heft 5. Poppenberg F., Schicksalsdrama.
Mayne H., Neue Literaturgeschichten.
Peter Cornelius. (Autobiographische Skizze.)
Heft 7. Stern Aug., Johann Nestroy und das Wien seiner Zeit.
Heft 8. Berbeck P., Friedrich von Schiller. — Höffner J., Schillers Läuterung. — Kloß E., Schiller als Redakteur. — Schiller und wir. — Lienhard F., Einführung in Schillers Gedankenwelt. — Schillers Tod. — Schiller und das Theater. — Storck K., Schiller und die Musik. — Schiller über Musik — Schiller in der Musik.
Heft 9. Neubauer C. A., Schiller im Urteile der Mit- und Nachwelt.
Bernt F., Wie ich zu Adolf Stern kam. Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstag.
Heft 11. Gerhardt L., Goethe und Clodius.

Über Land und Meer.

47 Jahrgang. Nr. 31. Krauß R., Schiller und Schwaben.
Putlitz Baron z., Wie soll man Schiller inszenieren?
Holthof L., Die geschichtlichen Helden der Schillerschen Bühnendichtungen.

v. Dahlen, Schiller und Piloty.

Müller E., Zwei Briefe des Philosophen und Arztes J. B. Erhard an Schiller.

Landsberg H., Schiller und die Gegenwart.

Die Wage.

7. Jahrgang. 1904. Nr. 32. Wundtke M., Ein Brief Wilhelm Jordans.

Nr. 43. Lothar R., Regieglossen zu Schillers Tell.

8. Jahrgang. Nr. 4. Wiener Köpfe. Emil Marriot.

Nr. 8. Lothar R., Otto Erich Hartleben.

Nr. 19. (Schiller-Nummer.) Necker M., Schiller und unser Dichtergeschlecht.

Orbilius, Schiller und Nietzsche.

Joß V., Steht Schillers Sprache unter dem Einflusse der Musik?

Böhtlingk A., Schiller und die Religion.

Sittenfeld, Freigeisterei der Leidenschaft. (Ein Stück aus Schillers Leben.)

Schillers 100. Todestag in Wien.

Nr. 22. Fürth J., Das literarische Prag. [Besprechungen.]

Nr. 27. Münz B., Hermann von Lingg.

Nr 30. Fürth J., „Die Jungfrau von Orleans“ [Stoff].

Nr. 35. Wohlfeld S. K., Heinrich Bulthaupt.

Wandern und Reisen (Düsseldorf).

2. Jahrgang. Heft 20. Günther F., Die Mundart des Oberharzes. Sprachwissenschaftliche Plauderei.

Wartburgstimmen.

2. Jahrgang. Heft 11. Ebner Th., Margarethe von Speth [nachmals Edu. Mörikes Frau].

Heft 21. 23/24. Benzmann H., Die deutsche Ballade und Romanze. (Mit besonderer Berücksichtigung der modernen Literatur.)

Heft 22. Deecke F., Erinnerungen an Emanuel Geibel.

Literarische Warte.

5. Jahrgang. Heft 8. Schmidt E., Neuerscheinungen zur Grillparzerliteratur.

Heft 9. Kiesgen L., Zu Bruch und Knick. Detlev v. Liliencron.

Greif M., Otto von Leixner als Lyriker.

Heft 11. Schmidt E., Wilhelm Jordan.

Heft 12. Binder H., Eduard Mörike.

6. Jahrgang. Heft 1. 2. Lohr A., Prinz E. von Schönaich-Carolath

Heft 4. Schmidt E., Von zwei Dichterinnen [Annette Droste-Hülshoff und Luise Hensel].

Heft 5. Schneiderwirth M., Ungedruckte Lieder und Briefe von Luise Hensel.

Lohr A., Bogumil Goltz.

Heft 6. Behr M., Adalbert Hanstein. Studie.

Schmidt E., Kleist- und Grillparzer-Studien.

Heft 8. Schmidt E., Schiller und seine Gemeinde.

Dreyer A., Die bäuerlichen Elemente in Schillers Dramen; Schillers Jugendfreunde.

Heft 9. Hamann E. M., Ferdinande Freiin von Brackel.

Behr M., Otto Erich Hartleben.

Heft 11. Braungart R., Herm. von Lingg (†).

Wurm A., Gottfried Keller.

Die Welt (Berlin).

X. 25. Robert Reinick, der Dichter und Maler.

Welt und Haus (Leipzig).

3. Jahrgang. 1904. Heft 37. Eggert-Windegg W., Mörikes helles freundliches Zimmer.

Weichardt C., Mörike, ein Morgendichter.

Selbstgespräch am 12. April 1863. Ein bisher unveröffentliches Gedicht von Eduard Mörike.

4. Jahrgang. Heft 18. (Schiller-Heft.) Engel E., Schiller-Bildnisse.

Weichardt C., Schiller.

Paul G., Schiller und wir.

Kiefer O., Schiller als Dichter der Freundschaft.

Das Wissen für Alle (Wien).

5. Jahrgang. Nr. 19. Horner E., Schiller als Volksdichter.

Gregori F., Eine Rede auf Schiller.

Stern Aug., Schiller als Volkserzieher.

Die Woche.

6. Jahrgang. Nr. 40. Antoine A., Das moderne deutsche Drama in Frankreich.

Das freie Wort.

4. Jahrgang. 1904. Nr. 5. Schmitz B., Zur Erinnerung an Fr. X. Kraus.

Nr. 12. Kronfeld A., Goethe und Haeckel.

Nr. 21. Wie das deutsche Volk Schillers 100. Todestag feiern müßte. — Auch in der Frankfurter Zeitung 1905. Nr. 62.

5. Jahrgang. Nr. 3. Jodl F., Schiller und die Gegenwart. Zur Erinnerung an den 9. Mai 1905.

Die Zeit.

1904. Nr. 502. Stoeßl O., Gottfried Kellers Wohlwollen.

Blei F., Romantikerbriefe [von F. und A. W. Schlegel, Ludwig Tieck und Varnhagen].

Adelt L., Peter Hilles Ende.

Nr. 503. Houben H. H., Jungdeutsche Raritäten.

Nr. 504. Loewenberg J., Detlev von Liliencron.

Hörmann L. v., Hermann von Gilm.

Nr. 505. Fränkel J., Goethes Schwester [Witkowskis Buch].

Nr. 507. Castle E., Johann Gabriel Seidl.

Nr. 509. Horner E., Goethe und [Aug. Ernst von] Steigentesch.

Nr. 511. Michel W., Nietzsches Lyrik.

Nr. 519. Glaß M., Hermann Kurz.

Nr. 521. Fürst R., Die Nachwirkungen Nathans des Weisen.

Nr. 522. Karpeles G., Teplitz in Goethes ‚Novelle'.

Nr. 523. Stoeßl O., Ferd. Kürnberger.

Necker M., Theodor Fontane als Kritiker.

Nr. 524. Komorzynski E. v., Die Entstehung der Zauberflöte.

Nr. 525. Michel W., Clemens Brentano.

[Die ‚Zeit' stellte mit 29. Oktober 1904 ihr Erscheinen ein.]

Die neue Zeit (Stuttgart).

22. Jahrgang. 1903/4. Nr. 33. Die Geschichte einer Zeitung [der ‚Volkszeitung', 1849 als ‚Urwählerzeitung' gegründet].

Nr. 40. Wilhelm Jordan.

Nr. 42. Rüegg R., Zu einer Herwegh-Biographie.

23. Jahrgang. 1904/5. Nr. 22. Ströbel H., Otto Erich Hartleben.

Nr. 31. (Schillerheft.) Kautsky K., Die Rebellionen in Schillers Dramen.

Mehring F., Schillers Einfluß auf Marx, Engels und Lassale.

Allgemeine Zeitung des Judentums.

69. Jahrgang. Nr. 5. Geiger L., Gutzkows Fritz Ellrodt.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

55. Jahrgang. 1904. Nr. 26. Komorzynski E. v., Mulfinger: Ferd. Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde‘.

Nr. 29. F. V., Creizenach: Geschichte des neuern Dramas. 2. 3. Band.

Nr. 30. 37. 47. M. K., Goethe: Werke herausgegeben von K. Heinemann; herausgegeben von E. v. d. Hellen; Schillers Werke herausgegeben von E. v. d. Hellen; Schiller: Don Karlos eingerichtet von E. Kilian.

Nr. 31. M. K., Hartleben: Logau-Büchlein.

Nr. 32. M. M., Chr. Ischyrius: Homulus, publié par A. Roersch (1903).

F–l, Gundelfinger: Caesar in der deutschen Literatur.

Nr. 35. Schneiderritt: Heinrich Zschokke.

Nr. 38. Koldewey: Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck.

Nr. 39. Erman-Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten. — Mit einigen Nachträgen.

E. L., Sittenberger: Grillparzer.

Nr. 42. Pr. Ldw., Genée: A. W. Schlegel und Shakespeare (1903). — Für die Revision.

M. K., Chn. Fr. Weiße: Richard III. herausgegeben von D. Jacoby und A. Sauer.

Nr. 43. W—n R., Manheimer: Die Lyrik des Andr. Gryphius.

Nr. 44. Ed. Genast: Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit.

Nr. 45. M. K., Brenning: Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage.

Nr. 46. M. K., Heinemann: Goethes Mutter. 7. Auflage; Köster: Die Briefe der Frau Rat Goethe.

Nr. 48. Stephan H., Sell: Die Religion unserer Klassiker. Lessing, Herder, Schiller und Goethe.

Nr. 50. M. K., Petersen: Schiller und die Bühne.

Nr. 51. M. K., Dresch: Gutzkow et la jeune Allemagne.

Pet. Cornelius: Literarische Werke. I. 1. Band.

Nr. 52. M. K, Diez: Goethe; Schrempf: Goethes Lebensanschauung; Bode: Stunden mit Goethe; Pfennings: Goethes Harzreise im Winter.

Türck H., Petsch: Vorträge über Goethes „Faust‘; Woerner: Fausts Ende.

56. Jahrgang. Nr. 2. M. K., Hartmann: Schillers Jugendfreunde.

Nr. 4. Joël: Nietzsche und die Romantik.

M. K., Minor: Goethes Fragmente vom ewigen Juden usw.

Nr. 6. —λ, Friedrich Nietzsche: Gesammelte Briefe. III, 1.

Nr. 7. Litzmann: Goethes Faust.

Nr. 8. M. K., Wagner: Tasso daheim und in Deutschland. — Abgelehnt.

Nr. 10. Violet F, Steig: Achim v. Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm.

F., Stifter: Sämtliche Werke. 1. Band. Herausgegeben von A. Sauer.

Nr. 11. —λ, Förster: Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. 2. Band, 2. Abteilung.

Nr. 15. S., Ado. Pichler: Aus Tagebüchern 1850/99.

Nr. 16. Uhl W., Meyer: Goethe. 3. Auflage.

Nr. 17/18. W—n R., Brecht: Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum.

Nr. 21. Violet F., H. v. Kleist: Werke . . hg. von E. Schmidt. 1/3.

M. K., Keller: Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus.

Nr. 23. Unger R., Fridell: Novalis als Philosoph.

Nr. 24. Std. C., Bartels: Geschichte der deutschen Literatur[4].
Nr. 25 M. P., Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert.
Nr. 26. Unger R., Fries: Platen-Forschungen.
Nr. 27. M. K., Tewes: Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. I.
Nr. 28. S., Ado. Pichler: Zu meiner Zeit.
Nr. 32. M. K., Schillers sämtliche Werke (Jubiläumsausgabe); Goethes sämtliche Werke (Jubiläumsausgabe).
Nr. 34. Gebhard A., Müller-Ems: Otto Ludwigs Erzählungskunst.
Nr. 35. M. K., Kühnemann: Schiller.
Nr. 37. Heinrich Albert: Arien. Herausgegeben (Denkmäler deutscher Tonkunst. XII. XIII).
Nr. 38. W—n R., Cesano: Hans Sachs usw. (1904).

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland.

5. Jahrgang. 1904. Nr. 21. M. K., Bebet: Paul Heyse als Dramatiker.
Nr. 26. Hoffmann K., Remer: Die Dichtung. I/IX; Stern: Studien zur Literatur der Gegenwart.
H. A. K., Lublinski: Die Bilanz der Moderne.
M. K., Federn: Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte.
6. Jahrgang. Nr. 1. Greeven E. A., Zwymann: Das Georgesche Gedicht.
Nr. 9. 10. Bartels A., Fritz Reuter und Klaus Groth.
Nr. 15. Bartels A., Neue Klassiker-Ausgaben [Brentanos ausgewählte Werke herausgegeben von Morris; Droste-Hülshoffs sämtliche Werke herausgegeben von Arens; Hoffmanns v. Fallersleben ausgewählte Werke herausgegeben von Benzmann].

Die Zukunft.

12. Jahrgang. 1904. Nr. 47. Busse C., Julius Grosse.
Nr. 50. Kalkschmidt E., Mörikes Briefe.
13. Jahrgang. Nr. 3. Spiero H., Wilhelm Jordan.
Förster-Nietzsche E., Nietzsches Tod.
Nr. 4. Scholz W. v., Ballade und Drama.
Nr. 18. Förster-Nietzsche E., Nietzsche-Legenden.
Nr. 19. Berg L., Emil Marriot.
Nr. 30. Schillerfeier.
Nr. 32. Schillerdenkmal.
Suse Th., Unfeierliches zur Schillerfeier.
Lehmann R., Schiller in unserer Zeit.
Mell M., Schillers Seele.

---

[1]) **Alldeutsches Tagblatt.**

1904. Nr. 214/6. Jung H., Der Freiheitsgedanke in Wilhelm Tell.

Altonaer Tageblatt.

1905. Schiller-Gedenkblatt des Altonaer Tageblatt und der Ottensener Nachrichten. Bode W., Über die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe.
Kohn M., Schillers Beziehungen zu den Schauspielern.
Krüger H., Wie entstand Schillers Geisterseher?

Augsburger Abendzeitung.

Der Sammler. 1904. Nr. 104. Oppenheim A., Karl Herloßsohn.

[1]) Jubiläumsartikel (Schiller usw.) und Nekrologe aus den Zeitungen nur in Auswahl.

Nr. 105. T. R., Christoph von Schmid.
Nr. 115. Krauß H., Streiflichter auf das alte Volkstheater in Bayern.
Nr. 136. Widmann W., Schillers Beziehungen zur See und Marine.
Nr. 149. L. W., Augsburgs Schillerfeier im Jahre 1859.
1905. Nr. 35. 36. Korn A., Schillers Aufenthalt in Oggersheim.
Nr. 54. 55. Widmann W., Aus den Akten der Karlsschule.

Neue Badische Landeszeitung.
1905. Nr. 209. Heinz H., Schiller als mannheimer Journalist.
Nr. 211. Heinz H., Iffland und Schiller in Mannheim.
Nr. 230. 233. Heinz H., Shakspere in Mannheim.

Basler Nachrichten.
1904. Nr. 292. 299 Ernst Zahn. Autobiographische Skizze.
Nr. 333. G. P., [Martin Leberecht] De Wette und Charlotte Kestner.
Nr. 355. G. P., Hermann Kurz [E. Sulger-Gebing].
1905. Nr. 118. 125. Platzhoff-Lejeune E., Die Tellsage in der französischen Literatur.

Berliner Morgenpost.
1905. Nr. 142. Hermann von Lingg [kurze Selbstbiographie].

Berliner Neueste Nachrichten.
1904. Nr. 301. Blum H., Zum Andenken an Wilh. Jordan.
Nr. 421. Herzog R., E. Mörike.

National-Zeitung (Berlin).
1904. Nr. 306. Klaiber Th., Alex. von Villers [1812/80, Verfasser der ‚Briefe eines Unbekannten'. Wien 1881].
Nr. 425. Zabel E., Wilh. Jordan.
Nr. 525. 527. Landsberg H., Edu. Mörike.
Nr. 541. Steig R., Zu den Gedichten Heinrichs von Kleist.
Nr. 549. Gaedertz K. Th., Etwas von Jahn und Reuter.
Nr. 687. Klaiber Th., Eine deutsche Dichterin [Isolde Kurz].
Nr. 701. 710. Schneidereit G., Goethe und Giordano Bruno.
Nr. 723. Deibel F., Aus Dorothea Schlegels Frühzeit. — Briefe Dorotheas an Karl Gustav von Brinckmann.
1905. Nr. 128. Minde-Pouet G., Aus alten Stammbüchern der Familie von Kleist- von Schönfeldt- von Pannewitz.
Nr. 197. Hochdorf M., Schiller in Griechenland.
Nr. 308. Rahmer R., Kleists Schauspiel ‚Prinz Friedrich von Homburg' auf der Bühne.
Nr. 375. Karpeles G., E. v. Fichte und Heine. — Unterredung der beiden Sommer 1851 in Paris. Bereits 1853 anonym von Fichte in Westermanns Monatsheften mitgeteilt. Karpeles legt im Anschluß daran auch zwei Briefe Heines (1851 Oktober 6. 24) vor.
Sonntagsbeilage. 1904. Nr. 20. Rahmer S., Heinr. v. Kleist. — Beziehungen zu seinem Freunde v. Schlotheim.
Nr. 23. Consentius E., Die erste Buchhandlung in Berlin [Hans Werner 1594].
Nr. 24. Jordan G., Friedrich von Logau.
Nr. 27. Houben H. H., Therese [von Bacheracht].
Nr. 31. Rassow M., Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1819 [November 20; der schwedische Dichter Bernhard Beskow und sein Freund Kantzow, wie Rassow feststellt].
Nr. 38. 39. Walter K., Aus Wielands Leben.
Nr. 47. Bornstein P., Hebbels Epos ‚Mutter und Kind'.
Reinhold H., Zur Erinnerung an Wilhelm Waiblinger.

1905. Nr. 12. Dembski M., Ein Jubiläum des Räuberromans [Christian Heinrich Spieß, geb. 1755].
Nr. 17. Runge M., Zur Erinnerung an Karl Rosenkranz.
Nr. 24. Krüger H., Goethe in Dornburg.
Nr. 25. Granow M., Zur Erinnerung an die Gräfin Ida Hahn Hahn.

Die Post (Berlin).
Sonntagsbeilage. 1904. Nr. 28. Anwand O., Zu Heinrich von Kleists Prinzen von Homburg.
Nr. 33. Anwand O., Das Theater in Lauchstädt.
Nr. 45. Koeppen F., Schiller und Tasso. — Im Anschluß an H. Wagners ,Tasso daheim' usw.
1905. Nr. 71. D. K. R., Holtei und die Heimatkunst.
Nr. 208. 209. Gottschall R. v., Die Schillerfeier des Jahres 1859.

Tägliche Rundschau (Berlin).
Unterhaltungsbeilage. 1904. Nr. 98. Mahn P., Shakespeare in Deutschland.
Nr. 110/3. Strecker, Zwei Meister in ihren Werkstätten (Storm und Keller).
Nr. 117. Reichert K., Wilhelm Hey. Ein Erinnerungsblatt.
Strecker K., Nachlese zu Storm-Kellers Briefwechsel. — Mit Antwort A. Köſters.
Nr. 118/20. Heyking E. v., Hermann Grimm. Ein Gedenkblatt.
Nr. 121. Mayne H., Gust. Freytag als Tagesschriftsteller.
Nr. 126. Vor hundert Jahren (Schiller in Berlin).
Nr. 127. Strecker K., Liliencron.
Nr. 137. Runze M., Karl Rosenkranz als Religionsphilosoph.
Nr. 149. Chop M., Zum Gedächtnis Wilhelm Jordans. — Mit einem Brief Jordans aus dem Jahre 1887.
Nr. 152. Franke H., Heinrich Leuthold zum Andenken († 1. Juli 1879).
Nr. 160. Lorenz R., Eine Schillerfeier in Groß-Berlin im Jahre 1905.
Nr. 174. Achelis Th., Ludwig Feuerbach.
Nr. 201/2. Graevenitz G. v., Goethes zweite italienische Reise 1790.
Nr. 202. Koegler H., Die erste Faustaufführung in Weimar.
Nr. 203. Koch P., Schillers Schwester Christophine Reinwald.
Nr. 210/1. Schall J., Eduard Mörike und Wilhelm Waiblinger im theologischen Stift zu Tübingen.
Nr. 217/8. Bley F., Julius Wolff.
Nr. 262. Robbe M., Friedrich Adolf Märker (geb. 8. November 1804). Ein persönliches Erinnerungsbild.
Nr. 276. Theodor Fontanes Briefe aus den Tagen Kaiser Friedrichs.
1905. Nr. 13. Strecker K., Ist kein Freiligrath da?
Nr. 15/16. Gerstenberg H., Hoffmann von Fallersleben über nationale Erziehung.
Nr. 16. Hans Sachs in Schüleraufführungen.
Nr. 69. 70. 72. Wasner G., Studien zu Goethes Tasso.
Nr. 69. Schiller-Bildnisse.
Nr. 94. Karl Rosenkranz und seine Bedeutung für die Ästhetik.
Nr. 103. Reisner B. v., Eine unheimliche Erinnerung an Lenau.
Nr. 104. Moderne Schiller-Bekenntnisse.
Nr. 104. 107. Doehler G., Schiller-Bücher.
Nr. 107. Gogarten A., Die Tellenspiele in der Schweiz vor Schiller.
Nr. 108. Buddecke A., Schiller und die deutsche Wehrkraft.
Höpke H., Aus Schillers letzten Tagen.

Nr. 110. Reichhardt R., Der Mai im Volksmunde.

Nr. 112. Todt, Eberhard von Rochow, der ‚Vater der preußischen Volksschule‘.

Nr. 118/20. Conrad M. G., Bayreuth und die deutsche Kultur im Lichte Schillers.

Nr. 140. Spielmann C., Fritz Reuter und Vogel Bülow. Dem Mündlichen nacherzählt.

Nr. 150. Neues von Bettina von Arnim.

Nr. 157. 160. Richard Wagners Briefe an die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein, an Ludw. Schnorr, an August Wilhelmj.

Der Tag (Berlin).

1904. Nr. 323. Krutz J., Wilh. Jordan und die polnische Frage.

Nr. 421. 425. Hart J., Eduard Mörike.

Nr. 609. Halbe M., Münchener Brief [über Oskar Panizza].

1905. Nr. 77. Hart H., Otto Erich Hartleben.

Nr. 176. Bruch M., Schiller und Berlin.

Nr. 180. Cohn H., Schillers 100. Geburtstagsfeier 1859 in Marbach und Stuttgart.

Nr. 220. Suphan B., Goethes Epilog zum Liede von der Glocke.

Nr. 395. Seidel H., Julius Stinde.

Berliner Tageblatt.

1904. Nr. 276. Böckel F., Liliencron als Soldat.

Nr. 350. Mauthner F., Wilh. Jordan. — Persönliche Erinnerungen.

1905. Nr. 93. Kamlah K., Vom ersten Stück zum letzten Trunk. Jugenderinnerungen an Otto Erich [Hartleben].

Der Zeitgeist. 1904. Nr. 36. Drei ungedruckte Jugendgedichte von Ed. Mörike.

1905. Nr. 8. Masclaux P., Aus dem alten Berlin. Ein Brief Sprickmanns an Annette Droste von Hülshoff.

Nr. 18. Minor J., Deutsche Frauen an Schiller. Mit unveröffentlichten Briefen aus dem Schiller-Archiv. — Briefe an Schiller von einer Ungenannten (Winter 1788), Sophie Schubert (nachmalige Gattin Clemens Brentanos: 1791?), Johanna Viktoria Voigt (Febr. 1804), drei Schwestern: Elise, Amalie und Louise (Herrnhut 1805 Januar 16) und Julie Bechtolsheim (Eisenach 1805 März 27).

Heilborn A., Aus Peter Hilles Schiller-Festspiel.

Nr. 28. Masclaux P., Ein unbekanntes Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff. — ‚Des Arztes Tod‘ [1832].

Nr. 32. Kohn M., Amerika im Spiegel deutscher Dichtung.

Deutsche Zeitung (Berlin).

1904. Nr. 135. Berger K., Zu Karl Weitbrechts Gedächtnis.

Nr. 249. Moser H., Jeremias Gotthelf.

Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).

1904. Nr. 109. Eine vergessene Liebesepisode aus Schillers Leben.

Vossische Zeitung (Berlin).

1904. Nr. 245. Reichel E., Lichtenberg als Förderer des Volkswohls und der Volksbildung.

Nr. 271. Klaar A., Grillparzer und seine Umwelt.

Nr. 281. Brief von Nikolaus Lenau an Herm. Marggraff (1839).

Nr. 299. Beetschen A., Friedrich Hebbel als Tierfreund.

Nr. 329. Houben H. H., Aus der Briefmappe einer deutschen Künstlerin [Briefe an die Schauspielerin Lina Fuhr von Ernst Dohm, Osk. v. Redwitz, Charl. Birch-Pfeiffer, Gutzkow und Theod. Fontane].

Nr. 325. Jansen F., Die Fritz Reuter-Ausstellung in Greifswald.

Nr. 431. Legband P., Hochzeitscarmina aus alter Zeit [1676 bis 1803].

Nr. 435. Hermann G., Julius Wolff.

Nr. 439. Steig R., Die Reise Achims von Arnim durch Schwaben (1820).

Nr. 509. Witkowski G., Die deutsche Dichtung im Jahre 1704.

Breysig K., Der Deutsche von 1704.

Pietsch Ludw., Wie ich zur Vossischen Zeitung kam.

Nr. 525. Runze M., Friedrich Adolf Maercker [1804/89].

Nr. 525. 527. Steig R., Aus der Franzosenzeit.

Nr. 556. Pietsch L., Hans Hopfen.

Nr. 579. E. Sch., Eugen Sue. — Wirkung seiner Hauptschriften in Deutschland.

Nr. 605. Briefe Gustav Freytags an Ministerialrat Braun. Mitgeteilt von E. Schmidt.

Bettina von Arnim und Karl Friedrich Göschel. Ein Gespräch [26. März 1836]. Mitgeteilt von R. Steig.

1905. Nr. 13. Houben H. H., [3] Nibelungenbriefe Hebbels.

Nr. 33. Hebbelbriefe.

Nr. 49. Schüddekopf C., Die Vossische Buchhandlung und Ramler.

Nr. 57. Klaar A., Ernst von Wildenbruch.

Nr. 133. Eloesser A., Otto Erich Hartleben.

Nr. 183. Rubinstein S., Das Liebesproblem bei Schiller.

Nr. 211. Widmann J. V., Schiller in der Schweiz.

Marense A., Schiller und die Astrologie.

Nr. 215. Klaar A., Schillers Helden.

Nordau M., Schiller in Frankreich.

Krause G., Schiller in England.

Brouta J., Schiller in Spanien.

Nr. 217. Wenzelburger Th., Schiller in den Niederlanden.

Nr. 221. Sauer A., Schiller in Österreich.

Nr. 247. Steig R., Schillerfeiern in drei der deutschesten Städte Nordamerikas [in Chicago, Milwaukee und Madison].

Nr. 257. Karpeles G., Heines Verhältnis zum ‚Don Quixote'.

Nr. 271. Jessen K. D., Ungedruckter Brief Schillers an Georg Joachim Göschen [1790 September 5].

Nr. 287. Salter S., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Nr. 289. Groth A., Schiller in Japan.

Nr. 339. Borrschel E., Mit Scheffel durch den Badischen Schwarzwald.

Nr. 341. Steig R., Aus norddeutschen Literaturkreisen der klassischen Zeit. — Charakteristik der oben S. 348 verzeichneten Briefe an Boie.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung** (Berlin).

1904. Nr. 25. Johann Gabriel Seidl. Zum 100. Geburtstag. (Geboren 21. Juni 1804.)

Salinger R., David Friedrich Strauß und Fürst Pückler-Muskau. Eine vergessene Episode aus ihrem Leben. — Betrifft den nicht zustande gekommenen Plan des Fürsten (1839 f.), Strauß an seine Person zu fesseln. Die mitgeteilten Briefe Leopold Schefers und des Fürsten an Strauß hat dieser schon nach dem Tode Pücklers veröffentlicht.

Ellinger G., Zu Lessings hamburgischer Dramaturgie. — Im Anschluß an Jacoby-Sauers Ausgabe von Weißes ‚Richard III.'

Nr. 26. 27. Landauer G., Ignatius Aurelius Feßler. Ein Lebensbild aus der Zeit Josefs II.

Nr. 26. Rahmer S., Heinrich von Kleist und seine Schwester Ulrike. — Vergleicht Kobersteins Briefpublikation mit den Originalhandschriften und verzeichnet die sich hieraus ergebenden größeren und kleineren Zusätze, Ergänzungen, Nachschriften und ausgestrichenen Briefstellen. Eine Ergänzung dazu in Nr. 27. S. 216.

Nr. 26. 33. 39. 1905, Nr. 2. Geiger L., Iffland-Studien. — Nr. 26. I. Iffland und Engel: S. 207 Fragment eines Briefes von Iffland an Gotter [offenbar im Sommer 1790 geschrieben]; S. 208 Iffland an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1798 April 11). — Nr. 33. II. Ifflands Berliner Anfänge [mit Benutzung der Briefe Ifflands an den Geheimkämmerer Ritz]. — Nr. 39. III. Iffland und Schröder. — Nr. 2. IV. Iffland und Müllner [mit Abdruck des Briefwechsels beider 1810/13].

Nr. 30. Kuno Fischer. Zum 80. Geburtstag, 23. Juli.

Nr. 30. 31. Houben H. H., Ein Abtrünniger vom „Jungen Deutschland". — Gustav Schlesier, dessen Verschwinden aus der Gemeinschaft des „Jungen Deutschland" durch seine Briefe an Varnhagen von Ense (1834/44. 1849) aufgeklärt wird.

Nr. 31. Steinberger J., Autobiographische Pläne und Versuche Wielands.

Nr. 34. Lublinski S., Schelling.

Nr. 35. Schwann M., Wilhelm Weigand.

Nr. 36. 37. Krauß R., Eduard Mörike. Zu seinem 100. Geburtstag. (8. September 1804—1904.)

Nr. 36. Engel E., Wie Deutschlands Jugend deutsche Literaturgeschichte lernt [gegen H. Kluges Leitfaden].

Nr. 37. 38. Volz B., Das französische Theater in Berlin unter Friedrich dem Großen.

Nr. 38. Dieterich K., Die Aussprache fremder Namen im Deutschen. Betrachtungen und Anregungen.

Nr. 40. 41. 42. Meyer R. M., Zwei philosophische Bauern [Jakob Gujer, genannt Kleinjogg und Konrad Deubler].

Nr. 42. 43. Sander G., Das Urbild des Tellheim [Adolf von Baczko, Major bei den schwarzen Husaren, Vater des Romanschriftstellers Ludwig von Baczko].

Nr. 42. Heine O., Meta Klopstocks Bericht über ihre Verlobung. — Die Briefe Metas an Nikol. Dietr. Giseke und dessen Gattin (1753), unvollständig schon von Lappenberg mitgeteilt, werden hier nach den Originalen abgedruckt.

Nr. 43. Beetschen A., Neues von Jeremias Gotthelf [Gotthelf und Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von R. Hunziker].

Nr. 44. Buchholtz A., Aus der Geschichte der Vossischen Zeitung.

Nr. 45. Runge M., Friedrich Adolf Märcker im Lichte des jungen Deutschland.

Nr. 46. Deetjen W., Grabbe-Studien. — Drei verschollene Briefe Immermanns an Grabbe (1835) aus der Mainzer Zeitschrift „Das Rheinland usw." Redigiert von Fr. Wiest. 6. Jahrgang. Nr. 23 vom 22. Februar 1842 abgedruckt, ferner ein bei Grisebach fehlender Brief Grabbes an Theod. von Kobbe (Detmold 10. Februar 1832).

Nr. 47. 48. 49. Krauß R., Zu Wilhelm Waiblingers Gedächtnis. (Mit ungedruckten Briefen von, an und über Waiblinger.) — Briefe von Waiblinger an: Friedrich Eser (Juni 1821; Tübingen 1825 Juli 9); den Stuttgarter Theater-Intendanten von Lehr (1822 September 20; Reutlingen 1826 September 19); die Stuttgarter Tragödin Auguste Brede (Tübingen 1822 Oktober 29); Gustav Schwab (Rom 1828 März 30). — Briefe an Waiblinger von: Ludwig

Bauer; Christian Walz † 1857 (1821 November 12; 1822 Februar 25. März 11. Bruchstücke); Theodor Hell (Winkler: 1825 Dezember 9). — Empfehlungsschreiben für Waiblinger von Miedke an Ferd. Eßlair (Stuttgart 1824 April 1); Wilhelm Schluttig an Friedrich Eser (über die Krankheit, den Tod und den Nachlaß Waiblingers: Rom 1829 November 25; 1830 Januar 30. März 20. Schluttig starb, nach einer Notiz Esers, in Rom, allen Umständen nach im Sommer 1830).

Nr. 47. Ackerknecht, Hegel als Student. — Brief Dr. M. Leutweins (an den Studenten Theodor Pressel, von 1839), in dem er seine Erinnerungen an seinen Studienfreund Hegel erzählt. Diesen Brief benutzte Schwegler in der Skizze über Hegels Stiftsjahre (Zeitung für die elegante Welt 1839 Nr. 35/37) und druckte ihn später, mit zahlreichen Abweichungen vom Original in den ‚Jahrbüchern der Gegenwart' (Juli 1844 S. 675 f.) ab. Vgl. den Nachtrag ‚Nochmals Hegel als Student' in Nr. 50 S. 408.

Nr. 48. 49. Holzhausen P., Napoleons Kaisertum und die öffentliche Meinung.

Nr. 49. Berg L., Johann Peter Eckermann (gest. am 3. Dezember 1854).

Nr. 50. Salinger R., Nietzsches Lehre von der Wiederkehr des Gleichen und der geschichtsphilosophische Optimismus.

Nr. 51. Eloesser A., Schillers Jugendfreunde [von J. Hartmann].

1905. Nr. 1. Jünemann F., Kant als Dichter.

Nr. 3. Rahmer S., Goethe und Ernst von Pfuel. Ein zweiter Beitrag zu ‚Goethe und Österreich'. — Ein zweiter Brief von Pfuels an Karoline de la Motte Fouqué vom 18. Oktober 1810. Vgl. Euphorion 11, 665. — Über Sara von Grotthuß, Marianne von Eybenberg, Regina Frohberg und Marianne Saaling.

Nr. 4. 5. Friedländer G., Emanuel Geibel und Ernst Curtius, die Lübischen Dioskuren, im vormärzlichen Berlin.

Nr. 6. 7. Kalischer A. Ch., Aus Beethovens Frauenkreis. Die Geschwister von Malfatti. Baronin Therese v. Droßdick, geb. Malfatti. Baronin Anna v. Gleichenstein, geb. Malfatti.

Nr. 8. Robert Reinick. (Geboren 22. Februar 1805.) Zum hundertsten Geburtstag.

Nr. 9. 10. Meyer R. M., Merkwürdige Wortbildungen. — Dazu ein Nachtrag von R. Böhme in Nr. 11.

Nr. 9. Ellinger G., Die Entstehung des neueren Dramas.

Nr. 10. 11. 12. Bolz G. B., Die Karikatur in der Fridericianischen Epoche.

Nr. 10. Carl Schwarz über Albrecht Ritschl [in einem Briefe an Albert Schwegler 1844 Dezember 22].

Nr. 11. Buchholtz A., Rudolph Delbrücks Lehrjahre.

Steig R., Ein neues Prosastück Heinrichs von Kleist. — Aus den ‚Berliner Abendblättern' 1811 Nr. 34 (9. Febr.): Sonderbarer Rechtsfall in England.

Nr. 12. 13. Pauli W., Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. — Im Anschluß an M. Friedländers Buch.

Nr. 15. J., Schröder: Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode.

Nr. 16. Siehe S., Friedrich Schultz. Geb. am 20. März 1766, gest. am 17. April 1845. Zum sechzigjährigen Todestage. — Vgl. Goedeke[1] 3, 636 f.

Nr. 17. 29. 30. 37. Houben H. H., Literarische Diplomatie. I. Der Herr Geheime Rat. II. Die jungen Freunde. III. Eine Konferenz mit Metternich. — Varnhagens Beziehungen zu Gustav Schlesier und Heinrich Laube; mit Briefwechsel zwischen Schlesier und Varnhagen (1834 Januar 8 bis Oktober 13).

Nr. 17. 18. Berg L., Theodor Duimchen.

Nr. 17. Steig R., Noch ein neues politisches Prosastück Heinrichs von Kleist. — Aus den ‚Berliner Abendblättern' 1811 Januar 18.

Nr. 19. Lublinski S., Friedrich Schiller.

Krauß R., ‚Kabale und Liebe' und das naturalistische Drama der Gegenwart.

Nr. 19. 20. 21. Kalischer A. Ch., Beethovens Beziehungen zu Schiller.
Nr. 21. 22. Sacerdote G., Deutsche Sprachreste in Italien.
Nr. 24. 25. Engel E., Friedrich der Große und seine Schrift über die deutsche Literatur.
Nr. 25. Granier H., Fichtes Reden an die deutsche Nation und die preußische Zensur. — Nach den Akten.
Münch W., Interessantes aus einem alten Kontobuch [der Georg Reimerschen Verlagshandlung 1809 ff.].
Nr. 26. 27. Fürst R., Theodor Fontane als Kunstkritiker. — Bericht über die Berliner Kunstausstellung von 1860 im Wiener 'Vaterland' (1860).
Nr. 26. Ellinger G., Zur deutschen Theatergeschichte [Archiv für Theatergeschichte herausgegeben von H. Devrient. 1. Band. 1904].
Nr. 27. 28. Volz G. B., Ein literarisches Todesurteil Friedrich des Großen über Polen. — In Friedrichs burleskem Heldengedichte 'La guerre des confédérés', dessen politische Bedeutung Peiser (vgl. Euphorion 11, 238) ganz mißverstanden habe. 'Nicht auf die Russen kommt es in unserm Epos an, sondern die Polen sind die Helden.' Dies Poem sei 'bittere Satire, welche die Torheiten seiner Helden erbarmungslos verspottet, welche Anklage auf Anklage häuft und mit der Verurteilung der Schuldigen schließt'. Folgt eine eingehende Betrachtung der Dichtung.
Nr. 28. 29. Poppenberg F., Heinse.
Nr. 31. Gaedertz K. Th., Der Ursprung einzelner 'Läuschen und Rimels' von Fritz Reuter ['deren Originalfiguren und tatsächliches Geschehnis' Gaedertz auf Grund authentischer Quellenforschung ermittelt hat und nachweisen kann].
Nr. 32. Hoffmann K., Vom [deutschen] historischen Roman.
Nr. 36. 37. 38. Dieterich K., Volkskunst und Volksdichtung als soziologische Faktoren.

Der Bund (Bern).
1904. Sonntags-Beilage. Nr. 38. Jenny E., Über Zimmermanns Verhältnis zu Haller.

Bonner Zeitung.
1904. Nr. 256. 257. Windeck H. v., Bonn im Munde der Dichter.
1905. Nr. 108. Schede K., Die Schiller-Feier in Bonn vor 46 Jahren.
Nr. 172. Müller-Quedlinburg F., Ein Beitrag zur Kinkel-Literatur [aus C. Bindemanns Lebenserinnerungen 'Rückblicke auf Leben und Amt'. Halle 1878].
Nr. 202. Joesten J., Der Sänger des Preußenliedes [Bernh. Thiersch].
Nr. 208. Toepel A., Noch einiges über den Dichter des Preußenliedes.

Braunschweigische Landeszeitung.
1904. Nr. 247. Hartmann F., Heinrich Marr und der Diamantenherzog. Eine Episode aus der braunschweigischen Theatergeschichte.

Bremer Nachrichten.
1905. Nr. 231. Wiegand J., Heinrich Bulthaupt.

Breslauer Zeitung.
1904. Nr. 442. Geiger L., Zur Geschichte des breslauer Theaters in den Jahren 1797 bis 1798. — Nach Akten des preußischen Staatsarchivs.
Nr. 829. 844. Albers P., Das Oberschlesische Volkslied.
1905. Nr. 46. Geiger L., Max Waldau [Georg von Hauenschild].
Nr. 124. O. K., Don Quijote in Deutschland.

Chemnitzer Tageblatt.
1905. Nr. 29. Walther E., Ein Brief Friedrich Rückerts [an den Oberpfarrer Eduard Closter 1865 März 17].
Nr. 277. Walther E., Gottfried Kinkel in Chemnitz.

Chemnitzer Volksstimme.

1904. Nr. 252. Kreowski E., Oskar Panizzo. — Auf Grund persönlicher Bekanntschaft.

Danziger Zeitung.

1905. Nr. 215. Nordheimer B., Schiller und das Alte Testament.

Dresdner Anzeiger.

Sonntags-Beilage. 1904. Nr. 11/13. 15. 17. 18. 20/23. Meier K., Zur Text- und Quellengeschichte von Shakspeares „Hamlet".

Täglicher Anzeiger (Elberfeld).

1905. Nr. 155. 156. Schell O., Die geistigen Strömungen im Wuppertal um 1775.

Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen).

1904. Nr. 377. 388. Regener E. A., Ricarda Huchs Lyrik.

Nr. 413. Becker M. L., Tausend Jahre Salome-Literatur.

Nr. 533. Benzmann H., Grillparzers Lyrik.

Nr. 547. 573. Tielo A. K. T., Der letzte Sänger der altdeutschen Romantik [Prinz Emil Schönaich-Carolath].

Nr. 801. Benzmann H., Das Kreislerbuch E. T. A. Hoffmanns.

Nr. 878. Schröder L., John Brinckman.

Nr. 1128. Legband P., Joh. Pet. Eckermann.

1905. Nr. 176. Boetig M., Robert Reinick.

Nr. 563. 578. 586. 601. Riemann L., Das Volkslied im niederrheinischen Industriegebiet.

Frankfurter General-Anzeiger.

1904. Nr. 289. Mothern F., Frauen im Leben Friedrich Stoltzes.

Frankfurter Zeitung.

1904. Nr. 159. Minor J., Goethe und Österreich. [Sauers Publikation.]

Nr. 162. Sukennikow M., Zwei Briefe Hebbels an Herrn. Marggraff (1855. 1862). — Auch in der Neuen Freien Presse 1904 Nr. 14358.

Nr. 168. Mentzel E., Auf Goethes Wegen in Sesenheim.

Nr. 234. Streitberg W., Wanderers Nachtlied und die Melodik des goethischen Verses.

Nr. 250. Traumann E., Edu. Mörike.

Nr. 264. Kohn M., Schillers Beziehungen zu den Schauspielern.

Nr. 301. Jordan G., Friedr. von Hagedorn.

Nr. 318. Froitzheim J., Friederikens [Brion] Bildnis.

1905. Nr. 2. Gräf H. G., Neujahr 1805 in Schillers Familie. Mit ungedruckten Briefen und Gedichten.

Nr 12. x. y. z., Homunculus. Kritische Betrachtungen über ein altes Problem.

Deetjen W., Varnhagen von Ense und die Rahel. — Brief Varnhagens an Fanny Tarnow (1833 Mai 25).

Nr. 35. Rode M., Philipp Jakob Spener.

Nr. 51. Petsch R., Robert Reinick.

Nr. 54. 55. Traumann E., Goethes Fragmente vom „Ewigen Juden".

Nr. 84. Mentzel E., Der junge Schiller und Frankfurt.

Nr. 88. Albert P., Götz von Berlichingens Bube Georg und sein Tod im Bauernkrieg. (Zu Goethes Schauspiel 5, 14.)

Nr. 97. Heuer O., Schiller und Iffland. — Mit ungedruckten Briefen von Iffland und Charlotte Schiller.

Nr. 117. Falke K., Heinrich Kurz [Literarhistoriker 1805/73].

Nr. 131. Holthof L., Schilleriana minora. Möros oder Damon? Die „Planke" in „Kabale und Liebe". Schiller als Karlsschüler.

Nr. 138. Harnack O., Gervinus.

Nr. 151. Hensel P., Wilhelm von Humboldt und die allgemeine Bildung.

Nr. 172. Goeringer J., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

J. L., Ida Hahn-Hahn in Mainz.

Nr. 185. Bode W., Letzte Bekannte Goethes. — Maler Karl Hummel und Frau und die Schwester der letzteren Frau Charlotte Hardtmuth.

Nr. 198. Mozart in Neapel [Mörikes ‚Mozart auf der Reise nach Prag'].

Frankfurter Oder-Zeitung.

Märkische Blätter. 4. Jahrgang. 1905. Nr. 108. Hoffmann P., Schillers Beziehungen zu Frankfurt an der Oder. — Quelle von Schillers ‚Taucher' wahrscheinlich die ‚Kosmologischen Unterhaltungen' (1778/80. ²1791/4) von Christian Ernst Wünsch, seit 1784 Professor der Mathematik und Physik in Frankfurt an der Oder.

Schröder P. F., Ein neuer Schillerbrief. — Dieser angeblich unveröffentlichte Brief, dessen Empfänger zu erforschen dem Mitteiler bei der Kürze der Zeit nicht möglich war, ist der bei Jonas 7, 222 ff. abgedruckte an Karl Gotthard Graß (1805 April 2).

Göttinger Zeitung.

1905. (Schiller-Festschrift.) Küchler K., Die Schillerfeier in Göttingen 1859.

Tagespost (Graz).

1904. Nr. 148. Stümcke H., Robert Hamerling. — Briefe an Ernst Eckstein.

Nr. 192. Gauser A., Hamerling als Philosoph.

1905. Nr. 57. Deutsch O. E., Schubert und Bauernfeld in Graz.

Nr. 71. Brandstätter H., Mit Eduard von Bauernfeld. Erinnerungen.

Nr. 126. Zur Schiller-Erinnerungsfeier. Rullmann W., Schiller als Nationaldichter.

Schlossar A., Schiller und die Steiermark.

Schl., Die Schillerfeier des Jahres 1859 in Graz und den größeren steiermärkischen Städten.

Schillers Brief an die Gräfin Johanna Anna von Purgstall [Jena 1795 November 4].

C. G. R. v. Leitners Gedicht an Schiller [Gedichte ² 1857. Die zweite Strophe vorher in Schillers Album 1837.]

Nr. 128. Stern Aug., Eine autographische Schiller Reliquie aus des Dichters Dozententagen in Jena [Amtliche Tabellen der Universität Jena 1789/90 und 1791/2].

Nr 201. Rabenlechner M. M., Briefe von Hermann Lingg an Robert Hamerling.

Hamburgischer Correspondent.

1904. Nr. 221. Römer A., John Brinckman als politischer Dichter [1848].

Nr. 233. Isolani E., Elisa von der Recke. Zum 150. Gedenktage ihrer Geburt.

Nr. 308. Geiger L., Iffland in Hamburg [1785].

Nr. 320. Römer A., Nachlese zu John Brinckman [Spottgedicht auf die Gräfin Ida Hahn-Hahn] und Fritz Reuter.

Nr. 357. 359. Kohn M., Hamburger Abende in der Erinnerung eines Alten [über Gutzkow und dessen Gattin, Gabr. Rießer, Ludolf Wienbarg, Ludwig Wihl u. a.].

Nr. 373. 375. 377. Houben H. H., Gutzkow in Hamburg. — Aufführung seines Lustspiels ‚Die Schule der Reichen' (1841); Redaktion des ‚Telegraphen'.

Nr. 421. Falke G., Eduard Mörike.

Nr. 532. Isolani E., Neues vom Itzehoer [Johann Gottwerth] Müller. — Ungedruckte Sentenzen.

Nr. 567. Kühne E., Eckermann und Hamburg.

1905. Nr. 62. Litzmann B., Ernst von Wildenbruch.

Nr. 66. Grimm E., Philipp Jakob Spener.

Nr. 69. Boeck W., Hermann Landois. Ein westfälischer Satiriker.

Nr. 97. Benzmann H., Robert Reinick.

Nr. 153. 162. 166 170. 175. 188. 194. 203. Scheffel als Student. Unveröffentlichte Briefe [an Carl Schwanitz] aus den Jahren 1845/47.

Nr. 216. Isolani E., Schröders Theaterdichter [Joh. Friedrich Schink].

Nr. 230. Müller-Rastatt C., Die Feinde der Schillerfeier von 1859.

Nr. 292. Schröder L., Peter Hille.

Zeitung für Literatur usw. 1904. Nr. 12. 13. Gaedertz K. Th., Die beiden Overbeck [Christian Adolf Overbeck, Vater des Malers Frdr. Overbeck].

Nr. 20. Rüthning P., Eichendorff.

Nr. 23. Naturgefühle und Natursymbolik bei Heinrich Heine.

Nr. 24. Ein ungedruckter Brief Friedrich Hebbels.

1905. Nr. 2. Nietzsche und die Romantik.

Nr. 3. Meyer R. M., Die Audienz beim Fürsten. Geschichte eines literarischen Motivs. — Siehe oben S. 320 ,Modern Philology'.

Nr. 4. 5. Lichtenberger H., Heines Persönlichkeit.

Nr. 4. Rüthning P., Ludwig Jacobowski.

Nr. 6 Schröder L., Fritz Reuter.

Nr. 7. 8. Consentius E., Der Hamburgische Correspondent während des siebenjährigen Krieges.

Nr. 8. M.-R. C., Ungedrucktes von Ernst Moritz Arndt. — Erklärung [unterzeichnet:] Bonn den 22 März 1819. E. M. Arndt. — Brief an ,Herrn Brambach Heimbach Heister' (Bonn, 25. des Heumonds 1850). — Stammbuchblatt ,Das Eisen sinkt ins Meer' (Bonn, 27. Herbstmonds 1858).

Nr. 9. Trinius A., Bauerbach. Ein Idyll im Leben Schillers.

Nr. 10. Litzmann B., Schiller und das deutsche Drama der Vergangenheit und Zukunft.

Minor J., Schillers chinesischer Roman und die Gräfin [Henriette] von Eglaffstein [Billett der Gräfin an Schiller]

Gleichen-Rußwurm A. Frh. v., Mauern der Ehrfurcht. Ein Blick auf Schillers Weltanschauung zu seinem 100. Geburtstag.

Diez M., Schiller und die Politik.

Gaedertz K. Th., Schiller und Griesbachs in Jena. Mit neuen Mitteilungen aus des Dichters letzten Wochen. — S. 40 Brief von Schiller an Frau Friederike Juliane Griesbach (Weimar 1805 April 24).

Nr. 11. 12. Meyer-Benfey H., Gabriele Reuter.

Nr. 13. Geiger L., Bfflands Gastspiel in Hamburg 1796

Nr. 14. Römer A., Die Entstehungsgeschichte der ,Stromtid' [Reuters].

Hamburger Nachrichten.

1904. Nr. 385. Kruse J., Persönliches von Liliencron

Nr. 496. Kähler O., Zur Würdigung E. T. A. Hoffmanns.

Nr. 663. Krüger-Westend H., Der junge Goethe als Journalist.

Nr. 748. Jeremias Gotthelf.

Nr. 789 Kruse J., August Freudenthal. — Dichter, auch in plattdeutscher Sprache, geb. 1851, † 1898.

1905. Nr. 316. J. W., Das Schillerfest in Hamburg im Jahre 1859.

Nr. 505. Kirchmaier R., Zur Lebensgeschichte Geibels [Julie Dreuttel].

Belletristisch-literarische Beilage. 1904. Nr. 21. Krüger Westend H., Mohammed in der deutschen Dichtung. — Goethe, Ludwig Rüben (1868), A. v. Hanstein, Otto von der Pfordten.

Nr. 24/29. Gaedertz K. Th., Neues von einem alten Hamburger Dichter [Joh. Diederich Gries].

Nr. 42. Stouf von der March O., Hans Michel Moscherosch.

Nr. 52. Schenck P., David Friedrich Strauß und Justinus Kerner.

1905. Nr. 7. Houben H. H., Aus Lino Fuhrs Briefwechsel.

Nr. 14. Krüger-Westend H., Schiller als Journalist.

Nr. 23. Goos M., Eduard Mörike.

Nr. 24. Enzio R. W., Bürger und das Metaphysische.

Nr. 29. Lorentzen E., Eine Beschützerin Hebbels [Amalia Schoppe].

Nr. 30. Lohmann K., Friedrich von Logau.

Nr. 31. 32. Houben H. H., Jungdeutsche Reisebriefe [von Theodor Mundt an Varnhagen von Ense, London und Homburg 1835, 1837].

Die Literatur. 1905. Nr. 1. Berghof P., Schiller und Nietzsche.

Nr. 25. Lennemann W., Peter Hille.

Nr. 26. Krumm H., Adolf Bartels als Literarhistoriker und Dichter.

Nr. 28. Benzmann H., Stefan George und die Seinen.

Neue Hamburger Zeitung.

1904. Nr. 234. Schmidt K. E., Werther in Frankreich. — Anschließend an Baldenspergers ‚Goethe en France'.

Nr. 280. Kohn M., Selbstankündigungen deutscher Schriftsteller in Hamburger Journalen = Euphorion 11, 650.

Nr. 298. Franck H., Wilhelm Jordans Beziehungen zu Hebbel.

Nr. 420. Landsberg H., E. Mörikes ‚Maler Nolten'.

1905. Nr. 56. Isolani E., Elise Lensing.

Hamburger Fremdenblatt.

1905. Nr. 30. Engel E., Die älteste deutsche Literaturgeschichte [Daniel Morhofs ‚Unterricht' 1682].

Hannoverscher Courier.

1904. Nr. 25151. 53. Wagener B., Auf Goethes Spuren in Ilmenau.

Nr. 25200. 2. 4. 6. 8. 10. 12. 14. 22. Wendland Anno, Ungedruckte Dichterbriefe. — Aus der Horrysschen Autographensammlung. Vgl. oben S. 362. — Briefe von Frz. Frhrn. von Gaudy (an Georg Horrys), Gottfr. Kinkel (an Karl Goedeke), Ferd. Freiligrath, Frdr. Bodenstedt und Eman. Geibel.

Nr. 25653. Schikowski J., Aus Otto Erichs [Hartlebens] Kinderbriefen [an seine Mutter 1876].

Heidelberger Zeitung.

1904. Heidelberger Familienblätter. Nr. 56. E[bstein] E., Zu Goethes Aufenthalt in Heidelberg. — Anekdote aus Theodor von Kobbes ‚Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben' usw. Bremen 1840 S. 13/16.

Neckar-Zeitung (Heilbronn).

1904. Nr. 145. Klotz A., Aus dem Nachlasse Paul Langs [geb. 1846, † 1898. Erzähler].

Nr. 290. Mauch Th., Schiller in Heilbronn. — Aus einem Tagebuche des Heilbronner Senators Schüblow (1793).

1905. Nr. 174. Klauber Th., Christian Wagner [der schwäbische Bauerndichter].

Kieler Zeitung.

1904. Nr. 22249. Seliger P., Friedrich von Logau.

Nr. 22279. Wasserzieher E., Erinnerungen an [Wilhelm] Jordan.
Nr. 22321. Bruhn E., Johannes Geibel [Emanuel Geibels Vater, † 1854].

Freie Stimmen (Klagenfurt).

Fest-Beilage. 1 Jänner 1905. Ortner M., Schiller in Kärnten. Eine Vorerinnerung zum 9. Mai 1905.

Kölnische Volkszeitung.

Schiller-Gedenkblatt. 9. Mai. Baumgartner A., S. J., Zur Schillerfeier. Eine kritische Würdigung.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

1905. Nr. 85. Kerr A., Otto Erich Hartleben.

Leipziger Zeitung.

1904. Nr. 197. Bruchmüller W., Das Leipziger Theater in Lauchstädt [Sommer 1820 und 1821].

Wissenschaftliche Beilage. 1904. Nr. 90. K. R., Heinrich Laube und das Theater.

Nr. 110. Nowak K. F., Julius Wolff.
Nr. 147. Semerau A., Christian Felix Weiße. Zu seinem 100. Todestage.
1905. Nr. 15. Külz, Philipp Jakob Spener. Zum 200. Todestage.
Nr. 19. F. G., Das tragische Moment in ‚Gyges und sein Ring'.
Nr. 51, 52. Stern Ad., Schillers letzter Herbst und Winter und sein ‚Demetrius'.
Nr. 68. E. Z., In der Heimat von Hauffs ‚Lichtenstein'.
Nr. 69. Löbner H., Adolf Stern zum 70. Geburtstag.

Märkische Volkszeitung.

1905. Nr. 142/4. Schaching P. v., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Magdeburger Zeitung.

1904. Nr. 309. Petzet E., Otto Friedrich Gruppe.
Nr. 342. Trinius A., In eines Dichters Werkstatt [Gustav Freytag].
1905. Nr. 205. Dembski M., Zum 100. Geburtstag von Karl Rosenkranz.
Nr. 212. Engel E., Shakspeares Eindringen in Deutschland.
Montags-Beilage. 1904. Nr. 19/24. Storch K., Harzpoesie und Harzpoeten — Von Gleim bis Julius Wolff.
Nr. 37. Holstein H., Friedrich der Große und Anna Luise Karschin.

Meißner Tageblatt.

1904. Nr. 272. 281. 286. 294. Brandstätter K., Soldatendichtung während des Krieges 1870/71.

Münchner Neueste Nachrichten.

1904. Nr. 414. Die altbayerischen Dialektdichter. — Nachträge zu 1903, Nr. 608.

1905. Nr. 73. Bierbaum O. J., Otto Erich Hartleben.
Nr. 81. Traumann E., Friedrich Schiller und J. G. Seume.
Nr. 246. Wolf G. J., Ein vergessener Münchener Dichter [Matthias Ettenhuber 1722/82].
Nr. 292. Haushofer M., Hermann v. Lingg.

Allgemeine Zeitung (München).

Nr. 293. Bettelheim A., Aus Laubes Briefen an Luise Schönfeld-Neumann.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung.**

1904. Nr. 105. —e—, August Sauers Grillparzer-Spiegel [Grillparzers Gespräche].

Nr. 109. Schmid F. A., Kant und seine Zeitgenossen.
Fuchs K., Johann Gabriel Seidl.
Nr. 117. Pflaum Ch. D., Poetik [von H. Roetteken].
Nr. 118. Eucken R., Max Schasler (geb. 1819, † 1903).
Nr. 123. Funck H., Henriette Karoline von Stein und Lavater. — Beruht auf Tagebuchnotizen Lavaters und dem Briefwechsel zwischen Frau von Stein und Lavater, sämtlich in Lavaters handschriftlichem Nachlaß zu Zürich.
Nr. 124 f. Biehringer F., Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol.
Nr. 128. Enders C., Christian Hieronymus Esmarch [von A. Langguth. 1903].
Nr. 129 f. Vier Briefe von Klopstock. Mitgeteilt von H. Uhde-Bernays. — An K. A. Böttiger (1797/9). Drei ungedruckte Übersetzungsstellen, welche den Briefen beilagen (Aeneis IV, 690 ff. VI. 434 ff. Horazens Ode IV, 4 Vers 13 ff.), werden gleichfalls mitgeteilt. Die Varianten zweier Oden Klopstocks und das Fragment der grammatischen Gespräche sieh Euphorion 11, 517 f.
Nr. 129. Petzet C., Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.
Nr. 132. Necker M., Herm. Rolletts Erinnerungen. [‚Begegnungen'. 1903.]
Nr. 135. Taines Plan einer deutschen Literaturgeschichte.
Nr. 138. Schaefer R., Carl Weitbrecht als Lyriker.
Nr. 140 f. Holzer E., Ein Schubart-Fund. — Die öffentliche Bibliothek in Stuttgart besitzt einen handschriftlichen Band mit 80 Kompositionen Schubarts, von denen 60 (darunter 43 bis dahin unbekannte) erhalten, die übrigen herausgerissen sind, betitelt: Sang und Spiel von C. F. D. Schubart für C. L. v. Buttlar … 1783. 18 der Texte sind von Schubart (deren zwei ungedruckte: ‚An Sie'. Nürenberg 1759 und ‚Liebesklage' S. 515 mitgeteilt werden), 3 von Bürger, die übrigen von Stamfard, Miller, Bürkli, Philippine v. Gatterer, Ratichky, Thümmel, Claudius, Voß, Maler Müller, Ständlin, Pfeffel, Hölty und anderen. Außerdem enthält der Band eine Komposition (Morgenfang ‚Dich Kenner meiner Sorgen') von Regina Bosseler, der ‚Serafina' Schubarts. Holzer erweist den Wert der Schubartschen Texte für eine eventuelle kritische Auswahl der Gedichte. — S. 525 zum ‚Gaudeamus'-Text.
Nr. 143. Schott S., Theodor Storm und Gottfried Keller [deren Briefwechsel. Hg. von A. Köster].
Nr. 146. Achelis Th., Zur Goethe-Literatur. — Mit besonderer Bezugnahme auf das Buch von B. Münz: Goethe als Erzieher.
Nr. 148 Kilian E., Stümcke: Die Fortsetzungen usw. von Lessings ‚Nathan der Weise'.
Nr. 150. Cohn A. F., Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders [von Wackenroder. Neudruck von K. D. Jessen].
Nr. 160. Hüffer: Alfred v. Reumont.
Nr. 161. Beetschen A., Das spezifisch Schweizerische in Leutholds Lyrik. — Dazu in Nr. 170: Widmann J. V., Schweizer Schriftsteller in ihren ökonomischen Verhältnissen.
Nr. 166. Geiger L., Frau Christine Reinhard über Goethe. — Im Anschluß an ‚Une femme de diplomate … par la baronne de Wimpffen née Reinhard (1901)
Nr. 170. Komorzynski E. v., Mozart und Schikaneder.
Ein Brief der Karschin an Goethe [1775 September 4].
Nr. 171. Hofmiller J., Zu Ludwig Feuerbachs Geburts-Centennarium.
B[ulle] O., Eine Biographie Adalbert Stifters [von A. R. Hein].
Krauß R., Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein [von M. Schuster].
Kilian E., Schiller und die Bühne [von J. Petersen].
Nr. 190 f. Geiger A., Goethe als Maler.

Nr. 192. Schaukal R., E. T. A. Hoffmanns Jugend [aus Schaukals später erschienenen Skizze zu einem Porträt: E. T. A. Hoffmann].

Nr. 195. Dieterich K., Das Regenmädchen. Eine zeitgemäße Erinnerung an einen alten Volksbrauch.

Nr. 216/8. Fester R., Schiller, Mercier und Huber. — Zur Frage nach dem Übersetzer: 1. des ‚Précis historique' zu Merciers ‚Portrait de Philippe II. roi d'Espagne' in Schillers Thalia I, 2 (1786) S. 71 ff.; 2. von: ‚Philipp der Zweyte, König von Spanien. Ein dramatisches Gemälde von Mercier. Aus dem Französischen. Liegnitz und Leipzig 1788'. Das von Fester zur Nachprüfung vorgelegte Resultat seiner Untersuchung ist: Beide Übersetzungen stammen von L. F. Huber; Schillers Anteil beschränkt sich auf die Bearbeitung von Nr. 1 und den Vorbericht zu Nr. 2.

Nr. 225. B[ulle] O., Bismarcks Bildung [von H. Prutz].

Nr. 229. Michel W., Nietzsche und Novalis.

Nr. 234. Sonntag A., Keiter-Kellen: Theorie des Romans usw. 2. Auflage.

Nr. 237 f. Schulte A., Eine neue Biographie der Annette Freiin von Droste-Hülshoff [von K. Busse].

Nr. 237. Geiger L., Christiane von Goethe [von O. Klein].

Nr. 247. Wäschke. Ein Brief Luthers [an die Fürstin Margarethe von Anhalt. 1519].

Geiger L., Briefe der Frau Rat Goethe [hg. von A. Köster].

Nr. 254. B[ulle] O., Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg.

Necker M., Stauffer: Karol. v. Humboldt in ihren Briefen an Alex. v. Rennenkampf.

Nr 261. 263. Hofmann H., Schillers Humor.

Nr. 263. Brenner O., Pedanterie und Duldsamkeit in Sprachsachen.

Nr. 266. Geiger L., Drei Goethe-Schriften [Bode: Stunden mit Goethe; Stahl: Wie sah Goethe aus?; Litzmann: Goethes Faust].

Nr. 267. Schaefer R., Wilhelm Waiblinger. Eine Jahrhunderterinnerung.

Nr. 272. Mensi A. v., Zur Lichtenberg-Literatur [Briefe Lichtenbergs hg. von Leitzmann und Schüddekopf. 3. Band].

Nr. 273. Geiger A., Dichter über Dichter [Remers Sammlung ‚Die Dichtung'. Band 10/12. 14/18].

Nr. 276. Geiger L., Die deutsche Übersetzung der großen Goeschen-Biographie [von Fischer. 1905]. — Zum Teil scharf getadelt.

Nr. 279. Fischer H., Schillers Jugendfreunde [von J. Hartmann].

Nr. 284. Borinski K., Der junge Goethe.

Nr. 286. V. S., Chuquets Études d'histoire [Georg Forster. Adam Lux. Klopstock. Goethes Schwester].

Nr. 288. Zurhellen-Pfleiderer E., Die Religion unserer Klassiker [von. K. Sell].

Nr. 297. Geiger L., Fünf neue Goethe-Schriften.

Nr. 298. Neue Briefe von Johann Georg Hamann. Aufgefunden und zum erstenmal mitgeteilt von H. Weber. — 1/3. An J. G. Lindner, Königsberg 1752 Mai 5; 1760 Ende Juni; 1763 Jänner 6 (Ergänzung zu Roths Ausgabe 3, 176 ff.). — 4. An Kapellmeister Reichardt, Königsberg 1786 November 19.

1905. Nr. 1. 2. Petsch R., Wilhelm v. Humboldt über Charakterstudium und Charakterbildung. — Im Anschluß an die Ausgabe von Humboldts Schriften.

Nr. 3. Geiger L., Schiller im Urteile der Zeitgenossen. — Abfällige Besprechung von M. Heckers Buche ‚Schillers Persönlichkeit'. Heckers Entgegnung sieh oben S. 341.

Nr. 4. —tz—, Ewald: Romantik und Gegenwart. I. Band.

Nr. 8 G[eiger] L., Der erste Band des Archivs für Theatergeschichte.

Kemmerich M., Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland [von F. M. Kircheisen. 1904].

Nr. 16. Krauß R., Schiller auf der Krankenstube der Militärakademie und die Entstehung der Räuber.

Nr. 29. Herzberg G., Wildenbruch und das deutsche Drama der Gegenwart. Zum 60. Geburtstag.

Nr. 64. Heigel K. Th. v., Zu Schillers Gedächtnis. [Rede].

Sonntag A., Lessing: Grillparzer und das Neue Drama.

Nr. 73. 74. Kirchbach W., Julius Grosse. Ein Dichterbild.

Nr. 74. 75. Aus Bernhard Rudolf Abekens Nachlaß. Sieben Briefe des Kanzlers v. Müller an Abeken [Weimar 1832 Juni 10 bis 1849 Oktober 6]. Mitgeteilt von A. Wagner.

Nr. 75. Reicke E., Cesare Borgia nach den römischen Reminiszenzen eines deutschen Humanisten [Lorenz Beheim, geb. 1457 in Nürnberg, † 1521 in Bamberg].

Nr. 77. Feldmann W., Geflügelte Worte, Schlagworte und Modewörter.

Nr. 78. Leinburg Mathilde v., Der Märchendichter Andersen in München (Zu seinem 100. Geburtstag, 2. April 1905).

Nr. 81. Robert P., Die Weltliteratur im Urteil der Menschheit. — Im Anschluß an Lichtenbergers oben S. 307 verzeichneten Faust-Aufsatz.

Nr. 82. Michel W., Ein romantischer Denker. — Friedrich Schlegel, Fragmente hg. v. F. v. d. Leyen (1904).

Nr. 86. Ende A. v., Deutsche Dichter in Amerika.

Nr. 90. Ettlinger J., Theodor Fontane in seinen Briefen.

Nr. 91. Maier, Schillers Vorfahren.

Nr. 98. Geiger A., Hoffmann von Fallersleben: Ausgewählte Werke (Benzmann).

Nr. 103. Werner R. M., Adolf Pichlers Tagebücher.

Nr. 105. Hans W., Achim v. Arnim und die Brüder Grimm. — Im Anschluß an Steigs Buch.

Nr. 106. G[eiger] L., Ein Neudruck von Devrients 'Geschichte der deutschen Schauspielkunst'.

Nr. 107. B[ulle] O., Schillers Menschentum.

Nr. 108. 109. Weltrich R., Schiller. Sein Vermächtnis an das deutsche Volk. Festrede zur Münchener Säkularfeier von Schillers Todestag.

Schott S., Neues über Gottfried Keller. — Briefe von Emil Kuh an Keller; die Essais von Ricarda Huch und O. Stößl.

Nr. 112. Bormann W., Aussprache über Schillers 'Ideal und Leben'.

Nr. 113. 114. 115. Farinelli A., Cervantes. Zur 300jährigen Feier des 'Don Quijote'.

Nr. 118. B[ulle] O., Goethes Famulus. — Anschließend an die Publikation von Tewes: J. P. Eckermanns Nachlaß. 1. Band.

Nr. 126. Kilian E., Eine Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts [von M. Martersteig. 1904].

Nr. 130. Beetschen A., Grillparzer als Kunstgaleriebesucher.

Nr. 131. Cornelius H., Ansprache, gehalten bei der Schillerfeier der Münchener Studentenschaft (am 30. Mai 1905).

Nr. 133. Woerner R., Goethe über seine dramatischen Dichtungen [H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen II, 1. 2].

Nr. 134. Krauß R., Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert [von P. Legband].

Nr. 135. Goebel K., Zur Erinnerung an K. Ph. Martius.

Nr. 139. Borinski K., 'Innere Form'. Zur Literaturgeschichte eines Überbegriffs.

Nr. 142. Muncker F., Deutsche Dichtung in Tirol. [Festvortrag.]

Geiger L., Schian: Der deutsche Roman seit Goethe.

Nr. 143. M.-B. H., Kühnemanns 'Schiller'.

G. E., Briefe Konrad Ekhofs [hg. von L. Geiger].
Nr. 145. Port F., Erinnerungen an Herm. Lingg.
Nr. 157. Bippen W. v., Zum Andenken an Karl Koppmann.
Nr. 162. Benzmann H., Otto Erich Hartlebens Lyrik.
Sonntag A., Schoen: Herm. Sudermann.
Nr. 173. Drei Briefe W. v. Humboldts an Lavater [1789/91]. Mitgeteilt von H. Funck.
Nr. 174. B[ulle] O., Stunden mit Goethe [W. Bode: Goethes Unterhaltungen mit Friedr. Soret].
Nr. 175. 176. [XV] Ungedruckte Briefe von Ernst Moritz Arndt aus den Jahren 1814/51 an den Kaufmann und Fabrikanten Josua Hasenclever in Remscheid-Ehringhausen. Mitgeteilt von A. Hasenclever.
Nr. 176. 177. Sadger J., Ein genialer Trunkenbold [Chn. Frdr. Dan. Schubart]. — Pathologische Studie.
Nr. 177. 178. Jacoby H., Simon Dach und der Königsberger Dichterbund.
Nr. 183. Pissin R., Die Brüder Eichendorff als Jugendfreunde und Schüler des Grafen Loeben.
Nr. 187. L. G., Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main.
Nr. 191. Prost J., Zur Novalis-Literatur [Spenlé].

Münchner Zeitung.
Propyläen. 1904. Nr. 93. Ilgenstein H., Mörikes Lyrik.
Nr. 97. 98. Achelis Th., Goethes religiöse Weltanschauung.
1905. Nr. 36. Kröger T., Über Klaus Groth.
Nr. 82. Ernst P., Hebbel und Hebbels Einfluß.
Nr. 87. 88. Wichmann F., Gottfried Kellers Frauengestalten.

Kreisblatt für den **Obertaunuskreis.**
1904. Nr. 279. Schulze E., Friedrich Carl Casimir Freiherr von Creuz als Staatsmann und als Dichter.

Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land.
1904. Nr. 205. Hamel R., Die Tragödie im Hause Brandenburg. — Julius Mosens Trauerspiel ‚Der Sohn des Fürsten' (1842) sei durch J. G. Schlumbergers ‚Lieutenant von Katt' (Ulm 1834) weder angeregt noch beeinflußt worden.

Pester Lloyd.
1905. Nr. 93. Karpeles G., Heine und Andersen.
Nr. 178. 196. Karpeles G., Heine und Österreich.

St. Petersburger Zeitung.
1904. Nr. 312. Kügelgen C. v., Johann Friedrich Hinze. — Geb. 20. November 1804, † 1857. Er war, was Brümmer⁵ 2, 167 f. nicht mitteilt, Herausgeber des Almanachs ‚Schneeflocken' (Goedeke² VII, 457, aλ).
1905 Nr. 113. Gogarten A., Tell in Sage, Geschichte und Dichtung.
Montagsblatt. 1905. Nr. 80. Luther A., Studien zur russischen Literatur. IX. Schiller in Rußland.

Prager Abendblatt.
1905. Beilage. 6. Mai. Steinberg J., Die ersten Aufführungen der ‚Räuber' in Prag und die Theater-Zensur.
Trölscher H., Schiller in Eger.
Przedak A. G., War Schiller in Nordostböhmen?

Bohemia (Prag).
1904. Beilage. Nr. 97. 206. 212. Kirschner A., Erinnerungen an Goethes Ulrike.
Nr. 247. Isolani E., Carl Herloßsohn. Zu seinem 100. Geburtstage.

Politik (Prag).

1904. Nr. 253 Herain, Carl Herloßsohn. — Eigentlich Herloß, geb. am 1. September 1802 (nicht: 1804); seine Vornamen lauten Karl Borr. Sebastian (nicht: Georg Karl Reginald). Der für Herloßsohns Biographie wichtige Aufsatz bringt zum erstenmal auf Grund amtlichen Materials nähere Mitteilungen über die Eltern des Schriftstellers.

Débats, édition hebdomadaire (Paris).

1904. 24 décembre. Muret M., Mme Gabrielle Reuter.

Deutsche Volkszeitung (Reichenberg).

1904. Nr. 258. Hübner L., Reichenberger Bürger als Theaterunternehmer. Ein Beitrag zur Geschichte unseres Stadttheaters. — Tischlermeister und Gastwirt Johann Lampel (1795 f.) und Strumpfwirkermeister Franz Stumpfe (1805 f.) als Theaterdirektoren. Ein (geschriebener) Theaterzettel der Lampelschen Gesellschaft (1796) wird mitgeteilt: ‚Opera comique. In drey großen Aufzügen . . Der Teufel in allen Ecken oder Die zweyfache Verwandlung.'

Düna-Zeitung (Riga).

1904. Nr. 214. 215. Falck P., Der Maler und Schriftsteller Wilhem von Kügelgen (1802/67).

Schwäbische Kronik (Stuttgart).

Nr. 411. Sonntagsbeilage. Krauß R., E. Mörikes Stuttgarter Wohnungen [1851/75].

Nr. 417. Mittwochsbeilage. Krauß R., Mörikes Honorare.

Neues Tagblatt (Stuttgart).

1904. Nr. 262. 263. Müller E., Ehrungen Schillers bei seinen Lebzeiten
1905. Nr. 83. Krauß R., Die Stuttgarter Erstaufführungen von Schillers Dramen.

Nr. 85. Maier, Schiller-Stammbaum.

Nr. 124. Müller E., Brief Justinus Kerners an Pfarrer Feuerlein [1855 Oktober 19].

Nr. 147. Müller E., Brief Theobald Kerners an David Friedrich Strauß.

Wiener Abendpost.

1904. Nr. 99. Spina F., Neues über Goethes ‚Novelle'.

Nr. 110. Himmelbauer F., Der Briefwechsel zwischen Storm und Keller.

Nr. 121. Schaukal R., Schiller als Lyriker. Zur Säkularausgabe der ‚Gedichte'.

Nr. 133. Brief von J. G. Seidl an Michael Enk.

Nr. 155. Lambel H., Die historisch-kritische Hebbel-Ausgabe.

Nr. 196. Guglia E., Goethe in Österreich [Sauer].

Nr. 249. Weilen A. v., A. W. Ifflands Briefe.

1905. Nr. 58. Holzer R., Die neue Stifter-Ausgabe.

Illustriertes Wiener Extrablatt.

1905. Nr. 125. Löwy J., Schiller und die Wiener (1859).

Nr. 127. Schiller als Wohltäter und als Triumphator. Mit ungedruckten Briefen aus dem Schiller-Archiv. Mitgeteilt von J. Minor. — Briefe an Schiller von dem Studenten Steinhaus (2:1799), dessen Vetter Egberts (Aurich 1799 May 20), Frh. v. Forer (Erfurth 1803 August 29 = Euphorion 12, 411 f.), Baron von Lagerbjelke erstem Kabinettssekretär des Königs von Schweden (1803), Jerome Grafen von Pagoczski und W. v. St.

Fremdenblatt (Wien).

1905. Nr. 92. N—r E., Heine und Gilm.

Nr. 207. M. M., Heinrich von Kleist und Schiller.

Neues Wiener Journal.

1904. Ganghofer Ludw., Aus der geistigen Werkstätte [Ganghofers].

Wiener Morgen-Zeitung.

1904. Nr. 150. [Herm.] Rollett-Briefe.

Nr. 225. Ungedruckte Liebeslieder von Herm. Rollett [1843/4: Marienlieder].

Neue Freie Presse (Wien).

1904. Nr. 14236. Brahm O., Ibsen in Berlin. — Dagegen Hannoverscher Courier Nr. 24990 und S. Jacobsohn: Die Welt am Montag Nr. 20.

Nr. 14275. 85. 304. 18. 69. 73. 95. 425. 46. 94. Hopfen Hans, Mein Wien [Erinnerungen].

Nr. 14281. Schlossar A., Briefe von Friedr. Halm an Julie Rettich (1854/6).

Nr. 14288. Ernst O., Eine Rede über Detlev von Liliencron.

Nr. 14295. Müller G. A., Scheffel-Erinnerungen.

Door A., Ed. Mörike und Theod. Kirchner.

Nr. 14297. 391. 497. Wilbrandt Adolf, Wiener Erinnerungen.

Nr. 14302. Grünstein L., J. G. Seibl als Dialektdichter.

Nr. 14316. Speidel L., F. Schiller.

Nr. 14323. W[ittmann H.], Marianne [Meyer]. — Im Anschluß an Sauers ‚Goethe und Österreich'.

Nr. 14349. Feury B. (Clermond-Ferrand), Emma Herwegh.

Nr. 14382. Hesse H., Eduard Mörike.

Nr. 14392. Grünstein L., Goethe, Merck und Camper [der holländische Anatom]. — Auf Grund ungedruckter Briefe.

Nr. 14399. Schmidkunz H., Das Stammbuch der Schauspielerin Sofie Müller [geb. 1803, † 1830. Das Stammbuch in Aufbewahrung der k. Bibliothek zu Berlin].

Nr. 14413. Wertheimer P., Das Taschenbuch ‚Aglaja'.

Nr. 14455. Minor J., Über die Aufgaben und Methoden der neueren Literaturgeschichte.

Nr. 14470. Zabel E., Heinrich Heine in Amerika.

1905. Nr. 14503. Berger A. Frh. v., Hans Hopfen. Persönliche Erinnerungen.

Nr. 14524. Sauer A., Brief Grillparzers an Eduard von Schenk.

Nr. 14539. Servaes F., Otto Erich Hartleben.

Nr. 14587. Auersperg G. Graf, Die Wiege Anastasius Grüns.

Nr. 14594. Necker M., Ungedruckte Briefe von Theodor Fontane.

Nr. 14599. Karpeles G., Heinrich Heine und der Bürgermeister von Biala [Theodor Seeliger].

Nr. 14620. Windelband W., Schiller und die deutsche Nationalität. Festrede.

Schwabe O., Schillers Tod und Begräbnis. Nach Mitteilungen und aus den Papieren meines Großvaters.

Nr. 14622. Sauer A., Goethes dramatischer Entwurf: ‚Schillers Totenfeier'.

Nr. 14627. Ortner M., Schiller in Österreich.

Merwin B., Schiller in Polen.

Wüstner A., Schillers Beziehungen zur englischen Literatur.

Nr. 14668. Düring-Oetken H. v., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Nr. 14670. Berger A. Fr. v., Hermann v. Lingg.

Nr. 14678. Berger A. Frh. v., Julius von der Traun [Jul. Alex. Schindler].

Nr. 14682. Karpeles G., Neue Mitteilungen über Heinrich Heine. — Außer kleineren Briefen Heines, einer an ihn von Michael Beer.

Nr. 14693. Berger A. Frh. v., Neue Goethe-Gespräche [mit Frdr. Soret].

Reichswehr (Wien).
1904. (16. Sept.). Breitner A., Neues über die Beziehungen Scheffels zu Österreich.

Deutsches Tagblatt (Wien).
1904. Nr. 174. Gugitz G., Ein vergessener Dichterdilettant [Jos. Friedrich von Retzer].
Nr. 212. Gugitz G., Ein Vielgelesener und ganz Vergessener [H. Clauren].
1905. Nr. 183. Brischar K. M., Der größte Epiker der nachklassischen Zeit [Robert Hamerling].

Neues Wiener Tagblatt.
1904. Nr. 138. Schlossar A., Rob. Hamerling. — Brief an Fritz Pichler. Ungedruckte Verse.
Nr. 150. Necker M, Aus Briefen Hermanns von Gilm an Angelika von Hörmann.
Nr. 288. Morold M., Ferd. Kürnberger.
1905. Nr. 27. Klaar A., Die österreichische Nathan-Première [1785 in Preßburg in der seippschen Truppe].

Deutsches Volksblatt (Wien).
1905. Nr. 5872. Berger A. v., Die Deutschen in Österreich und Schiller. Festrede.
Nr. 5955. 57. 58. 62. Naaff A. A., J. Fercher. Einiges aus seinem Leben und über seine gesammelten Schriften und Briefe.

Österreichische Volkszeitung (Wien).
1904. Nr. 140. Breitner A., J. V. Scheffel. — Mitgeteilt wird unter anderm ein Nachlaßgedicht Sch.s: ‚Poetennot‘.

Die Zeit (Wien).
1904. Nr. 505. Lang M., Wie der Corregidor entstand. Erinnerungen an Hugo Wolf.
Nr. 550. Lichtwark A., Aus Philipp Otto Runges Jugend.
Nr. 666. 673. Kirchbach W., 25 Jahre jüngste Literatur.
Nr. 688. Heer J. C., Literarisches Leben in der Schweiz.
Nr. 798. Geiger L., Großherzog Alexander und Fanny Lewald. Nach persönlichen Erinnerungen.
1905. Nr. 926. Hofmannsthal H. v., Schiller.
Nr. 1017. Seuffert B., Nur ein Klassiker [Ch. M. Wieland]. — Aufnahme Wielands in die preußische Akademie 1786.

Deutsche Zeitung (Wien).
Nr. 11776. Masaidek F. F., Ferd. Kürnberger.

Wiener Zeitung.
1904. Nr. 238. Radics P. v., Karl Adam Kaltenbrunner.
1905. Nr. 76. Schlossar A., Karl Schröckinger [1798 bis 1819].
Nr. 96. 98. Schönbach A. E., Richard Heinzel.
Nr. 105. Schlossar A., Schiller und die österreichischen Dichter.

Westfälisches Volksblatt.
1905. Nr. 165. Sandoz G. v., Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Wiesbadener Tagblatt.
1905. Nr. 23. Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main.

Neue Züricher Zeitung.
1904. Nr. 164. 165. Krauß R., Mörike und Hölderlin. — Vgl. Literarisches Echo 6, 1383 f.

Nr. 293. 294. Fränkel J., Riccarda Huchs Darstellung der Romantik.
Nr. 342. Marti F., Hermann Kurz.
1905. Nr. 50. Spitteler K., Die Hauptprobe zur deutschen Schillerfeier [Satire].
Nr. 170. 172/4. Bruppacher H., Der Rückgang der Züricher Mundart in den letzten 50 Jahren.
Nr. 218. Krauß R., Christian Wagner [der schwäbische Bauerndichter].

Zeitschriften für Volkskunde.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

13. Jahrgang. Heft 3/4. Regelein J. von, Der Tod als Jäger und sein Hund.
Bock A., Hochzeitsbräuche in Hessen und Nassau.
Sökeland H., Die Wünschelrute. II.
Reichhardt R., Volksbräuche aus Nieder-Thüringen. I. Geburt und Taufe. II. Konfirmation. III. Hochzeit. IV. Tod und Begräbnis.
Polivka G., Die Erzählung von der undankbaren Gattin. (Nachträge.)
Kleine Mitteilungen. Wisser W., Das Märchen vom Meisterdieb in Ostholstein. — Bolte J., Der Mann mit der Ziege, dem Wolf und dem Kohle. — Lemke E., Zwei fürstliche Testamentslieder. — Pavolini P., Zu Arnolds Aufsatz: Die Natur verrät heimliche Liebe. — Ebermann O., Württembergisches Soldatenlied. — Adrian K., Zwei Frauenlieder aus Rauris. — Raff H., Geschichten aus Franken. — Heilig O., Sage über die Sct. Barbarakirche in Langensteinbach. — Schütte O., Ein Heilsegen aus dem Jahre 1697. — Bolte J., Über die 72 Namen Gottes. — Schullerus A., Deutsche Volkskunde im Jahre 1902. — Germanische Mythologie in den Jahren 1901 und 1902. — Bolte J., Festschrift des germanischen Vereins in Breslau.
14. Jahrgang. Heft 1/2. Meyer E. H., Indogermanische Pflügebräuche.
Kopp A., Das Fuchsrittlied und seine Verzweigungen.
Schaar H., Plattdeutsche Rätsel. Ein Beitrag zur märkischen Volkskunde.
Kleine Mitteilungen. Bolte J., Zur Sage von der freiwillig kinderlosen Frau. — Knaack G., Antike Parallelen zu einem Rügenschen Märchen. — Bolte J., Zum deutschen Volkslied. 16—21. (Lied von der Narrenkappe. — Erstürmung von Prag 1648. — Abzug der Schweden aus dem Reiche. — Soldatenliebe. — Soldatenlab. — Der Waffenschmidt.)
Besprechungen. Bolte J., Neuere Märchenliteratur. — Rödiger M., Kaindel: Die Volkskunde.
Heft 3/4. Hermann E., Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit im Herzogtum Coburg.
Höfler M., Die Gebäcke des Dreikönigtages.
Preehn H. von, Drischlegspiele aus dem oberen Innviertel.
Kleine Mitteilungen. Jellinek A. L., Zur Vampyrsage. — Reichhardt, Thüringer Pfingst-Volksfeste. — Steig R., Volksgebräuche, Volksglauben und Volkssagen im Ländchen Bärnwalde. — Wisser W., Das Märchen vom Schweinehirten und der Königstochter. Zwei Holsteinsche Fassungen. — Bolte J., Deutsche Segen des 16. Jahrhunderts. — Schütte O., Ein Liebesbrief in Herzform. Braunschweigisch. — Schullerus A., Die Volkskunde 1903. — Schönbach A. E., Hans Meyer: Das deutsche Volkstum.
15. Jahrgang. Heft 1/2. Bolte J., Bildergedichte des 17. Jahrhunderts. Gesammelt von Camillus Wendeler. Illustriert. 1. Die Rockenstube. 2. Der Nasen-

monarch. 3. Duck Dich, Seel, es kompt ein großer Platzregen. 4. Herr Über-sie. 5. Männerbefehlig. 6. Weiber-Privilegien. 7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln. 8. Doktorprobe. 9. Der diebische Zöllner und seine Frau. 10—12. Die verkehrte, die widerwärtige, die törichte Welt.

Bolte J., Neidhardt: Eine volkstümliche Personifikation des Neides.

Kleine Mitteilungen. Reiterer K., Die 12 goldenen Freitage. — Branky F., Mein Mädchen ist nicht adelig. — Schütte O., Zimmermannsverse beim Rammen. — Knoop O., Sagen aus Kujawien. Das wunderbare Kind. Der Teufel und die Linde. Geschwür. — Poschel A., Der Binder. — Bolte J., Das Kutschkelied. — Strele R. von, Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze. — Schütte O., Zaubersegen des 16. Jahrhunderts (Braunschweig).

Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

1905. Nr. 1. Geleitswort. (Mit einem allgemeinen Überblick über das Arbeitsgebiet der Volkskunde.) — Bericht über die zu Leipzig am 6. April 1904 abgehaltene gründende Sitzung des ‚Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde'. — Verbandsangelegenheiten. — Vereinsnachrichten. — Sonstige Mitteilungen.

Das deutsche Volkslied.

5. Jahrgang. Heft 6—10. Einiges über die Sammeltätigkeit des Volksliedforschers Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.

Pommer J., Liedchen zum Einschläfern der Kinder.

Kohl F., Das Alpbacher Almenlied und seine Arten.

Rosegger P., Von der Vernachlässigung unseres alten Volksliedes.

Jäger K., ‚Zu Straßburg an der Brücken'.

Pommer, Nagel, Brenner und Hönig, Zur Deutung des Kinderliedchens Pinne — winne — winnchen.

Blümel E. K., Über die Verbreitung des volkstümlichen Liedes ‚Ach, weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine'.

Liedleitner K., Die Sprüche der Innsbrucker Glocken.

John A., Hans Forster.

Pommer J., Meine Ansicht vom Satze deutscher, namentlich älplerischer Volkslieder.

Winkler P., Bettelmanns Hochzeit.

Kronfuß K. E., Geistliche Volkslieder aus dem Salzkammergut.

Pommer J., Schnadahüpflweisen mit Paschen.

6. Jahrgang. Heft 1—10. Riemann L., Akustische Auffassung des deutschen Volksliedes.

Kronfuß K. E., Heilige Dreikönig-Lied.

Pommer J., Dr Anton Werle.

Rosegger P., Rosa Fischers Oststeirisches Bauernleben.

Morsch Helene, Die Schönheit der Geliebten.

Teltschick, Spottlied auf Napoleon Bonaparte.

Pommer J., Die reichsdeutsche Volkslieder-Kommission.

Kaiser K., Ein Dutzend Kinderreime.

Fischer K., Aus dem Isergebirgsgau um Gablonz.

Pommer J., Alte Weisen.

Fraungruber H., Die Gründung des Sängerbundes. ‚Deutsches Volkslied.'

Jäger K., Spruchverse aus Niederösterreich.

Much R., Elard Hugo Meyers Mythologie der Germanen.

Kienzl W., Jodler aus Markt Marktschorgast.

Götzel H., Zur Wertschätzung des deutschen Volksliedes.

Kronfuß K., Weinbergslieder in den deutschen Alpen.

Stibitz R., Altes Weihnachtslied. (Iglauer Sprachinsel.)

Brenner O., Über Volksliedforschung und Volksliedpflege.

Fischer K. R., Aus dem Isergebirge.
Düvel O., Einige Parallelstellen.

Blätter des badischen Vereins für Volkskunde.

Neues Organ des badischen Vereins für Volkskunde, der sich am 24. Juli 1904 in Baden-Baden begründet hat und an die im Jahre 1893 in Freiburg begründete Vereinigung anknüpft.

Heft 1. Haffner O., Die Pflege der Volkskunde in Baden.

Kahle B., Über einige Volkslied-Varianten. 1. Das Volkslied vom Eisenbahnunglück. 2. Die Mordtat des Soldaten.

Dazu erschienen Beiträge zur badischen Volkskunde: Kahle B., Odenwälder Volkslieder. — Sütterlin L., Von der Pfälzer Mundart. — Kahle B., Deutsche Volkskunde. Vier volkstümliche Vorträge. (Heidelberger Volkshochschulkurs Februar und März 1904. I. Die Volkskunde als Wissenschaft. II. III. Deutscher Brauch im Leben der Familie und des deutschen Volkes. IV. Märchen und Volkslied.) [Sonderabdruck aus dem Heidelberger Tagblatt.] — Sütterlin L., Das Fastnachtsrad in Langental. [Frankfurter Zeitung.]

Mitteilungen und Umfragen zur bairischen Volkskunde.

9. und 10. Jahrgang. Nr. 2—4. Rauch G., Die drei Jungfrauen im Kinderlied.

Schmidt K., Kirchweih.

Petsch R., Über unsere Volksmärchen. Eine Anregung zum Sammeln.

Brenner O., Eine Quelle der Volkskunde. — Reine und angewandte Volkskunde.

Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen.

3. Band. Heft 1—4. Langer E., Sagen aus dem deutschen Osten. — Alte Hochzeitsbräuche in Braunau. — Kirchweihlieder und Gebräuche. — Zur Kirchweihmusik in der Steckener Sprachinsel. — Volkslieder und Reime. — Pflanzenkunde im deutschen Volksmunde. — Zur mundartlichen Kunstdichtung im Braunauer Ländchen. (Johann Trill.) — Kinderlieder und Wiegenlieder. Hochzeitsgebräuche und Gespräche bei deutschen Sprachinsel Stecken. — Hieronymus Brinke, Gedichte. — Anhang. Uffo Horn, Gedichte.

4. Band. Heft 1—3. Volkstümliche Dichtung: Der Bauer im Weinhause. (Das Gedicht rührt von Joh. Trill her, ist Braunauischer Mundart und von Hier. Brinke in die Adlergebirgsmundart mit mannigfachen Umänderungen übertragen worden.)

Sagen aus dem deutschen Osten. (Riesengebirge, Gablonz usw.).

Adlergebirgs-Idiotikon.

Steckener Tuschlieder und Nachtwächterrufe. — Stundenrufe und Nachtwächterlieder. — Der wilde Jäger in der Kinderpoesie des Riesengebirges.

Gedichte in Braunauer Mundart von Anton Kahler.

Anhang: Uffo Horn, Gedichte. (Fortsetzung.) Die schöne Insel. Novelle.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde.

7. Jahrgang. Nr. 3—6. Schiepeck Jos., Die Bejahung und Verneinung im Egerländischen.

John A., Hans Forster und Briefe Forsters. — Dr. Adam Wolf und die Egerländer Volkskunde. — Vier Hirtenlieder zum Weihnachtsgesang.

Köhler Jos., Gastfreundschaft der Egerländer.

Heisinger F., Aus der Schulgeschichte des Egerlandes.

Kleine Mitteilungen. Bücheranzeigen. Vereinsnachrichten.

8. Jahrgang. Nr. 1—6. John A., Dr. Habermann. Biographische Skizze. — Die Wabensagen und Tannhäuser im Fichtelgebirge. — Der Sagenschatz des Egerlandes. I. Mythische Sagen.

Bachmann J., Aus dem Leben der Egerländer Dorfjugend. — Unsere Reichsstraßen ehemals. — Egerländer Taufbräuche.
Gerbet, Skizzen über die Egerländer Mundart.
Bergmann J., Der Pflug im Sprichworte.
Köferl J., Geburt und Tod im Volksglauben.
Kleine Mitteilungen. Über Namen, Ausdrücke, Sprüche usw. aus dem Egerlande.

Hessische Blätter für **Volkskunde.** Herausgegeben im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde von A. Strack.

2. Band. Heft 2. Wünsch R. und Vogel F., Volkskundliches aus alten Handschriften.
Haupt H., Die Sage vom Käsestein.
Dieterich L., Zum Odenwälder Wortschatz des 15. bis 18. Jahrhunderts.
Diehl, Volkskundliche Notizen aus M. Walters Reichenbachschen Memorial, 1599—1620.
Bücherschau. Strack A., Kopp: Ein Sträußchen Liebesblüten.
Zeitschriftenschau, 1902. Strack A., Volkskundliche und verwandte Zeitschriften.
Heft 3. Petsch R., Volksdichtung und volkstümliches Denken.
Wünsch R., Griechischer und germanischer Geisterglaube.
Hünsinger F., Vor 50 Jahren.
Böckl O., Volksrätsel aus dem Vogelgebirge. Mit Anmerkungen von Strack
Rademacher L., Holler.
Bücherschau. Horn W., Hermann Fischers schwäbisches Wörterbuch. — Helm K., Meyers Mythologie der Germanen.
Zeitschriftenschau. Strack A. und Helm K., Germanistische Zeitschriften.
3. Band. Heft 1—3. Knoop O., Die Himmels- und Naturerscheinungen in der Anschauung des kujawischen Volkes.
Edel K., Allerlei Todes- und Liebeszauber.
Mogk E., Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart.
Kopp A., Handschrift der Trierer Stadtbibliothek 1744.
Schöner G., Erinnerungen und Überlebsel aus dem Dorfe Eichenrod.
Segenspruch in Kürenbach. Sage aus Altenbuseck. Liebesbriefe.
Bücherschau. Strack A., Reuschels volkskundliche Streifzüge. — Helm K., F. Panzers Deutsche Heldensagen im Breisgau.

Zeitschrift für **österreichische Volkskunde.**

9. Jahrgang. Heft 3—6. Adrian C., Das Halleiner Weihnachtsspiel. (Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg.)
Merhar J., Ein Beitrag zur Sagenfamilie vom Bau der Artabrücke.
Segel B., Zwei jüdische Volkssagen über Kaiser Franz Josef.
Branky F., Zu den unglücklichen Tagen des Jahres.
Hausotter A., Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. II. Volkskundliche Literatur. III. Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche vor 100 Jahren.
Blümmel E., Steirische Weihnachtslieder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts
Langer E., Wiener Stadt- und Volksleben aus dem Jahre 1492.
Segel B., Der König und seine vier Söhne.
10. Jahrgang. Heft 1—4. Tschinkel W., Die Sagen in der Sprachinsel Gotschee.
Blau J., Todtenbretter in der Gegend von Neuern.
Adrian C., Haussprüche und Haussegen aus dem Salzburger Flachgau.
Czech von Czechenherz J., Beitrag zur Volkskunde von Mähren und Schlesien.

Hausotter A., Beitrag zur Volkskunde des Kuhländchens. Allerlei Volkskundliches.
Wolfram A., Ahasversage in Münichkirchen.
Branky F., Ein Hochzeitskästchen mit acht Inschriften.
Eder R., „Neuer Häut des Weibs“ (Reimpaare auf einer Reichenhalter Schützenscheibe. Das gleiche Motiv wie bei Hans Sachs. Vgl. Goetze, Fabeln und Schwänke. Nr. 54).
Heft 5. Festschrift. (Anläßlich des zehnjährigen Bestandes des Vereins.) Haberlandt M., Der Verein für österreichische Volkskunde 1894—1904.
Heft 6. Haberlandt M., Motive und Weihgeschenke.
Supplement-Heft 2. Petal A., Grabschriften aus Österreich.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde.
III. Band. 2.—9. Heft. Richter E., Die Wünschelrute.
Pfau W., Das Pferd. Beitrag zur geschichtlichen Volkskunde.
Plesly R., Sammlung von dialektischen Wörtern aus den Volkssprüchen der sächsischen Oberlausitz.
Mucke E., Rezepte und Zaubermittel der Imler im 18. Jahrhundert.
Lindner, Zu den Hirtenjodlern.
Tille A., Verzeichnis von 1802 konfiszierten Volksliedern.
Bartsch, Glockensprache.
Steiger E., Das Fremdwort im Volksmund.
John E., Aus dem Jahre 1848 In einem sächsischen Dorfe.
Meinhold L., Altes und Fremdes in der Sprache meiner Heimat. (Rautenkranz.)
Bräudel K., Zur Lautausdeutung und Volkssprache.
Müller C., Aus der Lausitzer Kinderstube.
Benndorf P., Auszählreime.
Gruber K., Heimatfeste.
Beschorner H., Unsere Flurnamen.
Jahn E., Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge.
Theißig K., Überblick über die Mundarten des östlichen Erzgebirges.
Benndorf P., Beitrag zum Aberglauben in Sachsen.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.
Heft X. Nr. 3—5. Zacher K., Rübezahl und seine Verwandtschaft.
Siebs T., Zur Rübezahl-Forschung.
Wahner, Weiteres vom Wassermann in Oberschlesien.
Klapper J., Gesamtregister zu den ersten 10 Jahrgängen.
Heft XI. Seger H., Die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben.
Meyer A. O., Schlesische Gedichte aus der Reformationszeit.
Siebs F., Zur Kunde der deutschen Monatsnamen. Harnung.
Vödl O., Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volkspoesie
Kahle B., Eine Vorschrift für Taufpaten.
Olbrich C., Das Milchtrinken der Schlangen.
Blaschke E., Drei Spiele.
Stanzl K., Volkskundliches aus dem Ölser Kreise.
Hippe M., Zwei Breslauer Sagen. Das Glöcknerhaus und die Hahnkrähe.
Heft XII. Pradel F., Der Schatten im Volksglauben. — Kopflose Menschen und Tiere in Mythe und Sage.
Oldrich C., Die Freimaurer im deutschen Volksglauben.
Hippe M., Volkstümliches aus einem alten Breslauer Tagebuch.
Gusinde K., Über Mundartengrenzen im Kreise Öls.
Scholz O., Schlesische Tänze.

Haas A., Fünf Sagen aus dem Riesengebirge.
Helmich M., Sagen aus den Kreisen Glogau, Frankberg und Grünberg.
Siebs T., Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintrieb des Viehes.
Blaschke E., Weihnachts-Heiligamt in der Schweizer Schmiede vor dreißig Jahren.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde.**

7. Jahrgang. Heft 2/3. Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes.
Züricher G. und Reinhardt M., Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern.
Sprecher F. M., Volkskundliches aus dem Taminatal.
Miszellen. Die Kinderlosen im Genfer Fastnachtsbrauch. Das böse Weib. Argauisches Lied.
Heft 4. Fukenhoffer E., Sprüche und Lieder aus dem Entlebuch.
Arnold J. L., Das Giritzen-Moos in Dagmersellen.
Miszellen. Ithen A., Passionsgebet. — Bauernregeln aus dem Kanton Zug.
Kestenholz F., Mitfasten aus Obermühl.
Wirz J., In die Brückenkette beißen.
8. Jahrgang. Heft 1—4. Tobler A., Der Volkstanz im Appenzeller Lande.
Brandstetter R., Die altschweizerische Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen.
Tobler G., Gedichte aus der Zeit des berner-oberländer Aufstandes des Jahres 1814.
Meier S., Wettersegen.
Hoffmann-Krayer E., Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz.
Ochsner J., Volkstümliches aus Einsiedeln und Umgebung.
Zürcher G. und Reinhardt M., Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern.
Miszellen. Zindel und Kressig A., Reime und Redensarten aus Sargans. — Hoffmann-Krayer, Zum Eingang des Weingartner Reisesegens. — Der Kuhreigen der Schweizer in preußischen Diensten 1756. — Kirchliche Volkskunde. — Keller W., Variante zum 'Maartwydli'.
Nachtrag. Zum Kettendeißen. Meier S., Ein Freitagsgebet aus Johnen.

Mitteilungen über **volkstümliche Überlieferungen** in **Württemberg.**

Neue Zeitschrift der württembergischen Vereinigung für Volkskunde. Erscheint im Rahmen der württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde.
Nr. 1. 1904. Bohnenberger, Aus Glauben und Sage.

Nachrichten.

Dr. Otto Rommel in Graz hat eine Untersuchung über den Wiener Musenalmanach 1777—96 nahezu vollendet, die außer der Charakteristik des Almanachs selbst und der Darlegung seines Zusammenhanges mit der zeitgenössischen Literatur noch Einzelbilder der bedeutenderen Mitarbeiter (Alxinger, Ratschky, Leon, Haschka, G. von Baumberg) bringt; wenn möglich, soll die gesamte österreichische Lyrik, wie sie in den Almanachen der Provinzhauptstädte vorliegt, in den Bereich der Arbeit gezogen werden.

Julius Erdmann in Halle bereitet eine größere Arbeit über Josef von Eichendorffs Trauerspiele vor.

Bei Otto Elsner in Berlin gibt Richard Zoozmann eine Liebhaber-Bibliothek alter und seltener Drucke in Faksimile-Nachbildung heraus: 1. Band: Die Passion von Johannes Geyler von Keysersberg mit 22 Holzschnitten.

Straßburg 1522. — 2. Band: Hermann von Sachsenheim, ‚Die Mörin' Worms 1539. — 3. Band: Johann Eberlin von Günzburg: ‚Die XV Bundtsgenossen'.

Die Verlagsbuchhandlung Wilhelm Engelmann in Leipzig bereitet vor: Goethe-Bildnisse, 110 Blatt Groß-Quart mit erläuterndem Text von Karl Heinemann. Subskriptionspreis für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Mk. 33. Ladenpreis Mk. 66.

Eduard Grisebach veranstaltet in Max Hesses Verlag in Leipzig einen Neudruck von ‚Des Knaben Wunderhorn'.

Michael Holzmann und Hans Bohatta, die Verfasser des Deutschen Anonymen-Lexikons, geben im Akademischen Verlag in Wien und Leipzig ein ‚Deutsches Pseudonymen-Lexikon' heraus (Subskriptionspreis Mk. 20).

Dr. E. Brugger in Zürich weist darauf hin, daß sich in der dortigen Stadtbibliothek ein Exemplar von General Stilles ‚Heldengedicht': ‚Der Lerchenkrieg oder die Siege Viktors' befindet (Signatur: III, 347. 21).

Akademien und Gesellschaften.

Die ‚Association internationale des académies', die eine neue große kritische Ausgabe der sämtlichen Werke von Leibniz vorbereitet, bittet in einem Aufruf an alle Bibliothekleiter und Besitzer von Privatsammlungen um Überlassung etwa noch ungedruckt vorliegender Schriften und Briefe von und an Leibniz. Adresse: Comité Leibniz, Institut de France, Paris.

Die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaft versendet einen ‚Generalbericht über Gründung, bisherige Tätigkeit und weitere Pläne der Deutschen Kommission. Aus den Akten zusammengestellt' (Sitzungsberichte 1905, Nr. XXXII), dem wir folgendes entnehmen: Die Arbeiten der Kommission zerfallen in zwei große Gruppen. Die erste Gruppe umfaßt 1. Die Inventarisierung der literarischen Handschriften Deutschlands bis ins 16. Jahrhundert. (Unter Leitung der Herren Burdach und Roethe.) — 2. Veröffentlichung ungedruckter deutscher Werke des ausgehenden Mittelalters und der frühneuhochdeutschen Zeit. (Unter Leitung des Herrn Roethe.) — 3. Kritische Ausgaben moderner deutscher Schriftsteller. (Unter Leitung des Herrn Schmidt.) ‚Zunächst wird unter Mitwirkung von Prof. Bernhard Seuffert in Graz eine längst dringend gewünschte Gesamtausgabe von Wielands Werken, Übersetzungen und Briefen vorbereitet. Wielands tiefe und weite literarische Wirkung wird erst, wenn diese Ausgabe vorliegt, voll zu ermessen sein; als glücklicher Vorkämpfer des weimarischen Klassizismus, als Schmeidiger des gebildeten Ausdrucks in Vers und Prosa ist er in hervorragendem Sinne einer der Grundleger der gegenwärtigen Literatursprache, und in seiner persönlichen künstlerischen Entwicklung spielt sich ein gutes Stück der allgemeinen Geistes- und Sprachgeschichte Deutschlands ab. Eine Reihe ähnlicher Ausgaben wird sich anschließen. Ins Auge gefaßt sind Winckelmann, Justus Möser, Hamann, Klopstock: alle vier Wegweiser und Führer der neueren deutschen Bildung, Befreier und Erneuerer, zugleich Meister und Muster der deutschen Sprache.' — Die zweite Gruppe von Arbeiten, von Burdach und seinen Mitarbeitern ausgeführt, soll ‚Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache' umfassen, von denen zunächst ein auf vier Bände angelegtes Werk ‚Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung' mit folgendem Inhalt erscheinen soll: 1. Band. Die Kultur des deutschen Ostens im Zeitalter Karls IV. 2. Band. Quellen und Forschungen zur Vorgeschichte des deutschen Humanismus. 3. Band. Die deutsche Prosaliteratur des Zeitalters. 4. Band. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der ostmitteldeutschen Schriftsprache von 1300 bis 1450. Später würden sich anschließen: Forschungen über die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache

im 16., 17. und 18. Jahrhundert und im Zusammenhang damit eine Darstellung der Sprache Goethes mit Rücksicht auf die Entstehung der modernen Literatursprache. Ferner läßt die Kommission Wörterbücher über einzelne deutsche Dialekte herstellen, unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Franck wird an der Universität Bonn gegenwärtig ein Wörterbuch des rheinischen Dialekts ausgearbeitet. Die Kommission strebt als Krönung ihres Werkes einen ‚Wortschatz der deutschen Sprache' an, wünscht aber zu diesem Zweck die Begründung eines der Akademie anzugliedernden ‚Instituts für deutsche Sprache'.

Es besteht die Absicht, in Evanston im Staate Illinois der Vereinigten Staaten von Amerika unter den Auspizien der Northwestern-Universität und als ergänzenden Teil des College-Departments ein ‚American Institute of Germanics' zu gründen, welches eine Anstalt zum Studium der deutschen Sprache, Literatur, Geschichte, Philologie und Nationalökonomie einschließen soll.

Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft:

Für das Jahr 1906: Erörterung der Frage nach Dialektbildung und Dialektbegrenzung auf Grund direkter persönlicher Aufnahme eines beliebigen deutschen Dialektgebiets.

Für das Jahr 1907: Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtschreibung von dem Einwirken der Romantik bis auf den Ausgang von Freytag, Riehl und Burckhardt.

Preisaufgabe des Deutschen Sprachvereins: ‚Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache.' Preise von 1000 und 500 Mark. Ablieferungsfrist: 1. Oktober 1906. — Der Deutsche Sprachverein gibt vom 1. Januar 1906 an eine ‚Zeitschrift für deutsche Mundarten' heraus.

Die Kasseler Grimm-Gesellschaft beabsichtigt eine wissenschaftliche Veröffentlichung ihres reichhaltigen Materials an ungedruckten Briefen der Gebrüder Grimm in nächster Zeit vorzunehmen.

Die ‚Gesellschaft der Bibliophilen' gab das mit dem Namen ‚Mirabilia Romae' bezeichnete deutsche Blockbuch nach dem Exemplar der ‚Herzoglichen Bibliothek zu Gotha' in einem Faksimiledruck mit Einleitung von R. Ehwald heraus.

Die ‚Bibliographische Gesellschaft' bereitet einen Band über die wichtigsten Zeitschriften aus der Zeit des ‚jungen Deutschland' vor.

Die ‚Gesellschaft für Theatergeschichte' gibt als einen Band ihrer Schriften demnächst heraus: ‚Die österreichische Zauberposse vor Raimund', bearbeitet von Rudolf Fürst.

Literarischer Verein in Wien. Als vierter Band der Schriften ist erschienen: ‚Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock.' In Vorbereitung befinden sich außer der Fortsetzung von ‚Grillparzers Gesprächen': ‚Prometheus. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Leo von Seckendorff und Josef Ludwig Stoll. Wien 1808. Herausgegeben von J. Minor.' — ‚Politische Reden von Anastasius Grün. Gesammelt und herausgegeben von Stephan Hock.' — ‚Hermann von Gilms Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Moritz Necker.' — ‚Emil Kuhs kritische Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von Alfred Schaer.' — ‚1809. Politische Dichtungen. Gesammelt und herausgegeben von Robert Franz Arnold.' — ‚Kant in Österreich. Briefe und Aktenstücke. Gesammelt und herausgegeben von Max Ortner.'

Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin. 1904. 26. Oktober. Erich Schmidt, Nachruf für Alexander Meyer Cohn. — Alexander Meyer, Auf jemand kompromittieren. — Imelmann, Über die Verse, mit denen Goethe den Brief an Sulpiz Boisserée vom 1. Mai 1818 beschließt. — Kurt Jahn, Über Wilhelm Meisters Wanderjahre II, 8. — H. Michel, Adam Werner von Themar. — Erich Schmidt, Über ein Stammbuch. — R. M. Meyer

über einige von Dichtern, besonders Kleist, gebrauchte phantastische Bezeichnungen von Mittelwesen zwischen Mensch und Tier, die zum Teil auf bildliche fratzenhafte Darstellungen zurückgehen. — 23. Navember. Lohre über Otta Ludwig und Charles Dickens. — Gotthilf Weisstein über den Theaterunternehmer und preußischen Hofkomädianten Jahann Karl Eckenberg. — 21. Dezember. L. Bellermann besprach eine Reihe Stellen aus klassischen Dramen, in denen es zweifelhaft bleibt, ob der Dichter uns seine wirkliche Meinung sagt oder diese geschickt verstecken will. — Franz Jonas legte einige Stammbuchblätter aus der Zeit des Anfangs der Befreiungskriege vor, regte eine zusammenfassende Darstellung der damaligen Begeisterung der deutschen Studentenschaft an, sprach über die Quellen einzelner Schillerscher Gedichte, besonders der Xenien. — E. Schmidt teilte einen ungedruckten Brief W. v. Humboldts mit, worin dieser sehr ausführlich Schillers Maria Stuart beurteilt. — R. M. Meyer lieferte einen Beitrag zur Geschichte der Wanderung komischer Motive von Smollet zu Niealai und seinen Zeitgenossen. — M. Herrmann teilte mit, daß die Bibliathek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke vom 1. Januar 1905 an den Mitgliedern zugänglich sei. — 1905. 17. Mai. Felix Rasenberg: Über den Estherstoff in der germanischen und romanischen Literatur. — Milnch, das Kontobuch der Buchhandlung Reimer. — Michel, über die ‚Bibliothek der Unterhaltung und Belehrung für Leser aller Stände‘ Berlin 1854, worin Kellers Gedicht: ‚Jung gewohnt, alt getan‘ zuerst gedruckt ist. — 21. Juni. Wilhelm Böhm über Hölderlins Entwicklung. — Der Vortragende verlas außerdem einige bisher unbekannte Fragmente von Briefen Hälderlins an Diotima, die aus dem Nachlaß G. Schlesiers stammen. — 25. Oktober. Beratungen über eine chronologische Ausgabe der Lyrik Goethes. — 15. November. L. Geiger, Wiener Studien zur Geschichte des jungen Deutschland — Georg Ellinger, Über das Motto zu Heines Gedicht ‚Die Menge tut es‘. — 20. Dezember. Max Morris, Über Goethes Fragment: Die Geheimnisse.

Am 27., 28. und 29. Dezember 1905 fand die jährliche Hauptversammlung der ‚Modern Language Association of America‘ statt. Aus dem Pragramm heben wir folgende Vorträge hervar: J. A. C. Hildner, ‚Möser and the doctrine of the Diversity of Nature.‘ — Miß Lauise M. Kueffner, ‚The Historic Drama before Grabbe.‘ — Ernst Voß, ‚Adam Daniel Richter, Nachricht von J. Wimpfelings Deutschland zur Ehre der Stadt Straßburg &c., mit einigen Anmerkungen zu der teutschen Sprache 1752.‘ — Otto Manthey-Zorn, ‚Friedrich Heinrich Jacobi's Home at Pempelfort.‘ — Paul Reiff, ‚Symbolism of the early German Romanticists.‘ — Warren Washburn Flarer, ‚Luther's Study of the Social Condilions of Germans as a Preparation for the Translation of the Bible.‘ — S. H. Goodnight, ‚German Literature in American Magazines from 1800 to 1845.‘ — A. Busse, ‚English Translations of Modern German Literature, — a statistical Study.‘ — F. W. Meisneſt, ‚The Source of Weisse's Richard III‘ (The object of this paper is to prove that Weisse's tragedy is based upon Cibber's Richard III. ‚alter'd from Shakespeare.')

Autographen.

Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München ist in letzter Zeit bereichert warden: durch den Nachlaß ihres früheren Direktors Karl van Halm, der neben manchen Schriftstücken zur Geschichte der Staatsbibliothek vor allem seine ausgedehnte gelehrte Korrespondenz, in der einige hundert Briefe von Theodor Mommsen und Friedrich Ritschl hervorragen; durch den Nachlaß van Christian Schad, dessen wichtigster Teil die teilweise in der Niederschrift der Verfasser vorliegenden Manuskripte der von Schad herausgegebenen ‚Deutschen Musenalmanache von 1850/59 und des Freiligrath-Albums nebst dem dazu gehörigen Briefwechsel‘, in dem nur wenige deutsche Dichter jener Zeit ganz fehlen; durch

das ‚Wilhelm von Kaulbach-Archiv‘, dessen Benutzung auf die Dauer von dreißig Jahren von der besonderen Genehmigung der Stifter, der Hinterbliebenen Kaulbachs, abhängig gemacht ist; durch die französische Abteilung der Bibliothek des Münchener Dramaturgen August Fresenius.

Ein Lessing-Fund. Unter den Beständen der Friedrich von Raumerschen Bibliothek, die durch das Kultusministerium der Bromberger Stadtbibliothek überwiesen worden ist und dieser zahlreiche seltene und durch handschriftliche Eintragungen wertvolle Bücher zugeführt hat, befindet sich ein Exemplar von Jöchers Allgemeinem Gelehrten-Lexikon, das auf dem ersten Blatte des ersten Bandes von der Hand Friedrich von Raumers den Vermerk trägt: ‚Dieses Exemplar gehörte ursprünglich G. E. Lessing und von ihm sind die Randglossen. Ich kaufte es in der Auktion seines Bruders.‘ Die vier Bände des Jöcher enthalten sehr zahlreiche, den Text ergänzende Randnotizen von der Hand Gotthold Ephraim Lessings und ferner drei auf besonderen Blättern eingefügte ausführlichere Zusätze ebenfalls von der Hand Lessings. Auch der zweite Band der Fortsetzung dieses Lexikons durch Adelung, die nach Lessings Tode erschien, enthält handschriftliche Einträge; diese rühren aber von Lessings Bruder Karl Gotthelf her. Um den wichtigen Fund für die Forschung nutzbar zu machen, wurden die Bände an den Münchener Universitätsprofessor Dr. Franz Muncker gesandt, der die Eintragungen in seine Lessingausgabe, und zwar in den 1906 erscheinenden 22. Band aufnehmen wird. Muncker hat diese Zusätze Lessings als das Bedeutendste unter den Nachträgen seiner Ausgabe bezeichnet. Georg Mindet-Pouet.

Die Briefe Weißes an Chr. L. von Hagedorn, aus denen Euphorion Band 11, S. 420 ff. Auszüge veröffentlicht sind, schenkte Prof. C. Kirchner in Chemnitz der Leipziger Universitätsbibliothek.

Die Erben des 1897 in Frankfurt a. M. verstorbenen G. L. Zimmer überwiesen der dortigen Stadtbibliothek schenkungsweise den Originalbriefwechsel, den der Pfarrer der deutschreformierten Gemeinde daselbst Konsistorialrat Johann Georg Zimmer (1777—1853) in den Jahren 1807—14 mit hervorragenden Romantikern und Gelehrten, wie Tieck, den Gebrüdern Schlegel, Arnim, Brentano, J. Paul, Görres, Savigny und anderen geführt hat.

Der Rest von H. Heines Nachlaß ist nach vierjährigen Verhandlungen in den Besitz des Prof. Dr. Hans Meyer vom Bibliographischen Institut in Leipzig übergegangen. Das interessanteste Stück der Sammlung ist die bisher ganz unbekannte Totenmaske des Dichters; dazu kommt seine Bibliothek 2c. Prof. Meyer hat vor einigen Monaten auch Heinrich Laubes Nachlaß erworben, in dem sich ebenfalls wertvolle Handschriften Heines, so vor allem die zahlreichen Briefe an Laube und eines der Manuskripte des Atta Troll befinden.

Das Museum des Königreiches Böhmen in Prag besitzt in seiner an Handschriften für die Geistesgeschichte Böhmens außerordentlich reichen Bibliothek den vollständigen Briefwechsel zwischen Bernhard Bolzano und seinem eifrigsten Schüler Michael Joseph Fesl, der sich ungefähr von 1815 bis zu Bolzanos Tod im Jahre 1848 erstreckt. Am wertvollsten sind die Briefe aus der Zeit vor der Amtsenthebung beider Männer. Während Fesls Wiener Gefangenschaft wurde der heimliche Briefwechsel höchst umständlich durch einen gemeinsamen geistlichen Freund vermittelt, der seinerseits wieder mit dem Polizeibeamten befreundet war, dem die Aufsicht über Fesl anvertraut war; in der späteren Zeit vermittelte eine Wiener Buchhandlung die Korrespondenz unter einem von Fesl gewählten Pseudonym. Da Fesl die Drucklegung zahlreicher Werke Bolzanos besorgte, so ist der Briefwechsel für eine neue kritische Ausgabe der Werke Bolzanos, wie sie gegenwärtig im Zuge ist, von großer Wichtigkeit. Von einzelnen Schriften Bolzanos sind in Fesls Nachlaß auch Originalhandschriften vorhanden. Der Druck des umfangreichen Briefwechsels wäre ebenso wie die Herausgabe von Fesls erhaltener Selbstbiographie dringend zu wünschen. Für eine

Darstellung des Lebens und Wirkens beider Männer würde dadurch die Hauptquelle erschlossen

Der Wiener Antiquar J. J. Plaschka hat eine weitere Sammlung von Manuskripten und Briefen Friedrich Halms, sowie Urkunden und Briefe über die Familie Rettich erworben; 600 Nummern, darunter beinahe 400 Gedichte, dramatische Fragmente, Iphigenie in Delphi von Halm, Briefe und Gedichte an die Familie Rettich von Anschütz, Benedix, Brachvogel, Fanny Elßler, M. Enk von der Burg, L. Gabillon, Gutzkow, Heyse, Laube, Lingg, Meixner, Pachler, Fürst Pückler, Putlitz, Schmerling, Weißenthurn und andere, sowie viele Gelegenheitsgedichte.

Kataloge.

Die Autographen-Sammlung Alexander Meyer Cohns. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Erich Schmidt. Berlin J. A. Stargardt 1905/6.

Katalog der Goethe-Bibliothek des verstorbenen Freiherrn Woldemar von Biedermann .... C. G. Boerner, Leipzig 1905.

Albert Langens Verlagskatalog 1894—1904. 36 Selbstbiographien der Verlagsautoren, 57 Karikaturen von O. Gulbransson und Th. Th. Heine. München 1904.

Eugen Diederichs Verlagskatalog. Jena in Thüringen 1905.

Denkmäler.

Ein Denkmal für Simon Dach. Aus Anlaß der dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Dachs im vorigen Jahre bildete sich in Memel unter dem Vorsitze des Herrn Oberbürgermeister Altenberg ein Komitee zu dem Zwecke, dem Dichter in seiner Vaterstadt ein würdiges Denkmal zu schaffen. Dasselbe ist jetzt dahin schlüssig geworden, auf dem vor dem Stadttheater befindlichen Platze einen von gärtnerischen Anlagen umgebenen Brunnen mit einem Bildnisse Dachs und einer Gedenktafel zu errichten.

In Bern soll ein Denkmal für Albrecht von Haller errichtet werden.

Der Altertumsverein in Biberach hat das dortige Gartenhaus Wielands angekauft, um dort ein Wielandmuseum einzurichten.

Für Maler Müller wurde am 5. Juli 1905 in Kreuznach ein Denkmal errichtet.

In Bückeburg ist die Errichtung eines Herder-Gedenksteines in Gestalt eines großen Blockes mit Herders Bildnis in Erz geplant.

Ein Denkmal für Karoline Herder ist an ihrem Geburtsort Reichenweiler errichtet worden.

Eine Gedenktafel für Heinrich von Kleist soll in Dresden an dem Hause in der Pillnitzer Straße angebracht werden, in dem er nach seiner Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft in den Jahren 1808—1809 gewohnt hat.

In Berlin soll ein Eichendorff-Denkmal errichtet werden. Geldspenden sind zu senden an die Deutsche Bank Depositenkasse, Berlin, Potsdamerstraße.

In Wochwitz bei Dresden, wo Eichendorff sich oft bei seinem Freunde, dem Grafen Baudissin, aufgehalten hat, soll ein Denkmal des Dichters errichtet werden. Man beabsichtigt, es an seinem 50. Todestag, dem 26. November 1907, zu enthüllen.

Zur Erwerbung und Erhaltung des Kerner-Hauses mit dem Kerner-Museum und des Alexander-Häuschens in Weinsberg hat sich daselbst ein Justinus Kerner-Verein gebildet.

In Göttingen soll ein Denkmal für die Göttinger Sieben (Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, J. und W. Grimm, W. Weber) errichtet werden.

In Wien werden Denkmäler errichtet für Adalbert Stifter (Kassaverwalter: Karl Ad. Bachofen von Echt Senior, Wien, XIX. Hackhofergasse 18) und für Robert Hamerling (Zahlstelle: Bankhaus Schelhammer und Schattera, Wien, I. Stefansplatz 11).

Anfragen.

Zu S. 299. Hofmanns erste Anfrage kann ich jetzt selbst beantworten, wozu mir der oben S. 357 zitierte Aufsatz von M. Urban in der Zeitschrift ‚Der Böhmerwald' den Weg wies. Es handelt sich um die volkstümlich gewordene Schauerballade Ratschkys aus dem Jahre 1779 ‚Karl und Wilhelmine'. Entweder zitiert Hauff ganz frei aus dem Gedächtnis oder die Verse gehören einer mir nicht bekannten Umformung des Liedes an. Vgl. Böhme, Volkstümliche Lieder Nr. 139; A. John, Zeitschrift für österreichische Volkslieder 6, 30 ff.

Zu einer bald erscheinenden vollständigen Ausgabe von Wilh. Müllers Gedichten fehlt die Angabe der Quellen zu folgenden 6 Nummern, sämtlich nach Max Müllers Ausgabe (Leipzig 1868) zitiert:

Die Freiheit in der Tinte (Wo mag die edle Freiheit sein?) 2, 46; A bis M des Trinkers (Also, Brüder, laßt uns trinken) 2, 60; Was sich reimt (Wer nicht lacht und singt beim Wein) 2, 78; Der Birkenhain bei Endermay (Der Frühlingshauch, der Morgenschein) 1, 142; Sehnsucht nach Italien (Wenn ich seh' ein Vöglein fliegen) 1, 143; Altitalienisches Volkslied (O Tod, du mitleidloser) 1, 131.

Die zwei ersten wurden von Schwab im 2. Bande von Müllers Vermischten Schriften (1830), die übrigen von A. Müller in den Modernen Reliquien (1845) gedruckt. Zweifelsohne sind die Quellen in literarischen Zeitschriften oder Taschenbüchern aus den Jahren 1817—1827 zu finden. Für diesbezügliche Mitteilungen wäre ich zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

J. T. Hatfield,
per Adresse B. Behrs Verlag in Berlin W. 35
Steglitzerstraße 4.

Mit der Materialsammlung zu einer Geschichte des deutschen Theaterromanes beschäftigt, bitte ich alle Autoren einschlägiger Werke, die nicht schon im Titel oder Untertitel ihren Charakter verraten, um freundlichen Hinweis, sowie bei seltenen, älteren und vergriffenen Werken um leihweise Übersendung.

Berlin, Augsburgerstraße 16.

Dr. Heinrich Stümcke,
Chefredakteur von ‚Bühne und Welt', Schriftführer
der Gesellschaft für Theatergeschichte.

Berichtigung.

Die Euphorion Band 11, S. 806 Zeile 30 aus den Modern Language Notes übernommene ‚Bibliographie' der Weimarer Goethe-Ausgabe hat sich nachträglich als die geplante ‚Biographie' entpuppt.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli 1905, im Satz am 31. Januar 1906.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Zur Metrik des 16. und 17. Jahrhunderts.

Von Georg Baesecke in Charlottenburg.

Die Ansichten über den epischen Viertakter des 16. Jahrhunderts stehen sich noch immer schroff gegenüber. Es zeigt sich, daß das Material noch nicht verarbeitet ist und daß das Ausgehen von einzelnen Schriftstellern die vorhandenen Einseitigkeiten verschärft. Man wird also vorläufig nur einen Kompromiß vorschlagen können.

Für Fischart bleibe ich bei dem, was ich Deutsche Litteraturzeitung 1903, 1533 ff. ausgeführt habe: er baut rhythmisch freie Viertakter von natürlicher Betonung und bringt sie nachträglich auf das Maß der Theorie, auf acht oder neun Silben. Hauffen hat dem zugestimmt Euphorion 11, 525 ff. Er nimmt (S. 545) auch die Spruchverse mit herzu, bei denen von Silbenzählen ja nicht mehr die Rede sein kann:

> Dáß die Ergétzlichkeit der Éhe
> Fürnämlich in der Réd und Gesprächsamkeit bestéhe (Ehezuchtbüchlein,
> Hóffend stíllgeschwíegen Hauffen S. 126);
> Stärkts Hérz und mácht siegen. (Trostbüchlein, Hauffen S. 64.)

Einsilbige Takte, viersilbige Takte, stumpfe Kadenz! Es hat also von vornherein gewiß nichts Unnatürliches, im epischen Verse desselben Autors das Silbenzählen für etwas Sekundäres zu halten. Es dient, wie ich es nannte, zur metrischen Legitimation.

Daß das ein natürlicher Vorgang ist, daß der Dichter die Worte seines Innern in einem ihnen angeborenen Rhythmus vernimmt, den er dann ausgleichend in Formen gießt, daß der Dichter nicht zugleich der beste Theoretiker ist und der Furcht vor der Theorie oft schwere Opfer bringt, kurz, daß die Praxis das Prius ist, das braucht nicht erörtert zu werden. Goethe ließ seine Hexameter sogar von anderen Leuten einer Theorie anpassen, die vielleicht ebenso verkehrt war wie die des Viertakters im 16. Jahrhundert.

Ich glaube doch, daß sich in der neuhochdeutschen Metrik manches leichter erklärte, wenn man nicht von vornherein annähme, daß Theorie und Praxis sich decken: bis ans Ende des 16. Jahrhunderts erschließen wir nur aus der Praxis — günstigenfalls —, was für falsch, für verpönt, für erlaubt, für richtig, für besonders schön galt; von da an aber wollen wir die Praxis aus der überlieferten Theorie erklären!

Im Gegensatze zu Fischart baut Sachs acht- und neunsilbige Verse von iambischem Tonfall ohne Berücksichtigung des natürlichen Wortakzents. Davon überzeugt Chr. A. Mayer, Beiträge 28, 457 ff.

Das sind die beiden Extreme. Dazwischen stehen dann die Bestrebungen nach dem reinen, sprachgemäß betonten Jambus. Denn die gemütliche Barbarei der meistersingerischen Klippklapptechnik scheint doch nie so ganz unbehelligt geblieben zu sein.[1]) Ich will ganz davon absehen, daß beim Lesen immer ein gewisser Ausgleich versucht sein wird, schon weil dem das nie erloschene Gefühl für den freien Rhythmus des alten Viertakters entgegenkam. Aber es sind auch schon früh Bemühungen merkbar, den iambischen Vers und die natürliche Betonung in Einklang zu bringen.[2]) Muster konnte das Kirchenlied sein, das diesen Einklang längst verlangte. Paul Rebhuhn hatte im Drama nicht nur die Alleinherrschaft des Viertakters gebrochen, sondern er gebrauchte den Jambus nach den Gesetzen der Betonung, des „Akzents", wie er selbst sagt. Er brauchte sogar Trochäen, aber dann ließ er ein Versschema dabeidrucken.

Das ist bezeichnend. Man erwartete also Jamben. Und in Wahrheit ist die Tendenz zum reinen Jambus bedeutend weiter verbreitet, als sich etwa am reinen Jambus erkennen läßt. Ich sehe sie z. B. auch darin, daß Sachs im Anfange des Verses unbetonte Silben bevorzugt, daß Scheidt im Grobianus kein schwachtoniges Suffix an gerade Versstelle, also in die Hebung setzt. Am deutlichsten aber wird sie durch eine Betrachtung der Theoretiker jener Zeit.

Für Laurentius Albertus scheint der Viertakter zunächst nichts weiter zu sein als eine Reihe von acht gezählten Silben mit Reim. Selbst der entsprechende weibliche Vers ist mit einfacher Brutalität dadurch ausgeschlossen, daß die letzte Silbe synkopiert wird; z. B.:

Ich hab nicht vil Bücher durchlésn.

Das grammatische Schema fordert nun aber doch — wenn auch die deutschen Verse nur nach der Silbenzahl gemessen werden — einen Abschnitt De Pedibus: (ed. Müller-Fraureuth S. 155 f.) Si secundum pedes rythmos nostros metimur, duos saltem

[1]) Vgl. z. B. Hauffen, Euphorion 11, 530 f.

[2]) Darüber Höpfner, Reformbestrebungen. Programm. Berlin 1866, S. 6 ff.

adhiberi, et à Latinis aut GrEcis mutuo accipi posse video. Iambum videlicet et Spondaeum. Das ist doch merkwürdig! Warum nicht Jambus und Trochäus? (Wie Borinski, Poetik der Renaissance S. 40 und 41 Anmerkung 5 ohne weiters dafür einsetzt; vgl. Höpfner a. a. O. S. 15.) Die Antwort liegt doch wohl in dem Schlußsatze des Abschnittes De Scansione: (S. 157) Sic autem scandi vel cani debent rythmi, ut impar syllaba semper raptim legatur et sonus acutus paribus incumbat. Skandiert werden also nur Jamben. Und S. 156: quo plures Iambi adhibentur, eò sunt rythmi elegantiores. Die Spondeen machen demnach den Vers unelegant, weil sie sich jener Skansion nicht fügen, weil Vers- und Wortakzent sich widersprechen: der Vers fordert ⏑–, das Wort –⏑ (nach der antiken Bezeichnung), der Zusammenfall ergibt also ––, den Spondeus. Und so ist die erste Länge dieser merkwürdigen Spondeen der natürliche Wortakzent, der ja meist auf langen Silben ruht, die zweite Länge der unnatürliche iambische Versakzent, der selbstverständlich auch durch den antiken Längenstrich bezeichnet wird. In dem angeführten Verse ist „Bücher“ ein solcher Spondeus. Der Satz quo plures Iambi adhibentur, eò sunt rythmi elegantiores besagt also: je mehr Worte mit natürlicher Betonung, desto besser der Vers.

Ölinger ist von Laurentius Albertus abhängig. Daß so die alte Streitfrage der Priorität zu entscheiden ist, kann besonders auch das Kapitel De Prosodia lehren. Auch Ölinger will, wie Laurentius Albertus, die Verse nicht nach Füßen, sondern nach Silbenzahl messen, und die Auswahl der dazu konstruierten Versarten zeigt deutlich die Verwandtschaft: seine Zweisilbler und Viersilbler müssen schon darum übernommen sein, weil unter den Achtsilblern auch Neunsilbler begriffen sind, das heißt männliche und weibliche Viertakter: bei Laurentius hatte die Bezeichnung „octosyllabici einen Sinn, weil er nur männliche Verse zuließ, bei Ölinger ist sie sinnlos, weil er die weiblichen wieder einführte. So erklärt sich auch, daß er die Fünfsilbler vor Laurentius voraus hat.

Aber den großen Unterschied der beiden lehrt doch gleich eine Betrachtung des ersten Satzes.

Laurentius Albertus beginnt (S. 150): Svb Prosodia tractantur syllabarum accentus et quantitates, pedes et eorum natura, ac carminum genera.

Ölinger (ed. Scheel S. 122): Prosodia docet quantitates syllabarum, pedes[1]) et versuum[2]) genera.

[1]) Die pedes sind von Laurentius her stehen geblieben, trotzdem von ihnen gar nicht gehandelt wird.

[2]) So geändert, weil der Abschnitt de carminibus fehlt.

Also fehlt bei Ölinger der accentus. Also will er quantitieren? Nein! Er läßt gerade die Quantitätsregeln, die er bei Laurentius Albertus vorfand (S. 156 f.), aus, er betont seine Beispielverse natürlich, indes sein Vorgänger massenhaft verrenkte Betonungen anwendet, er beseitigt die unsinnigen, der Antike entsprechenden Synaloepheregeln[1]) und er schreibt (S. 128): Loco scansionis rhythmorum efferimus seu canimus syllabas. Mit anderen Worten: er versteht in einem nach dem vorigen Jahrhundert gewöhnlichen Irrtume unter Quantität nichts anderes als Akzent.[2]) Daher kommt es, daß er schreiben kann (S. 125): De quantitate syllabarum in hac nostra lingua nihil certi praescribere possumus, während doch seine Vorlage einen eigenen Abschnitt De Quantitate aufwies. Und bezeichnend ist die Begründung: nam saepe syllabae in rhythmis corripiuntur, quae in prosa oratione producuntur. Bezeichnend besonders deshalb, weil hierzu die einzigen Beispiele von Mißbetonung (nicht Mißquantitierung!) angeführt werden:

An dich und dein heilig gebatt
Gedencken in der leibes not.

Sonst überall natürliche Betonung.

Während also Laurentius Albertus noch zwei Taktarten, Jamben und Spondeen, das heißt natürliche und versetzte Betonung gestattet und nur einen Vers desto besser nennt, je mehr Jamben darin sind, erkennt Ölinger nur Jamben an: die Mißbetonung gibt keine besondere Gattung, sie kommt nur oft vor, wie er sagt. Die Konstanz der Silbenzahl ist nicht mehr oberstes Gesetz der Metrik, sie ist Akzidens des eo ipso iambischen Verses; das Clajus-Opitzische Betonungsgesetz ist in der Tat schon bei Ölinger vorhanden. Und die Ausschließlichkeit der Jamben ist noch besonders hervorgehoben. Es wird ein Taktierungsbeispiel gegeben (S. 126):

Du salt / all huere/rey ver/meiden /
Dann Gatt / wil keinen / huerer / leiden /
Darumb hat / er geben / artzeney /
Den Ehe/stand wider / dhuererey.

Darauf folgt der Satz: In scansione seu prolatione rythmorum tres syllabae simul prolatae corripiuntur, alias producuntur,

---

[1]) Laurentius Albertus S. 157:

Wo nicht / du erscheinst / mit dei/ner gnad
So hat der / mensch gahr / kein hülff / nach rhat.

[2]) Vielleicht hat er das Wort accentus nur ausgelassen, weil bei Laurentius Albertus folgt: De accentibus supra quiddam dictum est (nämlich S. 43), und dem hatte er nun nichts Entsprechendes mehr entgegenzusetzen.

das heißt beim Vortrage sind in den Takten / Darumb hat / / die Ehe / nur zwei Silben zu lesen, kein Anapäst.[1]) Ich sehe darin noch einmal eine Bestätigung meiner Auffassung des Fischartschen Verses: Auch diesem Manne gab also nicht die Zahl der gedruckten Silben, sondern der Rhythmus das Maß der Dichtung.

Clajus hat zwei metrische Theorien, eine ratio vetus und nova nebeneinandergestellt.

Die einheimischen Verse sind entweder Jamben oder Trochäen — diese also hier zuerst als Versgattung aufgestellt — mit Schlußreim und ausschließlich natürlicher Betonung. Und hier ist das deutsche Betonungsgesetz zum ersten Male auch insofern klar ausgesprochen, als ἄρσις und θέσις unzweideutig der antiken quantitas entgegengesetzt sind (ed. Weidling S. 167): Versus non quantitate sed numero syllabarum mensurantur, Sic tamen, vt ἄρσις et θέσις obseruetur —. Syllabae enim, quae communi pronunciatione non eleuantur, sed raptim tanquam scheua apud Ebraeos pronunciatur, in compositione uersus nequaquam eleuandae sunt, sed deprimendae: Et contrà syllabae longae et accentum sustinentes, nequaquam deprimendae, sed eleuandae sunt. Das ist die ratio vetus, die dann in einer ganzen Reihe von Versarten vorgeführt wird.

Außerdem kann man — und das ist die ratio nova — nach den Griechen und Lateinern für gewisse Dichtungen noch andere Maße anwenden, nämlich Daktylen, Sapphiker usw. Sie können den Reim haben. Sie sind quantitierend, aber, so viel möglich, soll die natürliche Betonung bewahrt bleiben. In der Tat bewahrt sie Clajus überall mit Ausnahme der einzigen Stelle, wo sie immer ausgeschlossen ist: im Reime des leoninischen Hexameters:

Gott sey mein beystånd / barmhertziger ewiger Heiland.

Nur dieser Reim hat Clajus gehindert, auch in den antiken Versen, zugleich mit und trotz der Quantitierung die natürliche Betonung einzuführen.

Als Geßner im Jahre 1555 zuerst deutsche Hexameter dichtete, wandte er den Reim nicht an und baute die Verse streng nach den antiken Quantitäts-, auch den Positionsregeln. Die natürliche Folge war, daß er fast nur Spondeen zuwege brachte und der Betonung die unsinnigste Gewalt antat. Er entschuldigte sich mit der Antike, und, wie mir scheint, mit recht: die Antike war nicht, wie z. B. Höpfner sagt, die Führerin zur reinen und schönen Form, sondern

[1]) Borinski, der in diesen Dingen höchst unzuverlässig ist, bringt es fertig (a. a. O. S. 37), diese Verse als Trochäen zu lesen. Er hat damit Ölingers Metrik einfach und sicher auf den Kopf gestellt.

die Verführerin zur Unform, schon durch die Gewalt ihrer überkommenen, dem Deutschen fremden Theorien. Geßner durfte sich darauf berufen, daß auch im antiken Verse Wort- und Versakzent keineswegs zusammenfallen; und wirklich war ja dereinst dem lateinischen Akzente von den griechischen Versformen dieselbe Gewalt geschehen. Die Mißbetonung wird denn auch diese deutschen Hexameter nicht zu einer „gelehrten Grille“ gestempelt und aller einigermaßen lebenskräftigen Nachfolge beraubt haben: sie war gang und gäbe. Vielmehr tat das die Reimlosigkeit. Denn ein Vers ohne Reim war kein Vers, kein Instrument der Poesie, überhaupt kein Begriff, und die Sprache hatte kein Wort dafür. Man nahm also den Reim wieder hervor, Fischart den Endreim, Clajus den leoninischen, der die eben verbannte Mißbetonung notwendig wieder einführt und den Kompromiß der nova ratio, die am Hexameter Antikes und Deutsches, Quantitierung, Akzent und Reim zugleich zur Geltung bringen will, um allen Erfolg bringt.

Die Folgen waren für unsere Metrik die einschneidendsten. Aber ehe ich darauf eingehe, noch ein paar Worte über Puschmann, der mit seiner rückständigen Theorie noch einmal die Entwicklung unterbricht.[1]) Er setzt die meistersingerische Technik fort und bekennt sich als Gegner der „skandierten“, das heißt der wirklich iambischen oder trochäischen Verse, in die man besonders die biblischen Texte nicht umschreiben könne. Das scheint ihm nur möglich im „gemeinen Verse“, dem Hans-Sachsischen, der keine Umstellungen und dergleichen der Betonung zuliebe fordert. Aber er glaubt doch einen Bericht von den „skandierten“ Versen schuldig zu sein, und er gibt ihn, augenscheinlich ohne die zugrunde liegende Theorie begriffen zu haben. Er führt zwar das Betonungsgesetz an, läßt sich aber durch den Rhythmus seiner Beispielworte (gelérten, bewérten) verleiten, solche Verse zu verlangen und zu bauen: × ×́ × × ×́ × × ×́ × = 3mal gelérten, und Regeln über die Silbenzahl der einzelnen Worte des Verses zu geben. Und so sind uns von Puschmann daktylische Verse erhalten nur durch sein Mißverstehen der „skandierten“ Verse. Er rechnet auch die Trochäen herzu, und zwar als stumpfe Verse, natürlich weil sie acht- und nicht neunsilbig sind: das langte ja für solche meistersingerische Definition. Zu ihnen wird er durch das Beispiel tichten verführt sein, wie zu den Daktylen durch gelérten.

Ich setze also für das 16. Jahrhundert folgende Arten von Viertaktern an:

1. Der volkstümliche, mit freiem Rhythmus, den wir jetzt Knittelvers nennen, und der, als houetter Buchvers dem Einflusse

[1]) Dies zur Ergänzung von Jellinek, Beiträge 29, 356—362.

des Volksliedes entzogen, meistens, aber nicht immer, eine feste Silbenzahl erhielt;

2. der Meistersingervers mit seinem gegen die natürliche Betonung streng iambischen Rhythmus;

3. theoretisch daraus hervorgebildet, im Kirchenliede und sonst aber auch schon früher bestehend, der iambische und trochäische Vers mit natürlicher Betonung.

Neben diese Viertakter tritt dann der französische Alexandriner, der mit den besprochenen antiken Versen insofern auf einer Linie steht, als auch er harmlos der Sprache ein fremdes Maß zumutet. Es ist der Vers Lobwassers und Schedes, der nach dem Französischen festbestimmte Silbenzahl, aber nur in Cäsur und Reim festen Rhythmus hat, sonst einfach Silben einzählt. Aber schon Lobwasser selbst kam allmählich zu regelmäßigem Tonfall, und so geht der Vers in den iambischen, den Opitzischen auf. Genaueres über diese Entwicklung läßt eine Anmerkung Jellineks a. a. O. erhoffen.

Und nun Opitz. Daß er das nach ihm genannte Betonungsgesetz nicht zuerst aufgestellt hat, das ist längst bekannt. Man schrieb es Clajus zu. Wieweit mit Recht, haben wir gesehen. Jedenfalls läßt sich zeigen, daß Opitzens ganzes metrisches System auf dem des Clajus beruht.

Denn wenn Opitz das deutsche Betonungsgesetz in seiner prinzipiellen Bedeutung erkannte, was in aller Welt bewog ihn, es nur für Jamben und Trochäen zu formulieren und sein ganzes Leben lang nur Jamben und Trochäen zu gestatten und selber zu bauen? Für Clajus hatte diese Einschränkung Sinn und Verstand, weil er ja für die Daktylen eine nova ratio aufgestellt hatte, nach der man nun dichten mochte. Aber seine Hexameter trugen unausweichlich eine unmögliche Betonung, die Opitzens gutes Gehör ausschloß: er wendet sich ausdrücklich gegen den leoninischen Hexameter als eine mönchische Barbarei. Das aber ist einzig verständlich, wenn ihm nur leoninische Hexameter vorlagen, so daß ihm an andere zu denken gar nicht beikam. Und so verpönt er die daktylischen Verse überhaupt und verlangt für das carmen heroicum — ja, wiederum nichts anderes als seinen Alexandriner! Das ist ein zweites Bezugnehmen auf Clajus: wozu den Alexandriner des carmen heroicum erwähnen, der sich von dem anderen durch nichts unterscheidet? Bei Clajus aber beginnt die Auseinandersetzung der nova ratio (S. 174): Possunt et ad Latinorum Graecorumque imitationem carmina scribi heroica et alia, es entspricht also einer anderen Gattung auch ein anderer Vers: die Gattung wird von Opitz übernommen, der Vers, der ihre Erwähnung in einer metrischen Abhandlung erst nötig machte und erklärte, ist kurzerhand beseitigt.

Noch mehr: derselbe Mann, der von sich sagt, er habe seines Wissens zuerst die natürliche Betonung in acht genommen, gibt als Beispiele zwei Verse alter Kirchenlieder. Wie naiv! Und einer davon steht bei Clajus![1])

Ich glaube also, man kann getrost behaupten, daß Opitz den Clajus ausgeschrieben hat, und ich betrachte es nur als einen äußerlichen, aber deutlichen Hinweis, daß Opitzens erstes größeres Gedicht, das seiner lyrischen Görlitzer Jugendperiode entstammt, der Hipponax, bei dem Verleger der Clajusschen Grammatik erschien. (Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 1903, S. 98.)

In der Praxis aber — es ist charakteristisch für die Opitzianer, daß sie sich bei ihnen aus der Theorie entwickelt — in der Praxis hat Opitz erst ganz allmählich die Reinheit des Rebhuhnschen, Engertschen, Clajusschen Jambus erreicht. Ich habe einmal die Fälle von Mißbetonung zusammengestellt (Die Sprache der Opitzischen Gedichtsammlungen von 1624 und 1625 S. 94 ff.): da zeigt sich von Anfang bis zum Jahre 1625 wohl ein starker Fortschritt, aber nirgends ein plötzlicher Bruch oder eine radikale Umgestaltung. Betonungen wie Ewér, allés, lassén sterben erst 1621 aus, nach der Görlitzer Zeit, in der Opitz doch gerade Clajus kennen gelernt haben muß.

Bei einer solchen Abhängigkeit kann man eigentlich von einer Opitzischen Versreform überhaupt nicht sprechen. Er führte nur durch sein Beispiel eine alte Theorie zum Siege, der es an Reklame und Propaganda der Tat gefehlt hatte, und zwar indem er sie an einem Verse ausübte, der gegenüber dem Lobwasserschen auch erst durch die neue Anwendung und den neuen Inhalt zu einem neuen gestempelt wurde. Die Gegner wurden niedergeschrien. So machte es sich fast von selbst, daß man, wie Versanwendung und Inhalt, auch die metrische Kunst für neu hielt, zumal Opitz und seine Nachtreter es unermüdlich behaupteten. Und es mochte auch jene uralte Anschauung mit einspielen, daß zu einer poetischen Gattung auch eine eigene metrische Technik gehöre: so stand die äolische Verskunst neben der ionischen, die tragische der athenischen Bühne neben der komischen, so stand der meistersingerische Buchvers neben den freien Versen des Volksliedes und den Jamben Rebhuhns und der kirchlichen Sänger, und erst unserem heutigen Gefühl scheint es fast unmöglich, daß ein Monstrum wie der Meistersingervers neben der alten natürlichen Technik überhaupt bestehen, geschweige für den Buchvers ums Haar

[1]) Erhalt uns Herr bei deinem Worte —
Mitten wir im Leben sind —

sogar noch bei Buchner-Prätorius, Anleitung zur deutschen Poeterei, 1665, S. 120.

kanonisch hat werden können. Ich glaube wohl, daß hierin das langandauernde Mißverstehen der Verskunst des 16. Jahrhunderts begründet liegt; daß man also auch von einer Opitzischen Verskunst sprechen konnte, solange seine Dichtung die einzige und die maßgebende blieb. Als sie das aber nicht mehr war, hatte sich die literarische Legende unausrottbar festgesetzt, daß der „Vater der deutschen Dichtung" auch der Vater unserer metrischen Form überhaupt sei.

Durch Opitzens Praxis wurden nun also Jambus und Trochäus herrschend, die Verse mit Silbenzählung und unnatürlicher Betonung verschwanden ganz und der frei rhythmische deutsche Viertakter, dessen letzter bedeutender literarischer Vertreter Fischart war, blieb ausgeschaltet, bis durch die zurückgewonnenen antiken Verse, die Opitz eben stillschweigend unter den Tisch fallen ließ, der Sinn für die Vielgestaltigkeit der Senkungen neu erweckt war.

Diese Entwicklung möchte ich mit dem Vorigen noch kurz in Beziehung setzen.

Nach Opitzens Vorgange schloß auch die Fruchtbringende Gesellschaft die Daktylen aus. Opitz führt in der Poeterei (Neudruck S. 41) als abschreckendes Beispiel den Vers an:

Venus die hat Juno nicht vermocht zu obsiegen

und bemerkt dazu: obsiegen habe, weil die erste Silbe hoch, die andern zwo niedrig seien, eben den Ton, welchen bei den Lateinern der Daktylus habe; der könne geduldet werden, wenn man ihn mit Unterscheide setze — hier macht Buchner ein, wie mir scheint, ironisches Fragezeichen[1]) —, er lasse sich aber in unsere Sprache so wenig zwingen, wie castitas oder pulchritudo in den lateinischen Hexameter. Opitz verteidigt diese Daktylen, durch die sich der beleidigte Sprachgeist an der iambischen Regulierung rächt und die so sehr das schwerste Kreuz der neuen Verse geblieben sind, daß sie sich mittels eigener, ihnen auf den Leib erfundener Theorien eine Berechtigung ertrotzt haben, schon Opitz verteidigt sie gegen Ludwig von Anhalt, der in diesem Punkte strenger war — mit der Gepflogenheit anderer Gesellschaftsmitglieder. Der Streit kam nicht zum Austrag, weil Opitz starb. Aber Ludwigs offizielle Poetik scheidet sie ganz aus. Erst Buchner brachte sie zur Anerkennung und reklamierte für sie alle Worte vom Typus heilige, die Ludwig kurzerhand hatte synkopieren wollen. Man findet also schon damals die beiden Daktylenarten beisammen, die sich um ihre Berechtigung streiten. Aber der Daktylus ist nun keine Lizenz des iambischen Verses mehr, er entsteht

[1]) Buchner-Göze, „Anweisung", 1666, S. 137: was aber für Unterschied er da verstanden haben will, davon ist nichts zu finden.

nicht mehr nur im einzelnen Worte, sondern auch durch Zusammenrücken mehrerer, er bildet eigene Verse der sogenannten Buchnerart, so genannt, obgleich Buchner ihre Erfindung auf Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein abschob (Buchner-Prätorius a. a. O. S. 151). Wie neben den Jambus der Trochäus, stellte sich dann naturgemäß neben den Daktylus als Umkehrung der Anapäst. Und wenn dann Schottel das novum genus sapphicum einführt, in dem trochäische und daktylische Takte wechseln, so ist damit der altdeutsche Wechsel in der Zahl der Senkungssilben wieder angebahnt, nur daß bestimmte Arten der Senkung noch an bestimmte Takte gebunden sind. Das bereitet einerseits die Freiheit der Goetheschen Knittelverse vor und führt anderseits zu den erfundenen Odenschematen Klopstocks und Platens, die die schönsten deutschen Versrhythmen abgeben. Wenn man nicht nach dem Schema liest.

Denn von Anfang an wirtschaftet unsere metrische Theorie mit den Zeichen ⏑—. Daraus konnte zuerst die Ansicht entstehen, daß unsere Jamben und Trochäen dreizeitig, unsere Daktylen vierzeitig seien, denn die Länge im antiken Verse ist gleich zwei Kürzen. Und zweitens schien zu folgen, daß der deutsche Iktus der antiken Länge gleich sei, während doch beide nichts miteinander zu tun haben. Das konnte man aber weder aussprechen noch überhaupt merken, es hatte auch keine schädlichen Folgen, solange man bei Jambus und Trochäus blieb. Aber sobald man an Maße kam, die eine Länge in der Senkung oder eine Kürze in der Hebung hatten, so mußten jene falschen Folgerungen, wenn man auf sie verfiel, das ganze metrische System über den Haufen werfen. So ist es auch gekommen: Buchner läßt den Spondeus aus zwei betonten Silben bestehen: dér wél/cher (a. a. O. S. 116), aber er fügt hinzu, daß der Spondeus keine Verse bilden könne. So schließt also die Verstheorie der Opitzianer tatsächlich den Hexameter aus: denn wenn an irgend einer Stelle für einen Daktylus ein Spondeus eintreten sollte, so hieß das ja nun nichts anderes, als für einen Takt zwei einsetzen, also den Vers zerstören.[1])

Das 17. Jahrhundert hat denn auch die Aufgabe, den Hexameter zu verdeutschen, trotzdem Clajus den richtigen Weg schon eingeschlagen hatte, nicht mehr gelöst. Die Theorie hat ihn meines Wissens überhaupt noch nicht gelöst, indessen die Praxis sehr verschiedenartige Versuche machte, sich aber immer wieder, auch in ihrer

[1]) Was A. W. Schlegel sogar beim Jambus zuwege brachte. Er gibt für äschyleische Jamben (⏓—⏑—) aus: „Hoch trat und fest auf dein Kothurngang Aeschylos“ und im selben Gedichte für archilochische (⏑—⏑—): „Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,“ ohne zu merken, daß er das eine Mal 9 Takte braucht, das andere nur 6.

besten Zeit, von der Theorie, am meisten der klassizistischen, ankränkeln ließ. So wirkt also bis heute jene Zweiteilung der Metrik nach, die Clajus eingeführt hat, und es bezeichnet noch heute den Wert der Opitzischen Reform und ihre Abhängigkeit, daß sie seine nova ratio nicht weitergeführt und dann mit der vetus vereinigt, sondern die meisten antiken Maße, besonders den Hexameter, von der Regelung ausgeschlossen hat.

Die poetischen Theorien der französischen Plejade in Martin Opitz' deutscher Poeterei.

Von Georg Wenderoth in Frankfurt a. M.

In den letzten Jahren ist auf dem Gebiete der französischen Renaissancedichtung so viel neues Material zutage gefördert worden, sind so viele neue Fragen aufgetaucht, daß es an der Zeit ist, auch die Nachblüte, die diese Dichtung in Deutschland hervorgebracht hat, nach den neugeschaffenen Gesichtspunkten zu betrachten und die bisherige Quellenforschung, die übrigens vor einiger Zeit eine überaus lebhafte war,[1]) in manchem zu ergänzen. Daß das Bedürfnis nach einer erneuten Untersuchung vorhanden ist, empfindet schon R. M. Werner bei seiner Rezension[2]) von Rosenbauers Buch über die Theorien der Plejade: „Leider hat es Rosenbauer nur versäumt, seinen Blick über die Grenzen von Frankreich zu richten, und die Wirkung Ronsards auf Deutschland (auch auf Polen) zu kennzeichnen. Mit welcher Hochachtung für Ronsard ist noch Opitz erfüllt zu einer Zeit, da die Franzosen über den Theoretiker schon hinausgekommen sind."

---

[1]) V. Beránek, Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Scaliger und Ronsard, Wien 1883. — C. Borinski, Die Kunstlehre der Renaissance in Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, München 1883. — O. Fritsch, Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, Halle 1884. — Sievers, Paul und Braune, Beiträge 10, S. 205 ff. — Fritsch, ebenda, S. 591 ff. — Ch. W. Berghoeffer, Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, Frankfurt a. M. 1888. — R. Beckherrn, M. Opitz' Verhältnis zu Ronsard und D. Heinsius, Halle 1889. — Die älteren Schriften über Opitz sind aufgeführt bei Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1877, S. 141 ff.

[2]) Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, Band 6 (1895), I 10.

Je mehr die Forschung fortschreitet, desto mehr häufen sich für unser Auge die Widersprüche in der französischen Renaissancepoetik. Die Doktrinen, mit denen die Plejade 1548 vor die Welt tritt, bedeuten zweifellos große Fortschritte in der Auffassung der Antike durch die Modernen. Sie fordern Selbständigkeit der Konzeption und wenden sich demgemäß einerseits gegen die humanistischen Lateinpoeten, die über der Form die Originalität des Inhalts gering achteten, anderseits gegen die französischen Übersetzer antiker Autoren, welche den Originaldichtungen Gleichwertiges zu leisten glaubten. Aber im Widerspruch zu ihren Forderungen ist die Plejade selbst in ihren Dichtungen meist unselbständig und plagierend; oft sogar geben sich die Führer der Plejade und noch öfter ihre späteren Anhänger der Übersetzung hin und geben diese Übersetzungen für wertvolle Dichtungen aus. Allen gelehrten Lesern sind diese Plagiate in jener Zeit wohlbekannt. Da nun diese plagiatorische Manier allgemein herrschend wird und anerkannt wird, auch denen, die sie ausüben, keinen Eintrag in ihrem Dichteransehen tut, wäre zu erwarten, daß die Poetiker der Folgezeit auch in der Theorie die kunstvolle Übersetzung für wertvoll erklärten. Aber alle arts poétiques von 1548 bis 1605 halten streng an der ursprünglichen plejadischen Forderung einer freieren Nachahmung der Antike fest. Opitz' Stellung, die Stellung eines nun folgenden Poetikenschreibers, der noch dieser Schule zuzurechnen ist, wird schon bezüglich dieses Widerspruches zwischen poetischer Theorie und poetischer Praxis gewiß von Interesse sein.

Man hat sich bisher damit begnügt, das Buch von der deutschen Poeterey Seite für Seite und Zeile für Zeile mit Parallelstellen aus den Poetiken der Renaissance zu unterlegen und dann sich mit dem schnell gefaßten Urteil zufrieden gegeben, Opitz' Werk sei als eine große Kompilation nicht originell in seinen Zielen. Daß das stoffliche Material bei Opitz dasselbe wie bei seinen Vorgängern sein, und sein Standpunkt dennoch von dem ihren sich sehr unterscheiden kann, ist noch kaum bisher erwogen worden. Fritsch, dessen Dissertation sich ganz auf Vergleichungen über das rein Stoffliche, den bloßen Wortlaut beschränkt, tritt am Schlusse derselben (S. 76) plötzlich mit der Meinung hervor, „die fast totale Abhängigkeit des Buches von der deutschen Poeterei sei erwiesen ... nach seiner Tendenz von Ronsard ...“ Sievers spricht von der „mechanischen art, wie Opitz sein buch von der deutschen Poeterei kompiliert hat“. Berghoeffer kommt ebenfalls zu dem Schluß (S. 43), „das ganze Werk stelle sich als eine große Kompilation dar“, weist aber zugleich nach, daß „alle damaligen Poetiken kompilatorisch verfaßt waren“, und daß „ein Vorwurf gegen Opitz in dieser Beziehung zum mindesten auch die

übrigen Poetikenverfasser der damaligen Zeit treffen würde" (S. 83). Da nun die neueren Untersuchungen in der Tat erwiesen haben, daß die damaligen Poetiker trotz ihrer kompilatorischen Manier immer wieder ihre eigenen bestimmten Ziele verfolgten, ist es an der Zeit, auch die besonderen Ziele unseres Opitz ins Auge zu fassen.

Die Ansichten, die Opitz über das Verhältnis des modernen Dichters zur antiken Literatur ganz im allgemeinen hatte, werden uns deutlich, sobald wir untersuchen, in welcher Weise sich bei ihm das alte humanistische Prinzip der Imitatio umgewandelt hat. Ursprünglich gab diese von Quintilian ausgehende Theorie den Lateinpoeten die Anleitung, auf welche Art sie durch Nachahmung der Antike den Ruhm des antiken Sängers zu erlangen trachten sollten. Lange war diese Theorie maßgebend für alle humanistischen Schulen des gebildeten Abendlandes, deren erstes Ziel ja immer war, unsterbliche Poeten zu erziehen. Sehr bald aber blieben diese Poeten bei ihrer mühevollen Nachahmung bei den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten stehen, die ihnen die alleräußerlichste Form ihrer Kunst, der richtige Gebrauch der alten Sprache, schon bot. Bald wurde die geschickte Handhabung eines gewissen rhetorischen Phrasenschatzes das Wesen dieser Dichtkunst und das eigentliche Kennzeichen für den wahren Dichter; bald sollte es nur noch jenes Zusammenstehlen Horazischer und Vergilischer Wendungen sein, was man Imitatio nannte. Da traten in Frankreich Ronsard und Du Bellay, selbst Zöglinge eines humanistischen Kollegiums, mit der merkwürdigen Forderung auf, sich der Imitatio in der Muttersprache zu befleißigen, und zwar mit der Verwerfung der nationalen Literatur als Muster und der ausschließlichen Anerkennung antiker Vorbilder. Es sollte kein Ruhm mehr sein, nach langen Jahren mühsamen Erlernens der toten Schulsprache das Formale derselben richtig handhaben zu können; nun sollte es die Aufgabe des zukünftigen Dichters sein, sich des Inhalts der antiken Literatur zu bemächtigen und dann, nach jahrelangem Studium, Werke von gleichwertigem Inhalt mit Formvollendung in der Muttersprache zu schaffen. Ausdrücklich betonen die Plejadeführer als eines ihrer Hauptziele die Formvollendung der Muttersprache. Ohne sie soll die antike Literatur nicht nachgeahmt werden. Du Bellay bekämpft in der Défense et Illustration aufs schärfste jene Übersetzer antiker Dichtungen, die die alten Werke ihres Schmuckes beraubten und dennoch glaubten, ihre Arbeit sei ebenso ruhmvoll für ihre Zeit, als es die Arbeit der Originaldichter im Altertum gewesen war. Nur der Originaldichter kann nach den ursprünglichen Theorien der Plejade eine wirklich vollendete Dichtung schaffen, und indem die Plejade den scharfen Kampf gegen die Übersetzer führt, sucht sie der Welt klar zu machen, daß der Weg, den

sie einschlagen will, um sich des Inhalts der alten Literatur zum Ruhme der Muttersprache zu bemächtigen, ein ganz anderer ist als der jener servilen Reimer, die mehr travestierten als übersetzten. Dieser Weg ist der der Imitatio, aber einer Nachahmung, die mehr bedeutet als die, welche für die Lateinpoeten galt. Die Griechen und Römer nachahmen soll nach Du Bellay für den modernen Dichter heißen, „ganz in ihnen aufgehen, sie verschlingen; und, nachdem sie gut verdaut sind, sie zu seinem eigenen Fleisch und Blut machen" (Défense et Illustration I, 7). Der zukünftige Dichter soll seinen Geist und sein ästhetisches Empfinden an der Form sowohl als an dem Inhalt der antiken Dichtungen bilden, von den Alten sich so erziehen lassen, daß er aus eigener Kraft in seiner Muttersprache Glanzvolles zu leisten vermag und dann wieder sein ganzes Zeitalter zur Selbständigkeit gegenüber der Antike heranbilden kann.[1])

Dies waren ursprünglich die hohen Ziele, welche die Plejade mit der „Nachahmung" verfolgte und die sie gegen Lateinpoeten und Übersetzer verteidigte. Ob Opitz diese plejadische „Nachahmung" übernommen hat, wird ein Vergleich lehren.

Erbittert ruft Du Bellay gegen die humanistischen Poeten aus: „Que pensent donq' faire ces Reblanchisseurs de murailles, qui iour et nuyt se rompent la teste à immiter, que dy-ie immiter? Mais transcire un Virgile et un Ciceron? batissant leurs Poëmes des Hemystiches de l'un, et jurant en leurs Proses aux motz et Sentences de l'autre?" (Défense et Illustration I, 11; ed. Person p. 91). Ronsard hat genau dieselbe Meinung von diesen törichten Plagiatoren: Wenn sie in der Muttersprache schreiben wollten, so „ils en rapporteront plus d'honneur et de reputation à l'advenir que s'ils avoient à l'imitation de Longueil, Sadolet ou Bembe, recousu ou rabobiné je ne sçay quelles vieilles rapetasseries de Virgile et de Ciceron sans tant se tourmenter (als wenn sie irgendwelche alte Fetzen Vergils oder Ciceros notdürftig zusammengenäht oder geflickt hätten)." (Préface de la Franciade, ed. Blanchemain III, p. 35.)

Opitz macht diesen Fortschritt der Plejade vor den Lateinpoeten nicht mit. Von der Verachtung Ronsards und Du Bellays für die Tätigkeit dieser Kompilatoren findet sich bei ihm keine Spur. Er trägt sogar kein Bedenken, sie mit den deutschen Renaissancepoeten der Zukunft in eine Reihe zu stellen: „... und ich bin der tröstlichen hoffnung, es werde nicht alleine die Lateinische Poesie, welcher seit

[1]) Vgl. H. Morf, Geschichte der neueren französischen Literatur 1, S. 147—151. — P. Chamard, Du Bellay, Travaux de la Faculté de Lille, 1898, p. 124—126.

der vertriebenen langwierigen barbarey viel große Männer auffgeholffen, ungeachtet dieser trübseligen zeiten und höchster verachtung gelehrter Leute, bey ihrem werth erhalten werden; sondern auch die deutsche . . ." (Schluß des III. Kapitels). Und am Anfange des III. Kapitels schließt er einen lateinischen Poeten, Erasmus von Rotterdam, in den Dichterstand, den er verteidigt, als wahren Dichter ein. Zweifellos sieht er die Phrasendrescherei der lateinischen Poeten für mindestens ebenso wertvoll an wie jene deutsche Zukunftsdichtung, die er herbeisehnt.

Du Bellays Kampf gegen die französischen Übersetzer antiker Dichtungen erstreckt sich über drei Kapitel der Défense (I, 5—7). Er nennt sie nach dem entsprechenden italienischen Wortspiel: „Traducteurs-traditeurs" und ruft schließlich aus: „O Apolon! ô Muses! prophaner ainsi les sacrées Reliques de l'Antiquité!" (I, 6), worauf er die neue Art der „Imitation" verkündet, die nunmehr an Stelle der Übersetzung treten solle. Opitz ist hinsichtlich der Übersetzungen ganz anderer Ansicht als Du Bellay: „Eine gute art der vbung aber ist, das wir uns zuweilen aus den Griechischen und Lateinischen Poeten etwas zu vbersetzen vornemen: dadurch denn die eigenschafft und glantz der wörter, die menge der figuren, und das vermögen auch dergleichen zu erfinden zu wege gebracht wird. Auff diese weise sind die Römer mit den Griechen und die newen scribenten mit den alten verfahren: so das sich Virgilius selber nicht geschämet, gantze plätze ausz andern zu entlehnen; wie sonderlich Macrobius im fünfften und sechsten buche beweiset." (VIII. Kapitel: Beschluß des Buches von der deutschen Poeterei.) Also genau das, was Du Bellay bekämpft hat, empfiehlt Opitz in warmen Worten. Und dabei ist noch besonders bemerkenswert, daß Opitz durch die Uebersetzung eine Verbesserung der poetischen Sprache erreichen zu können glaubt, während Du Bellay die Übersetzung gerade wegen der Unmöglichkeit, die poetischen Wendungen des Originals gleichwertig in der modernen Sprache wiederzugeben, verurteilt hatte. Glaubt Opitz, daß „die eigenschafft und der glantz der wörter, die menge der figuren" durch Übersetzungen zu erreichen sei, so meint Du Bellay dagegen: „. . . l'élocution (das ist die poetische Sprache) dont la vertu gist aux motz propres, usitez et non aliénés du commun usaige de parler: aux Metaphores, Alegories, Comparaisons, Similitudes, Energies, et tant d'autres figures, et ornemens, sans les quelz tout oraison, et Poeme sont nudz, manques et debiles. Je ne croiray iamais qu'on puisse bien apprendre tout cela des Traducteurs, pource qu'il est impossible de le rendre auecques la mesme grace dont l'Autheur en a use: d'autant que chaque Langue a ie ne

scay quoi propre seulement à elle, dont si vous efforcez exprimer le Naïf en une autre Langue, obseruant la loi de traduyre, qui est n'espacier point hors des Limites de l'Aucteur, vostre Diction sera contrainte, froide, et de mauuaise grace."[1])

Die starke Verschiedenheit der Ansichten des Deutschen und des Franzosen, die sich hier kundgibt, hat ihren tieferen Grund in der sehr verschiedenen Auffassungsweise, die beide von dem Wesen der alten Literatur und dem Vorteil, den das Studium der Alten dem modernen Dichter gewähren sollte, hatten. Opitz' Augenmerk bei der Ausbeutung und Nachahmung der Antike ist stets nur auf ihre formale Seite gerichtet. Dafür sind nicht nur seine soeben angeführten Worte beweisgebend. Auch die anderen Stellen des Buches von der deutschen Poeterey, die über das Studium der Alten handeln, zeigen immer seine ganz einseitigen Bemühungen um die Ausbildung eines neuen poetischen Stiles, einer gewandteren Technik nach antikem Vorbild. Der Gedanke an eine ästhetische Erziehung durch die Alten hat ihm offenbar recht ferne gelegen. Am Schlusse des IV. Kapitels sagt er, daß er „es für eine verlorene arbeit halte, im fall sich jemand an unsere deutsche Poeterey machen wollte, der, nebenst dem das er ein Poete von natur sein muß, in den Griechischen und Lateinischen Büchern nicht wol durchtrieben ist und von ihnen den rechten grieff erlernet hat." Schon dieser Ausdruck „grieff" läßt wohl kaum eine andere Deutung zu als: Äußere Fertigkeit, Technik. Opitz fährt aber noch weiter fort: „Als wie Ronsardus; von deme gesaget wird, das er, damit er sein Frantzösisches desto besser außwürgen köndte, mit der Griechischen schrifften gantzer zwölff jahr sich überworffen habe; als von welchen die Poeterey ihre meiste Kunst art und liebligkeit bekommen." Dies ist wörtlich aus des Scriverius Vorrede zu Daniel Heinsius (S. 4) abgeschrieben[2]) bis auf einige Worte, die Opitz ausgelassen hat. Gerade diese geringen Auslassungen aber sind charakteristisch für den Opitzischen Standpunkt und seine Entfernung von dem plejadischen, den Scriverius hier noch vertritt. Er läßt aus: „van waer (aus der griechischen Sprache) alle gheleertheydt ende wetenschap ontspruyt: maer insonderheydt de Poësy haren ersten oorspronk, konste, aerdt ..." Und statt des Scriverius „om in zijn eyghen tale te schrijven, ende de machdekens van Parnassus na zijn Vaterlandt te trecken" erscheint bei ihm nur: „damit er sein

[1]) Défense et Illustration I, 5; ed. Person p. 64/65.

[2]) Nachgewiesen von Muth, Martin Opitz und Daniel Heinsius, 1872, S. 13; vgl. Berghoeffer, S. 19.

Französisches desto besser auswürgen köndte." Im ersten Falle hält er es für überflüssig, wie Scriverius den wissenschaftlichen Inhalt der griechischen Literatur, durch den der Dichter sich bilden solle, hervorzuheben, im zweiten behauptet er, von seiner Quelle ganz abweichend, Ronsard habe sich mit den Griechen nur darum beschäftigt, um ein gewandteres Französisch schreiben zu können. Glatte, gewandte Sprachkunst ist unserem Poetiker also auch hier das erste Ziel.

In den theoretischen Schriften der Plejadeführer tritt die von der Opitzischen sehr unterschiedene, weit tiefere Auffassung der Antike noch deutlicher hervor als in dem Vorworte des von ihnen abhängigen Scriverius. Du Bellay hatte gerade davor gewarnt, bei der Nachahmung der Alten nur an den schönen Worten haften zu bleiben und den wertvollen Kern, den sie einschlössen, zu vergessen: „Je dy cecy, pource qu'il y en a beaucoup en toutes langues, qui sans penetrer aux plus cachées et interieures parties de l'aucteur qu'ilz se sont proposé, s'adaptent seulement au premier regard, et s'amusant à la beauté des motz, perdent la force des choses." (Défense et Illustration I, 8.) Die Nachahmung solle vielmehr ein vollständiges Aufgehen des Dichters im Vorbild bedeuten: „... ce n'est chose facile de bien suyvre les vertuz d'un bon aucteur, et quasi comme se transformer en luy, veu que la Nature mesme aux choses qui paraissent tressemblables, n'a sceu tant faire, que par quelque notte et difference elles ne puissent estre discernées." (Ibid.)[1]) Ja, dieses fleißige, nachahmende sich Vertiefen soll sogar an Stelle des alleinigen Vertrauens auf die natürliche Anlage, die bisher als erstes Erfordernis galt, treten: „Tout ainsi que ce feut le plus louable aux anciens de bien inventer, aussi est-ce le plus utile de bien immiter, mesmes à ceux dont la langue n'est encor' bien copieuse et riche." (Ibid.) Ausdrücklich betont Du Bellay auch noch an einer anderen Stelle der Défense, daß man sich erst das Wissen der Alten aneignen müsse, um solcher dichterischer Erfindung fähig zu werden, die geeignet sei, die damalige französische Dichtung von der Banalität ihres Inhalts zu erlösen und zum Glanze zu erheben. Eine gute Erfindung sei nur möglich „par l'Intelligence parfaite des Sciences, lesqueles ont été premierement traitées par les Grecz, et puis par les Romains Imitateurs d'iceux. Il faut donques necessairement que ces deux Langues soint entendues de celuy qui veut acquerir cete copie [= copiam], et richesse d'Invention, premiere et

[1]) Über den engen Anschluß an Quintilian, der hier vorliegt, vgl. Chamard, Du Bellay, Lille 1900, S. 124—126.

principale Piece du Harnoys de l'Orateur." (Défense et Illustration I, 5.) Ronsard spricht dasselbe aus: „Car le principal poinct est l'invention, laquelle vient tant de la bonne nature, que par la leçon des bons anciens autheurs."[1]) — Auch Opitz spricht sich am Anfange des V. Kapitels im besonderen über die „erfindung" aus. Wie Fritsch nachweist,[2]) sind seine Ausführungen darüber Sätze, die er aus Du Bellays und Ronsards Schriften entnommen hat. Aber er hat es beim Durchlesen seiner französischen Quellen geradezu absichtlich vermieden, jene soeben angeführten Worte zu übersetzen, in denen der Wert, den das Studium der Alten für die Erfindung habe, betont wird. Für Opitz ist bei der Erfindung die natürliche Anlage das Entscheidende, eine Anschauung, der er am Anfange des VIII. Kapitels noch deutlicheren Ausdruck verleiht.

Der Unterschied zwischen den Ansichten der französischen Plejade und denen unseres Opitz bezüglich der Nachahmung der Antike läßt sich demnach folgendermaßen aussprechen: Die Plejade sucht in den Inhalt der alten Literatur einzudringen, um daraus die Anregung zu gewinnen, selbst tiefe und gewichtige Gegenstände zu konzipieren; die Rhetorik der alten Sprachen gilt ihr als unübersetzbar, doch soll man sich an ihr ein Beispiel nehmen und bestrebt sein, selbständig in seiner Muttersprache eine ebenso bedeutende Redefülle zu erreichen. Opitz' Ziel ist, die Rhetorik der Alten zu erlernen, ebenso wie es das Streben der Lateinpoeten gewesen war, die Rhetorik der Alten richtig handhaben zu können; der Weg, den er zur Erlernung der Rhetorik vorschlägt, ist die Übersetzung, die sogar an Stelle selbständiger Erfindung treten kann. Er fordert nicht wie die Franzosen dazu auf, sich in langem Studium des gesamten Wissens der Alten zu bemächtigen, um gut erfinden zu können, und betont demgemäß stärker als sie den Wert der natürlichen Begabung.

Schon Gervinus geißelt Opitz' seichtes Verhältnis zur Antike, namentlich bei Betrachtung seiner Ausführungen über die Übersetzung: „Dies heißt nun freilich nichts, als die Alten ausbeuten, mit ihren Lappen sich zieren."[3]) Es ist aber nach obigen Nachweisen falsch, Ronsard und Du Bellay als Opitz' Vorgänger in dieser Hinsicht hinzustellen. So hat auch Scherer unrecht in seiner Beurteilung von Opitz' Verhältnis zu seinen Vorbildern: „Hatte man bisher nur unbewußt parodierend übersetzt, so sollten nun die Worte, Satzformen, Figuren und Tropen nachgebildet und so der Renaissancestil der Poesie ins Leben gerufen werden. Die einflußreichsten Nachbarn

[1]) Abrégé de l'art poétique, ed. Blanchemain, Oeuvres VII, p. 318.

[2]) Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, S. 36. Paul und Braune, Beiträge 10, S. 592.

[3]) Geschichte der deutschen Dichtung, Band 3 (1872), S. 279.

der Deutschen gingen ihnen darin voran. In Frankreich wollte Ronsard die poetische Sprache mit Einem Male hinaufschrauben ...“[1]) Noch deutlicher zeigt sich dieser Irrtum hinsichtlich der Ziele der Franzosen bei Fritsch, von dem man doch nach seinen langen Einzeluntersuchungen eine genauere Beurteilung der Verhältnisse erwartet. Er sagt: „Ronsards Bestreben war darauf ausgegangen, die formale Seite der Poesie genau zu fixieren mit der Eigentümlichkeit, daß er, ihr Bereich erweiternd, gewisse Bestandteile, welche die Form nicht angehn, gleich unerläßlich forderte. Hierunter fallen die Verwendung mythologischer Elemente und Anspielungen auf klassische Dichter und Dichtungen. Diese Eigenart des Kunstcharakters der Ronsardischen Poesie hat Opitz mit bewußter Absicht übernommen und der deutschen Dichtung nach ihm vererbt.“[2]) Ferner behauptet Fritsch, nachdem er seitenlange Gegenüberstellungen aus der Défense und der deutschen Poeterey gegeben hat: „Der parallelismus zwischen der Poeterey und der Défense ist ein vollkommener, ... beide streiter waren eins im was und wie ihres wollens.“[3]) Zu dieser falschen Meinung wäre er nicht gekommen, wenn er nicht den Fehler begangen hätte, zu jener uns bekannten Stelle aus Opitz' Buch, wo dieser die Übersetzungen und das Plagiat empfiehlt, aus der Défense als Parallele einen Satz anzuführen, der wohl bei sehr oberflächlichem Durchlesen und aus seinem Zusammenhang herausgerissen ähnlich klingen mag wie der Opitzische, aber in Wirklichkeit gerade das Gegenteil besagt, nicht für, sondern gegen die Übersetzung geschrieben ist. Der Satz: „Et si les raisons, que j'ai allegués ne semblent assez fortes, ie produiray pour mes garans, et deffenseurs les anciens Aucteurs Romains, Poëtes principalement, et Orateurs, les quelz (combien que Ciceron ait traduyt quelques liures de Xenophon, et d'Arate, et qu'Horace baille les preceptes de bien traduyre) ont vacqué à ceste partie plus pour leur estude, et profit particulier, que pour le publier à l'amplification de leur Langue, à leur gloire et commodité d'autruy,“[4]) steht am Ende jener erbitterten Kampfreden, die Du Bellay drei lange Kapitel hindurch den Übersetzern entgegenschleudert und enthält „nach den Gründen, die er angeführt hat“, sein letztes Argument gegen die Übersetzung. Berghoeffer ist im eifrigen Suchen nach Übereinstimmungen des Wortlauts ebensowenig in den eigentlichen Inhalt der Défense und den Geist, in dem sie geschrieben ist, eingedrungen. Er

1) Geschichte der deutschen Literatur, S. 320.
2) M. Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, S. 67.
3) Paul und Braune, Beiträge 10, S. 596
4) Défense et Illustration I, 7. Angeführt bei Fritsch. Paul und Braune, Beiträge 10, S. 596.

bezeichnet als Quelle zu Opitz' Aufforderung zum Plagiat nicht nur die soeben angeführte Stelle aus der Défense, die er aus Fritsch übernimmt, sondern daneben den Satz Du Bellays, mit dem dieser zuerst das Neue verkündet, das gerade an Stelle der Übersetzung treten soll, die Kenntnisse verschaffende Nachahmung: „Immitant les meilleurs Aucteurs Grecs, se transformant en eux, les deuorant: et apres les auoir bien digerez, les conuertissant en sang et nouriture ..." [1]) Wie sich aus meinen obigen Ausführungen ergibt, hat in diesem Punkte eine starke Verwirrung in den bisherigen Untersuchungen über die deutsche Poeterey vorgelegen.

Daß Opitz' Zukunftspläne für die Renaissancedichtung so wesentlich bescheidener geworden sind als es diejenigen der optimistischen Plejadeführer gewesen waren, dies findet seine Erklärung in dem ganzen Entwicklungsgang, den diese Dichtung seit dem Auftreten Ronsards und Du Bellays bis zu Opitz genommen hatte. Die Erwartungen der Plejade blieben weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir sahen schon, daß Opitz das Beispiel der „newen scribenten" für seine Empfehlung der Übersetzung anführte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er hier wieder seine Vorbilder, die Franzosen, im Auge hatte.

Schon Du Bellay und Ronsard sind nicht freizusprechen vom Plagiat. Gerade am Anfange ihrer Tätigkeit, zur selben Zeit als Du Bellay seine Streitschrift veröffentlichte, waren sie sehr servil bei ihrer Nachahmung: Es fehlte ihnen noch das Selbstvertrauen, mit eigener Erfindung über den Gegenstand hinauszugehen, den ihnen ihr Vorbild bot, und mit der Gleichheit des Gegenstandes stellte sich nur allzu oft die Gleichheit der Worte, die Übersetzung ein. Der Sonettencyklus der Olive, den Du Bellay 1548 gleichzeitig mit der Défense veröffentlichte, ist mehr Übersetzung aus italienischen Lyrikern als eigene Dichtung; [2]) dasselbe läßt sich von seinen Oden (Recueil 1549), sobald man sie mit denen des Horaz vergleicht, sagen. [3]) Ronsards Abhängigkeit von den Alten und den Italienern hat oft denselben Charakter. [4]) Doch ist es den Plejadeführern in reiferen Jahren gelungen, ihren poetischen Theorien gerecht zu werden und Leistungen zu geben wie die „Regrets", wie viele von Ronsards Sonnets pour Hélène oder den von Egger so bewunderten Hymne

[1]) Berghoeffer, M. Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, S. 160. (Défense et Illustration I, 7.)

[2]) Vgl. Viancy, Revue d'histoire littérature VIII, p. 153.

[3]) Vgl. Chamard, Du Bellay, S. 204 ff.

[4]) Piéri, Pétrarque et Ronsard, Marseille 1895. — Flamini, Studi di storia lett., Livorno 1895. — Paul Lang, Ronsards Franciade und ihr Verhältnis zu Vergils Aeneide, Wurzen 1887. — Gandar, Ronsard considéré comme imitateur d'Homère, Metz 1854.

de l'Or,[1]) lauter Werke, die selbständig in der Erfindung und dennoch wahrhaft klassische Erzeugnisse sind. Auf die Plejade folgte aber in Frankreich eine Flut von Poeten, welche die Jugendfehler ihrer Vorgänger zum Wesen ihrer Dichtkunst machten und es geradezu für ihren dichterischen Beruf hielten, mit Gewandtheit zu übersetzen. In der Schule dieser Plagiatoren, die namentlich mit Desportes und Vauquelin de la Fresnaye das Feld beherrschten, galt das ganze Interesse der formalen, sprachlichen Seite der Poesie, Dichten war nichts weiter als eine rhetorische Stilübung; auf selbständige Erfindung wurde von diesen Poeten und von ihrem Publikum so wenig Wert gelegt, daß sie es sich leisten konnten, Strophe für Strophe und Vers für Vers, „gantze plätze," wie Opitz sagt, aus den Originalen herüberzunehmen. Um die sprachliche Fertigkeit dieser Übersetzer zur besseren Würdigung gelangen zu lassen, stellten einige Kritiker sogar Vergleiche zwischen der Originaldichtung und der Nachbildung an und zeigen uns so in naiver Weise die Quellen. Gelehrte wie Henri Estienne[2]) und Estienne Pasquier,[3]) die dabei in erster Linie linguistische Zwecke verfolgen, sowie ein Anonymus,[4]) der Desportes' „éloquence" nachweisen will, geben uns solche Quellennachweise, nur um darzutun, wie sehr der französische Dichter das Original an Sprachfertigkeit übertroffen habe. Hier tritt also in Frankreich schon genau dasselbe rein formale Interesse hervor wie später bei Opitz. Doch ist wohl zu beachten, daß die Franzosen in der Theorie, in ihren Poetiken, stets an den alten Forderungen, die Du Bellay einst ausgesprochen hatte, festgehalten haben. Derselbe Vauquelin, der die Italiener plündert, derselbe Pasquier, der als Linguist jene Vergleiche zwischen Original und Übersetzung anstellt, sie verfechten als Poetiker das plejadische Prinzip der freien Nachahmung, der Verdauung der alten Autoren.[5]) Offenbar wagten es die Theoretiker in Frankreich nicht, den Rückschritt des Klassizismus ihrer Dichtung einzugestehen. Der erste aber, der die poetischen Aufgaben des Dichters der Praxis seiner französischen Vorbilder gemäß beschränken will, ist unser Opitz. Er hat die alten hohen Forderungen eines Du Bellay und eines Ronsard aufgegeben und erkennt in seiner Poetik die plagierende Manier der späten Renaissance als mustergiltig an. Er gesteht endlich auch in der Theorie die große Lüge ein,

1) L'Hellénisme en France, I, p. 301 ff.
2) Précellence du langage françois 1581, p. 52 ff.
3) Recherches de la France VII, 8—10.
4) Les rencontres des Muses de France et d'Italie 1604. Vgl. Flamini, Studi di storia lett., Livorno 1895, p. 433 ff.
5) Vauquelin, art poétique français, 1605, II, 971. — Pasquier, Lettres X, 7 (1586) und Lettres XXII, 2 (1613).

die ein dreiviertel Jahrhundert lang in Frankreich in der poetischen Praxis geherrscht hatte.

Die große Übereinstimmung der Poeterey mit den theoretischen Schriften Du Bellays und Ronsards in rein stofflicher Hinsicht, der enge Anschluß an sie, der sich schon im bloßen Wortlaut zeigt, ist also kein Beweis für eine Übereinstimmung der Ziele auf deutscher und französischer Seite, sondern er veranschaulicht nur, wie gut es Opitz verstand, trotz seiner ganz anders gearteten Tendenzen dennoch eine Menge aus ihrem Zusammenhang herausgerissener Sätze seiner Vorgänger sich nutzbar zu machen. Die Vergleichungen Beráneks, Fritschs, Sievers' und Berghoeffers geben hiervon ein deutliches Bild. Es scheint mir aber trotz Berghoeffer, der der Meinung ist, daß „die Auffindung neuer Quellen, aus denen dieser geringe Rest der Poetik [für welchen bis jetzt noch keine direkte Quelle nachgewiesen ist] geflossen ist, künftighin meist eher dem Zufall als methodischem Suchen zu verdanken sei",[1] wohl möglich, noch einige Parallelismen zwischen Du Bellays und Ronsards Schriften und der Poeterey aufzudecken.

Den Gedanken, daß die ungelehrten Versifexe die Schuld trügen an der Verachtung, in der die Poeten vor der Welt ständen, konnte Opitz noch besser als aus den Worten Ronsards im abrégé, die Berghoeffer in seinem Buche S. 15 und 18 anführt, aus Du Bellays Défense entnehmen.

Opitz, Poeterey S. 72: „Gewißlich wenn ich nachdenke, was von der zeit an seit die Griechische und Römische sprachen wieder sind hervor gesucht worden, vor hauffen Poeten sind herauß kommen, muß ich mich verwundern, wie sonderlich wir Deutschen so lange gedult können tragen, und das edele Papier mit ihren ungereimten Reimen beflecken."

Du Bellay, Défense et Illustration II, 4: „Ly donques, et rely premierement (o Poëte futur) fueillette de Main nocturne, et iournelle les Exemplaires Grecz et Latins: puis me laisse toutes ces vieilles Poësies Françoyses aux Jeux Floraux de Thoulouze, et au puy de Rouan: comme Rondeaux, Ballades, Vyrelaiz, Chants Royaulx, Chansons, et autres telles episseries, qui corrompent le goust de nostre Langue, et ne seruent si non à porter temoignage de nostre ignorance." Außerdem hatte Du Bellay ein ganzes Kapitel (II, 11) gegen die ungelehrten Reimer geschrieben, „dont l'ignorance a donné le ridicule nom de Rymeurs à nostre Langue." Ihnen hatte er sodann den Zukunftspoeten gegenübergestellt, „qui me fera indigner, apayser, eiouyr,

[1] Berghoeffer, M. Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, S. 43.

douloir, aymer, hayr, admirer, etonner, bref, qui tiendra la bride de mes affections, me tournant ça et la à son plaisir." Es ist wohl nicht zufällig, daß auch Opitz, nachdem auch er gegen die unwissenden Reimer, die nichts weiter könnten als „worte und Syllaben in gewisse gesetze zue dringen, und verse zu schreiben", den Beruf des Dichters im Sinne der Plejade neu bestimmt; allerdings diesmal mit Worten Ronsards,[1] die aber den Worten Du Bellays ähnlich sind: „Er muß von sinnreichen einfällen und erfindungen sein, muß ein großes unverzagtes gemüte haben, muß hohe sachen bey sich erdenken können, soll anders seine rede eine art kriegen, und von der erde empor steigen." (Poeterey, S. 12.)

Auch mit seiner berühmten Anklage der Gelegenheitsdichter, die nun folgt, steht Opitz auf einem Standpunkt, den schon die Plejadeführer wiederholt mit Entschiedenheit vertreten hatten. Daß er die französischen Dichter dabei zum Vorbild hatte, zeigt ja schon seine Berufung auf Ronsard, der „wie Muretus meldet, hat pflegen zu sagen, er empfinde nicht so große lust wann er seine eigene Liebe beschriebe, als er großen Verdruß empfinde, wann er anderer ihre liebe beschreiben muste". Ronsard sagt uns aber auch selbst in einer Epistre au Lecteur (ed. Blanchemain VII, p. 138): „Peu de personnes ont commandement sur moy; je fais volontiers quelque chose pour les Princes et grands Seigneurs. pourveu qu'en leur faisant humble service je ne force mon naturel, ... si tu pensois que je fusse un ambitieux courtisan, ou à gage de quelque grand seigneur, tu me ferois grand tort." Du Bellay verteidigt sich noch schärfer gegen den Verdacht, Gelegenheits- und Hofdichter zu sein: „Je te prie me faire ce bien de penser que ma petite muse n'est toutefois esclave ou mercenaire comme d'un tas de rimeurs à gaiges; elle est serve seulement de mon plaisir."[2]

Im IV. Kapitel begegnet Opitz dem Einwurf, daß Deutschland „unter so einer rauen und ungeschlachten Lufft liege, das es nicht eben dergleichen zu der Poesie tüchtige ingenia könne tragen, als irgend ein anderer ort unter der Sonnen". Wie Fritsch gezeigt hat,[3] wendet Opitz hier nur dieselbe Argumentation, dieselben Sätze, die Du Bellay schon bezüglich der Begabung des französischen Volkes geschrieben hatte, auf Deutschland an. Aber auch den historischen Nachweis, den Opitz für seine Ansicht nun antritt, hätte er wohl

[1] Borinski, Die Kunstlehre der Renaissance in M. Opitz' Poeterey, München 1883, S. 9.
[2] Oeuvres de Du Bellay, ed. Marty-Laveaux, p. 78. Vgl. Rosenbauer, Die poetischen Theorien der Plejade, S. 47.
[3] Paul und Braune, Beiträge 10, S. 594.

kaum gegeben, wenn nicht auch Du Bellay und die ihm nachfolgenden Poetiker gleichfalls vom nationalen Gesichtspunkte aus den Wert der Literatur der Vorfahren betont hätten. Wenn Fritsch zu Opitz' Annahme, die Germanen hätten ihre Poesie erst von „den Frantzosen", von den gallischen Barden gelernt — eine Annahme, die Opitz' ganzen Servilismus enthüllt — bemerkt: „Man darf vermuthen, daß Argumente dem Urtheile Opitz' schwerlich zu Grunde liegen,"[1]) so ist dies insofern nicht richtig, als Opitz solche Argumente offenbar aus den literarhistorischen Fabeleien, die sich Du Bellay in seiner Défense leistet, entnommen hat. Du Bellay behauptet nämlich im Anschluß an Le Maire des Belges, die Barden hätten den Reim erfunden und die anderen Völker hätten ihn dann von ihnen entiehen.[2]) Im übrigen war Du Bellay über die Poesie der Gallier, von der ihm Diodor berichtete, nicht hinausgekommen und hatte sich auf den Hinweis beschränkt, daß noch viele andere „Antiquitez, dont nostre Langue auiourd'huy est ennoblie" anzuführen seien als Beweis der Blüte der „sciences et bonnes lettres" bei den Vorfahren. Aber nach ihm, in den Jahrzehnten, die dem Auftreten der Plejade folgten, hatten Claude Fauchet und Estienne Pasquier auch die mittelalterliche Dichtung zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht, und zwar namentlich der letztere mit derselben Tendenz, die schon Du Bellay verfolgt hatte und später unser Opitz verfolgte: die dichterische Veranlagung seiner Nation zu beweisen. Dasselbe Bestreben hatte Jean Vauquilin de la Fresnaye, als er die Forschungen Fauchets für seinen art poétique françois (1605) verwertete. Zwar entnimmt Opitz den Stoff zu seiner historischen Beweisführung, die Mitteilungen über Walter von der Vogelweide, Reinmar von Zweter usw., Melchior Goldasts Replicatio pro Sac. Caesarea et regia Francorum maiestate illustrissimique etc., aber die Anregung zu diesem Nachweise über die poetischen Anlagen der Deutschen hat ihm wohl wieder das Beispiel jener Franzosen gegeben, die ihre nationale Literatur in einer zu sehr antikisierenden Zeit wieder zu Ansehen bringen wollten.

Nicht minder deutlich als in dem ersten allgemeinen Teil der Poeterey zeigt es sich in dem zweiten (Kapitel V—VII), der die Einzelheiten der Form, Dichtungsgattungen, Rhetorik, Versmaß usw. behandelt, wie weit die stoffliche Übereinstimmung gehen kann, ohne daß die Ziele solcher Schriften dieselben sind. Die Verschiedenheit der Ziele bei Opitz, das Schablonenhafte seines Klassizismus gegenüber dem seiner Vorgänger, tritt hier erst dann deutlich hervor,

---

[1]) M. Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, S. 32 Anmerkung 2.
[2]) Défense et Illustration II, 8.

wenn wir einerseits auf den Zusammenhang achten, aus dem die entliehenen Sätze herausgerissen sind, und anderseits auf den neuen Zusammenhang, in dem sie in der Poeterey wieder erscheinen. Bloßes Gegenüberstellen von Parallelismen, wie es bisher ohne Betrachtung des Materials in seiner Gesamtheit geübt wurde, mußte natürlich irreführen in der Beurteilung des Verhältnisses des Deutschen zu seinen Vorbildern.

Für Opitz' Regeln über das „Heroisch getichte" ist, wie mehrfach nachgewiesen,[1]) Ronsard seine Quelle in folgenden Punkten:

1. Nachmals haben die Heyden ihre Götter angeruffen, das sie ihnen zu vollbringung des werkes beystehen wollen ... Die Quellenstelle: „Et si tu entreprens quelque grand oeuvre, tu te monstreras religieux et craignant Dieu, le commençant par son nom ou par un autre qui representera quelque effet de sa Majesté, à l'exemple des Poëtes Grecs ..." steht im abrégé (Bl. VII, 319) inmitten einer Reihe von Argumenten, die alle zur Erläuterung der Forderung dienen, der Dichter müsse gut von Charakter, voll Seelengröße und arbeitsam sein. Keineswegs aber ist dieser Satz wie bei Opitz als Belehrung speziell über den Gang, den der Dichter bei Abfassung seines Werkes einhalten soll, niedergeschrieben. Er betrifft bei Ronsard das Wesen, nicht eine äußerliche Schablone der Dichtkunst.

2. Für den langen Abschnitt (Kapitel V, fo. CVII, ed. 1634): „Das getichte und die erzehlung selber belangend, nimpt sie es nicht so genawe wie die Historien, die sich an die zeit und alle umbstende nothwendig binden müssen, und wiederholet auch nicht, wie Horatius erwehnet ..." ist die Quelle: „Plusieurs croyent que le poëte et l'historien soint d'un mesme mestier; mais ils se trompent beaucoup, car ce sont divers artisans qui n'ont rien de commun l'un avecques l'autre, sinon les descriptions des choses, comme batailles, assauts, montaignes, forests et rivieres ..." Diese Stelle steht bei Ronsard inmitten eines Abschnittes (Préface de la Franciade, Bl. III, p. 20/21), der das Wesen des epischen Dichters auseinandersetzen soll. Ronsard warnt hier sowohl davor, den Epiker mit dem Lyriker („Tous ceux qui escrivent en carmes, tant doctes puissent-ils estre, ne sont pas poëtes ...") als auch davor, ihn mit dem Geschichtsschreiber zu verwechseln. Solche Belehrungen waren damals in der Tat in Frankreich nötig. Chronikenschreiber galten in der noch stark in mittelalterlichen Anschauungen befangenen Zeit, die dem Auftreten der Plejade vorherging, noch als

[1]) Beránek, S. 12 ff.; Fritsch, S. 38; Sievers, Paul und Braune 10, S. 206; Berghoeffer, S. 22 und 116.

epische Dichter. Geoffroy Tory hatte noch 1529 in seinem Champfleury den Historiographen Guillaume Crétin, „der die fabelhafte Geschichte seines Landes in Verse brachte" (H. Morf, Zeitalter der Renaissance S. 13), über Homer gestellt und Clément Marot hatte ihm in gleichem Sinne das höchste Lob gezollt. Sicherlich sind die von Opitz übersetzten Worte Ronsards, die bei ihm zu jener knöchernen, schulmeisterlichen Regel werden, ursprünglich eigenst gegen die Lobredner Crétins gerichtet, um das naive Publikum des 16. Jahrhunderts zu einer höheren Auffassung des Dichterberufs zu erziehen. Daß Opitz von den Gedanken Du Bellays, der in naiver, aber hochstrebender Weise gefordert hatte, ein Dichter solle sein Leben darauf verwenden, sich allseitig zu bilden, um dann ein Epos schreiben zu können, noch weniger berührt wurde als von denen Ronsards, ist danach selbstverständlich.

Für die anderen Dichtungsgattungen, die Opitz im V. Kapitel bespricht, fand er sein Material nicht bei den Plejadeführern. Du Bellay beschäftigt sich wohl in einem besonderen Kapitel mit den neuen Gedichtsarten, die aus dem Altertum in die französische Dichtung eingeführt werden sollen, ist aber weit davon entfernt, sich auf genaue Einzelvorschriften bezüglich ihrer Ausführung einzulassen, und weist nur der Theorie der „Nachahmung" gemäß auf das jeweilig nach seiner Meinung beste Vorbild der Antike hin. Es hätte ja dieser Theorie widersprochen, hätten Du Bellay und Ronsard es dem Zukunftsdichter durch Aufstellung von Regeln erspart, in die Schule der Alten selbst zu gehen und mit der Form zugleich den Inhalt ihrer Werke kennen zu lernen. Der Opitzischen Auffassung der Dichtkunst, nach der man von den Alten nur den „rechten Griff" erlernen sollte, entspricht vollkommen ein solches äußerliches Zergliedern des dichterischen Verfahrens der Alten. Seine Quelle ist hier Scaliger, der knöchernste Poetiker der Renaissance.

Opitz hält also auch in dem V. Kapitel bei allen stofflichen Entlehnungen, die er sich leistet, an seinem ihm eigenen Standpunkt fest. In dem nun folgenden Teil der Poeterey haben wir ein interessantes Beispiel, wie ihn sein Anpassungsvermögen im Stiche läßt und er durch den nahen Anschluß an die andere Ziele verfolgenden Plejadeführer unversehens in Widerspruch gerät mit dem, was er selbst beabsichtigt.

Über Wortschatz, Stilistik und Metrik, die in diesen Kapiteln behandelt werden, war auch die Plejade gezwungen gewesen, positive Vorschriften abzugeben, wollte sie eine angemessene Form für den antiken Geist, den sie zu erfassen suchte, finden in einer bisher noch ungelenken Sprache. Opitz fand also bei ihnen reiches Material vor. Aber die Neuerungsversuche der Plejade hätten für ihn nichts weiter

sein sollen als ein Beispiel zur Nacheiferung, eine Anregung, ähnliche Versuche in der deutschen Sprache selbständig zu unternehmen; nicht aber durfte er sich an den Stoff, den die Plejade hier bot, eng anschließen. Denn die deutsche Sprache ist von der französischen zu verschieden, um die Übertragung von Maßregeln, die der Verbesserung dieser dienlich sind, ohne weiteres zu gestatten. Ist also Opitz ein Poetiker vom gleichen Range wie die Plejadeführer, vom selben antiken Geist durchdrungen wie sie, so wird er eigene deutsche Formen zu finden wissen, die diesen Geist angemessen zum Ausdruck bringen, übernimmt er aber kritiklos Vorschriften seiner französischen Vorbilder, um sie auf die deutsche Sprache anzuwenden, so ist er ein schwachköpfiger Nachtreter, der nicht mehr begreift, was die Formen, die jene erfunden, bezwecken und sie daher dort anwendet, wo sie ganz und gar nicht am Platze sind.

Betrachten wir das VI. Kapitel von diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich in Opitz' Wegen zur Sprachverbesserung zunächst eine lobenswerte Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Franzosen. Er gibt eine Reihe von Vorschriften, die der Reinhaltung der Sprache zweckdienlich sind. Er vertritt also hier denselben Standpunkt wie schon im Aristarchus: Wenn man dasselbe erreichen will wie die Alten, so muß man zuerst die deutsche Sprache so rein und unverfälscht wiederherstellen wie es die griechische gewesen ist. Demgemäß verwirft er gegen Ronsard dialektische Eigentümlichkeiten und Fremdwörter.[1]) Ohne seinen Standpunkt zu verlassen, kann er auch Du Bellays und Ronsards Vorschrift, die antiken Namen dem modernen Sprachgebrauch in der Deklination anzupassen, entlehnen.[2]) Recht gewagt und bei einem strengen Puristen schwer verständlich ist aber schon seine Aufforderung, nach französischem Muster die ungewöhnlichsten Wortzusammensetzungen, wie „Arbeit-Tröfterin", „kriegsblut-dürstig", „Meeraufreitzer", zu erdenken. In vollkommenen Widerspruch zu seinen eigentlichen Zielen gerät er aber mit seiner Aufnahme von Ronsards Vorschrift. „newe wörter zur erdenken" wie „petrarkisieren", „pindarisieren", die doch richtige Fremdwörter sind. Opitz bemerkt den Widerspruch selbst: „Ich darff aber darumb nicht bald ausz dem Frantzösischen sagen: „approchieren, marchieren; oder ausz dem Lateine: dubitieren, servieren, gaudieren ..."

Diese „merkwürdige Inkonsequenz", die auch Borinski hervorhebt,[3]) findet ihre Erklärung darin, daß Opitz' Fähigkeit, eigene Wege einzuschlagen, erlahmt und er allmählich in diesem Kapitel zu

[1]) Vgl. Rosenbauer, Die poetischen Theorien der Plejade, S. 101/102 und 119.
[2]) Fritsch, Paul und Braune, Beiträge 10, S. 593 ff.
[3]) Die Poetik der Renaissance in Deutschland, Leipzig 1886, S. 101.

der bequemeren Methode übergeht, aus den Schriften der Plejadeführer einfach zu übersetzen, einerlei ob es fürs Deutsche paßt oder nicht. Was er übersetzt, sind Vorschriften, die bei Ronsard genau der umgekehrten Tendenz dienen als die seine war: Nicht Sprachreinigung, sondern Sprachfülle hatte Ronsard durch seine Neologismen erreichen wollen. Fremdwörter aus dem Lateinischen, Italienischen und Spanischen (die übrigens wegen der nahen Verwandtschaft dieser Sprachen mit dem Französischen leicht einzuführen waren), Archaismen, Dialektisches, Neubildung von Verben aus Substantiven, neue Zusammensetzungen, alles dies sucht Ronsard zur Erreichung der abundantia seiner Muttersprache herbeizuholen: „Si ceux qui se mesliront de la Poësie les plus estimez en ce mestier du temps du feu Roy François et Henry, eussent voulu sans envie permettre aux nouveaux une telle liberté, nostre langue en abondance se feust en peu de temps egallée à celle des Romains et des Grecs." (Bl. VII, p. 335.) In diese Ronsardische Tendenz, die für den damaligen Zustand der deutschen Sprache sehr wenig paßte, ist Opitz im V. Kapitel schließlich hineingeraten, während er am Anfange des Kapitels noch die ihr genau entgegenlaufende Tendenz der Sprachgesellschaften, die doch eher Gedanken Malherbes vertraten, eingehalten hatte.

Opitz zeigt als Sprachregeler nicht wie die Plejade die Kraft, seine Muttersprache auf neuen Wegen, den zeitlichen Verhältnissen und ihrem Charakter gemäß, zum Klassizismus zu erheben. Er, der so sehr an der Form haften bleibt, ohne in den Geist der Antike einzudringen, konnte selbständig auch keine Formen finden, die diesem Geiste gemäß gewesen wären, sondern mußte sich an den einmal vorhandenen Renaissancestil, der vor ihm am kräftigsten in Frankreich ausgebildet worden war, anschließen.

Die größten Anforderungen an seine Selbständigkeit in der Neuschaffung nationaler Formen der poetischen Sprache stellte die Aufgabe, der er sich im VII. Kapitel unterzog: die Neuregelung des Versbaus. Zwar hat er mit der Aufstellung des neuen Akzentgesetzes in seinem Buche den vermittelnden Weg zwischen antiker und nationaler Metrik, den Ernst Schwabe von der Heide und die Holländer eingeschlagen hatten, befürwortet; doch darf uns dies Verdienst nicht darüber hinwegtäuschen, daß er nirgends serviler als in diesem Abschnitt Gesetze der französischen Sprache auf die deutsche übertragen hat, mit einer seltsamen Gleichgiltigkeit gegen den Unterschied, der zwischen beiden Sprachen besteht. In den bisherigen Forschungen ist Opitz' Abhängigkeit von den Franzosen noch nicht in allen Punkten erkannt.

Schon Fritsch bemerkt[1]) die Übereinstimmung in der Anordnung des Stoffes am Anfange des VII. Kapitels mit den drei Abschnitten des abrégé Ronsards, die betitelt sind: „De la Ryme", „De la Voyelle E", „De l'H" (Bl. VII, p. 326/327). Fritsch zeigt auch, daß Opitz den ersten Satz des ersten dieser Abschnitte zum Eingangssatze des Kapitels gemacht hat. Berghoeffer weist nach, daß die beiden bei Opitz kurz darauffolgenden Regeln über das e im Hiatus die Übersetzung eines Satzes aus dem zweiten Abschnitte Ronsards sind.[2]) Nachdem nun Opitz daran anschließend über einige Fälle der Kontraktion gehandelt hat, kommt er genau wie Ronsard auf das h zu sprechen. K. Burdach[3]) hebt schon hervor, wie sklavisch sich Opitz an den Gebrauch der Franzosen hielt, einen Hiatus vor h anzunehmen, der hier zu vermeiden, dort nicht zu beachten sei, ohne zu bedenken, daß im Französischen die verschiedene Behandlungsweise der Vokale vor h durch seinen bald stummen, bald aspirierten Charakter bedingt ist, im Deutschen aber nur ein aspiriertes h existiert. Sehen wir uns nun den Abschnitt des abrégé, der „De l'H" überschrieben ist, näher an, so entdecken wir in ihm die Quelle für diese Entfernung und können deutlich beobachten, auf welchem Wege die zwangvolle Vorschrift über das h im Hiatus, an die sich auch noch Goethe band,[4]) als eine einfache, nicht durchdachte Übertragung eines Satzes aus Ronsards abrégé ins Deutsche kam. Opitz machte nämlich auch aus diesem letzten der drei genannten Abschnitte, „De l'H", sein Exzerpt, ebenso wie er es aus jedem der beiden vorhergehenden gemacht hatte, in ganz mechanischer Weise.

Opitz (Poeterey, fo. E VII/VIII): „Stehet das h zu anfange eines wortes, so kan das e wol geduldet werden; als: ... die ich lobe, hörst es nicht.

Oder auch aussen bleiben; als: ... künstlich' hand."

Ronsard, abrégé, Oeuvres VII, p. 327: „L'h quelquefois est note d'aspiration, quelquefois non. Quand elle ne rend point la premiere syllabe du mot aspirée, elle se mange, tout ainsi que fait e feminin. Quand elle la rend aspirée, elle ne se mange nullement." Die Beispiele Ronsards:

1. Magnamine homme
2. La belle femme hors d'icy alla

zeigen die Behandlung speziell von e vor h. Im ersten Falle wird es zugleich mit dem h stumm, im zweiten bleibt es bestehen.

[1]) M. Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, S. 58.

[2]) M. Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, S. 31 und 147.

[3]) Über den Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache, Festschrift für Hildebrand, 1894, S. 299 und 302.

[4]) Vgl. W. Scherer, Commentationes in honorem Th. Mommseni, Berol. 1877, p. 213 ff.

Diese Opitzische Regel über das e vor h steht im Widerspruch zu der erst ganz kurz vorher von ihm ausgesprochenen Forderung, vor Konsonanten dürfe das e nie elidiert werden. Ähnlich wie schon bei Gelegenheit des Verbotes der Fremdwörter liegt also auch hier wieder ein Ausgleiten bei ihm vor, das durch seinen allzu genauen Anschluß an die Quelle verursacht ist.

Opitz verbietet hierauf den rührenden und den unreinen Reim. Es ist bisher übersehen geblieben, daß seine Quelle hierfür Du Bellays Défense et Illustration war, obgleich seine Zusätze: „Wiewol es die Frantzosen so genaw nicht nemen“ beim Verbot des rührenden Reims und: „denn es eine andere gelegenheit mit der Frantzösischen sprache hatt, da zwar zweene consonantes geschrieben, aber gemeiniglich nur einer ausgesprochen wird“ bei dem Verbot des unreinen Reimes auf den französischen Einfluß hindeuten.

Opitz (fo. E VIII): „Über diß, die letzte sylbe in männlichen und letzten zwo inn den weiblichen reimen (wie wir sie bald abtheilen werden) sollen nicht an allen Buchstaben gleiche sein, als in einem weiblichen reime:

> Wir sollen frembdlingen gar billich ehr erzeigen,
> Und so viel als möglich ist, ein willig hertze zeigen.“

Du Bellay (Défense et Illustration II, 7; ed. Person p. 131) „Quand ie dy, que la Rythme doit estre riche, ie n'enten qu'elle soit contrainte, et semblable à celle d'aucuns, q-pensent avoir fait un grand chef d'œuvre en Francoys, quand ilz ont rymé un imminent et un eminent, un misericordieusement et un melodieusement ... Ces Equivoquen (= rührenden Reime) donq, et ces simples Rymez auecques leurs composez (= grammatischen Reime) comme un baisser et abaisser, s'ilz ne changent ou augmentent grandement la signification de leurs simples, me soint chassez bien loing.“

Opitz: „Und letzlich wird der reim auch falsch, wenn in dem einen verse das letzte wort einen doppelten consonanten; und das in dem andern einen einfachen hat; als: wann der eine verß sich auff das wort „harren“, der andere auff das wort „verwahren“, oder der eine auff „rasen“, der andere auff „gleicher massen“ endete.“

Du Bellay (ibid. p. 133): „C'est, que tu gardes de rythmer les motz manifestement brefz, comme un pâsse, et trace, un maître, et mettre, une chevelûre et hure, un bast, et bat, et ainsi d'autres.“

Der oben schon angeführte Satz der Poeterey: „denn es eine andere gelegenheit mit der Frantzösischen sprache hatt, da zwar zweene consonantes geschrieben, aber gemeiniglich nur einer ausz-

gesprochen wird," bezieht sich offenbar auf die Worte der Défense, die den eben daraus zitierten vorhergehen: „et luy doit suffire que les deux dernieres syllabes soint unisones, ce qui arriveroit en la plus grand'part tant en voix, qu'en Ecriture, si l'orthographe Francoyse n'eust point eté deprauée par les Praticiens." Damit hat sich Opitz alles, was Du Bellay in diesem Kapitel (II, 7) über den Reim vorschreibt, angeeignet.

Selbst bezüglich Opitz' bekannter Regel über den regelmäßigen Rhythmus nach „Jamben" und „Trochäen" liegt ein französischer Einfluß vor, wie ich nachweisen zu können glaube. Berghoeffer führt zum Beweise für seine Ansicht, daß Opitz das Akzentgesetz aus Daniel Heinsius und durch dessen Herausgeber Scriverius gelernt habe, eine Stelle aus seiner Vorrede zu seiner Übersetzung von Heinsius' Lobgesang Christi an: „Auf den Ton und das Maß der Sylben, darinnen nicht der mindeste Theil der Zierlichkeit besteht, habe ich, wie sonsten, auch hier genaue Achtung gegeben, wiewohl denselben auch die Frantzosen selber oftmahls Gewalt thun, von uns aber noch fast keiner, meines Wissens, sich darauf verstanden." [1]) Berghoeffer interpretiert diese Worte mit Hinsicht auf ihre Quelle (Scriverius, aus dem sie wörtlich übersetzt sind): „Es bedeutet dies [toon ende mate] bei dem Holländer in dieser Verbindung offenbar nichts anderes als Ton und Rhythmus. Indem bei den Franzosen der Wort- und Versakzent teilweise sich widerstreiten, achten sie nicht auf den Ton der Worte, das heißt den Wortakzent und infolge dessen auch nicht auf den Rhythmus der Worte, denn dieser ist ja von jenem abhängig." [2]) Hierzu ist zu bemerken, daß sich im Französischen Vers- und Wortakzent nie wiederstreiten können; denn der französische Vers hat entweder nur einen festliegenden Akzent, den bei männlichem Ausgang die Schlußsilbe, bei weiblichem Ausgang die vorletzte Silbe des Verses trägt, oder zwei festliegende Akzente, indem dann dieser zweite Akzent auf die Silbe vor der Cäsur zu liegen kommt. Den Wortakzent trägt aber bekanntlich im Französischen immer die letzte Silbe oder bei Wörtern, die auf stummes e ausgehen (bei weiblichem Ausgang), die vorletzte. Halten wir somit an Berghoeffers Interpretation fest, so müssen wir annehmen, daß sich Opitz mitsamt seinem Gewährsmann Scriverius in einem großen Irrtume über den Charakter des französischen Verses befunden habe, eine Annahme, die natürlich sehr unwahrscheinlich ist. Wir sind also gezwungen, eine andere Grundlage für die oben angeführten Worte aus Opitz' Vorrede zu suchen.

[1]) Zitiert nach Berghoeffer, M. Opitz' Buch von der deutschen Poeterey, S. 35.
[2]) Ebenda, S. 36.

„Wiewohl denselben auch die Frantzosen selber oftmahls Gewalt thun; von uns aber noch fast keiner, meines Wissens sich darauf verstanden" zeigt zunächst deutlich, daß es sich hier bezüglich des Tones und Maßes der Silben um etwas handelt, was die Franzosen mit viel Mühe und gewaltsam ausgeübt, die Deutschen aber fast noch ohne jeden Erfolg versucht hatten. Es scheint mir dabei doch näherer Aufklärung zu bedürfen, was Opitz mit „Maß der Silben" sagen will. Mit Berghoeffer einfach „Rhythmus" für „Maß" einzusetzen ist verfehlt, denn man spricht wohl von einem Rhythmus eines Verses, nicht aber von dem Rhythmus einzelner Silben. Der Ausdruck „Ton und Maß der Silben" gewinnt aber sofort Bedeutung, sobald wir unseren Blick auf gewisse Verse lenken, bei denen die Franzosen tatsächlich den Ton, den Akzent der Silben und vor allem das Maß, ihre Länge und Kürze genau beachtet hatten. Es sind dies die „vers mesurés", jene Nachahmungen antiker quantitierender Verse, welche während der Herrschaft der Plejade die eifrigsten Verteidiger fanden, und mit denen sich auch Du Bellay und Ronsard, wenn auch in geringerem Maße als ihre unbedeutenderen Freunde Jodelle, Baïf, Jacques de la Taille, Passerat, Rapin, Pasquier, d'Aubigné, befaßten. Anfangs richteten sie ihr Augenmerk nur auf die Quantität der Silben, ebenso wie auch deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts einen rein antiken Vers hatten einführen wollen. Bald aber fühlten sie das Unpoetische dieser Mißschöpfungen und gingen, um ihre Erfindung, von der sie sich soviel versprochen hatten, für die Zukunft zu retten, dazu über, mit der Länge einer Silbe (dem „Maße") einen Akzent (einen „Ton") möglichst oft zusammenfallen zu lassen.[1]) Da nun die Eigentümlichkeit des französischen Wortakzents ein solches Verfahren sehr erschwerte, taten jene französischen Dichter ihrer Sprache in der Tat „oftmahls Gewalt an". Die germanischen Sprachen jedoch — in unserem Falle das Holländische und das Deutsche — machten es durch den Stammsilbenakzent den Poeten sehr leicht, die Neuerung ihrer französischen Vorbilder mit Glück fortzusetzen, und zwar mit immer größerer Vernachlässigung der Quantität und endlich ausschließlicher Beachtung des Akzentes. Opitz mag um so mehr dazu veranlaßt worden sein, solche Versuche im Deutschen zu unterstützen, als sein großes Vorbild Du Bellay selbst sowohl für reimlose akzentuierende als auch für quantitierende Verse eingetreten war: „Aussi faudroit il bien que ces Verz non rymez feussent bien charnuz, et nerueux; afin de compenser par ce moyen le default de la Ryme" (Défense et

[1]) Vgl. K. E. Müller, Über akzentuierend metrische Verse in der französischen Sprache, Rostock 1882.

Illustration II, 7; ed. Person p. 132), und: „Adopte moi ... ces Hendecasyllabes, ce que tu pouras faire, si non en quantité, pour le moins en nombre de syllabes." (II, 4; p. 118.) Und die oben angeführten Worte aus seiner Vorrede zum Lobgesang Christi geben ja den deutlichen Beweis, daß Opitz das Beispiel der Franzosen vor Augen hatte, als er die ersten Versuche machte, die Neuerung einzuführen.

Daß Opitz für den Alexandriner und den vers commun Jamben und nicht Trochäen verlangte, hat seinen Grund darin, daß auf diese Weise der Notwendigkeit der stumpfen Cäsur Genüge geleistet wurde, ohne daß die Anzahl der Silben vermehrt zu werden brauchte. Die Vorschrift der stumpfen Cäsur ist natürlich in Anlehnung an die Praxis der Franzosen gegeben, bei denen sich das Verbot der weiblichen Cäsur schon in der Frührenaissance, besonders durch Jean le Maires und Clement Marots Einfluß durchgesetzt hatte.[1]) Wenn man aber schon nach einer direkten Quelle suchen will, der Opitz das Gesetz für seine Poeterey entnommen habe, so braucht man nicht, wie bisher geschehen, bei Hübners Vorrede zur Übersetzung von Du Bartas' „Semaines" stehen zu bleiben. Sie wäre wohl für Opitz nicht maßgebend gewesen, wenn nicht auch Du Bellay und Ronsard in der Theorie die Beobachtung des Gebrauchs der männlichen Cäsur gefordert hätten. Du Bellay beschränkt sich darauf, auf die nationalen Verslehren der Frührenaissance als maßgebend in dieser Hinsicht hinzuweisen: „Quand aux couppes feminines ... et autres telles choses vulgaires, notre Poëte les apprendra de ceux, qui en ont ecrit." (Défense et Illustration II, 9, ed. Person p. 138.) Ronsard verbietet an zwei Stellen des abrégé die weibliche Cäsur, indem er zugleich das Verfahren lehrt, wie sie durch Elision des stummen e zu vermeiden sei. Bl. VII, p. 320: „Nous avons aussi une certaine cesure de la voyelle e, laquelle se mange toutes les fois qu'elle est rencontrée d'une autre voyelle ou diphtongue, pourveu que la voyelle qui suit e, n'ait point la force de consone." Ibid. p. 326: „Tu dois oster la derniere e feminine tant de vocables singuliers que pluriers qui se finissent en ce et en ces, quand de fortune ils se rencontrent au milieu de ton vers." Mehr in der positiven Form Hübners und Opitz' spricht Peletier, ein anderer Theoretiker der Plejade, in seinem art poétique (Lyon 1555, S. 58) das Gesetz aus.

Vergleichen wir die bei Beránek, Fritsch, Borinski, Berghoeffer und hier nachgewiesenen Entlehnungen des VII. Kapitels mit der Gesamtheit der Vorschriften, die Ronsard und Du Bellay über den

[1]) Vgl. W. Heune, Die Cäsur im Mittelfranzösischen, Greifswald 1886.

französischen Vers gegeben haben,[1]) so ergibt sich die für Opitz sehr charakteristische Tatsache, daß keine einzige dieser Vorschriften bleibt, die er als unpassend für die deutsche Sprache übergangen hätte. Schon dies spricht nicht dafür, daß er gute Kritik geübt hat. Im einzelnen bestätigt sich sein Sklaventum, seine Unfähigkeit, einen besonderen deutschen Renaissancestil zu schaffen. Besonders gilt dies für seine Duldung der Elision des e vor h, seine Verwerfung der weiblichen Cäsur, seine Forderung, daß der jambische Alexandriner mit stumpfer Cäsur die erste Stelle unter allen deutschen Versen einnehmen müsse, und seine Bezeichnung: „männliche" und „weibliche" Reime, die so lange herrschend bleiben sollte. Alle diese Neuerungen hatten wohl für das Französische, nicht aber für das Deutsche Sinn.

Wohl hat Opitz auch im formalen Abschnitte seines Buches den größten Teil seines Materials aus den Schriften der Plejadeführer geschöpft, aber dem Geiste, der die von ihm übernommenen poetischen Formen der französischen Renaissance einst geschaffen hatte, ist er fremd geblieben.

Der älteste dichterische Versuch von Sophie Gutermann-La Roche.

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert in Graz.

Es ist manche Nachricht überliefert, wie lebhaft in Bodmers Kreis Dichtwerke durchgesprochen wurden; auch daß Bodmer, um unbefangene Urteile über die eigenen Leistungen zu erfahren, sie unter fremdem Namen den Freunden vorlegte. Diese Übung literarischer Kritik mußte den jüngeren Teilnehmern an den Unterhaltungen der Zürcher Dichtschule zugleich lehrreich für das eigene Schaffen sein. Noch unmittelbarer aber wurde Anregung hierzu gegeben, wenn Bodmer ihnen Aufgaben stellte wie die, über welche ich nach Briefen der Sophie Gutermann hier berichten will. (Sie sind im Bodmernachlaß der Zürcher Stadtbibliothek erhalten und vor langen Jahren von mir kopiert worden.) Sie geben uns zugleich das älteste Zeugnis einer dichterischen Übung der Braut Wielands und verdienen auch darum hervorgezogen zu werden. Und nicht minder deshalb, weil sie ihr Verhältnis zum Bräutigam und das beider zu Bodmer beleuchten.

[1]) Vgl. Rosenbauer, a. a. O. S. 121—134 und Chamard, Du Bellay, Lille 1898, S. 137—139.

Die Voraussetzung der Schreiben Sophiens ist folgende. Im Jahre 1751 hatte Bodmer das erste Stück seiner metrischen Erzählungen aus der Geschichte Jakobs herausgegeben: Jacob und Joseph, ein Gedicht in drei Gesängen. Im dritten Gesang tritt Josephs Gattin Asenat in Beziehung zu seinen Brüdern, begrüßt sie herzlich (Vers 28 ff.), erkundigt sich nach dem Vater Jacob und seinen Frauen Lia usf. Nach Jacobs Ankunft wird sie diesem von ihrem Gatten vorgestellt, Jacob küßt sie auf die Stirne (Vers 545 ff.). Danach drängen sich die Frauen an Asenat heran (Vers 572 ff.); sie spricht zu Jacob, zu Dina (Vers 638 ff.) und erzählt ihr Liebesgeschichte (Vers 691 ff.).

In diese Asenat nun sollte sich Sophie Gutermann einfühlen, wünschte Bodmer, nachdem ihr Bräutigam sein Hausgenosse geworden war; wie er auch Klopstock bat, „daß er sich die Empfindungen, die seine Meta sich bey dieser Gelegenheit vorstellete, sollte sagen lassen". „Aber darauf kam keine Antwort," bemerkt er verdrießlich auf der letzten Seite von Sophiens Schreiben an Wieland. Diese, willfähriger, richtete zunächst an Bodmer ein Verehrungsschreiben, wozu ihr seine durch den Bräutigam vermittelte schmeichelhafte Aufforderung den Anlaß gab, an den Geliebten selbst dann die gewünschte Herzensergießung.[1])

Monsieur,

Das große und gütige Herz, so mir dieselbe in ihrem Schreiben an mich gezeigt haben, erlaubt mir, Ihnen den Wunsch meiner Seele zu sagen, den ich bey Durchleßung Ihres Brieses gemacht habe. Das doch alle Größe und Tugend Ihrer Debora, Thamar und Cerenhapuch[2]) in meinem Herzen vereiniget wäre, um ihnen, edelster und vortreflichster Freund, das vergnügen zu machen, das die großen eigenschafften Ihres Geistes und Herzens durch eine Person, die Ihren ganzen wehrt zu schäzen wüßte, so unendlich verehrt und geliebt würde[n], als meine ganze Seele nach ihrer erkenntniß und neigung vor Tugend und weißheit vorjezo thut. O wann mich Wieland in einem Prophetischen Geist eine Serena, Doris oder Panthea genent und beschrieben hätte, so würde ich meinem Herzen erlauben, die große Freude und Zufriedenheit über das Glük, eines der Erde nur einmahl geschenkten Bodmers Liebe würdig zu seyn, zu empfinden. ich bewundere die kaltsinnigkeit der Teutschen gelehrten, mit welcher Sie die Werke eines Bodmers ansehen können, und gibt mir von ihren Herzen eine noch viel geringere idée, als personen, die den Geist beurtheilen können, von ihrer einsicht haben mögen. ich habe in Bodmers werken Seine große und außerortendliche Tugend durch Seinen großen und außerortendlichen Geist beschrieben gefunden und darinn gesehen, das Tugend und Wissenschafften unßer Göttlicher Theil sind und uns eine wahre Hoheit und Würde geben.

---

1) Die Interpunktion der Originale ist gelegentlich so irreführend, daß ich sie ändern muß.

2) So heißen die drei Töchter Siphas in Bodmers Noah, 1. Gesang 1752. Und da Sipha auf Bodmer gedeutet wurde, setzt sich also Sophie mit der Anspielung in die Rolle einer Tochter des Gönners.

Die göttliche Vorsicht hat Wielanden ihre besandere Liebe gezeigt, da Sie ihn zu Bodmer geführt, einem Freund, den sein Herze beständig wünschte und wehrt war; und wie groß wird Wieland, da Sie sagen, er seye ihrem Herzen zum Trost gegeben; wie solle es möglich seyn, zu glauben, das Gott nicht beständig vor sein wohl sorgen werde; das glük seine geliebte zu seyn, die Gütigkeit, die Sie selbst vor mich haben, muß mich ihnen liebenswürdig machen, eine redliche und feurige Liebe des guten läßt mich die Bitte wagen, das Sie mir Ihre Freundschafft und angedenken, so mir gleich theuer und Schäzbar sind, erhalten wollen. Gott will meine Seele durch die Freundschafft eines Bodmers und Wielands gros und tugendhaft machen, und wenn ich es beständig würdig bin, wie auserordentlich ist Seine Liebe gegen mich, meinen weg nach der Ewigkeit so süß zu machen. Sie müssen vergnügt seyn, wann meine Seele ihrer Bestimung folgt, und ich muß mich glükselig nennen, zween der göttlichsten Menschen vergnügen zu machen.

Der Herr Wieland wird Ihnen die Asenat seiner Sophie zeigen, die dadurch nichts als ihre Ehrerbietige ergebenheit gegen Ihren willen beweißt. erlauben Sie mir, unendlich Hochgehaltener Freund, ihnen und Ihrer würdigen Gemahlin mit dem zärtlichsten respect die Hand zu küssen, mit welchem ich bin

Monsieur

ihre gehorsamste dienerin
Marie Sophie Gutermann.

Biberac d 3 jnr
1753.

A Monsieur Monsieur Bodmer à Zürich.

„Ihre Asenat" enthält der folgende Brief an Wieland:

Ihr Begehren, mein liebster Freund, mich in Asenats stelle zu versezen und ihre empfindungen zu beschreiben, gibt mir die vollkomste idée von der gar zu großen Güte, die der ganz unschäzbahre Bodmer und Sie gegen mich bezeugen.

es ist mir gewiß eine empfindliche Freude, einen wunsch, den Sie thun, so viel es mir möglich ist, zu erfüllen, aber es ist mir auch leid, mein unendlich geliebter, das Sie meine kräffte zu einem so schönen werk nicht so vollkammen finden werden, als es mir um ihrentwillen lieb wäre, Sie zu haben.

Ich habe mich in Asenats stelle gesezt und überschreibe ihnen hier alle vorstellungen und gedanken, die ich mir gemacht habe, mit aller aufrichtigkeit und vertrauen zu ihrer güte, indem mein gehorsam das beste ist, so Sie in diesem werk finden werden, und Sie versichert seyn können, das, wenn ich mehr geschiklichkeit gehabt hätte, würde ich Sie angewandt haben.

Asenats empfindungen in ansehung Jacobs und Josephs habe mir nicht besser vorstellen können, als zu gedenken, wie entzükend meine Situation eines Tages seyn wird, wenn ich Bodmern und Wielanden beysamen sehen werde, Sie wissen aber, mein Freund, das ich mehr und besser empfinden als beschreiben kan.

Vor mein Herz und neigungen hätte keine beglüktere und rührendere Scene seyn können, als meinen Gemahl, seinen würdigen Vatter und seine Brüder in diesen bewegungen zu sehen, ich habe über diese geschichte als ein kind von 6 Jahren geweint und, wie mir meine Selige mama gesagt, einmahl eine meiner Schwestern dabey geküßt und sagte, ich will es machen wie Joseph, ich will küssen und weinen. vergeben Sie mir diese außschweifung. O eigenliebe, was machest du.

Josephs großmüthige und redliche Liebe, mit welcher er sich seinen Brüdern und Beleidigern entdekte, die von reue, dankbarkeit, verwunderung und Freude überflossen, die unverhaffte ankunfft Jacobs, in dessen ansehen die lange übung einer Göttlichen Tugend und Weißheit alle würde legte, und dessen wahre Ehrer-

bietung und Liebe gegen Gott und sein öfterer Umgang im gebet mit ihm haben gewiß mehr als Majestätische Züge var eine Asenat in sein Antliz gegeben, in welchem der zärtliche Batter Nahme, den er so aft gehört und empfunden hatte, Sanstmuth und Güte bildete. seine feurige begierde, das schiksal seiner Söhne zu wissen, die Freude, sa er empfand, alle gesund var sich zu sehen, und Seine Bestürzung zugleich, den Fürsten in Ihrer umarmung zu finden, hätte mir die hestigste und zärtlichste regung in meinem gemüht gemacht, zu welcher mein Herz schon vorher durch den rührenden Auftritt Josephs mit seinen Brüdern vorbereitet warden wäre. kaum hätte ich dieses empfinden können, so hörte ich meinen gemahl: O mein Batter! rufen, Dieses hätte mit eins alle die unterredungen, die mir Joseph van seinem Batter gehalten und mir ihn so graß und liebenswürdig gemacht hätte, zurük in mein gemühte gebracht, und da ich durch die erfahrung weis, das mein Herz sich gewöhnt hat, auch in der stärksten bewegung, sie mag traurig ader vergnügt sein, gleich das gute zu erst zu empfinden und zuerst an Gott zu gedenken, sa sage ich auch, da mich an Asenats stelle seze, mein erster gedanke wäre gewesen: O Gatt, wie Selig macht mich das fühlbahre Herz, sa du mir gegen die Tugend gegeben, wie beglükt bin ich durch Jaseph gewarden.

Dieser hält seinen Batter umarmt, ich wünsche sehnlich, das er ihm saget, das ich seine Tochter bin, Jaseph ruft mir, das ich seinen lange gewünschten Batter var mir sehe, diesen augenblik bin ich bey Jacabs Füßen und küsse seine Hände, die ich an mein klapsendes Herz drüke: du edler angebetener Batter, o wie Selig bin ich, dich zu sehen. O nenne mich deine Tachter, deine würdige, deine geliebte Tochter! ich stehe in dieser starken Bewegung meines Herzens auf und sage dem durch seine Kinder gerührten Jacob ganz begierig: lehne dein Haupt auf mich, Seegne mich, laß mich die Heilige Thränen deiner Freude über meinen Joseph abwischen, o wie sehr verdient er all deine liebe, O wie süss wird dein banges klagen über seinen verlust werden, wenn ich dir alle große und edle thaten seiner Tugend erzählen werde, mit dennen er seine Tage bey uns bezeichnet hat, und die alle in mein Herz eingegraben sind. O Lia, ich bin Seliger als du, Jacob ist mein Batter und Jaseph mein Gemahl.

meine blike hätten Josephs Brüder[n] meine schwesterliebe gezeigt und Sie Selige Kinder und Brüder genent und gebeten: ach betrübet euren Göttlichen Batter und Bruder nicht mehr! ich hätte mich an Jasephs arm gelehnt mit der edlen Freyheit seiner vermählten, um gleichsam an seiner Seite durch Seine grasse und mänliche Tugend[1]) durch ein vereinigtes Lab der göttlichen Barsicht und Liebe alle kräffte meiner Seele wieder zu samlen und zu stärken.

Zunächst möchte ich auf das Persönliche dieser Auslassung aufmerksam machen. Wie gut kennt sich Sophie, als sie äußert, daß sie mehr und besser empfinden als beschreiben könne; sie nimmt vorweg, was in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen über ihre Sternheim steht: die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — es ist eine Menschenseele. Sie schreibt: „Ich will küssen und weinen!" „O Gott, wie selig macht mich das fühlbare Herz, so du mir gegen die Tugend gegeben!" auch dies Leitmotive ihrer ganzen

---

[1]) Ich habe in der Handschrift „Tugend, mein durch" gelesen, was sich sa erklären läßt, daß die Schreiberin erst nachträglich „durch" bis „kräffte" eingeschoben habe, zuvar sagleich mit „meine Seele" sartfahren wollte; aber auch, es fiel etwas aus, etwa „mein Herz zu rühren". Hart danach hat sie „vereignigtes" geschrieben: sie eilt affenbar zum Schluß.

Schriftstellerei. Sie war fertig in sich, als sie Wielands Braut geworden. Und wie wohl ist ihrs, sich als Wieland-Josephs Frau zu denken! „wie beglückt ist sie durch ihn geworden!“ wie bräutlich züchtig fügt sie aber da, wo sie sich an ihn lehnt, hinzu: sie tue es mit der edlen Freiheit der Vermählten. Soll man ihr die Leichtfertigkeit zutrauen, die sehr bald danach die Mutter Wielands ihr nachredete? Mir kommt Sophie in diesem Schreiben ganz wahr vor, verliebt in den Bräutigam und reiner Treue.

Auch ihre Bescheidenheit ist nicht gekünstelt. Sie empfand es als Ehre, von Bodmer um ihre Empfindungen bei einer Gestalt seiner Dichtung befragt zu werden, und durfte es so fassen. Gar, wenn man bedenkt, wie Asenat in dem kleinen Epos eingeführt ist. Es heißt da Gesang 3, Vers 28 ff.:

Unter den reden kam Asenats schönheit das zimmer zu schmyken;
— — — — — — — — — — — — —
So gieng Eva einher mit schönheit und anmuth gezieret,
Eh sie des höhern schmuks, der ächten unschuld, beraubt war.

Und seltsam traf es sich, daß Sophie in Joseph ihren „Freund“ wiedererkennen konnte; denn was Bodmer (Vers 795 ff.) Asenat von ihm sagen läßt, klingt wie eine Beschreibung des Biberacher Zusammenseins der Verlobten:

Tugendhaft ist sein ganzes gemyth und lenket sein wissen.
Alle die wunder von wissen und weisheit enthyllt er vor mir dann;
Denn er weiß die geistlichen dinge so lebhaft zu bilden,
Daß es mich dynkt, ich sehe sie mehr als daß ich sie denke;
Ich bewundre die höhe, zu der mein geist sich erhebet,
Wenn die wahrheit herunter zu seiner tiefe gebracht wird.
Wie dann Joseph zufriedener wird, und grözer sich selbst dynkt,
Wenn er sieht daß ich von fern ihm an erkenntniß nachfolge!
Seine vergnygtesten stunden — — — —
Geht er am einsamen abend mit mir am ufer des Niles
In den Gärten — — — und sucht die funken der wahrheit
Durch liebreichen wortwechsel in meinem verstand aufzuschlagen.
Mit den höhern gesprächen verjagt er allen den ekel
Den die liebe durch ihr einförmiges tändeln verursacht.

Hier hat Bodmer in Joseph und Asenat sein Ideal eines Liebespaares gezeichnet und er fand dann in den damals ihm noch unbekannten Brautleuten es verkörpert. So waren Wieland und Sophie an den Ufern der Riß gewandelt und hatten von „der Natur der Dinge“ gesprochen; so hat sie seinen Worten gelauscht und durch ihren Anteil ihn ermuntert. Darum mußte sie die Liebe der Asenat zu Joseph als ihre Liebe für Wieland nachempfinden. Und Jacob wurde ihr Bodmer; sie wünschte, vom Geliebten bei diesem seinem geistigen Vater eingeführt zu werden.

Durch all das kam sie zu der Lebhaftigkeit der Empfindungen, die es Bodmer nahe legten, bei der Dramatisierung seiner Erzählung ihre Ausführung zu nützen. Im Jahre 1754 erschien Der erkannte Joseph. Dieses sogenannte „tragische Stück" wiederholt zuweilen wörtlich die ältere Dichtung, ist überhaupt ihrem Verlaufe angepaßt. Wenn aber im fünften Aufzug anders als im Epos Asenat „bei Jacobs Füßen" spricht:

Laß mich die hände dir kyssen, und an mein herze sie dryken,
An mein klopfendes herz, o mein gottseliger vater;
O wie bin ich beglykt, dich zu sehn, o nenne mich tochter,
Deine tochter, o wyrdige mich mit dem seligen nahmen!
Lehne dein haupt auf mich, und segne mich Gottesvertrauter!

so sind hier die Worte Sophiens in Bodmersche Verse gegossen. Und auch an anderer Stelle hat Bodmer durch ihre Niederschrift sich anregen lassen. Sophie wollte als Asenat nach der Begrüßung der Brüder Josephs sich an dessen Arm lehnen; darum spricht Asenat nun in Bodmers erstem Aufzug in der gleichen Situation: „Gönne mir, theurer Gemahl, um deinen Hals dir zu fallen," worauf Joseph antwortet: „Drücke dich, theuerst', in meinen Arm." Zugleich ein Beispiel, wie eine zarte Wendung durch den plump zugreifenden Schweizer vergröbert wurde.

Immerhin, daß Bodmer die warme Empfindung des Selbsterlebten in Sophiens schwerflüssigem Erguß spürte und genug schätzte, sein Werk damit zu bereichern, gibt ein neues Zeugnis für die ungemeine Feinfühligkeit des begeisterten Freundes der Dichtkunst.

Noch nach anderer Seite hin aber hat Sophiens Auslassung literarischen Wert: sie erlaubt ahnende Schlüsse auf den Anteil ihres Gespräches und ihrer Briefe an Wielands ersten Dichtungen.

Wielands Verhältnis zu Horaz.

Studie von E. Stemplinger in München.

Es bedurfte nicht erst der berüchtigten citatio edictalis in Schlegels Athenäum (1799, S. 340), um der gebildeten Welt kundzutun, wie sehr sich Wieland von der zeitweiligen Lektüre beeinflussen ließ; er selber schmeichelte sich niemals, viel Erfindungskraft zu besitzen und hatte Humor genug, sein Talent für Anleihen freimütig einzugestehen, wenn er bemerkt:[1]) „Mein eigenes Talent zum Stehlen

[1]) Gruber, C. M. Wieland 1, S. 66 f.

entwickelte sich .... bei ihm (nämlich Bodmer) und wenn ichs ihm nicht zuvortat, hab' ichs ihm wenigstens gleichgetan."[1]) — Gerade in neuerer Zeit, da auch endlich eine kritische Gesamtausgabe Wielands von der preußischen Akademie in Angriff genommen wird, ist das Interesse mehr und mehr erwacht, Wielands Schaffen näher kennen zu lernen und einen tieferen Eindruck in seine Geisteswerkstatt zu gewinnen. So beschäftigten sich tüchtige Quellenstudien mit Wielands Abhängigkeit von anderen Dichtern und Philosophen,[2]) anderseits legten verschiedene Untersuchungen dessen Verhältnis zu einzelnen antiken Schriftstellern dar.[3]) Es mag wundernehmen, daß dabei der Einfluß des Horaz, der auf Wieland nicht vorübergehend, sondern zeitlebens nachhaltig wirkte, bisher höchstens gestreift, nirgends aber erschöpfend behandelt worden ist.

„Im 13. Jahre," sagt Wieland selbst,[4]) „verstand oder divinierte ich meinen Horaz .... besser als mein Lehrer."

Gern erinnert sich der Dichter auch in späteren Tagen des Genusses, den ihm die Verse Horazens verschafft (24, S. 7): „Die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versifizierte Stellen ..... besonders in der Äneis und in Horazens Oden laut vordeklamierte!" Das Schulheft des 14jährigen Knaben, das uns noch erhalten ist,[5]) bekundet uns außerdem, daß der Junge eine für sein Alter gediegene Kenntnis des römischen Poeten besaß, insbesondere zeigt dessen teilweise Übersetzung der ars poetica schon die Tatzen des Löwen. Diese tastenden Ver-

[1]) Vgl. die eingehenden Ausführungen über Wielands Originalität von Dr. J. Steinberger in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1902, S. 481 ff.

[2]) Lenz L., Wielands Verhältnis zu Edm. Spenser, Pope und Swift (Programm, Hersfeld 1903); Klein Th., Wieland und Rousseau (Studien für vergleichende Literaturgeschichte 1903, S. 425 ff.).

[3]) Herchner H., Die Kyropädie in Wielands Werken (Programm, Humboldtgymnasium, Berlin 1892 und 1896, ferner Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1896, S. 199—208); Kersten, Wielands Verhältnis zu Lucian (Programm, Cuxhaven 1900); Steinberger J., Lucians Einfluß auf Wieland (Dissertation, Göttingen 1902); Doell M., Wieland und die Antike (Programm, Ludwigsgymnasium, München 1896), das nur „Die Natur der Dinge" behandelt; derselbe, Die Benutzung der Antike in Wielands „moralischen Briefen" (Programm, Eichstätt 1903); O. Ladendorf, Wielands Cyrus (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1905, 1, S. 132—155); Scheidl, Die antiken Quellen von Wielands Agathon (Studien für vergleichende Literaturgeschichte 1904, S. 415 ff.); Ch. J. Goodwin, Wielands Oberon und der griechische Roman des Achilles Tatius (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 1899, S. 210—217).

[4]) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde (Zürich 1815/6) 3, S. 381; vgl. C. W. Böttiger in Raumers Taschenbuch (1839, S. 379 f.), der vom 10jährigen Wieland behauptet, er habe den Rektor von Biberach mit seinen Einwürfen zu Horaz und Vergil oft in Verlegenheit gebracht.

[5]) Hoche R., Ein Schulheft Ch. M. Wielands (Leipzig 1865).

suche finden 30 Jahre später in der Übertragung der Episteln (1782) und Satyren (1786) ihre Fortsetzung, die von eingehendem Studium besonders der französischen Erklärer und kongenialem Verständnis des Alten Zeugnis ablegen.[1])

Wielands Jugend fiel in jene Tage, als die „Horazianer" in die Halme schossen. Vor allem entzückte Hagedorn die Zeitgenossen mit Poesien, die ebensosehr die leichte, weinselige französische Lyrik Chapelles und Chaulieus atmeten als die „sokratische" Lebensphilosophie des römischen Hofdichters widerspiegelten. Hagedorn war der erste Deutsche, der sich von der sklavischen Nachbildung seines Vorbildes loslöste und den antiken Dichter in modernem Gewande zeigte. So konnte er sich sowohl die Huldigung des ernsten Klopstock als auch die Bewunderung des Apostels der Grazie, Jacobi, erwerben. Kein Wunder, wenn sich auch Wieland in der Zeit der allgemeinen Vergötterung des römischen Sokratikers für den wahlverwandten Bruder in Apoll enthusiasmierte. Was Hagedorn in seinem „Schwätzer" versucht, den Augusteer im deutschen Plauderton der Mitwelt genießbar zu machen, das vollendete dieser in seiner Übersetzung des Horaz, die alle Vorzüge seiner Muse, urbane, leichtfließende und lebendige Diktion in sich vereinte ....

Wieland fühlte sich geistesverwandt mit dem genußfreudigen, hofscheuen, vorurteilslosen und maßvollen Römer. So weist er einmal in dem „Sendschreiben an einen jungen Dichter" (24, S. 20) auf sich selbst hin: „Lesen Sie, wenn Sie wollen, .. die Zusätze seines (sc. Horazens) neuesten Kommentators, der seinen Autor (aus dem simplen Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war), anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint." Wie jenem ist ihm manchesmal die Muse eine süße Trösterin. So gesteht er (17, S. 6): „Die Dichtkunst war damals für den Verfasser eine Art von Nepenthe, womit er, wie sein Horaz, von Zeit zu Zeit ein süßes Vergessen der Mühseligkeiten des geschäftigen Lebens einschlürfte"[2]) oder anderswo (9, S. 275): „Diese Spiele mit seiner Muse waren ihm (sc. Wieland) in seiner damaligen Lage (id est 1767) im eigentlichen Verstande curarum dulce lenimen.[3]) — Horaz ist ihm der „eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts" (14, S. 161), „einer der geistreichsten Schriftsteller des Altertums" (36, S. 147), „dem 18 Jahrhunderte nichts von

[1]) Leider fehlt immer noch eine Untersuchung über die Horaz-Übersetzung Wielands, die sein Verhältnis zu den Quellen darlegt.

[2]) Hor. s. II 6, 62: ducere sollicitae iucunda oblivia vitae. In der Übersetzung heiß es viel matter: „ein liebliches Vergessen der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen."

[3]) Hor. c. I 32, 14 f.: „laborum dulce lenimen."

der Schönheit und Anmut rauben konnten, wodurch er die Edelsten seiner Zeit bezauberte" (Horazens Satyren [1786] S. V); er meint, daß „dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt" (36, S. 364); er bemerkt späterhin in einem Vorbericht zu den moralischen Briefen, einem unreifen Jugendwerk (31, S. 278): „Wenn Gedichte dieser Art leisten sollen, was man von ihnen zu fordern berechtigt ist, so muß ein reifer und durch Erfahrung gebildeter Verstand, ein gereinigter Geschmack, Kenntnis der Welt, tiefe Einsicht in die moralischen Dinge, Feinheit des Witzes und die Gabe des sanften Sokratischen Spottes, der durch Nachsicht und Gefälligkeit gemildert wird; kurz so müssen die Eigenschaften, die den Filosofen und den Weltmann ausmachen, mit den Talenten der Dichtkunst in ihrem Verfasser vereinigt sein, d. i. man muß ein Horaz sein, um poetische Briefe zu schreiben wie Horaz." Schließlich bricht er einmal (32, S. 27) in den begeisterten Ruf aus:

Wer unentzückt von dir, Horaz, geblieben,
Wer nicht die Grazien in deinen Briefen fühlt,
Den bannet weit von Euch, ihr Schönen!

Lenz[1]) spricht einmal die bezeichnenden Verse:

Horaz nennt jedes Nachbild — Vieh.
Mit Unrecht scheints: die Not, die Sympathie
Zwingt 100 Selbstgenies auf Erden
Nachbilder fremden Werts zu werden.

Und Madeleine de Scudéry sagt geistvoll:[2]) „Ce qui est volerie chez les modernes est étude chez les anciens." Und gerade Wieland nimmt ohne Bedenken wie Molière das Gute, wo er es findet und wie für Lukian und Xenophon, seinen griechischen Lieblingsautor, trifft auch für Horaz das Wort zu, das er in ruhiger Selbsterkenntnis aussprach:[3]) „So geht es einem, wenn man sich mit den alten Scribenten zu gemein macht. Es bleibt einem immer etwas von ihnen ankleben." Horaz „klebt" ihm zeitlebens an: in prosaischen und poetischen Werken der ganzen literarischen Laufbahn stoßen wir auf Horazische Reminiszenzen, die entweder ausdrücklich auf ihn Bezug nehmen oder als unbewußte Anklänge — und das am häufigsten — dem Dichter in die Feder fließen.

Die ars poetica bleibt sein „literarisches Gesetzbuch" zeitlebens, wenn er auch weit entfernt ist, sie für eine systematische Poetik zu

[1]) Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Tieck (Berlin 1828) 3, S. 296.
[2]) Präfation zu Alarich.
[3]) Freymütige Nachrichten, 6. Juni 1753, S. 183.

halten. Sie ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen; denn nicht bloß die meistzitierten[1]) Stellen, auch entlegenere geraten ihm gelegentlich in den Text.

Gleich das Zerrbild, das Horaz an den Anfang seiner literarischen Epistel setzt, lockt Wieland zur Herübernahme. So sagt er (31, S. 40):

> Erträum' ein Hirngespinst, wie etwan jenes war,
> Das uns Horatz gemahlt: das Haupt gleich einem Weibe,
> Es reitze Aug' und Mund; am schuppenvollen Leibe
> Schlag' ein Delfinen-Schwanz; mit Federn ausgeschmückt
> Sey noch ein Pferdehals den Schultern angeflicket ...",

ferner (31, S. 114):

> so seltsam füget nicht
> Horaz mit einem Fisch ein reitzendes Gesicht. —[2])

Die vielgerühmte Charakteristik der Jugend,[3]) die auch Régnier der fünften Satire (Vers 127 ff.) einschlägt, benutzt Wieland zu einem politischen Vergleich (29, S. 461): „Dieser in den bekannten Horazischen Versen so treffend gezeichnete Jünglingskarakter, der die Französische Nazion vor allen andern auszeichnet, ist mit der Demokratie ganz unverträglich." —

Horazens Regel vom deus ex machina[4]) zieht Wieland öfters an. So im neuen Amadis (4, S. 163):

> Wo nicht, wie unserm Lykurgus beliebt,
> Ein dignus vindice nodus dem Wunder Ansehn gibt:
> Nur in der äußersten Not darf sich ein Dichter erlauben
> Durch solche heroische Mittel den Helden herauszuschrauben;

ferner (ebenda, S. 219):

> Auch stellen wir, nach Horaz, nicht gern Maschinen an,
> Wo Zufall oder Witz den Knoten lösen kann.

Schließlich noch an einer dritten Stelle (21, S. 163 f.):

> Es soll ein Gott, wie Flakkus lehrt, nur dann
> Ex machina dem Stück entgegenspringen,
> Wenn der Poet mit rechten Dingen
> Den Helden und sich selbst nicht weiter helfen kann. —

---

[1]) Vgl. Bintz, Der Einfluß der ars poetica des Horaz auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts (Programm, Wilhelmsgymnasium, Hamburg 1892, herausgegeben von Paul).

[2]) a. p. 1—5: Humano capiti cervicem pictor equinam / iungere si velit et varias inducere plumas / undique collatis membris, ut turpiter atrum / desinat, in piscem mulier formosa superne ....

[3]) v. 161 ff.

[4]) v. 191 f.: nec deus intersit nisi dignus vindice nodus / inciderit.

Auch eine andere Vorschrift[1]) der ars wird von unserem Dichter scherzweise angezogen (21, S. 362):

(Denn) freilich zu erdichten,
Was man kaum einem Mönch auf sein Gelübde glaubt,
Ist nach Horaz de arte, unerlaubt. —

Reminiszenzen aus dem Pisonenbrief sind ferner folgende Stellen (5, S. 187):

Die Zeiten sind vorbei, ...
Da Löwen sich, wenn seine (d. i. Apolls) Leier klang,
Entzückt zu seinen Füßen schmiegten;
Da Steine, wie beseelt von seinem Zaubergesang,
Sich tanzend ineinander fügten[2])

und (31, S. 81):

Von drei Antikyren wird, wer dies glaubt, nicht heil.[3])

Außerdem zitiert Wieland noch häufig Verse aus der ars poetica.[4])

Aber auch die übrigen Episteln des Venusiners, nach Wieland „das Beste, was uns von einem der edelsten und schönsten Geister des alten Roms übrig ist," haben den deutschen Dichter recht oft inspiriert. —

Im Agathon (3, S. 20) sagt er wie Horaz von Aristipp:[5]) „Alsdann komme es nur darauf an, daß man sich nach den Umständen zu richten wisse, anstatt (wie der große Hause der Sterblichen) zu verlangen, daß sich die Umstände nach uns richten, oder ihnen zu diesem Ende Gewalt antun zu wollen." — Im „Göttergespräch" (25, S. 262) meint Livia: „Ich fordere nicht mehr ... als die Knaben in Rom von ihren Spielkönigen: „Wers am besten macht, riefen sie, soll König sein."[6]) — Den paradoxen Schluß[7]) der ersten

---

[1]) v. 338 f.: ficta voluptatis causa sint proxima veris, / ne quodcumque volet poscat sibi fabula credi.

[2]) v. 393 ff.: Orpheus, / dictus .. lenire tigres rabidosque leones / dictus et Amphion, Thebanae conditor arcis, / saxa movere sono testudinis et prece blanda / ducere quo vellet.

[3]) v. 300: tribus Anticyris caput insanabile; vgl. 28, S. 171.

[4]) v. 10 (15, S. 246); v. 11 (10, S. 294 A); v. 47—72 (36, S. 350 f.); v. 70 f. (36, S. 363); v. 72 (36, S. 360); v. 147 (20, S. 40; 17, S. 271; 27, S. 50); v. 173 f. (36, S. 261); v. 240 ff. (36, S. 364); v. 320 (24, S. 33); v. 441 (31, S. 11); vgl. ferner Bintz und v. 4, 10, 18, 19, 22, 24—31, 40, 48, 51, 72, 122, 138, 140, 142, 174, 199, 269, 296, 320, 324, 353, 359, 360, 365, 373, 385, 388, 439, 441, 447, 456, 472.

[5]) ep. I 1, 18 ff.: nunc in Aristippi furtim praecepta relabor / et mihi res, non me rebus, subiungere conor. Vgl. Übersetzung Anmerkung 6 (1, S. 42 ff.).

[6]) ep. I 1, 59: at pueri ludentes, rex eris' aiunt, si recte facies'. Obige Worte sind die wörtliche Wiedergabe der Übersetzung.

[7]) ep. I 1, 106 ff.: ad summam, sapiens .... praecipue sanus, nisi cum pituita molestast.

Epistel ahmt Wieland in den ‚Abderiten' (19, S. 167) nach: „Ein weiser und guter Mann (nisi pituita molestast, wie Horaz weislich ausbedingt) lacht oder lächelt, ... je nachdem es Personen und Sachen, Ort und Zeit mit sich bringen." —

Die zweite Epistel, „an moralischen Aphorismen" reich, lockte nicht minder zu Reminiszenzen. In seinem „Schlüssel zur Abderitengeschichte" (20, S. 291) verteidigt Wieland seine Weise, in seiner Geschichte aus dem Altertum der Gegenwart einen Spiegel vorgehalten zu haben und beruft sich auf Horaz:[1]) „Wir sehen aus Horazens Brief an Lollius, ... daß noch viele Jahrhunderte nach Homer die verständigsten Weltleute unter Griechen und Römern der Meinung waren, daß man, was recht und nützlich, was unrecht und schädlich sei, und wieviel ein Mann durch Tugend und Weisheit vermöge, so gut und noch besser aus Homers Fabeln lernen könne, als aus den subtilsten und beredtesten Sittenlehrern."

In den „freimütigen Gesprächen" (15, S. 283) nennt er „die Klöster und ihre dermaligen Einwohner: fruges consumere nati, / Remigium vitiosum Ithacencis Ulyssei", eine nicht witzlose Kontamination aus ep. I 1, 27 und I 6, 63. — Mit dem Horazkenner rechnet er ferner, wenn er von den Geistern sagt (24, S. 88): „Das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben,"[2]) ebenso wenn er bemerkt (21, S. 5):

> Verdorben Gefäß, wir wissens alle,
> Verfälscht den reinsten besten Wein,[3])

oder (32, S. 59):

> Ein Kalif in Bagdads stolzen Mauern,
> Der die Sicilischen Tyrannen selbst
> An Grausamkeit zu übertreffen strebte.[4])

Das Epicuri de grege porcum (ep. I 4, 16) findet sich bei Wieland also (31, S. 309):

> Im Vorurteil berauscht und in Falerner Wein
> Wälzt sich dort Nomentan, ein epikurisch Schwein;

---

[1]) ep. I 2, 3 f.: qui quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non, / Planius ac melius Chrysippo et Crantore dicit! — Anderswo (36, S. 124) meint Wieland: „Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Filosofie von Homer zu lernen sei als von Krantor und Chrysippus."

[2]) ep. I 2, 28: sponsi Penelopae nebulones, Alcinoique / in cute curanda plus aequo operata iuventus. Vgl. Übersetzung: „Hofgesindel Alcinous."

[3]) ep. I 2, 54: sincerumst nisi vas, quodcumque infundis acescit.

[4]) ep. I 2, 58 f.: invidia Siculi non invenere tyranni / maius tormentum.

und (14, S. 306):

Die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon ... ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines Epikurischen Schweins.

Das Horazische Nil admirari ist ganz aus der Seele unseres modernen Weltmannes gesprochen. Darum klingt es mehrmals bei ihm nach, wie (31, S. 338):

Der meisten Plagen Heer, das unsre Ruh' bekriegt,
Zeugt die Verwunderung. Nur der lebt recht vergnügt,
O Freundin, der den Wert der Dinge richtig schätzet
Und den nicht jeder Glanz gleich in Erstaunen setzet ...
Nichts ist ihm unverhofft, und in des Weisen Ohren
Hat Zufall, Unglück, Glück die Deutung ganz verloren,

oder (31, S. 344):

Glückseliger Horaz, du sahst, entwölkt vom Wahn,
Die Größe jedes Dings im rechten Fernpunkt an!
Wer Sonnen und Gestirn verwundrungsfrei beschauet,
Wem vor Kometen nicht, nicht vor Aspekten grauet,
Wer wie in seinem Feld in neuen Himmeln streift,
Von Welten angestrahlt, die keine Zahl begreift,
Wie, sprichst du, wird wohl dem die Pracht der Erde scheinen?[1]

oder im Pervonte (18, S. 126):

Das wahre Seitenstück zum Bild
Des Weisen bei Horaz, dem's mächtig gleich viel gilt,
Wozu die Götter wohl dies schöne Rund gezimmert,
Dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert.

In hübscher Art weiß Wieland einen bekannten Satz des Horaz[2]) neu zu fassen (24, S. 89): Was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer gibt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen," was Destouches[3]) prägnant wiedergibt: „Chassez le naturel, il revient au galop" und La Fontaine: „Quand la fourche à la main, nature on chasserait, Nature cependant sans cesse reviendrait." — Auch das vielzitierte mors ultima linea rerum (ep. I 16, 79) findet bei Wieland eine überraschende Übertragung (14, S. 371): „... so daß einer erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr wäre, welches bekanntermaßen das höchste Gut gewisser Fakirn und Schüler des

[1]) ep. I 6, 1 f.: Nil admirari prope res est una, Numici, / solaque quae possit facere et servare beatum. / hunc solem et stellas et decedentia certis / tempora momentis sunt qui formidine nulla / imbuti spectent. quid cences numera terrae? etc.

[2]) ep. I 10, 24: naturam expelles furca, tamen usque recurret.

[3]) le Glorieux III 5.

Fohi in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterste Stufe der Abnahme des menschlichen Geschlechts ist ..." — An ep. I 18, 103 (fallentis semita vitae) erinnern die Worte (24, S. 15):

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben[1] ... wird für Sie der Baum des Tantalus werden,

eine, nebenbei bemerkt, stilistische Ungeheuerlichkeit. — Ebenda, im Sendschreiben an einen jungen Dichter, beruft er sich auf Horaz, wobei die eigene Stimmung mit unverkennbarer Schärfe nachvibriert: „Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, ... Horazens Methode einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist insgeheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken, oder, wenns am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden."[2])

Reminiszenzen zur zweiten Epistel des zweiten Buches sind folgende:

Die Wahrheit lockt auch mich (und oh! wie ist sie schön!)
In Akademus Wald ihr forschend nachzugehn[3]) (3, S. 111).

Die schöne Stelle (II, 128 ff.), die auch Boileau (sat. IV, 103) und Pope zur Nachahmung reizte, verwertet Wieland ebenfalls öfters. So (24, S. 17):

Man hat nicht bedacht, daß ... doch gewiß die nüchternen Leute um uns her ... nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Nieswurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte,

und in jenem Satz, der oft zitiert wird (17, S. 132):

Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.

Und noch zwei prächtige Gedanken entlehnt Wieland diesem Horazischen Briefe. So meint er (30, S. 375):

Der Weise wird zu Delfi nie nach seinem Schicksal fragen,
Und trägt ihn auf dem Strom zur nahen Ewigkeit
Ein Argo oder Kahn, was ist der Unterscheid?[4])

---

[1]) Übersetzung: „ein unbemerkter, schmaler Pfad durchs Leben."

[2]) ep. I 19, 35 ff.: scire velis, mea cur ingratus opuscula lector / laudet ametque domi, premat extra limen iniquum. Übersetzung: „daß / der undankbare Leser meine Kleinigkeiten / zu Hause liest und liebt, hingegen auswärts / die Achseln kritisch zückt und höchstens — schweigt?"

[3]) ep. II 2, 45: inter silvas Academi quaerere verum.

[4]) ep. II 2, 199 f.: ego utrum / nave ferar magna an parva, ferar unus et idem.

dann (31, S. 353):

> Was hilft es dich, o Thor, umringt von Dornenspitzen,
> Von einer frei zu sein, wenn dich die andern ritzen?[1]

Aber nicht minder wie die Episteln regten die „Satyren", die denselben Geist der „sokratischen" Philosophie atmen, unsern Dichter zum Nachdenken und Nachbilden an, zumal er die Hauptmaxime mit dem Alten teilt (4, S. 11):

> Wir pfuschen nicht gern an den Werken der alma mater rerum
> Und lieben den Spruch: ridendo dicere verum,

oder, wenn er sich selber fragt (12, S. 10), „ob es sowohl dem allgemeinen Besten als dem Buchhandel ... nicht weit zuträglicher wäre, wenn .... auf die Messen kämen Bücher, in denen die Wahrheit mit Lachen gesagt würde."[2])

> Man scheue alles Extreme und suche die richtige Mitte.
> Kein Mänius zu sein, werd' ich ein Nomentan?
> Nein! zwischen beiden zeigt die Weisheit eine Bahn (31, S. 319).

Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei vielen, ja zuletzt bei den meisten, wieder zu dem, was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt (36, S. 208).[3])

In der „Filosofie als Kunst zu leben" (24, S. 63) fällt uns ein bekannter Horazsatz[4]) in die Augen:

Wenn er (sc. der Neu-Holländer) hundert Jahre alt geworden, ... so hat er just 100 Jahre gelebt und steht von dem Gastmahle des Lebens gesättigt auf.

Ohne weiteres eignet er sich auch die Lukrezische Auffassung von der Entwicklung der Menschheit[5]) an (25, S. 199):

---

[1]) ep. II 2, 212: quid te exempta boat spinis de pluribus una?

[2]) sat. I 1, 24 f.: quamquam ridentem dicere verum / quid vetat?

[3]) sat. I 1, 101 f.: quid mi igitur suades? ut vivam Naevius aut sic / ut Nomentanus? ....

107 f.: est modus in rebus, sunt certi denique fines, / quos ultra citraque nequit consistere verum.

Vgl. 29, S. 103 f.: „liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles." „Halt Maß in allem — dies- und jenseits wird gefehlt, sagt Horaz" (= Übersetzung).

[4]) sat. I 1, 118 f.: et exacto contentus tempore vita / cedet uti conviva satur ...

[5]) sat. I 3, 99 ff.: cum prorepserunt primis animalia terris, / mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter / unguibus et pugnis, dein fustibus ... pugnabant ... / nam fuit ante Helenam cunnus taeterrima belli / causa. Vgl. 29, S. 497: „Die Franzosen, welche hier nicht etwa aus besonderer Vorliebe oder Ehren halber, sondern bloß als taeterrima belli causa zuerst genannt werden."

Die Naturmenschen, die ... auf allen Vieren herumkrochen, sich von Eicheln und Buchecker nährten ..., bloß die Stärke des Arms oder des Knüttels ent scheiden ließen, wenn sie ... wegen irgend eines schmutzigen Weibchens einander in die Haare gerieten.

Und das Bild von dem Eselein, das seine Ohren mißmutig hängen läßt, schien auch Wieland recht ergötzlich, so daß er es zweimal anwendete. So (5, S. 101):

Herr Parasol, der, seit er den Fächer verloren,
Ut iniquae mentis asellus, mit niederhangenden Ohren
In diesen Gegenden irrt;

ferner (9, S. 67):

Ihm hängt, wie dort Horaz, dem trägen
Lastbaren Tiere gleich, sein Lehrling, weil er muß,
Verzweiflungsvoll ein schläfrig Ohr entgegen.[1])

Aus der neunten Satire, die Régnier in der achten Satire nachahmt und Hagedorn seinem „Schwätzer" zugrunde legt, entnahm Wieland ebenfalls noch den 33. Vers[2]) (11, S. 306 f.):

Aber fahre fort, weil es nun einmal mein Schicksal ist, daß ich durch die Geduld, die ich mit deiner mörderischen Waschhaftigkeit haben muß, zum Märtyrer werden soll.

Aus der Seele sind ihm ferner die beißenden Verse geschrieben, die den Neidern seines Talents gelten. So singt er mit Horaz[3]) (17, S. 17):

Die Tadler, Muse, scheue nicht;
Das Schöne selbst gefällt nicht allen.
Wie? wenn dich auch Pantil, die Wanze, sticht?
Was hälfe dir das Lob der Buden und der Hallen?

An den Horazischen „Küchenphilosophen" erinnern die witzigen Worte (9, S. 51):

Und hatte viel zu tun,
Bis er ein Mahl zu stande brachte,
Wovon ein wohlbelagtes Huhn
(Doch nicht, der Regel nach, die Cazius erdachte,
In Cypernwein erstickt) die beste Schüssel machte.[4])

---

[1]) sat. I 9, 20: demitto auriculas ut iniquae mentis asellus.

[2]) sat. I 9, 33: garrulus hunc quando consumet cumque.

[3]) sat. I 10, 78 ff.: men moveat cimex Pantilius ... aut quod ineptus Fannius Hermogenis laedat conviva Tigeili?
Vgl. 31, S. 375 f.: Sollt ich mich ärgern (spricht
Ein Dichter dort), wenn mich Pantil, die Wanze, sticht?
Und da mich Varius, Messala, Furnus lieben,
Soll mich ein Fannius, Tigellus' Gast, betrüben?
So dachte mein Horaz und wohl ihm! Nur wer so
Zu denken fähig ist, wird seines Lebens froh.

[4]) sat. II 4, 18 f.: ne gallina malum responset dura palato, / doctus eris vivam musto mersare Falerno.

Aus der fünften Satire sind ihm zwei Horazische Wendungen geläufig geworden, nämlich (14, S. 297):

was nicht um den Wert einer hohlen Nuß besser ist,[1])

und (15, S. 241):

der soll mir der große Apollo sein, der diese zwei angeblichen Tatsachen als wahr zusammen denken kann.[2])

Eine feine Umschreibung gelingt ihm (18, S. 171), wenn er mit Anspielung an Horaz[3]) sagt:

Der schönen Bastola bedünkt es selbst, sie habe
Nun nichts zu wünschen mehr, als was Horaz sich dort
Genügsam von Merkur erbittet.

Schließlich sind aus der sechsten Satire noch folgende Reminiszenzen zu vermerken (15, S. 83):

Wer weiß, ob nicht an der Art, wie es (sc. das Problem) in des Philosophen Stilpon ... Gartensaal aufgelöst wurde, ... mehr gelegen sein möchte als an der Frage: „Ob Skaramuz, ob Skapin besser tanze"[4])

und (18, S. 190):

Pervonten wird zuletzt dies Leben unerträglich,
Oft denkt er, wie Horaz: O, wer bei magrem Kohl
In seiner Hütte säß und fühlte sich behäglich.[5])

Manchmal stellt er, wie Hagedorn oder vor ihm Ronsard[6]) oder Du Bellay[7]) mosaikartig Horazische Gedanken zusammen, wie (31, S. 375 f.):

(Horaz), Den des Hofes Pracht vom Lande nie verwöhnet,
Verließ, um sein zu sein, wenn er genug gefröhnet

[1]) sat. II 5, 36: contemptum cassa nuce pauperet.

[2]) sat. II 5, 60: divinare etenim magnus mihi donat Apollo.

[3]) sat. II 6, 4 f.: nil amplius oro, / Maia nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis.

[4]) sat. II 6, 72: nec male necne Lepos saltet.

[5]) sat. II 6, 64: o quando faba ... simulque / uncta satis pingui ponentur oluscula lardo. — Zitate finden wir ferner zu s. II 7, 86 (26, S. 320 und 24, S. 23); s. II 7, 82 = 14, S. 371; s. II 1, 117 = 19, S. 250; ep. II 2, 50 = 24, S. 30; ep. II 2, 187 = 19, S. 15; Horazische Personen sind erwähnt: 7, S. 95 (Cicuta); 7. S. 81 (Nasidienus); 7, S. 71 (Longaren); 5, S. 65 (Metella); 7, S. 82 (Orbilius) und andere.

[6]) Vgl. meine Studie: Ronsard und der Lyriker Horaz (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 1903, S. 70 ff.).

[7]) Vgl. meine Studie: Du Bellay und Horaz (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 1904, S. 80 ff.). — Ferner die „Studien über das Fortleben des Horaz" (Blätter für Gymnasialschulwesen 1902, S. 357 ff.) und „Horazische Motive in der Flucht der Zeiten" (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 1904, S. 104 ff.).

Den schwelgenden Mäcen, floh seinem Tibur zu
Und fand das echte Glück im Schoß der freien Ruh'.
An Aulons fruchtbarm Fuß, der mit Hymettus streitet,
Da hat den Einsamen sein Satyr oft begleitet,
Und die Zufriedenheit; da reizt ihn oft ein Bach,
Der aus bemoostem Stein mit frischem Murmeln brach,
Und dann durch Blumen floß, zu Liedern, die ihm gleichen.
Da wo die Schlummer nie dem Neid der Sorgen weichen,
Und seiner Auen Schmelz den Marmor überstrahlt,
Womit Numidien der Römer Estrich malt,
Genießt er die Natur ....

Oder im „Musarion" (9, S. 98):

Ein kleiner Bach von Ulmen überschattet,
An dem der Mittagsschlaf ihn ungesucht beschleicht;
Im Garten einer Sommerlaube,
Wo zu der Freundin Kuß, der Saft der Purpurtraube,
Den Thasos schickt, ihm wahrer Nektar däucht;
Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht,
Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich!

Man gäbe sich indes einer Täuschung hin, wenn man meinte, Wieland habe die Episteln oder Satiren des Horaz gegenüber den Oden bevorzugt. Sicherlich stand in seinem Urteil der humor- und spottvolle Plauderer höher als der Reflexionsdichter. Nichtsdestoweniger finden wir aber auch die Horazischen Oden bei Wieland viel häufiger nachgeahmt wie bei Hagedorn oder Klopstock oder Herder[1]) oder Lessing. Von seinem eingehenden Studium der Horazischen Lyrik legen schon die im Kommentar zu seiner Horazübersetzung eingestreuten Odenübertragungen Zeugnis ab.[2]) Noch mehr zeigen die vielen Anklänge, Hinweise und Nachklänge zur Lyrik des Horaz, daß Wielands Vorliebe für „gewisse, vorzüglich schön versifizierte Stellen in Horazens Oden" (24, S. 7) sein ganzes Leben hindurch anhielt.

Als Parallelen zu den Odenbüchern verzeichnen wir:

(32, S. 66):

Ich deiner Seelen Hälfte
Soll, dir geraubt, in fremden Armen leben? (= I 3, 8).[3])

---

[1]) Vgl. meine Studie: Herder und Horaz (Blätter für das Gymnasialwesen 1903, S. 705 ff.).

[2]) c. I 2, 45—50 (ep. II S. 22 f.); II 6, 13—20 (ep. I S. 149); II 16, 33—37 (ep. I S. 188); II 18, 1—14 (ep. I S. 226, vgl. I S. 102); III 1, 47 f. (ep. I S. 227); III 16, 25—38 (ep. I S. 226 f.); IV 1, 2 f. (ep. I S. 148); epod. 17, 56—59 (sat. I S. 247).

[3]) serves animae dimidium meae.

(21, S. 173):

(Es hatte) der junge Sinibald ...
Sich immer für so fest gehalten,
Als schlüg' in seiner Brust ein Herz von Eichenholz.

(5, S. 202):

Du bist kein Geck, du hast aes triplex um den Busen,
Du issest, trinkst und pflegst der Ruh ... (= I 3, 9).[1]

(23, S. 105 f.):

Sie (Titania) flattert durch das Leer
Der weiten Luft (= I 3, 34).[2]

(17, S. 19):

Die Weste ...
luden hier und da die Nymphen in den Grüften
Bei Lunens jüngferlichem Schein
Zum stillen Bad und leichten Tänzen ein (= I 4, 5).[3]

(9, S. 86):

Daß eine Fyllis sich erkläret ....
Und sich, solang es hilft, mit stumpfen Nägeln wehret,
Ist nichts befremdliches (und 17, S. 56):

Den Dirnen beigesellt,
Die sich mit stumpfen Nägeln wehren; (vgl. 32, S. 168):

Der sieggewohnte Lüstling hält ihn (sc. den Zorn) nur
Dem Zorne gleich, der mit beschnittnen Nägeln strafst (= I 6, 17 f.).[4]

(17, S. 13):

Für welchen Gott, für welchen Göttersohn,
O Muse, stimmest du, in Kalliopens Schleier
Vermummt, die ungelehr'ge Leier
Zum Heldenlied in kriegerischem Ton? (= I 12, 1 ff.).[5]

(16, S. 119):

Ein glänzender Schwarm der edelsten Jünglinge sammelt
Sich um Cyrus. Er hebt sich in majestätischer Schönheit
Über sie alle. So glänzet der Mond am nächtlichen Himmel
Unter den Sternen (= I 12, 46 ff.)[6] oder (1, S. 214):

Beide wurden von ihrem blendenden Glanze, wie benachbarte Sterne von dem vollen Monde, ausgelöscht.

---

[1] illi robur et aes triplex / circa pectus erat.

[2] expertus vacuum Daedalus aëra ...

[3] iam Cytherea choros ducit imminente luna ... vgl. I 1, 31: Nympharumque leves cum satyris chori ...

[4] nos proelia virginum / sectis in iuvenes unguibus acrium / cantamus ..

[5] Quem virum aut heroa lyra vel acri / tibia sumis celebrare, Clio? / vgl. III 4, 1 ff.: descende caelo et dic age tibia / regina longum Calliope melos ..

[6] micat inter omnes / Julium sidus velut inter ignes / luna minores.

(5, S. 132):

Thoms liebet Mieken (so heißts in einer alten Ballade),
Allein sein Unstern will, daß Mieke für Heinzen glüht,
Für Heinzen, der all sein Glück in Rosens Augen sieht,
Wiewohl sie ihn ärger ols Bobels Drochen flieht;
Denn Thoms nur findet vor Röschens Augen Gnade,
Nur Thoms, der, spröde für sie, an Miekens Kette zieht
(= I 33, 5 ff.).[1]

(10, S. 58):

Bei ihren Festen herrschte lärmende zügellose Fröhlichkeit, die sich oft nach Thracischer Weise, in Schlachten mit Bechern und Krügen .... zeigte (= I 27, 1 f.).[2]

(10, S. 43):

Wie Grazien bekleidet sein sollen ...
Nicht in gewebte Luft,
Wie ehmals Roms Matrone,
Noch, wie Horoz zu Amors Fest sie ruft,
Mit ousgelöster Zone (= I 30, 6).[3]

(9, S. 5):

Jowohl, vergänglich ist und flüchtiger ols Wind
Der Schönen Gunst, die Brudertreu der Zecher;
Sobold nicht mehr der goldne Regen rinnt,
Ist keine Danae, sobold im trocknen Becher[4]
Der Wein versiegt, ist kein Potroklus mehr (= I 35, 25 ff.).

(21, S. 16):

So mutig wie ein junger Widder:
Wiewohl noch seinem weißen Kinn
Die Hoffnung des künftigen Bortes so dünn,
Entkeimte, doß ihn bei einer Wette,
Im longen Rock, mit Spongen und Kette,
Die ollererfahrenste Kennerin
Aus Mädchen koum erwittert hätte (= II 5, 20 ff.).[5]

(9, S. 5):

Berouscht von süßer Roserei (= II 7, 28).[6]

(29, S. 351):

Daß Poris in sehr kurzer Zeit zu jener goldnen Mittelmößigkeit herobsinke, deren gonzen Wert zu schätzen die Poriser wohl noch nicht Filosofen genug sind (= II 10, 5).[7]

---

[1]) insignem tenui fronte Lycorida / Cyri torret amor, Cyrus in asperam / declinat Pholoen: sed prius Appulis / iungentur capreae lupis quam turpi Pholoe peccet adultero.

[2]) Natis in usum laetitiae scyphis / pugnare Thracum est.

[3]) fervidus tecum puer et solutis / Gratiae Zonis properent ..

[4]) at volgus infidum et meretrix retro / periura cedit, diffugiunt cadis / cum faece siccatis amici, / ferre iugum pariter dolosi.

[5]) Cnidiusve Gyges: / quem si puellarum insereres choro, / mire sagacis falleret hospites / discrimen obscurum solutis / crinibus ambiguoque voltu. — Vgl. 1, S. 37: „In der Tat hotte (Agathon) in seiner Geschichtsbildung und in seiner gonzen Figur etwos so Jungfräuliches, doß er, gleich dem Horozischen Gyges in weiblicher Kleidung unter eine Schor von Mädchen gemischt, gor leicht dos Auge des schärfsten Kenners betrogen hoben würde."

[6]) recepto / dulce mihi furere est amico.

[7]) aureum ... mediocritatem.

(31, S. 314):

(Dem Weisen) ist kein Glück zu klein, und glänzt an seinen Wänden
Kein Gold noch Elfenbein, noch was die Perser senden,
So schmückt sie Platon aus (= II 18, 1 ff.).[1]

(31, S. 417):

Der prächtige Mecän, dem mit Numid'schen Säulen
Auf der getreuen See beschwerte Schiffe eilen,
In dessen Eigentum das halbe Paros gleißt,
Der zu Neptuns Verlust Gebirge niederreißt,
Als (er) ob er ganz allein dem Tod sein Recht nicht zollt
(= II 18, 16 ff.).[2]

(32, S. 146):

Er sinkt, als wie in Ohnmacht hin:
Indem schmiegt sich sein starker Leib zusammen
In einen Wurm, die Arme werden Hörner,
Dem Hals entsproßt ein blumichtes Gefieder,
Vier Flügel schütteln ihren weißen Staub
Leicht flatternd von sich (= II 20, 9 ff.)[3]

(9, S. 7):

Schön, süß sogar — zum mindsten singet so
Ein Dichter, der zwar selbst beim ersten Anlaß floh —
Süß ists und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben.

Vgl. das parodierende Motto (15, S. 259):

dulce est pro patria — desipere (= III 2, 13).[4]

(22, S. 3):

Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! (= III 4, 5 f.).[5]

(1, S. 83):

Ein Augenblick, den ich um eines von den Jahren
Des Königs von Persien nicht vertauschen wollte (= III 9, 4).[6]

(22, S. 256):

Er fühlt die süße Gefahr (= III 25, 18).[7]

---

1) non ebur neque aureum / mea renidet in domo lacunar ....

2) tu secanda marmora / locas sub ipsum funus et sepulchri / immemor struis domos / marisque Baiis obstrepentis urgues / submovere litora ...

3) iam iam residunt cruribus asperae / pelles et album mutor in alitem / superne nascunturque leves / per digitos umerosque plumae.

4) dulce et decorum est pro patria mori ... Vgl. dagegen die Verteidigung des Horaz in der Epistelübersetzung 2, S. 149 f.

5) an me ludit amabilis / insania?

6) Persarum vigui rege beatior.

7) dulce periculum est. — Vgl. das Zitat (14, S. 152): „Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde etwas Neues novum audax, indictum ore alio zu sagen, schon oft die feinsten Köpfe sagen gemacht!" (= III 95, 8: recens, adhuc indictum ore alio.)

(16, S. 105):

Der die Schickungen lenkt, hat weislich die Scenen der Zukunft
Vor uns verhüllt.

Ebenso (9, S. 99):

Die reizende Filosofie, ...
Die ... nichts wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in rätselhafte Nacht
Vor uns verbarg (= III 29, 29 f.).[1]

(10, S. 277):

Man hüllt vergebens sich in seine Unschuld ein,
Die Welt erkennt die Jugend nur am Schein. Ebenso (23, S. 266):
Er schmiegt den edlen Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet schweigend sich in sein Bewußtsein ein.

Dasselbe mit leichter Ironisierung (18, S. 126):

Der Weise ....
Der, fein warm und dicht, in — Dummheit eingehüllt,
Nichts liebt und haßt, nichts billigt und nichts schilt (= III 29, 55).[2]

(16, S. 69):

(Es) fliegt der Jüngling hinweg. So fliegt ein feuriger Adler,
Wenn er vom lüftigen Wege zur Sonn' in tiefer Entfernung
Einen Drachen erblickt, der unter den Blumen verborgen,
Schlummert; er schießt durch den Äther herab und faßt den erwachten,
Sträubenden Feind (= IV 4, 11 ff.).[3]

(22, S. 266):

Der gute alte Herr ...
Vergaß nur eins — die fünf und sechzig Jahre,
Die seinen Kopf bereits mit Schnee bestreun (= IV 13, 12).[4]

(10, S. 323 f.):

Wohl freilich ist an Seel' und Leib gesunder
Der Mann, ... der, wenn er spät vom Acker
Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
An rauhem Brot und seinem braunen Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet (= epod. 2, 41 ff.).[5]

(22, S. 247):

Junger Efeu kann am Stamm nicht brünst'ger kleben,
Als sie um seinen Leib die runden Arme schränkt (= epod. 15, 5).[6]

Wir sind am Ziele. Sicherlich finden sich Horazische Reminiszenzen häufiger in den Jugendwerken, in denen Wielands Nachahmungs-

[1] prudens futuri temporis exitum / caliginosa nocte premit deus.
[2] artius atque hedera procera adstringitur ilex / lentis adhaerens bracchiis ...
[3] virtute me involvo ..
[4] nunc in reluctantis dracones / egit amor dapis atque pugnae ...
[5] quia rugae / turpant et capitis nives.
[6] quid si pudica mulier in partem iuvet / domum atque dulcis liberos, / Sabina qualis aut perusta solibus / pernicis uxor Appuli? / sacrum vetusti extruat lignis focum / lassi sub adventum vivi ..

trieb noch viel stärker sich bekundete als späterhin; aber niemals setzt der Horazische Einfluß aus: er zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Lebenswerk. Und Horaz verdankt unserem Wieland nicht wenig. Zunächst stellte er dessen hexametrische Gedichte der gebildeten Welt in einer Nachschöpfung vor, „von deren Möglichkeit man damals keine Ahnung hatte" (Cholevius); der erste „gesellschaftliche Schriftsteller" Deutschlands, der die vornehme Welt so für sich einzunehmen verstand, daß sie statt der bisher gebräuchlichen französischen Literatur sich auf seine Werke um den respektablen Preis von 250 Reichstalern subskribierte, hat auch durch seine urbane, deutsche Übertragung den Horaz aus der Pedanterei und Wortklauberei der Schulstube in die Gesellschaft, den Salon eingeführt. Nicht genug. Wieland hat sich auch in der Nachahmung des Horaz von der Form frei gemacht. Haller, Drollinger, Weichmann, Richey, Wilkens und andere hatten noch ebenso wie Opitz, Tscherning, Fleming, Dach bis herab zu Wernicke und Canitz Horazische Einkleidungen und Gedanken benutzt, aber nur als Zierat des eigenen und als Beweis der Gelehrsamkeit. Doch hütete man sich ängstlich an dem unerreichbaren Vorbild ein Jota zu verändern. Hatten nun schon Hagedorn und Lessing, nach dem Vorbild der Franzosen, bisweilen versucht, den Römer nach Gutdünken umzumodeln, so machte sich Wieland völlig frei von den Fesseln der Tradition. Er wagt es, über den Dichter zu witzeln, ihn zu persiflieren und zu parodieren, dessen Worte und Gedanken nach Belieben oft überraschend zu wenden. Sind sie seinen Gedichten eingestreut, so erscheinen sie so selbstverständlich ins eigene Gewebe eingeschlagen, daß sie nur ein Kenner als fremdes Eigentum zu reklamieren vermag. Insofern könnte Wieland mit Recht dieselben Worte gebrauchen wie A. Chénier:

Un juge sourcilleux, épiant mes ouvrages,
Tout à coup, à grands cris, dénonce vingt passages
Traduits de tel auteur qu'il nomme; et les trouvant,
Il s'admire et se plaît de se voir si savant.
Que ne vient-il vers moi? Je lui ferai connaître
Mille de mes larcins qu'il ignore peut-être.
Mon doigt sur mon manteau lui dévoile à l'instant
La couture invisible et qui va serpentant,
Pour joindre à mon étoffe une pourpre étrangère ....

Ein Brief Lichtenbergs an Marie Tietermann.

Mitgeteilt von Albrecht Wagner in Halle a/S.

Der Brief Lichtenbergs, den ich hier der Öffentlichkeit übergebe, fehlt bei Leitzmann und Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe, 3 Bände, Leipzig 1901/4. Er gehört im ersten Bande zwischen Nr. 95 und 96. Dort sind im ganzen sieben Briefe an Miecken — mit diesem Kosenamen wird Marie Tietermann stets bezeichnet — gedruckt, zu denen der unserige als achter hinzukommt.

Über die Adressatin gibt Hollenberg im Osnabrücker Bürgerblatt 1830, Nr. 52 Auskunft. Sie war eine „würdige Haushälterin" im Römischen Kaiser zu Osnabrück, wo Lichtenberg logiert und mit ihr Freundschaft geschlossen hatte. Sein letzter Brief an sie (Leitzmann und Schüddekopf a. a. O., Nr. 101) enthält Glückwünsche zu ihrer Verlobung.

Der Brief, der mir im Original vorliegt, stammt aus dem Teile des B. R. Abekenschen Nachlasses, den ich in London aufgefunden und über den ich bereits im 12. Bande dieser Zeitschrift S. 435 ff. (Aus B. R. Abekens Nachlaß. Briefe, die Familie Schillers betreffend) und in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 74 und 75 (Sieben Briefe des Kanzlers von Müller an Abeken) Bericht erstattet habe.

HochEdelgebohrene
Hochzuehrende Mamsel
Werthgeschäzte Freundin,

Ueber alle Maßen gerne schreibe ich an Sie, werthestes Miecken, und lieber als an sonst jemanden in der Welt, aber, darin müssen Sie mir doch Recht geben, daß es sich sehr böß schreibt, wenn man nicht weiß wo einem der Kopf steht, und daß ich das zuweilen jezt nicht recht weiß, könte Ihnen auf Verlangen Heinrich[1]) attestiren, der es bald zu seinem Vortheil, bald zu seinem Schaden erfährt. Nun kan ich gar nicht im Bett bleiben. Morgends um 3 Uhr, wenn der Adel zu Bett geht, hüpft der Professor[2]) heraus, ist den gantzen Tag, öfters die Nacht munter und wird alle täge gesünder und alle Tage dürrer. Künftige Woche gehe ich nach Göttingen, und künftigen Mertz nach England.[3]) Aber —

[1]) Heinrich ist der Bediente Lichtenbergs, der auch sonst in seinen Briefen aus dieser Zeit vorkommt.

[2]) Lichtenberg war seit 1770 außerordentlicher Professor in Göttingen.

[3]) Lichtenberg machte in der Tat 1774 seine zweite Reise nach England (die erste fällt ins Jahr 1769), die ihn in Verkehr mit einer Reihe wissenschaftlich bedeutender Männer brachte und ihm eine gründliche Kenntnis engli-

aber, nicht durch Osnabrück. Jedoch wer weiß! Da sollen Sie einmal sehen, daß ich nicht allein nicht todt[1]) bin, sondern gar, wenn man es genau nimmt. noch einen Grad Leben mehr habe, als sonst. Ich fürchte aber es dauert nicht,

Ich bedaure, daß Sie die Leute nicht wollen ruhen lassen, das müssen böse Leute seyn, die Ihnen nicht einmal erlauben wollen einen Brief zu schreiben. Doch wenn ich es so recht bedenke — — — nun, was denn? wird Miecken fragen; ich meine wenn ich es so recht bedenke, so weiß ich kaum, ob ich nicht vielleicht auch nicht erlaubte, daß Miecken die Hände zum schreiben brauchen wolte, das schütteln hat mir immer besser gefallen — kurz ich hätte es auch nicht gelitten, und das sind rechtschaffene Passagiers gewesen, und klagen Sie mir ja so etwas nicht mehr, ich werde allemal wider Miecken sprechen, und das von Rechtswegen.

Bey dem Wort Rechtswegen fällt mir Herr Slingemann ein. Er wird mich entschuldigen, daß ich ihm nicht geschrieben, ich kan, kan jezt nicht schreiben.

Vor einigen Tagen wird ein Engländer Nahmens Griffins bey Ihnen eingekehrt seyn. Er ist mir empfohlen.

Ich bitte meine gehorsamste Empfehlung an alles zu vermelden was sich meiner erinnert, hauptsächlich an Herrn und Madame Slingemann[2]) und bin mit Vollkommenster Hochachtung

Dero

ergebenster Diener und Freund

Stade d. 7ten Octobers 1773 — G. C. Lichtenberg

Adresse: To Miß Tietermann.

Osnaburg

im Hinterstübchen.

---

scher Verhältnisse verschaffte. Diese hat er später in seiner „Ausführlichen Erklärung Hogarthscher Kupferstiche“ (Göttingen 1794) glänzend verwertet.

[1]) Dies bezieht sich darauf, daß Lichtenberg 1773 fälschlich tot gesagt worden war. Er hatte mit acht befreundeten Offizieren vom Bockischen Regiment von Kuxhaven aus eine achttägige Seereise unternommen. Sie waren bei widrigem Winde ausgefahren und hatten in Kuxhaven den Freunden versprochen, zurückzukehren, wenn es nicht gehen wollte. Sie arbeiteten auch sechs Stunden dem Winde entgegen, als aber die See hoch zu gehen anfing, wandten sie um, gingen indessen nicht nach Kuxhaven zurück, um den Weg nicht umsonst gemacht zu haben, sondern ankerten an einer sicheren Stelle und warteten dort die Nacht und den folgenden Tag auf besseren Wind, der auch einsetzte. Infolgedessen glaubte man am Lande, Schiff und Passagiere seien verloren, und dies kam auch in die Zeitungen. So erzählt Lichtenberg selbst in einem vorhergehenden Briefe (Leitzmann und Schüddekopf a. a. O., Band 1, S. 166 f.).

[2]) Herrn und Madame Slingmann (auch Slingmann und Schlingmann geschrieben) bedenkt Lichtenberg fast in jedem Briefe an Marie Tietermann mit Grüßen. Es muß also ein beiden befreundetes Haus gewesen sein.

Ein „rasendes und blutiges Billet“ von Joh. Georg Hamann an Imm. Kant.

Mitgeteilt von Arthur Warda in Schippenbeil, Ostpr.

Zur Jubilatemesse des Jahres 1775 hatte der Buchhändler Johann Jacob Kanter aus Königsberg i. Pr. sich nach Leipzig begeben und auf dieser Reise manche, namentlich literarisch, bedeutende Männer aufgesucht; reich an literarischen Neuigkeiten kehrte er am 15. Juli heim. Gleich am nächsten Tage besuchte er seinen Freund und Mitarbeiter an seiner Zeitung Johann Georg Hamann, um ihm aus dem Schatz seiner Nachrichten mitzuteilen. Hamann schreibt hierüber an Herder an Dom. V. p. Trin. (eben dem 16. Juli): „Mitten in diesem Abschnitt meines Briefes trat Kanter herein, der gestern Nacht erst von Leipzig über Marienwerder hereingekommen, voll von Basedow, Semmler, Nicolai xxx wieß mir einen Kupferstich eines schwindlichten Kopfs in der Kappe eines Schweißtuchs, erzählte mir eine Legende von Zimmermann, Lavater u. s. w. . . . . . — Endl. um seinen Besuch zu krönen rückte er mit einem Heiligtum seiner Portefeuille heraus und wies mir Ihre CAROLINE eben so schwartz als Ihr kleiner Mohrenkopf. Weil es entre chien et loup war und mir der Kopf von der Geschichte meines eignen saubern Holtzschnitts ein wenig schwindelte, so will ich morgen früh —.“ Am nächsten Tage fährt Hamann in seinem Bericht fort: „Gar nicht geschlafen, wie den letzten May. Der ganze Einfall des saubern Holtzschnitts betrift ein Esel Ohr; übrigens soll die Copie dem Original so treu als möglich seyn. Was den schönen Rahmen anbetrift: so war dies die Einfaßung. Nach einem herzl. Willkommen und bezeigten Verlangen mich den ersten Tag der Ankunft zu sehen und einigen grimmigen Aufschneidereyen über Basedow, seinen Zweykampf mit Lavater sich einander zu bekehren und des letztern Niederlage, der Anzahl von eigenhändigen Königl. Handschreiben, welche ein zur Ruhe eingegangener Minister erhielte, einer Entschuldigung von Eberhard, der seit Jahr und Tag bettlägerich wäre und weder lesen noch schreiben könnte x und bey einer großen Eilfertigkeit nach der benachbarten Loge, aus der man kam, wieder zurückzukehren, fiel dem großen Gönner und Freunde noch etwas aus seiner Brieftasche ein, das er von Zimmermann erhalten hätte. Ich erschrak gleich vor den Augenblick und dachte an Stahlbaum,[1]) (wenn er zu Ihrer Zeit

[1]) Über Christian Ludwig Stahlbaum siehe Intelligenzblatt zum Neuen teutschen Merkur. 11. Stück November 1800. S. XXXVIII f. und Krause, Beiträge zum Leben von Chr. J. Kraus. Königsberg i. Pr. 1881. S. 76 Anm. 137.

schon hier war,) sich mit Kupferstechen viel abgab und eine Copey ohne mein Wißen von dem im Laden hängenden Schlafbilde mitgenommen haben soll. Hierauf wurde mit gewöhnl. Eidschwüren betheuert, daß es ein Versuch von Lavater wäre für den 2ten Theil seiner Physiognomien, und eine Probe von der Stärke seiner Ideale; daß Moser ihm das Contour gegeben und er diesen selbst besucht hätte. Mit einem Mann der sich verschwört und flucht mag ich lieber leichtgläubig als ungläubig thun und gleichgiltige Lügen zu widerlegen ist eben so unnütz als gleichgiltige Wahrheiten zu verfechten. Mein kleiner Johannes hat sich wie ein Engel aufgeführt, er wollte das Bild gar nicht erkennen saß und brummte vor sich indem er es ansah und schlug mit der Hand darauf, daß mich seine Thorheit ungewöhnl. aufmerksam machte. Gnug von dem Bettel, ... Unter dem — strich ist mit Bleystift mein Name geschrieben und dies ward vom Ueberbringer für Lavaters Hand ausgegeben. Ich glaube eher Nicolai darinn zu erkennen und vermuthe daß sie den Krieg à la Klotz mit mir führen werden. Mein alter Verleger hat mir voriges Jahr einen niederträchtigen Streich gespielt; aber diesen groben und tummen hätt ich ihm nicht zugetraut, er mag Erfinder oder bloßer Unterhändler seyn, wie ich noch nicht entscheiden kann. Er soll Klätschereyen in Ansehung des Göthe gemacht haben, an die ich nicht gedacht habe. Windbeuteleyen sind in meinen Augen vergeblich; aber boßhafte Lügen entfernen mich bis zum non plus ultra. —" Herder antwortete Hamann am 29. Juli: „Kanter ist, als Windbeutel hier gewesen, und Staatsminister zu besuchen, fortgezogen: so ist er auch Zimmermann vorgekommen .... und allen guten Leuten. Die Geschichte von Lav. aber kann wahr seyn. Moser hat würklich Ihr Bild Lav. zu kopiren mitgegeben und das Stechen ist ihm, weil er Zeichner und Kupferstecher hält, ganz natürlich. Ich und mein Weib sollen auch im 1t. Th. der Phys. stehen, ganz unkenntlich aber und völlig gegen unser Wißen und Willen. Aergern Sie sich also nicht: wollen Sie nicht daselbst prangern, so kann ichs vielleicht für mich hintertreiben. .... In Allem, was Sie von Kanter erzälen, steht der Mann vor mir. So hat er mit mir von der ganzen Welt geschwatzt und so wird er von mir v. v. geschwatzt haben. Hat auch mich mit den Berl. wieder zusammenhängen wollen, wo ich ihm aber gar nicht widersprochen, das doch immer, wie Sie selbst sagen, das beste ist. Eberhard und Teller sind seine Götter. Basedow, Semmler x sind seine Patrioten: er ist Papiermüller und Erbherr auf Trut. — Laßen Sie ihn reisen und malen. ......"[1])

[1]) Schon am 1ten Pfingstsonntag hatte Herder geschrieben: „Kanter ist hier gewesen auf ein paar Stunden und fortgereiset." In dem Brief vom

Hamann scheint also in dem ihm vorgelegten Bilde ein Spottbild erblickt zu haben, dessen Anfertigung durch Kanter veranlaßt oder wenigstens vermittelt worden sei; die Sache ließ ihm jedenfalls keine Ruhe, er wollte wissen, wem er diesen Streich zu danken hatte. Er schreibt darüber weiteres in seinem nächsten Brief an Herder vom 14. August 1775: „Ich habe gestern mit genauer Noth Lavaters physs. Fragmente bey mir zu Hause durchzusehen bekommen, und nicht ohne Augen- und Seelenweide. Es ist mir nicht mögl. gewesen Sie aufzufinden. Wegen Ihrer Caroline bin auch nicht sicher, ohngeachtet mir Kanter ihre Silhouette gewiesen. Wer mag H—n p. 196 [seyn], können Sie mir nicht zu p. 232. 233. und 258 einen Aufschluß geben. Wo ist Göthe? Meine Vision wegen des Ohrs und der alberne Verdacht, daß es eine Erfindung hiesiges Orts wäre, was mir wie ein Pfeil ins Gehirn und Hertz geschoßen war und wozu ich durch einen Zusammenfluß kleiner Umstände verleitet wurde, die sich verschworen hatten mich in den Irrthum zu stürtzen, hat mir einige grausame Tage gemacht und mich in viel Verlegenheit gesetzt. So bald ich nur überführt wurde, daß es nicht von hier kam und K. nicht die Unverschämtheit hatte der Unterhändler eines so tummen Streichs zu seyn, war ich beruhigt und es focht mich nichts mehr an. Dem Apollonio hat es ein rasendes und blutiges Billet gekostet, worinn mein alter Gevatter Kanter und H—l[1]) auch gemißhandelt waren, und beyde, auch vielleicht alle 3 sind gantz entfernt worden. Freunde, die sich auf Zeichnung verstehen, wollen mich nicht erkennen, ich soll unten viel zu stark seyn. Auch mein Ohr sich wirkl. unterscheiden und eine falsche Zeichnung leicht veranlaßen können. Vergeben Sie, daß ich Sie mit der Grille auch beunruhigt habe. Sie hängt mit so viel kleinen Umständen zusammen — und ist für mich ein feuriger Pfeil gewesen, in der eintzigen Rücksicht, daß ich meine einzigen und vertrautesten Freunde eines solchen niedrigen Zuges fähig hielt. Lavater und das gantze Publicum mag mit mir machen was ihnen gelüstet; ich kenne beyde nicht und bekümmere mich nicht weiter darum." In seiner Antwort vom 25. August gibt Herder Auskunft über einige Abbildungen im ersten Teil von Lavaters Physiognomischen Fragmenten[2]) und fährt dann fort: „Um

29. Juli schreibt Herder auch von Goethe: „Sie ehrt er sehr; da ich ihm im Spaas Kanters Mährchen sagte, freute er sich darüber recht im Ernste. Sie glauben nicht, wie er alles aufhascht, was Sie betrift, und ist überhaupt mit seinen Schriften nur Komödiant, in seinem Leben wilder Mensch und Zeichner und guter Junge."

[1]) Hippel.

[2]) Ich verweise auf den Abdruck bei Hoffmann, Herders Briefe an Joh. Georg Hamann, Berlin 1889, S. 109. Herder kennt H—e (so steht auch im Text bei Lavater, unter dem Bilde aber H—n) S. 196 nicht, S. 233 ist seiner

Ihr Bild und was es damit für Bewandniß habe will ich mich bekümmern: ich habe lange nicht an Lav. geschr. auch von ihm keine Briefe." Es scheint indessen nicht, daß Herder über Hamanns Bild eingehender mit Lavater korrespondiert hat, wenigstens läßt der Abdruck der Briefe bei Düntzer, Aus Herders Nachlaß dies nicht erkennen. Lavater schickte am 8. November 1775 Hamanns Bild an Herder mit folgenden Worten (Düntzer 2, S. 151):[1] „Hier Hamann, der eben fertig ist. Den vorigen hab' ich weggesetzt, er war zu schlecht," zum Schlusse mit der Aufforderung: „Erkläre mir auch was! Hamanns Charakter in die „Physiognomik" von Dir? O — dürft ich!" Diesem Wunsche kam Herder, der durch Hamanns Bild sehr erfreut war, nach. Am 30. Dezember schrieb er (a. a. O. S. 152): „Hamanns Charakter soll ich dir schicken: hier sind ein paar Zeilen, brauche davon, so viel Du willst und wie Dus willst und kannst. Sein Bild ist sehr ähnlich bis auf den Sattel zwischen den Augenbraunen, den er nur in großer Anstrengung und fast Dürre der Seelen hat. Du wolltest mir noch einen geendeten Stich schicken: kannst Dus, so gib. — Was ich von ihm sage, ist wenigstens wahr." Leider ist die Schilderung Herders zu Hamanns Bild nicht mitgeteilt, Lavater hat sie nicht wörtlich in die Fragmente übernommen, denn am 27. Februar 1776 schreibt er (a. a. O., S. 161): „Deinen herrlichen Hamann hab' ich hie und da gewässert. Er kommt im zweiten Theile."

Es ergibt sich aus den Briefen Lavaters, daß das Bildnis, das Hamann durch Kanter zu Gesicht bekam, lange vor Ausgabe des zweiten Teiles der physiognomischen Fragmente angefertigt und ein anderes war als dasjenige, das wirklich Aufnahme in den Fragmenten fand und gegen den November 1775 fertiggestellt wurde.[2] Vielleicht hat, nach den Andeutungen Hamanns zu urteilen, das frühere Bild wegen des stärkeren Unterteils des Gesichts mehr Ähnlichkeit mit der Umrißzeichnung zu Hamanns Bild in den Fragmenten gehabt. Kaum dürfte sich von dem ersten Bilde noch ein Abdruck auffinden lassen;

Meinung nach „gewiß" Oettinger. Über das Bild S. 258 (nach Lavater ein junges Genie) sagt Herder nichts. S. 223 ist Goethe „nur etwas tänntlich". Caroline Herder ist S. 192 und 194 Nr. 4 abgebildet.

[1] Etwa Ende November 1775 war auch Matthias Claudius von J. L. Passavant das Bild Hamanns gezeigt worden. Claudius schreibt darüber an Herder am 5. Dezember 1775 (Düntzer a. a. O. 1, S. 403): „Ich habe bei Passavant das Bild meines alten, lieben Hamanns gesehn; mit dem Schnupftuch um den Kopf sieht er aus wie Mustapha II., und so ernsthaft, daß ich keinen guten Tag und gehorsamen Diener wagte, wenn er mir vorbeiginge."

[2] Das Bildnis Hamanns findet sich im zweiten Teil der Physiognomischen Fragmente S. 285 im 36. Fragment (Religiöse, Schwärmer, Theosophen, Seher) auf der vierten Tafel.

das in den Fragmenten befindliche ist jetzt in verkleinertem Maßstab in **Rudolf Ungers** Johann Georg Hamann, Sibyllinische Blätter des Magus, Jena und Leipzig 1905, wiedergegeben.

Jenes frühere Bild nun veranlaßte also ein rasendes und blutiges Billett Hamanns an Kant, den er im Briefe an Herder in Anlehnung an seine Schrift: „Christiani Zacchaei Telonarchae *προλεγομενα* über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts. In zweyen Antwortschreiben an Apollonium Philosophum 1774" als Apollonius bezeichnete. Dieses Billett oder wohl richtiger ein Entwurf dazu hat sich unter den Hamann-Papieren **Friedrich Roths** vorgefunden. Es ist auf drei Seiten eines Foliobogens geschrieben, und weil es sonst bis auf Unterschrift ꝛc. vollständig, aber mit vielen Korrekturen geschrieben ist, möchte ich annehmen, daß es anfänglich als Reinschrift beabsichtigt war, dann aber infolge der Korrekturen nur noch als Konzept zurückblieb. Das Billett hat mit Wiedergabe aller Korrekturen folgenden Wortlaut, soweit derselbe bei der flüchtigen Handschrift festgestellt werden konnte:

P. P.

Da Ew. Wolgeboren vielleicht der e r s t e gewesen, der die Lavaterschen Fragmente durchgeblättert, und vielleicht der e i n z i g e sind, der solche im Lichte der reinen Vernunft zu durchschauen im stande ist: so würde ich nicht ermangelt haben beyliegenden A—Stich, der mir von Dero Herrn Wirthe als eine der glücklichsten Proben der Lavaterschen Kunst in Auflösung physiognostischer Probleme vorigen Sonntag entre chien et loup eingehändigt worden Ihnen vorzulegen. Ohngeachtet ich wider meine Diaet die ganze Nacht schlaflos und mit Briefschreiben zugebracht hatte, so erschien ich doch gestern Morgens einer mit Ihrem HE. Wirth genommenen Abrede zu Folge in seinem Buchladen, ohne ihn zu Hause anzutreffen. Meine Schläfrigkeit und der dadurch mir schwerer gewordene Posttag erlaubten mir das Bureau zu verlassen und das Gesuch Ihres Bedienten zu befriedigen. [Allem ohngeachtet machte ich mir noch] Gestern Abend aber that ich [einen] den mühseeligen Spatziergang nach Ew. Wohlgeboren [in Ihrem] Garten [aufzusuchen] auch umsonst.

Diese Nacht hab ich [der] meiner trägen Natur den kleinen Rückstand ihres [trägen] Tributs ehrlich abgetragen und Gott Lob! wacker aus und übergeschlafen. Meine erste Arbeit ist Ew. Wohlgeboren Neugierde in [Ansehung des Pseudo-Lavaterschen A—Stiches] zu [befriedigen] beantworten, wiewohl selbige kaum selbst [wenig] eigentlich dabey interessirt seyn kann, weil Ihr Herr Wirth mich mit seinem ihm leider so geläufigen und zu seiner Zeit nicht ungehört bleibenden: Straff mich Gott! versichert, daß Dieselben [der erste gewesen] vorzüglich, der über die frappante Gleichförmigkeit des physiognomischen A—Stiches mit dem Original wenigstens sein Erstaunen bezeugt haben soll.

Da ich aus meinen n a t ü r l i c h e n Ohren vor dem Publico kein Geheimnis machen kann, weil mir schon leider! seit Jahr und Tag 3 rth zu einer neuen Perücke fehlen: so möchte ich es doch nicht gern auf eine Probe aussetzen, aus Ihres Herrn Wirths Lucullischen * Hor. Lib. I. Ep. 6. Leipziger Apparatu meine Organa sapientiae [wie Freund Lauson zu bedecken] und Ihre Blöße wie (zum Exempel) mein Freund Lauson zu bedecken.

Was mein geistliches oder symbolisches Ohr betrifft; so kann ich es freylich ohne Undank gegen die gütige und freygebige Natur nicht verbergen, daß ich in der Gabe zu hören alle meine Freunde und Vertraute ziemlich übertreffe und daher würklich das unsichtbare Organon dieses Sinns um einige Zoll länger und ein gut Theil spitziger vermuthe, als es von dem [A—Stecher] St. Lips. nachgezeichnet und nachgestochen worden — und daß ich für die ewige Lever der reinen Vernunft und des schönen und erhabenen Geschmacks ein noch gröberer Asinus seyn werde als es dem symbolischen A—Stich bis dato anzusehen ist.

Im Grunde ist aber der ganze freundschaftliche [Wink über] Hieroglyphe meiner erkünstelte und mehr affectirte wie meiner .... (?) Natur angemessene Grobheit [und] oder Freyheit ein Schusterjungen Einfall, der die Anmerkung des weisen Horaz bestätigt:

Naturam expellas furca; tamen usque recurret
Et male perrumpet **furtim** fastidia victrix.

Lib. I. Ep. X. v. 24. 25.

Wer mit einer so faulen und concreten Methode mich abzuschrecken zu widerlegen und sich zu decken meynt, wird sich in fine betrogen finden. Weil ich aber mit Pfriemen nicht umzugehen weiß: so soll mein gemiethet Scheermesser noch manchen unversehrten Wangenbart in die Glut heiliger Gesänge versetzen.

Des berühmten Cicisbeo freche Lügen, anatomische Mordgräuel, Auswüchse am Ende der meinigen, reiche Werke des guten Geruchs sollen in einer Kupferplatte erscheinen, deren Ausgabe ich meinen neuerworbenen Freunden Zimmermann und Lavater zu überlassen denke.

Dieser Nationalzug der philosophischen und moralischen Canaille verklärt mir vollends mein[es] [verwünschten] Vaterland[es] [absolvirt beynahe] und gereicht fast zur Absolution meines Vetter Nabal zu Böhmisch Broda und seiner siechen Consorten und Nachbarn. Mein Vetter Nabal soll für die [Gnade und] **Ehre**, die er dem Cicisbeo meiner Landsleute und ihrer schönen und braven Geister während seiner dortigen Staats Geschäfte erwiesen, [belohnt] einen Gotteslohn empfangen und ich werde getrost fortfahren ein Antipod der weltberühmten preußischen National **Falschheit** und National **Höflichkeit** zu leben und obenein mir den Ruhm zuzueignen suchen dies Bonum Naturae aus andern, vielleicht bessern Grundsätzen, zu anderm, vielleicht besserm Behuf anzuwenden — so wahr mir Gott helfe! Amen.

Ich eile nunmehr mit eiskaltem Blute zur Fortsetzung eines Versuchs, den ich am weiland grünen Donnerstage angefangen und seit dem fast aufgegeben hatte, wenn deyl. Eselsohr mir nicht zur Brücke würde meinen Weg gemächlicher zu verkürzen — So [muß] wahr ist es daß alles was aus Liebe kommt, zu unserm Besten dienen muß.

[Ich bitte mir] Einlage bitte mir noch heute zurück, weil ich gestern keinen einzigen meiner Freunde habe auffinden können, die hoffentlich [meiner philo güldnen] der Verwandlung meines [einzigen] rechten sich nicht schämen werden, da sie sich bey [den] Philosophen ad modum Apulejus sich weiter erstreckte als auf ein rechtes Ohr.

Allen den Ihrigen steht der physiognomische A—stich ebstens nach Herzenslust und selbstbeliebiger Weile zu Dienste und Geboth. Uebrigens habe die Ehre mit unveränderter Gesinnung zu verharren

Ew. Wolgeboren

Meines HöchstzuEhrenden HE. Professor

Am alten Graben
den 18 Julii 1775.

ergebenster Freund und Diener
Johann Georg Hamann.

Vollbegründet ist das Selbsturteil Hamanns, wenn er diesen Brief ein rasendes und blutiges Billett nennt, wie er seinen ersten Brief an Kant vom 27. Juli 1759 eine aus lauter kleinen Schwärmern bestehende Granate nannte. In keinem seiner Briefe sind Witz und Laune so sehr auf die Spitze getrieben wie hier. Ärger und Zorn waren es, die Hamanns Feder bei seinem ersten Brief an Kant regierten, sie haben ihm auch diesen, soweit bisher bekannt, letzten Brief an Kant diktiert. Durchmustert man die Briefe Hamanns, so wird man finden, daß Hamann nirgends in Briefen an andere Personen in solche Spottsucht, solche Anmaßung verfällt wie gerade Kant gegenüber. Heinrich Weber (Hamann und Kant. München 1904) bezeichnet die Briefe an Kant von 1759 als mit gutmütiger Ironie, gutmütiger Satire geschrieben (S. 26, 37), er sieht in ihnen „die heftig werbende Sprache freundschaftlicher, und im Namen der Freundschaft rücksichtsloser Offenheit" (S. 42); Weber gibt dann zu, daß Hamann in den Briefen von 1774 an Kant eine hohe Sprache führt, und daß es Hamann wieder nicht geglückt hat, rein sachlich zu schreiben (S. 56, 60). Wenn Weber nun zu dem Schluß kommt (S. 104): „Kant nahm mit seinem persönlichen Verhältnis gegen Hamann innerhalb des Königsberger Literatenkreises eine Ausnahmestellung ein. Er kam über eine hilfsbereite, höfliche Freundlichkeit nicht hinaus und verschmähte es, die herzliche, allerdings in ihrer Offenheit derbe Neigung Hamanns zu erwidern," so kann dem nur entgegengehalten werden: Hamann hat keinem seiner Bekannten oder Freunde gegenüber einen solchen scharfen Ton der Überhebung in seinen Briefen angeschlagen wie gerade Kant gegenüber. Deshalb darf es nicht wundernehmen und kann von keinem unbefangen Urteilenden Kant zur Last gelegt werden, daß er einen freundschaftlichen Verkehr mit Hamann nicht aufnahm. Mag man selbst zugeben, daß den Briefen Hamanns Offenheit und Ehrlichkeit zugrunde lag, der Ton der Briefe war verfehlt, er konnte nicht anders als abstoßend, ja teilweise beleidigend wirken. Der tollste Brief an Kant ist wohl der vorliegende. Es wird heute kaum noch möglich sein, alle die Anspielungen, die der Brief enthält, aufzudecken, ja vielleicht findet sich unter ihnen auch eine recht derbe persönliche Anspielung auf Kant, die wohl geeignet war, das Verhältnis zwischen beiden Männern eine Zeitlang zu einem recht gespannten zu gestalten.

Erst ein Jahr später konnte Hamann den zweiten Teil von Lavaters Physiognomischen Fragmenten durchblättern und dabei Betrachtungen über sein Bildnis anstellen. Er spricht sich darüber ausführlich an Herder im Briefe vom 9. August 1776 aus: „Dom. VI. p. Trin. trank ich meinen Früh Caffé in meinem neuen Gehöft ..... Ich hatte mich die vorige halbe Woche nicht aus dem Hause gerührt,

mich weder um die Kayserl. noch Kgl. Hoheiten bekümmert, sondern mit sehr schlechtem Erfolg an einem doppelten Catalog gearbeitet. Um weder an den Catalog denken noch daran arbeiten zu dürfen, springe ich hurtig auf mich anzuziehen und vor Angst die rechte Predigt zu hören. Da komt mir ein unbekanntes Weibstück entgegen, bringt mir einen Gruß von Kr. Hennings, der auf mich gewartet hätte und nunmehr spatzieren gefahren wäre — mich aber bitten ließ, die beyden großen Bücher geschwind durchzulesen und ihm selbige morgen Abends wo nur mögl. persönl. einzuhändigen. — Bloß der Zerstreuung wegen hatte ich in die Kirche laufen wollen; und das gebratene Wildbrett kam mir ins Maul geflogen. Mein erster Gedanke ist immer, einem Ueberbringer erkenntl. zu seyn und darnach mich am Geschenk zu befreyen. Hier war es wohl kein Geschenk, als mehr als das. — Die Verlegenheit ob und wieviel ich der Ueberbringerin geben sollte, meine Hausmutter, die all mein Ausgabe Geld in ihrer Verwahrung hat, dazu willig zu machen — Ein physiognomischer Blick auf die Ueberbringerinn und der Himmel kennt das Spiel der Gedanken und Bewegungen am besten in den kleinsten kritischen Augenblicken, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen — Ich freute mich, daß ich meinem blinden verwöhnten Triebe Biergeld auszutheilen widerstanden hatte und gieng mit einer triumphirenden Miene und zwei Quartanten groß Format in mein Gehöft, um meine Andacht auf eine andere Art zu befriedigen. Sie sollten noch denselben Tag mir aus den Augen und aus dem Hause seyn um den Montag darauf in meinem Catalog fortfahren zu können. Der erste Theil wurde bey Seite gelegt und ich las wie ein hungriger Mensch, der die gantze Woche mit Grütze für lieb genommen und den Sonntag auf einen fetten Kalbsbraten zu Gaste ist. Ein viertel des Buchs war in einer Stunde verschluckt und ich fieng an zu blättern, oder wenn man einen guten Grund gelegt, nach Pfefferbissen zu wühlen. Indem ich bilderte, fiel mir natürl. Weise eins auf, wo ein großes Zeichen lag, das ich bisher gar nicht bemerkt hatte. Niemals hat Original und Copie sich einander so angestaunt, Autor und Kunstrichter, als der geneigte Leser über sich selbst. Meine Verlegenheit wegen der Scheidemüntze, die ich der Ueberbringerin zugedacht hatte mit dem Ende des Fragments — der Umstand des eben zu der Zeit gesprochenen Clairobscur über die Areopagiten — die Anführung des Spruchs mit einer Aehnlichkeit der eben daselbst allegirten Stelle über einen gl. Gegenstand — die sich kreutzende Strahlen, der tiefliegende Brennpunct — des bey sämtl. Herren Interessenten vom K— bis zum K— —[1]) noch nicht

[1]) Kant. Kanter.

verblutete Ebentheuer mit dem Eselsohr — und hundert Kleinigkeiten mehr waren gleich den Regentropfen, die ein durstendes Land erquicken — Kurz die Eitelkeit der Abigail für ein Weib von guter Vernunft und schön von Angesicht wenigstens von einem inspirirten Physiognomisten ausposaunt zu werden verwandelte den lieben guten Lavater zu einem Seher Gottes in meinen Augen und zu einem ausdrückl. Engel der mit einem Kelch vom Himmel erschien, mich im Staube meiner Sorgen zu stärken. Heil ihm, dem Nasen-Mund- und Ohr Seher, der vielleicht meiner nächsten langen Weile, die mir Gott schenken wird, ein sokratisches Lachen über meine eigene Gestalt, wie ich selbige in littore seines zweyten Versuchs zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe gesehen, zubereitet." Auf diesen Brief antwortete Herder am 24. August 1776: „Von Lavat. habe ich lange keine Briefe: mich freuts, daß Ihnen Ihr Bild zu so guter Stunde kam und ich war auf der Seite des Briefs ganz bei Ihnen. Ich soll auch drinn seyn, aber äußerst verunziert." Bereits unter dem 20. Juli 1776 aber hatte Herder an Hamann geschrieben: „Daß Sie im 2ten Th. von Lavaters Phys. zu einer Klasse gerechnet sind, die mit den Affen Aehnlichkeit haben soll, hat mich herzl. gefreuet. Sie haben Popens Einfall auf Newton so oft retorquirt, daß Ihnen diese Wiedervergeltung recht gut thut. Mit Ihrem Bilde können Sie zufrieden [seyn]: eine, ich weiß nicht wo, erhaschte Silhouette von mir S. 102. ist zehnmal ärger. Und meine Frau, die das Glück hat, 8mal verhunzt zu seyn und sich so gern herauswünschte, als ich oder Sie, hat Ursache sich noch mehr zu ärgern. So trösten wir uns einander. Das Werk indeßen steigt herrlich!" An Lavater selbst schrieb Hamann am 18. Januar 1778 (Funck, Briefwechsel zwischen Hamann und Lavater. Königsberg i. Pr. 1894, S. 11): „Ich freue mich auf den letzten Theil Ihrer Physiognomik. Jeder Band ist ein Fest für mich gewesen, und der 14te Julius 1776 einer der merkwürdigsten meines Lebens, weil ich mich den Tag vorher für einen verlornen Menschen hielt, der keines gesunden Begriffs mehr fähig wäre — ein Wurm und kein Mensch."

Über die Ähnlichkeit des Bildes in der Physiognomik besitzen wir ein Urteil aus jener Zeit von Friedrich Parthey, der als Reisebegleiter des Bruders Elisas von der Recke Johann Friedrich von Medem in seinem Reisetagebuch von Königsberg unter dem 6. September 1777 schreibt (Rachel, Elisa von der Recke. Band 2. Leipzig 1902. S. 49 f.): „Hamann ist ein lieber, freundlicher Mann; in Lavaters Physiognomik ist er nicht recht getroffen, er ist viel zu finster und zu ernsthaft gemalt. Nur Schade, daß wir ihn nicht länger, als auf eine halbe Stunde genießen konnten, und das ist weiter nichts, als daß man etwas mehr, als sein Gesicht kennen lernt."

Kant und die Romantik.

Von Wilhelm Hans in Hamburg.

Nicht der Zusammenhang zwischen Kant und der romantischen Philosophie soll im folgenden dargestellt werden. Eine solche Darstellung findet man in jeder Geschichte der Philosophie. Meine Absicht ist es vielmehr, die Beziehungen zwischen der romantischen Dichtung und der Weltanschauung des großen Königsberger Philosophen zu untersuchen. Es soll dadurch einerseits die gewaltige Wirkung der Kantischen Philosophie an einem bestimmten Beispiel veranschaulicht werden, anderseits auf einige Ideen und Tendenzen der Romantik, wie ich hoffe, ein neues Licht fallen.

Der Einfluß, den Kant auf Schillers und Goethes Weltanschauung gehabt hat, ist in letzter Zeit viel erörtert worden, sein Einfluß auf die Romantik scheint mir aber ungleich größer. Denn unsere beiden Klassiker, Goethe viel mehr freilich wie Schiller, waren reife Menschen, als sie Kants Philosophie kennen lernten, während die Romantiker gewissermaßen in ihr aufwuchsen. Deshalb konnte sie ihnen viel mehr in Fleisch und Blut übergehen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß sie Kant besser verstanden oder sich seine Lehren willig aneigneten. Das System eines Philosophen kann überhaupt nicht unverändert in den Kopf eines anderen Menschen gepflanzt werden, weil es auf der individuellen Persönlichkeit seines Schöpfers beruht. Es wirkt auf jeden verschieden; jeder macht sich davon zu eigen, was seinen Anlagen, seinem Charakter, seinem Temperament am meisten zusagt.

Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß ich keineswegs etwa die Entstehung der Romantik einzig auf die Kantische Philosophie zurückführen will, ich kann nur auf die anderen Momente, die als Geburtshelfer der Romantik mitwirkten, hier nicht eingehen. Vorausschicken will ich ferner, daß für die Behauptung einer Einwirkung der Kantischen Philosophie auf die einzelnen Dichter der Nachweis, daß sie Kants Schriften gekannt haben, nicht notwendig ist. Es genügt, daß die geistige Umgebung, in der sie lebten, von den Gedanken des Philosophen erfüllt war. Diese konnten ihnen also aus allen möglichen anderen, wenn auch nicht immer so reinen, Quellen ebensogut zufließen wie aus der Urquelle.

Daß die romantische Dichtung in ihrer bestimmten Form ohne Kant nicht zu denken ist, sieht man leicht, wenn man sie mit der Periode des Sturms und Drangs vergleicht. Trotz des vielen Ge-

meinsamen, das die beiden verbindet, sind sie doch in ihrem Wesen grundverschieden. Dies liegt aber hauptsächlich daran, daß in der Zwischenzeit Kant seine wichtigsten Schriften geschrieben hat. Der gemeinsame Gegner ist die Aufklärung. Aber während Rousseau und seine deutschen Nachfolger nur einzelne Breschen in den stolzen Bau der rationalistischen Weltanschauung des 18. Jahrhunderts gelegt hatten, war dieser von Kant in seinen Grundfesten erschüttert worden. Die Romantik kämpft daher gegen die Aufklärung nicht mehr im Tone der Erbitterung und des anklagenden Pathos, wie die Stürmer und Dränger, sondern im Tone des überlegenen Spottes.

In der Zeit der Aufklärung war der Verstand Alleinherrscher, ihm waren Gefühl und Wille untergeordnet. Man glaubte nicht nur in der sichtbaren Welt alles auf natürliche, das heißt dem Verstande faßliche Weise erklären zu können, auch die unsichtbare Welt wollte man mit seiner Hilfe erschließen, indem man aus rein logischen Schlüssen ein metaphysisches Gebäude errichtete.

Und man war glücklich im Besitze dieser selbstgeschaffenen rationalistischen Weltphysik. Da kam Kant und stürzte mit seiner „Kritik der reinen Vernunft“ den Alleinherrscher von seinem Throne und zertrümmerte sein metaphysisches Reich, indem er lehrte: Erkennen kann der Verstand die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie an sich sind. Von ihrem wirklichen Wesen wissen wir nichts. Also können wir rein auf Verstandesüberlegungen keine Weltanschauung gründen.

Diese alle angenehme Selbsttäuschung grausam und unbarmherzig zerstörende Selbsterkenntnis der Vernunft mußte auf solche, die nach einer Weltanschauung, nach Wissen rangen, niederschmetternd wirken. Daß sie so gewirkt hat, zeigt uns das Beispiel Kleists.

Als ein Wahrheitssucher hatte er sich auf die Kantsche Philosophie geworfen, um aus ihr die Erkenntnis zu schöpfen, daß das Gesuchte überhaupt nicht gefunden werden kann. Verzweiflungsvoll gab er das Haschen nach Wahrheit als ziellos auf, aber der Schmerz über die Entsagung, die er üben muß, weicht nicht mehr von ihm bis an sein trauriges Ende. Daß Kleist auch in seinem Leben und in seinem Dichten keine Befriedigung fand, kann freilich nicht auf Kants Rechnung gesetzt werden, lag vielmehr in Kleists unglückseliger Persönlichkeit und in den Zeitverhältnissen, in die er hineingeboren war. Aber doch ist es keine Übertreibung, wenn man behauptet: Eine der Ursachen, die Kleist in den Tod trieben, war Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Denn wenn der Dichter in seinen letzten Worten von der großen „Entdeckungsreise“ spricht, die er nun antrete, so kann das nur so gedeutet werden, daß er nach dem Tode zu schauen hofft, was zu schauen ihm im Leben mißgönnt war: die Wahrheit, das Reich der Dinge an sich.

In dieser Hinsicht ist Kleists Selbstmord mit der Tat des Hölderlinschen Empedokles zu vergleichen, der sich in den Schlund des Ätna stürzt, um das Innere der Natur zu ergründen.

Ergreifend wird die zerstörende, deprimierende Wirkung der Kantschen Philosophie von dem Grabbeschen Faust in den Worten ausgedrückt:

Auch Luther! Du! den Wahn hast du verjagt,
Zermalmt, zernichtet hast du wie der Blitz,
Nur etwas Andres, Wahrheit, die besteht,
Beruhigt, hast du nicht gegeben. Öffner
Als je tut sich vor dem enttäuschten Auge die Tiefe auf.
(Grabbe: „Don Juan und Faust“, 1. Akt, 2. Szene.)

Denn daß hier unter dem Namen Luthers Kant gemeint ist, scheint mir zweifellos.

Als in demselben Drama der Teufel-Ritter dem Faust die Welt zeigt, da fällt in sie ein Schatten von außen. Es gibt also außer der Welt, die wir sehen und erkennen, noch eine andere, die uns Geheimnis bleibt. Diese von Kant übernommene Grundüberzeugung von dem Dasein einer Welt der Dinge an sich, die dem Verstand ewig verschlossen und verschieden ist von der dem Verstande allein erkennbaren, weil von ihm geschaffenen Welt der Erscheinung, beherrscht die Weltanschauung der romantischen Philosophie und Dichtung.

Man konnte daraus die Konsequenz ziehen: Da du nichts vom Jenseits weißt, es nicht ergründen kannst, so halte dich allein ans Diesseits, gib das Forschen nach Wahrheit auf und genieße, koste das Leben aus.

schlaf,
Iß, trink und sei vergnügt,

lautet der Rat, den der Ritter dem Faust gibt, als er ihm seinen Wahrheitsdurst vorhält. (Grabbe: Don Juan und Faust, 2. Akt, 1. Szene.)

Begehren ist
Des Menschen höchster Trieb! Das Denken ist
Ein Traum, und alles Handeln Stümperwerk,
Nur das Genießen ist das echte Tun!

so monologisiert Nero in Hamerlings „Ahasver in Rom“. (2. Gesang.)

Diese Konsequenz scheint auch Kleist ziehen zu wollen, wenn er sagt: „Lebensgenuß seinen Geschöpfen zu geben, das ist die Verpflichtung des Himmels“, aber er setzt sogleich dazu: „Die Verpflichtung des Menschen ist es ihn zu verdienen“, und er sah den Lebensgenuß nicht in dem wilden, alle Leidenschaften spielen lassenden Taten- und Genußleben, wie es etwa der Grabbesche Don Juan

führt, dessen Wahlspruch ist: „König und Ruhm und Vaterland und Liebe", sondern mehr in der dichterischen Produktion und in dem an Grillparzers Ideal gemahnenden idyllischen, von allem Weltgetriebe entfernten Leben auf einem schweizerischen Landgütchen, in einem Dasein also, wie es die Genien in „Don Juan und Faust" mit den Worten preisen:

O selig, wer im engen Kreis
Umringt von seines Feldraums Hecken,
Zu leben, zu genießen weiß.

Dies war jedoch bei Kleist nur eine vorübergehende Stimmung, die Romantik suchte und fand in der Welt des Realen keine Befriedigung.

Wesentlich ein Produkt der negativen, auflösenden Tendenzen der Kantischen Philosophie scheint mir jedoch die romantische Ironie zu sein, wenn sie direkt auch erst aus der Fichteschen Umbildung von Kants Lehren hervorging. Kant hatte die Wirklichkeit der uns umgebenden Welt aufgelöst, indem er zeigte, daß wir selbst ihr erst zum Dasein verhelfen. Betonte man dieses Selbstschaffen stark, so folgt daraus eine Verachtung der Außenwelt. Das Ich betrachtet mit Lächeln das Nicht-Ich, seine eigene Schöpfung. Denn der Schöpfer muß ja über dem Werk stehen, die Schaffenslust bleibt und kann ihr eigenes Produkt wieder auflösen, weil sie Neues hervorzubringen vermag. Der Kantische Individualismus ist hier zur souveränen Freiheit und Unabhängigkeit des Ichs gesteigert.

Kant selbst hatte als Gegengewicht gegen seine Überzeugung von den Grenzen des Wissens seinen Glauben an die sittliche Weltordnung. Dieser Glaube aber ruhte auf Kants persönlichem stark ausgebildeten, echt preußischen Pflichtgefühl, war also in seinem individuellen Charakter begründet und konnte nicht auf jeden übertragen werden, während die Logik seiner kritischen Beweisführung zwingend war. Der aus dem preußischen Adel hervorgegangene Kleist suchte allerdings eine Zeitlang wie Kant im sittlichen Handeln die Lösung. In seinen Briefen aus Paris 1801 finden sich die Worte: „Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem Handelnden vergleiche" und: „Ein großes Bedürfnis ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, etwas Gutes zu tun." Vielleicht wäre in der Tat das sittliche Wirken im Dienste des Vaterlandes und im Kampfe gegen dessen Feinde, der ihm versagt war, die Rettung für den unglücklichen Dichter der „Hermannsschlacht" gewesen.

Die übrigen Romantiker waren keine Willens-, keine Tatmenschen, es waren Denker, Träumer. Der Gegensatz zu Kant und Fichte in

dieser Beziehung kommt scharf zum Ausdruck, wenn Friedrich Schlegel in der „Luzinde" das „Lob der Faulheit" singt. Darum war für sie der Weg, den Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft" beschritt, nicht gangbar. Auch hatte das Reich des Glaubens, zu dem Kant sich von dem kategorischen Imperativ führen ließ, für künstlerische Menschen zu wenig Farbe und Gestalt.

Mit dem Verstande konnte man nicht „hinter" die Dinge kommen, daran hielten die Romantiker fest. Aber gab es nicht andere Mittel den Schleier zu lüften, der über das geheimnisvolle Reich der Dinge an sich gebreitet war, konnte nicht vielleicht der Künstler-Philosoph in begnadeten Momenten mit ahnenden Blicken die Hülle durchdringen und in genialer Intuition jenes Reich erschauen? Die Romantiker bauten auf den ästhetischen Ideen Kants weiter. Dadurch, daß dieser in seiner „Kritik der Urteilskraft" das Schöne von dem Angenehmen und Nützlichen wie von dem Guten, denen es in der Zeit der Aufklärung untergeordnet war, scharf schied und der Kunst als der innigsten Vereinigung von Anschauung und Verstand eine nicht nur durchaus selbständige, sondern auch äußerst wichtige Bedeutung zuerkannte, machte er überhaupt erst die Bahn frei für die rein künstlerische Weltanschauung der Romantiker. Diese fußte vor allem auf der allerdings erweiterten Genielehre Kants. Das Genie ist für Kant eine Intelligenz, die als Natur wirkt, sein Schaffen hat eine innere Notwendigkeit, das Genie produziert nicht bewußt, vielmehr ist ihm selbst sein Schaffen ein Geheimnis, das der Verstand nicht zu begreifen vermag. Doch wir lassen am besten Kant selbst sprechen:

> Genie ist die angeborene Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt — daher das Genie selbst nicht beschreiben oder wissenschaftlich anzeigen kann, wie es sein Produkt zustande bringt, und daher der Urheber eines Produktes, welches er seinem Genie verdankt, selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen dazu herbeifinden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und anderen in solchen Vorschriften mitzuteilen, die sie in Stand setzt, gleichmäßige Produkte hervorzubringen.

Während aber Kant unter Genie stets nur das künstlerische Genie verstand, übertrugen die Romantiker seine Genielehre auch auf die Philosophie. Das Unbewußte, vom Verstande Unabhängige, dem Denker Unbegreifliche im Schaffen des genialen Künstler-Philosophen gewährleistete ihnen die Wahrheit seiner Träume. Weil die dichterischen Ahnungen plötzlich auftraten, ohne daß sie gerufen wurden, weil ihr Kommen und Gehen nicht im hellen Lichte des Bewußtseins sich abspielte, darum hielten sie dieselben für Boten aus dem Reiche des Jenseits, für Offenbarungen, ließen sich durch sie von den Grenzen des Wissens zum Reich des Glaubens tragen. Der Verstand schafft

bei Kant unbewußt die Welt der Erscheinung, warum sollte die geniale Phantasie nicht ebenso unbewußt die Welt der Dinge an sich schaffen? Der geniale Dichter-Philosoph ist es, in dem sich das Absolute offenbart, er ist es, der ausrufen darf:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen.

Für Kant stand das Vorhandensein einer intelligiblen Welt aus dem sittlichen Grunde fest, weil in der vom Gesetze des Mechanismus beherrschten Welt der Erscheinung kein Raum für einen freien Willen ist. Die Romantiker dagegen flüchteten in ein selbsterschaffenes poetisches Reich hinter den Dingen, weil die Welt der Erscheinung ihnen zu platt, zu prosaisch, zu nüchtern war. Das Poetische ist ihnen zugleich das Wahre, wie Novalis sagt: „Der Kern meiner Philosophie ist, daß die Poesie das absolut Reelle, und daß alles um so wahrer ist, je poetischer es ist.“ Der Dichter soll also nicht idealisieren, sondern zaubern. Die Phantasie des Dichters schafft nicht nur eine Welt der Schönheit, sondern auch die Welt der Wahrheit, am meisten da, wo sie am freiesten aus sich selbst schöpft, im Märchen. Daraus erklärt sich die große Rolle, die das Märchen in Novalis Dichtung spielt.

Achim von Arnim will in seinem historischen Roman „Die Kronenwächter“ nicht etwa nur eine bestimmte Geschichtsepoche durch die Kraft der Poesie veranschaulichen, er will vielmehr, wie er in der Einleitung „Dichtung und Geschichte“ bemerkt, die Lücken in der Geschichte durch dichterische Ahnungen ausfüllen. Er nennt das Dichten „ein Sehen höherer Art“. („Kronenwächter“, 1. Band, Einleitung.)

Charakteristisch für das hinter die Dinge Schauen der Romantiker aber ist vor allem ihre Naturbetrachtung. Sie genießen nicht den Reiz der Farben und Formen der Landschaft, sondern überall in der Natur tut sich ihnen die Geisterwelt auf. Der Knabe Phantasus aber ist es, der sie dabei führt. „Alles Vergängliche“ ist ihnen nur „ein Gleichnis“. „Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid“ heißt es in Tiecks „Genoveva“, und ähnlich sagt der romantische Maler Runge: „Die Natur ist nur ein Körper, eine Hülle, ein Kleid, und zwar Gottes.“ Nicht die Pracht des Kleides bewundern die Romantiker, ihre Augen wollen durch die Hülle hindurch das Wesen erkennen. Die „entschleierte Natur“ wollen sie schauen. Darum nahen sie sich der Natur am liebsten in der Stille und Dunkelheit der Nacht, wenn das Schaffen der Phantasie, das Hinabsteigen ins Innere der Natur durch die äußeren Sinneseindrücke am wenigsten gestört wird, und sie suchen die Natur am liebsten auf, wo sie für sich ist, wo sie dem Menschen nicht dient.[1]

[1]) Vgl. darüber G. Brandes: „Hauptströmungen“. 2. Band.

Da aber der Verstand von allen Dingen nur ihre Erscheinung erkennen kann, so wird alles jetzt die Hülle, das Symbol für das Unbekannte, das Göttliche.

Und was vordem alltäglich war,
Scheint jetzo fremd und wunderbar.

(Novalis.)

Die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken, schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt.

(Novalis: „Heinrich von Ofterdingen".)

Ein Doppelwesen, zweien Welten angehörend, ist aber vor allem auch der Mensch selbst, hatte doch schon Kant zwischen intelligiblem Charakter und Charakter in der Erscheinung unterschieden. In allem nun, was im Innern des Menschen sich regt, ohne die Bewußtseinsschwelle ganz zu überschreiten, sahen die Romantiker die Spuren jenes der unbekannten geheimnisvollen Welt angehörenden Menschen. Wie tief sich die Romantiker in die Nachtseiten des menschlichen Geistes versenkten, ist bekannt genug, welche Rolle die Verdoppelungen des Ich in der romantischen Literatur spielt, weiß jeder aus E. Th. A. Hofmanns „Elexieren des Teufels".

Das intellegible Wesen des Menschen zu erkennen, ist bei Novalis dem Liebenden gegönnt.

Daraus erklärt sich auch die Todessehnsucht des liebenden Novalis. Denn im Jenseits hofft er das Wesen noch reiner, unverhüllter zu schauen, wie auch Tieck im „Sternbald" meint, daß dem „entkörperten Auge die Schönheit sich schleierlos zeigt". Der Tod ist auch für sie wie für Kleist eine „große Entdeckungsreise".

Das „Hellsehen" der Liebe aber beruht darauf, daß sie den Menschen ohne dessen Wissen und Wollen ergreift, daß sie plötzlich auftritt, ohne daß man weiß, „von wannen sie kommt", daß sie etwas Unbegreifliches ist wie das Genie. Diesen mystischen, geheimnisvollen, übersinnlichen Gedanken hat die Liebe nicht nur bei Novalis, er tritt z. B. scharf hervor in Kleists „Käthchen von Heilbronn", wo die Liebenden sich im wunderbaren Traume begegnen, noch bevor sie sich in Wirklichkeit nur gesehen. Tieck nennt im „Abdallah" die Liebe ein „hohes, heiliges, unaussprechliches Wesen". Nirgends suchen die Romantiker die Liebe psychologisch zu analysieren, sie schildern vielmehr ihre mystisch-instinktive Gewalt, die unwiderstehlich ist, eine Zaubergewalt, wie sie Tristan und Isolde beherrscht, wie sie Grillparzers Medea in den Worten malt:

Es gibt ein etwas in des Menschen Wesen,
Das, unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Weltall, vom Magnet zum Eisen

Geht ein Zug, ein geheimnisvoller Zug
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
Da ist nicht Reiz, nicht Anmut, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehen!
Gefallen muß dir, was dir gefällt.

(Argonauten, 3. Aufzug.)

Aber nicht das Gefühl der Liebe nur, alle ihre Gefühle waren den Romantikern heilig.

Die Fähigkeit der mystischen Intuition wird besonders auch dem Gefühl des Grauens beigelegt, das den Menschen inmitten der einsamen Natur erfaßt, dem „mächt'gen Schauder", wie ihn Tieck am Schlusse des „Phantasus" schildert. Denn nicht das ist das eigentümliche bei Tieck und Hoffmann, daß sie das Schauerige, Unheimliche, den Schrecken darstellen, sondern daß ihnen die Phantasiegestalten, welche von diesen Gefühlen geboren werden, nicht als die Trug- und Wahngebilde des erregten Gehirns, sondern als Wirklichkeiten, als plötzlich geoffenbarte Wahrheiten erscheinen, weil sie nicht die Erzeugnisse des bewußten Willens sind. Charakteristisch dafür sind die Worte Tiecks:

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß uns die weite Natur ... wie mit einem gewaltigen Entsetzen ergreifen kann. Dann streicht der Geist der Natur unserem Geist vorüber ... und es ist, als wollte sich das ganze Gemälde plötzlich aufrollen und das Wesen unverkleidet hervortreten und sich zeigen, das unter der Masse liegt und sie belebt.

Man könnte die Romantik auch die Reaktion des Gefühls gegen den Verstand nennen. In der Aufklärung waren Gefühl und Wille dem Verstande unterworfen. Kant stürzte die Herrschaft des Verstandes; während er selbst aber und nach ihm Fichte statt seiner den sittlichen Willen auf den Thron setzten, erhoben die Romantiker das Gefühl auf den Schild. Genie und Gefühl haben das miteinander gemein, daß sie vorhanden sind, ohne vom Verstand ergründet werden zu können, und daß sie vom Willen unabhängig sind. Denn wie geniales Produzieren so können auch Gefühle nicht erzwungen werden, man muß warten, bis sie kommen, man muß warten, bis sie von selbst wieder gehen, wie der Künstler die Inspiration nicht herbeirufen kann.

Genie und Gefühl sind freilich auch die Schlagworte der Stürmer und Dränger; sie pochen auf die Rechte des Herzens und auf das Genie des Künstlers gegenüber den allgemeinen Gesetzen und den ästhetischen Regeln, die die Gesellschaft der Einzelpersönlichkeit auferlegen will. Aber Genie und Gefühl haben bei ihnen nicht den

mystischen, geheimnisvollen Charakter, den sie bei den Romantikern tragen.

Der Zusammenhang mit Kant wird klar, wenn man z. B. die Einleitung von Justinus Kerners „Seherin von Prevorst" liest.

„Fühlst du dann weiter nach," so heißt es an einer Stelle, „so fühlst du, daß dieses äußere Leben besonders mit den mechanischen Einrichtungen des Gehirnes, dem für die Welt berechnenden Verstande, zu tun hat, das innere Leben aber, in der Region des Herzens, dem sympathetischen und Gangliensystem, in den Kreisen des Gefühllebens, seinen Sitz fand."

Die Kantsche Selbstbesinnung der Vernunft führte zu einer gesteigerten Vertiefung in das eigene Selbst, wie sich im Anwachsen der Romane zeigt, die die Entwicklung des eigenen Ichs, besonders des genialen Künstler-Ichs zum Thema haben. Denn, „Wem die äußere Welt verschwunden, dem geht die innere auf". (Seherin von Prevorst", Einleitung.) Bei diesem Hinabsteigen, sich Hinabversenken in die Tiefe des eigenen Ich entdeckten die Romantiker einen dunklen Grund, die „geheimnisvollen Gewalten des Gemüts", die unbewußten Gefühle, die, oft mit plötzlicher Heftigkeit, ohne Wissen und Wollen des Menschen heraufsteigen. Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen, deshalb erscheinen sie als aus dem geheimnisvollen Reich der Dinge an sich stammend, deshalb empfindet man heilige Scheu vor ihnen. Darum gründet Schleiermacher die Religion auf das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit, darum spielt bei Kleist die „Gefühlsverwirrung" eine so große Rolle.

Welche Bedeutung er dem Gefühl beilegt, wie heilig ihm das Gefühl ist, geht hervor aus den Worten des Burggrafen von Freiburg im „Käthchen von Heilbronn":

Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl. (3. Akt, 2. Szene.)

Das Urteil seiner Personen stützt sich nicht auf Verstandesüberlegungen, sondern auf das Gefühl. Im „Prinz von Homburg" antwortet der Prinz auf die Frage Hohenzollerns:

Und worauf stützt sich deine Sicherheit?

mit den Worten:

Auf mein Gefühl von ihm. (3. Akt, 1. Szene),

und in den „Schroffensteinern" heißt es:

Über jedwedes Geständnis geht
Mein innerstes Gefühl doch.

Wird aber „die Goldwage der Empfindungen betrogen", der Glaube an die Reinheit oder Sicherheit des Gefühls erschüttert, so muß dies

notwendig zur Verzweiflung führen. Während im „Amphitryon" und in der „Marquise von O." die Gefühlsverwirrung noch versöhnlich ausklingt, führt in der „Penthesilea" und in der „Verlobung von St. Domingo" die vermeintliche Verletzung des Gefühls zum tragischen Ausgang. Was Thusnelda in der „Hermannsschlacht" zu der grausamen Rache an dem Römer antreibt, ist, daß er mit den ihr heiligen Gefühlen gespielt hat. Michael Kohlhaas läßt sein keine Befriedigung findendes, mißachtetes Rechtsgefühl zum Räuber und Mörder werden.

Wie der gefühlsbestimmte, triebartige Charakter des Willens, den er dann namentlich bei Schopenhauer hat, in und seit der Romantik mehr hervortritt, ließe sich namentlich in der Geschichte des Dramas nachweisen, indem man etwa die Motive des Handelns in den Schillerschen Dramen mit denen in den Dramen Kleists, Werners, Grillparzers vergliche. Doch würde uns das hier zu weit führen.

Die Vorliebe der Romantiker für die Musik, die stets als die erste der Künste bezeichnet wird, beruht darauf, daß in ihr das Gefühl am unvermitteltsten zum Ausdruck kommt. Denn

Die Worte sind es, diese hohlen Schellen,
In denen jeder Lebensklang verhallt.
(Zacharias Werner: „Martin Luther", 1. Akt, 2. Szene.)

Für Wackenroder ist in den „Phantasien über die Kunst" die Musik die „Kunst der Künste", weil sie es vor allen versteht, die Gefühle des Menschenherzens zu verdichten und festzuhalten, weil sie uns lehrt „das Gefühl selbst zu fühlen". Die mystisch-metaphysische Bedeutung, die dieser Gefühlskunst zuerkannt wird und die in der Schopenhauerschen Philosophie eine so große Rolle spielt, tritt schon bei den älteren Romantikern hervor, z. B. in folgenden Stellen aus Tiecks „Sternbald":

Oft horchen wir auf und sind auf die neue Zukunft begierig, auf die Erscheinungen, die an uns mit den bunten Zaubergewändern vorübergehen sollen. Dann ist es als wollte der Waldstrom seine Melodie deutlicher aussprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöst, damit ihr Rauschen in verständlichem Gesang dahinrinne. Ein Zirkel von Wohllaut hält uns mit magischen Kräften eingeschlossen und eine verklärte Existenz schwimmt wie rätselhaftes Mondlicht in unser wirkliches Leben hinein.

O unmächtige Kunst, wie lallend und kindisch sind deine Töne, gegen den vollen Orgelgesang, der aus den innersten Tiefen, aus Berg und Tal und Wald und Stromesglanz in schwellenden, steigenden Akkorden heraufquillt.

Diese Betonung des Gefühls und der Musik ist übrigens von großem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Prosa gewesen. Man wollte nicht mehr nach dem Muster der lateinischen Sprache verstandesklar konstruierte Sätze aufbauen, sondern die Prosa sollte

Stimmungen, Gefühle bis in die feinsten Nüancen hinein wiedergeben. Es geschah dies unter starker Hervorkehrung der rhythmischen und melodischen Elemente der Sprache. Gewiß hat diese Gefühls- und Stimmungsmalerei mit Worten vielfach zu Übertreibungen geführt, aber deshalb soll man doch die Bedeutung der Romantiker für die Ausbildung unserer Prosa nicht unterschätzen.

Während nun die Romantiker anfangs die dunkeln Gefühle, das Unbewußte ins Licht des Bewußtseins heraufzuheben, seiner Herr zu werden suchten,[1]) ein Prozeß, den die romantische Philosophie in das Absolute, in die Gottheit selbst verlegte, da der Mensch seinen Gott ja immer nach seinem eigenen Bilde schafft, ließen sie sich allmählich immer mehr vom Unbewußten leiten. Die Formlosigkeit, der Mangel an Komposition, der den romantischen Produkten mehr und mehr eigen wurde, geht darauf zurück, daß sie das Genie walten ließen, das sich nicht nur um die vom Verstande gesetzten ästhetischen Regeln nicht kümmerte, sondern dem auch vom Willen kein Ziel gesetzt wurde.

Ebenso gehorchte man immer mehr der inneren Stimme, ließ sich immer mehr von unbestimmten Gefühlen und Trieben beherrschen, man beugte sich vor dem geheimnisvollen Gott im eigenen Innern. Daraus erklärt sich das Unstete in Leben und Charakter so vieler Romantiker, daraus auch die Bedeutung, die die Schicksalsidee in der Dichtung, besonders im Drama gewann, denn man glaubte nicht mehr selbst frei zu handeln, sondern fühlte sich im Banne einer fremden Macht, daraus endlich die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, die sich in die Herzen der Romantiker senkt, nach Ruhe vor den großen, wilden Leidenschaften, die den Menschen nur ins Unglück stürzen, weil sie ihn willenlos mit fortreißen,

Und laßt mir Ruh, träumende Ruh.
(Grillparzer, „Argonauten".)

ist der innigste Wunsch, der schießlich in der Forderung der Verneinung des Willens zum Leben bei Schopenhauer seinen Gipfelpunkt erreicht.

Diese Angst vor den eigenen Gefühlen, die wie Raubtiere in der Tiefe des Herzens schlummerten, vor dem „Flötenton, der leise in uns lispelt, Und magisch doch, mit Sturmsgewalt uns zieht" (Zacharias Werner: „Martin Luther", 1. Akt, 2. Szene), war mit ein Grund, daß viele der Romantiker in dem Schoße der alleinseligmachenden Kirche sich bargen. Diese enthob sie nicht nur des eigenen Denkens, gab ihnen eine farben- und gestaltenreiche Welt des Übersinnlichen, eine Mythologie, nach der sie begehrten, sondern

[1]) Vgl. darüber R. Huch: Blütezeit der Romantik.

erließ ihnen auch das Herrwerden über die dunkle Tiefe im Innern, indem sie ihnen durch Hand und Mund des Priesters die Gnade des Himmels schenkte.

Man war irre geworden an der Wahrheit und Heiligkeit der Gefühle, man vertraute nicht mehr so fest auf die Stimme des Herzens. Denn konnten nicht auch die Gefühle täuschen, irren, konnten sie nicht „verwirrt" werden? Die Tragik dieses Zweifels tritt uns in Kleists Leben wie in seinen Dichtungen erschütternd entgegen. Aber auch der Glaube an die Wahrheit der dichterischen Ahnungen des Genies wurde wankend, er stand nicht so fest wie der der rationalistischen Metaphysiker an ihr durch Vernunftschlüsse errungenes System. Es ging den Romantikern wie dem Grabbeschen Faust, „der immer selber seine Himmel zertrümmerte". („Don Juan und Faust", 4. Akt, 4. Szene.) War es doch das Wesen der romantischen Ironie, das eigene Produkt wieder aufzulösen. Tieck schildert diese Qual des Zweifels im „Phantasus":

Bald schien mich an ein flüchtig Blitzen,
Dann glaubt' ich Wahrheit zu besitzen,
Dann kam die Dämmerung, faßt' es wieder
Und taucht es in die Finster wieder,
Die Nacht war wieder Lichtes schwanger,
Das neue Licht macht' mich noch banger,
Wohl ahnend, daß, wenn's ausgegoren,
Die Finstre neu draus wird geboren.

Man beneidete die glücklichen Menschen und Zeiten, deren Glauben noch nicht erschüttert war. In einem Briefe Kleists aus Dresden 1801, in dem er mit begeisterten Worten den katholischen Gottesdienst schildert, heißt es:

Mitten vor dem Altar, an seinen äußersten Stufen kniete jedesmal, ganz isoliert von den andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gestützt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen.

Die Sehnsucht nach jenem Zustande, jenen Zeiten, wo der Zwiespalt noch nicht vorhanden, wo das Mystische noch sicher war, drückt Tiecks Genoveva aus in den Worten:

Drum ist es nicht so Andacht, die mich treibt,
Wie inn'ge Liebe zu den alten Zeiten,
Die Rührung, die mich fesselt, daß wir jetzt
So wenig diesen großen Gläub'gen gleichen.

Man versteht aus diesem Zusammenhang heraus leicht die Schwärmerei für die „frommen, christlichen" Maler, wie sie in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" anhebt, und die Forderung der Nazarener, daß die Kunst religiös, der Künstler

ein Gläubiger sein müsse. Denn wenn der Künstler nicht idealisieren, sondern zaubern, das heißt eine jenseitige Welt schaffen sollte, so war der Glaube Vorbedingung seines Schaffens.

Der Zweifel an der Offenbarung, die dem eigenen Genie zuteil wird, führte aber schließlich zum Glauben an die Offenbarungen, die anderen zuteil wurden oder geworden waren. Denn das Wahrheitsstreben war nicht zu dämpfen. Darum versuchte man es mit der christlichen Mystik, studierte Jakob Böhme, beschäftigte sich mit Astrologie und Pseudo-Wissenschaften, erblickte in den krankhaften Zuständen des Somnambulismus, der „Hellseherei", das „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere", wie aus Kerners „Seherin von Prevorst" genugsam bekannt ist.

Dieser Weg aber führte notwendig zur positiven Religion, die allein die Sicherheit geben konnte, nach der man verlangte. Die Romantiker, die anfangs eine neue Mythologie schaffen, die Moral allein auf die Persönlichkeit gründen wollten, ließen sich schließlich Glauben und Sittengesetz von der Kirche vorschreiben.

Dieser Gang vom Kantschen Individualismus bis zur Unterwerfung unter das Dogma hängt zusammen mit einer Abnahme der individualistischen Strömungen und einem Stärkerwerden der Gemeinschafts- und Abhängigkeitsgefühle, eine Entwicklung, die sich langsam innerhalb der Romantik vollzog und die an verschiedenen anderen Erscheinungen noch beobachtet werden kann, auf deren zeitgeschichtliche Gründe ich jedoch hier nicht näher eingehen kann. Auf die Zunahme der Formlosigkeit, das stärkere Sichtreibenlassen von den Gefühlen habe ich schon hingewiesen, es ist dieselbe Entwicklung, die auch zu einer immer höheren Wertung aller Volksdichtung führt, aller Produkte der „Volksseele", wie sie im eifrigen Sammeln der Volkslieder und -bücher, dem Studium der alten Chroniken zum Ausdruck kommt. In den alten Volksmythen, -sagen und -märchen glaubt man einen tieferen Sinn verborgen, weil sie unbewußt, naiv geschaffen werden wie die Werke des Genies. Aber nicht mehr was der einzelne produziert, sondern was das ganze Volk hervorbringt, gilt jetzt als wahr, daran glaubt man.

Es hängt damit zusammen, daß die Romantik politisch immer reaktionärer wurde. Wie den einzelnen, so glaubte man auch das Volk vom Schicksal beherrscht, gegen die nach bestimmten, uns jedoch unerkennbaren Gesetzen sich vollziehende historische Entwicklung hielt man den menschlichen Willen und Verstand für machtlos. Man fühlte sich abhängig von der Geschichte und verachtete daher die Revolution, die ein Werk der unhistorisch denkenden, vom Verstande beherrschten Aufklärung war.

Zur Textgeschichte von Novalis' Fragmenten.[1])

(Schluß.)

Von Antonie Hug von Hugenstein in Mürzzuschlag.

Es gehört zu meiner Aufgabe, auch folgende Verstöße von H noch anzuführen: S. 356, Z. 10 ff. zeigen sich auf den ersten Blick als Notizen über Dinge, deren Erledigung Novalis nicht versäumen wollte. Da diese Zeilen den interessanten Fingerzeig enthalten, daß die Beschäftigung mit der Mineralogie ein geistiges Band zwischen Goethe und Novalis herstellte, sind sie wichtig, gehören aber in den Anhang, nicht unter die eigentlichen Fragmente. Zu „Rauschenberger Schlacht" S. 356, Z. 10 setzt Heilborn ein Fragezeichen. Ein Blick in ein Konversationslexikon lehrt, daß das Städtchen Rauschenberg im preußischen Regierungsbezirke Kassel 1639 von den Schweden erobert und nahezu zerstört worden ist. Entweder hatte Novalis selbst diesen Stoff bearbeitet oder es lag ihm die Arbeit eines anderen vor, die ihn interessierte und für die er auch Schellings Interesse voraussetzte.[2])

Ebenso lassen sich in den Fragmenten H II, 353, Z. 11 ff. und H II, 362, Z. 18 ff. bloß Stützen des Gedächtnisses erkennen, nicht aber Ergebnisse von Denkarbeit. Büchernotizen liegen vor in H 428, Z. 2 von unten ff., sie waren ebenso in den Anhang zu stellen wie die H 695, Z. 8 angeführten. Auch Aufzeichnungen wie H 273, Z. 2 von unten ff., H 290, Z. 10 von unten ff. und Z. 6, Z. 1 von unten waren meiner Ansicht nach als Tagebuchnotizen in den Anhang zu verweisen.

Bei dem Fragment H II, 583 lesen wir (Z. 1 von unten) die Bemerkung (Beziehung auf ein Fragment im „Blüthenstaub"), offenbar von des Dichters Hand herrührend. Umsonst späht man nach einer Notiz von des Herausgebers Hand, welches Fragment des „Blütenstaubes" gemeint sei. Ich bin der Sache nachgegangen und habe tatsächlich ein Fragment im „Blütenstaub" H I, Z. 11 gefunden, das mit dem in H II 583, Z. 3 von unten ff. in innerem Zusammenhange steht; es beginnt mit den Worten „In sich zurückgehn ...." Auch das Fragment H I 255, Z. 13 ff. „Wenn ein Geist stirbt ..." scheint mir mit dem angeführten verwandt (vgl.

[1]) Vgl. oben S. 79 ff.

[2]) Eine poetische Bearbeitung der Rauschenberger Schlacht konnte ich, unter diesem Titel mindestens, nicht ausfindig machen.

dazu H 245, Z. 5 von unten ff.). Wie charakteristisch für Novalis, den Fragmentisten, sind diese Versuche, einen Gedanken in die verschiedensten Formen zu kleiden, ihm immer neue Seiten abzugewinnen! H^{I}, 253 findet sich ein Fragment, das man als Illustration zu dem Schlagworte vom „symphilosophieren“ betrachten kann, das im romantischen Kreise gäng und gebe war.[1]) Dieses Fragment trägt die Notiz „(Papiere von Fr. Schlegel)“ von des Dichters Hand. Auch darüber schweigt Heilborn sich aus. In den Lyceums- und Athenäumsfragmenten, sowie in den „Ideen“ Fr. Schlegels[2]) habe ich diese Gedanken nicht gelesen. Fr. Schlegel hat sie also wohl dem Freunde überlassen, der denn auch gleich daraus Kapital schlägt.

Das Verhältnis von H zu den ersten Drucken A und J[3]) haben Minor und Walzel bereits erörtert. Ich möchte mir hierzu nur noch einige Bemerkungen gestatten: Die Konjektur, daß im Fragmente H^{II}, 42, Z. 8 ff. in Z. 19 (siehe $S^{5\,III}$, S. 211) die Worte „das Gleiche“ ausgefallen seien, hat nicht Haym, sondern Bülow gemacht; Haym teilt bloß die richtige Lesart mit (siehe Anzeiger für deutsches Altertum 28, S. 107).

Heilborn hat keineswegs alle Varianten von A gebucht; ich vermisse folgende:

H^{II}, S. 6, Z. 6 von unten: besondre] besonders A S. 9, Z. 18 im Anfang] zu Anfang A S. 12, Z. 2 von unten: interessant] bedeutend A S. 8, Z. 10 von unten: zeig] zeige A S. 18, Z. 11 Willen] Wille A S. 19, Z. 7 abhänge] abhange A S. 2, Z. 9 lebt] hat A S. 7, Z. 7 weiter kann] weiter kommen kann A S. 8, Z. 20 vollständigen] vollständigem A S. 20, Z. 6 des Pantheisten] des Pantheism A.

Das Fragment S. 10, Z. 14 ff. bringt er unrichtig im Apparat, es heißt nämlich in A „Was Friedrich Schlegel als Ironie ....“

Was nun den Text der übrigen Fragmentmassen betrifft, so soll dargetan werden, inwiefern H einen besseren Text bietet als S und $S^{5\,III}$.

In folgenden Fällen hat H ohne Zweifel die richtige Lesart und die Herausgeber von S und $S^{5\,III}$ haben falsch gelesen oder unberechtigterweise geändert.

a) S bringt falschen Text:

H^{II}, S. 57, Z. 23 vorfinde] vorfindet S, das Subjektive der Ansicht wird durch den Konjunktiv betont; S. 87, Z. 10 f. von unten: Ausdruck

[1]) Vgl. Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine Prosaischen Jugendschriften herausgegeben von Minor. Wien 1882. Vorrede zum 1. Band, S. V.

[2]) a. a. O., 2. Band, S. 183—289.

[3]) Bezieht sich auf die Fragmentmassen „Blütenstaub“, im Athenäum, und auf „Glaube und Liebe“, in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie zuerst erschienen.

in jedem Organ desselben] Ausdruck desselben in jedem Organ S S. 96, Z. 4 von unten: der Nerv] der Stern S S. 117, Z. 7 von unten: Welt.] Welt an sich. S, durch Lesefehler wurde „an sich" aus der vorigen Zeile wiederholt; S. 153, Z. 2 mit den Menschen] mit dem Menschen S[1]) S. 153, Z. 10 von unten: oder Minen] oder Sinnen S S. 169, Z. 11 von unten: in einem freyern, beweglicheren] in einem freien beweglichen S, der Bezug auf den vorigen Satz geht in S verloren; S. 171, Z. 2 von unten: Individuum] Individualitäten S S. 173, Z. 8 verbinden] verbreiten S S. 175, Z. 6 bewegen] fehlt S S. 195, Z. 5 unsichtbar sichtbare] unsichtbare sichtbare S S. 197, Z. 6 von unten: durchdringendste] durchdringlichste S S. 217, Z. 4 die Zünfte = die Glieder] die Zünfte die Glieder S S. 5 die Stände = die Vermögen] die Stände das Vermögen S, wodurch die Klarheit beeinträchtigt wird; S. 219, Z. 5 f. Weinen macht das arterielle System, das Lachen das venöse System.] Weinen ist das System der Arterien, Lachen das der Venen S; es scheint mir hier ein starkes Verkennen der Meinung des Dichters vorzuliegen, der von der Ursache dieser Erscheinungen spricht. Sollte nicht das einzige Wörtchen „uns" nach „macht" die Schwierigkeit lösen? statt „das Lachen" müßte dann wohl „Lachen" stehen; S. 254, Z. 20 Die Welt, des Menschen Welt,] die Welt des Menschen ist Welt, S, eine Änderung, die daher rührt, daß die Herausgeber den notwendigen Beistrich nach dem ersten „Welt" wegließen; S. 280, Z. 10 gewöhnlichen menschlichen Dingen] gewöhnlichen Dingen S S. 311, Z. 22 Glied und Nichtglied] Glied oder Nichtglied S S. 311, Z. 24 das ganze Ding] dieses S S. 329, Z. 12 analog in] analogen S S. 346, Z. 3 von unten: wahrhaft innerliches] wahrhaftes innerliches S S. 348, Z. 7 von unten: Dicke Tropfen] Diese Tropfen S S. 348, Z. 1 von unten: daher kein] und daher kein S S. 353, Z. 13 Wissenschaft] Wissenschaften S S. 362, Z. 3 diesen] diesem S jenen] jenem S[2]) S. 371, Z. 7 von unten: voll Bedeutung] von Bedeutung S S. 382, Z. 17 ließe] läßt S, es geht hier das Hypothetische des Gedankens verloren; S. 384, Z. 10 Spracharbeiten] Spracharbeit S S. 473, Z. 13 brauchen] begegnen S S. 493, Z. 11 mittelbares] unmittelbares S S. 493, Z. 3 von unten: als solcher] als solche S; S. 498, Z. 10 f. mit Einer Kunst (Einem Geiste)] Einer Kunst, Eines Geistes S, die Herausgeber haben das „mit" übersehen und dann durch ihre Änderung den Sinn geschädigt; S. 505, Z. 4 karacterisirtes] charakteristisches S S. 523, Z. 5 f. das dünkt ihm] fehlt S zum Schaden des sprachlichen Ausdruckes Z. 6 indischen] fehlt S, das Wort ist wohl in der Handschrift schwer leserlich und war den Herausgebern verdächtig; S. 523, Z. 1 von unten: Geheimnißzustand] Geheimnißstand S, ebenso Z. 4 von unten, dagegen S. 525, Z. 10 die euphonische Form; S. 160, Z. 8 finden wir „Naturstand". Vielleicht ist Novalis die euphonischere Form erst während des Schreibens geläufig geworden; S. 527, Z. 7 Verjüngungs-Essenz] Vereinigungs-Essenz S S. 528, Z. 16 gesammten] gespannten S; S. 534, Z. 11 oder Zeit] der Zeit S S. 532, Z. 13 Ferne Philosophie] Philosophie S S. 570, Z. 5 wie einen] zu einem S.

b) $S^{5\,III}$ liest falsch oder ändert ohne Recht:

S. 3, Z. 17 hier H und S] für uns $S^{5\,III}$ S. 78, Z. 10 Sein Candide] Seine Candide $S^{5\,III}$ S. 82, Z. 18 ist ein Werden] ist im Werden $S^{5\,III}$ Z. 6 von unten: ein vollständiges] unvollständiges $S^{5\,III}$ S. 84, Z. 4 mittel-

[1]) Die Herausgeber wollten wohl des nachfolgenden Satzes wegen den Singular, Novalis aber wegen „den Büchern" den Plural.

[2]) Die Herausgeber von S glaubten, die Novalis eigentümliche falsche Dativform korrigieren zu müssen, vielleicht aber wollte er die Pluralform.

bare] miltheilbare $S^{5\,III}$ S. 97, Z. 7 von unten: der Keim] Keim $S^{5\,III}$ S. 99, Z. 15 also zwey] zwei $S^{5\,III}$ Z. 16 unser Erkenntniß-, ... Begehrungsvermögen] unsere Erkenntniß, ... Begehrungsvermögen $S^{5\,III}$ S. 126, Z. 4 Synthetische] fehlt $S^{5\,III}$, Bülow hat den Sinn des Fragmentes nicht erfaßt; S. 134, Z. 18 körpererhaltenden] körperhaltenden $S^{5\,III}$ S. 142, Z. 9 von unten: Urbekannte] Unbekannte $S^{5\,III}$ S. 145, Z. 13 künstlerisch behandelt] künstlerisch bekannt $S^{5\,III}$ S. 161, Z. 2 der erste Künstler] der Künstler $S^{5\,III}$ Z. 27 allegorische Worte] allegorische Werke $S^{5\,III}$ S. 162, Z. 8 Er muß] Es muß $S^{5\,III}$ S. 179, Z. 7 Naturprodukten] Naturprodukte $S^{5\,III}$ S. 189, Z. 12 und gegenexperimentieren] und gegenexperimenten $S^{5\,III}$ S. 191, Z. 6 in die Seele] in der Seele $S^{5\,III}$ S. 210, Z. 23 Verbreitung] Vorbereitung $S^{5\,III}$ Z. 4 von unten: sie benutzen] benutzen $S^{5\,III}$ S. 275, Z. 8 für das allgemein Sittliche] vor dem Allgemeinen, vor dem Sittlichen $S^{5\,III}$ Z. 20 Rücksicht nie] Beziehung nicht $S^{5\,III}$ Z. 21 absolut erhoben] erhoben $S^{5\,III}$ Z. 23 Qual (Negation)] Qual $S^{5\,III}$ Z. 24 Gefühl von Abhängigkeit (Ohnmacht)] Abhängigkeit $S^{5\,III}$ Z. 25 Genuß (Position), Gefühl von Kraft] Genuß $S^{5\,III}$ S. 289, Z. 5 zweckmäßige] zweckmäßig $S^{5\,III}$; Bülow scheint den Beistrich übersehen und dadurch den Fehler gemacht zu haben; S. 289, Z. 4 von unten: andrer] andere $S^{5\,III}$ S. 297, Z. 8 von unten: Logogryphen] Logographen $S^{5\,III}$ S. 310, Z. 26 Grundsatz] Grund $S^{5\,III}$ S. 355, Z. 13 an sich verständlich] verständlich $S^{5\,III}$, wodurch der Gedanke an Schärfe verliert; S. 395, Z. 9 Erscheinung] Erscheinungen $S^{5\,III}$ S. 431, Z. 4 ins] im $S^{5\,III}$ S. 453, Z. 5 von unten: Urglauben — Urwillen] Unglauben — Unwillen $S^{5\,III}$ S. 640, Z. 17 noch] fehlt $S^{5\,III}$.

Muß man aber auch einerseits zugestehen, daß H in den genannten Fällen einen richtigeren Text bietet als S und $S^{5\,III}$, so ist damit doch noch lange nicht gerechtfertigt, daß Heilborn sich um die Ausgaben seiner Vorgänger nur dort kümmert, wo ihn die Handschrift im Stiche läßt (siehe H^{II}, S. 671, 679). Dennoch belehrt Fragment S. 295 „Was in diesen Blättern .....“[1]), in welchem Novalis selbst sagt, viele der in den Manuskripten vorliegenden Gedanken bedürften der Überarbeitung, um druckreif zu werden, darüber, daß man es hier mit flüchtig hingeworfenen ersten Aufzeichnungen zu tun habe, in denen neben manchem unklaren und mangelhaften Ausdrucke gewiß auch Schreibfehler vorliegen dürften. Und diese Erwägung hätte nun dazu führen müssen, den Änderungen in S und $S^{5\,III}$ doch einige Beachtung zu schenken; denn die Herausgeber haben eben die Absicht zu feilen, an deren Ausführung der Dichter durch den Tod verhindert wurde, vollführt, und daß namentlich Schlegel und Tieck sich dabei nicht allzu weit von der Meinung des Autors entfernten, dafür bürgt uns der innige geistige Verkehr, in dem sie mit dem Dahingeschiedenen gestanden hatten. Bülow dürfte wohl manchen Fingerzeig von Tieck erhalten haben, aber ich habe bei den Vergleichen den Eindruck empfangen, daß er weit weniger verläßlich ist als seine Vorgänger, wenn auch gleichfalls von dem

---

1) Ich zähle dieses Fragment zu jenen, die wohl besser in den Anhang zu verweisen waren.

ehrlichen Streben erfüllt, den Autor zu seinem vollen Rechte gelangen zu lassen.

Inwiefern also S und $S^{5\,\mathrm{III}}$ zur Verbesserung des Textes von H benutzt werden kann, will ich im folgenden ausführen. Ich unterscheide da zwei Gruppen von Varianten in S und $S^{5\,\mathrm{III}}$: a) solche, die sich als Verbesserungen von Schreibfehlern in den Handschriften erweisen; b) solche, die von den Herausgebern zum Zwecke des leichteren Verständnisses gemacht wurden.

Die ersteren waren von Heilborn in den Text zu übernehmen, die handschriftliche Lesart war in den Apparat zu setzen. Die anderen gehören in den Apparat. Zur Gruppe a) rechne ich folgende:

H^{II} 94, Z. 4 Geisterscheinung] Geistererscheinung $S^{1,4}$ [1]) S. 105, Z. 19 Vordichtung] Verdichtung $S^{5\,\mathrm{III}}$ S. 160, Z. 5 von unten ist aus der Zeile 25 offenbar „notwendig" hereingekommen und als fehlerhaft von Novalis eingeklammert worden, in $S^{5\,\mathrm{III}}$ fehlt es also mit Recht; S. 216, Z. 3 von unten: um es heben, und mit . .] um es mit S S. 217, Z. 8 dies sittliche] das sittliche S; S. 267, Z. 4 von unten: diesen] diese S Z. 3 von unten: jene] jenen S S. 298, Z. 4 von unten: deviniren] diviniren S, in den Wörterbüchern[2]) erscheint „devinieren" nicht, nur „divinieren"; es scheint also ein Fehler von Novalis vorzuliegen. S. 340, Z. 17 Bekenntnisse der . .] Bekenntnisse einer . . $S^{5\,\mathrm{III}}$; Bülow macht den Titel Goethisch, Novalis setzt vielleicht die schöne Seele als bekannt voraus. S. 382, Z. 3 eine ante] ein Ante $S^{5\,\mathrm{III}}$ S. 506, Z. 1 Pflanze] Pflanzen S, einer der schlimmsten Verstöße in H; S. 544, Z. 2 Supplemente] Supplement S S. 571, Z. 22 mir] uns S S. 580, Z. 6 von unten: Vergeisten] Vergeistigen S S. 654, Z. 13 ihres] seines S ebenda, Z. 14 Um weniger] Um so weniger S.

Gruppe b):

S. 7, Z. 4 Krandheitsfähig] empfänglich für Krankheit S S. 14, Z. 4 f. aber mangelhafte Verhältnisse] bei mangelhaften Verhältnissen S S. 34, Z. 11 das Buch nach seiner Idee] nach seiner Idee das Buch S, durch die veränderte Wortstellung fällt der Akzent auf „seiner Idee", was das Verständnis erleichtert; S. 54, Z. 7 Posten, welcher die . . . . . gegen das widerstrebende Element, ..., nötig macht, ablöst.] Posten ablöset, auf dem . . . . . . antagonistische Element, . . . vonnöthen ist S (das Fremdwort einzuführen, war nicht nötig); S. 56, Z. 16 Er ist] dieser ist S Z. 18 herrscht in der Natur] herrscht statt ihrer in der Natur S S. 57, Z. 2 f. Gegenteils stimmt die zweite Klasse in der Bemitleidung der Ersten überein, der sie die absurdeste Schwärmerey, bis zum Wahnwitz, schuld geben.] Im Gegenteil bemitleidet die zweite Klasse wieder die erste und gibt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz absurd sei S S. 59, Z. 22 in jeder] in keiner S, die volkstümliche doppelte Verneinung soll den Sinn des Satzes deutlich machen. S. 64, Z. 4 eine Sublimation] eine Sublimation derselben S, durch welchen Zusatz der Bezug dieses Satzes auf den vorigen deutlicher wird; Z. 5 kein plastisches Präcipitat, ohne geistiges Sublimat. Was jenes an Wärme verliert, gewinnt dieses.] Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen. S Durch Verallgemeinerung

[1]) S. 304, Z. 15 schreibt Novalis richtig „Geistererscheinung" (vgl. S. 529).

[2]) Fremdwörterbücher von Christ. Heyse, von D. Sanders und von Kehrein.

der Begriffe rücken Schlegel und Tieck den Gedanken dem Verständnisse des Lesepublikums näher, wobei aber seine Originalität beeinträchtigt wird. S. 74, Z. 2 von unten: in Gesellschaft] in Gemeinschaft S, der prägnantere Ausdruck, dem im Freundeskreise immer wiederkehrenden Gedanken von „symphilosophieren etc." genauer entsprechend; S. 101, Z. 15 Söfchen] Sophie $S^{5\,III}$; S. 124, Z. 1 von unten: Regeneration] dies ist die Regeneration S, wodurch der Zusammenhang der Gedanken hergestellt wird; S. 130, Z. 16 à leur portée] à portée der Frauen $S^{5\,III}$ S. 138, Z. 17 f. für die Beste und die absolut Meine anzunehmen] für die Beste zu halten S S. 148, Z. 10 die Liebste] die liebste Frau $S^{5\,III}$, um Zweideutigkeit zu vermeiden; Z. 11 für sie —] für sie hätte $S^{5\,III}$ S. 152, Z. 1 in den Werken] in ihren Werken S, um den Bezug auf „Schriftsteller" (S. 151) deutlich zu machen; S. 157, Z. 4 von unten: Gst. (Geschlechtstheile?)] Gegenstände $S^{5\,III}$, es kann kein Zweifel sein, daß Heilborns Konjektur das Richtige trifft, nur hätte er [ ] setzen müssen, da man sonst nach H 663 f. Novalis dafür verantwortlich macht; man würde auch eine kritische Bemerkung über die Lesart Bülows erwarten; S. 154, Z. 4 von unten: das] dies S, um den Hinweis auf den vorhergehenden Satz recht deutlich zu machen; S. 169, Z. 3 von unten: leidet sie] leidet diese S, damit die Beziehung auf „Welt" hervortrete; S. 171, Z. 8 f. In diesem Zufall müssen alle seine übrigen Zufälle, die unendliche Reihe seiner Zustände, eingeschachtelt liegen, oder noch besser, als seine Zufälle, seine Zustände determinirt seyn.] In diesem Zufalle muß die ganze Reihe seiner Zufälle und Zustände determinirt seyn S. Die Vereinfachung des Ausdrucks fördert hier wesentlich das Verständnis. S. 173, Z. 2 ihm.] ihm. Dies kann unmöglich bleiben S, zur Verbindung mit dem folgenden Gedanken dienend. S. 176, Z. 26 oder auf die Hand] fehlt S, weil ihr Bezug auf den „Maler", der Novalis offenbar vorschwebte, keineswegs deutlich ist. S. 178, Z. 10 eines moralischen Zentrirwunders] fehlt S, wohl deshalb, weil die Worte etwas dunkel klingen. S. 179, Z. 1 regulativen] fehlt S vermutlich aus demselben Grunde, ebenso S. 182, Z. 6 von unten: (Euthanasie)] fehlt S. S. 188, Z. 7 von unten: Associationsgesetze] fehlt $S^{5\,III}$, weil der Zusammenhang gestört ist; S. 195, Z. 8 überhaupt — in] überhaupt, das in S S. 203, Z. 13 Damit schließt sich dies vortrefflich] Auch schließt sich dies schön S, da der Bezug des „damit" nicht recht klar ist. S. 209, Z. 20 Sie ist Kunst] Sie ist auch Kunst S, wodurch das zweifache Wesen der Mathematik betont wird. S. 217, Z. 10 Allegorischer Mensch.] So daß jeder Staat immer ein allegorischer Mensch gewesen ist. S S. 218, Z. 1 von unten: Jenes] Das Lachen S, da der Bezug auf „Lachen" nicht mehr deutlich war. S. 255, Z. 7 auf die] auf diese S S. 279, Z. 21 f. Höchstens kann wahre Poesie] Diese wahre Poesie kann höchstens S, damit der Anschluß an den vorausgehenden Gedanken hergestellt sei. S. 280, Z. 9 Er handelt] Das Buch handelt S S. 326, Z. 4 von unten: Bildungsloge] Bildungsschule S S. 334, Z. 17 und Denken und] Denken und $S^{5\,III}$; durch die Häufung des „und" bei Novalis leidet die Deutlichkeit; S. 339, Z. 13 God save] God save the king $S^{5\,III}$ S. 347, Z. 1 innern] innerlichen S, um den Bezug deutlicher zu machen, nehmen die Herausgeber den Ausdruck von S. 346, Z. 3 von unten wieder auf. S. 356, Z 16 seine] die S in Rücksicht auf „Sonne". S. 357, Z. 2 von unten: ist die] ist endlich die S des Nachdrucks wegen; S. 358, Z. 13 demselben] ihm selbst S S. 361, Z. 19 man] der Redner S S. 380, Z. 6 die Ewigkeit] seine Ewigkeit S S. 380, Z. 8 Sehersinn] Wahnsinn S epexegetisch; Z. 8 religiösen] religiösen Sinn S S. 382, Z. 2 von unten: Gedicht, was es sonst, oder dem Verfasser, nicht ist] oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist. S S. 389, Z. 15 f. dies ist gerade mit dem griechischen Trauerspiel der entgegengesezte Fall. Pedantism und Unnatur der Poesie.] Pedantism und Unnatur der Poesie, und das ist mit dem griechischen Trauerspiel gerade der entgegengesetzte Fall. $S^{5\,III}$ S. 434, Z. 11

fangen sie das ganze Geschlecht an zu hassen] hassen sie alle Art davon S; S 466, Z. 1 Söschen] Sophie $S^{5\,III}$ S. 493, Z. 13 ist ein] ist es ein S S. 521, Z. 6 durchaus entgegengesezte Welt der Welt der Wahrheit] der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte S S. 521, Z. 8 Schöpfung.] Schöpfung ähnlich ist. S, um ein Mißverständnis zu vermeiden. S. 536, Z. 4 von unten: mannichfacher] mannichfacher der Reiz S S. 542, Z. 6 von unten: eines Menschen] für den Menschen S S. 543, Z. 3 f. sich selbst] sich entweder selbst S, damit die Gegenüberstellung mehr hervortrete. S. 549, Z. 1 wie sie] so wie sie es sind. S S. 549, Z. 4 von unten: es ist] fehlt S, damit das Verhältnis dieses Gedankens zum vorigen, dessen Erklärung er bildet, besser ersichtlich werde. S. 551, Z. 2 im Mährchen[1])] in Goethe's Märchen S S. 563, Z. 22 Intelligenz, zu] Intelligenz (Goethe's Märchen) zu S S. 565, Z. 6 Neigungsformel] Neigung S, da die Herausgeber beim Lesepublikum die dem Dichter eigentümliche mathematische Vorstellungsweise nicht voraussetzen konnten. S. 579, Z. 3 Äußern, und] Äußern steht und S S. 586, Z. 10 Synthesis] Die Vollendung ist die Synthesis S S. 646, Z. 3 von unten: oder jede bestimmte Richtung, welches eins ist] oder (welches eins ist) jede bestimmte Richtung S.

Als eine dritte Gruppe von Varianten in S und $S^{5\,III}$ führe ich solche an, denen die Bedeutung von stilistischen Verbesserungen zukommt, wie sie etwa Novalis selbst, hätte er an Veröffentlichung gedacht, vorgenommen hätte. Auch diese waren von Heilborn in den kritischen Apparat aufzunehmen. Ich stelle im folgenden die gleichartigen zusammen. Zunächst finden wir Gedanken, die in den Handschriften nur skizziert sind, in S und $S^{5\,III}$ sprachlich durchgeführt:

S. 92, Z. 11 Über die Natur als einen Baum] Man kann die Natur als einen Baum ansehen S S. 105, Z. 9 Zwey Arten] Es gibt zwei Arten $S^{5\,III}$; S. 124, Z. 22 f. Merckwürdige Frage, vom Sitz des Paradieses (Sitz der Seele).] und die Frage, wo es liegt, ist nicht unbedeutend. S Z. 1 von unten: Regeneration des Paradieses] dies ist die Regeneration des Paradieses S S. 147, Z. 8 Ähnlichkeit und] Es ist eine Ähnlichkeit und $S^{5\,III}$; diese Änderung führte eine andre mit sich: Z. 8 von] zwischen $S^{5\,III}$ S. 154, Z. 17 desto vollkommner] sie ist desto vollkommner S ebenda, Z. 20 f. Vervollkommnung des Ausdrucks, Fertigkeit] kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, so daß eine Fertigkeit entsteht S S. 159, Z. 1 Veredlung der Leidenschaft] Die Veredlung der Leidenschaft kann —] $S^{5\,III}$ Z. 4 mit einem geliebten Ich.] mit einem geliebten Ich werden. $S^{5\,III}$ ebenda, Z. 2 durch freywillige Beybehaltung derselben als Vehikels] durch freiwillige Beibehaltung das Vehikel $S^{5\,III}$, bedingt durch die sprachliche Ausführung des Gedankens; S. 183, Z. 4 von unten: Wolkenspiel —] Das Wolkenspiel $S^{5\,III}$ S. 220, Z. 18 ff. Übergang einer Sprache ..... Aussprache.] Durch corrupte oder eigentümliche Aussprache geht eine Sprache in die andre über. $S^{5\,III}$ S. 261, Z. 1 Vier Arten] Es giebt vier Arten S S. 272, Z. 2 sentimental — objectiv] sentimental sind objectiv $S^{5\,III}$; S. 272, Z. 10 Krumme Linie — Sieg] Die krumme Linie ist der Sieg $S^{5\,III}$; S. 279, Z. 17 Erzählungen, ... wie Träume.] Es lassen sich Erzählungen, ... wie Träume denken. S S. 280, Z. 14 f. Sehr viel Oeconomie; mit prosaischen, wohlfeilen Stoff ein poetischer Effect erreicht.] Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect er-

[1]) Bezeichnend für Novalis' nahes Verhältnis zu Goethe; den Romantikern ist Goethes Märchen von der Lilie das Märchen κατ' ἐξοχήν.

reicht. S S. 281, Z. 9 Neue Ansicht der Physiognomik — als .... Verhältnisse.] Eine neue Ansicht der Physiognomik würde sein, sie als .... Verhältnisse zu denken. S[5 III] S. 287, Z. 10 Thierische Natur der Flamme.] Die Flamme ist thierischer Natur. S S. 288, Z. 7 Dichterischen Beywörter der griechischen Dichter — durchaus] Die Beiwörter der griechischen Dichter sind durchaus S[5 III]; S. 303, Z. 21 Poesie im Ganzen — Poesie] Es gibt eine Poesie im Ganzen und eine Poesie S[5 III] ebenda, Z. 22 f. Z. B. ad 1 .... z. B. ad 2] So gehört z. B. zu jener ... zu dieser S[5 III] S. 320, Z. 18 Sonderbar, daß] Es ist sonderbar, daß S S. 336, Z. 11 Bilder — allegorische aus der Natur.] Die Natur hat allegorische Bilder. S[5 III] Z. 12 f. Aufsteigende Wolken als Quellengebete.] Die um die Quellen aufsteigenden Wolken sind Quellengebete. S[5 III]; S. 344, Z. 5 von unten: Ton] Gibt es einen Ton .. S[5 III] Gestalt] eine Gestalt S[5 III].

Das „Vielleicht", welches Haym[1]) die herrschende, immer hinzuzudenkende Partikel aller Hardenbergischen Fragmente nennt, hat Bülow hier durch die Frageform angedeutet; Schlegel und Tieck haben es an anderer Stelle (S. 479, Z. 22) direkt zum Ausdruck gebracht. Um so auffallender und die Vorliebe Fr. Schlegels für schroffe Behauptungen kennzeichnend ist die Veränderung S. 531, Z. 6 von unten: Soll der Mensch sich ..] Der Mensch soll sich S. Nach diesem kleinen Exkurse zum Thema zurückkehrend, fahre ich in der begonnenen Aufzählung fort; als sprachliche Durchführung skizzierter Gedanken erscheinen ferner:

S. 352, Z. 2 f. von unten: Todtes — lebendiges Wissen.] — sie verwandelt das todte Wissen in ein lebendiges. S S. 365, Z. 6 beydes] ist beides S[5 III] S. 369, Z. 9 Besondere Arten] Es giebt besondre Arten S S. 385, Z. 3 von unten: Empfinden (Denken)] Denken und Empfinden S S. 387, Z. 2 Große historische Rolle dieses Gegensatzes.] In der Historie hat er eine große Rolle gespielt. S S. 387, Z. 4 Unendliche Ferne der Blumenwelt.] Die Blumenwelt ist eine unendliche Ferne. S[5 III] S. 393, Z. 1 Möglichkeit ... Schmerzes] Es ist die Möglichkeit .... Schmerzes da. S[5 III] S. 430, Z. 21 Lauf (Zweck)] Lauf oder Zweck S[5 III] S. 433, Z. 19 Logische Philister] Es gibt logische Philister S[5 III] S. 395, Z. 6 von unten: Nirgends auffallender] Dies ist mir nirgend auffallender S S. 478, Z. 2 von unten: Bedeutender Zug] Es ist ein bedeutender Zug S S. 479, Z. 5 Die Zauberdedingungen.] Dieses sind die Zauberbedingungen. S Z. 17 f. Enthusiasmus für Krankheiten und Schmerzen; Tod, eine nähere Verbindung liebender Wesen.] So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheit und Schmerz werden, und vor allem den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehn. S S. 480, Z. 23 Erhöhung, Richtung] Es ist eine Erhöhung, eine Richtung S S. 492, Z. 1 Untersuchung der Frage] Es müßte untersucht werden S S. 520, Z. 1 f. von unten: die Zeit ..... vor der Welt.] hier tritt die Zeit .... vor der Welt ein. S S. 523, Z. 4 f. Über die allgemeine n Sprache[2]) der Musik. Der Geist

---

[1]) Haym, Die romantische Schule, S. 366.

[2]) Namhafte Philosophen und Musiktheoretiker, welche ich betreffs dieser Stelle um Auskunft bat, wissen damit nichts anzufangen. Sie sehen darin nur einen jener vagen und unbestimmten Ausdrücke, in denen das romantische Denken sich zuweilen gefiel und wodurch die romantische Philosophie zum Teil in Mißkredit gekommen ist. Herr Winkelmann, Mitglied des deutschen Seminars, konjiziert „Notensprache".

wird frey, unbestimmt angeregt;] Die Musik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Greist frei, unbestimmt angeregt wird, S S. 586, Z. 10 Tragische Wirckung der Farce, des Marionettenspiels, des buntesten Lebens, des Gemeinen, Trivialen.] auch Farcen und Marionettenspiele haben eine tragische Wirkung, ebenso das bunteste Leben, eben so das Gemeine und Triviale.) S; S. 550, Z. 5 f. Naturkarricaturen unter den Thieren, den Pflanzen.] Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Carricaturen. S S. 586, Z. 10 f. Synthesis .... Zeitlichkeit.] Die Vollendung ist die Synthesis .... Zeitlichkeit. S.

Verbesserungen des sprachlichen Ausdrucks liegen in folgenden Lesarten vor:

S. 25, Z. 6 von unten: und der Schwärmer] und Schwärmer S S. 87, Z. 17 mannichfacher] mannichfaltiger S, um mehr die Weise der Ausführung zu betonen; ebenso S. 24, Z. 11. S. 95, Z. 7 f. den Zucker- und Milchseen umfließen] den Zucker und Milch umfließen S S. 101, Z. 9 hinaus ostraciren.] heraus. S[1]) S. 124, Z. 16 oder mehrere] oder sind mehrere S; ebenda, Z. 22 ist das Ideal] war das Ideal S S. 151, Z. 2 und dann] und darum S, wodurch das Verhältnis der beiden Gedanken schärfer ausgedrückt wird; ebenda, Z. 6 dahingegen] dagegen S, ebenso S. 164, Z. 29; S. 158, Z. 6 mehr wie] mehr als S S. 169, Z. 2 von unten: und genießt] genießt S, da „und" zu dem adversativen „aber" in Widerspruch steht; S. 172, Z. 28 was sich nachgerade] das sich erst nachgerade S, wodurch die Allmählichkeit des Ausgleiches betont wird; S. 173, Z. 2 streiten sich um Meister in ihm.] streiten sich um ihn S[2]) S. 172, Z. 4 von unten: z. B. bey Meister] z. B. im Meister S; S. 160, Z 8 Naturstand] Naturzustande. $S^{5\,III}$, die euphonischere Form (siehe S. 517 f.); S. 172, Z. 22 f. sondern nur ein Sack voll Kunstfragmente.] sondern eine Sammlung von Kunstfragmenten. S S. 175, Z. 12 Überdem aber hat] Überdem hat S, da die beiden Konjunktionen nicht gut zueinander passen; S. 176, Z. 4 von unten: einzelnes Genie] einzeln Genie S mit Rücksicht auf das folgende „total Genie"; S. 187, Z. 18 eine Seele] ist eine Seele S S. 188, Z. 7 f. von unten: er wird irgendwo anders erweckt.] erweckt ihn irgendwo anders. $S^{5\,III}$ S. 209, Z. 13 in und für] in einer andern und für S S. 216, Z. 4 von unten: da sollt er nachgerade seine Kräfte daran versuchen] das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen S S. 212, Z. 14 Art] fehlt $S^{5\,III}$, da das nachfolgende von Novalis in Klammer gesetzte „Mannigfaltigkeit", der schärfere Ausdruck, es überflüssig macht. S. 216, Z. 1 von unten: Was einem Mühe kostet, das hat man lieb.] denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. S S. 277, Z. 10 himmelweit verschieden] sehr unterschieden S (Abschwächung des volksmäßigen übertreibenden Ausdruckes). Z. 19 jene (die Erzeugnisse der Natur)] die Erzeugnisse der Natur S Z. 20 sinnloseres] unpassenderes S, um abzuschwächen; S. 279, Z. 18 Gedichte, blos .... Worte, aber] Gedichte, die blos ..... Worte sind, aber S Z. 23 f. Die Natur ist daher rein .... und so die Stube] Darum ist die Natur so rein .... wie die Stube S S. 304, Z. 10 f. am Ersten, Besten sich überall] sich überall S, die Tautologie beseitigend; S. 305, Z. 8 erstaunende] große S S. 302, Z. 3 von unten: Man muß ... und alles das, dem man .... auf sich gestatten will, ... für mich vorhanden.] Wir müssen .... und alles, dem wir ... auf uns gestatten wollen, ... für uns vorhanden $S^{5\,III}$ S. 315, Z. 1 oder verstärckt] verstärkt S, weil die beiden Begriffe doch nicht ganz dasselbe ausdrücken; S. 317, Z. 8 an (auf) sich zieht]

[1]) Novalis dürfte „man" ausgelassen haben.

[2]) Hängt mit der Streichung der Worte „Streben nach ...... noch sagen" zusammen.

auf sich zieht S[5 III], die gebräuchliche Wendung. S. 326, Z. 5 Es sind .... Gesichterchen] sie haben .... Gesichter S S. 327, Z. 5 Witz und Scherz] Witz, Scherz S S. 329, Z. 7 f. Die Philosophie fängt mit so einer Armseligkeit, einem trivialen Gedanken an — das gehört] Daß die Philosophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört S S. 331, Z. 7 so ist] dann ist S S. 336, Z. 14 als Niederschlag] ein Niederschlag S, als nothwendige] eine nothwendige S; S. 338, Z. 5 Geschichte] eine Geschichte S S. 341, Z. 1 sonderbar] wunderbar genug S, dem Satzinhalte besser entsprechend; Z. 12 zwey bis drey] zwei, drei S; S. 349, Z. 2 um zu regnen.] zum Regnen S[1]) S. 357, Z. 6 von unten: im höchsten] in einem hohen S[2]) S. 358, Z. 17 f. Es ist ordentlich tragisch, daß er den Shakespeare in diese Gesellschaft bringt.] Die Einführung Shakespeare's macht eine fast tragische Wirkung S S. 358, Z. 21 Die Poesie ist der Arlequino in der ganzen Farce.] und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. S[2]) S. 358, Z. 22 des Evangeliums] vom Evangelium S, um die Zusammenstellung zweier Genetive zu vermeiden. S. 362, Z. 4 f. Es giebt blos ... Redner — die schwülstigen Redner sind gar nichts werth.] Nur der ... Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner S S. 363, Z. 9 Ganz, was .... Welt ist und .... Tönen.] ganz das, was .... Welt und .... Tönen ist. S S. 379, Z. 5 Klar,] es ist klar, S, der Zusammenhang der Gedanken wird hergestellt. S. 383, Z. 16 Das, was] Was S S. 385, Z. 14 und auch] wie auch S S. 390, Z. 4 von unten: Inniges Wohlsein des Wassers. Wollust der] Es ist ein inniges Wohlsein im Wasser, eine Wollust in der S[5 III]; S. 393, Z. 2 von unten: und Fantasie] und ihre Phantasie S S. 395, Z. 18 man sich] sich der Mensch S Z. 19 man] er S ebenda, Z. 17 große] größte S, um den Gedanken zuzuspitzen. S. 398, Z. 6 gesezt] versetzt S[5 III] S. 434, Z. 22 frischweg] bestimmt S S. 450, Z. 7 machen, auf seine zufällige Stimmung etc.] auf seine zufällige Stimmung u. s. w. machen S[5 III] S. 450, Z. 18 Verbindung des Vornehmen und Gemeinen — man muß als gebildeter Mensch beydes seyn können,] Der gebildete Mensch muß beides vereinigen können, er muß beides seyn können, S S. 460, Z. 5 von unten: in Striche (wie Musik)] wie Musik in Striche S[5 III] S. 475, Z. 22 f. Daher Fichtens Wissenschaftslehre nichts als die Beschreibung] Fichte's Wissenschafts-Lehre ist die Beschreibung S S. 479, Z. 6 f. die Verwandlung des Bären in einen Prinzen, in dem ... als der ... wurde ..] ein Bär soll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem ... in welchem ... wird. S S. 479, Z. 10 als] in welchem S Z. 22 Oder ließe ... in der Welt vertilgen ..] Ließe ... in der Welt vielleicht vertilgen S Z. 25 Übergang ... geht der nicht durch das Böse?, nein, aber ...] Der Übergang .... ist nicht durch das Böse, sondern S; S. 507, Z. 6 außerirdischer] überirdischen S S. 512, Z. 3 wahrhaften] wahren S; Z. 4 Eine (Wissenschaft)] Die eine S S. 521, Z. 10 alles ganz] durchaus S; S. 523, Z. 11 nachgerade] nach und nach S Z. 10 und hat] sie hat S Z. 11 Es ist] sie ist S Z. 12 Schallen] Schall S S. 523, Z. 2 von unten: So z. B. ist ein gestorbener Mensch] Ein gestorbener Mensch ist S S. 531, Z. 2 von

---

1) Nur in Auflage 1, 2.

2) Aus der Behandlung dieses Fragmentes in S geht deutlich hervor, wie unangenehm Schlegel die stark oppositionelle Haltung des Freundes gegenüber dem von der Romantik auf den Schild erhobenen „Wilhelm Meister“ ist. Alle heftigen Ausfälle von Novalis sind in S unterdrückt, so S. 357, Z. 7 von unten ff. Es ist ... pretiös Z. 5 von unten ff. Es ist eine Satyre .... Farce, S. 358, Z. 1 ff. Goethe hat ..... Maschinerie Z. 7 ff. Das viele Intriguiren ..... Peinlichkeit Z. 13 ff. Die Freude .... Masse Z. 6 von unten ff. Aventuriers ..... Roman mehr.

unten: unter ihr] in ihr S Z. 2 von unten: Heilmethode des jetzigen mangelhaften Zustandes. Ehemals durch Fasten und moralische Reinigungen, jezt vielleicht durch die stärckende Methode.] Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nöthig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nöthig. S S. 536, Z. 3 So hat jedes musicalische Stück] jedes musikalische Stück hat S S. 537, Z. 9 von unten: es ist] er ist S S. 542, Z. 21 f. Abgaben ist] denn sie sind S; S. 548, Z. 4 von unten: wie] als S S. 536, Z. 1 von unten: auf Physik] auf die Physik S S. 542, Z. 14 ohne daß nicht] ohne daß S S. 551, Z. 7 von unten: als den Mund] als der Mund ist S S. 565, Z. 3 es] sie S S. 565, Z. 8 Damit steht der Streit .... in Verbindung] womit der Streit .... in Verbindung steht. S$^{5\,\mathrm{III}}$ S. 571, Z. 18 als] da S S. 573, Z. 9 Mein] fehlt S; S. 580, Z. 8 behandeln kann: zu Geist ... machen] behandeln, wenn sie ihn zu Geist ... machen kann. S S. 583, Z. 3 von unten: Blick] der Blick[1]) S S. 585, Z. 16 eine Predigt kann nur und muß] sie muß und kann nur S ebenda, Z. 6 Predigt ist Bruchstück] Eine Predigt ist ein Bruchstück S.

Veredlung von Ausdrücken liegt vor in folgenden Lesarten:

S. 56, Z. 1 von unten: ein bischen] ein wenig S S. 59, Z. 6 von unten: giengs] erging es S S. 171, Z. 7 von unten: ausdenken] erdenken S S. 203, Z. 11 gehoden] erhoden S[2]) S. 358, Z. 11 f. Der Abbé ist ein fataler Kerl, dessen Oberaussicht .... lächerlich wird.] Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch S S. 379, Z. 3 Just] Gerade S ebenso, S. 385, Z. 15 Z. 18 gegangen] ergangen S$^{5\,\mathrm{III}}$ geht] ergeht S$^{5\,\mathrm{III}}$ S. 358, Z. 1 von unten: weg] in der Gewalt. S.

Verbesserung der Wortstellung liegt in folgenden Lesarten vor:

S. 57, Z. 6 hingegen die Eklektiker] die Eklektiker hingegen S, wodurch der Akzent auf „Eklektiker" verstärkt wird. S. 56, Z. 22 fangen sich an diese Massen zu berühren] fangen diese Massen an sich zu berühren S S. 59, Z. 21 und überall fehlte es] und es fehlte überall S mit Rücksicht auf das folgende „es"; S. 113, Z. 5 von unten f. geht von einem festen Punete bey seinen Untersuchungen aus und freylich kann er nachher] geht bei seinen Untersuchungen von einem festen Punkte aus und kann nachher freilich S S. 114, Z. 5 um wahr für das Auge] um für das Auge wahr S$^{5\,\mathrm{III}}$ S. 138, Z. 4 von unten: für alles, was geschehn ist, hat] vor allem hat, das geschehn ist S S. 156, Z. 4 von unten: das ist ihre Sache] machen ihnen Freude S S. 175, Z. 18 vielleicht im Stande sogar seyn] vielleicht sogar im Stande seyn S S. 328, Z. 6 f. im Reiche der Gedanken wohl] doch wohl im Reiche der Gedanken S S. 331, Z. 12 f. mit ihnen nicht spielen] nicht mit ihnen spielen S$^{5\,\mathrm{III}}$ S. 332, Z. 3 f. Der Ton .... Bewegung in dem Sinn, ... Licht ist, zu seyn.] Der Ton ... Bewegung zu seyn in dem Sinn, ... Licht ist. S S. 358, Z. 4 Die Bekenntnisse ... der ersten Hälfte des dritten Theils.] Nach dem Feuer, ... in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse S S. 382, Z. 2 von unten f. Gedicht, was es sonst, oder dem Verfasser, nicht ist] oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist. — S S. 392, Z. 5 von unten f. Streben .... der Thiere.] Streben der Thiere ... Alleinherrschaft. S S. 456, Z. 12 f. durch eine combinatorische Operation blos auflösen] blos durch eine combinatorische

---

[1]) Dagegen war in Z. 2 von unten: Blick] ein Blick S der Zusatz nicht nötig, ja er stört den Parallelismus der Glieder.

[2]) Erst in den Auflagen 2—5.

Operation auflösen. S 5 III S. 543, Z. 4 erzogen von andern Staaten] von andern Staaten erzogen S.

Den folgenden Lesarten liegt das Bestreben zugrunde, den Parallelismus der Glieder in den Sätzen herzustellen:

S. 58, Z. 14 wie Feinde] als Feinde S S. 76, Z. 2 nichts Fremdes] kein Fremdes S S. 124, Z. 19 Klima] sein Klima S S. 129, Z. 1 von unten: unentbehrlich, und doch] unentbehrlich sind doch S 5 III S. 139, Z. 2 Evangelisten] Einen Evangelisten S S. 178, Z. 7 von unten: (die Übergangsmöglichkeit)] Übergangsmöglichkeit S 5 III S. 305, Z. 10 Es muß und soll] Es muß, es soll S, um den Nachdruck zu verstärken. S. 303, Z. 7 von unten: Jene vielleicht ..., dies] Jene ist vielleicht ..., diese S 5 III S. 317, Z. 2 von unten f. Wunderwahrheit] Wunderwahrheiten S mit Rücksicht auf „Naturwahrheiten" Z. 2 von unten S. 324, Z. 9 recht eigentliche hors d'oeuvres] recht eigentliches hors d'oeuvres S 5 III S. 348, Z. 1 von unten: befördert] er befördert S; S. 385, Z. 16 oder Canon] oder dem Canon S S. 394, Z. 13 ähnliche] gleiche S 5 III S. 434, Z. 2 keine] sie muß keine S S. 467, Z. 10 So gut wie] So gut S 5 III S. 479, Z. 11 läge die] läge vielleicht die S im Hinblick auf Z. 8 „Vielleicht geschähe". S. 527, Z. 5 der Mathematiker] die Mathematik S S. 521, Z. 12 in sich] das in sich S S. 543, Z. 1 wilde Staaten, es gibt gesittete Staaten] wilde und gesittete Staaten S S. 536, Z. 9 Aechtem Scherz] (Allem ächten Scherz S S. 646, Z. 11 und Inseln] und auf Inseln S.

Die Herausgeber von S und S 5 III bemühen sich ferner, den Ausdruck zu vereinfachen in folgenden Lesarten:

S. 27, Z. 3 aber eins wie das Chaos] aber ein Chaos S[1]) S. 99, Z. 8 Kurz es ist eine] kurz eine S 5 III. Da aber Bülow die Worte „z. B. .... Eingeschränktheit etc." ausschaltet, paßt auch der Anschluß mit „kurz" nicht mehr ganz. S. 279, Z. 7 von unten f. im Großen haben ... wie Musik etc. tun] im Großen ... wie Musik haben S S. 332, Z. 1 gewiß so sicher] so sicher S 5 III; S. 520, Z. 2 von unten: auf eine wunderliche Art] wunderlich S S. 527, Z. 9 einen vollkommnen Staat, ... Frieden, freyen Staat] Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. S S. 528, Z. 8 von unten: durch den Tempel (das Gebiet)] durch das Gebiet S S. 537, Z. 6 von unten: dieser große Rhythmus, dieser ...] der große Rhythmus des Hexameters in Perioden S 5 III.

Manche Veränderungen haben den Zweck, Wiederholungen zu vermeiden, damit der Wohlklang nicht leide:

S. 26, Z. 11 der der] welcher der S S. 34, Z. 7 die die] welche die S, ebenso S. 163, Z. 3 von unten: S. 254, Z. 19; S. 94, Z. 5 von unten: verloren] vergessen S mit Rücksicht auf Z. 7 von unten: „verloren". S. 286, Z. 5 von unten: wahrscheinlich ist] wahrscheinlich wird S S. 329, Z. 9 Mit einem Hauch fängt sie an] sie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang S S. 362, Z. 1 von unten: seyn] werden S S. 449, Z. 18 f. Mangel an Reitz] Reitz S 5 III.

Es macht sich endlich in S und S 5 III die Tendenz bemerkbar, Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen; so wird überall fast statt „etc." „u. s. w." gesetzt, ferner:

[1]) aber eins wie Chaos A. Hier druckt S also deutlich nach A, dessen vermeintlichen Druckfehler die Herausgeber korrigierten.

S. 87, Z. 15 i. e.[1])] d. i. S S. 143, Z. 3 von unten: apprecieren] würdigen S S. 146, Z. 6 von Compagnon] guter Gesellschafter $S^{5\,III}$ S. 203, Z. 19 Annihilation] Vernichtung S S. 261, Z. 2 anorganischen] unorganischen S; S. 315, Z. 5 instantant] fehlt S, scheint ihnen überflüssig gemacht durch „vorüberschwindend“, wie sie statt „vorüberschwimmend“ lesen (siehe unten S. 528). S. 427, Z. 1 von unten: Musicus] Musiker $S^{5\,III}$.

Wir finden auch eine Reihe grammatischer Korrekturen in S und $S^{5\,III}$, die gewisse für Hardenberg charakteristische Ungenauigkeiten betreffen; solche Varianten waren doch wohl auch in den kritischen Apparat aufzunehmen. Novalis läßt häufig im Dativ die Flexionsendung weg oder setzt die schwache Form auf — en für die starke; auch liebt er gewisse kontrahierte Formen wie „giebts“, „fehlts“ und andere; apokopierte Formen begegnen nicht selten z. B. „wär“, „müßt“;[2]) all dies tilgen die Herausgeber von S und $S^{5\,III}$. Ebenso vermeiden sie veraltete und ungebräuchliche Formen wie „größesten“, „grädiger“ (S. 564, Z. 5 von unten); S. 389, Z. 9 von unten: Im Hans Sachse] In Hans Sachs $S^{5\,III}$; S. 535, Z. 1 von unten: Gaum] Gaumen S, ebenso S. 551, Z. 4 von unten. Wiederholt setzt Novalis das Relativum „was“ für „das“, wenn die Beziehung nur auf ein Wort zurückgeht; in S und $S^{5\,III}$ ist dies stets korrigiert.[3]) Grammatische Korrekturen verschiedener Art liegen vor in folgenden Lesarten:

S. 64, Z. 8 als die Kunst] wie die Kunst S[4]) S. 172, Z. 17 gewählt] gewählt hat S; Z. 12 hat] haben S, da der Nebensatz sich ohne Zweifel auf „Welten“ bezieht; S. 203, Z. 4 besser wie] besser als $S^{5\,III}$ S. 218, Z. 2 von unten: Weichwerden] ein Weichwerden S S. 275, Z. 8 für das ... Sittliche, die Stimme ..] vor dem ... Sittlichen, der Stimme $S^{5\,III}$ S. 297, Z. 16 hunderte] hundert S S. 434, Z. 17 f. für diese(n)] vor diesen S S. 450, Z. 15 mußte] müßte S; da der Satz nur eine Annahme ausspricht, setzen die Herausgeber den Konjunktiv.[5]) S. 450, Z. 20 wenn] wann S S. 465, Z. 9 wird] würde S, dem Konjunktiv im Nebensatze entsprechend.

Schließlich stelle ich noch jene Lesarten zusammen, hinsichtlich deren nicht von vornherein mit Sicherheit entschieden werden kann, ob H oder S richtig gelesen habe, sondern erst auf Grund eines Vergleiches mit den in der Dessauerstraße zu Berlin vorliegenden Handschriften. Nach S und $S^{5\,III}$ gruppiert sind dies folgende:

a) aus S:

S. 60, Z. 3 würde] werde S S. 131, Z. 2 aussondert,] aussendet, S; S. 143, Z. 17 selbst.] ist. S S. 176, Z. 8 herausströmen] hinausströmen S;

---

[1]) id est.

[2]) In $S^{5\,III}$ finden wir stets Apostroph in solchen Fällen; S löst die Kontraktion auf.

[3]) Mitunter sogar an unrichtiger Stelle, so z. B. S. 352, Z. 5.

[4]) Erst in S^2 f.

[5]) Siehe meine Bemerkung S. 516.

S. 176, Z. 8 von unten: hinleitet] hinlenkt S S. 182, Z. 7 von unten: höchst] äußerst S S. 200, Z. 13 Töne] Ton S S. 232, Z. 3 Das Schwere] Die Schwere S S. 276, Z. 20 manchen] manchem S[1]) S. 281, Z. 1 oder Anschauungen] und Anschauungen S S. 281, Z. 7 Ähnlichkeit.] Ähnliches. S; S. 285, Z. 3 von unten: denken kann] denkt S S. 305, Z. 15 einwenden] erinnern S S. 313, Z. 3 in und] in uns S S. 315, Z. 5 vorüberschwimmend] vorüberschwindend S S. 339, Z. 2 Geschichten] Geschichte S S. 346, Z. 1 von unten: heftigste] höchste S S. 346, Z. 13 vermittelst] vermöge S S. 362, Z. 1 vorbey] vorüber S S. 375, Z. 18 eigenthümlichen] eigentlichen S S. 378, Z. 3 reiner] eigner S S. 383, Z. 15 erfundnen] erdichteten S S. 388, Z. 4 von unten: Identität] Idealität S S. 496, Z. 10 von unten: nach] mit S S. 536, Z. 1 e, u, o] e, o, a, i S S. 549, Z. 7 von unten: Grundgesetze] Verhältnisse S; S. 559, Z. 3 von unten: Poet und Denker] Philosoph und Dichter[2]) S S. 570, Z. 6 f. Unsre Verhältnisse] Unser Verhältniß S S. 578, Z. 17 Versuch] Versuche. S.

b) aus S^{5III}:

S. 64, Z. 15 wesentlichsten] wesentlichen S^{5III} S. 66, Z. 1 von unten: oder] als S^{5III} S. 69, Z. 4 von unten: der anwendende Philosoph] der praktische anwendende Philosoph S^{5III} Z. 3 von unten: reiner Philosophie] seiner Wissenschaft S^{5III} S. 70, Z. 12 Fähigkeiten] Eigenschaften S^{5III} S. 71, Z. 9 musterhafter] meisterhafter S^{5III} S. 78, Z. 4 Vereinigung] Vereinigungspoesie S^{5III} S. 91, Z. 4 geraden] gerade S^{5III} S. 97, Z. 8 von unten: Beobachtung] Betrachtung S^{5III} S. 100, Z. 9 erneuern] erneuen S^{5III} S. 101, Z. 16 unabhängige .... gegründete] unabhängig .... gegründet S^{5III} S. 106, Z. 14 Ideen mit.] Ideen immer. S^{5III} S. 122, Z. 1 Erholungen —] Erholung — S^{5III} S. 121, Z. 1 von unten: sich zu bilden.] sich auszubilden. S^{5III} S. 135, Z. 2 von unten: ein Traum.] im Traum. S^{5III} S. 140, Z. 3 des Trennens (?)] das Bewußtsein. S^{5III} S. 147, Z. 14 unmercklich] bemerklich S^{5III} S. 147, Z. 7 von unten: der Bildung] zur Bildung S^{5III} S. 147, Z. 3 von unten: unter den Artikel] unter dem Artikel S^{5III} S. 148, Z. 6 von unten: sollen und können] können und sollen S^{5III} S. 151, Z. 8 von unten: Medium] Stadium S^{5III} S. 155, Z. 5 von unten: werde] würde S^{5III} S. 161, Z. 4 ausscheidende] entscheidende S^{5III} Z. 19 Bildungskunst] Bildungskraft S^{5III}; S. 162, Z. 7 kann oft] kann also S^{5III} S. 178, Z. 8 von unten: das Gewissen] auch S, unser Gewissen S^{5III} S. 183, Z. 3 von unten: sie ist ein] ein S^{5III} S. 186, Z. 19 dies] das S^{5III} S. 188, Z. 10 von unten: concatenirende] concentrirende S^{5III} Z. 5 von unten: vorzeichnende] verzeichnende S^{5III}; S. 190, Z. 11 Erkenntniß = oder] Erkenntniß = und S^{5III} S. 216, Z. 8 von unten: der vollkommne] vollkommne S^{5III} S. 258, Z. 7 von unten: immer fort] immer wieder S^{5III} S. 286, Z. 5 Edelgesteine] Edelsteine S^{5III} S. 310, Z. 9 von unten: auch Lokke] und Lokke S^{5III} S. 320, Z. 11 in den Gedanken.] in den Gedanken (im Ofterdingen).[3]) S^{5III} S. 335, Z. 17 nun] nunmehr S^{5III} S. 338, Z. 13 unerschöpfliche] unerforschliche S^{5III} S. 371, Z. 2 von unten: Volumina, Umrisse] Umrisse, Volumina S^{5III} S. 380, Z. 11 Wohlbefindens] Wohlbehagens S^{5III} S. 389, Z. 18 Verse] Werke S^{5III} S. 390,

---

1) Die Herausgeber sahen hier vermutlich eine falsche Dativform, Novalis kann aber auch den Plural beabsichtigt haben.

2) Vielleicht liegt hier eine absichtliche Änderung in S vor, zur Klärung des Gedankens dienend; sie wäre dann in den Apparat zu setzen.

3) Hier könnte eine exegetische Konjektur Bülows vorliegen, die in den Apparat aufzunehmen wäre.

Z. 8 entgegenlautenden] entgegenlaufenden $S^{5\,III}$ S. 422, Z. 9 Nettigkeit] Stetigkeit $S^{5\,III}$ S. 443, Z. 1 Selbstentwicklung] Selbstsatzentwicklung $S^{5\,III}$; S. 450, Z. 5 wieweit] wieviel $S^{5\,III}$ S. 454, Z. 10 Naturwissenschaften] Naturwesen $S^{5\,III}$ S. 475, Z. 3 unvollständig] Unvollständige[1]) $S^{5\,III}$ S. 588, Z. 6 Gefühl.] im Gefühl. $S^{5\,III}$.

H stimmt also mit S in 26, mit $S^{5\,III}$ in 46 Fällen nicht überein, ohne daß man vor Einblick in die vorhandenen Handschriften über die Richtigkeit dieser oder jener Lesarten ein entscheidendes Urteil abgeben könnte.

Bei meinen Untersuchungen kam ich auch zu mancherlei Beobachtungen über die Geschichte des Textes in den fünf Auflagen der Ausgabe von Schlegel und Tieck. Ich glaube, diese Dinge hier zur Sprache bringen zu dürfen, da sie wohl kaum in einer Ausgabe der Fragmente Platz finden können, ohne daß der kritische Apparat allzu umfangreich und schwerfällig würde.

Die Textverschlechterungen überwiegen; ich führe sie im folgenden auf, nach den fünf Auflagen von S geordnet.

In S^{2-5}: S. 34, Z. 8 von unten: unparteyisches] unparteiisch S^{2} f. S. 96, Z. 2 ist also sinnbildsam] also bildsam S^{3} f. S. 508, Z. 18 sie zeugen S^{3} f.

„ S^{2-4}: S. 297, Z. 15 lernt das mit] lernt mit S^{2-4}.

„ $S^{3,\,3,\,5}$: S. 419, Z. 9 f. als Zeugungs-Element der Religion] als Bruder-Religion $S^{2,\,3,\,5}$ S. 94, Z. 4 von unten: Geisterscheinung] Geister-erscheinung $S^{1,\,4}$, Geisterscheinung $S^{3,\,3,\,5}$ [siehe S. 519[2])].

„ S^{3}: S. 419, Z. 13 seyn] fehlt S^{3}.

„ S^{3-5}: S. 4, Z. 2 nur] mir S^{3} f. S. 26, Z. 8 dieselben] dieselbe S^{3} f.; S. 277, Z. 12 Erfindungen] Empfindungen S^{3} f. S. 315, Z. 16 ununterscheidbar] unterscheidbar S^{3} f. S. 349, Z. 2 um zu regnen] ebenso S^{3} f., obwohl in $S^{1,\,3}$ schon verbessert war zum Regnen. Sollte S^{3} hier auf die Handschriften zurückgehen?

„ $S^{3,\,5}$: S. 493, Z. 4 von unten: zertheilt] getheilt $S^{3,\,5}$.

„ S^{3}: S. 92, Z. 19 Mittelglieder] Mitglieder S^{3} S. 580, Z. 8 von unten: Universalisiren] Universaliren S^{3} Philosophistisiren] Philosophistiren S^{3}.

„ $S^{4,\,5}$: S. 169, S. 10 Mitteltinten] Mittellinien S^{4} f. S. 232, Z. 6 von unten: Liebenden] Lebenden S^{4} f. S. 558, Z. 17 einen] den S^{4} f.

„ S^{4}: S. 28, Z. 4 wie uns] mit uns S^{4} S. 403, Z. 13 reiferen] reichere S^{4} S. 409, Z. 1 von unten f. des ... Lichtes] der ... Lichter S^{4}; Z. 2 Geschichte] Geistlichkeit S^{4} Z. 6 von unten: und Mystagogen] und ihre Mystagogen S^{4} S. 413, Z. 2 Individualgestalten] individuellen Gestalten S^{4} S. 414, Z. 26 kann] fehlt S^{4} S. 418, Z. 23 Worte] Werke S^{4} S. 418, Z. 24 vernehmen] vornehmen S^{4} Z. 27 versöhnen] sichern; S. 419, Z. 9 ist als] ist das S^{4}, ebenso Z. 11; S. 419, Z. 16 unaussprechlichen] unaussprechlich glücklichen S^{4}; S. 419, Z. 13 als Glauben] der Glaube S^{4} S. 520, Z. 3 von unten: unzusammenhängend] zusammenhängend S^{4} S. 562, Z. 2 von unten: eine] seine S^{4}.

---

1) Mit Rücksicht auf Z. 2 ist es fast als sicher anzunehmen, daß Bülow die richtige Lesart bringt.

2) Novalis scheint einen Schreibfehler gemacht zu haben, den S^{1} korrigierte.

In S^5: S. 7, Z. 5 an] am S^5 S. 9, Z. 5 Störung] Zerstörung S^5; S. 11, Z. 16 untheilbare] unheilbare S^5 S. 37, Z. 11 es] er S^5; S. 68, Z. 8 in chemischem Sinn] mit chemischem Sinn S^5 S. 166, Z. 20 verwildernden Kultur] verwilderten Kultur S^5 Z. 19 des Barbaren] der Barbaren S^5 S. 218, Z. 1 von unten: Jenes] Das Lachen S^1] Das Lachende S^5 S. 223, Z. 4 von unten: Droguen] Drogmen S^1 f.] Dogmen S^5, wodurch schließlich der Sinn des Urtextes ganz zerstört wurde, ein deutlicher Beweis, daß nicht auf die Handschrift zurückgegriffen wurde; S. 369, Z. 11 und Orcade] oder Oreade S^5 S. 543, Z. 3 Staaten] fehlt S^5.

Es ergibt sich also, daß in den späteren Drucken, die Tieck allein besorgt hat, eine weit geringere Sorgfalt herrscht.

Textverbesserungen innerhalb S^{1-5}:

In S^{2-5}: S. 56, Z. 18 herrscht in der Natur] herrscht ihrer in der Natur S^1, herrscht statt ihrer in der Natur S^2 f. S. 92, Z. 15 Personen hingegen solche] Personen hingegen S^1, Personen hingegen solche S^2 f.; S. 164, Z. 8 als die Kunst] wie die Kunst S^2 f. S. 203, Z. 11 gehoben] erhaben S^1, erhoben S^2 f. S. 301, Z. 8 Ich = Nicht-Ich] Ich — Nicht-Ich S^1, Ich = Nicht-Ich S^2 f. S. 305, Z. 10 f. Die Erfahrung und Natur mag . . . will] Erfahrung und Natur mögen . . . . wollen S^2 f., war als sprachliche Verbesserung in den Apparat zu setzen; S. 374, Z. 4 Zum] Zu S^1, Zum S^2 f. S. 428, Z. 12 f. mit genialischen Produkten] durch genialische Produkte S^2 f., das Verständnis fördernd, also in die Lesarten zu setzen; S. 497, Z. 1 von unten: der] den S^1, der S^2 f. S. 503, Z. 13 sind] stehen S^2 f., als stilistische Korrektur in die Lesarten aufzunehmen; S. 507, Z. 3 von unten: zu] und S^1, zu S^2 f. S. 539, Z. 8 von unten: Krankheit] Heilung S^1, Krankheit S^2 f.

" S^{2-4}: S. 95, Z. 8 umfließen] umschließen $S^{1,5}$, umfließen S^{2-4}.

" S^{3-5}: S. 13, Z. 12 einen Moment] eines Moments S^3 f. S. 305, Z. 13 System] Stein S^3, Stein der Weisen S^4 f. Einem Fingerzeige Minors folgend bemerke ich, daß Tieck in genialer Interpretation des Gedankens wohl an den wunderbaren Stein im Ringe Nathans des Weisen gedacht hat; später aber scheint ihm diese Kombination entfallen zu sein und er hat nun „Stein der Weisen“ gesetzt. Diese Lesarten sollten also wohl als hübsche Interpretation in den kritischen Apparat aufgenommen sein. S. 352, Z. 1 kann nur] kann mir $S^{1,2}$] kann nur S^3 f. S. 493, Z. 8 Seyn] Sinn $S^{1,2}$, Seyn S^3 f. S. 649, Z. 5 Oxygene] Oxygen S^3 f.

" $S^{3,4}$: S. 330, Z. 16 Geisterkraft] Geisteskraft $S^{1,2,5}$, Geisterkraft $S^{3,4}$; Z. 17 und] fehlt $S^{1,2,5}$, und $S^{3,4}$.

" $S^{3,5}$: S. 329, Z. 8 von unten: in dem] indem $S^{1,2,4}$, in dem $S^{3,5}$; S. 414, Z. 26 und] doch $S^{3,5}$.

" $S^{4,5}$: S. 373, Z. 5 als im Bilde] außer im Bilde $S^{4,5}$, wodurch die Stelle verständlicher wird, war also in die Lesarten zu setzen.

" S^4: S. 78, Z. 19 Darstellung] Darstellungen $S^{1-3,5}$, Darstellung S^4; S. 419, Z. 9 f. als Zeugungselement] das Zeugungselement S^4; Z. 11 als Mittlertum] das Mittlertum S^4 Z. 13 als Glauben.] der Glaube S^4, durch welche Änderungen die Klarheit der Stelle gefördert wird; sie waren also in die Lesarten aufzunehmen.

" S^5: S. 496, Z. 8 entspringt] springt S^{1-4}, entspringt S^5.

Wie Minor mir mitteilte, ergab sich bei der Textkritik des „Ofterdingen", daß hier S^5 auf S^3, nicht auf S^4 zurückgeht. In den Fragmenten lassen einige Anzeichen auf den gleichen Sachverhalt schließen, so die Lesarten „Bruder-Religion" $S^{2, 3, 5}$] „Zeugungs-Element der Religion" $S^{1, 4}$; „Geistersсheinung $S^{2, 3, 5}$] „Geister-erscheinung" $S^{1, 4}$ (siehe oben); ferner spricht für diese Annahme der Umstand, daß einerseits eine Reihe von Druckfehlern, die in S^4 vorkommen (siehe oben), in S^5 nicht erscheinen, anderseits Text-verbesserungen von S^4 (siehe oben) in S^5 fehlen.

Ein Gegenargument sind allerdings die Lesarten von $S^{4, 5}$ (siehe oben), so daß mir scheint, mit apodiktischer Sicherheit lasse sich hier eine Behauptung nicht aufstellen.

Die Textverbesserungen lehren uns, daß die Auflagen S^{1-5} nicht einfach voneinander abgedruckt wurden, sondern daß die Herausgeber immer wieder selbst Hand angelegt haben, um einen möglichst guten Text zustande zu bringen. Allerdings greifen sie, wie es scheint, nicht auf die Handschriften zurück, da sonst einzelne vorhin erwähnte Mißverständnisse nicht hätten vorkommen können. Keinesfalls aber kann man Heilborn darin Recht geben, daß er den in S und $S^{5\,III}$ gebotenen Text keiner Beachtung gewürdigt hat; eine neue Ausgabe der Fragmente müßte dies zum Heile für den Text unbedingt tun.

Ein Brief Friedrich Hebbels an Gustav zu Putlitz.

Herausgegeben von Maria von Bredow in Charlottenburg.

Der vorliegende Brief Friedrich Hebbels ist im Besitz des Herrn Dr. Erich Prieger, Bonn, der ihn mir zur Herausgabe überließ. Der Brief ist meines Wissens nach ungedruckt. Er ist offenbar an Gustav zu Putlitz gerichtet.

Hebbel hatte Gustav zu Putlitz 1854 in Marienbad kennen gelernt. Er schreibt in seinem Tagebuch am 6. Juli 1854: „Des Mittags erfuhr ich, daß Herr von Putlitz, der Lustspieldichter, mich aufgesucht habe; des Nachmittags traf ich ihn auf der Promenade .... Er blieb bei uns, bis wir zu Hause gingen, und begleitete uns bis an die Tür." Er war dann täglich mit Putlitz zusammen und schreibt im Tagebuch am 9. Juli: „Putlitz ist ein höchst gebildeter Mensch, der in manche Tiefe geschaut hat, wenn seine Poesie auch

leicht, wie ein gaukelnder Schmetterling, darüberschwebt." In einem Briefe an Kuh aus Marienbad vom 15. Juli 1854 berichtet Hebbel seinem jungen Freunde: „An Putlitz und Uechtritz haben wir einen sehr angenehmen Umgang, nur verführen wir uns gegenseitig, nicht zum Essen oder gar zum Trinken, sondern zum geistigen Zechen, zum übertrieben vielen Sprechen, was auch seinen Rausch erzeugt. Beide sind ebenso treuherzige und offne als feine Männer, mit denen sich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortspinnen läßt." Wenn Hebbel auch später (31. Dezember 1854) meint, er habe Putlitz im Anfang sicher überschätzt, so verbindet die beiden Männer doch andauernde Freundschaft. Hebbel schreibt am 6. Mai 1858 an seinen Jugendfreund, Hedde, daß Gustav von Putlitz „einer seiner liebsten Freunde" sei.

Putlitz war 1856 mit seiner Frau in Wien und besuchte Hebbel. Rückblickend auf das erste Zusammentreffen in Marienbad, schreibt er in seinem Tagebuch über den großen Dramatiker: „Hebbel mit seinem blonden Haar, den schönen, tiefblauen Augen und dem feinen Gesicht mit fast durchsichtiger Hautfarbe, ganz der Sohn des deutschen Nordens, mit einer etwas schüchternen Unbeholfenheit der äußern Form, aber dem Dichterstempel über der ganzen Erscheinung, hatte damals so milden Eindruck gemacht, der fast im Widerspruch stand mit der oft grausamen Gewalt seiner Dichtungen .... Mir war er nicht allein als Mensch lieb, ich hatte ihn auch um den Ernst lieb, mit dem er seinen Dichterberuf erfaßte, um die tiefstrenge Sittlichkeit, die, freilich eigenartig wie seine Dichtungen, selbstgeschaffen durch sein ganzes Wesen und durch seine Produktionen ging." Wenn die Freundschaft nicht zu einem völligen Ineinanderklingen führte, so lag das daran, daß Putlitz Hebbel nicht kongenial war.

Trotzdem ist zu bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Hebbel und Putlitz in den bisherigen Ausgaben fehlt. Auch in dem Lebensbild von Gustav zu Putlitz, das dessen Frau aus den hinterlassenen Briefen zusammengestellt hat, ist keiner der Briefe, die Hebbel und Putlitz gewechselt haben, gedruckt.

Im chronologischen Verzeichnis, das Richard Maria Werner in seiner „Nachlese" gibt, werden als ungedruckt respektive verloren gegangen zwei Briefe an Putlitz erwähnt, und zwar vom August oder September 1854 und vom Dezember 1856.

Nun tritt der vorliegende Brief vom 10. Mai 1858 hinzu.

Er ist zweifellos an Putlitz gerichtet. Darauf läßt der Anfang des Briefes schließen, der auf einen Besuch Putlitzens in Wien zurückgreift.

Putlitz war im Frühling 1858 in Wien. Er vollendete dort das „Testament" mit Halms Hilfe; er verkehrte „bei Rettich, Hebbel

und Laube". Keiner der anderen Freunde hat Hebbel im April 1858 besucht.

Hebbel schreibt an Kuh am 9. Mai 1858: „Dies Mal, lieber Kuh, habe ich mich wie eine Spitzmaus durch eine Menge andrer Briefe bis zu dem Ihrigen durchbeißen müssen. Ich legte diesen nämlich, um doch endlich auch meinen übrigen Freunden gerecht zu werden, ganz unten im Haufen, und das Mittel hat auch geholfen; denn gestern ging die Antwort an Uechtritz ab und heute die letzte an meinen Jugendfreund, den Postmeister Hedde in Altona. Nur gegen Putlitz bin ich noch im Rest; aber dieser war vor 14 Tagen bei mir in Wien; er kann also noch warten." Er hat ihn denn doch nicht lange warten lassen. Da der Frühling keine schöpferisch reiche Zeit für Hebbel war, widmete er sich gern in diesen unproduktiven Wochen seiner Korrespondenz.

Er hat in der Tat den „Haufen" derart erledigt, daß er am 4. Mai an Uechtritz, am 6. an Hedde, am 9. an Kuh und am 10. an Putlitz schrieb. Des Besuches, den Putlitz ihm in Wien gemacht hat, freut er sich auch in den Briefen an Uechtritz und Hedde.

Auch läßt der Anfang des Briefes auf Putlitz als Empfänger schließen. „Sie erholen sich unter Ihren eignen Blüthenbäumen von den Anstrengungen Ihrer Frühlingsreise", konnte Hebbel, der sich selbst so gern im „Schatten eigner Bäume" in Gmunden ausruhte, dem Gutsbesitzer von Retzin wohl zurufen.

Der Brief ist also geeignet, eine Lücke im Briefwechsel Hebbels und seiner Freunde auszufüllen. Abgesehen davon hat aber der Brief seinen eigenen Wert durch den Reichtum und die Tiefe der Gedanken und die Selbstinterpretation bei der Besprechung von „Mutter und Kind".

Wien, den 10ten May 1858.

Theurer Freund!

Ohne Zweifel sitzen Sie jetzt längst wieder im Kreise der Ihrigen und erholen Sich unter Ihren eignen Blüthenbäumen von den Anstrengungen Ihrer Frühlings-Reise. Ich frage gar nicht erst, ob Sie Alles wohl getroffen haben denn Ihr Argument, daß schlimme Nachrichten den Menschen nie verfehlten, wohl aber gute, ist unwiderleglich und hätte Sie eigentlich noch einen Tag länger in Wien festhalten sollen. Doch weiß ich aus eigener Erfahrung zu gut, wie wenig Einfluß der Verstand auf das Herz hat, um Ihnen aus Ihrer Eile einen Vorwurf zu machen; ich selbst habe die Thorheit im vorigen Jahr so weit getrieben, daß ich meinen: „Guten Tag" fast überall nur in's Fenster hinein rief und an der Thür vorbeischoß. Sie sind aber doch zu uns in die Thür getreten und haben uns einen schönen Morgen geschenkt, an den wir uns noch immer mit vieler Freude erinnern. Warum muß das, was so gut zusammen paßt, in der Regel so weit auseinander gerissen seyn? Ich bilde mir ein, daß der Kreis meiner

Freunde, wenn er zu innigem Verein zusammen rücken könnte, ein ganz vortreffliches Symposion bilden würde, aber dazu sind keine Außsichten vorhanden, und daraus scheint zu folgen, daß unser Aller Herr und Meister die Harmonie in den Dissonanzen sucht.

Mein Haus hüpft und springt schon bei dem Gedanken an Gmunden, an die köstliche Luft und die herrlichen kalten Bäder; ich selbst werde jedoch vorher nach Weimar gehen. Dingelstedt, von dem wir kürzlich so viel sprachen, hat nämlich die Freundlichkeit gehabt, mich zu der ersten Darstellung meiner Genoveva, die am 24sten Juny, dem Geburtstag des Großherzogs, Statt finden soll, einzuladen, und ich folge dieser Einladung um so lieber, als mich im vorigen Jahr die Todten in Weimar während des einen Tags, den ich dort zubrachte, so sehr drückten, daß ich mich physisch völlig vernichtet fühlte und von den Lebendigen Nichts sah, noch hörte. Die Erfahrung, die ich an mir selbst machte, war mir äußerst merkwürdig; ich bin, und Sie trauen es mir gewiß ohne Betheurung zu, Nichts weniger, als sentimental, aber ich wurde an den Särgen Goethes und Schillers so über alles gewöhnliche Maaß erschüttert, daß ich mich fortan vor berühmter Asche in Acht nehmen werde, um nicht auf einem Grabe den Schlag zu bekommen.

Sie erkundigten Sich nach meinem epischen Gedicht, aber wir konnten nicht darüber sprechen, weil ein Dritter hinzukam, lassen Sie mich das Versäumte nachholen. Ich lege auf dieses Werk unter allen meinen Arbeiten, wenn ich ein Paar lyrische Sachen, wie z. B. Liebeszauber, ausnehme, den meisten Werth, und da die zu Grunde liegende Idee sehr alt ist, obgleich die Ausführung in unglaublich kurzer Zeit (zuweilen 200 Hexameter in einem Tage, zu meiner Schande sey es sub rosa bekannt) von Statten ging, so glaube ich nicht, daß väterliche Schwäche an dieser Prädilection einen Antheil hat. Denken Sie Sich ein Idyll, das sich zu einem umfassenden Weltbilde erweitert, so haben Sie, wenn Sie alles Tendentiöse bei Seite lassen, das man fast unwillkürlich an den Ausdruck knüpft, wenn man von „Weltbildern" nur reden hört, eine Vorstellung vom Ganzen. Ich glaube dieß Gedicht wirklich, sowohl als Poem, wie als gute That, empfehlen zu dürfen. Die Welt wird nicht übel thun, wenn sie den Kern in sich aufnimmt. Zu Weihnacht werde ich es der Presse übergeben, obgleich ich noch fortwährend daran feile.

Die Nibelungen ruhen gänzlich, doch werden sie zum Herbst wohl wieder in Fluß gerathen; Frühling und Sommer schließen mich immer zu, dafür wird fleißig gebadet und zu Berg gestiegen; in früherer Zeit, in Holstein, als mir noch Pferde zu Gebote standen, wurde auch tüchtig geritten, jetzt muß ich zu Fuß gehn; denn fahren mag ich nicht.

Und jetzt mit den besten Grüßen von Haus zu Haus, um Dingelstedts schönen Ausdruck zu brauchen,

Ihr treulichst ergebener

Fr. Hebbel.

Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit.[1])

Von Gustav Widmann in Stuttgart.

II. Verserzählungen: Balladen und Romanzen.

Allgemeines S. 535, L. H. v. Nicolays Ballade (1778) S. 537, G. Schwabs Romanzencyklus (1830) S. 542, A. v. Arnims Gedicht (1804) S. 549, W. v. Lüdemanns Romanze (1845) S. 552, A. Miegels Gedicht (1901) S. 555.

Wenn schon die Märchen eine freiere Gestaltung der überlieferten Züge des Stoffs aufweisen, so gehen darin die dichterischen Versbearbeitungen noch weiter. Als Verfasser von solchen sind zu nennen: L. H. Freiherr von Nicolay, dessen Ballade Griselde zwar schon 1778 im ersten Teile seiner vermischten Gedichte steht,[2]) jedoch auch noch in Band 8 seiner Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften vom Jahre 1810 wiederkehrt. Dann kommen Achim von Arnim 1804, Gustav Schwab 1830, Adolf Steppes 1839,[3]) W. v. Lüdemann 1845 und schließlich Agnes Miegel 1901. Ehe wir zur Einzelbesprechung ihrer Dichtungen übergehen, wird es rätlich sein, einige allgemeine Bemerkungen über die Behandlung des Griseldisstoffs in der Balladen- und Romanzenliteratur vorauszuschicken.

Zunächst ist da die Betrachtung von Bürgers Markgraf Walther sehr lehrreich! Trotz aller seiner ästhetischen Unvollkommenheiten zeigt Bürger darin einen guten Geschmack, daß er in diesem so betitelten Gedicht[4]) nur die freie Übersetzung der Percys berühmter Sammlung entnommenen Ballade Childe Waters gibt. Wie er zu dem Titel kommt, erhellt aus seiner Bekanntschaft mit dem Druck des Fiedlerschen Markgrafen Walther von 1680,[5]) und die Übertragung des

[1]) Vgl. oben S. 1 ff.

[2]) Goedeke² 4, 230/31. Ich konnte nur die Ausgabe von 1810 benutzen, wo sie unter den Balladen S. 30—55 steht.

[3]) Leider war mir dessen „Griseldis Romanze nach Fr. Halms gleichnamigen Drama", Darmstadt 1839, nicht zugänglich. Doch schließt schon der Titel seines Gedichts aus, daß eine besonders eigenartige Fassung des Griseldisstoffs uns dadurch entgehe.

[4]) Bürgers Gedichte in Kürschners deutscher Nationalliteratur S. 261—267.

[5]) Köhler wies Zeitschrift für deutsche Philologie 8, S. 101, 102 nach, daß Lenardo und Blandine die in diesem Druck befindliche Geschichte von Guiscardo und Ghismonda zur Quelle hat.

Titels auf die englische Ballade ist durch die Ähnlichkeit des Inhalts gegeben. Daß er jene aber für eine dichterische Bearbeitung vorzog, wird durch ihre größere Natürlichkeit leicht erklärt. Sie läßt sich nämlich mit anderen englischen Balladen als ein Versuch auffassen, das Rührende der Griseldisgestalt beizubehalten und das Widernatürliche abzustreifen. „In ihnen handelt es sich immer nur um Prüfungen von Mädchen, wobei der Ausfall der Prüfungen erst für den Entschluß, ob die Verheiratung erfolgen soll, entscheidend ist.“ [1]) Die hingebende, zu jedem Opfer bereite Liebe steht hier also im Mittelpunkt und findet dann endlich ihre verdiente Belohnung, während der eheliche Gehorsam bei Griseldis nur zur Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung führt. Dadurch wird bei jenen Stoffen ein angenehmerer Eindruck erzielt, trotz der oft recht grausamen Härte der Prüfungen. Die Umwandlung des Griseldisstoffs selbst in dieser Richtung war aber ausgeschlossen, falls er nicht seiner eigentümlichen Merkmale verlustig gehen sollte; doch werden wir am Schlusse dieses Abschnittes in Agnes Miegels Gedicht einen hierher gehörigen Versuch der Abänderung zu betrachten haben, der freilich eher die pessimistische Umkehrung jener Balladenfassungen darstellt. Die Dichter aber, die den Stoff im wesentlichen beibehielten, mußten auf eine bessere Motivierung der Prüfungen ausgehen. Dies war nur durch eine Umgestaltung und einheitliche Durchführung von des Markgrafen Charakter zu erzielen.

Einer solchen steht jedoch jede moralische Weltauffassung entgegen, die mit den Kategorien gut und böse arbeitet. Seit Petrarca war aber die Griseldiserzählung in ihren Bannkreis geraten. Wenn man also den Markgrafen nicht unter die Kategorie bös stellen wollte — wie wir später noch sehen werden, tun dies viele religiöse Dramen, indem sie ihn vom Teufel beeinflussen lassen — blieb nichts anderes übrig, als ihn der Kategorie gut zuzurechnen.

Daher die bei Petrarca einsetzende Tendenz seiner Humanisierung, die aber nur die Unbegreiflichkeit seines Verhaltens noch steigert. Mit dem Fall dieser einseitigen und dichterischen Wirkungen sehr zuwiderlaufenden moralisierenden Auffassungsweise — Schwabs Gedicht wird uns noch eine hübsche Probe von ihr geben — war die Möglichkeit erst geschaffen, Walther, aber auch Griseldis aus ihrem moralischen Schnürpanzer zu befreien, und sie zu wirklichen freiatmenden Menschen zu machen. Freilich waren sie beide von Anfang an so einseitig angelegt, war ihnen die didaktische Verkrüppelung schon so angeboren, daß die in der neuesten Zeit angestellten Heilungs-

[1]) v. Biedermann, Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 2, S. 114.

versuche mehr oder weniger mißglückten, indem ihre Anomalie nicht vollständig beseitigt, sondern nur durch künstliche Mittel verdeckt oder gemildert werden konnte.

Dahin sind die Künste psychologischer Motivierung zu rechnen. Was Griseldens Charakter anlangt, so ging das Bestreben dahin, sie durch stärkere Betonung ihrer Liebe und ihrer Schmerzempfindung natürlicher zu machen. Bei dem Markgrafen bot sich dagegen die zwiefache Möglichkeit, ihn entweder mehr oder weniger ausgesprochen selbstsüchtig zu gestalten — am deutlichsten ist dies bei Nicolay der Fall — oder aber ihn durch altruistische Motive und eine gewisse Zwangslage sittlich zu entlasten — dies vorzüglich bei Schwab und Arnim. Sowohl hierzu wie zur Belebung der Handlung überhaupt werden neue Personen eingeführt, des Grafen Freund, Mutter oder Brüder, die ihn irgendwie zu den Prüfungen veranlassen.

Für die ästhetische Wirkung kommt aber außer diesen inhaltlichen Änderungen auch die Form der dichterischen Darstellung sehr in Betracht. Die Balladen- und Romanzentechnik macht sich in manchen Zügen geltend, vor allen in der Ausbeutung der Jagdszenen, aber auch der Brunnenszene, weiter in der idyllischen Ausmalung von Griseldens ländlichem Leben und in dem größeren Hervortreten ihres Vaters, ferner in der Beschränkung der langen Reden und in der Beschneidung von nebensächlichen Rollen, wie der des Dieners, und schließlich in der reicheren Verwendung von Bildern und Vergleichen. Allein abgesehen von den zwei spätesten Bearbeitungen ist keine in der dichterischen Form einwandfrei; groben Geschmacklosigkeiten werden wir nur zu oft begegnen.

Gemäß den Quellenverhältnissen, der persönlichen Eigenart und literarischen Stellung der Verfasser finden sich die angeführten Momente in verschiedenartigster Mischung und Stärke in den einzelnen Bearbeitungen. Nicolays Ballade eröffnet am besten ihre Reihe, da sie zeitlich die älteste ist und auch eine literarhistorische Sonderstellung einnimmt. Sie ist nämlich die einzige, die ohne Einwirkung der romantischen Literaturströmung, dafür aber unter Einfluß einer außerdeutschen Versbearbeitung zustande kam.

v. Nicolay[1]) ist Nachahmer Wielands und hat als solcher ausländische Stoffe zur Belehrung und Unterhaltung des deutschen Publikums bearbeitet; die Hauptquelle[2]) für seine Ballade ist Charles

[1]) Goedeke[2] 4, 230/31, Nicolay (1737—1820) in Straßburg geboren, seit 1796 russischer Staatsrat.

[2]) Nebenquelle ist Boccaccio, den Goedeke allein angibt; doch weist mit Sicherheit auf ihn nur die Namensform „Griselde", da Perrault Grisélidis hat. Im übrigen kann alles, was in seiner Ballade an die italienische Novelle anklingt, durch Perrault vermittelt sein, der sie sicher unter seinen Quellen hatte (siehe Köhler a. a. O., S. 521).

Perraults Versnovelle von 1691, die den Titel trägt: La marquise de Saluce ou la patience de Grisélidis.[1])

Seine Stellung zu dem Stoff wird durch die an seine Frau gerichteten Eingangsstrophen gekennzeichnet:

Dies Lied soll eine Säule seyn,
Die Zeit und Rost nicht frißt.
Ihr grabe tief mein Griffel ein,
Wie gut du, Hanne, bist.
Griselden lobt es zwar, allein
Ihr Lob ist dein.

Wärst du nicht lenksam wie sie war,
So schwieg ich gar.
Zwar ihr Gehorsam scheint vielleicht
Dir etwas überspannt,
Doch Antons Wille, wie mir däucht,
War auch voll Unverstand.
Hier etwas nach, dort etwas zu,
Wird ich und du.

Nicolay steht demnach einerseits wie Perrault und Boccaccio über dem Stoff, anderseits jedoch gibt er ihm eine persönliche Beziehung auf seine Frau, die aber trotz allem recht äußerlich bleibt. Denn wenn an jeder der beiden Hauptpersonen etwas weggestrichen, beziehungsweise zugegeben werden muß, so ist das tertium comparationis nicht irgend eine konkrete Äußerung des Gehorsams bei seiner Frau, die eine Parallele in der Erzählung hätte, sondern wieder nur das abstrakte Gehorsamideal. Wenn diese Beziehung eine innerliche gewesen wäre, hätte zudem Nicolay ihr zuliebe die über Griselde verhängten Prüfungen mildern müssen, statt sie zu verschärfen. Auf eine Verschärfung läuft aber seine Behandlungsart tatsächlich hinaus, trotzdem die Prüfungen gekürzt sind.

Fürs erste wird der eheliche Gehorsam weit ausdrücklicher in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt, als etwa bei Boccaccio oder Petrarca und ihrer Nachkommenschaft. Graf Anton, wie hier Griseldens Gemahl heißt, wird wie der Fürst bei Perrault fast als Misogyn hingestellt, der von der Unmöglichkeit des Gehorsams bei Frauen überzeugt ist. Er wird gleich so eingeführt. „Graf Anton war zu seiner Zeit, — Ein schönes, junges Blut, — Vasallen hatt' er weit und breit, — und war gerecht und gut, — Sonst aller Lustbarkeiten Freund, — der Ehe Feind.“ Als seine Untertanen die übliche Bitte vorbringen, spricht er in seiner Erwiderung die Befürchtung aus, als Ehegatte werde er nicht mehr Herr im Hause

[1]) Über diese siehe v. Westenholz, a. a. O. S. 63—83. Nicolay hat ihr, wie man sehen wird, nur einige Hauptzüge entnommen.

sein: „Denn leider ist seit Evens Zeit, — der Stolz, der Eigensinn — Das wahre Los der Weiblichkeit, — Und hitzig wie ich bin, — Spräch' ich beym kleinsten Übermuth — Für mich nicht gut." Doch gibt er dem Drängen seiner Untertanen und den Bitten seines Freundes Ritter Stern nach. Dieser ist von Nicolay erfunden, um die Handlung lebendiger zu gestalten. Zusammen ziehen sie auf die Brautschau aus; trotz der gegenteiligen Meinung Sterns will dem Grafen keine der vornehmen Damen behagen, und so kommen sie unverrichteter Dinge wieder in ihrem „Gau" an. Als sie in einem Häuschen am Waldesrande einkehren, um sich zu erfrischen, bekommen sie dort die schöne und sanfte Tochter des alten Janke zu Gesicht, die auf den Grafen einen sehr günstigen Eindruck macht. Sein Freund meint nachher, in diesem Mädchen seien doch wahrlich, abgesehen von Adel und Reichtum, alle seine Wünsche verwirklicht, und als der Graf seine alten Bedenken geltend macht, will er sich für ihre Tugenden, besonders ihren Gehorsam, mit Leib und Geld verbürgen. Da faßt ihn der Graf beim Wort: „Topp, zwanzig Mark gegen vier — Wett ich. Dein Eigensinn — Reizt meinen. Sehen sollst du mir, — daß ich ein Kenner bin." Zunächst folgt denn wie gewöhnlich die Abnahme des Gehorsamversprechens und die Verheiratung. Zur Durchführung der Wette beginnen jetzt die Prüfungen. Wenn auf ihnen von vornherein in Zusammenhang mit dem Mißtrauen und der Wette des Grafen ein viel stärkerer Nachdruck liegt als sonst, wo erst bei Geburt des ersten Kindes der Prüfungsgedanke in den Grafen erwacht, so werden sie hier — das ist der zweite Umstand, der zur Verschärfung der Prüfungen beiträgt, — auch immer in Rücksicht auf die Wette durchgeführt und abgezweckt. Daher plagt Graf Anton wie der Fürst bei Perrault Griselde zunächst mit tausend Grillen. Wie jener sie im Palast in ihr dunkles Zimmer einsperrt und ihr ihren Schmuck wegnimmt, so weckt sie dieser hier kaum entschlafen auf, heißt sie sich schmücken und befiehlt ihr dann gleich darauf den Schmuck wieder abzulegen, schließt sie von Tanz und Fröhlichkeit aus, die er mit seinen Gästen hat. Sie scherzt aber nur darüber.

Dann geht der Graf, obwohl er „täglich mehr die schlimme Wette fühlt", zu ernsthafteren Proben über. Er verbietet ihr zunächst den Besuch bei ihrem Vater, den sie sonst täglich macht. Als sie sich willig darein fügt, doch ihrer Gehorsamsbeteuerung noch die Worte hinzufügt: „Mich schmerzen wird es; doch den Schmerz — verschließt mein Herz", meint der Graf schon voller Profit Stern gegenüber: „Schon zeigt sie mir, — Mein Wille werd' ihr schwer." Dieser würde es ihr verargen, wenn er ihr leichter fiele. Der Graf aber ersinnt eine neue, ausgesuchte Seelenmarter; er fährt nämlich mit

ihr bis vor ihres Vaters Haus. „Er sieht sie steif und schelmisch an; — Ihr Thränchen bricht nicht aus, — Sie lächelt.“ Stern tadelt ihn darob und will auf die Wette verzichten. Aber dem Grafen ist es auch nicht um die zwanzig Mark zu tun; seine Ehre glaubt er auf dem Spiele.

Als sie nun eine Tochter statt des erwarteten Sohnes gebiert, stellt er sich wütend und läßt das Kind von einem Knecht „in Wald“ bringen. Er selbst aber „kost mit ihr minniglich, — Als wäre nichts geschehen. — Auch sie umarmt ihn inniglich, — Läßt sich ein Thränchen sehn“. In der Einsamkeit bricht ihr Schmerz dann aus, doch beruhigt sie sich: „Getötet hat er nicht — Sein Kind. In seinen Rath — Zu dringen wehret mir die Pflicht. — Der Eid, den ich ihm that — Ist heilig. Dem getreu zu seyn — Ziemt mir allein.“ Von seinem Freunde wird der Graf ein unmenschlicher Tyrann gescholten; er rechtfertigt sich aber: „Wie erkennt man Gold für gut — Als durch die Glut?“ Aber seinen rechthaberischen Eigensinn stachelt all der Gehorsam seiner Frau nur noch mehr auf: „Ich glaube mich auf Weiberart — So sicher zu verstehen, — daß es mir fast zum Ärger ward, — So biegsam sie zu sehen.“ Um ganz eines anderen überzeugt zu sein, bedarf es noch einer weiteren Prüfung. Nach einem Jahr, „als ihr Leib verschlossen bleibt“ — von einem zweiten Kind und dessen Wegnahme ist hier wie bei Perrault nicht die Rede — hält er Griselden vor, daß ihr Bund ihm von Gott verworfen zu sein scheine. Es erfolgt die Verstoßung mit allerhand Rühreffekten. Der Graf selbst erscheint nach wenigen Tagen in der Hütte, um Griselde als Schaffnerin aufs Schloß zu beordern. Seine Braut — die hier seine Schwester ist — bringe ein zwölf Monate altes Kind ihres Bruders mit, — eine Ungeschicklichkeit, die durch die Verkürzung der Prüfungen bedingt wird. Als das Kind ankommt, brennt ein schneller Trieb in Griselde auf, der ihr das „Püppchen“ lieb macht (dies nach Perrault, bei dem aber das Kind wie sonst herangewachsen ist). Sie herzt und wiegt es im Schlaf und will nicht von ihm gehen. An seinem Bette geht auch die Schlußszene von statten. Der Graf kommt mit seiner Braut, um nach dem Kind zu sehen, und stellt ihr Griselden vor, die auf ihre mitleidige Ansprache hin vor ihr niederkniet und den Grafen rechtfertigt: „Gott selbst verwarf das Band, — Vermählt war ich zwei Jahre schon — Und keinen Sohn! — Wohl that der gute Graf daran, — daß er mich von sich stieß.“ Als sie nur um das Eine bittet, man möge sie doch bei dem Kinde lassen, rufen Graf und Braut: „Du Engel“ und Ritter Stern fügt mit heiserer Stimme ein: „Sagt' ich es nicht.“ Der Graf bittet jetzt um Verzeihung: „Nur Täuschung war es, Probe nur — War all mein launig Thun. — Das beste Weib in

der Natur — Hab ich, das weiß ich nun. — Dein zärtlicher, dein sanfter Mann bin ich fortan." Es folgt die Aufklärung über Braut und Kind; auch Janke erscheint, trotzdem er sonst seine Hütte nicht verläßt. Und damit nichts fehle, heißt es zum Schluß von Griselde: „Auch gab der Himmel ihr zum Lohn — Bald einen Sohn."

Man sieht, die Fabel ist nicht unwesentlich verändert. Zunächst zu ihrem Vorteil in der epischen Komposition und psychologischen Motivierung, insofern die sonst nur locker durch das Gehorsamsversprechen Griseldens verbundnen zwei Teile vor und nach der Heirat, durch die Wette und durch die Persönlichkeit Antons straff zusammengehalten werden, letztere selbst einheitlich durchgeführt und aus ihr seine Handlungsweise zureichend begründet ist, indem ferner die wiederholte Wegnahme eines Kindes wegfällt und überhaupt größere Abwechslung und vor allem wirkungsvolle Steigerung der Prüfungen erzielt wird, schließlich noch, indem ihre Dauer auf zwei Jahre beschränkt wird, dies letztere ein Vorzug vor Perrault, dem Nicolay die übrigen Besserungen sonst zu verdanken hat. Schwerer fallen aber die Nachteile ins Gewicht, die sich aus der sittlichen Roheit von Charakter und Handlungsweise des Grafen ergeben und die durch die Wette und Durchführung der Prüfungen ins hellste Licht gerückt sind. Insofern ist auch die Einführung von Ritter Stern unglücklich, da er, zwar unfreiwillig, die Wette veranlaßt, und durch seine Kritik am Verfahren des Grafen uns dessen ganze Roheit noch mehr zu Bewußtsein bringt. Denn was kann es Roheres geben, als wenn der Graf trotz des Abmahnens und Tadels seines Freundes hartnäckig und eigensinnig seine Frau aufs grausamste quält, nur damit er nicht klein beigeben müsse, und jener Recht behalte? Und das alles nicht etwa zum Erweis ihrer Tugend, wie wir es bei Schwab finden werden, nicht einmal um sich selbst Beruhigung über sein eingewurzeltes Mißtrauen gegen die Frauen zu verschaffen, wie bei Boccaccio und Perrault, sondern vielmehr, um gerade sein Mißtrauen durch Erweis ihres Ungehorsams zu rechtfertigen! Als hitziger Charakter wird er uns zwar von Anfang an hingestellt und dadurch etwas entlastet, ebenso wie auch die kürzere Prüfungszeit von etwa zwei Jahren seine Härte mildert; aber man wird kaum sagen können, daß das Motiv des Rechtbehaltenwollens uns den Grafen sympathischer erscheinen lasse, als das der Neugier oder der Lehrhaftigkeit. Und dazu ist seine ganze Strafe, wenn es überhaupt eine solche genannt werden könnte, daß er nicht Recht behält.

Denn Griselde ist wirklich ein „Engel" ganz voll liebenden Gehorsams, treulich auf Erfüllung ihres „Eids" bedacht: „Gehorsam gegen den Gemahl — War ihre liebste Pflicht, — Sie las ihn, eh' er noch befahl — Den Willen im Gesicht." Auch als Tochter zeigt

sie ein liebevolles Herz; ihren alten Vater pflegt sie nach dessen eigenem Zeugnis besser als sein verstorbenes Weib: „Je toller und je brausender — Jn mir die Launen sind — Je sanfter und je freundlicher — Begegnet mir mein Kind." Nur mit schwerem Herzen verläßt sie ihn erst, nachdem der Graf für seine weitere Verpflegung sorgt, und besucht ihn dann noch täglich.

Wenn dies Nicolays eigene Erfindung ist, so hat er Griseldens Muttergefühle wieder von Perrault übernommen. Bezeichnenderweise ließ er dagegen alle spezifisch religiösen Züge weg, die sie bei jenem aufwies. Sie hätten ja gar schlecht in das Bild des tugendhaften und empfindsamen Naturkindes gepaßt, zu dem Nicolay dem Jdeal der Aufklärung und des neuen Naturevangeliums gemäß Griseldis umgestaltet hat. Dafür verwendet er auf die Schilderung ihres äußeren Erscheinens alle Mittel seiner etwas frostig-konventionellen Rhetorik; so, wenn er von ihr sagt: „Sanft ist ihr Antlitz — sanft und zart — die Haut, und sanfter noch — Jhr Auge, sanft ist Gang und Art — Und Wuchs, und sanfter doch — Jst noch als Auge, Wuchs und Gang — Der Stimme Klang." Für Nicolays dichterische Technik ist auch noch folgendes bezeichnend: Als Griselde zum ersten Male auftritt, hat sie „den netten Eimer unterm Arm ... an Sahne reich und ist so schön und ihrer Schönheit sich — So unbewußt dabei, Als eine Rose". — Der Vergleich aus der Flora wird bei der Werbung des Grafen dahin aufgenommen: „Sie stehet da schamhaftiglich — Mit niederm Augenlid — Zum Klappermohn entzündet sich — Was sonst als Rose blüht."

Der flotte Bänkelsängerton, der von Moncrif und Gleim her eine Zeitlang der Romanze eigen war, kommt hier bei dem ohnedies von der französischen Literatur beeinflußten Nicolay ganz deutlich zum Vorschein, wenn er auch seinem Gedicht den unter Bürgers Einfluß üblicher gewordenen Namen Ballade gibt. Auch die Wahl der Strophenform mit dem kurz nachklappenden letzten Verse weist in diese Richtung. Griseldis als Bänkelsängerlied — dies dürfte die kürzeste Kennzeichnung von Nicolays Ballade sein, und ihre inhaltliche Roheit am leichtesten in den Kauf nehmen lassen. Anzuerkennen ist höchstens, daß er den höfischen und romanesken Charakter fallen ließ, den Perrault, der Zeitgenosse Ludwigs XIV., seiner Versnovelle gegeben hatte.

Es erscheint angezeigt, zugunsten des sachlichen Zusammenhangs von der chronologischen Reihenfolge hier abzuweichen und auf Nicolays Ballade zunächst Schwabs Bearbeitung statt der Arnims folgen zu lassen. Diese letztere ist nämlich sowohl was Kürze der Darstellung, als auch was inhaltliche Eigenart betrifft, von jenen beiden wesentlich verschieden, welche Weitschweifigkeit des Stils

und die moralisierende Betonung der Gehorsamsprüfung gemeinsam haben.

Schwabs Griseldisdichtung ist am meisten auf rührselige Moral gestimmt, was schon darum nicht verwunderlich ist, weil sie ein Nachkomme Petrarcas und eine ältere Schwester des Schwabschen Volksbuchs ist. Sechs Jahre vor diesem ist sie unter dem Titel „Griseldis, Volkssage in zehn Romanzen" in dem Taschenbuch Urania auf das Jahr 1830 (S. 111/157) erschienen, geht natürlich auf dieselbe Quelle, einen Einzeldruck der Griseldiserzählung des Pater Martinus von Cochem, zurück und weist deshalb eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem Volksbuch auf, wie schon aus „des Liedes Vorwort" deutlich genug erhellt. Strophe 2—4 lauten also:

2. Mein alter Wahn von Standesehre,
Starr ist er, unerbittlich streng,
Und wohl macht eine finstre Mähre
Den Busen zarter Frauen eng.

3. Doch lebt in mir so fromme Treue,
So siegreich hohe Pflicht in mir,
Daß doch das Auge sich, das scheue,
Zuletzt noch labt an meiner Zier.

4. Denn aus der grausamen Bethörung
Rett' ich des Herzens heilig Recht,
Und meine tönende Beschwörung
Besiegt ein ehernes Geschlecht.

Und nach einer kurzen Erwähnung des fremden Ursprungs der Sage heißt es zum Schluß:

Von dorther (aus der Fremde) komm ich jetzt auch wieder
Und lege mich ans deutsche Herz,
Das rühren ja noch alte Lieder,
Das bebt noch bei der Treue Schmerz.

Hier spricht der warme Freund des deutschen Volkes, der diesem zu Nutzen und Frommen seine gelehrten Sagenkenntnisse zu dichterischen Schöpfungen ausgestaltet. Man sieht auch, daß ihm Griseldis ähnlich wie seinen Vorgängern die Verkörperung des sittlichen Ideals „frommer Treue und siegreich hoher Pflicht" bedeutet; freilich tritt hierin auch die Achillesferse[1]) seiner literarischen Anschauungen, die moralisch-religiöse Schranke seiner Dichternatur, zutage; davon legt unser Gedicht fast in seinem ganzen Umfang ein betrübendes Zeugnis ab. Denn wenn es am Anfang dank den günstigeren poetischen Bedingungen, die hier der Stoff bietet, Schwab noch gelungen ist, den Dichter sprechen zu lassen, so wird im

[1]) Siehe Allgemeine deutsche Biographie, Artikel Schwab.

weiteren Verlauf über diesen der rührsame Moralist immer vollständiger Herr.

Zunächst benutzt Schwab den „Wahn von Standesehre", den er allein an der Sage zu tadeln weiß, als Hebel der Handlung und verkörpert ihn zu diesem Zweck in der Mutter des Grafen. Gleich zu Beginn macht sie ihren Sohn über seine alles überwuchernde Jagdliebhaberei und seine Unlust zum Heiraten Vorwürfe. Er hat jedoch schon in aller Heimlichkeit ein Auge auf eine „Maid" geworfen, die seinen „ernsten Sinn" in „Lust" verwandelt, wann er bei der Heimkehr von der Jagd durch ihr Dörflein kommt. Seiner Mutter verschweigt er dies natürlich und kehrt ihr gegenüber seinen Freiheitssinn heraus, der sich vor keiner „Herrin" beugen will: „Und wüchs' auch eine Demutsstill — Verborgen vor der Welt, — wer weiß wenn ich sie freien will, — Ob sie Euch wohl gefällt." Die Mutter denkt dabei an niemand anders als ein „Grafenkind". Eine hübsche Steigerung ist es, daß jetzt ein „Vasallenhaufe" die Unterredung stört, und die übliche Bitte vorträgt. Hier wie in der Antwort des Grafen folgt Schwab dem Cochemschen Volksbuch, das auch sonst in epischen Einzelzügen unverkennbar durchschimmert. Der dortige Hausholmeister wird zum Kastellan, die Anmessung der Kleider wird ebenfalls gebracht, die Ankunft und Verwunderung der Gäste und der Zug zu dem Dörflein im „engen Tal" und „zwischen Felsenwänden" wird noch weiter ausgemalt, schon um die zweite Romanze „Wie der Graf zur Hochzeit lädt" auszufüllen.

Auch die dritte Romanze „Wie der Graf Griseldis zur Frau erkor" zeigt bedeutende epische Erweiterungen. Am dunkeln Brunnen im Waldesdickicht sehen wir Griseldis ihren Krug füllen; auch als der Graf in die Hütte tritt, lehnt sie am Kruge. Ihre äußere Erscheinung wird näher geschildert: es werden uns der schneeweiße Arm, das flächsene Haar, die Rosenhand der holden Magd genannt. Etwas unbeholfen ist die Art, mit der Schwab uns über ihre geistigen Eigenschaften unterrichtet. Der Graf hält nämlich an Griseldis eine fünfstrophige Lobrede, indem er unter anderm sagt: „Ich weiß, Griselda, wie du bist, — Ich weiß es ganz genau — Dir gleich in allen Ländern ist — An Demuth keine Frau — Du bist ein fromm und willig Kind — Bei aller Müh und Qual, — Bist nicht wie andere Weiber sind, — Dich will ich zum Gemahl .... Dein frommes Auge sagt mirs traut, — Du wirst gehorsam sein." Es folgen Gehorsamsgelübde, Vorstellung, Umkleidung usw. wie üblich. „Vor Schrecken die Mutter sprach kein Wort" läßt uns die künftige Verwicklung ahnen.

Die Mutter bringt es nämlich durch ihre Anzweiflungen von Griseldens „Herrlichkeit" dahin, daß ihr der Graf diese durch Prüfung

seiner Frau beweisen will. Wie er nach dem im wilden Wald gefaßten Entschluß ganz verändert ist, — „Er kehret wieder ernst und stumm, Sein jung Gesicht schien alt“, — so stellt er sich bei den Prüfungen äußerst „herrisch, kalt und hart“. Der rohen Ankündigung der Wegnahme eines Kindes folgt dann allemal eine doppelte Rührszene, die zwischen Griseldis und dem die Wegnahme vollziehenden Diener und zwischen letzteren und dem Grafen spielt. Als der Diener das „Töchterlein“ holen will, findet er die Mutter auf den Knien vor der Wiege wie sie ihre Freude „am goldenen Tag“ hat, der dem Kind auf die Wange scheint.

„Und als sie hört, den Diener gehn, — Sie küßt es recht in Ruh; — Ich habe dich kaum lächeln sehn, — Dein Engel lächle mir zu.“ Cochem wird hier entschieden überboten, so auch als der Diener sich aus Mitleid geradezu weigert, das Kind wegzunehmen; wie bei jenem muß ihn Griseldis zur Erfüllung seines Auftrags selbst auffordern. Die Liebesbezeigungen des Vaters gegen Tochter und Sohn bei ihrer Fortsendung sind auch sehr ausführlich geschildert; als der Sohn nach Bologna geschickt werden soll, befiehlt der Graf dem Diener: „Leg meiner Schwester ihn an die Brust, — Zeig ihm sein Schwesterlein, — O wie wird groß sein ihre Lust, — Und ich muß ferne sein.“

Zur zweiten Prüfung muß übrigens sein mildes Herz, welches das demutsvolle schweigende Angesicht Griseldes kaum mehr ertragen kann, wieder durch die Mutter verhärtet werden, die ihm vorhält: „Du trauest schon dem kurzen falschen Schein, — So wart nur, bis sie gebiert den Sohn, — dann wird sie ‚Herrin‘ sein.“ Dagegen nach weiteren sechs Jahren ist auch ihr Mißtrauen und Widerwillen durch Griseldens gleichmäßig freundliches Verhalten gebrochen: „Sie wandte mit ihrer Freundlichkeit, — Der Mutter selbst das Herz, — Das nahm den Sohn sein Herzeleid, — Doch sann er auf bittern Schmerz.“ Die Marter geht nun weiter, trotzdem die Mutter über den Verstoßungsplan innerlich erschrickt, und bei der Verstoßung selbst „ihres Sohnes Art“ schilt. Der Graf erklärt seiner Frau, nachdem wie üblich der Diener zur Abholung der Kinder nach Bologna gesandt und eine päpstliche Erlaubnis gefälscht worden war, daß er sich von ihr scheide. „Die Lieb' auch reiß' ich aus der Brust, — Ich such ein edler Band, — Fürwahr ich thu' es nicht um Lust, — Ich thu' es für das Land.“ Griseldens Benehmen und Antwort ist wieder äußerst rührend. Sie wird „lilienblaß.“ „Doch auf dem weißen Antlitz bebt, — Ein Lächeln trotz dem Weh, — Wie matter Sonnenschimmer webt, — Um bleichen Alpenschnee.“ Darauf wird uns beschrieben — ähnlich wie bei Cochem — wie sie Stück für Stück ihrer Kleidung ablegt.

Damit die achte Romanze „Wie Griseldis in ihr Dorf zurückkam" den andern nicht an Umfang nachstehe, wird ihre Ankunft und ihr Aufenthalt zu Hause sehr umständlich geschildert und mit Rühreffekten überladen. Der Vater sieht „ihrer blauen Augen Schein" am „Fensterlein" und ruft die vor Frost zitternde in seine warme Hütte. Gegenüber ihrem Vater, der den Grafen einen „Wüterich" schilt, nimmt sie ihn in Schutz: „Auf ewig bin ich in seiner Pflicht — und wär ich ihm noch so fern!" Das bei der Abschiedsrede nicht wie sonst angebrachte Motiv der glücklichen Witwe findet nun hier eine Verwendung: „Ja laßt mich seine Witwe sein — und Eure Tochter dazu! — So gönnt mir Euer Kämmerlein — Und tiefe Witwenruh." Bei Cochem holt Janicula seiner Tochter ihre alten Kleider aus einem Schrank hervor. Schwab läßt Griseldis bei dieser Gelegenheit eine Rede halten: „Willkommen, treue Bauerntracht! — Da liegst du Stück für Stück! — Bist nicht zerstoben über Nacht, — Wie Glanz und falsches Glück. — Wie lob' ich dich, du Röcklein kurz! — Du Mieder ohne Druck! — Ihr weiten Ärmel, du leichter Schurz — Du Häublein sonder Schmuck." Wie hier die Dorftracht, so werden des weiteren auch Landleben und Natur gepriesen, als ob wir ein dem Stadtleben durch den Tod ihres Mannes glücklich entronnenes früheres Bauernmädchen von empfindsamer Seele vor uns hätten.

Auch die folgende Romanze bringt Erweiterungen, besonders durch die Hereinziehung von Griseldens Vater. Als sie durch einen Diener die bevorstehende Neuvermählung des Grafen und sein Gebot an sie erfährt, macht sie sich nämlich mit ihrem Vater zusammen auf den Weg zum Schloß, und während er vor dem Tore sitzen bleibt, geht sie fröhlich hinein, „als hätte wer drin sie lieb". Ehe der Graf sie anspricht, schaut er sie an, die noch so frisch und schön ist, — auch in Schwabs Volksbuch ist sie „mit unverwelkter Schönheit geschmückt" — und der sein Herz in Liebe entgegenschlägt. Wie bei Cochem beteuert sie ihre Dienstfertigkeit: „Ich rechn' es mir zu großer Ehr, — Zu stehn in deinen Dienst, — Nichts ist so niedrig oder schwer, — Ich acht' es für Gewinnst." Ihre Magddienste werden nun recht breit ausgeführt, besonders die Zubereitung der Lagerstatt. „Den Vorhang zog sie weg mit Scham, — Sie strich die Kissen glatt, — Den Flaum der Decke lockert sie auf, — Das Linnen paßt sie an, — Sie sorgte, daß keine Träne darauf — Aus ihren Augen rann." Nachdem sie alles gerichtet, will sie entlassen werden — wieder ein neuer Zug. Der Graf aber wünscht, daß sie seine Braut schaue und Hochzeitsgast sei; zu dem Zweck solle sie ihren Vater hereinrufen und sich und ihm Platz für die Nacht herrichten. Jener geht aber aus Haß nicht herein, sondern bleibt die Nacht vor dem

Schloß sitzen, während „Griselde gieng, — sie legte tief ihr Haupt auf schlechtes Stroh, — Sie betete voll Brunst, — sie schlief bis zu den Morgen so."

Die zehnte Romanze bringt schließlich die übliche Lösung, aber wieder mit einer Masse von Rührkünsten ausgestattet. Um den Einzug der Braut durch die emporsteigende Sonne zu verschönern, wird er auf den Morgen verlegt, während er bei Cochem nachmittags stattfindet. Der Greis — in den Romanzen und Balladen sind die Väter der größeren Ehrwürdigkeit halber gern recht alt — sieht den Zug und seufzt in sich hinein. Des Grafen Mutter geht der Braut entgegen, und an Stelle der Untertanen im Volksbuch macht sie ihren Gefühlen folgendermaßen Luft: „Die Braut, so sich mein Sohn erkor, — Zwölf Jahre zält sie nur! — Sein schönes Weib verstieß der Thor, — Sucht eines Kindes Spur." Der Graf begrüßt seine Kinder — die Braut ist wie immer von ihrem Bruder begleitet — sehr herzlich und läßt Griseldis mit weitschallendem Ruf zur Begrüßung herbeiholen. Sie erscheint im Bauernkleid und wünscht allen Segen, wie überliefert; dann bedient sie beim Mahl mit goldenem Weinkrug, den sie wie früher „den Wasserkrug wiegt". Wie im Volksbuch fordert der Graf sie auf, sein neues Gemahl anzusehen und ihr Geschlecht, das sie kennen sollte, anzugeben. Sie kann das natürlich nicht; statt der sonst folgenden Bitte um Schonung für die neue Braut, legt ihr hier Schwab eine dem „Wahn von Standesehre" entsprechende Rede in den Mund: „Doch ist sie wohl von edlem Blut — Und nicht aus niedrem Stamm! — Aus niedrem Stamm, das thut nicht gut, — da wäre sie ein Opferlamm." Darauf hin springt der Graf auf — alle Tafelgäste folgen ihm nach — und erklärt: „Sie stammt von deinem Leib . . . ." steckt ihr, die in „selige Nacht" versinkt und schlummernd umgezogen wird, den Trauring wieder an. Mitten im Jubel erscheint von banger Ahnung ergriffen Griseldens Vater, sieht aber nur die äußerst rührende Gruppe, wie die ganze Familie sich umarmt und die strenge Mutter des Grafen zu Füßen seiner Tochter sitzt. Der Graf heißt ihn willkommen und rechtfertigt vor ihm sein Verhalten: „Nie hatt' ich lieber die hohe Maid, — Als da ich sie verstieß! — Die heil'ge himmlische Geduld, — Die wollt' ich zeigen der Welt. — Ich senkte mich in dunkle Schuld, — Damit sie stünd erhellt, — Damit sie stünd in Hoheit ganz, — Die arme niedrige Magd; — Damit sie glänzt in stolzerm Glanz — Als er um Fürsten tagt. Und nun sie stehet sonnenrein, Nun folg' ich meinen Drang, — Nun laßt mich ihren Diener sein — Mein ganzes Leben lang." Dieser von Cochem übernommene Zug wird nun weiter so breit geschlagen: „Da schüttelte das fromme Haupt, — Da sprach Griseldis ‚Nein', —

Die Ehre, die sei mir nicht geraubt, — Laß deine Magd mich sein. — Da sprach die Mutter: Das sei fern, — Mich laßt die Dienerin sein. — Die Mannen riefen: Ihr seid die Herren, — Wir sind die Diener allein. — Dann erscheint der ‚Capellan‘ und schlichtet diesen edlen Wettstreit: Er diene dir, ihm diene du, — Dann dauert Euer Band! — Dann ist das Leid vorbei, — Dann lauscht in Eurem Leben kein Tod, — Und nur durch späte Saiten rauscht — Ein Lied von Eurer Not.“

Diese Dichtung richtet sich selbst, und auch Schwab hat sie gerichtet, indem er sie in keine seiner Gedichtsammlungen aufgenommen hat.[1]) Wenn wir ihrer Besprechung breiteren Raum vergönnten, so geschah dies nur dem Namen Schwab zuliebe, der im allgemeinen gerade keinen schlechten Klang hat. Um diesen zu retten, müssen wir freilich, da wir das Gedicht leider nicht als unreifes Jugendwerk ausgeben können, zu der Annahme unsere Zuflucht nehmen, daß es das flüchtige Erzeugnis einer recht schwachen Stunde gewesen ist, in der die dichterische Kraft immer mehr abnahm, wie schon die gegen Schluß stärker auftretenden metrischen Ungenauigkeiten zeigen. Und als weitere Entschuldigung müssen wir anführen, daß der Stoff so recht geeignet war, alle Schwächen Schwabs hervorzulocken. Die überlieferten Elemente der Romanzentechnik, über die er als Schüler Uhlands und später Nachkömmling der Romantiker verfügte, erscheinen hier recht konventionell und äußerlich angebracht. Mit ihrer Hilfe wird jede Situation ohne Rücksicht auf den Zusammenhang breit ausgemalt. Darüber mußten die Charaktere vollends in die Brüche gehen, wenn sie, an sich höchst spröde, durch Schwabs rührselige Behandlung nicht schon ohnedies zersprengt wären. Letztere hat er zwar in dem Volksbuch schon vorgebildet gefunden, allein er hat sie noch beträchtlich gesteigert und dadurch die Roheit der Prüfungen nur noch mehr zu Bewußtsein gebracht. Allerdings versucht er, diese besser zu begründen: Die Einführung der Mutter ist insofern ganz glücklich, als sie durch ihre aufreizenden Bemerkungen ihren Sohn veranlaßt, auf Mittel zur Ehrenrettung seiner Frau zu denken; allein bei seinem sonst so tugendhaften Charakter begründet ihr Einfluß keineswegs, daß er seine Frau überhaupt und vollends in so martervoller Weise prüft. Zudem scheidet die Mutter vor der dritten Prüfung schon aus, was Schwab wohl berechnet hat: Auch an ihr, der adelsstolzen Dame, soll sich die siegreiche Macht von Griseldens alles bezwingender Trefflichkeit offenbaren. Nur um diese in noch höherem Grade der Welt kund zu thun, verhängt der Graf

[1]) Auch in der vollständigsten Sammlung seiner Gedichte in Reclams Universalbibliothek Nr. 1641—1645 fehlt sie.

dann die weiteren Prüfungen; für dieses von Cochem herübergenommene Ruhmesmotiv bietet seine Schlußrede den bezeichnendsten Ausdruck. Dabei fällt auch das Wort Schuld, aber nur das Wort; doch wie bei der Einführung der Mutter und bei manchen hübschen Schilderungen muß man hier dankbar anerkennen, daß Schwab über seiner Rührsucht wenigstens nicht ganz gesundes Gefühl und poetische Erfindungsgabe verleugnet hat.

Diese beiden Eigenschaften treten uns dagegen ungetrübt in Achim von Arnims Gedicht entgegen. In seinem merkwürdigen „Roman" Ariels Offenbarungen aus dem Jahre 1804 befindet sich im zweiten Gesang von Heymars Dichterschule, welche „Anwendung zu Gemählden und Erzählungen von seinen Schülern" enthalten soll, die Griseldisfabel unter dem Titel: „Dichterglück und -Unglück. Die zweite Hochzeit." Im Unterschied von Schwabs und Nicolays Gedichten nimmt sie hier einen bedeutend kleineren Raum ein: sie besteht nur aus 43, beziehungsweise 46 vierzeiligen Strophen. Von Strophe 41 ab sind zwei verschiedene Ausgänge vorhanden, der glückliche (41—43) fällt Ariel, der traurige Adolf zu (41 - 46). Diese Angaben sind für die Beurteilung sehr wichtig. Wir haben hier nämlich einfach den Griseldisstoff als Gegenstand einer poetischen Stilübung verwertet: Daraus erklärt sich der abweichende Schluß, den ihm der eine Schüler gibt, und auch die oft recht schülermäßig rohe dichterische Behandlung. Gleich durch den Rahmen also, den er seinem Gedicht gibt, kündet der damals 23jährige Arnim, dessen zweite dichterische Veröffentlichung Ariels Offenbarungen sind, mit anerkennenswerter Ehrlichkeit die Unreife und Unzulänglichkeit seiner Behandlung an. Trotzdem ist sie eine der besten, weil eine wirklich selbständige dichterische Persönlichkeit in ihr zutage tritt. Er behandelt den Stoff nämlich stilistisch sehr frei und gestaltet ihn auch inhaltlich stark um.[1])

Das Ganze nimmt sich wie eine flott hingeworfene Skizze aus. Die Ereignisse vor der Verheiratung sind äußerst kurz, mehr als Einleitung in 11 Strophen gegeben. Gleich die ersten Verse führen uns den Grafen auf dem Auszug zur Jagd vor — ein auch bei

[1]) Da demgemäß inhaltliche Anhaltspunkte fehlen, läßt sich seine Quelle nicht mit unbedingter Sicherheit angeben, doch versteht es sich bei ihm als Romantiker von selbst, daß er ein Volksbuch benutzte. Obiges Werk ist zudem eine Frucht von Arnims Reisen durch Deutschland und damit verbundenen Aufstöberungen alter Volksschriften. Am wahrscheinlichsten ist, daß ihm der auf Fiedler zurückgehende Druck von 1680 vorlag, den Görres in den teutschen Volksbüchern anführt. Görres benutzte nämlich für diese die Sammlung des Herausgebers des Wunderhorns, Brentano, mit dem Arnim ja eng befreundet war.

Schwab verwertetes, ungemein beliebtes Romanzenmotiv: „Auf, Jäger, löst die Koppelhunde. — Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn — Wir reiten mit der Sonne Runde, — Die Rosse führt der blanke Sporn. — Die Stände wollen, daß ich führe — Ein Weibchen in mein Grafenhaus, — Verloren sind die Jagdreviere — Im Paradies beym Weiberschmaus! — Die Weiber sind der Schöpfung Neige, — Zum Spiele nur sind sie so zart; — Frisch auf, Gesellen, durch die Zweige, — Schon saust der Wind um meinen Bart." In dieser frischen, kurzen Weise erfahren wir weiter, daß sein Pferd bei „kühlen Quellen" stehen bleibt, „wo Ida mit dem Eimer geht". Sie, die hier eine Fischerstochter ist, reicht ihm einen Trunk — auch ein wohlbekanntes Romanzenmotiv. Von ihrer Blicke Pfeilen getroffen, verlangt er, noch ehe er das Dorf verlassen, von ihr den Ehekuß. Die Jungfer beteuert ihre gänzliche Ergebenheit mit Leib und Leben, — von abgenommenen Gehorsamsversprechen keine Spur. Das Nebeneinander von hübschen und abstoßenden Zügen, sowie den ungemein raschen Fortschritt der Handlung zeigen die folgenden, vom ersten Teil der Erzählung in den zweiten hinüberführenden Strophen: „Zur Stadt ritt sie auf weißem Pferde, — Das goldne Ringlein an der Hand — Es lief ihr nach der Lämmer Herde, — Die liebten sie, wie bald das Land. — Das Jagdgehege ward nun enger, — Zwölf Spannen maß das Bett, — Dem Weibchen ward es bald noch enger, — Ein Fräulein bringt das Kinderbett."

Nun beginnt die positive Umänderung der Fabel durch Einführung der Brüder des Grafen. Sie kränken ihn schwer mit ihrem Spott über seine „Sklavenheirat" und mit ihrer Versicherung, nach seinem Tode gehe die Herrschaft an sie über. Deswegen „Verschwor er sich, der höchsten Probe, — Das liebe Weib zu unterziehn, — Damit ein jeder hoch sie lobe, — Und ihre Spötter schamroth fliehn". Ein Bruder verlangt nun die Wegnahme des ersten wie des zweiten Kindes, für deren Erziehung er Sorge tragen wolle, und die scheinbare Verstoßung seiner Frau zugunsten einer adeligen. Wenn sie diese Proben bestehe, wollten sie ihren Sohn als Grafen anerkennen. Da der Graf sein gegebenes Wort nicht brechen will, geht er, wenn auch zornig, auf diese Bedingungen ein. „Kalt und fest wie Stahl" ist er bei ihrer Ausführung. Am rohesten ist wohl, wie er die verstoßene Frau ins Schloß zurück beordert: „Die Hochzeit fordert manche Hand, — Du mußt sogleich zum Schloß zurück. — Du machst das Bett, dir ist's bekannt." Im epischen Detail bietet der Aufenthalt bei ihrem blinden Vater noch einiges Besondere. Inmitten seiner Enkel findet sie ihn sitzen und klagen, er habe alles kommen sehen. Dann folgt eine Beschreibung der idyllischen Umgebung: „Sie geht umher bei ihren Bäumen, — Sieht neue Zucht

und süße Frucht, — Der Quell mit feinem weißen Schäumen, — Entsprudelt noch der Felsenschlucht." Die Natur bleibt aber nicht wie bei Schwab nur äußerliches Schmuckwerk, sondern sie vermittelt Seeleninhalte, wenn die verstoßene Frau den Quell also anredet: „O Quell! in deinem regen Spiegel — Erschien mein Graf, und als er warb, — Da floß mir Frühlingsschein vom Hügel, — Wie Frühling flieht, so Liebe starb." Ein anderer feiner Zug, der den Gegensatz des einst und jetzt nachdrucksvoll hervortreten läßt, ist es auch, wenn der Graf nun, um sie auf das Schloß zu beordern, in demselben Gewande erscheint, wie bei ihrer ersten Begegnung. Wenn sie schon bei der Wegnahme der Kinder „krank in stiller Wehmuth — In Tränen fast zerschmolz", so heißt es hier von ihr: „Die Hand birgt ihre Thränen, Schmerzen, — Als treue Magd geht sie zum Schloß, — Ihr Sinn ist tot, der Tod im Herzen — Beym Bette manche Thräne floß." Laut weinend schlingt sie den Myrtenkranz für die neue Braut: Als sie ihn dem Grafen auf sein Geheiß bringt, stellt er die übliche Frage, wie ihr seine Braut gefalle, worauf sie „mit Thränendringen" sagt: „Wie schön! Doch scheint sie allzu zart noch mir." Da stürzt ihr der Graf zu Füßen, gibt ihr die nötige Aufklärung über sein Tun, nur schiebt er die Schuld auf den Bruder; seine Bestrafung liege in ihrer Hand. Dieser bittet um Verzeihung und erklärt: „Nie hätte ich Euch geduldet auf dem Thron, — Wenn ich nicht Euer treues Dulden, — Und feine Tugend erst erkannt, — Ihr habt bezalt des Blutes Schulden, — Und seyd an Adel reich erkannt."

Nach der ersten Fassung heißt es nun: „Sie fühlt der Flammen neu Beleben, — Sie lebt in ihrer Kinder Glück, — Sie ruft: ‚ich muß euch wohl vergeben, — Die Jahre weichen ihrem Blick.' — Und jahrelange Leiden schwinden, — Wie Winterschnee im Sonnenschein — Nie würde er uns Lust verkünden, — Trät er nicht nach dem Winter ein." Dieser Vergleich mit dem Verhalten der Natur hat eine ähnliche oberflächlich versöhnende Wirkung wie der Petrarcas mit dem Verhalten zu Gott; wie dort ein religiöser, soll hier ein poetischer Gemeinplatz der grellen Roheit des Stoffs einen Dämpfer aufsetzen. „Der zweyten Hochzeit zweyter Ausgang" scheut sich dagegen nicht, die schrillen Dissonanzen statt in einen freudenvollen Dur- in einen düster ersterbenden Mollakkord aufzulösen: „Traurig schaut sie schon ersterbend ihre Kinder an." Obwohl sie den beiden Grafen die „wilde Neigung" vergibt, kann sie es doch nicht überwinden, daß sie um die Liebe ihrer Kinder betrogen worden ist: „Ihr Fremdlingszweige meiner Liebe, — Kommt Kinder, an mein sterbend Herz — Ach folget nur dem hohen Triebe, — Treibt nie mit heilger Liebe Scherz. — Die Prüfung hat mir Kraft benommen, —

Zu der Erkennung Freudenfest — Von Freud und Leid gleich schnell entronnen, — So Lieb' und Leben mich verläßt."

Wir sehen: trotz mancher Verschrobenheit in der Ausdrucksweise ist diese Griseldisdichtung doch von dem Hauch eines wahren Dichters angeweht. Die dichterische Ausschmückung im einzelnen zeigt dies schon, noch mehr die Gestaltung der Charaktere, die psychologisch so wahrscheinlich als möglich gemacht sind: Der Graf, ein leidenschaftlicher Jäger, dem das Weib ein halbes Spielzeug ist, affektvoll, leicht erregbar; nur daß er sich so kalt und grausam verstellen kann, erscheint wie immer unbegreiflich. Seine Frau, die nur einmal mit Namen — Ida — genannt wird, ein liebliches Geschöpf voller Liebe und Hingebung, welche die ihr auferlegten Prüfungen in der Tiefe ihrer Seele schmerzvoll empfindet und nach der zweiten Fassung an ihrem Leid trotz des äußeren günstigen Wandels zugrunde geht. Vor allem ist aber die Einführung der Brüder eine äußerst glückliche Zutat; denn durch sie wird das Verhalten des Grafen psychologisch begreiflicher und sittlich entschuldbarer. Das in beiden Beziehungen so störende Prüfungsmotiv wird nämlich aus ihm selbst soweit hinaus verlegt, daß ihm nur noch der Gedanke der Prüfungen angehört, auf den er dazu nur im höchsten, durch das herausfordernde Benehmen seiner Brüder zur Genüge entschuldigten Affekte verfällt. Der Widerstand der Brüder ist, wie man aus der letzten Rede des Bruders ersieht, ein sehr realer: Lebensinteressen, die Anerkennung von Gemahlin und Sohn und die Sicherung der Thronfolge stehen auf dem Spiele. Die Prüfungen selbst ersinnt dann nicht er in eigener Person, sondern einer seiner Brüder und er fehlt nur darin, daß er durch Schwur und Ehre sich verpflichtet glaubt, sie anzunehmen und durchzuführen. Der Tod seiner Frau im zweiten Schluß bildet dann gewissermaßen seine Strafe. Aber auch der erste Ausgang läßt noch sein Schuldgefühl erkennen, wenn er seiner Frau zu Füßen stürzt und die Schuld auf den Bruder abzuwälzen und durch dessen Bestrafung das Leid seiner Frau zu sühnen sucht. Hier können wir also zum erstenmal von einem wirklichen Ansatz zu einer den modernen Anschauungen entsprechenden ethischen Ausgestaltung des Stoffs reden.

Anders steht es um die zwei noch zu besprechenden epischen Versbearbeitungen. Wilhelm von Lüdemanns Romanze ist nur eine etwas freie Übertragung von Boccaccios Novelle in ungereimten vierfüßigen Trochäen. Der auch sonst durch Übersetzungen und allerlei Beiträge für schönwissenschaftliche Zeitschriften bekannte Schriftsteller, der zuletzt Geheimer Oberregierungsrat in Berlin und Liegnitz war,[1]) hat seine Griselde in dem von Gubitz geleiteten Gesellschafter (oder

[1]) Goedeke[1] 3, S. 732 f.

Blätter für Geist und Herz) veröffentlicht, wo sie in Nr. 140—143 des Jahrgangs 1845 steht. Er gibt selbst an, seine Dichtung sei „ein Versuch, Boccaccios Novelle mit fast wörtlicher Treue in eine deutsche Romanze umzubilden". Aber ganz abgesehen davon, daß eine metrische Bearbeitung an sich wörtliche Treue ausschließt, und das „fast" in sehr weitem Umfang verstanden sein will, hat er sich auch inhaltlich nicht sorgfältig an seine Vorlage gehalten.

Zunächst hat er manche Änderungen in epischen Detail durch Ausmerzungen und Erweiterungen angebracht, übrigens durchaus zum Vorteil der Erzählung. Weggelassen ist, daß die für Griseldis bestimmte Kleidung einem ihr ähnlichen Mädchen angemessen wird; bei der Schlußszene findet kein Kleiderwechsel statt. Es fehlt die vergebliche Bitte der Damen, der Graf möge ihr bei der Ankunft der neuen Braut bessere Kleidung geben, wie auch sonst die Rollen der Hofdamen und Untertanen mit ihren Tadelsäußerungen beschnitten sind. Manche Reden sind gekürzt, die erste Unterredung des Markgrafen mit Giannucole, dem Vater Griseldas, ist wie bei Petrarca und den Volksbüchern weggelassen. Durch all das wird ein rascherer Fortschritt der Handlung erzielt, der in trefflichem Einklang zu den unaufhaltsam vorwärts drängenden Trochäen steht. Die ästhetische Wirkung dieses Versmaßes hat übrigens Lüdemanns Romanze mit der spanischen des Romancero general[1]) gemein.

Daneben gehen kleine stilistische Erweiterungen einher, so z. B. bei der Geburt des ersten Kindes:

Und die Liebe, sich, allmählich
Reift zu schöner Frucht heran;
Eines Töchterlein geneset
Reizend wie die Morgenröte
Frau Griselda, und Herr Walter
Sieht sich an der Wünsche Ziel.

Und bei der Begründung der Verstoßung wird das „vorrò esser cacciato" Boccaccios anschaulich dahin ausgemalt:

Drohend schon umstehn die Burg sie,
Und ich fürchte, daß ihr Zorn mich
Zwinge noch, dich zu verlassen
Mit dir aus dem Reich zu fliehn.

Auch Anfang und Schluß mögen zur Veranschaulichung seiner lebendigen und reizvollen Darstellungsweise hier stehen:

Markgraf Walter von Saluzzo
War das Haupt des alten Stammes;
Ohne Gattin, ohne Kinder
Fand er Freude nur am Jagen,

[1]) In Durans Romancero general, Nr. 1273.

An der Falken lust'gem Flug,
Dachte nicht sich eines Erben,
Seine Lande, seine Mannen
Eines Herren zu versichern.

Soweit der Anfang und nun der Schluß:

Heil Griselda! rufen Alle,
Und das weite Schloß erfüllet
Sich mit Lust und Fröhlichkeit.
Und der Markgraf ehrt Griselden,
Ehrt den Vater, gibt die Tochter
Einem edlen Eidam hin.
Lebt beseligt dann in Frieden,
Und das Land umher verkündet
Laut und lang Griseldas Ruhm.

Aber nicht nur durch solche, bloß epische und stilistische Änderungen hat Lüdemanns Boccaccios Novelle für seine metrische Bearbeitung zurechtgemacht, vielmehr hat er auch an den Charakteren und dem Prüfungsmotiv kleine, aber doch wirksame Verschiebungen vorgenommen. Die Beurteilung der Handlungsweise der beiden Hauptpersonen, die Boccaccio den Untertanen in den Mund legt und in denen das Prädikat höchster Weisheit stets wiederkehrt, ist hier weggelassen, ebenso wie natürlich die kritischen Bemerkungen Dioneos. Die Charaktere erscheinen dadurch weniger hinaufgeschraubt und objektiver. Eigentümlich ist die Begründung für den Beginn der Prüfungen:

Doch entschlossen, nur nach langen,
Mühevollen Lebensproben,
Liebend ganz beglückt zu sein,
Wacht ein härterer Gedanke
In des Mannes Busen auf.

Es erinnert dies ganz an den Percival in dem noch zu besprechenden Drama Halms, welcher „der immergleichen Süßigkeit der Tage" überdrüssig ist und nach neuem Reiz begehrt, „die Dumpfheit abzuschütteln." [1]) An dieser Stelle allein ist eine unmittelbare Beeinflussung von Lüdemanns Romanze durch Halms Stück nachzuweisen. Daneben freilich ist das ursprüngliche Motiv der Prüfung ehelichen Gehorsams nicht nur festgehalten, sondern sogar verschärft. Gleich an der oben angeführten Stelle heißt es weiter:

Prüfen will er sie, versuchen
Mit den schärfsten Seelenstachel,
Ob sie jedes Stolzes ledig
Seinem Willen untertänig
Ihres Wortes eingedenk.

---

[1]) Vers 89—93 nach A. Schlossars Ausgabe, die als Nr. 16 der Meisterwerke der deutschen Bühne erschien.

Und bei der Aufklärung am Schluß sagt der Markgraf nichts weiter als, „Was du einst mir angelobtest, — Treulich hast du es vollendet, — Und gelöset ist dein Wort,“ so daß die der modernen Anschauung nicht zusagenden Lehren weggelassen sind.

Diese Romanze Lüdemanns, die sich ja bescheiden nur als Versuch einer Übersetzung gibt, ist demnach eine nach Inhalt und insbesondere auch nach Form glückliche Bearbeitung des Stoffs in seiner ursprünglichen Gestalt.

Wenn somit in dieser Griseldisdichtung das Prinzip der historischen Pietät am treuesten gewahrt erscheint, so zeigt Agnes Miegel in ihrem Gedicht die freieste Stellung dem überlieferten Stoffe gegenüber, indem sie ihm nur ein Motiv entnimmt und dieses noch dazu äußerst selbständig behandelt. In ihren 1901 erschienenen Gedichten[1]) findet sich S. 84—85 ein ganz kurzes, Griseldis betiteltes Gedicht, welches jedoch als Glied einer äußerlich allerdings nicht bezeichneten Gruppe aufzufassen ist. Griseldis steht hier nämlich neben anderen Frauen, deren leidvolles Geschick in einem wirkungsvollen Augenblick uns vorgeführt wird; Agnes Bernauerin geht ihr voran, Anna Bullen und verschiedene Marien aus dem Hause Stuart folgen ihr. Mit glücklichem Griff wählt die Dichterin für ihr Griseldisbild die Verstoßungsszene und gestaltet diese ganz frei aus. Man könnte Cedrics Worte aus Halms Drama als Motto voransetzen: Du warst nicht sein Gemahl, nur seine Dirne — Und drum verstieß er dich gleich einer Magd.[2])

Griseldis tritt selbst gar nicht redend auf: „Sie hieng mit Kuß und mit Liebeswort — An seinem Nacken; er stieß sie fort.“ So beginnt gleich das Gedicht. Als der König in seiner Rede das ihm verhaßt gewordene „Kind der Arbeit mit der braunen Hand“, „die Bauernmagd, die er, Gott sei 's geklagt als Weib gehalten“ hat, wieder „heim auf den Acker“, zu „Rechen und Spaten, Saat und Pflug“ gehen heißt, da steht sie da mit zuckenden Händen und zuckendem Mund. „Um des Bettes eichene Pfosten schlang — Ihre Rechte sich zitternd und todesbang. — Ihre Linke liebkoste die Lagerstatt, — Und strich die schimmernden Laken glatt. — Sie sah nach dem König, der wandte sich ab, — Da schritt sie stumm die Stufen hinab.“ Ähnlich wie in Schwabs Dichtung wird die Härte ihrer Lage noch durch Zeit und Witterung verschärft: „Die Nacht war kalt und sternenklar — Der Nordwind strich durch Griseldis Haar.“ Und ein ungemein wirkungsvoller Abschluß wird durch die Einführung des treuen Torhundes erzielt, der zum Abschied

[1]) Cotta, Stuttgart.
[2]) Schlossars Ausgabe, Vers 1696 und 1697.

„schmeichelnd ihre kalte Hand leckt". Welch ein Gegensatz zu des Geliebten Härte!

Daß dieser gerade König ist, will zu der sonstigen, recht realistisch farbenvollen Umgebung freilich nicht gut passen. Auch die grün schimmernden Augen der Dogge am Schluß könnten ruhig fehlen. Allein trotz solcher etwas störender und unnötiger Einzelzüge zeugt dieses Gedicht doch von inniger Empfindung, weil aus einer stimmungsmäßigen Weltauffassung der Dichterin hervorgegangen. Daß diese pessimistisch ist, zeigt schon die Zusammenstellung von Griseldis mit den anderen Dulderinnen, und erhellt auch aus der ganzen Gedichtsammlung. Eine derartige Einfügung in eine moderne Lebensanschauung hat freilich dem Griseldisstoff eine Wandlung auferlegt, die ihn seines Wesenskerns, des Prüfungsmotivs beraubt. Hier ist also der Knoten durchhauen statt gelöst.

Miszellen.

Zu Christian Ludwig Liscows Jugend.

„Von den Schuljahren Liscows ist gar nichts bekannt. Nicht einmal, wo er die Schule besucht, steht fest," sagt Litzmann in seiner verdienstlichen Monographie „Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn" (Hamburg und Leipzig 1883) S. 1. Daß Liscow seine erste Bildung durch seinen im Unterrichten erfahrenen Vater erhielt — derselbe war, bevor er 1699 Prediger in Wittenburg wurde, Pageninformator am fürstlichen Hofe in Grabow — dürfen wir wohl annehmen; dann aber wurde er, wie mir Herr Direktor D. Haage in Lüneburg gütigst mitteilt, Schüler des Lüneburger Johanneums, in dessen erste Klasse er Ostern 1716 eintrat. Diese Anstalt wurde schon im 17. Jahrhundert und dann wieder um jene Zeit von Mecklenburg aus viel besucht: waren doch von den neun Schülern, die 1716 in die Prima des Johanneums aufgenommen wurden, fünf Mecklenburger. Unter diesen befanden sich Johann Heinrich Rassow aus Gadebusch und Johann Ludwig Engel aus Grabow. Ersterer war wohl ein Sohn des Ratsherrn Heinrich Rassow in Gadebusch, der bei dem zweiten Kinde des Pastors Liscow in dem nahen Wittenburg Gevatter stand und dessen Familie mit den Liscows befreundet oder verwandt war; er wird der Lic. jur. Rassow in Hamburg sein, der in einem Briefe des französischen Gesandten in Hamburg vom 30. Juni 1736 als Liscows Freund genannt wird (siehe Lisch, Christian Ludwig Liscows Leben. Schwerin 1845, S. 14). Johann Ludwig Engel, gestorben 1758 als Professor der Philosophie in Rostock, war ein Sohn des Stephan Engel, der 1695 bis 1710 Hofprediger in Grabow war, also in derselben Zeit, in der Liscows Vater dort als Pageninformator lebte. Mit Johann Ludwig Engels jüngerem Bruder Karl Christian, 1738—1765 Pastor in Parchim, dem Vater von Johann Jacob Engel, war Christian Ludwig Liscow gleichfalls gut befreundet (siehe Nicolais Gedächtnisschrift auf Joh. Jac. Engel Berlin und Stettin 1806, S. 32, Anmerkung 1).

Rektor des Johanneums war damals Paul Kraut, ein Mann, dem besonders das Studium der deutschen Sprache am Herzen lag; vielleicht war es

sein Einfluß, unter dem sich Liscow zu dem besten Prosaisten seiner Zeit entwickelte. Bei dem 1717 zur Feier des Reformationsfestes von Kraut zuerst in lateinischer, dann in deutscher Sprache gehaltenen actus dramaticus (siehe W. Görges, Kurze Geschichte des Johanneums, im Osterprogramm dieser Anstalt 1869, S. 14) dürfen wir uns Liscow als Mitwirkenden denken, und es ist nicht unmöglich, daß sich bei dieser Gelegenheit die Szene abgespielt hat, die eine auch von Litzmann, S. 2, erwähnte Familientradition allerdings erst in Liscows Studienzeit verlegt. Zur Zeit der Feier des Reformationsfestes — so berichtet diese Tradition — sei in Rostock eine Disputation zwischen Luther und Tetzel durch zwei Studierende vorgestellt worden; Luthers Rolle sei fleißig eingeübt, die Rolle des Tetzel aber, die Liscow übernommen habe, völlig vernachlässigt. Liscow aber habe mit eigener Gewandtheit den Ablaß so siegreich verteidigt, daß er nicht nur seinen Gegner, sondern auch den zur Hilfe eilenden Präses aus dem Felde geschlagen habe. Der Präses habe dann schließlich in seiner Verlegenheit die Disputation unterbrochen und aufgehoben, Liscow aber sei des gegebenen Ärgernisses halber relegiert und von seinem erzürnten Vater zu Hause mit einer Ohrfeige empfangen worden. Daß diese niedliche Geschichte an einem chronologischen Gebrechen leidet, hat schon Litzmann bemerkt: als die Universität Rostock 1717 die zweite Zentenarfeier der Reformation beging, saß Liscow noch auf der Schulbank in Lüneburg. Dorthin aber paßt die Geschichte viel besser als nach Rostock; einer väterlichen Ohrfeige ist auch ein Schüler leichter ausgesetzt als ein Student.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich ein Irrtum berichtigt, der über Liscows Geburtstag obwaltet. Als diesen gibt z. B. Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie Band 18, S. 755, den 29. April 1701 an. An diesem Tage aber wurde Liscow getauft. Geboren war er am 26. April nach seiner eigenen Angabe in einem Briefe, der datiert ist „Moguntiae, ipso natali meo, VI. Kal. Maji, A. O R. MDCCXLI" (siehe Neue Irene, herausgegeben von G. A. v. Halem. 1806 Juni, S. 126). Ebenso irrt Litzmann, wenn er, S. 2, als das Datum der Immatrikulation Liscows in Rostock den 27. Juni 1718 angibt: es war der 17. Juni (siehe die von Hofmeister herausgegebene Matrikel der Universität Rostock, Band 4, S. 109). Um dieselbe Zeit bezogen auch Liscows Lüneburger Schulfreunde Rassow und Engel die Universität Rostock.

Schwerin. Karl Schröder.

Franz Xaver Bronner bei Wieland.

In den Miszellen für die neueste Weltkunde 1811, Nr. 7 fand ich Bemerkungen Bronners über Wieland und Weimar, die mir wert erscheinen, ihrer Verborgenheit entzogen zu werden. 1810 im Juli reiste Bronner von Aarau, wo er mit Zschokke verkehrt hatte, nach Kasan ab, um daselbst eine Professur zu übernehmen. Von Kasan aus berichtete er unter dem 26./14. November 1810 Zschokke über den Verlauf seiner Reise, und aus diesem Briefe hat Zschokke an der bezeichneten Stelle der Miszellen einige Mitteilungen abgedruckt. Eine bestimmte Datierung fehlt freilich; da indessen der Antritt der Reise, die über Frankfurt, Eisenach, Gotha ging, „im Juli" geschah, Bronner in Berlin „eben zur Totenfeier der allgeliebten Königin", die am 22. Juli abgehalten wurde, eintraf und Königsberg „den 13. August" erreichte, so war er die Tage kurz vor dem 20. Juli 1810 in Weimar. Goethe hielt sich damals in Karlsbad auf, woher sich erklärt, daß von ihm in den Mitteilungen über Weimar keine Rede ist. Bronner also schreibt:

„Vor allen Städten aber, die ich bisher durchwanderte, gab ich dem angenehmen Weimar den Preis. Die Anlagen umher und der Hofgarten dünkten

mich äusserst reizend, und in Gesellschaft gelehrter Männer fand ich nirgends so schönen Genuß, wie hier. Unser Erzvater Wieland nahm mich so freundlich auf, daß ich den Umweg über Weimar eben darum für den schönsten Gewinn meiner Reise halte. Schon im Jahre 1796, als der geistvolle Dichter im Geßnerschen Hause zu Zürich mit seiner Familie einen Sommer hinbrachte, war ich so glücklich gewesen, täglich seines Umganges theilhaftig zu werden: mit einem Briefe hatte ich jüngst durch unsern Freund Sauerländer[1]) ihm den ersten Theil meiner Protomachie[2]) zugeschickt, und überbrachte nun den zweiten Theil in eigener Person. Wie erschreckte mich dieser kompetente Richter durch Tadel manches Fleckens in meinem Gedichte, besonders der Versifikation! Auch wenn ich manches dagegen zu erwiedern gewußt hätte, wäre es mir doch unmöglich gefallen, die Ehrfurcht vor dem großen Künstler durch Einwendungen zu beleidigen. Aber wie erhob er mich wieder, als er das Bittere durch sein Lob versüßte: Originalität, Edelsinn, Dichtergeist, eine reine reiche Fantasie gestand er dem Werke zu, und prophezeite, mein Kind würde nicht sterben. Viele Leser weissagte er ihm nicht, aber manche edle, gebildete, rein gesinnte, selbst nach Jahren. Von ihm empfohlen, ward ich auch von einem andern Genie, des Gewerbefleißes und der Handelsspekulation, möchte ich sagen, nämlich von Hrn. Bertuch, sehr freundlich aufgenommen; er wies mir gefällig sein weitläufiges Gebäude voll trefflicher Einrichtungen zur Bereitung von Landkarten und Globen u. s. w., und machte mich mit seinem Hausfreunde, Hrn. Dr. Haberle, bekannt, der sich so sehr um die Witterungslehre bemüht, und mir sein Naturalienkabinet und schöne neue magnetische Versuche zeigte. Ungern schied ich von Weimar."

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Zu Pilgers Morgenlied von Goethe.

Eine sonderbare Verwechslung hat sich Strehlke in seiner Anmerkung zu Goethes Gedicht „Pilgers Morgenlied" in Hempels Ausgabe, Band 3, S. 39 zuschulden kommen lassen. Zu den Worten „Morgennebel, Lila, Hüllen deinen Turm ein" macht er, um zu erklären, was für ein Turm gemeint sei, die Bemerkung „Die Schloßruine Karlsmund an der Lahn". Goethe richtet aber jo das Gedicht an die in Homburg zurückbleibende Lila (= Fräulein von Ziegler), und zwar, ehe er Wetzlar überhaupt gesehen hat, wahrscheinlich auf der Reise von Frankfurt nach Wetzlar zum Antritt des dreimonatigen Praktikums am Reichskammergericht. Den Tag können wir, selbst wenn wir letzteres für erwiesen annehmen, nicht bestimmen, wissen wir doch nur, daß Goethe am 25. Mai schon in Wetzlar ist, aber nicht, wann er dort eintraf. Da er sich an dem genannten Tage in die Matrikel des Gerichts eintrug (die Originalurkunde wird im Kgl. Archiv zu Wetzlar verwahrt), die Praktikanten sich aber, wie ich in einem Statut für diese fand, binnen 5 Tagen einschreiben mußten, so muß die Ankunft zwischen dem 20. und 25. Mai 1772 erfolgt sein. Damit gewinnen wir auch ein annäherndes Datum für die Entstehung unseres Gedichts. Von der Straße Frankfurt-Wetzlar aus kann der Reisende einen Turm bei Homburg meiner Schätzung nach ganz wohl gesehen haben. Wie kommt nun Strehlke zu seiner Anmerkung? Vom Karlsmund (richtig Kalsmunt) bei Wetzlar kann keinesfalls die Rede sein. Man kann eine doppelte Flüchtigkeit des Kommentators annehmen. Entweder bedenkt er die beträchtliche Entfernung zwischen Wetzlar und Homburg nicht oder er verwechselt Homburg v. d. Höhe mit dem im bayerischen

[1]) Verleger in Aarau.

[2]) Der erste Krieg, oder 60 metrische Dichtungen. Aarau 1810, 2 Bände.

Kreise Unterfranken liegenden Flecken Homburg, bei dem es allerdings ein Kalmuth (wahrscheinlich Wechselform zu Kalsmunt) gibt, wobei nur wieder der Zusatz „an der Lahn" nicht stimmen würde. Jedenfalls scheint ein Mangel an Ortskenntnis bei dem Zustandekommen der unrichtigen Anmerkung mitgewirkt zu haben.

Solingen. Hans Hofmann.

Zu Goethes Divangedicht „Lied und Gebilde".

Unter den Schriften der Brüder Grimm, die Goethe Ende August 1816 in Tennstedt empfing und deren Lektüre ihn Ende Oktober und Anfang November des Jahres in Weimar beschäftigte (vgl. Goethe und die Romantik 2, 361), befand sich auch ihre Berlin 1815 erschienene Ausgabe des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Wenn nun Goethe auch in den Annalen von 1811 (Werke 36, 72) bei Gelegenheit von Büschings Ausgabe seinem physischen Widerwillen gegen das im Mittelpunkte stehende Motiv des aussätzigen Ritters allerschärfsten Ausdruck leiht, so dürfte er doch wohl die von den Brüdern beigefügten Abhandlungen eines Blickes gewürdigt haben, die auf S. 133 des Buches beginnen. Dort findet sich auf einem der ersten Blätter in einer verständnisvoll anerkennenden Betrachtung der kleinen Dichtung folgender Satz (S. 137): „Diesen inneren spiegelgleichen Wachstum des Lebens und vollen Schritt der Begebenheit zu treffen ist außer der Volkspoesie, die darin lebt und webt, nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben; mit ihren reinen Händen können sie, wie nach einer indischen Sage unschuldige Seelen, das Wasser zu Kugeln ballen, welches andre, um es zu tragen, in irdische Gefäße schütten müssen."

Diese Worte haben, wie ich glaube, Goethe zu den Schlußversen des Divangedichts „Lied und Gebilde" (Werke 6, 22):

Löscht' ich so der Seele Brand,
Lied es wird erschallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

angeregt; die Übereinstimmung bis in die Wahl der Worte hinein ist mir beweisend. Rein episch kehrt das Motiv bekanntlich später in der Parialegende wieder; zu der allegorischen Anwendung auf die formende Tätigkeit des Dichters scheint Goethe durch jenen echt Grimmschen Satz angeregt worden zu sein. Chronologisch steht meiner Annahme nichts im Wege. Das Gedicht fehlt noch im Wiesbadener Register (Werke 6, 314), ist also jünger als der 30. Mai 1815. Leider entgeht uns aber das betreffende Blatt der Reinschrift des Divanmanuskripts, das eine eigenhändige Datumbezeichnung getragen haben wird; nur eine Abschrift von Kräuters Hand ist erhalten (vgl. ebenda S. 338. 370). Die Verse dürften also frühstens Ende Oktober 1816 entstanden sein.

Jena. Albert Leitzmann.

Ein neuer Brief Heinrich von Kleists.

Mein lieber Freund Reimer,

Ich bitte um Geld, wenn Sie es entbehren können; denn meine Casse ist leer. — Die Nummern vom Morgenblatt sind 217 bis 221, Septb. 1807.

H. v. Kleist
[Berlin,] d. 4t Sept. 10.

Das Original dieses Briefes ist mir von Joseph Baer in Frankfurt a. M., der es Dezember 1905 in seinem Lagerkatalog 527 anzeigte, gütigst zur Verfügung gestellt worden. Es ist ein Blatt quer-4°, das auf der Rückseite die Adresse von Kleists Hand zeigt: „H. Buchh. Reimer Wohlgb. allhier". Das Blatt ist in meiner Ausgabe der Briefe Kleists als Nr. 151ª einzufügen und wird in den neuen Abzügen dieses Briefbandes bereits als Nachtrag gebracht werden.

Die Geldnot Kleists, die auch ein anderes Billett an Reimer vom 13. August 1810 (meine Ausgabe Nr. 149: „Die Zeiten sind schlecht, ich weiß, daß Sie nicht viel geben können, geben Sie, was Sie wollen, ich bin mit Allem zufrieden, nur geben Sie es gleich.—") und noch weitere Briefe bezeugen, war in dieser Zeit besonders groß. Kleist bemühte sich damals, Reimer für den Druck des „Käthchen", das Cotta zu verlegen keine Neigung zeigte, zu gewinnen, und bereitete gleichzeitig den Druck des ersten Bandes seiner „Erzählungen" vor, der zur Michaelismesse 1810 zusammen mit dem „Käthchen" bei Reimer erschien. Wie die schon bekannten Briefe an Reimer vom 12. August und Ende August 1810 (meine Ausgabe Nr. 147 und 150), führt uns auch dieses neue Billett in den Beginn der Drucklegung dieses ersten Bandes der „Erzählungen", der den „Michael Kohlhaas", „Die Marquise von O . . . ." und „Das Erbeben in Chili" enthält. Die angeführten Nummern des Cottaschen Morgenblattes hatten den ersten Druck des „Erdbebens in Chili" unter dem Titel „Jeromino und Josephe. Eine Szene aus dem Erdbeben zu Chili, vom Jahre 1647" gebracht und sollten also für den ersten Band der „Erzählungen" Druckvorlage sein, wie ja auch die Hefte des ‚Phöbus' mit dem „Michael Kohlhaas" und der „Marquise von O . . . ." (vgl. den Brief an Reimer vom 12. August) ebenfalls als Druckvorlage benutzt wurden.

Bromberg. Georg Minde-Pouet.

Kleists Jugendfreund Ludwig von Brockes.

Unter Heinrich von Kleists Freunden steht in erster Linie Ludwig von Brockes, der mit der zartesten Aufopferung den werdenden Dichter auf seiner erst durch die neuesten Forschungen aufgeklärten Reise nach Würzburg begleitete. Wir wissen leider sehr wenig von ihm. Man begnügte sich lange mit den rühmenden Worten, die in Varnhagens „Biographischen Denkmalen" seiner Persönlichkeit gewidmet sind, bis Th. Zolling und besonders S. Rahmer genauere Lebensnachrichten sammelten. Doch mußte Rahmer („Das Kleist-Problem" S. 175 ff.) selbst bedauern, daß sein Material „sehr spärlich" sei. Es scheint mir aber auch einem neuen Funde nicht Stand zu halten. Kleists Bemerkung in dem langen Brief an Wilhelmine, Brockes habe dem dänischen Militär angehört, trieb mich zu Nachforschungen im Archiv des Kriegsministeriums und im Reichsarchiv; ich glaube nun wirklich seine Spur entdeckt zu haben. Darnach stammt Brockes weder aus Mecklenburg, noch hat er in Göttingen studiert, sondern er wäre in Kiel 1767 (nicht 1768, wie Zolling, oder 1769, wie Rahmer angibt) geboren und hat sich an dieser Hochschule gebildet. Laut gütiger Mitteilung aus dem Kieler Kirchenbuch wurde am 28. Mai 1767 Gottfried Joachim Ludwig, ein Sohn des Geh. Legationsrates Erich Nicolaus von Brockes und der Frau Luise Konradine geb. von Mevius getauft. Bei Rahmer erscheint der Vater als Großvater, die Mutter als eine geb. von Eickstädt. Nach dem in Kiel abgelegten juristischen Examen wurde der junge Brockes am 21. November 1788 als Auditeur beim holsteinischen Infanterieregiment, das in Rendsburg lag, angestellt. Der Antrag des Generalitäts- und Kommissariatskollegiums an den König besagt:

„Statt des anderweitig versorgten Auditeurs Fries hat das holsteinische Infanterieregiment den Cand. jur. Ludewig Joachim Gottfried von Brockes, der

in Kiel geboren ist und dort seine juristischen Studien absolviert hat, zum Auditeur vorgeschlagen. Da nun dieser Candidat bei der Prüfung, die der Generalauditeur mit ihm vornehmen lassen, so viel Einsicht in die Rechtswissenschaft bewiesen hat, daß das Amt ihm wohl anvertraut werden kann, und da für seine übrigen Verhältnisse die besten Zeugnisse vorliegen, so empfehlen wir zur Allerhöchsten Resolution, ihm dem Vorschlag gemäß die Stellung als Auditeur bei genanntem Regiment zu übertragen. Ahlefeldt" usw. (Reichsarchiv.)

Die Protokolle, die Brockes als Auditeur geführt hat, ruhen im Archiv des Kriegsministeriums und deuten mit ihren klaren und festen Schriftzügen auf eine sichere Amtsführung. Aus den Regimentsakten geht hervor, daß er einmal Urlaub nach Pommern erhielt — in Pasewalk suchte ja Kleist im Herbst 1800 seinen treuen Freund auf. Brockes blieb nur bis 1791 in dänischen Diensten. Am 12. Juli dieses Jahres berichtete das Kollegium, „der beim holst. Inf. Reg. angestellte Auditeur v. Brockes, der auf andre Weise sein Glück machen will, hat gebeten, von seiner jetzigen Charge entbunden zu werden"; dies geschah schon nach drei Tagen.

Da diese Nachrichten mit den Aufschlüssen, die Rahmer aus der Familie empfangen hat, schlechterdings in Widerspruch stehen, muß laut Kleists sicherem Zeugnis zwar ein dänisches Dienstverhältnis behauptet und gewiß auch unsere Auskunft über die Eltern und den Geburtsort, nicht das Datum, für richtig gehalten werden; aber die Frage drängt sich auf, ob der Auditeur etwa ein desselben einen Vornamens „Ludwig" teilhafter Bruder des Kleistischen Freundes gewesen sei.

Brockes hat so bedeutsam in das Leben eines großen Dichters eingegriffen, daß diese trockenen und zum Teil zweifelhaften Notizen willkommen sein mögen.

Kopenhagen. Carl Behrens.

Zu Kleists „Penthesilea".

Daß Kleist die Fabel seines Dramas, sowie die festgeschlossene Anschauung von dem Wesen des Amazonenstaates, die der Penthesileahandlung zugrunde liegt, in keinem mythologischen Handbuch finden konnte, hat Niejahr, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 516 mit Recht betont, ist aber anderseits doch, Erich Schmidts Spuren folgend, den Berührungen mit Hederichs „Gründlichem Lexicon Mythologicum" nachgegangen; ihm verdanken wir vor allem die Erklärung der Schlußszene des Dramas: Kleist fand unmittelbar hinter dem Artikel: „Penthesilea" den anderen: „Pentheus".

Immerhin genügt jene Quelle nicht, um alles zu erklären. Eine wichtige Stelle Strabos, wonach die Vermählung der Amazonen im Frühling statt findet, steht nicht in diesem Buche; die selbständige Erfindung des „Rosenfestmotivs" durch Kleist wäre möglich, doch ist auch ein wirkliches Quellenstudium nach dem, was wir jetzt durch Rahmer und B. Schulze über seine klassische Bildung wissen, nicht einfach mit Niejahr abzuweisen.

Immerhin können wir einiges bei Hederich nachweisen, was bisher nicht festzustellen war, wenn wir statt des mythologischen Lexikons ein anderes Werk des Mannes benutzen, das sicherlich ebenfalls stark in Gebrauch war: „Reales Schul-Lexicon" usw. Mir liegt die Ausgabe von 1717 vor (Leipzig, Gleditsch), die der hiesigen Universitätsbibliothek gehört (Sign. C. 42).

Die Ausführungen des „Schullexicons" (SL.) sind knapper, als die des „Lexicon Mythologicum" (LM.), enthalten auch fast keine Quellennachweise, lesen sich aber infolgedessen auch leichter. Ausschlaggebend für die Benutzung dieses Werkes scheint mir zweierlei:

1. Nach LM. (2. Auflage) 181 wird den neugeborenen Mädchen der Amazonen die rechte Brust weggebrannt, „damit sie ihnen hernachmahls im Fechten keine Hinderung geben können"; nach SL. 199 würde sie der Busen „an dem Gebrauch der Waffen, insonderheit des Bogens hindern".

Nur letzteres stimmt zu Kleist, Vers 1980 ff.

2. Die bei Kleist belegte Unform „Ornythia" (Vers 946) läßt sich wohl leichter aus der SL. 200 mehrmals belegten Form „Orythia", als aus der im LM. stehenden, richtigen Version Orithyia ableiten.

Freilich konnte Kleist die anderen, im LM. vorgebildeten Amazonennamen, wie Prothoe, Asteria, Otrere, im SL. nicht finden.

Immerhin ist nicht ausgeschlossen, daß der Dichter beide Werke neben- oder nacheinander benutzte. Jedenfalls ging dann wohl die Einsicht in das SL. voran. Denn hier bucht der kurze Artikel „Penthesilea", der doch vor allem in Betracht kommt, weder das Motiv der Begrüßung durch Hektor, noch der Schmähung des Diomedes, er bringt das, was Kleist zunächst brauchen konnte: die Rührung des Achilles durch die Schönheit der Erschlagenen, nebst einem Hinweis auf die Nachricht von einem bei Lebzeiten stattgehabten Liebesgenuß. Übrigens folgt auch da der Artikel „Pentheus", der Kleist sehr wohl den äußeren Anhalt für die Ausführung einer Szene geben konnte, zu der ihn die eigene, auf seine Heldin übertragene Konsequenz drängen mußte.

Ferner könnten gerade die wenigen, knappen Notizen des SL. über die Amazonengeschichte wertvoll für Kleist geworden sein. Das Motiv der Gefangenenbefreiung in Verbindung mit der Isolierung Penthesileas konnte durch die Erzählung von Orythia angeregt werden; ihr sind die Schwestern geraubt worden; „wie sie sich dißfalls an denen Atheniensern zu rächen suchte, wurde sie von ihren Bunds-Genossen, den Scythen, verlassen, und hatte gnung zu thun, sich nach empfangener ziemlicher Schlappe, mit dem Überreste ihrer Leute wieder in ihr Reich zu salviren".

Ferner kann auf die Kleist eigentümliche Wendung, daß Penthesilea den Achilles, entgegen den Stammesgesetzen liebend sucht, die Notiz über Thalestris oder Minythia eingewirkt haben, die sich „wegen ihrer Begierde, von diesem Könige (scil. Alexander dem Großen) etwas junges zu haben, bey der Nachwelt bekannt gemacht hat". (SL. 200). Die Fassung des LM. 186 („als welchem — Thalestris eine Visite gab") steht ganz abseits.

Heidelberg. Robert Petsch.

Theodor Körner und Wilhelm Faber du Faur.

Der württembergische Bergrat Wilhelm Faber du Faur, dessen verdienstvolles Wirken in Wasseralfingen noch nicht vergessen ist, geboren zu Stuttgart 2. Dezember 1786, gestorben ebendaselbst 22. März 1855, war gleich den meisten namhaften Berg- und Hüttenmännern seiner Zeit ein Zögling der Akademie Freiberg, Schüler Werners und Lampadius'. Dort verband ihn, wie nachstehende vier Schriftstücke aus seinem Nachlaß (jetzt im Marbacher Schillermuseum) zeigen, vertraute Freundschaft mit dem drei Jahre jüngeren Theodor Körner, der im Juni 1808 die Bergakademie bezog, bis Mai 1809 mit Faber zusammen war und auch in den folgenden Jahren mit ihm in brieflichem Verkehr geblieben ist.

Stuttgart. J. Hartmann.

1.

Auf einem einseitig lila gefärbten, zu Oktav gefalteten Quartblatt, von Körners Hand:

Am 2ten December 1808
zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts.

Sonnett.

Von einer Gluth war unsere Brust durchdrungen
Und eine Sehnsucht wars, die aus uns sprach,
Das dunkle Streben nach dem ewgen Tag,
Und unsre Seelen hielten sich umschlungen.

Da war's, wo uns das Bundeswort erklungen! —
O tön' es in des Herzens Doppelschlag
Durch alle Weiten uns und Fernen nach,
Bis wir das Ziel der innern Kraft errungen.

Und will uns einst das Schicksal feindlich trennen,
Ich reiche dir die treue Bruderhand.
Muß ich entfernt die Lebensbahn durchrennen,
Dir bleibt das Herz doch ewig zugewandt.
Was hier auf Erden liebend sich begegnet,
Das hat ein Gott zum ewgen Bund gesegnet.

Theodor Körner.

Dieses Gedicht findet sich in der schönen, namentlich auch mit trefflichen biographischen und andern Einleitungen versehenen Ausgabe der Körnerschen Werke von Adolf Stern (Kürschners deutsche National-Litteratur Band 152 f.) aus des Dichters Poetischem Nachlaß von 1815 mit der Aufschrift „An Wilhelm. Den 2. Dezember 1808," drei Varianten (ernsten Kraft, auch das Schicksal, dies Herz) und mit folgender Anmerkung gedruckt: „Wilhelm Kunze in Leipzig, der Jugendfreund Theodors, der Sohn jenes Kaufmanns Wilhelm Kunze, der Schiller während seines Aufenthalts in Leipzig nahegetreten und Chr. Gottfr. Körner durch das Leben hindurch befreundet geblieben war". Sollte das richtig sein? Die Worte von der Schließung eines Bundes in einem bestimmten Zeitpunkt weisen gewiß eher auf Zugehörigkeit zu einer akademischen Verbindung (Faber, Körner), als auf Kindheits- und Schulfreundschaft (Körner, Kunze).

2.

Hohes schmales Folioblatt, zweimal zusammengelegt, außen, von Strauß' Hand, der auch den Beisatz zu seiner Unterschrift innen schrieb:

Beym Abschied unsers
Freundes Faber:
seine Freunde:
Schenk.
Körner.
Breisig.
Strauß.

D. 20ten May 1809.

Innen, wie es scheint, von Schencks Hand:

Glück auf!

So ruf auf des Lebens dornigten Wegen
Dir Amor, Minerva, Fortuna entgegen
Und nur erst im Gasthof zur ewigen Ruh
Empfang Dich begrüßend Hans Mors mit Glück zu.

Theodor Körner. A. Schenck.
Johannes Breisig.

P. (?) Strauß v. Senstoure (?) Glück auf Lieber Freund. Den letzten Abend! Froh ist alles, wenige Stunden bleiben uns übrig. Gedenke der Freunde. Freiheit, Treusein, Ruhe der Seelen, gutes Gewissen, Erfüllung unserer Pflichten, das sei das Band unserer Vereinigung. Lebe wohl, Theurer, sei glücklich!

Strauß

3.

Herrn Wilhelm Faber du Faur

in

Stuttgard

Fr.
bis Hof.
abzugeben bei der Frau
Obristin Faber du Faur
(Siegel: Die 3 Grazien.)

Berlin, am 6ten April 1811.

Alter treuer Freund.

Nach mancherley Stürmen in der Burschenwelt hat mich das Glück nach einem förmlichen Schiffbruch in Leipzig nach Berlin verschlagen. Ich war dort im Thüringer Kränzchen, wir wurden von einer Schwefelbande benuneirt, unterdeß bekam ich einen Anschieß ins Gesicht, die Sache wurde stadtkundig, ich brach meinen Arrest, und gieng per. Folglich wurde ich relegirt. Nun bin ich hier, und studiere weiter auf den Botaniker los.

Ich habe deinen Unstern verwünscht, der dich recht boshaft verfolgt. Ich hoffe jedoch, dieser Brief trifft dich schon in einer dir würdigen Anstellung. Von unsern Freyberger Bekannten kann ich dir das Beste verkünden. Schenk ist wahrscheinlich nun in Paris, Hegars [1]) Aufenthalt weiß ich nicht, sein letzter Brief war aus Göttingen, doch das ist lange her. Ich hoffe ihn hier zu sehen. Uchtritz ist in Leipzig, und macht sich ziemlich. Busch und Busse sind aber ziemliche Finken. Kiesewetter, Helbreich, Mandelsloh u. Trebra [2]) sind flott in Wittenberg, und ich habe bey meiner Durchflucht viel vergnügte Stunden mit ihnen gehabt. Schenk, der Prinz Schnudi, ist nach Bayern zurük, der dicke Fischer ist aber noch in Freyberg.

Unsre Correspondenz hat ziemliche Lücken gehabt; laß die nächste nicht auch so lang sein, wie die zwey, die ich gemacht habe, ich bitte gar schön.

Weißt du nichts von D. Breysig? Berdt (Brecht?) hat den Plan eine Reagentienhandlung bey Leipzig anzulegen, und hat daselbst ein Gütchen gepachtet, und geheyrathet. Schmid ist in Eisleben Bergschreiber, und hat sich sehr bene.

Was dir lieb ist, das grüße von mir, Brüder und Schwestern, ich denke doch noch einmal dich in väterlichem Hause zu treffen.

Dein Freund bis in den Tod.

Taubenstraße N. 33. Theodor Körner.

4.

Hrn. Hüttenamtsverweser Faber
zu
Wasseralfingen.
bey Aalen
im Wirtembergischen.

F(rei) b(is) Gränze.

[1]) Siehe Nr. 4.

[2]) Wohl des Montanisten Friedr. Wilh. Heinr. v. Trebra (1740—1819) Sohn.

Wien, am 16ten Merz, 1812.

Lieber Wilhelm.

Dein lieber guter Brief hat mir unendliche Freude gemacht, er klang wie aus schöner Vergangenheit melodisch in meine Seele. Wie freut mich dein Glück! — Doch auch ich bin glücklich, sehr, sehr glücklich. Ich habe meine Laufbahn als dramatischer Dichter hier in Wien mit dem größten Glücke begonnen, bin von vielen geliebt, von manchen geachtet und lebe ein Göttliches Leben, halb der Liebe, halb der Kunst. — Vielleicht hast du im Morgenblatt von meinen Stücken gelesen. — Hegar ist jetzt hier; er ist Professor ord. in Gießen, heyrathet, sobald er seine Reise von hier über Berlin vollendet hat, und ist ein derber praktischer Arzt und Chirurg geworden.

Schenk ist Assessor in Darmstadt, und dämmert. Ich werde nach Italien gehn, und dann mich irgendwo niederlassen, der Kunst ihren stillen Tempel zu bauen. — Das Universitätsleben hab' ich genossen, und mehr als genug.

Meine Adresse ist: Th. Körner per adresse J. G. Schäffer in der Köllnerhofgasse. Ich wohne jetzt auf dem Lande, und führe in der That ein seeliges Leben. Die Änderung, die in mir vorgegangen ist — indem ich aus dem wildesten Burschen ein zierlicher Poete geworden, kann ich dir kaum beschreiben.

Kurz ich bin glücklich. Gott erhalte uns unser fröhlichs Loos, und führe uns bald zusammen.

Dein treuer Freund und Bruder

Theodor Körner.

Zu Uhlands Tagebuch.

(Stuttgart, Cotta Nachfolger 1898.)

Seite 4, Anmerkung 2. Über den Maler und Dichter Rehrlich vgl. besonders J. Kerners Briefwechsel I, 12; auch Strauß' Schriften 2, 300.
S. 5, Anmerkung 2. Vgl. Holland, zu L. Uhlands Gedächtniß S. 51 f.
S. 14, Z. 14 lies: 24. Mai.
S. 21, Anmerkung 3. Niethammer war, nach einem Brief von Uhlands Vater, Kaufmann und Kommissionär, ein Bruder des bekannten Professors in Jena und Geheimenrats in München.
S. 23, Anmerkung 3. Nagel war nach einem Brief Dr. med. aus Stuttgart (1767—c. 1826).
S. 26, Anmerkung 3 lies: Barbazan et Méon.
S. 31, Anmerkung 2. Siehe Rosenstiel im Register.
S. 36, Z. 5 lies: umgearbeitet.
S. 44, Anmerkung 2 lies: 1843.
S. 48, Anmerkung 1. K. A. Hoffenmayer, Advokat, 1784—1823.
S. 50, 7. Juni. Recension der Reiseschatten, wohl die kleine Anzeige auf dem letzten Blatt des Poetischen Almanachs.
S. 51, 12. Hermanns = Gmelin.
S. 53, Anmerkung 4. Nicht dieser Werner.
S. 56, Anmerkung 5. Rosine Stäublin, Base des Dichters St., Schwägerin Friedr. Haugs.
S. 63, Anmerkung 4. Margot Batz starb 1884.
S. 69, Anmerkung 1. Reinhardt geb. 1786, † als Staatsrat 1864.
S. 76. 5 Februar lies: Rebenblüthe.
S. 91. 26. August. Heigelin, Christian Eberhard, später Oberamtmann und Regierungsrat, 1789—1857.

S. 104, Anmerkung 1. Joh. K. Fr. Wächter, 1788–1844.
S. 107, Anmerkung 2. Seyffer, 1781–1856.
S. 108, Anmerkung 2. Vielmehr Joh. Friedrich Gerber, 1789–1842.
S. 111, Z. 2. Zum lateinischen Metzger vgl. G. Schwabs Kleine prosaische Schriften S. 47 ff.
S. 126, Anmerkung 4. Georg Ludw. Christian K., Hofmechanikus, 1788–1859.
S. 141. Nicht verloren. Es ist das Distichon: Zueignung — Gedichte, herausgegeben von E. Schmidt und J. H. I, 444. II, 181.
S. 153, Anmerkung 1. Vielmehr Gedichte, herausgegeben von E. Schmidt und J. H. I, 445. II, 182.
S. 189. Der Aufsatz gedruckt in Schriften 5, 283 ff.
S. 193, Anmerkung 2. Falsch; es ist oben zu lesen: mit Petersens Anzeichnungen ...
S. 319. Baz — lies immer Batz.
S. 321. Eisenbach, Obertribunalrat 80. 120. Buchhalter 130 2c.
S. 331. Petersen lies 110 statt 111.
S. 336. Waldenbuch — auch S. 48.
Zu Uhlands Tagebuch 19. Okt. 1810 schreibt mir Erich Schmidt: „Apollo, wirst du diese Glut noch lindern?" ist Citat: Anfang eines Sonetts von Fr. Schlegel 1801. (Sämtliche Werke 10, 24.)

Stuttgart. J. Hartmann.

Rezensionen und Referate.

Hugo Spitzer, Rückblicke auf die neuere ästhetische Literatur.

I.

Zu den Spezialgebieten der Philosophie, denen in dem letzten Dezennium eine besonders intensive und erfolgreiche Pflege auf deutschem Boden zuteil geworden, gehört unstreitig die Ästhetik, die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. Eine Zeitlang schien es, als wenn sich das Interesse der deutschen Fachkreise von den ästhetischen Fragen mehr und mehr ablenken und fast gänzlich auf andere Probleme konzentrieren wollte. Erkenntnistheorie, Ethik, Naturphilosophie, allgemeine und physiologische Psychologie wurden mit größtem Eifer getrieben; die Logik, soweit sie nicht mit der Erkenntnistheorie im engeren Sinne zusammenfällt, also die eigentliche formale Logik blieb schon ein wenig im Hintergrunde, obgleich Meisterwerke, wie diejenigen von Sigwart, Wundt und Benno Erdmann bewiesen, daß die altehrwürdige Wissenschaft noch durchaus nicht der Lebenskraft ermangle; vollends aber die Ästhetik schien der Hauptsache nach von den stolzen Überlieferungen zu zehren, ohne daß man Lust gezeigt hätte, zu den Schöpfungen eines Vischer, Köstlin, Carriere, Zimmermann, Fechner viel neue von auch nur annähernd gleicher Bedeutung hinzuzufügen. Einzelne sehr wertvolle Arbeiten, wie Bergmanns scharfsinnige Untersuchungen „Über das Schöne" oder Eduard von Hartmanns groß angelegtes Werk, machten den Mangel, der sich hier darbot, nur noch empfindlicher; mit dem Lichte, das sie ausstrahlten, kontrastierte um so greller das Dunkel der zeitgenössischen Umgebung.

Das hat sich nun in erfreulicher Weise geändert. Die letzten Jahre haben nicht nur gründliche und originelle Forschungen, welche ins Gebiet der formalen Logik einschlagen, sondern namentlich auch zahlreiche ästhetische Schriften gebracht, die sich den besseren und besten Leistungen der Vergangenheit getrost an die Seite stellen dürfen. Unter den Männern aber, welche der Ästhetik einen neuen Aufschwung gegeben haben, gebührt

Johannes Volkelt vielleicht der hervorragendste Platz. Wenn Emil Reich, selbst ein verdienter und mit feiner Kunstempfindung begabter Ästhetiker, Volkelt gewissermaßen als den Vischer unserer Zeit hinstellte, indem er die Meinung aussprach, daß sein „System der Ästhetik“ wenigstens nach einigen Richtungen „für unsere Gegenwart die gleiche Bedeutung beanspruchen“ könne, „wie sie vor einem halben Jahrhundert Friedrich Theodor Vischer erlangte und lange behauptete“, so war das keine Übertreibung. Von der metaphysischen Tendenz freilich, welche das Vischersche Riesenwerk erfüllt hat, finden sich bei Volkelt kaum noch Spuren, obgleich der Leipziger Philosoph keineswegs zu den strengen Positivisten gehört und mit der Schelling-Hegelschen Denkweise mehr gemein hat als mancher seiner Fachgenossen. Allein das entschiedene Bewußtsein, daß die Objekte der Ästhetik psychologische Gegenstände sind und daß alle ästhetischen Untersuchungen, wenn nicht in den Rahmen der Psychologie eingeschlossen bleiben, so mindestens auf psychologischem Grunde sich bewegen müssen, diese für die ganze Methode Volkelts maßgebende Überzeugung bringt ihn in ebenso schroffen Gegensatz zu Vischer, wie sie seinen Arbeiten zum größten Vorteile gereicht; sie schützt ihn vor Abwegen, auf die nicht etwa bloß ältere Schönheits- und Kunstphilosophen, sondern auch noch Ästhetiker der neuesten Zeit, welche nach ihren sonstigen Grundsätzen ihm nicht allzuferne stehen, am auffälligsten der jüngst verstorbene „Philosoph des Unbewußten,“ Eduard von Hartmann, geraten sind.

Den Befähigungsnachweis für das gewaltige Unternehmen, das in seinem „System“ vorliegt, hat Volkelt bereits durch eine Reihe schöner, früherer Arbeiten erbracht. Es waren dies zum Teile Spezialuntersuchungen, wie die historisch-kritische Studie über den „Symbolbegriff“, eine seiner ersten Schriften, und die vor acht Jahren erschienene „Ästhetik des Tragischen“, in welcher er eine so vollkommene Beherrschung des Gegenstandes auch nach der Seite der Literatur hin an den Tag legte, daß man ihn auf Grund dieses Buches allein zu den bedeutendsten modernen Ästhetikern hätte rechnen müssen. Indes war der „Ästhetik des Tragischen“ noch eine Schrift vorausgegangen, welche auch ihrerseits die Meisterschaft des Verfassers auf dem ästhetischen und kunstphilosophischen Gebiete vollauf erwiesen hatte, und von dieser Schrift soll nun hier, in dem Rückblick auf interessante Erscheinungen der letzten Periode, zu allererst die Rede sein.

Die „Ästhetischen Zeitfragen“, im Jahre 1895 veröffentlicht, führen ihren Titel mit Recht. Sie beschäftigen sich mit einigen jener Fragen, um die in der Gegenwart seit dem Hervortreten gewisser literarischer und künstlerischer Tendenzen ein besonders lebhafter Streit der Meinungen entbrannt ist. Sie sind nicht nur allgemeiner dem Inhalte nach als die „Ästhetik des Tragischen“ und die Studie „Über den Symbolbegriff“, sofern sie sich nicht auf die Behandlung eines einzelnen Kapitels der

Ästhetik beschränken, sondern sie wenden sich auch an ein größeres, allgemeineres Publikum. Zwar tragen die wissenschaftlichen Werke Volkelts überhaupt jenen Charakter edelster Popularität an sich, wie er die Hervorbringungen Schopenhauers und mehrere von den Schriften Feuerbachs auszeichnet; aber die „Zeitfragen" sind doch noch um ein Merkliches leichter faßlich, gemeinverständlicher als die anderen Volkeltschen Arbeiten und sie müssen es sein schon nach dem Anlasse und der Entstehung des Buches: es ist die Publikation von sechs Vorlesungen, wovon nur die letzte eine akademische Antrittsvorlesung ist, während die fünf ersten am freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten wurden. Man könnte die „Zeitfragen" ein populäres Präludium zu Volkelts großen ästhetischen Hauptwerken nennen. Obschon die sechs Abhandlungen nicht in der Weise zusammenhängen, daß sie alle miteinander etwa die vollständige Erörterung eines bestimmten, in sich abgeschlossenen Themas ergäben, die einzelnen Vorträge vielmehr für sich stehen, entbehren sie doch auch nicht jeglichen Bandes. Abgesehen von den inneren Beziehungen der Probleme zueinander, verknüpft ein und dieselbe Grundauffassung, ein und derselbe überall hervorleuchtende methodische Gedanke die verschiedenen Stücke, welche hier gesammelt wurden, so daß man aus dem ganzen Buche ein sehr schönes, wenngleich nur skizzenhaftes Bild der ästhetischen Prinzipien des Verfassers erhält.

Es wurde oben an Volkelt gerühmt, daß er von der Erkenntnis der Notwendigkeit durchdrungen sei, die Ästhetik als psychologische oder doch ganz auf psychologischem Fundamente ruhende Wissenschaft zu behandeln, und das Schlußkapitel der „Zeitfragen" ist im wesentlichen eine Begründung dieser Notwendigkeit. Aber es wurde auch angedeutet, daß man sich wohl hüten müsse, daraus Schlüsse auf seinen eigentlichen philosophischen Standpunkt zu ziehen. Nicht jeder, der ein Hineinzerren der Metaphysik in die Auffassung ästhetischer Fragen perhorresziert, ist darum ein Feind der Metaphysik überhaupt. Weder mit den Positivisten im engeren Sinne, noch mit jenen kritischen Philosophen, die durch die Übernahme gewisser Grundgedanken Kants eine Vertiefung der Comte-Feuerbachschen Wirklichkeitslehre anstreben, darf Volkelt ohne weiteres zusammengestellt werden; mit keiner dieser Richtungen hat er im Grunde viel zu schaffen. Wohl ist die Kant-Literatur von ihm durch Beiträge bereichert worden, die sich großer, berechtigter Wertschätzung erfreuen; aber der Kant, für den sich Volkelt interessiert, dem er seine Sympathien entgegenbringt, ist doch nicht oder wenigstens nicht bloß der Königsberger Philosoph, in dessen Geist Riehl, B. Erdmann usw. die Probleme der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie erfassen, sondern auch ein bißchen jener Kant, auf den sich Fichte, Schelling und Hegel beriefen, um das Gebäude ihres Idealismus aufzurichten. Entschieden, ja fast heftig bekämpft Volkelt in den „Zeitfragen" die „naturwissenschaftliche Welt-

anschauung" und man muß seine Angriffe zweifellos billigen, soweit dieselben den dogmatischen Materialismus oder gewisse Einseitigkeiten und Übertreibungen, wie man sie unter den Naturforschern auch heute noch dann und wann antrifft, zur Zielscheibe nehmen. Die psychischen Phänomene rein naturwissenschaftlich auffassen und erklären wollen, ist ja wirklich eine grobe Verkennung der Eigenart dieser Erscheinungen. Nach dieser Richtung, als Zurückweisung der Plumpheit, welche das Geistige zu etwas von sekundärem Werte und minderer Realität herabsetzt, erscheint die Anmerkung 87 in den „Ästhetischen Zeitfragen" als ein Meisterstück; selten sind die prinzipiellen Unterschiede zwischen psychologischer und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise in solcher Knappheit so schön und klar auseinandergesetzt worden. Wenn Volkelt nun aber nicht aufhört, auf die „naturwissenschaftliche Weltanschauung" die Schale seines Zornes auszugießen, wenn er diese Weltanschauung ganz allgemein der schlimmsten Torheiten beschuldigt, so muß doch gefragt werden, ob er nicht vielleicht mit seinen Hieben das Ziel verfehlt und sich nach der unrechten Seite wendet. Zum mindesten beschwört er mit solcher Terminologie die Gefahr von Mißverständnissen herauf. Aus nächster Nähe, durch den berufensten Vertreter naturwissenschaftlicher Philosophie, durch seinen neben ihm in Leipzig wirkenden Kollegen Wundt könnte er sich ja eines Besseren belehren lassen: Wundts rastlose und mächtige Geistesarbeit ist der schlagendste Beweis, daß jene so hart getadelte Weltanschauung durchaus nicht notwendig die Form des unkritischen Materialismus annehmen muß, daß sie noch in ganz anderen Gestalten möglich und auch bereits tatsächlich ausgeprägt ist. Oder was sollte wohl mit besserem Recht „naturwissenschaftliche Weltanschauung" heißen als das System des großen Philosophen, der früher ein ausgezeichneter, hochverdienter Physiologe war?! Volkelts Streiche zertrümmern also nur den ohnedies schon recht morsch und brüchig gewordenen Kraft- und Stoffdogmatismus mit seinen Voreiligkeiten und Oberflächlichkeiten, aber sie prallen wirkungslos ab an dem geklärten, ausgereiften, wohldurchdachten Monismus eines Wundt und Jodl, Riehl und Höffding, Bain und Spencer. Für Volkelts eigene philosophische Gesamtstellung aber ist diese Antipathie gegen die „naturwissenschaftliche Weltanschauung" jedenfalls bezeichnend und nicht minder bezeichnend ist ein anderes, zunächst persönliches und doch auch über die Grundtendenzen des Verfassers Aufschluß gebendes Urteil. Wie nämlich der Leipziger Philosoph dem Positivismus abhold scheint, so hat er von jeher, ohne gerade ein strikter Hartmannianer, etwa nach dem Muster von Drews, Taubert usw. zu sein, dem Entdecker des „Unbewußten" eine Verehrung bewiesen, die in solchem Maße trotz dem Geiste, der Versatilität, Arbeitskraft und bewunderungswürdig vielseitigen Gelehrsamkeit des zu früh dahingerafften Mannes im Hinblicke auf dessen Methoden und Ergebnisse gewiß nicht von sämtlichen Fachleuten ge-

teilt werden wird. Alles das weist nach derselben Richtung: es verrät Neigung zur transzendenten, platonisierenden Metaphysik und man muß nun geradezu staunen, wie wenig diese Neigungen in den ästhetischen Arbeiten Volkelts zum Durchbruch gekommen sind. Denn in den meisten Fällen kann man von vorneherein, wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit, bestimmen, wie ein Philosoph die Ästhetik behandeln, welcher Richtung er sich hier zuneigen wird, wenn man nur im allgemeinen die Schule kennt, der er sich angeschlossen. Und bestätigt sich einmal die Vermutung nicht, dann muß die Ausnahme um so größeres Interesse erwecken und zu um so eingehenderer Betrachtung des merkwürdigen wissenschaftsgeschichtlichen Falles herausfordern. Volkelts ästhetische Schriften bedeuten in Wahrheit einen solchen Ausnahmsfall. Wer aus dem allgemeinen Standpunkte des Verfassers die Methoden erraten wollte, welche in diesen Schriften angewandt, und die Ansichten, die darin vorgetragen werden, der würde sich gar sehr, jedoch auf das angenehmste enttäuscht finden. Volkelt ist eben nicht nur ein vom Platonismus leise angehauchter Denker, sondern auch ein überaus feiner und scharfer Kopf — die glänzende Art, wie er in der erwähnten Anmerkung dem dogmatischen Materialismus entgegentritt und die schiefen Forderungen einer Verwandlung der ganzen Psychologie in Naturwissenschaft abtut, läßt ihn allein schon als das erkennen —, und diesen Eigenschaften der wissenschaftlichen Person hat man es nun wohl zu danken, daß die Erörterung der ästhetischen Fragen bei ihm so ganz anders ausgefallen ist, als nach seiner philosophischen Parteistellung zu erwarten wäre. Um das Endurteil schon am Anfang zu verkünden: die „Ästhetischen Zeitfragen" sind frei von aller sogenannten Metaphysik des Schönen, sie enthalten wahre Perlen gründlichster und genauester psychologischer Analyse, ja sie sind von Anfang bis zu Ende nichts als ein Kranz solcher Perlen und es dürften sich in der ganzen philosophisch-ästhetischen Literatur nur sehr wenige Erzeugnisse namhaft machen lassen, die an Wert und Bedeutung dieser Sammlung populärer Vorträge gleichkommen.

Der erste Vortrag bespricht das Verhältnis von Kunst und Moral. Die Frage nach der wahren Natur dieses Verhältnisses ist im eigentlichsten Sinne eine ästhetische Zeitfrage: denn zu ihrer Beantwortung fühlt man sich, wie Volkelt dartut, heute mehr als je gedrängt durch die modernen Künstler, insbesondere die modernen Dichter, welche einerseits sich vielfach als sozialistische Reformatoren geberden, anderseits eine seltsame Vorliebe für die Darstellung des moralisch Schlechten, Verkehrten und Anwidernden zur Schau tragen. Der Verfasser nimmt nun dem Problem gegenüber von vorneherein den richtigen prinzipiellen Standpunkt ein, indem er die Überzeugung ausspricht, daß es „kein Gebiet menschlicher Tätigkeit" gibt, „für welches das Moralische nicht höchster Maßstab wäre". Aber er ist dabei weit entfernt von bornierter Philister-

haftigkeit, die im angeblich moralischen Interesse eine Fesselung und Einengung der künstlerischen Produktion verlangt, wodurch die Kunst mancher ihrer schönsten Blüten beraubt wurde. Ja, seine Toleranz ist so groß, daß er sich nicht einmal scheut, Kunstwerke, von denen erwiesenermaßen sittlich schädigende Wirkungen ausgehen, zuzulassen, falls der moralische Schaden nur aus der Übertreibung und Exklusivität entspringt, mit welcher der Künstler ein teilweise berechtigtes ethisches Prinzip geltend zu machen sucht. Mit tiefem Verständnisse faßt nämlich Volkelt die Moral nicht als eine Summe starrer, für alle Zeit feststehender Vorschriften, sondern als etwas sich im Spiel der lebendigen Kulturkräfte Gestaltendes und Veränderndes, so daß aus dem Kampfe einseitiger und eben in ihrer Einseitigkeit falscher, verwerflicher Prinzipien die richtige Norm hervorgehen, daß mithin dasjenige, was der Sittlichkeit zunächst Gefahr droht, sich in seinen entfernteren Folgen selber als ein Hebel objektiver sittlicher Vervollkommnung[1]) bewähren kann. Produkte freilich, deren Absicht es ist, die bessere Gesinnung zu verhöhnen, die Gemeinheit in Schutz zu nehmen, trifft unbedingte Verurteilung: daß der freisinnige Philosoph aber auch selbst diese Verurteilung nicht in Form von Konfiskation oder Abstrafung des Verfassers denkt, braucht er für jeden, der ihn kennt, wirklich „kaum hinzuzufügen".

Das ganze, vielverschlungene Gewebe der Beziehungen zwischen Kunst und Moral entwirrt sich Volkelt, indem er die Kunst als allseitige, erschöpfende Darstellung des Menschlich-Bedeutungsvollen bestimmt. Wohl ist diese Bestimmung etwas eng, wohl scheint sie nicht für alle Künste, sondern hauptsächlich für die Poesie und auch bei dieser mehr für die höheren Dichtungsarten Geltung zu haben. Betrachtet man aber die Kunst gewissermaßen unter dem teleologischen Gesichtspunkte und nimmt man eben ihre höchsten Formen als diejenigen, in welchen sich erst wahrhaft ihr ganzes, volles Wesen offenbart, das in den niederen Gattungen zum Teil latent geblieben und nur stückweise in die Erscheinung getreten ist, kurz, akzeptiert man jene Art von Begriffsbestimmung, welcher Feuerbach in seiner berühmten Streitschrift gegen Bachmann das Wort geredet hat, so besitzt man in Volkelts Definition unstreitig ein sehr gutes Mittel zur Orientierung über das Verhältnis der Kunst zum sittlichen Leben. Nach drei Richtungen dehnt sich, wie der Verfasser zeigt, das Gebiet des Menschlich-Bedeutungsvollen weiter aus als die Zone des moralisch Löblichen. Bedeutung haben für den Menschen die Schicksale, die ohne Verdienst und Schuld über ihn kommen: ein Glück, das ihm in den Schoß fällt, er weiß nicht wie, ein Unglück, das plötzlich trotz redlichster, gewissenhaftester Pflichterfüllung über ihn hereinbricht; Bedeutung haben die naiven, natur-

[1]) Hinsichtlich dieses Begriffes vgl. „Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre" 2 (Euphorion, 7. Band, 3. Heft).

wüchsigen Äußerungen der menschlichen Persönlichkeit; und Bedeutung endlich, hohe, furchtbar ernste Bedeutung wohnt der universellen Tatsache inne, daß die sittlichen Ideale sich durchaus nicht immer und überall verwirklichen können, daß das Schlechte und Niedrige vielmehr sehr häufig den Sieg über das Gute und Edle davonträgt. Hat also die Kunst die Aufgabe, alles, was dem Leben Bedeutung gibt, darzustellen und uns dadurch den Sinn des Lebens auf die wirksamste Weise, nämlich anschaulich, unmittelbar, ohne allgemeine theoretische Formeln nahezubringen, dann versteht es sich von selbst, daß sie an der sittlichen Schwäche und Verkommenheit, sogar an der äußersten Ruchlosigkeit nicht vorübergehen darf: es wäre ja nicht das Leben in seiner ganzen Bedeutung, das sie schilderte, wenn sie uns nur die freien, sonnigen Höhen zeigte und es unterließe, uns auch in den Qualm und Dunst der Niederungen hinabzuführen. So rechtfertigt sich in den Augen Volkelts die pessimistische Kunst, jene Kunst, die eben in die moralischen Sümpfe und Abgründe blicken läßt. Aber der Verfasser hat eine viel zu tiefe Einsicht in das Wesen des ästhetischen Genusses, um nicht zu begreifen, daß die freie, gleichsam über dem Stoffe schwebende Heiterkeit, wie sie unfehlbar zu solchem Genusse gehört, eine arge Beeinträchtigung erleidet durch den angstvollen Widerwillen, den Ekel, all die beklemmenden, niederdrückenden Gefühle, die sich an ein längeres oder gar ausschließliches Verweilen bei den Schattenseiten menschlichen Daseins knüpfen. So stehen wir, wie er sich ausdrückt, „vor einer wichtigen ästhetischen Antinomie“. Einerseits soll die Kunst den ganzen Inhalt des Menschlich-Bedeutungsvollen ausschöpfen, also auch das sittlich Verabscheuenswerte vorführen; anderseits wird sie ihrer höchsten Aufgabe nur gerecht, wenn „der dargestellte Inhalt endgiltig das Gemüt in Gleichgewicht und Befriedigung versetzt. Diese Antinomie,“ sagt Volkelt, „läßt sich nicht wegschaffen, sondern nur auf ein möglichst geringes Maß zurückführen“.

Damit aber beschließt der Verfasser noch nicht seine gehaltvollen Darlegungen über das Verhältnis von Kunst und Moral. Gibt man überhaupt zu, daß die Kunst an der Verwirklichung der sittlichen Zwecke und Ideale teilhat, so frägt es sich erst noch, in welcher Weise das geschieht, und diese Frage will der Schluß des Vortrages beantworten. Der Fluch der Lächerlichkeit, der für unser Empfinden auf der moralisierenden Poesie und der moralisierenden Poetik der älteren deutschen Aufklärung liegt, lehrt Volkelt, daß es gänzlich verkehrt wäre, von der Kunst jedesmal unmittelbare und absichtliche Beförderung der Sittlichkeit durch die gewählten Gegenstände und deren Behandlung zu fordern, obschon sich der scharfblickende Ästhetiker der Erkenntnis nicht verschließt, daß es Gattungen von Kunstwerken, wie z. B. die Tragödie, gibt, in deren Eindruck „stets moralische Erregungen enthalten sind“. Im großen und ganzen aber ist die Mitwirkung der Kunst an der Erfüllung der sittlichen Zwecke eine andere, mittelbare.

Die Abgelöstheit der ästhetischen Betrachtung von der grobstofflichen Wirklichkeit stellt zugleich eine Art Ablösung des Gemütes von seinem eigenen Begehren und Wollen vor; die ästhetische Betrachtung erhält dadurch etwas „Überindividuelles" und so macht sie uns auch für die Schätzung anderer überindividueller Werte empfänglich, bereitet sie also der Sittlichkeit nach dieser Richtung den Boden. Aber nicht jeder sittlichen Energie kommt die Kunst, die Pflegerin der Schönheit, in gleichem Maße entgegen. In erster Linie wird jener ethischen Gesinnung vorgearbeitet, die bereits Schiller der Kantschen Moral des kategorischen Imperativs, der harten, puritanischen Pflichtethik entgegengesetzt hat und die Volkelt in einer weiten, alte und etwas unsichere Begriffe der spekulativen Philosophie zu Ehren bringenden Formel als „Einheit von Natur und Geist" zu kennzeichnen sucht. Man hat für diese Gemütsrichtung den Namen der „schönen Sittlichkeit" geprägt und schon darin die Überzeugung eines inneren Zusammenhanges mit dem ästhetischen Fühlen kundgegeben. Mit der Feststellung, daß vor allem die „schöne Sittlichkeit" es ist, welche durch die Kunst gefördert, belebt und genährt wird, endet der erste Volkeltsche Vortrag.

Die zweite und dritte Vorlesung beleuchten im Grunde einen und denselben Gegenstand, jene von der negativen, diese von der positiven Seite. Ihre Ergebnisse fordern einander wechselseitig und gehören notwendig zusammen. Es ist das Problem des Verhältnisses von Kunst und Wirklichkeit, dessen Lösung Volkelt in beiden Kapiteln versucht, und zwar so, daß im ersten die Irrigkeit der alten Naturnachahmungstheorie, die unvermeidliche Abweichung der Kunst von der Wirklichkeit nach verschiedenen Richtungen bewiesen, sodann aber, im nächstfolgenden Vortrage, dasjenige, was sich hiernach von selbst versteht, weiter ausgeführt wird, nämlich die Tatsache der Gestaltung einer eigenartigen, keineswegs bloß als Abklatsch der Natur erscheinenden Welt durch den Künstler. Auch die fünfte Vorlesung erörtert strenge genommen die nämliche Frage, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier die Erörterung unter Rücksichtnahme auf ein besonderes kunsthistorisches Phänomen, den Naturalismus, und in Form einer Kritik dieser Kunstrichtung stattfindet, während in jenen früheren Kapiteln der Gegenstand in seiner philosophischen Allgemeinheit behandelt wird. „Kunst und Nachahmung der Natur" betitelt sich der zweite Vortrag der ganzen Serie, welcher an das heute in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde so beliebte und vielgebrauchte Schlagwort von der künstlerischen Wahrheit anknüpft. Um den Grad der Berechtigung dieses Schlagwortes zu erkennen, muß zunächst, wie Volkelt zeigt, jener Begriff der subjektiven Wahrhaftigkeit ausgeschieden werden, den man mit dem objektiven Wahrheitsbegriffe so gerne verwechselt. Künstler, welche Wahrheit in dem ersteren Sinne, als unbedingte, rücksichtslose Wahrhaftigkeit predigen, sind einfach Vertreter einer bestimmten moralistischen

Tendenz, und der Wert ihrer Bestrebungen richtet sich nach dem Werte eben dieser Tendenz, das heißt: er muß gemäß jenen Grundsätzen beurteilt werden, die Volkelt für die Beziehungen zwischen Kunst und Moral im allgemeinen bereits ausgemacht hat. Darum hält sich der Verfasser, wenn er von den Wahrheitsforderungen redet, lediglich an den Begriff in der zweiten, objektiven Bedeutung. Er versteht unter Wahrheit etwas ganz anderes als Wahrhaftigkeit oder vollste Aufrichtigkeit gegen sich und die Mitmenschen: „etwas an sich Außermoralisches, die Wiedergabe nämlich des Wirklichen, wie es tatsächlich ist". Wollte die Kunst aber sich auf derartige Wiedergabe beschränken, so wäre sie in Volkelts Augen „nichts als eine klägliche Stümperei". Denn, ob sie will oder nicht, sie ist zu bedeutsamen, tiefeinschneidenden Abweichungen von der Natur gezwungen: sie kann ihren Gebilden niemals ein wirkliches Leben einhauchen; sie muß häufig — das gilt insbesondere für die bildende Kunst — das Bewegte in einem Ruhenden, Unbewegten zur Darstellung bringen; und sie kopiert endlich — das trifft wieder bei der bildenden Kunst zu — bloß die Oberfläche der Dinge, deren wahre, innere Substanz sie so wenig zu erzeugen vermag wie das Leben, welches in bestimmten Fällen ja mit und in dieser Substanz schon von selber gegeben wäre. Ihre Darstellungsmittel nötigen sie oft, die Tiefendimension nur vorzutäuschen, statt wirkliche Tiefe und damit Körperlichkeit ihren Gestalten zu geben, oft, auf die Farben oder wenigstens auf deren Leuchtkraft zu verzichten, noch öfters, bei allen Werken der Skulptur und Malerei nämlich, eine in den mannigfachsten Tönen und Geräuschen zu uns sprechende Welt stumm und lautlos vor uns hinzustellen, oder gar, wie in der Dichtkunst, das, was in voller Anschaulichkeit, mit unendlich vielen besonderen Merkmalen existiert, im blassen Vorstellungsgebilde zu zeichnen, mittels einzelner fragmentarischer Züge, die zum geschlossenen Ganzen auszumalen der Phanatasie des Kunstgenießenden überlassen bleibt. So ist die Kunst ihrem Wesen nach eine bloße Abbreviatur der Wirklichkeit und als solche von der echten, vollen Wirklichkeit notwendigerweise verschieden. Aber die Kunst verkürzt nicht nur, faßt nicht nur knapp und bündig zusammen, was sich in der Natur breit und kaum überschaubar entfaltet hat, sondern sie komponiert auch. Indem sie bestimmte subjektive Wirkungen hervorbringen will, ändert sie die realen Verhältnisse, vergrößert die einen Dimensionen und verkleinert die anderen; selbst da, wo sie sich anstellt, als kümmere sie sich gar nicht um subjektive Effekte ihres Werkes, um Stimmungen, geht sie unbewußt und wider Willen doch auf Erzeugung einer gewissen Stimmung aus, die in dem Künstler selbst vorhanden war und seine Feder oder seinen Pinsel leitete: es ist, wie Volkelt mit höchster psychologischer Feinheit bemerkt, „die Stimmung der nüchternen Öde, des Stumpfsinns, die Stimmung der Stimmungslosigkeit", die aus solchen Schöpfungen spricht und die deren Urheber auch selber zu erreichen suchen. Ja, wenn

der Künstler wirklich einmal gar nicht planmäßig die Dinge umgestalten würde, wenn kein dunkler Trieb, sein Inneres zu objektivieren und anderen aufzuschließen, viel weniger eine klare, bewußte Absicht ihn zu gewissen Kompositionsweisen drängte, so würde sich doch schon in der Auffassung der Gegenstände seine Individualität dermaßen ausprägen, daß hierdurch auch die Darstellung unvermeidlich individuell gefärbt werden müßte. Trägt doch sogar das eigentliche, vermeintlich rein körperliche Sehen eines Jeden den Stempel seiner psychologischen Persönlichkeit!

Wer sich aber durch alle diese vom Verfasser mit bezwingender Klarheit dargelegten Verhältnisse noch immer nicht überzeugen lassen wollte, daß die Kunst „wesentliche Umformung der Natur“ ist, auf den würde vielleicht der indirekte Beweis Wirkung üben. Warum sucht man in Wachsfigurenkabinetten, in Dioramen und Panoramen nicht die vollendetsten Kunstwerke? Das, was hier geboten wird und wie es geboten wird, kommt den wirklichen Gegenständen doch näher, ahmt sie doch genauer und täuschender nach als jede Hervorbringung der höheren Künste! Daher, aus der relativen ästhetischen Wertlosigkeit solcher Imitationen, schließt Volkelt — wie schon so viele vor ihm — mit Recht auf die Torheit und Unhaltbarkeit der Nachahmungstheorie. Nach alledem darf er die Kunst ohne Scheu „eine zweite, neue Welt“ nennen, womit dem Naturalismus stillschweigend, aber deutlich und entschieden das Urteil gesprochen ist. Und gleichwohl bemüht sich der Verfasser in seiner strengen Objektivität und Wahrheitsliebe, auch dieser der seinen entgegengesetzten Lehre Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Bruchstücke gesunder Auffassung, entwicklungsfähige Gedankenkeime in ihr zu entdecken. Er verwirft sie aber nicht in Bausch und Bogen, nicht mit all ihren oft nur der Klärung bedürftigen Antrieben. So viel hält er an den naturalistischen Behauptungen und Forderungen für richtig, daß die Kunst, wenn sie gleich eine einfache Wiederholung der Wirklichkeit unmöglich sein kann, doch immerhin den „Schein des Wirklichen“ hervorzubringen trachten muß. Dies erreicht der Künstler, indem er seine auf einen gewissen Erfolg berechnete Technik gleichsam in dem Werke verbirgt, das Werk erscheint dann unabsichtlich oder, wie Vischer mit einem schönen, vom Verfasser zitierten Worte gesagt hat, naiv, um den Zuschauer nicht wissend, indem ferner die Kunstwerke den Eindruck machen, als verstände sich jedes Stück an ihnen von selbst aus ihrem Gegenstande, so daß sie uns wie eine auf sich gestellte, in sich ruhende Welt anmuten, und indem schließlich die Gestalten und Vorgänge, die der Künstler schafft, bei aller Abweichung von der Wirklichkeit „dennoch aus der Tatsachenwelt, ihren Anlagen, Formen und Gesetzen natürlich herausgewachsen scheinen“. Diesen Schein der Wirklichkeit über die Kunstgebilde breiten lernt man freilich durch keine abstrakten Regeln, hierzu befähigt nur das „unmittelbare, nicht auf Vorschriften zurückzuführende“ und darum von Volkelt als

„irrationell" und „intuitiv" bezeichnete „Können", welches eben den geborenen Künstler macht. Allein das Gebundensein der Kunst an die Realität nach diesen verschiedenen Richtungen ändert nichts an der schon durch Musik und Baukunst hinlänglich verbürgten Tatsache, daß die Kunst alles eher zu sein hat als bloße Naturnachahmung, daß ihre Aufgabe vielmehr in der Umformung der Wirklichkeit zu einer neuen, eigenartigen Welt besteht. Und erfaßt sie diese Aufgabe mit gehöriger Klarheit, dann braucht sie auch den Vorwurf der Überflüssigkeit nicht zu fürchten, den man gegen sie erheben müßte, wenn es der naturalistischen Theorie gelänge, ihre Forderungen durchzusetzen. Sie braucht sich dann nicht sagen zu lassen, daß sie eine unnötige Wiederholung oder Verdoppelung ohnedies vorhandener Dinge ist. Daß freilich jene naturalistischen Forderungen vermöge der Natur der Mittel, welche der Kunst zu Gebote stehen, überhaupt nie, auch nur annähernd realisiert werden können, haben ja gerade Volkelts vorhergegangene Ausführungen erwiesen.

Begreift man nun, was der Künstler nicht soll und nicht kann, so erfährt man aus dem nächsten Vortrage, wozu er tatsächlich berufen ist. Indem aber Volkelt die Kunst in diesem ihrem wirklichen Berufe als „Schöpferin einer zweiten Welt" schildert, gewährt er die tiefsten Einblicke in das allgemeine Wesen des Schönen und der ästhetischen Betrachtung. Die Kunst ist das Reich der reinen Formen nicht nur, insoferne der Stoff, aus dem das Kunstwerk gefertigt ist, für den Beschauer verschwindet oder doch in seiner Bedeutung zurücktritt, sondern auch, insoferne der Gedanke an den Stoff, das Innere, die Substanz des dargestellten Objektes ferngehalten wird. Was sie bietet, verflüchtigt sich solcherart zum „Phantasieschein": die Form wird abgelöst „von der stofflichen Masse" und diese Ablösung verknüpft sich „mit dem Gefühl, daß die so abgelöste Form von unserer Phantasie umfangen und getragen wird". Auf diese Weise kann auch die Einfühlung, das Beseelen des Kunstwerkes zustande kommen, ein Vorgang, der natürlich undenkbar wäre, wenn das stets rege Bewußtsein der wahren, physischen Natur des Gebildes, die Überzeugung, vor „Marmor, Erz, Holz, Leinwand" zu stehen, die Anschauung begleitete. Aber „ist es nicht unnütz, spielerisch, töricht, sich eine Welt des Scheins vorgaukeln zu lassen?" „Warum sollen wir uns bemühen, die wirkliche Welt zu einer Welt umzuformen, die eingestandenermaßen nur Dunst — oder schöner gesprochen — nur Duft ist?" Diese Fragen, die der Verfasser selbst wörtlich so aufwirft, erledigt er durch den Hinweis auf die wertvollen Zwecke, welche in der Kunst mittels der doppelten, vom Künstler bewirkten Umformung der Dinge, der formalen und der materialen, Verwirklichung finden. Die Kunst führt uns erstens zu jenem reinen Schauen, in welchem das Um und Auf des ästhetischen Verhaltens liegt und das uns durch die zahllosen Widrigkeiten der realen Welt so schwierig gemacht wird; sie belebt zweitens unsere Gefühle und entlastet sie gleichzeitig,

indem sie uns von dem dumpfen Druck des gemeinen Lebens befreit, uns auf die Nöte und Sorgen des Alltags vergessen läßt; sie zeichnet drittens, wie schon in dem ersten Vortrage betont worden, das „Menschlich-Bedeutungsvolle“ und erschließt damit die „innere Wahrheit des Lebens“; sie offenbart viertens die Individualitäten der Künstler, und sie „verschafft“ fünftens „dem Bedürfnis unserer Phantasie nach freier Gestaltung reiche Befriedigung“. Und alle diese Zwecke, von denen, wie gesagt, jeder für sich bedeutungsvoll ist und jeder eine Umgestaltung der Wirklichkeit sowohl in formaler als in materialer Hinsicht zur Voraussetzung hat, werden nach Volkelts Darlegung in einem erfüllt. Wohl bestehen gewisse partielle Unverträglichkeiten der Hauptzwecke aber wenigstens notwendige Verschiedenheiten in dem Maße ihrer gleichzeitigen Durchsetzung; hiervon abgesehen jedoch, gehen diese mannigfachen Leistungen Hand in Hand miteinander, so daß der Verfasser die Gesamtheit der Werte, welche die Menschheit dem künstlerischen Schaffen dankt, in dem einen Satze kennzeichnen darf: „die Kunst bietet den menschlich-bedeutungsvollen Weltinhalt dem reinen Schauen dar und bringt uns hierin zugleich die bedeutungsvollen Individualitäten ihrer Schöpfer nahe; die Beglückung aber, die sie uns hierdurch zuteil werden läßt, besteht in zweierlei: in der Belebung und Entlastung unseres Fühlens und in der Befriedigung des Dranges unserer Phantasie nach freier Gestaltung“. In diesem Satze sind nach Volkelts eigenem Ausspruche „die fünf der Reihe nach betrachteten Aufgaben der Kunst derart verflochten, daß die innere, sinn- und zweckvolle Zusammengehörigkeit deutlich fühlbar wird.“

Einem ganz anderen, weniger an die Prinzipienfragen der Ästhetik rührenden, dafür aber um so mehr in die Technik der Künste eingreifenden Gegenstande wendet sich der vierte Vortrag zu. So mannigfaltig die Bedeutungen sind, in denen, wie der Verfasser an Beispielen zeigt, das Wort „Stil“ angewendet wird, so läßt sich doch aus diesen vielen, weit auseinandergehenden Bedeutungen ein gemeinsamer Begriff herausheben. „In jedem Falle nämlich,“ sagt Volkelt, „bezeichnet man mit Stil eine ausgeprägte, die Einzelzüge beherrschende Art des künstlerischen Gestaltens. Der Stil drückt sämtlichen Teilen und Merkmalen der zu ihm gehörigen Kunstwerke ein fühlbar einheitliches, unverkennbar zusammenstimmendes Gepräge auf“. Innerhalb dieser umfassenden Grundbedeutung nun aber differenziert sich allerdings die Konzeption in der verschiedensten Weise. Zunächst kann „Stil“ als Wertbegriff gebraucht werden, so daß „stilvoll“ einen Vorzug, „stillos“ einen Mangel ausdrückt. Stil ist in diesem Falle bald der „Gegensatz zu Eigensinn, Laune, Willkür“, bald der „Gegensatz von Zerfahrenheit und Haltungslosigkeit, von unsicherem Tappen und schwächlichem Herausfallen aus der Rolle“, bald endlich die Manifestation einer selbständigen Eigenart des Künstlers, Manifestation der Tatsache, daß sich dieser „seinen unreigenen Weg des

Auffassens und Gestaltens erarbeitet habe", mithin der Gegensatz „zum Verfolgen fremder Geleise, zu Nachtreten und konventioneller Kunstübung". Daneben steht der Stilgedanke als Tatsachenbegriff. Stilunterschiede haben sich aus der geschichtlichen Entwickelung der Kunst ergeben, Stilunterschiede entspringen aber auch daraus, daß jeder Kunstgattung ein besonderer Stil entspricht, weil nicht nur durch die Natur der Darstellungsmittel, sondern auch durch die Gegenstände, welche sich eine Gattung erwählt, eine besondere Gestaltungsweise bedingt wird. Bei diesen Arten des Tatsachenstils verweilt indes Volkelt nicht lange, er skizziert sie nur flüchtig mit raschen, aber doch ungemein sicheren und gelungenen Strichen, um seine ganze Aufmerksamkeit auf die „prinzipiellen Stilunterschiede" zu richten, „die weder an bestimmte geschichtliche Bedingungen noch an bestimmte Gattungen und Zweige der Kunst geknüpft sind, sondern die in den verschiedensten Zeiten und Völkern und mehr oder weniger in allen Künsten vorkommen". Mit den Worten „idealistisch" und „realistisch" scheinen solche ganz universelle Stilunterschiede bezeichnet zu sein. Aber das Mißliche liegt hier darin, daß jedem der beiden Worte wieder sehr verschiedene Bedeutungen untergelegt werden, daß in den zahllosen Fällen, wo man idealistische und realistische Art einander gegenüberstellt, durchaus nicht immer derselbe Gegensatz gemeint ist, sondern eine ganze Reihe eigentümlicher und leicht auseinanderzuhaltender Gegensätze, jetzt dieser, dann jener, dem Urteile vorschwebt und daß also — Volkelt zeigt es wieder an Beispielen — von dem einen Gesichtspunkte aus eine Künstlerweise recht wohl idealistisch genannt werden darf, die von dem anderen aus eminent realistisch zu heißen verdient. Diese mancherlei in dem nämlichen Ausdrucke zusammengefaßten, daher oft verwechselten und nur verworren vorgestellten Differenzen klar und bestimmt zu sondern, läßt sich Volkelt ebenso ernsthaft als erfolgreich angelegen sein. In dem vagen, verschwommenen Gegensatze von Idealismus und Realismus entdeckt er einmal den Gegensatz von potenzierendem und Tatsachenstil. Der potenzierende Stil steigert, erhöht die Dinge, und zwar keineswegs bloß ihre schönen, löblichen, erfreulichen, sondern unter Umständen auch ihre häßlichen, unangenehmen, betrübenden Seiten; der Tatsachenstil dagegen „läßt uns auf dem vertrauten Boden der Wirklichkeit. Wir erhalten durch die Kunstwerke dieses Stils keinen Ruck nach oben; uns wachsen keine Flügel". Sind diese Unterschiede zum Teil auch „fließende", dürfen sie nicht als starre, jede Vermittlung ausschließende Differenzen gedacht werden, so verstatten sie doch immerhin eine Scheidung der Kunstwerke nach gewissen, noch leichter zu fühlenden als in Worte zu fassenden Kriterien. Der potenzierende Stil ist vornehmlich dort am Platze, wo die tiefsten metaphysischen Gedanken künstlerische Darstellung finden sollen, der Tatsachenstil dort, wo es vor allem auf glückliches Herausbringen des Wirklichkeitsscheins ankommt. Jeder dieser Stile eignet

sich so in besonderem Maße zur Erfüllung eines besonderen Kunstzweckes, der potenzierende dazu, das Menschlich-Bedeutungsvolle sichtbar zu machen, der Tatsachenstil, der „etwas wie Geruch und Geschmack des Wirklichen in uns zu erwecken" weiß, zur intimen Hervorbringung des Scheines von Leben. Dieser Umstand, daß nicht beide Zwecke zu gleicher Zeit in gleich vollkommener Weise realisiert werden können, wodurch eben die Verschiedenheit der beiden Stile bedingt ist, von denen, je nachdem die eine oder die andere Aufgabe vorliegt, bald der eine, bald der andere zur Anwendung kommt, bezeichnet Volkelt nun wieder als „ästhetische Antinomie". Angesichts einer solchen Antinomie ist man freilich zum Verzichte auf ein „absolut Schönes" genötigt, wofür man aber mehr als Ersatz gewinnt durch die „Mannigfaltigkeit berechtigter Gestaltungen" im Reiche des Schönen. Übrigens leugnet der Verfasser durchaus nicht, daß sowohl der potenzierende als der Tatsachenstil ästhetisch verwerflicher Ausartungen fähig ist; er schildert vielmehr selber derartige Extreme und illustriert sie durch Hinweise auf konkrete Kunsterscheinungen.

Ganz anderer Art ist der zweite Gegensatz, welchen die Antithese Realismus-Idealismus in sich schließt, und welchem Volkelt durch die Unterscheidung des typisierenden und des individualisierenden Stils gerecht zu werden sucht. Es sind im Grunde mehrere, unter sich wieder ziemlich heterogene Verhältnisse, die vom Verfasser auch tatsächlich mit größter Bestimmtheit isoliert, aber gleichwohl in dieser einheitlichen Formel zusammengefaßt werden. Die in Rede stehende Unterscheidung geht insbesondere — so lehrt Volkelt und hier erlaubt, ja verlangt seine Betrachtungsweise vielleicht eine Ergänzung und Erweiterung — von den möglichen Weisen der Darstellung menschlicher Charaktere aus. Der typisierende Stil kommt zustande, wenn entweder bloß jene Grundzüge der psychischen Organisation des Menschen, die irgend ein Individuum mit sehr vielen anderen gemein hat, nachdrücklich geschildert oder wenn bei Zeichnungen abnormer, eine Abweichung vom Gattungsdurchschnitte in gewisser Richtung repräsentierender Persönlichkeiten wenigstens nur die zum Wesen dieser Anomalie selbst gehörigen bestimmt ausgedrückt werden, oder wenn endlich überhaupt die ungemein komplizierte Struktur eines inneren, seelischen Menschendaseins durch Weglassung vieler Einzelheiten und Besonderheiten wesentlich vereinfacht wird. Aus dem entgegengesetzten künstlerischen Verhalten unter jeder der drei Bedingungen, also aus der starken Hervorhebung der nebensächlichen, rein individuellen Charakterzüge, aus der Vorführung exzessiver, einseitiger Geistestypen in Bildern, welche den Exzeß in ganz zufälligen, gar nicht zur Natur der fraglichen Einseitigkeit zu rechnenden Gestaltungen hervortreten lassen, so daß das Ungewöhnliche nicht einmal als ein relativ Gewöhnliches erscheint, und drittens aus Charakterschilderungen, die das unendlich verwickelte, irrationale Gewebe einer Menschenseele in möglichster Vollständigkeit mit all den mannigfach

sich verschlingenden und durchkreuzenden Fäden wiederzugeben bemüht sind, entspringt der individualisierende Stil mit seinen drei, nach eben diesen Gesichtspunkten zu trennenden Arten. Das Individuelle braucht aber, wie Volkelt betont, nicht derb, mit grellen, schreienden Farben auf das Speziesgemälde aufgesetzt, es „kann der Eindruck ausgeprägter Individualität“ auch „durch leises und zartes Hinhauchen erzielt werden“. Sofern die Darstellung des „Menschlich-Bedeutungsvollen“ den Künstler vom Individuellen abdrängt und „zu nachdrucksvoller Gestaltung des Typischen“ führt, die Forderung, „den Gestalten Lebensfülle und Daseinskraft zu geben“, dagegen umgekehrt „in der Richtung des individualisierenden Stils“ treibt, stößt man hier auf eine „ähnliche ästhetische Antinomie, wie bei dem ersten Stilgegensatz“. Ja, sieht man nicht auf die Mittel, welche für die ästhetischen Zwecke benötigt werden, sondern auf die zu verwirklichenden Zwecke selbst, so ist es nach Volkelt sogar ein und dieselbe Antinomie, die uns hier wie dort begegnet; das heißt: „die Norm des Menschlich-Bedeutungsvollen“ erheischt dem Verfasser zufolge sowohl den typisierenden als den potenzierenden, „die Norm des Wirklichkeitsscheines“ sowohl den individualisierenden als den Tatsachenstil. In dieser Verbindung durch die letzte künstlerische Absicht liegt zweifellos — Volkelt hätte dies eigens hervorheben können — ein Grund für die alte Gepflogenheit, die so verbundenen Stilarten mit den selben Namen zu belegen, die des ersteren Paars kurzweg „idealistisch“, die des letzteren „realistisch“ zu nennen. Und wie der individualisierende und der typisierende Stil alle beide, wenn auch auf anderen Gebieten zulässig sind, da eben jeder seine besondere Aufgabe erfüllt, so sind auch Ausartungen auf beiden Seiten möglich und in der Tat anzutreffen. Aber, wie gesagt, prinzipiell fehlt es dem typisierenden Stil, so sehr sich eine gewisse Kunstrichtung der Gegenwart über ihn mokieren mag, durchaus nicht an Berechtigung, falls er „nur lebensfähige Menschen vor uns hinzustellen vermag“, Gestalten, die „den Eindruck lebendiger Individualität“ machen, worauf allerdings in keinem Falle verzichtet werden kann. Die Schwierigkeit, mit welcher die Vertreter beider Stilarten in derselben Weise zu kämpfen haben, liegt darin, die typischen und individuellen Züge so zu verschmelzen, daß ein einheitliches Ganzes und nicht ein Flickwerk mit inkohärenten, äußerlich zusammengehefteten Bestandteilen erzeugt wird. Indessen gibt es unstreitig einen höheren Stil, der die Vorzüge jener beiden zugleich verwirklicht. Aber „nur Meistern ersten Ranges,“ sagt Volkelt, „gelingt es, sich diesem individualisierenden Typenstil anzunähern.“

Die Gedanken der ersten vier Vorträge dürften hiermit ziemlich vollständig wiedergegeben sein. Aber man glaube ja nicht, durch das Voranstehende auch nur ein ungefähres Bild von dem Volkeltschen Buche in seiner lebendigen Eigenart gewonnen zu haben! Die beanspruchte Voll-

ständigkeit bezieht sich bloß auf die allgemeinen, in begrifflicher Strenge herauszuhebenden Ideen. Was jedoch der Darstellung des Verfassers ihren eigentümlichen Reiz verleiht, das ist gerade die konkrete Ausführung dieser Ideen, das sind die vielen vorzüglich gewählten Beispiele, mit welchen alle die ästhetischen Begriffe belegt werden. Dadurch erwärmen und beleben sich die sonst kalten und toten Aufstellungen in wunderbarer Weise. Die Unterscheidungen, deren dieser Bericht eine so große Menge vorgeführt hat, mögen hier wie die Aufhäufung grauer und trockener Lehrsätze, wie ein Wust dürrer, dürftiger Abstraktionen anmuten; in dem Buche selbst sind sie eine Reihe prächtiger Gemälde, aus welchen uns zahlreiche Erscheinungen der Kunst- und Literaturgeschichte mit all ihrem frischen Farbenglanz entgegenleuchten. Auch volle Verständlichkeit und Überzeugungskraft erlangen die Begriffe und Behauptungen Volkelts vielfach erst durch diese Illustrationen: was man in der abstrakten Formulierung sich nicht vorstellen oder dessen Richtigkeit man nicht einsehen kann, das begreift man sofort aus ein paar Beispielen, und die Stütze dieser anschaulichen Erläuterungen ist um so wichtiger, unentbehrlicher, als sich der Verfasser auf eine schärfere Bestimmung oder genauere Zergliederung seiner Konzeptionen zuweilen nicht einläßt. In solchen Fällen erschließt sich dem Leser mittels der konkreten Belege unschwer der Sinn der Begriffsfassungen: man „fühlt" gleichsam, was gemeint ist, wenn man sich auch über den Inhalt des „gefühlsmäßig" Erfaßten nicht volle Rechenschaft geben kann.

Es darf also wohl gesagt werden, daß die kunst- und literaturgeschichtlichen Nachweisungen in dem Volkeltschen Buche überhaupt eine hochwichtige Rolle spielen. Der fünfte Vortrag aber hat zum eigentlichen Gegenstande eine Erscheinung der Literaturgeschichte: er behandelt nicht ein bestimmtes und einheitliches ästhetisches Problem, dessen Lösung etwa bloß durch historische Tatsachen dringlicher gemacht würde, sondern er studiert zunächst und unmittelbar eine solche Tatsache; er vertieft sich in eine Kunstströmung unserer Tage, in welcher die verschiedensten ästhetischen Impulse wirr durcheinanderlaufen, die ungleichartigsten Tendenzen, eine die andere beschränkend, ja oft völlig vernichtend, an die Oberfläche zu kommen streben und welche daher auch sehr verschiedene ästhetisch-psychologische Einzelfragen anregt. Wäre dies anders, verdiente alles das, was Volkelt unter dem Namen „Naturalismus" zusammenfaßt, genau und nach jeder Hinsicht diese Bezeichnung, so könnte der fünfte Vortrag nichts weiter bieten als eine Exemplifikation der schon im zweiten und dritten Vortrage begründeten Wahrheiten an einem besonderen Objekte: die Unzulänglichkeit des Naturalismus würde das Irrige der Naturnachahmungstheorie, der Lehre von der Wirklichkeitsdarstellung als der alleinigen Aufgabe der Kunst klar machen. Indes ist der Naturalismus, wenn man unter seinen Begriff im Sinne des Verfassers die ganze

„Moderne" unterbringt — was freilich von sehr vielen Vertretern dieser „Moderne" entschieden abgelehnt werden würde —, wie gesagt, ein Gemisch der heterogensten, oft unverträglichsten Kunstrichtungen, die, sämtlich nach Geltung ringen. Nichts ist ihnen gemeinsam als das Streben, originell, neu, von der hergebrachten Kunst verschieden ein treuer, spezifischer Ausdruck des Zeitgeistes zu sein. Dem wahren, auf „geschärftem Wirklichkeitssinn" beruhenden Naturalismus, als dessen Manifestationen Volkelt in meisterhaften Erörterungen Überanschaulichkeit, Intimisierung und Trivialisierung der Schilderung, Vorliebe fürs bloß Charakteristische oder sogar Häßliche, Beschränkung in der Stoffwahl auf die Gegenwart, breite, vordringliche Ausmalung des Milieu und gewisse, der Milieu-Doktrin entsprechende soziale Tendenzen dartut, — diesem echten Naturalismus, der, je nachdem er seine Grundsätze mehr in der Zeichnung der Äußerlichkeiten oder in derjenigen der inneren, seelischen Welt zur Durchführung bringt, einen mehr objektiven oder subjektiven Charakter erkennen läßt, stehen nun, ihm die Wage haltend, ja ihn heute fast schon zurückdrängend, Äußerungen eines outrierten Individualismus als die andere Haupterscheinungsform der „Moderne" gegenüber. Auch für den Individualismus unterscheidet Volkelt mehrere Richtungen, nach welchen sich derselbe geltend macht. Überschätzung der Einzigkeit des Künstler-Ichs und im Zusammenhange damit Überschätzung der Technik, ein verstiegener Wahrhaftigkeitskult, der nur Selbsterlebtes und dies ohne jede Verklärung oder Ausschmückung dargestellt sehen will, endlich jener ethische Anarchismus und Individualismus, der sich mit besonderer Vorliebe Nietzsche als Führer wählt, das sind die vom Verfasser charakterisierten Betätigungsformen der modernen Subjektvergötterung in den Künsten. Diese Formen können sich mit dem echten, typischen Naturalismus verbinden — nach Volkelts ausgezeichneter Darstellung jeder einzelnen ist es für den Leser ein Leichtes, herauszufinden, bei welcher naturgemäß eine größere, bei welcher eine geringere Neigung zu solcher Verbindung besteht —, anderseits aber schlägt der zum Individualismus oder Subjektivismus gewordene Naturalismus von selbst in das Gegenteil seiner ursprünglichen Artung, in eine phantastische, mystische und symbolistische Kunst um, die häufig eine pantheistische Weltanschauung zur Grundlage und Rechtfertigung ihrer Auffassung nimmt. Allein sogar bei diesen weitest entfernten Ausläufern ist nicht jede Spur ihrer Herkunft verwischt, nicht jeder innere Zusammenhang mit der Grundform der Moderne aufgehoben. Sie verraten ihren Ursprung noch insoferne, „als Gefühl und Phantasie in den Erzeugnissen dieser Richtung nur zu häufig einen ungeordneten, zuchtlosen, der rohen Natur angenäherten, also naturalistischen Charakter an sich trägt". Daher glaubt der Verfasser „auch auf diese neuesten Gestaltungen den Namen ‚Naturalismus' ausdehnen" zu können. Ob das nun in der Tat zulässig, und gar, ob

es zweckmäßig ist, darüber mag man streiten; jedenfalls aber sagt Volkelt auch über die phantastische und symbolistische Kunst mit wenig Worten so viel Treffendes, Gediegenes, Aufklärendes, daß man ihm für die psychologische Zergliederung des Chaos von Stimmungen und Antrieben, die sich in der heutigen Kunst regen, gar nicht genug danken kann. Seine Darstellung des „Naturalismus" läßt sich am besten mit der schönen Analyse des „Kunstgefühls der Gegenwart" vergleichen, die von Dessoir gegeben worden. Beide Studien, Dessoirs Essay nnd Volkelts Vortrag, gehören zu den vorzüglichsten kunstpsychologischen Untersuchungen, welche die Literatur besitzt.

Und vom ganz Singulären, einer Zeitströmung, einem höchst komplexen Einzelphänomen der Kunstgeschichte geht der Verfasser wieder zu allgemeinen, ja zu den allgemeinsten und fundamentalsten Problemen über. „Die gegenwärtigen Aufgaben der Ästhetik" will er im sechsten Vortrage bestimmen und dies heißt vor allem festlegen, ob der Gegenstand der Ästhetik ein psychologischer oder, wie die spekulativen Schulen verlangt hatten, ein metaphysischer, also in der Hauptsache außer- und überpsychologischer sei. Es muß Volkelt hoch angerechnet werden, daß er, wie schon eingangs bemerkt, trotz seiner sonstigen metaphysischen Neigungen sich mit großer Entschiedenheit in dem ersteren Sinne ausspricht und die Ästhetik nicht nur auf psychologische Grundlagen gestellt wissen will, sondern sogar behauptet, das ihr eigentümliche Verfahren „in allen ihren Teilen" mit Ausnahme eines letzten metaphysischen Abschlusses, den er allerdings zuläßt und fordert, sei „geradezu psychologisches Analysieren". Seiner Meinung nach tritt uns der Gegenstand dieser Disziplin „in zwei Gestalten entgegen: als ästhetisches Schaffen und als ästhetisches Aufnehmen". „Das ganze Geschäft der Ästhetik," sagt daher Volkelt, „besteht — immer abgesehen von jenem metaphysischen Teil — in der Analyse des künstlerischen Hervorbringens und des künstlerischen Betrachtens." Was immer diese Wissenschaft untersucht, wären hiernach „charakteristische", „weitere oder engere, markiger oder feiner ausgeprägte Phantasie- und Gefühlstypen". „Auf derartige Phantasie- und Gefühlsunterschiede" lassen sich die Eigentümlichkeiten der vom Verfasser aufgestellten Stilarten zurückführen und auch das einzelne Kunstwerk hat nicht an sich, als äußerer Gegenstand, wie der naive Mensch glaubt, die ästhetischen Eigenschaften, sondern es wird schön, das heißt ästhetisch wirksam erst durch die Auffassung und Gefühlsreaktion von seiten des Subjektes. „Mit der Behauptung der grundlegenden Bedeutung der Psychologie" möchte Volkelt indes keineswegs die Ästhetik zur rein deskriptiven Wissenschaft gemacht sehen; er hält vielmehr an ihrem normativen Charakter fest und stellt sie insoferne, also nicht dem Stoffe, sondern nur der Methode nach den eigentlich psychologischen Fächern entgegen; denn er ist überzeugt, daß sie „ihre psychologischen Analysen

nur unter der Voraussetzung vornehmen kann, daß es wertvolle Bedürfnisse und Zwecke der menschlichen Natur seien, denen die zu analysierenden Phantasie- und Gefühlstypen zu dienen haben". „Ihr Analysieren ist sonach," wie er sich ausdrückt, „zugleich immer ein Messen nach Wertmaßstäben." Volkelts Nachweis, wie die angeblichen Feinde der normativen Ästhetik selber solche Wertmaßstäbe einschmuggeln, ist wieder ein Meisterstück feinster psychologischer Literarkritik. Das Vorurteil freilich, daß es eine einzige Art vollkommener Schönheit gebe, muß von der normativen Ästhetik über Bord geworfen werden; sie muß jede Einseitigkeit des Geschmacks abstreifen und sie befreit sich von solcher Einseitigkeit tatsächlich in dem Augenblicke, da sie erkennt, daß ein einheitliches Schönheitsideal, ein absolut Schönes nicht existieren kann. Die Bedingungen für die Entstehung ästhetischen Wohlgefallens sind ja derart, daß die einzelnen ästhetischen Vorzüge sich auf verschiedene Weisen der Kunst verteilen und sogar häufig miteinander in Konflikt geraten. Was den höchsten Forderungen nach der einen Richtung genügt, das bleibt eben deshalb notwendig nach einer anderen Richtung unvollkommen und so entspringen jene ästhetischen Antinomien, von welchen schon des Öfteren die Rede war und für welche hier Volkelt außer der bereits im ersten Vortrage beleuchteten, die jetzt in etwas veränderter Form wiederkehrt, insbesondere noch den Konflikt der „Norm des Sinnlich-Wohltuenden" mit derjenigen der möglichst scharfen „Individualisierung" als Beispiel bietet. Das künstlerisch Befriedigende ist mithin nur ein relativ oder überwiegend Befriedigendes, gemischt mit störenden und hemmenden Bestandteilen, die wir uns gleichwohl gefallen lassen, weil nicht mangelnde Fähigkeiten des Künstlers, sondern die festen, unübersteigbaren Schranken der betreffenden Kunstform selber Schuld daran tragen.

Zum Schlusse deutet der Verfasser mit einigen Worten an, wie er sich den letzten metaphysischen Abschluß der Ästhetik vorstelle. Dieser Zusammenhang mit der Metaphysik wird hergestellt, wenn man die Fragen aufwirft: „Ist die Welt auf Schönheit angelegt? Gibt es in irgend einem Sinn Urbilder der Schönheit? Geht etwa die Erzeugung des Daseins in einer dem Phantasieschaffen analogen Weise vor sich? In welchem Verhältnis steht das ästhetische Schaffen und Schauen zu den Entwicklungszielen der Menschheit? Wie ist der Wert des Ästhetischen neben den Werten der Wissenschaft, des Guten und der Religion zu bestimmen?" Allein Volkelt unterläßt nicht, hervorzuheben, daß „das Zustimmen oder Nichtzustimmen zu dieser metaphysischen Aufgabe der Ästhetik keinen Einfluß auf die Grundlegung und den Ausbau dieser Wissenschaft" habe. „Übrigens," fügt er hinzu und das sind die letzten Worte des Buches, „besteht die nächste und dringendste Aufgabe der Ästhetik gegenwärtig sicherlich nicht in dem Ausbau der metaphysischen Spitzen, sondern in eindringender und feiner psychologischer Analyse, mit der sich bewegliche Normgebung zu paaren hat."

Wie soll sich die Kritik zu einem Werke von solcher Gedankenfülle, solcher virtuosen Beherrschung des Stoffes, solcher Schärfe der Auffassung und solcher entzückenden Klarheit der Darstellung verhalten? Tut sie nicht am besten daran, gänzlich zurückzutreten und der einfachen Wiedergabe des Inhalts das Feld zu überlassen? Jedenfalls kann man an eine derartige Schrift nicht ohne Zagen das kritische Messer anlegen. Und doch darf auch hier die Kritik nicht schweigen, doch bieten ihr selbst diese Vorträge hie und da Gelegenheit, ihres Amtes zu walten, indem sie auf einzelne Partien stößt, welche, bei aller Schönheit im ganzen, trotzdem den Wunsch wachrufen, sie möchten nach dieser oder jener Richtung ein wenig anders gefaßt worden sein. In allen solchen Fällen aber ist es ein und derselbe Grundzug des Volkeltschen Denkens, der das leise Gefühl der Unzufriedenheit weckt; stets verrät sich die nämliche Eigenart des Philosophen, auf die zwar die Comtesche Lieblingszensur „trop metaphysicien" nicht ganz passen würde, die aber immerhin als eine gewisse entfernte, von Volkelt übrigens gar nicht geleugnete, im Gegenteil, neuestens, im Vorworte zum „System" sogar rückhaltlos eingekannte Verwandtschaft mit der deutschen spekulativen Ästhetik, der einstigen Hauptvertreterin des metaphysischen Standpunktes, zu bezeichnen ist. Ganz leise Anklänge an die spekulative Ästhetik wird der wissenschaftlich geschärfte Sinn aus einzelnen Aufstellungen und Gebietsabgrenzungen des Verfassers heraushören; Anklänge dieser Art wird er zuweilen auch da vernehmen, wo es sich nicht um Sätze von einem bestimmten anfechtbaren Inhalte, sondern um kleine formale oder methodische Schwächen handelt. So wenig handgreiflich, so fein und locker diese Beziehungen sind, durch ein paar Beispiele dürften sie sich dennoch auch dem in der philosophischen Ästhetik nicht vollkommen Geschulten klar machen lassen.

Es ist bereits mehrmals gesagt worden, daß sich Volkelt mit großer Entschiedenheit auf die Seite derjenigen schlägt, welche in der Ästhetik eine wenigstens ihrem Inhalte nach psychologische Wissenschaft erblicken. In der Tat gibt es keine treffendere Kennzeichnung des Verfahrens dieser Disziplin, als die von ihm gebotene: es sei psychologisches Analysieren. Das scheidet ihn offenbar in grundsätzlicher Weise von den spekulativen Ästhetikern. Allein die besonderen Aufgaben, welche er diesem Analysieren zuweist, lassen erkennen, daß von den spekulativen Systemen, die er gegen übertriebene, unbillige Herabwürdigung mit Recht in Schutz nimmt, doch auch noch manches Prinzipielle, die Ansichten vom Beruf der Ästhetik Betreffende auf ihn gekommen ist, mehr vielleicht, als die einheitliche Ausgestaltung der Lehre vom Schönen gestattet. Die Ästhetik hätte ihm zufolge sowohl die kunstschaffenden als die kunstgenießenden Seelenkräfte zu zergliedern, nicht nur Gefühls-, sondern auch Phantasietypen aufzustellen. Und zwar sollten dies keineswegs bloß jene Formen

von Phantasiebetätigung sein, welche schon die Aufnahme des Kunst- und Naturschönen in seinem vollen Umfange erfordert, sondern vielmehr die besonderen, eigenartigen Imaginationskräfte, die für die Erzeugung des Schönen durch die Kunst notwendig sind. Die analytischen Untersuchungen hätten sich also mit einem Worte gleichzeitig auf die Verfassung der Künstlerseele und auf die Bedingungen oder Faktoren des Kunstgenusses zu erstrecken. Es ist auf den ersten Blick einleuchtend, daß man mit einer solchen Absteckung der Ziele ästhetischer Forschung nicht über die Grenzen der Psychologie hinausgeht; aber es ist ebenso gewiß, daß der Gesichtspunkt, von dem aus man zur Umgrenzung des Feldes der Ästhetik kommt, dann nicht bloß kein ganz streng und exakt psychologischer — denn das ist er ja in der Tat nicht —, sondern überhaupt kein auf dem Boden der Psychologie ursprünglich aufgerichteter sein kann; deshalb nicht, weil die Ästhetik es dann mit einzelnen Bewährungen von zwei völlig verschiedenen Vermögen, einem rezeptiven, emotionellen und einem produktiven, repräsentativen zu tun hätte, aus einem Stück Gefühls- und einem Stück Vorstellungs- und Willenspsychologie wunderlich zusammengesetzt wäre. Nur eine äußere Tatsache könnte zur Verbindung dieser heterogenen Teile in einer einzigen Wissenschaft Anlaß gegeben haben und eine solche Tatsache liegt ja auch wirklich und unverkennbar in der vielgestaltigen, weitausgedehnten Erscheinung des Kunstlebens vor. Wie die Möglichkeit, die Werke der Schriftsteller sowohl vom grammatisch-linguistischen als vom literar-historischen Standpunkte zu betrachten und zu studieren, eine Möglichkeit, mit der sich sogar naturgemäß der Anreiz verknüpft, es faktisch so zu halten, das Fundament der Philologie in ihrer altüberlieferten Gestalt abgibt, so würde die Ästhetik ihr Dasein dem Umstande verdanken, daß jedes Kunstwerk von zwei Seiten aufgefaßt werden kann: einerseits als Hervorbringung des Künstlers, der etwas von seiner Persönlichkeit hineingelegt, gewisse Eigenschaften seines Geistes darin sichtbarlich ausgeprägt hat, und anderseits als Gegenstand des ästhetischen Genusses nicht bloß für seinen Schöpfer, sondern für alle Menschen, die zu solchem Genusse Gelegenheit und Befähigung haben. Aber eines kommt uns da aufs ärgerlichste in die Quere. Jenen Genuß, den wir heute, und zwar nicht nur heute, sondern schon so lange Zeit hindurch als „ästhetischen“ bezeichnen, daß eine Änderung des diesbezüglichen Sprachgebrauches kaum mehr zu erwarten steht, verschaffen uns nicht bloß die Kunstwerke, sondern auch Dinge, die von aller Kunst weitab liegen: Gebilde der Natur, an deren Erzeugung keine Phantasie, wenigstens sicher keine menschliche, teilgenommen. Das reine, interesselose Schauen, welches Volkelt, in Hutchesons, Kants und anderer Fußtapfen gehend, so prächtig als die Seele des ästhetischen Verhaltens geschildert hat, kann sich ebenso gut auf den nächstbesten Baum oder einen schlichten Gebrauchsgegenstand

des täglichen Lebens wie auf das vornehmste Kunstwerk richten. Freilich hängt man nun in der Ästhetik um eben dieses Verhältnisses willen auch den ästhetischen Genuß der Natur und der nicht wahrhaft künstlerischen Produkte des Menschen an die zwiespältige Kunstpsychologie an. Zwischen den beiden Teilen der letzteren und jener Ästhetik, die nicht Kunstpsychologie, beziehungsweise normative Kunstwissenschaft ist, besteht eine Verwandtschaft, ähnlich derjenigen, welche Theoretiker der organischen Morphologie als ring- und netzförmige bezeichnet haben. Nichts würde eine Annäherung der Lehre vom künstlerischen Hervorbringen, inwieferne es nicht eben vom ästhetischen Fühlen geleitet und bestimmt wird, an die Theorie des Naturgenusses oder gar eine Vereinigung dieser beiden Lehrzweige im Systeme der Wissenschaften rechtfertigen können, wenn sich nicht die Kunstästhetik in die Mitte stellte, die eine Hand der einen, die andere der anderen Disziplin reichend, mit der Psychologie des Kunstschaffens verbunden durch die Gleichheit des äußeren Objektes, an dem sich, obschon teilweise zu verschiedenen Zeiten, die rezeptiven Gefühls- wie die produktiven Phantasiekräfte betätigen, zur Ästhetik der Natur und der nicht künstlerischen Artefakte hingezogen durch die Gleichheit der seelischen Betätigungsweisen selber. Aber eine natürliche Klassifikation wäre es trotz alledem nicht, die solchermaßen aus dem Studium der künstlerischen Produktion und dem des Naturgenusses eine einzige philosophische Wissenschaft machte. Darum habe ich die zweite, größere Hälfte im ersten Bande meines Hettner-Werkes dem Nachweise gewidmet, daß es sich aus methodologischen Gründen empfiehlt, die Ästhetik wieder so zu fassen und zu begrenzen, wie die Engländer und Franzosen in einer Periode, wo das Wort „Ästhetik" noch gar nicht von Baumgarten geprägt oder wenigstens nicht außerhalb des deutschen Gebietes eingebürgert war, die Lehre vom Schönen und wie manche spätere Philosophen die nun immer häufiger sich so nennende „Ästhetik" gefaßt und begrenzt haben.

Volkelt ist hierüber anderer Meinung, und wenn er es ist, so mag der Grund wohl in Nachwirkungen der spekulativen Ästhetik liegen. Denn eine der hervorstechendsten Besonderheiten dieser Ästhetik war ja die stiefmütterliche Behandlung des Naturschönen, wie sie aus der Überzeugung entsprang, daß diese Art Schönheit gleichsam nur die schüchternen, mißglückten Erstlingsversuche der „Idee", sinnliche Gestalt anzunehmen, vorstelle, während in der Kunst die Idee wirklich und voll in die Erscheinung getreten, anschaulich oder offenbar geworden sei und hiermit die Schönheit eigentlich erst erzeugt habe. Verläßt man aber den spekulativen Gesichtskreis, so ist nicht recht abzusehen, weshalb das zufällig erzeugte Naturschöne, das uns in so reicher Fülle entgegenquillt, das eine so unendliche Mannigfaltigkeit von Formen ausbreitet und eine so mächtige Wirkung auf uns übt, allzusehr hinter die Werke zurückgesetzt werden soll, die zwar aus der Absicht, Schönes zu bilden, hervorgegangen

sind, aber sich dennoch mit dem ästhetischen Zauber der Natur oft nicht im entferntesten messen können. Und ist die Kunstlehre aus jener zentralen Stellung, die sie in den spekulativen Systemen innehatte, nur um ein Weniges verdrängt, ist die Kunst nicht mehr in solchem Maße der Hauptgegenstand der Ästhetik, daß neben ihren freien Schöpfungen alles sonstige Schöne kaum irgendwelche Beachtung verdient, dann fällt das kräftigste Motiv weg, eine zur Gefühlspsychologie zählende oder doch auf der Basis der Gefühlspsychologie aufgebaute, höchstens in ihrem normativen Stück nicht als „psychologisch" im engsten Sinne zu bezeichnende Wissenschaft mit Untersuchungen zu belasten, die auf ganz andere Gegenstände: auf produktive Betätigungen der Phantasie und des Intellektes, ja zum Teile sogar auf materiell-technische Produktionsweisen gerichtet sind. So mag wohl Volkelt, indem er auch seinerseits der Ästhetik derartige Untersuchungen aufbürdet, unter dem Einflusse der spekulativen Ästhetik stehen, ohne daß er es will und weiß, und mögen hier in einer bedeutungsvollen Konzeption, in der Umschreibung des Gebietes seiner Wissenschaft sogar, die erwähnten Verwandtschaftsbeziehungen sichtbar werden.

Dann aber könnte die besonders energische Betonung des normativen Charakters der Ästhetik im Schlußvortrage gleichfalls mit spekulativen Reminiszenzen in Zusammenhang stehen. Man muß diesbezüglich freilich auch den Inhalt der früheren Vorträge berücksichtigen, man muß sich vor Augen halten, daß dieselben ja von Zeit- und Streitfragen handeln, durch welche die Künstlerschaft, beziehungsweise die belletristische Schriftstellerwelt in feindliche Lager gespalten wird und die also naturgemäß, sofern eine Entscheidung, eine Schlichtung des Streites angestrebt wird, sich nicht bloß an die psychologisch erklärende, sondern in erster Linie an die normgebende Ästhetik wenden und deren Richterspruch herausfordern. Diese Anlage und spezielle Absicht des Volkeltschen Buches ist demnach gewiß zu erwägen, bevor man auf das Verhältnis des Verfassers zu den spekulativen Tendenzen weittragende philosophische Schlüsse zieht. Anderseits aber erscheint es doch völlig klar, daß die Ästhetik ihren normativen Beruf um so mehr urgieren wird, je mehr sie das Kunstschöne in den Mittelpunkt stellt, und dies zu tun wird sie nach dem bereits Gesagten sich wieder hauptsächlich vom spekulativen Standpunkte aus veranlaßt sehen. Man kann allerdings auch dem Naturgenießenden ästhetische Normen vorhalten; man kann ihm sagen, daß er einen schlechten Geschmack zeige, wenn er dies, und einen guten, wenn er jenes bewundere; aber derlei Vorschriften haben recht geringe Bedeutung. Abgesehen davon, daß sich das Gefühl nicht meistern läßt und daß schließlich für jeden dasjenige schön heißen muß, was ihm eben gefällt, was wirklichen Eindruck auf ihn macht, was ihn im Innersten anmutet, mag er auch aus Furcht vor den „Kennern" und gestrengen Kritikern sein Gefühl

nicht auszusprechen, ja es nicht einmal sich selber recht einzugestehen wagen, abgesehen hiervon ändern etwaige Normen des Naturgenusses nichts an der objektiven Welt. Die Natur bleibt, wie sie ist, ob wir von unseren ästhetischen Lehrmeistern verhalten werden, über ihre Erscheinung an einem bestimmten Orte in Entzücken zu geraten und uns mit Wider- und Unwillen davon abzuwenden. Höchstens durch die Tätigkeit der Verschönerungsvereine und der Gesellschaften zur Erhaltung von Naturdenkmälern, sowie durch das Wirken jener sicherlich nicht allzu zahlreichen Gutsherren, die auch ästhetische Rücksichten neben den herrschenden geschäftlich-ökonomischen, selbstverständlich nur leise und schüchtern und nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, zu Worte kommen lassen, erhalten die Normen fürs Naturschöne in bescheidenem Umfange und oft in höchst fragwürdiger Weise praktische Geltung. Und da, wo dies der Fall ist, kann, wenn es sich nicht um bloße Konservierung schon früher dagewesener Objekte handelt, mit gutem Grunde gefragt werden, ob das Schöne wahrhaft noch als Naturschönes oder nicht vielmehr als Erzeugnis der „Gartenkunst" im weitesten Sinne anzusehen ist. Die Kunst hingegen gehört gänzlich zum Reiche der freien menschlichen Produktion; die Kunstwerke werden von uns selber geschaffen und daher bestimmen die kunstästhetischen Normen, soweit sie anerkannt und befolgt werden, in einer gewissen Region die äußere Wirklichkeit der Dinge. Dort, beim Naturschönen, lautet die Vorschrift: „Du sollst so und so empfinden", — ein harmloses und im Grunde törichtes, weil undurchführbares Gebot; hier, beim Kunstschönen, heißt sie: „Du sollst so und nicht anders gestalten", hier befiehlt sie, bestimmte Werke zu erzeugen, bestimmte Formen, Farben, Klänge und Phantasiebilder hervorzubringen. Und damit die Norm eingehalten werden könne, muß sie sich eben nicht dahin wenden, wo ihre Verkündung naturgemäß nichts ausrichtet, wenigstens sofort und unmittelbar nichts vermag, ans eigenwillige, widerspenstige, jeder äußeren Macht den Gehorsam verweigernde Fühlen, sondern dorthin, wo ohne Frage die Möglichkeit ihrer Beobachtung. der Unterordnung unter ihre Gebote und Verbote besteht, an die produktiven Geisteskräfte. Derjenige, welcher die Ästhetik möglichst praktisch aufgefaßt, sie, soweit es irgend geht, als Normwissenschaft behandelt sehen will, wird also sehr begreiflicherweise geneigt sein, auch die gestaltenden, schaffenden Kunstpotenzen in den Stoff dieser Wissenschaft einzubeziehen; zum mindesten tritt eine starke Versuchung, den Gegenstand so zu umgrenzen, an ihn heran, wenn auch ein eigentlicher logischer Zwang nach dieser Richtung nicht gerade vorhanden ist. Umgekehrt versteht es sich für den Vertreter einer Ästhetik, wie sie in den spekulativen Schulen gepflegt wurde, einer Ästhetik, welche die Kunst nicht nur bevorzugt und obenan stellt, sondern sogar das wirkliche, vollkommene Schöne überhaupt nur in der Kunst findet, — für den Vertreter einer solchen Ästhetik versteht es sich

fast von selbst, daß die Lehre vom Schönen, die auf diesem Standpunkte mit der allgemeinen, theoretischen Kunstwissenschaft nahezu, bis auf einen kleinen, unbedeutenden Rest sich deckt, ausgesprochen praktischen oder normativen Charakter annimmt. Weil nun Volkelt in den Vorträgen nicht bloß Kunsteffekte erklären und zergliedern, sondern durch die Nutzanwendung seiner Ergebnisse auch auf die Kunstübung einen Einfluß nehmen will, weil er, mit anderen Worten, nach dem ganzen Plane seiner Schrift auch auf die praktische Seite Gewicht legt, ist seine Gebietsumschreibung etwas sehr natürliches. Allein er hätte das Buch vielleicht von vorneherein nicht nach diesem Plane angelegt, hätte sich seine Aufgaben nicht so gestellt, wie es tatsächlich geschehen ist, wenn er nicht die Überzeugung von dem Rechte, die Theorie der künstlerischen Einbildungskraft ganz und gar der Ästhetik einzuverleiben, gleichsam als Erbe des spekulativen Zeitalters übernommen hätte. So dürften die Dinge innerlich zusammenhängen und dürften auch in diesem Punkte, in dem besonderen Nachdrucke, womit Volkelt sich für die Ästhetik als Normwissenschaft einsetzt, gewisse Verwandtschaftsbeziehungen zur Schelling-Hegelschen Philosophie, gewisse, wenn auch nur mittelbare Folgen der spekulativen Überlieferung ans Licht kommen.

Noch deutlicher vielleicht tritt der Einfluß dieser Tradition in formaler Hinsicht zutage. Die vieldeutigen, schillernden, ihren Inhalt proteusartig wandelnden Begriffe, erzeugt durch Worte, die in ganz verschiedenem Sinne gebraucht werden und deren mannigfache Bedeutungen oft nur in einer einzigen, eben die Wahl des gemeinsamen Ausdruckes begründenden Beziehung zusammentreffen, sind für die spekulative Methode überaus charakteristisch und es läßt sich nicht leugnen, daß die Witzes- und Phantasiespiele, welche durch derlei Begriffe ermöglicht werden, geistreiche Köpfe ungemein stark zur Nachahmung reizen. Bietet sich hier doch ein Mittel, das Entlegenste zusammenzubringen, das Unähnlichste zu verschmelzen, kühn hinwegzusetzen über die Abgründe, welche die Dinge ihrer Natur nach trennen, jede logische Schranke zu besiegen, spottend des hausbackenen Verstandes, der sich nur mühsam am Stabe der Erkenntnis wirklicher, durchgreifender Sachübereinstimmung fortbewegt! Ohne die Lockungen dieser Methode wäre auch der vorübergehende Sieg, welchen die spekulative Art zweifellos in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die anderen, exakteren Richtungen davongetragen hat, nie und nimmer verständlich. Zuweilen aber erliegen auch jetzt noch, wo der spekulative Taumel in der Hauptsache der Vergangenheit angehört, ihrem verführerischen Reize Denker, deren sonstige klare Ideenhaltung mit dem Entwerfen der spekulativen Nebelbilder offenkundig und erfreulich kontrastiert. Daß sich Volkelt dann und wann, freilich nur in den seltensten Ausnahmsfällen, diesem Reize gefangen gibt, wurde schon oben bei Besprechung seines ersten Vortrages angedeutet mit dem Hinweise auf die

vage Formel „Einheit von Natur und Geist", die er zur Kennzeichnung gewisser moralischer und ästhetischer Verhältnisse anwendet. Diese Formel bietet, da sie in der spekulativen Periode selber überaus beliebt war, geradezu ein Musterbeispiel. Was läßt sich mit ihr nicht auch sagen! Und für welch grundverschiedene Gedanken wird sie nicht schon von Volkelt gebraucht, gar nicht zu reden von der Unzahl völlig heterogener, allen möglichen Sphären angehöriger Konzeptionen, für die sie bei den Anhängern Schellings und Hegels herhalten und aufkommen mußte! Die weite und weiche Hülle des Wortes senkt sich über die zackigen, scharfgeprägten Begriffe, verdeckt deren Spitzen und macht die schneidenden tiefgehenden Differenzen unsichtbar: sobald aber die Hülle weggenommen, zeigt sich, daß nach vielerlei Richtungen auseinanderstrebt, was früher sich so gut zu vertragen und einträchtig zusammenzuhalten schien. Vereinigung von Natur und Geist! Es ist wahr: man kann mit diesem Ausdrucke anstandslos alles bezeichnen, was Volkelt darunter befaßt wissen will. Vereinigung von Natur und Geist — sie offenbart sich im ästhetischen Subjekt, in jenem Schauen, das erfüllt, durchtränkt ist von geistigen, das heißt nicht in unmittelbarer Wahrnehmung ihm gegebenen Vorstellungen. Vereinigung von Natur und Geist — sie tritt uns wieder entgegen im ästhetischen Objekt, dem Kunstwerke, wenn dessen äußere Züge einen inneren, geistigen Inhalt ausdrücken; denn wiewohl auch hier das kunstgenießende Subjekt es ist, das zu der wirklich sich darbietenden Erscheinung die Idee dieses Inhalts hinzufügt, in Übereinstimmung mit dem kunstschaffenden Subjekte, welches auch seinerseits die Idee gehegt und in seinem Werke darzustellen beabsichtigt hat, wiewohl demnach diese zweite, objektive Einheit sich auf die erstere, subjektive zurückzuführen scheint, so muß doch eingeräumt werden, daß eben jenes Hinzufügen eine andere Bedeutung hat, wenn ein faktisch beseeltes, geistbegabtes Wesen den Gegenstand oder Vorwurf der künstlerischen Darstellung bildet, als wenn in das Bild einer an sich geistlosen Natur die eigenen Stimmungen hineingelegt, hineingefühlt werden. Einheit von Geist und Natur mag man endlich auch in dem moralischen Verhalten und der Lebensführung eines Menschen finden, der so glücklich von Natur geartet oder so erzogen ist, daß seine Neigungen von selber die sittliche Richtung nehmen, daß es ihn keinen Kampf, keine Überwindung kostet, zu tun, was die Pflicht gebietet. Alles das läßt sich mit demselben Namen nennen und wird von Volkelt tatsächlich so genannt. Aber wie himmelweit verschieden sind nicht in Wahrheit die so bezeichneten Verhältnisse! Und eben mit Rücksicht auf diese Verschiedenheit wird man guttun, die in der spekulativen Periode mit Vorliebe gebrauchte Formel zu meiden und durch andere Ausdrücke zu ersetzen, wenn man auf möglichst große Schärfe und Präzision der Begriffsfassungen Wert legen will.

Auch der dritte Punkt, worin bei Volkelt eine Nachwirkung der spekulativen Ästhetik fühlbar zu werden scheint, betrifft eine methodische Eigentümlichkeit. In der Verhandlung über ästhetische Phänomene können Bestimmungen in Anwendung gebracht werden, welche zweifellos eine gute und geschickte, durchaus zutreffende Kennzeichnung der fraglichen Phänomene enthalten und mit welchen man sich auch vollständig zufrieden gibt, über die hinaus man gar nichts weiter verlangt, falls sich die Diskussion nur auf dem Boden der praktischen Ästhetik, das heißt der Kunst- oder Literarkritik bewegt. Sind die Untersuchungen jedoch streng wissenschaftlicher Art, fallen sie ins Bereich der eigentlichen, theoretischen oder philosophischen Ästhetik, so läßt sich beobachten, daß trotz der Vorzüglichkeit jener Bestimmungen ein gewisses Gefühl des Ungenügens entsteht, wenn diese so glücklichen Charakteristiken allein, als das Um und Auf der Erörterung, geboten werden. In dem kritischen Leser oder Hörer regt sich die Empfindung, man habe den richtigen Weg eingeschlagen, der Weg sei aber noch nicht zu Ende, man müsse noch ein Stück weiter gehen, um wirklich das Ziel zu erreichen und befriedigt Halt machen zu dürfen. Und im Grunde genommen ist dieses Gefühl gar nicht so paradox und merkwürdig, als es im Hinblick auf die ausgezeichnete Schilderung der Tatsachen fürs erste wohl zu sein scheint. Denn dem Ästhetiker kommt es ja nicht bloß darauf an, das Spezifische des Eindruckes gewisser Kunstwerke oder Naturschönheiten in einer für jeden Kenner verständlichen und überzeugenden Art zu bestimmen, sondern auch die tieferen psychologischen Wurzeln bloßzulegen, aus welchen der Eindruck hervorsprießt. Diesem naturgemäß lästigen und mühsamen Geschäft, mit dessen Durchführung gleichwohl erst volle Beruhigung des wissenschaftlichen Sinnes eintritt, ist nun die spekulative Ästhetik sozusagen grundsätzlich aus dem Wege gegangen. Eine solche Arbeit ist ja recht eigentlich Sache des analysierenden Verstandes; dem Verstande aber war die spekulative Philosophie bekanntermaßen nicht geneigt, sie hat ihn als trockenen, pedantischen Gesellen verachtet und nach dem Vermächtnisse ihres ältesten Ahnherrn, des Nikolaus Cusanus, die Entscheidung über alle großen Fragen einem anderen, dem gemeinen Verstande entgegengesetzten und als „Vernunft" bezeichneten Vermögen zugewiesen, das nicht einmal an die fundamentalsten Verstandesprinzipien, wie das Prinzip der Identität, gebunden sein sollte. Natürlich wurde auch für die Lösung der ästhetischen Probleme die „Vernunft" angerufen. Wie sie vorzugehen hatte, begreift sich von selbst. Verlangte man von ihr schon nicht die allerverwegensten spekulativen Flüge über das Identitäts- und Widerspruchsgesetz hinaus, so mußte sie sich doch immerhin in einem gewissen Abstand von dem „kleinlichen", zergliedernden Verstande halten, und je mehr dieser darauf bedacht ist, in der Kette der Erklärungen, sorgfältig Glied an Glied fügend, mit lückenloser Konsequenz das Ende an den Anfang zu schließen, einen um

so größeren Stolz mußte sie darein setzen, recht viel Glieder zu überspringen und solcherart ihre Verschiedenheit von der Verstandesmethode, ihre höhere „Vernünftigkeit“ zum Ausdruck zu bringen. In der Tat war es eine besondere Kunst dieser Ästhetik, statt der genauesten, nächsten, unmittelbarsten die kühnsten, entferntesten, weitest hergeholten Bestimmungen zu geben: statt das ästhetische Phänomen in seine Elemente zu zerlegen, charakterisierte sie es am liebsten durch Assoziationen jener Assoziationen, welche dem natürlichen Zuge der Vorstellungen gemäß an die Erscheinung geknüpft werden. Was sie vorbrachte, war hübsch, geistreich, manchmal geradezu brillant; aber es blitzte darin oft nur ein Schimmer von dem Gegenstande auf, dessen deutliches, alle Einzelheiten wiedergebendes Bild man doch fordern mußte.

Dieses Absehen von einer Analyse des psychologischen Gesamt- oder Endeffektes hat Volkelt nun ebenfalls hie und da mit der Schelling-Hegelschen Ästhetik gemein. So schön seine Darstellung ist, sie befriedigt dann trotz alledem nicht vollkommen; denn es liegt in der Natur der psychologischen Tatsachen, welche er vorführt, daß sie nicht durch sich selbst verständlich sind; man frägt unwillkürlich und muß mit Recht fragen, auf welchen Gründen sie beruhen, wie sie überhaupt möglich werden: fehlt nun hierauf die Antwort, so bleibt eine Art Enttäuschung, ein quälendes Verlangen nach weiteren, erschöpfenderen Auskünften zurück. Ein einziges Beispiel macht wiederum die Sache klar. Von den Bedingungen sprechend, unter welchen sich das Kunstwerk mit dem Scheine der Wirklichkeit umgibt, schreibt Volkelt: „Die Gestalten und Vorgänge des Kunstwerkes müssen bei aller Abweichung von der Tatsachenwelt, wenn der Eindruck des Wirklichen entstehen soll, dennoch aus der Tatsachenwelt, ihren Anlagen, Formen und Gesetzen natürlich herausgewachsen scheinen.“ Niemand, der für gewisse Eigentümlichkeiten der Schöpfungen echter, großer Künstler und Dichter Verständnis besitzt, wird leugnen, daß der Verfasser recht hat; niemand wird aber auch angesichts dieser gelungenen Charakteristik die Fragen in sich unterdrücken können: „Ja, wie geht es nun zu, daß ein solcher Eindruck entsteht? Woran liegt es, daß er hier fehlt und dort vorhanden ist? Über welche Praktiken verfügt der Künstler, um seinen Gestalten diesen erforderten und so oft wirklich erzielten Anstrich zu verleihen? Bedient er sich hierbei stets der nämlichen Mittel oder führen mehrere Wege zum Ziel? Und wird der Effekt auf jedem Wege gleich sicher und wirksam von den Künstlern herausgebracht?“ Man darf nicht einwenden, Fragen dieser Art seien zwecklos, weil mindestens nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die Analyse keinen Erfolg verspreche und der Totaleindruck daher einfach hingenommen werden müsse. In Wahrheit besteht nicht einmal eine vorläufige, zeitweilige Aussichtslosigkeit solcher Zergliederungen. Ich habe vielmehr in meiner Hettner-Schrift nebenher, eingestreut in Untersuchungen von ganz

anderer Richtung, ein Beispiel der psychologischen Erklärung eines Kunsteffektes gegeben, der weniger als irgend ein anderer analysierbar scheint; ich habe die Frage aufgeworfen, wie es möglich ist, daß bei Bildnissen, deren Objekte man nicht kennt, so daß ein Urteil über Wohlgetroffenheit ausgeschlossen ist, oder bei freien Phantasieschöpfungen, die überhaupt kein wirkliches Original haben, trotzdem der Eindruck voller individueller Lebendigkeit entsteht, und habe gewisse, unter sich ganz verschiedene Faktoren aufzudecken gesucht, welche, einzeln tätig oder noch besser in ihrem Zusammenwirken, diesen Eindruck erzeugen.

In ähnlicher Art nun, glaube ich, müßte der moderne Ästhetiker überhaupt verfahren, wenn er einem Kunstphänomen gegenübersteht, das nach seinem ganzen Wesen nur als eine sekundäre, mannigfach vermittelte psychologische Wirkung aufgefaßt werden kann; in ähnlicher Weise hätte auch Volkelt die Mittel angeben oder wenigstens andeuten sollen, die der Künstler gebraucht, damit seine Gestalten aus der Tatsachenwelt hervorgewachsen scheinen. Und hätte er sich auf eine solche Untersuchung eingelassen, so würde er vielleicht zu höchst wichtigen Ergebnissen gekommen sein, die seine anderen Aufstellungen in überraschender Weise ergänzen; er würde sich vielleicht überzeugt haben, daß von den drei individualisierenden Stilen, soferne dieselben der Hervorbringung des Wirklichkeitsscheines dienen, nur der erste sich jederzeit bewährt, wogegen der zweite und dritte, vorausgesetzt eben, daß sie faktisch auf diesen Effekt ausgehen, ihr Ziel zu verfehlen in hohem Maße Gefahr laufen und, was Stärke des Wirklichkeitsscheines, sowie Sicherheit von dessen Erzeugung betrifft, hinter der zweiten von Volkelt unterschiedenen Form des typisierenden Stils, die ja übrigens mit der ersten individualisierenden Stilart in der Hauptsache eins ist, fast unvermeidlich zurückstehen müssen. Daß der geniale Leipziger Philosoph seine Aufgabe mit der Bezeichnung des Eindruckes selber ohne Hinweisung auf dessen Ursachen oder Komponenten für beschlossen hält, begründet wohl noch keine nähere Verwandtschaft mit den spekulativen Prinzipien, ist aber doch geeignet, eine leise Erinnerung an diese Grundsätze wachzurufen. Also mit einem Worte: Volkelt hätte bei einzelnen Anlässen sein eigenes Programm noch vollständiger durchführen, noch subtilere und tiefergehende Analysen vornehmen, in der psychologischen Zergliederung, die er selbst als die wahre Methode der Ästhetik erkennt, noch weiter vorwärts dringen können. Das ist die einzige Ausstellung, die sich an seinem herrlichen Buche machen läßt. Denn auch die gelegentliche Verwendung etwas verschwommener, unsicherer Begriffe läuft ja auf die Unterlassung eindringlicherer Analyse hinaus und vor solcher Analyse wären die ohnedies spärlichen Übereinstimmungen mit der spekulativen Ästhetik, wie sie sich in den angeführten Fällen kundgeben, schwerlich bestehen geblieben.

Vischer Friedrich Theodor, Shakespeare-Vorträge. 4. Band: Julius Caesar. Antonius und Cleopatra. Coriolan. Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis geheftet 8 M., in Leinenband 9 M.

Mit den drei Römerdramen Julius Caesar, Antonius und Cleopatra und Coriolan schließt die Reihe der Shakespeare-Vorträge Vischers würdig ab. Vischer gibt hier den Text ziemlich vollständig, und zwar jedesmal mit begleitendem Kommentar und zusammenfassendem kritischen Rückblick. Die Übersetzung folgt bei Julius Caesar im allgemeinen Schlegel unter Hinzuziehung von Gildemeister und eigenen Verbesserungen. In Antonius und Cleopatra ist das meiste Baudissin in der Schlegel-Tieckschen Ausgabe entnommen; vieles hat aber Vischer hier selbst übersetzt oder Paul Heyse entlehnt. Die Verdeutschung von Coriolan schließt sich hauptsächlich an Adolf Wilbrandt an, aber Vischer fügt auch viel eigenes hinzu, während die Übersetzung von Dorothea Tieck kaum benutzt ist. — Die Erklärung ist auch bei diesen Dramen großzügig, geistvoll und besonders interessant durch die frische und packende Art, in der die Charaktere und Probleme der Dramen durch politische und allgemeine Betrachtungen lebendig und nutzbar gemacht werden. Doch tritt hier überall eine gewisse Einseitigkeit der Anschauung hervor. Die Römerdramen Shakespeares sind gerade deshalb so außerordentlich interessant, weil sie uns den Dichter in seiner ganzen Größe, aber auch in seiner Beschränkung zeigen. Ihn interessierte eigentlich nur das allgemein Menschliche, und das Politische, Verfassungsfragen und dergleichen nur insofern, als es eine Erscheinungsform oder Wesensart des allgemein Menschlichen ist. Gewiß ist Shakespeare Aristokrat, und nirgends tritt dies stärker hervor als in den Römerdramen, in Julius Caesar sowohl als besonders in Coriolan, aber er ist Aristokrat nicht aus politischen Grundsätzen, sondern aus Temperament, aus dem Gefühle des eigenen Geistes und der Freude an edler, schöner Menschlichkeit. Bei Vischer spielt überall das Politische zu sehr hinein und verdirbt ihm den vollen Genuß. Julius Caesar nennt er vorsichtig, „doch mehr eine Prinzipientragödie“, vermißt aber dann wieder die Auseinandersetzung des Rechtes der Republik. Und in Coriolan tadelt er, daß „der tiefere Grund des tragischen Konfliktes des Helden nicht zum Ausdruck kommt“, daß der Dichter „das tragische Motiv nicht zu seiner vollen Kraft gelangen läßt“. Beides mit Unrecht. Julius Caesar ist keine Prinzipientragödie. Nicht Republikanismus und Monarchie kämpfen miteinander, sondern das republikanische Temperament, das keinen über sich sehen kann, und die angeborene Herrschernatur eines großen Mannes. Und auch in Coriolan ist der Konflikt von der rein menschlichen Seite dargestellt. Der Held fällt nicht so sehr, weil er gegen sein Vaterland kämpft, als weil sein unbeugsamer und unbän-

diger Stolz ihn in einen Konflikt treibt mit seinen eigenen Gefühlen als Waffengefährte, Freund, Gatte, Vater und Sohn. Wenn diese menschlichen Bande nicht wären, so wäre der Shakespearesche Coriolan gegen Rom gezogen, wie Essex aus gekränktem Stolze sich gegen die Königin Elisabeth empörte. Shakespeare vorwerfen, daß er die Konflikte seiner Römerdramen nicht von der politischen oder weltgeschichtlichen Seite angefaßt hat, ist gerade so unrecht, als wenn man Goethe seine Gleichgiltigkeit gegenüber den Freiheitskriegen, seine Verehrung Napoleons und seinen Mangel an Patriotismus zum Vorwurf gemacht hat. Das Politische bleibt bei Shakespeare eigentlich immer nur roher Stoff. Wir sehen dies am besten in Antonius und Cleopatra, wo dieser politische Stoff nicht vollständig verarbeitet ist, so daß das Stück in gewissen Teilen an die Chronikenmanier der Jugendhistorien erinnert. — Als Beilage zu den ersten fünf Bänden bringt der sechste Band noch einzelne Nachträge zu den Anmerkungen und am Schlusse ein ausführliches Register zum ganzen Werk.

Myslowitz (Schlesien). Phil. Aronstein.

Maurus P., Die Wielandsage in der Literatur (= Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. 25. Heft). Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger Georg Böhme. 1902. 5 M. broschiert.

Der Verfasser hat sich einen Stoff gewählt, der einerseits dankbar, anderseits undankbar genannt werden muß; denn so sicher es eine lohnende Aufgabe sein mochte, den neueren literarischen Gestaltungen des Themas aus der Heldensage nachzugehen, so wenig Erfolg durfte man sich von dem Versuche erwarten, die Sage selbst in ein eigenartiges Licht zu rücken oder nach älteren Zeugnissen für sie zu forschen. Die Fülle gründlicher Vorarbeiten ließ ein günstiges Ergebnis bei einem solchen Unternehmen von vornherein unmöglich erscheinen. Immerhin kann schon eine Zusammenstellung und Sichtung des weitverzweigten Materials, wenn sie von selbständigem Urteil geleitet ist, recht willkommen sein. Auf den ersten 58 Seiten der Schrift wird eine solche Übersicht gegeben. Es zeigt sich dabei, daß Maurus mit der germanistischen und romanistischen Literatur über den Gegenstand völlig vertraut ist. Freilich will es mir ganz unnötig erscheinen, daß alle Anspielungen auf die Kunstfertigkeit Wielands, die sich beispielsweise im altfranzösischen Epos finden, in voller Breite abgedruckt werden. Sie beweisen nur, daß man von der Tüchtigkeit Wielands wußte, können aber nicht als Zeugnisse für eine genauere Bekanntschaft mit der Sage in Betracht kommen. Es hätte genügt, nur

eben die betreffenden Stellen herauszuheben, wo der Name erscheint, oder, noch besser, einfach auf diese Quellen hinzuweisen, wobei nur im Falle, daß neuere Ausgaben der Texte vorliegen, die Zitate in W. Grimms Heldensage und anderen viel angeführten und leicht zugänglichen Werken in dieser Hinsicht zu ergänzen waren. Etwas von alexandrinischer Gelehrsamkeit steckt in dem Buche, und das gereicht ihm nicht zum Vorteil. Am unerfreulichsten offenbart sich dieser Zug im zweiten Abschnitte, der „die blutigen Mohrengeschichten des Mittelalters, die in ihren Hauptmotiven große Ähnlichkeit mit der alten Wielandsage" darbieten, mit vieler Sachkenntnis behandelt. Als Hauptinhalt dieser Erzählungen ergibt sich folgender (S. 58): „Ein Sklave rächt sich an seinem Herrn dadurch für erlittene Unbill, daß er die Gattin (Tochter) desselben entehrt, dessen Kinder bis auf eines (zwei) ermordet und den Vater selbst durch das falsche Versprechen, das letzte (die Gattin) zu verschonen, dazu bewegt, sich zu verstümmeln. Er stürzt sich hierauf selbst von der Höhe des Hauses (Turmes) herab." Auf die Züge, die der Wielandsage mit diesen Geschichten gemeinsam sind, hat zuerst Sarrazin (Herrigs Archiv 97) hingedeutet. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß starke Ähnlichkeiten bestehen, aber es hätte zum mindesten der Versuch unternommen werden müssen, zu erweisen, wie altes Sagengut in die neuere Bildung übertragen worden ist. Diese selbstverständliche Forderung erfüllt Maurus aber nicht, sondern er überschüttet den Leser mit einer Fülle von Stoff, der eigentlich nur zeigt, wie ein Schriftsteller aus dem andern geschöpft hat. Der Verfasser glaubt gründlich zu sein, wenn er immer die ganze Erzählung oder doch einen sehr ausführlichen Bericht (Auszug) abdruckt und jedesmal, als ob einer, der ein Buch wie das seine zur Hand nimmt, nicht allein die Texte lesen könnte, auch noch am Schlusse die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten hervorhebt. Das abgekürzte Verfahren, das Maurus hier am Ende anwendet, wäre überhaupt zu empfehlen gewesen. Die Breite ermüdet und ist zudem ganz zwecklos. Wie umständlich der Verfasser zu Werke geht, mögen die Seiten 63 bis 67 seines Buches erweisen. Die Mohrengeschichte kommt in Bodins sechs Büchern über den Staat vor. Die französische Ausgabe des Werkes (1576) ist die älteste. Als Quelle der Erzählung wird Jouins (richtig Jovianus) Pontanus genannt. Nur wenig weicht Bodin von seinem Vorgänger ab. Aus dem Texte der lateinischen Fassung, der uns wieder wortgetreu mitgeteilt wird, kann Maurus feststellen, daß Bodin den Pontano nochmals benutzt hat. Da die italienische und die spanische Ausgabe einfache Übersetzungen des französischen Textes sind, so hatte es wahrhaftig keinen Zweck, auch aus ihnen die Mordgeschichte wörtlich abzudrucken, und ebensowenig läßt sich einsehen, weshalb die englische Übertragung nicht bloß in den Stellen angeführt wird, die als Beweis für die Annahme dienen, daß der Dolmetscher die französische und die lateinische Fassung des Werkes

zugrunde legt. Weil nun die Gebrüder Meleander in ‚Jocorum atque Seriorum libri tres' in knapper Form und mit einigen Versehen den lateinischen Text Bodins abschreiben, so erhalten wir auch ihren Bericht Wort für Wort. Von Simon Goularts ‚Thresor d'Histoires Admirables et Memorables de nostre temps' dürfen wir erst den französischen und dann den genau übersetzten holländischen Text lesen, und in dieser breiten Art, die dem Benutzer zumutet, nochmals einen großen Teil der Arbeit zu verrichten, die der Verfasser hat tun müssen, bewegt sich die Darstellung überhaupt. Nach der Lektüre dieses Kapitels ist das Studium des am Ende abgedruckten Stammbaumes der Mohrengeschichten beinahe ein Genuß. Der Abschnitt über die mittelalterlichen Mohrenerzählungen befaßt sich übrigens auch mit deren Behandlung in neuerer Zeit, namentlich bei Shakespeare und bis zu Titus und Tomyris von Hieronymus Thomae (Gießen 1661).

Der Hauptwert des Buches ruht entschieden in dem Teile C: Die neuzeitlichen Bearbeitungen der Wielandsage. Mit Fleiß hat der Verfasser ein reiches Material beigebracht, und sorgfältig untersucht er die einzelnen Dichtungen auf ihre Quellen. Es werden besprochen: Simrocks „Wieland, der Schmied," Richard Wagners „Wielandt der Schmied", G. Heerbrandts „Wieland der wackere Schmied" (1854), die Versifizierung des Wagnerschen Entwurfes durch Oskar Schlemm (1875), Karl Heinrich Kecks „Sage von Wieland dem Schmied" (1878), der Operntext von Philipp Allfeld (1880), das Sagadrama von August Demmin (1880), „Wieland, der Schmied" von Gustav Körner (1893), ein gleichnamiges Drama von Josef Börsch, Scheffels Erzählung vom Schmied Weland im Ekkehard, aus Dänemark Oehlenschlägers „Vaulundurs Saga" (1804) und Holger Drachmanns „Vølund Smed" (1894), endlich aus England die Übertragung (teilweise Bearbeitung) des Schauspiels von Josef Börsch durch Angus Comyn (Wayland the Smith, London 1898). Ein zweiter Stammbaum (S. 324) vergegenwärtigt die Ergebnisse der weitausgesponnenen Darlegung und erweist, daß Simrocks Werk als Ausgangspunkt für alle in Deutschland entstandenen Dichtungen zu gelten hat, während für Oehlenschläger und den von ihm in einzelnen Punkten abhängigen Holger Drachmann die ursprüngliche Überlieferung maßgebend war, das heißt für ersteren nur die Völundarkvida, für letzteren auch die Thidrikssaga. Ansätze zu ästhetischer Würdigung der Dichterwerke finden sich, doch verdichten sie sich nur selten zu einem treffenden Gesamturteil, das sich auf eine gegenseitige Abschätzung gründen müßte. Es soll aber anerkannt werden, daß der Verfasser sich wenigstens nicht an der bloßen Feststellung des Quellenverhältnisses genügen läßt.

Merkwürdigerweise wird Tiecks Welandballade überhaupt nicht erwähnt. Gerade an ihr hätte sich zeigen lassen, wie ein echter Dichter den Rohstoff der Überlieferung (in diesem Falle der Thidrikssaga in von

der Hagens Übertragung [1814]) umformt. Nicht immer hat der Dichter so plastisch geschaut wie hier. Alles Unwesentliche übersieht er oder schiebt er beiseite, um den Blick nur auf das wirklich Gestaltungsfähige zu heften. Der rasche Schritt der Ballade soll nicht verzögert werden: so mordet Weland nur einen Sohn des Königs, so fällt die Egilepisode mit ihrem halb tragischen, halb komischen Ausgang, und der König mit allen seinen Mannen zielt, ohne zu treffen, auf den mit dem Federkleide Angetanen.

Eine verblaßte Erinnerung an Wieland, den Kunstfertigen, scheint sich übrigens im südslavischen Vember dem Schmiede, „wie man seinesgleichen weit und breit keinen anderen fand" (Sagen und Märchen der Südslaven von Dr. Friedrich S. Krauß, 2, S. 283 ff.) erhalten zu haben. Es sei gestattet, noch auf ein Zaubermärchen hinzuweisen, das ein paar Anklänge an die Wielandsage zeigt. Die Geschichte „Il Mago Sabino" bei Enrico Filippini, Folklore Fabrianese, Fabriano 1898, verdient vielleicht darum Beachtung, weil sie aus einem Orte stammt, dessen Wahrzeichen einen Schmied darstellt. Saverio, im Dienste dieses Zauberers, bemerkt im Garten seines Herrn zwölf Tauben, die sich in Jungfrauen verwandeln und in einem Bassin baden. Einer von ihnen raubt er das Hemd und gewinnt sie so für sich. Dann entflieht er mit ihr, nachdem er sich und sie mit wunderbarem Öl seines Meisters, also einer Art Hexensalbe, bestrichen hat, und gelangt nach Hause zur Mutter. Das Zauberhemd aber gibt er dieser in Verwahrung mit der ausdrücklichen Mahnung, es auf keinen Fall seiner Frau einzuhändigen. Doch die Mutter, durch das Alter vergeßlich geworden, befolgt die Warnung nicht, und so zieht die junge Frau es an, wird wieder zur Taube und fliegt zu ihren Gefährtinnen auf den Sonnenbaum. Als der Mann von der Jagd zurückkommt, hört er von dem Unglück. Nun geht er auf die Fahrt nach der entschwundenen Geliebten. Unterwegs nimmt er zwei Räubern ein paar Siebenmeilenstiefel, eine Tarnkappe und eine unerschöpfliche Börse ab, gelangt endlich an den Sonnenbaum und erhält, nachdem er den schlimmen Mago Sabino getötet und von ihm in Pferde verhexte Jünglinge wieder zur Menschengestalt umgewandelt hat, seine Gattin zu dauerndem Besitz. Das Märchen gehört in den Stoffkreis, der in Reinhold Köhlers Kl. Schriften 1, S. 444 f. behandelt wird.

Dresden, im Frühjahr 1904. Karl Reuschel.

Scheel Willy, Johann Freiherr zu Schwarzenberg. Berlin 1905, Guttenberg.

Der wichtige historische und juristische Ertrag dieser mit gründlichem Fleiß und durchdringender Liebe zur Sache geschriebenen Untersuchung — den ein Geleitwort des berühmten Juristen Kohler in helles Licht stellt — kann hier natürlich nicht gewürdigt werden; ein leiser Zweifel

sei dem Philologen doch gestattet, ob wirklich die Autorschaftskritik (S. 121 f., 264 f.) so zwingend durchgeführt ist, wie Kohler meint. Es finden sich hier doch manche anfechtbare Punkte, wie (S. 264 f.) die Übersetzung inhaltlich gebotener Parallelen oder die Betonung kirchlicher und juristischer Wendungen (S. 297); und unter den Zügen, die auf einen evangelischen Verfasser weisen, wird (S. 122) angeführt, daß die Lästerung der Mutter Gottes der Gotteslästerung gleichgesetzt wird.

Auch die Würdigung des Helden leidet ein wenig unter der Unsicherheit des Materials und der begreiflichen Voreingenommenheit des Biographen. Kohler sieht (S. XII) als Ergebnis von Schwarzenbergs gesetzgeberischer Tätigkeit „im ganzen eine schreckliche Verschärfung und Brutalisierung des Strafrechts in den deutschen Gauen"; Scheel sucht fortwährend seine Milde (S. 136) zu erweisen und nennt ihn unaufhörlich (S. 185, 192, 277) „human". Wo das doch nicht recht angeht, wird der gefährliche Versuch gemacht, die furchtbare Grausamkeit als notwendig zu erweisen (S. 276), die sich doch den Übeln gegenüber, die sie bekämpfen sollte, als ohnmächtig erwiesen hat; oder die Brutalität wird (S. 184 f.) durch das harmlose Prädikat gedeckt, die Bambergensis verfahre „radikaler" als das gemeine deutsche Gewohnheitsrecht. So glaubt Verfasser dem alten Herrn denn auch gar zu unbedingt; ist die Schlußfolgerung nicht naiv: „daß er aber seinerseits nur das Rechte wollte und unbeugsam Jahre hindurch dies durchzusetzen versuchte, zeigen seine Schlußworte ....: „daraus eur gnaden und menigklich vermerken, das ich nichts annders dan was ich fug unnd recht habe, begere" (S. 43)? Auch für seine Verdienste in früheren Epochen müssen oft Sätze aushelfen wie (S. 86): „Natürlich wird auch hierbei Schwarzenberg tätig gewesen sein." So muß ich denn auch gestehen, daß ich aus dem beigegebenen Bild weder die treuen Augen noch sonst die sympathischen Züge herausfinde, die das Auge der Liebe in dem banalen Holzschnitt sieht.

Sind denn schon hier überall Probleme behandelt, die den Philologen wenigstens methodologisch interessieren, so geht die Untersuchung über den Schriftsteller (S. 278 f.) uns auch unmittelbar an. Der Dichter wird (S. 328) nicht überschätzt, freilich dabei (S. 319) auch Ulrich von Hutten als Poet heruntergedrückt; der Prosaist wird in bezug auf die Elemente seines „hoffränkischen Teutsch" (S. 295) und seines Stils eingehend geprüft und auch (S. 305) in seiner Entwicklung verfolgt. Wichtig aber ist vor allem, daß wir nun einmal einen wichtigeren Vertreter der frühneuhochdeutschen Staats- und Tagesschriftstellerei genau kennen lernen, in seinen Ursprüngen (S. 1 f.), seinem Leben (S. 12 f.), seiner Tätigkeit (S. 169 f.), seinen reformatorischen Tendenzen (S. 328 f.). Nur der Glücksfall, daß ein so geeignetes Objekt einen so sorgsamen Bearbeiter fand, konnte uns dazu verhelfen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein in fünf Teilen. Abdruck nach den ersten Ausgaben 1539, 1540, 1549, 1556 mit den Abweichungen der späteren Drucke. Herausgegeben von M. Elizabeth Marriage. (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 203—206. Halle, M. Niemeyer 1903.

Die verdienstvolle Sammlerin der „Volkslieder aus der Badischen Pfalz" (1902) hat bald nach der schönen Ernte von Gesängen, die sie klug und geschickt aus dem Volksmunde zu erlauschen verstand, eine zweite, nicht minder bedeutende Gabe sorgsam eingeheimst und mitgeteilt, indem sie Forsters Frische Teutsche Liedlein, die seit Erscheinen des Wunderhorns in besonders hohem Grade Beachtung fanden und solche durchaus verdienen, unter Heranziehung sämtlicher Originalausgaben und auf Grund sorgfältiger Lesartenvergleichung in einem kritischen Neudruck allgemeiner und bequemer zugänglich machte. Leider war es ihr nicht ihrer Absicht gemäß vergönnt, auch die Musiknoten mitaufzunehmen, sie mußte sich auf die Wiedergabe der Liedertexte beschränken, die bei musikalischen Sammlungen im Vergleich zur sonstigen Überlieferung meist geringeren Wert und geringere Zuverlässigkeit besitzen.

Die Nachweisungen literarischer und bibliographischer Art zu den einzelnen Liedern sind überaus reich und mit ungewöhnlichem Fleiße zusammengebracht. Wie viel an gediegener Arbeit in diesem Buche steckt, kann eine Stelle wie S. 237 (zu II 60) recht veranschaulichen, wo zu den einzelnen Fetzen eines kraus und wirr durcheinandergeworfenen Quodlibets fast vollständig die Lieder, aus deren Zusammenhange sie gerissen sind, aufgewiesen werden. Leider ist aber durchgehends in den „Anmerkungen" (S. 206—266) vieles erst aus zweiter Hand genommen, besonders was Handschriften und fliegende Blätter betrifft:

Das mehrfach erwähnte Berliner Mgq. 752 (S. 209 zu I 24; S. 210 zu I 25; S. 213 zu I 40; S. 214 zu I 51 und öfter), Abschriften von Kopisch enthaltend, beruht, was noch unbekannt zu sein scheint, ganz auf den Einzelheftchen des Weimarer Sammelbandes, dessen Inhalt Mone bereits in seinem Anzeiger (8, 1839, Sp. 358—380) beschrieben hat (Sign. 14, 6:60ᵉ — nach der Zählung im Bande selbst 80, in Wirklichkeit nur 71 Stücke, da von 44 auf 55 gesprungen und auch sonst noch falsch gezählt ist).

S. 217: I 64 steht in der Heidelberger Hs. Pal. 343 zweimal, nicht nur Bl. 124ᵃ, sondern auch 41ᵇ.

S. 223: I 107 auch Pal. 343 Nr. 120; Sonderdrucke zu Berlin, Zürich usw.

S. 223: I 120 auch Berliner Hs. v. J. 1568. Nr. 50; vgl. Wolkans Liederbuch: Euphorion 6, 655.

S. 235: II 52 auch Berliner Hs. v. J. 1575. Nr. 131; Sonderdrucke zu Berlin, Weimar usw.

S. 245: III 19 im Pal. 343 zweimal, nicht nur Bl. 136ᵃ, sondern auch 18ᵃ (Nr. 17 und 193), beide Male mit je 8 Strophen.

S. 248: III 33. Der von M. angeführte Berliner Einzeldruck Ye 1331 hat außer dem ähnlichen Anfange mit dem Forsterschen Liede nichts gemein, dagegen wären zu nennen gewesen Einzeldrucke wie Berlin Ye 2791, Weimar 14, 6:60ᵃ St. 16 u. a.

S. 264: V 38. Görres S. 85 ist Pal. 343 Nr. 19. Mgf. 753 Nr. 17 und 66 sind zwei voneinander verschiedene Lieder, deren keines mit dem Forsterschen zusammengehört.

Das Liederbuch aus Wolkans Besitz (Euphorion 6, 1899, S. 649 bis 662) wäre noch außer dem oben erwähnten Liede Forsters I 120 heranzuziehen gewesen bei I 2 (Marriage S. 207), bei I 15 (S. 208), bei I 30 (S. 210), I 44 (S. 214) u. a.

Bei den lateinischen Distichen S. 202 V 39 hat unser hochgelahrtes Fräulein Doktor nicht genügend Acht gegeben. Sie setzt gegen die besseren, gleichfalls überlieferten Lesarten als erste Hälfte des Pentameters statt Ex quibus haec una est fälschlich est una, und weiter statt immerito (oder inm.), was allein richtig ist und allein Sinn gibt, fälschlich in merito.

Über andere kleine Versehen und Schnitzer soll geschwiegen werden, da niemand vor ähnlichen selbst bei größter Sorgfalt sicher ist. Auch soll es der Herausgeberin keineswegs verdacht werden, wenn sie mehrere Zeitschriftenaufsätze, die zwar früher als ihr Buch, doch erst in den letzten Jahren erschienen sind, nicht berücksichtigt hat, weil sie von ihrem Aufenthaltsorte London aus nicht so schnell und sicher Nachricht erhalten und nicht so mühelos auf dem Laufenden bleiben konnte, wie in den Zentren der deutschen Geisteswelt.

Nur soll noch und kann mit aufrichtiger Freude der trefflichen Einleitung gedacht werden, die zu lesen ebenso belehrend wie genußreich ist.

Berlin. A. Kopp.

Bergmeier Fritz, Dedekinds Grobianus in England. Dissertation. Greifswald 1903 (41 S.). — Ernst Rühl, Grobianus in England. Nebst Neudruck der ersten Übersetzung „The Schoole of Slovenrie" (1605) und erster Herausgabe des Schwankes „Grobianas Nuptials" (c. 1640) aus Ms. 30. Bodl. Oxf. Berlin, Mayer und Müller 1904 (= Palaestra 38).

Der um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden erwachsenen grobianischen Literatur mit ihren langwährenden Nachwirkungen

im In- und Auslande ist erst in den letzten Jahrzehnten die Beachtung zuteil geworden, welche sie als eines der charakteristischsten Kulturerzeugnisse ihrer Zeit und ihres Heimatlandes in Anspruch nehmen kann, aber dafür scheint das Versäumte nun auf einmal fast überreichlich nachgeholt werden zu sollen. Wilhelm Scherer hatte in der Allgemeinen deutschen Biographie nachdrücklich auf Dedekinds lateinisches Urbild des Literaturzweiges hingewiesen, den „Grobianus" eines der poetischen Hauptwerke des 16. Jahrhunderts genannt und seine Gestalt als in ihrer Art ebenso bedeutsam bezeichnet, wie die des Faust, indem sie, wie diese den tiefsten, so den häßlichsten Zug ihrer Epoche verewige. 1882 veröffentlichte dann Milchsack in den Niemeyerschen Neudrucken die erste und glücklichste deutsche Übertragung des lateinischen Gedichtes von Kaspar Scheidt, dem Lehrer Fischarts. Ihm widmete Hauffen 1889 eine sehr verdienstvolle Monographie, welche zugleich eine grundlegende Untersuchung über die Entwicklung der grobianischen Literatur, zunächst in Deutschland, in sich schließt. Im vorigen Jahre habe ich für M. Herrmanns Lateinische Literaturdenkmäler das Originalwerk in seiner ursprünglichen Form (1549) neu herausgegeben, die spätere Bearbeitung (1552) eingehend analysiert und die Quellen Dedekinds im einzelnen nachzuweisen versucht. Der Zufall hat es gefügt, daß nunmehr um die gleiche Zeit ein und dasselbe Thema unseres Bereiches, Grobianus in England, zweimal bearbeitet worden ist, das eine Mal allerdings mit der Einschränkung, daß die Abhandlung „nicht den gesamten Grobianismus" umfaßt, sondern nur die Werke, „die in nachweisbarem Abhängigkeitsverhältnis von Dedekinds Grobianus stehen" (Bergmeier S. 35). In der Sache ist indessen der Unterschied kein allzu großer. Da die beiden Schriften vollständig unabhängig voneinander entstanden sind, bietet ein Vergleich ihrer Ergebnisse die gegebene Kontrolle für die Ausdehnung und die Gründlichkeit ihrer Forschungen. Eine Veranlassung zur Arbeit wird in beiden Fällen das Kapitel „Grobianus in England" in Charles H. Herfords „Studies in the literary relations of England and Germany in the sixteenth century" (Cambridge 1886) S. 389 ff. gebildet haben, woselbst für das 16. Jahrhundert die Grundzüge des Themas schon vorgezeichnet sind, das wir nunmehr in zweifacher sorgfältiger und umsichtiger Aus- und Weiterführung vor uns haben. Es handelt sich in der Hauptsache um zwei Übersetzungen Dedekinds aus dem Jahre 1605 und 1739 und eine Reihe von mehr oder weniger stark von ihm beeinflußten englischen Originalwerken seit 1609. Bergmeier nimmt erst die Übertragungen, dann die Bearbeitungen, Rühl beide zusammen chronologisch vor. Die erste sich im ganzen ziemlich eng an die Vorlage (zweite Bearbeitung) haltende Übersetzung mit dem charakteristischen Titel „The schoole of slovenrie or Cato turnd wrong side outward Translated out of Latine into English verse to the use of all English Christendome,

except Court and Cittie. By R. F. gent [nicht Sent!]" (1605) in paarweise gereimten Septenaren kommt bei Rühl, der einen dankenswerten vollständigen Abdruck des Stückes gibt, besser weg als bei Bergmeier. Während Rühl hervorhebt, wie der Übersetzer durch kleine Abänderungen, Zusätze und Kürzungen den Stil „lebendiger, anschaulicher und volkstümlicher macht, freilich auch oftmals rauher und derber", liefert Bergmeier, ohne einige geringfügigen Vorzüge zu verkennen, mit einer Reihe von Belegen den Beweis, daß er die lateinische Sprache nicht in dem für die Übertragung erforderlichen Maße beherrscht, durch verschiedene Abweichungen die Wirkung der Vorlage abgeschwächt und durch ungeschickte Zusätze den Effekt gestört hat. Ob aber der Chicon (anstatt Chiron) nicht einfach auf einen Druckfehler zurückzuführen ist? — Ganz anders repräsentiert sich die um mehr als hundert Jahre später liegende Übersetzung des formgewandten Roger Bull: „Grobianus, or the Compleat Booby. An Ironical Poem. In Three Books. Done into English, from the Original Latin of Friderick Dedekindus" (1739). Er schaltet frei und souverän mit seiner Vorlage, entkleidet das Gedicht seines deutschen Charakters durch Ersetzung der deutschen Ortsnamen durch englische, Anspielung auf englische Autoren und dergleichen, nimmt Streichungen vor, wo die geschilderten Verhältnisse für seine Zeit nicht mehr passen, verbessert ersichtliche Mängel der Darstellung und verwertet endlich die vor ihm — wie wir gleich noch hören werden — in England aufgetauchte Idee von einem Grobianus-Klub.

Nur wenige Jahre nach der ersten Übersetzung trat ein englisches Originalwerk ans Licht, das durch die Lektüre des „Grobianus" veranlaßt war und sich in seinem ersten Teile, namentlich in den zuerst geschriebenen Kapiteln 2 und 3, eng an ihn anschließt, um dann im zweiten, nur schlecht mit jenem verbundenen und überhaupt ganz anders gearteten Teile eigene Bahnen zu wandeln und nur noch durch die Form des ironischen Lobes an Dedekind zu erinnern. Es ist das „Guls Horne-Book" des fruchtbaren Dramatikers und Prosaisten Thomas Dekker (erste Ausgabe 1609). Weil der deutsche Grobianus des 16. Jahrhunderts gar zu schlecht in das England des Elisabethanischen Zeitalters paßte, ersetzte Dekker ihn durch einen Typus der Gesellschaft seiner Zeit, den seinem Wesen nach eigentlich vom Grobian grundverschiedenen, aber in mancher Hinsicht doch auch mit ihm sich berührenden Gul oder Stutzer. — Dedekinds Satire war veranlaßt durch seine traurigen studentischen Erfahrungen, und an die Studenten war sie in erster Linie adressiert. Auch die Oxforder Universitätsschüler des St. Johns College, welche sich die langen Winterabende durch lustige Scherze zu verkürzen pflegten, haben offenbar fleißig im „Grobianus" gelesen, haben sie uns doch eine einaktige dramatische Bearbeitung des Stoffes hinterlassen („Grobianas Nuptials" c. 1640), die sich um die Verheiratung von Grobianus' ein-

ziger Tochter Grobiana mit einem Mitgliede des hier zuerst erscheinenden Grobianerklubs dreht und namentlich bei der Schilderung eines Gastmahls aus Dedekins geschöpft hat (Bergmeier S. 33 f. gegenüber Rühl LVIII). Obwohl das für den Augenblick zu momentaner Erheiterung geschriebene schmutzige Stück literarisch ziemlich unbedeutend ist, müssen wir um seines kulturgeschichtlichen Wertes willen es dankbar begrüßen, daß Rühl einen Abdruck nach dem Manuskripte der Bodlejana beigegeben hat. Bei der Beurteilung und Bewertung von Bull, Dekker und „Grobianas Nuptials" zeigen unsere beiden Arbeiten in den wesentlichen Punkten eine erfreuliche Übereinstimmung.

Bergmeier schließt ab mit zwei Werken des großen Satirikers, dem Roger Bull seine Übersetzung gewidmet hat: Jonathan Swift. Es sind die „Polite Conversation" (1738), eine Satire auf die Unterhaltung der guten Gesellschaft, und die unfertigeren „Directions to servants" (erst 1745 veröffentlicht), ironische Unterweisungen für die Dienstboten. Während Rühl die Ansicht vertritt, es sei nicht nachzuweisen, daß Swift den Grobianus gekannt, zeigt Bergmeier meines Erachtens überzeugend, daß er ihn in den „Directions" benutzt hat. Ich möchte mit Bergmeier auch schon allein die Idee, die Fehler der Dienstboten durch ironische Vorschriften zu brandmarken, auf die Vorlage Dedekinds zurückführen, noch bedeutsamer aber erscheinen mir die zahlreichen formellen Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten im einzelnen, die Bergmeier (S. 37 f.) nachgewiesen. Bei der „Polite Conversation" findet auch Bergmeier die Übereinstimmungen nicht stark genug, um eine Abhängigkeit vom „Grobianus" anzunehmen. — Verdienen in ein paar Punkten die Resultate Bergmeiers vor denen Rühls den Vorzug, so hat dieser dafür eine Reihe von Beziehungen der englischen Literatur zum Grobianismus und speziell auch zu Dedekinds „Grobianus" aufgespürt, die jenem unbekannt geblieben sind. Rühl holt überhaupt weiter aus. Er legt zuerst im Anschluß an Hauffens und meine Ausführungen die Entstehungsgeschichte und den Charakter der Satire Dedekinds dar und behandelt dann recht hübsch die literarischen Erscheinungen, welche die Aufnahme des „Grobianus" in England vorbereiteten. Dahin rechnet er einmal Alexander Barclays noch um 1600 gern gelesene englische Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff, dann aber auch die rein didaktischen Lebensregeln und Tischzuchten, denen Dedekind einen beträchtlichen Teil seines Stoffes entnahm. Rühl zeigt, wie dieser Literaturzweig auch in England fleißig kultiviert worden ist, in Übersetzungen der berühmtesten Werke des Auslandes (Disticha Catonis; Erasmus, de civilitate morum; Giovanni della Casa, Galateo), daneben aber auch in heimischen Erzeugnissen, die er im Anschluß an Furnivalls Veröffentlichung in „The Babees Book" kurz charakterisiert. Bei „The Book of Curteisie That is Clepid stans puer ad mensam" hätte auf eine Arbeit von

Burhenne hingewiesen werden können (Das mittelenglische Gedicht „Stans puer ad mensam" und sein Verhältnis zu ähnlichen Erzeugnissen des 15. Jahrhunderts. Progr. Hersfeld 1889). Die erste Erwähnung von Dedekinds Dichtung in England hat Rühl an zwei Stellen bei Thomas Nash gefunden (1592 und 1599). Aus verschiedenen Anklängen in Burtons „Anatomy of Melancholy" (1621), namentlich bei der Schilderung einer „Grobiana" folgert er, daß die betreffenden Stellen in dem bekannten Buche des „in Oxford lebenden und verehrten Philosophen" vielleicht mit den Anlaß zu dem Schwank „Grobianas Nuptials" gegeben haben möchten. In der folgenden Zeit hat er noch Bekanntschaft mit dem „Grobianus" gefunden bei John Bulwer (1652) und Edmund Gayton (1654). Eine letzte Beziehung zwischen Deutschland und England endlich zeigt er bei einer ganz späten deutschen Bearbeitung Dedekinds, dem vom Milchsack vergeblich gesuchten, im Britischen Museum zu London vorhandenen, übrigens auch in Scheibles Schaltjahr (Band 1) neugedruckten Buche „Ludwig Tölpels ganz funkelnagelneue Bauernmoral" (Kamtschatka 1752). Diesem Werke ist als Anhang eine 4 Jahre vorher zuerst erschienene deutsche Übersetzung von Swifts geistesverwandten „Directions" beigegeben, und Rühl schließt daraus wohl ganz richtig, daß der Autor der Bauernmoral durch Swifts Satire zu seiner Arbeit angeregt sein würde.

Münster i. W. A. Bömer.

Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735. Ein Beitrag zur Preußischen Geschichte unter König Friedrich Wilhelm I. Herausgegeben von Dr. Ernst Friedländer, Geh. Archivrat. (Heft 38 der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins.) Berlin 1902, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. In Vertrieb bei E. S. Mittler und Sohn. 14 M.

Ernst Friedländer starb am 1. Januar 1903. Er hatte noch die Freude, vor seinem Tode einen schönen Fund, den er lange bewahrte, der Öffentlichkeit mitzuteilen. — Die „Berliner geschriebenen Zeitungen" aus den Jahren 1713 bis 1717 stammen aus dem Königl. Staatsarchiv zu Aurich, wo sie Friedländer im Jahre 1872 fand, die vom Jahre 1735 aus dem Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Es liegt in der Natur der Sache, daß Berliner geschriebene Zeitungen am wenigsten in Berlin zu suchen sind. Die geschriebenen Gazetten, die eine Fülle von Lokal-Nachrichten, vielfach auch Klatsch enthalten, waren für auswärtige Leser bestimmt und hatten kaum Abnehmer an dem Orte selbst, wo sie geschrieben wurden. So hat der Forscher, der sich mit Berliner Zeitungs-

geschichte beschäftigt, derartiges Material von auswärts zu beziehen. Was das Geheime Staatsarchiv zu Berlin von solchen Bulletins bewahrt, sind vereinzelte, aufgefangene Stücke, die einem Untersuchungsverfahren gegen die Zeitungs-Schreiber zur Unterlage dienten; in unserem Falle die acht Berliner Zeitungsblätter vom Jahre 1735, bei denen die Akten über die Arretierung des Gazettiers liegen. Für seine „unanständige und nachtheilige Zeitungsschreiberei“ ward Franz Hermann Ortgies nach der Hauptwache auf dem Neuen Markte gebracht, blieb fünf Monate in Haft und wurde dann — ein Mann von achtundsechzig Jahren — des Landes verwiesen. An der Hand der Akten weiß Friedländer ein klares Bild von der Existenz eines Menschen, wie Ortgies, zu geben, der von fremden Höfen zur Berichterstattung über Berliner Verhältnisse verpflichtet ward und weiterhin beim Adel, der Beamtenschaft, auch einzelnen Kaufleuten zahlende Abnehmer für dieselbe geschriebene Zeitung fand. Wir lernen die Lebensverhältnisse eines Journalisten kennen, der mehr als zwanzig Jahre sein Handwerk in Berlin getrieben und sich der Zensur, der das gedruckte Wort unterworfen war, zu entziehen wußte. Aber leider sind wir nicht imstande festzustellen, in welchem Maße die vorliegenden geschriebenen Zeitungen von öffentlichen Blättern außerhalb Berlins benutzt wurden, und in welcher Weise Ortgies — der verschiedentlich zu Meldungen in gedruckten Zeitungen Stellung nahm — oder Zacharias Grübel, der vor ihm dem Hofe in Aurich wöchentlich berichtete, ihrerseits für ihre geschriebenen Zeitungen aus gedruckten Blättern schöpften. Ein inventarisierendes Verzeichnis: was von älteren Zeitungs-Resten auf den einzelnen deutschen Bibliotheken vorhanden ist, fehlt noch gänzlich. So ist eine der wichtigsten Untersuchungen für die Geschichte des Journalismus noch nicht zu bringen; es läßt sich die Abhängigkeit der einzelnen Zeitungsmeldungen untereinander in den verschiedenen Blättern nicht feststellen und kein Einblick in den redaktionellen Betrieb, kein Nachweis geben, daß in ungeheuerlicher Weise mit der Schere gearbeitet wurde, es läßt sich nicht zeigen, daß der Mehrzahl aller Zeitungen so gut wie keine primären Quellen zu Gebote standen. Im allgemeinen ist bekannt, daß die Hamburger Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts über ein gutes Nachrichten-Material verfügten und infolge dessen weit verbreitet waren. Geschriebene Zeitungen waren ein Hilfsmittel für die Redakteure. Einzelne Berliner Postschreiber vervielfältigten Wiener und polnische Blättlein, um sie zusammen mit der gedruckten Zeitungs-Ware nach Hamburg und anderen Orten zu versenden.

In der fortlaufenden Reihe der geschriebenen Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 hat Friedländer nun ein Material vorgelegt, das zur Beleuchtung der Abhängigkeit der Zeitungsmeldungen voneinander noch später benutzt werden muß, wenn die fehlende Vorarbeit geleistet ist. Jetzt bleibt das Buch für Berliner Verhältnisse von Wert, weil die ge-

druckte „Berliner“ Zeitung damals über Ereignisse in der preußischen Hauptstadt fast kein Wort sagte, oder sagen durfte. So lange Hof- und Lokal-Nachrichten in der Berliner Zeitung fehlen, müssen sehr zufällige Mitteilungen einigen Ersatz geben. So enthält das Journal eines ungenannten Königl. dänischen Sekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, der bei einem Gehalte von jährlich 300 Talern, freien Tisch und Logement beim Gesandten von Haxthausen hatte, einige Aufzeichnungen über Berlin. Mir liegt das Journal, das über die Jahre 1691 bis 1693 berichtet, in der — nicht buchstabengetreuen — Abschrift des Oberst a. D. Johannes von Schröder vor (Geh. Staatsarchiv Berlin R. 94. IV. J.^{b} 1). Hier mögen einige Berliner Hofnachrichten folgen:

1691. December. „Im December ging der Obriste Bielcke hier durch nach Dresden, lies seine Gemahlin hier. Seine negotiation betraf die Heirath zwischen dem Churfürsten zu Sachsen und der Königl. Prinzessin aus Dänemark. Weil aber der Churfürst einige froideur bezeigte, ging der Oberst Bielke ohne Abschied davon. Inzwischen suchte Chur-Brandenburg sich mit Chur-Sachsen festzusetzen und durch eine Heirath zwischen ihm, dem Churfürsten zu Sachsen, und der verwittweten Markgräfin zu Anspach, die sich in Berlin aufhielt, einen Grund guter Freundschaft zu legen, zu dessen Bewerkstelligung eine entreveue begehret wurde.“

1692. 1. Januar. „Am ersten Tage dieses Jahrs kam der nach Sachsen geschickte Chur Brandenburg. Kammerherr Bonin von Leipzig wieder zurück, mit der resolution des Churfürstens zu Sachsen, daß die entreveue zwischen beiden Churfürsten zu Torgau sein könnte, wo man sich beiderseits gegen den 10ten dieses verfügen wollte.“

8. Januar. „brachen S$^{e.}$ Churfürstl. Durchlaucht auf nach Torgau.“

11. Januar. „suchten die beiden Churfürsten zu Torgau eine vertrauliche feste Freundschaft aufzurichten, zu dem Ende dann ein gewisser Orden de la fidelité unter ihnen gestiftet worden, dessen emblema waren zwei in einander geschrenckte Hände mit der Devise: unis pour jamais, womit unterschiedliche von beiden Höfen regaliret wurden.“

„Den 17. Januar kam der Churfürst von Brandenburg wieder von Torgau zurück in Berlin.“

4. Februar „kam der Churfürst von Sachsen zu Potsdam und den 5ten alhier zu Berlin an und wurde demselben ein ansehnlicher Einzug unter Lösung der Stücke und in's Gewehr gebrachter milice und Bürgerschaft gehalten. Am 6ten wurde ein Feuerwerk præsentiret wobei außer dem Churfürstlichen Namen und Wappen auch der neulich zwischen den beiden Churfürsten gestifteten Orden zu sehen war, im gleichen ein liegender und sich aufrichtender Mars mit der Ueberschrift „Mars, es ist Zeit, daß du aufwachest.““

7. Februar. „Den 7ten wurde bei Hofe eine Serenade gehalten.“

8. Februar. „speiseten die beiden Churfürsten und der ganze Hof bei dem Ober Jägermeister.“

9. Februar. „wurde ein Ballet bei Hofe præsentiret. Inmittelst war man am Brandenburgischen Hofe sehr geschäftig, um sowohl eine Alliance zwischen den beiden Churfürsten zu machen, als eine Heirath zwischen dem Churfürsten zu Sachsen und der verwittweten Markgräfin von Ansbach zu stiften, reussirte auch sowol in Beiden, daß desfalls die tractaten vorgenommen wurden; der Churfürst von Sachsen auch sich an die Markgräfin machte. Bis endlich den

10. Februar beide Churfürsten nach Spandau gingen um sich daselbst lustig zu machen, da inzwischen die ministri in Berlin blieben und die Allianz

schlossen, so gleichfalls bei einer Gästerei bei dem Herrn v. Meinders geschah, welche sofort zu ratification nach Spandau gebracht wurde, da die beiden Churfürsten noch zur Tafel gesessen, die dann ihre Leute, gar wenige ausgenommen, hinaus von sich geschaffet und mit ziemlichen Gläsern eine ganz vertraute Freundschaft gestiftet, die Allianz bekräftiget und die Mariage fest gestellet, da dann die Gläser solches Alles confirmiren müssen, welche alle nach der Entleerung über den Kopf und nach den Fenstern geflogen, bis nichts ganzes mehr übrig geblieben. Des Abends bei der Zurückkunft wurde bei der Markgräfin von der Mariage weiter gesprochen, welche, wie gesagt ward, sich nicht habe einlassen wollen, als unter diesen Conditionen, daß 1, die Churfürstl. Frau Mutter aus Sachsen, wie auch 2, der König von Dänemark, wegen seiner Prinzeß Tochter, darin consentireten und 3, daß, weil sie von ihrem seel. Gemahl allemal höchlich und einzig geliebet worden, sie solches auch vom Churfürsten verlangete; zu dem Ende er dann die Fräulein Neitsch [!], die er dem Verlaut nach zur Maitresse angenommen, quittiren müßte. Es sei nun, daß man ihr solches alles zugesagt, oder daß sie sich durch die Ambition, Churfürstin zu werden, überwinden lassen, so wurde die Sache richtig gemacht, da der mütterliche Consens erst lange Zeit hernach, Ihrer Mayestäten aus Dänemark approbation aber noch später erfolgte. Wegen der Maitresse aber fehlet es so viel, daß der Churfürst selbige je lenger je lieber gewann, und sie der Gemahlin vorzog. Nachdem man auch sich hier sehr lustig gemacht, Trompeten und Stücke auch bei allen Mahlzeiten hören lassen, auch von der sächsischen suite ein halb Dutzend todt gesoffen (doch so, daß der starke Frost dazu contribuiret) auch einige von den Constabeln verunglückt, ist der Churfürst von Sachsen den

12. Februar von Berlin wieder abgereiset.

Es reisete inzwischen der Churfürst zu Brandenburg nach Oranienburg, um sich von den debauchen in etwas zu erhohlen, von dannen er den 20ten Febr. wieder in Berlin anlanget."

10. März. „Den 10ten hatte der Chursächsische Envoyé extraordin., der v. Pflug, bei Sr. Churfürstl. Durchl. Audienz. Sein Anbringen war nur ein Ceremoniel und bestand in einer Anwerbung wegen der Markgräfin von Ausbach vor den Churfürst von Sachsen. Weiln nun die Markgräfin in Berlin war, der Churfürst sich ihrer auch in Allem annahm und gleichsam Vaterstelle vertrat, geschahe die Anwerbung an ihn. Hiebei brachte dieser Pflug ansehnliche Präsenten mit vor die Markgräfin."

12. April. „Inzwischen kam die Zeit des Beilagers des Churfürsten zu Sachsen mit der Markgräfin von Ausbach heran, welches zu Torgau sollte gehalten werden, wozu große præparatoria gemacht werden, und wohin der Churfürst von Brandenburg sie führen wollte. Reisete auch mit ihr von hier den 12ten dieses ab, um nach Leipzig auf die Messe und folgends von da nach Torgau zu gehen. Da dann der Churfürst zu Sachsen, wie sie in Leipzig eingezogen, mit seiner maitresse im Fenster gelegen und zugesehen. Auch hat er in allen verspüren lassen, daß er mehr tendresse vor seiner Maitresse, als für seine künftige Gemahlin hätte. Es geschah aber, daß durch Vermittelung und Anrathen des Churfürsten zu Brandenburg, die Chursächsische Copulation und Beilager geschahe, ehe man sichs versahe, denn unvermuthlich der Prediger hergefordert wurde, die copulation in Gegenwart des Churfürsten von Brandenburg und weniger Bedienten zu verrichten, nach dessen Verrichtung man sich zur Abendmahlzeit setzete, und folglich die beiden Vermählten sich in einer in Eile bereiteten Studentz-Stube schlafen legten, so daß diese Vermählung erst des andern Tages recht Kund geworden. Worauf man folglich nach Torgau ging und sich daselbst mit Opern, Carousels, Ringelrennen und andern Spielen ergötzete. Wobei die maitresse allemal mehr caresse von dem Churfürsten erwiesen, als der Gemahlin, sintemal derselben auch alle Preise der Spiele, die der Churfürst erhalten, der Maitresse geschenket."

Staatsgefährlich war es nicht, wenn sich jemand solche Aufzeichnungen machte, oder auch, was er wußte, weiter berichtete. Aber es erschien unpassend, „unanständig", derartige Einzelheiten aus dem Privatleben des Kurfürsten und seines Hofes festzuhalten. — Gefährlich waren auch nicht die Zeitungen von Grübel oder Ortgies. Sie bieten eine Menge von Personalien, sprechen von den diplomatischen Beziehungen der Höfe, den Intriguen der Minister, von Duellaffären, Beförderungen und Verabschiedungen und bringen manchen Stadt-Klatsch. Für Einzelheiten aus dem Leben der Berliner Gesellschaft sind die Zeitungen ungemein wichtig. Die geschriebenen Zeitungen folgen auch getreulich dem Gang der Ereignisse, während der Kampagne in Pommern, den kriegerischen Operationen vor Stralsund und auf Rügen, so daß sie dem Historiker dankenswertes Material liefern; für die Literaturgeschichte bieten sie so gut, wie gar nichts.

Der ungenannte dänische Legations-Sekretär, der sich mit der „Correspondenz" zu befassen hatte, war durch seine amtliche Stellung gedeckt. Nicht so unser Franz Hermann Ortgies. Er hatte zwar ein Patent vom Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen, das ihn verpflichtete, dessen „vorfallende negotia" am preußischen Hofe zu „expediren", und er sollte „von alle dem, was in publicis alldorten vorfallen wird, allwöchentlich relation erstatten". Dennoch blieb der Schwarzburgische Rat und Agent für den Berliner Hof lediglich eine Privatperson.[1])

Und wie Friedrich Wilhelm I. über solche schreiblustige Privatpersonen dachte, konnte jedermann wissen, nachdem in der Berliner Zeitung vom 18. Dezember 1728 der Nachruf für einen Korrespondenten namens Nord zu lesen gewesen. Er hatte sich umgebracht, als er „zur gebührenden Inquisition gezogen werden" sollte. Den Nachruf, der auf besonderen Befehl des Königs in der Zeitung stand, habe ich in meinem Buche: Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen (Berlin 1904) S. 93 wiedergegeben. Heimliche Korrespondenten, die von verbotener Zeitungsschreiberei lebten, gab es stets und an allen größeren Orten. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts werden geschriebene Zeitungen neben den gedruckten genannt. Geschriebene Zeitungen waren eine so häufige Erscheinung, daß die Öffentlichkeit damit rechnete. Kam es darauf an, den Schreiber oder Empfänger solcher Novellen zu entdecken, so leistete die Post die besten Dienste. Ob die Zeitungsbriefe versiegelt oder nur mit Oblaten verschlossen wurden, ob sie Sicherheits halber in doppeltem Kuvert an eine völlig harmlose Adresse gerichtet waren — was verdächtig war, öffneten die Postbeamten, selbst Briefe für fremde Gesandten. Der mehrfach erwähnte dänische Legations-Sekretär schrieb in sein Journal unterm 22. Januar 1692: „Selbigen Tages erhielt ich eine geschriebene Zeitung von Hamburg an den Herrn v. Haxthausen,

[1]) Bewahrt das Schwarzburgische Archiv noch Reste unserer Berliner Zeitung?

welche aufgebrochen, dawider sowohl auf der Post, als bei dem Herrn Postdirector Stille protestiret." — Auch am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts bestand die immer verbotene Bulletin-Schreiberei in Berlin noch fort. Damals leistete die unermüdliche Wachsamkeit Seegebarths, der einen seltenen Spürsinn für Zeitungsbriefe hatte, den Kabinetts-Ministern die besten Dienste.

Verboten waren die Bulletins. Aber man sprach von den geschriebenen Zeitungen als von etwas selbstverständlichem und schrieb auch öffentlich darüber. Paul Jakob Marperger widmete etwa 1726 erschienene: Anleitung zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung allerhand so wohl gedruckter als geschriebener Zeitungen oder Avisen (im Sammelbande Ae 2 der Königl. Bibliothek Berlin) auch einem preußischen Beamten und gab in dieser Abhandlung (S. 7) ganz sachlich an, was „in solchen geschriebenen Diariis" pflege „vorgetragen zu werden". Marperger sagte S. 15 f.: „Es finden sich ... hin und wieder fleißige und Nahrungsbegierige Leute, welche von einem Post-Tage zum andern einsammlen, was sie etwan hier oder dar an vornehmen Orten gehöret, erschnappet, oder in der Eyl abgeschrieben, auch aus sonst nicht weiter gehenden gedruckten Zeitungen extrahiret, aus Kauff- oder anderer Leute Briefen communiciret, oder auch aus mündlichen Relationibus bekommen haben, welches entweder noch nicht durch den Druck bekannt gemacht worden, auch so leicht nicht darein kommen darff, oder doch erst ein oder mehr Post-Tage hernach publiciret wird, da dann ihre Committentes, Principales und Correspondentes solches geschrieben von ihnen bekommen, und ihnen dafür ein gewisses Qvartal- oder Jahr-Geld erlegen müssen". Diese Zeitungen wurden für „etwas besonderes und arcanes gehalten", brachten — wie Marperger zugab — auch oft „viel unnütze Dinge und Unwahrheiten;" aber daß sie im Grunde gefährlich wären, glaubte er nicht und betonte ihre weite Verbreitung: „wird man in grossen Zeitungs-Städten und Expeditionibus solcher Avisen-Schreiber in ziemlicher Anzahl finden, denen auch, wann sie nur dabey ihre Feder in gebührenden Schrancken halten, das Brodt so sie dabey verdienen, gar wohl zu gönnen ist." Ortgies war ein solcher Journalist.

Selbstverständlich bezog auch Friedrich Wilhelm I. von seinen Gesandten und besoldeten Agenten Neuigkeiten und zeitungsmäßige Berichte. Es entsprach nicht ganz den Tatsachen, wenn der König bei dem Untersuchungsverfahren gegen Ortgies nachdrücklich betonte, daß er „dergleichen unakkreditirte geheime Korrespondenten an auswärtigen Höfen nicht halte". Aus der Fülle des Materials, das die Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin bieten, weise ich im folgenden nur auf einen Fall hin.

Unlieb waren geheime Berichte jeder Regierung. Selbst in Holland, wo die freie Meinungsäußerung einem geringeren Zwange als anderswo

unterworfen war, richtete die Regierung zu Zeiten ihre Aufmerksamkeit auf die Novellisten. Bulletinschreiber wurden 1729 arretiert und zur Inquisition gezogen. „Es prætendieren aber die Staaten-General, daß der Hoff von Holland hierunter zu weit gehe, und sich mit einer jurisdiction mêliere, welche ihm nicht zukomme.“ Der preußische Gesandte im Haag, von Meinertzhagen, berichtete nach Berlin: „Man hat selbst diese inquisition so weit getrieben daß man zwey lacquais, wovon einer vormahlen bey dem Würtenbergischen, und der andere beym Chur-Bayerischen Ministro, gedienet, citieret, und sie genöhtiget zu sagen was vor bediente vom Staat vormahlen mit ihren Herren vertraulich umbgangen, und was dieselbe ihnen communicieret haben.“ Die Deputirten von fünf Provinzen protestirten gegen eine solche Inquisition; aber fruchtlos. Durch den Proceß war „ein jeder so forchtsam gemacht, daß niemandt hazardieren darff auch die geringste piece zu communicieren; Und — schreibt Meinertzhagen am 22. Februar 1729 — obschon ich meinen Canal bishero conservieret, so habe ich doch mit ihm absprechen müßen, daß er sich vor eine Zeitlang auff seite machen solle, bis daß dieses ungewitter wirdt vorüber gezogen sein, unter promesse daß ich ihm seine pension unter deßen continnieren werde, umb diese correspondence nicht gantz und gar zu verliehren.“ Das durfte nicht sein. Denn den preußischen Ministern war an geheimen Nachrichten viel gelegen. Borcke und Cnyphausen, also das spätere Departement der auswärtigen Affären, befahl am 1. März 1729 dem Gesandten nicht nur „das Canal, wodurch Ihr bisanhehr die bewuste secrete Pieçen communicirt bekommen, auf alle Weise beyzubehalten“, sondern auch „auf andere Art“ bemüht zu sein, „von demjenigen, was dortiger Orten Notables vorgehet, ausführliche Nachricht zu erhalten.“

Das Schicksal der holländischen Journalisten kann man aus Meinertzhagens Bericht vom 29. März 1729 entnehmen:

„Hat man hier endlich am verwichenen freytag die bißhero gefangen geseßene, zwey Clercquen von der generalitæts griffie und einen provinciael Clercquen von Overyssel, wie auch drey andere Nouvellisten sententieret, ohne einige regards zu machen auff daß schreyben der Staaten von Overyssel worbey sie ihren provincialen Clerquen reclamieret.

Selbiger ist nebst dem Clerquen von der Griffie auffs Schavot gebracht und ihnen daßelbst daß schwerdt durch den scharffrichter übers haubt geschlagen und sie darauff vor ewig auß dem Lande gebannen worden, werdende bey der Sententz beschuldiget: daß sie die Secreeten des Staats frembden ministris communicieret haben.

Der dritte Clerq hat nur alß zuschauwer dabey gestanden mit einem brief vor der brust mit der überschrifft meinidiger.

Von denen Nouvellisten ist der eine genandt Schade[n]berg ein stieffsohn des verstorbenen Kayserl. Envoié Heems welcher hier als advocat agieret, und ein schlechtes subjectum ist, simplement degradieret und nebst noch zwey anderen des landes verwiesen.

Andere drey dergleichen nouvellisten welche auch in verhafft gewesen, sollen weiten dieselben wie man sagt, also fort bekennet und die andere mit angegeben haben, in der stille ihres arrestes erlaßen werden.

Man hat diese execution ganz still gehalten ohne daß jemand etwas davon gewust, alß wenig stunde vorhero ehe sie geschehen, weilen man einen aufflauff unter dem volck befürchtet gehabt welches sich eingebildet, daß weilen man so viel auffhebens von dieser sache gemacht und so starcke inquisitiones gehalten, diese leuthe das ganze landt verrathen, und Regenten selbst davon schuldig sein müsten derohalben erwartet daß man dieselben wenigstens mit dem todt straffen werde, oder daß solches vielleicht aus consideration geschehe weiten Regenten selbsten darinnen melieret sein dörfften.

Da aber einige Militz wehrender execution unter denen waffen gestanden, so ist alles ohne tumult aber nicht ohne murmurierung des gemeinen volcks abgelauffen.

Indeßen finden diese proceduren durchgehendes wenig approbation und stehet es noch dahin wie die andere Provintzien dieselbige alß gegen officianten, die von der Generalitæt und nicht von der Provintz Holland dependieren, auffnehmen werden."

Also die Bestrafung, die Ortgies für seine Zeitungsschreiberei in Berlin fand, war keineswegs eine ungewöhnliche.

Kaum war der Bericht aus dem Haag zusammen mit einer gedruckten Broschüre, welche die sechs Urteilssprüche vom 25. März 1729 enthielt, nach Berlin gelangt, so verordneten Borcke und Cnyphausen in ihrem Schreiben vom 5. April 1729 an den Gesandten:

„Da numehro die Sache wegen der dortigen nouvellisten, in so weit beygeleget und abgethan, So werdet Ihr Euch bemühen müßen, daß Ihr, insensiblement, wieder zu der communication derjenigen Papiere und Nachrichten gelangen möget, welche Ihr bishehr, durch das bewuste canal zur handt gebracht, und weshalb Ihr, wie Euch erinnerlich, gewiße Gelder, aus Unserer Legations-Casse zu genießen habt, welche aber cessiren würden, wann Ihr solche geheime Nachrichten noch weiter zu fourniren außer Stande wehret." [1])

Meinertzhagen wußte sehr gut, wie wichtig derartige Korrespondenten waren, die damals in Holland scharf überwacht wurden.

Wieder auf Friedländers Publikation zurückzukommen! Vielleicht verdienen einzelne Ausdrücke in sprachlicher Hinsicht Beachtung. Vielfach findet sich in unseren Zeitungen die unschöne Wortbildung mit dem Ausgang: — ung, wo heute eine kürzere und prägnantere Wortform, welche diese Endung abgestreift hat, gebräuchlich ist, oder wo ein derartiges Wort durch einen verbalen Ausdruck ersetzt wird; z. B. S. 86 „bey nehmunge eines . . . Handwercks-Mannes", S. 92 „nach anzeigunge des Lager-Buchs", S. 107 „nicht sonder höchste Befrembung", S. 141 „ohne Leutunge der Glocken", S. 152 „vor Ablauffunge", „in Hergebunge", S. 157 „Abgehung", „Ansuchunge" usw. — Ortgies schreibt S. 526 „vernenert" statt erneuert, spricht S. 538 von einer „be-

[1]) Geh. Staatsarchiv in Berlin R. 34. 227. aa. Meinertshagen, Relat. 1729. — Berliner Berichte des Sekretärs Rumpf vom Jahre 1724 in R. 34. 227 d 1. Intercessionen mit Holland 1713—1724.

fochtenen victorie", sagt S. 681 jemand habe sich „entfreyet" durch die Generalität zu dringen und dem König eine Supplic überreicht, oder auf S. 157 Bittsteller seien „unenthöret" gelassen worden; Ortgies sagt auf S. 327 Offiziere seien „auf ihre parole erlaubet [beurlaubet] worden". Wo man gerade von einem Journalisten, der um des Geldes willen schrieb, keine dichterische Ausdrucksweise erwarten wird, ist in diesen Fällen ein Vergleich mit Kösters Neudruck von Schönaichs Neologischem Wörterbuche (Berlin 1900) interessant.

Den Belegen, die Friedländer S. XIV für den Ausdruck: Fischmarkt-Zeitungen = Klatsch oder Redereien gegeben, füge ich noch ein paar hinzu. Georg Gottfried Küster sagt in: Des alten und neuen Berlins dritter Abteilung (Berlin 1756) auf Spalte 52 f.: „In eben dieser Gegend findet sich der Berlinische Fisch- und gegen über der Kraut- und Obst-Markt. Jenen könte man nicht unbillig die Börse der Berlinischen Weiber und Mägde nennen, maßen man insgemein von den allhier täglich häufig zusammen kommenden Frauens-Leuten die ersten Nachrichten von dem, was in Berlin neues vorgehet, zu hören pfleget. Ohnstreitig ist daher das allhier ganz bekandte Wort entstanden: Fisch-Markts-Zeitung". Der schon mehrfach genannte Marperger sagt a. a. O. S. 5: „so heute, dem gemeinen Sprichwort nach, der Fisch-Marck[t] etwas ausbreitet, so kan man sich schon die Rechnung machen, daß es nicht bey demselben bleiben, sondern daß es morgen schon eine allgemeine Courante Sage über die gantze Stadt ... seyn ... werde". Bei der Verbreitung von allerhand Zeitungen berief man sich vielfach darauf — wie Marperger S. 31 sagt — „daß der Fisch- Nasch- oder Plauder-Marckt davon voll sey ... welches dann auch mehrmahls, wie man wohl gestehen und sich nicht unbillig verwundern muß, auch in wichtigen Staats- oder vornehmen Familien-Arcanis eintrifft, hingegen auch viel unwahres und verleumderisches mit unterläufft". Der Fischmarkt war nicht nur in Berlin die Umsatzstelle für allerhand Neuigkeiten. Th. J. Quistorp ließ in seinem „Hypochondristen" die Kathrine sagen: „Heinrich, ich rathe ihm, lüge er mir nichts vor! Ich erzähle es hernach auf dem Fischmarkte, und wenn es dann nicht wahr ist: so bestehe ich mit Lügen". (Deutsche Schaubühne, 6. Teil, 2. Auflage 1750, S. 301). Von der Bedeutung, die der Fischmarkt für die Neugierigen gehabt, sagt das Grimmsche Wörterbuch nichts. Da heißt es kurz: „Fischmarkt, m. forum piscarium: mit dem herzen bistu uf dem fischmarkt. Keisersberg bilger 205a."

Berlin, den 11. März 1904. Ernst Consentius.

Badstüber Hubert, Friedrich von Hagedorns Jugendgedichte. Eine literar-historische Skizze. Wien 1904, A. Pichlers Witwe und Sohn. 1 M.

Die Selbstbescheidung, welche der Untertitel anzudeuten scheint, macht der Verfasser reichlich wett durch die anspruchsvolle Behauptung, daß seine „Abhandlung" in einem noch nie beobachteten Umfang und Ausmaß die jugendliche Poesie des Dichters behandle und daß darin der Wert der gegenwärtigen Arbeit bestehe. Dies kühne Urteil wagt er auf Grund eines Schriftchens, das einleitend ein paar Notizen aus dem Briefwechsel zwischen Anna Maria von Hagedorn und ihrem jüngeren Sohne Christian Ludwig zusammenstellt und dann in ganz oberflächlicher Weise zunächst einige vor 1729 erschienenen Gedichte aufzählt, darauf die im Jahre 1729 veröffentlichten und zuletzt die in Weichmanns „Poesie der Niedersachsen" abgedruckten. Seine literar-historische Bemühung beschränkt sich darauf, von den Gedichten eine mit Zitaten wohl gespickte Inhaltsparaphrase zu entwerfen, am Schluß jeweilig nach einigen mehr oder minder schönen Ausdrücken zu fahnden und das betreffende Metrum zu notieren. Was über seichtes Räsonnement und philiströse Kleinmeisterei hinausgeht, erscheint von Übel. Einige wenige brauchbare Bemerkungen sind nicht auf des Verfassers Konto zu setzen. Die eingestreuten Quellenangaben übernimmt er vom Dichter. Das Verhältnis dieser Jugendgedichte zu der späteren Produktion wird mit einigen phrasenhaften Allgemeinheiten gestreift. Seinem kritischen Beirat Eschenburg folgend, bezeichnet er irrtümlich immer noch Hamann S. 6 als den „gelehrten Schlesier", obgleich Sauer in seinem Neudruck längst Gottlieb Stolle als den richtigen Namen angegeben hatte. Dort hätte er auch fruchtbare Gesichtspunkte für seinen Zweck finden können. Aber diese notwendig zu berücksichtigenden Ausführungen — kennt der Verfasser offenbar gar nicht!

Dieses völlig negative Resultat ist um so bedauerlicher, als eingehendere Studien über Hagedorns Dichtung Bedürfnis sind. Man braucht nur Lessings Bemerkungen etwa mit den Lobeserhebungen Wielands oder Herders zusammenzuhalten.

Leipzig. Otto Ladendorf.

Vogt Dr. Oskar, „Der goldene Spiegel" und Wielands politische Ansichten. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. XXVI.) Berlin, Verlag von Alexander Duncker 1904. 3 M.

Vogt hat sich die Erkenntnis und Darstellung der politischen Ansichten Wielands zur Aufgabe gestellt. Seinen goldenen Spiegel, als den Kern seiner Äußerungen, nimmt er zum Mittelpunkt der Darlegung, die die Ausgestaltung und Änderung der Meinungen des Dichters bis in die Zeit der französischen Revolution hinein verfolgt. Er hat sich eine umfangreiche Kenntnis der Wielandischen Werke angeeignet, sich dadurch

Verständnis seiner persönlichen Art erworben und so Wielands politische Stellung aus seinem Gesamtwesen nach meiner Meinung richtig erklärt. Die Arbeit gehört zu den besten Wielandstudien, die sich in neuerer Zeit erfreulicherweise mehren.

Über Einzelnes darf man auch der tüchtigsten Arbeit gegenüber anders urteilen als der Verfasser. So halte ich es für wenig wahrscheinlich, daß Wielands unvollendetes Werk „Wahrhafte Geschichte Lucians des jüngeren“ ein Staatsroman von der Art gewesen sei, daß er in den utopischen Elementen des goldenen Spiegels nachwirken konnte (S. 25). Steinberger in seiner aufschlußreichen Untersuchung über Lucians Einfluß auf Wieland (Göttingen 1902, S. 51 f.) und Schüddekopf in dem kundigen Vorwort zu seinem Neudruck der Geschichte des Prinzen Biribinker (Berlin und Leipzig 1904, S. X f.) haben auf deren Widerhall im Don Sylvio überzeugend aufmerksam gemacht. Und da das ganze Werk nach dem Muster von Lucians Ἀληθὴς ἱστορία starke Lügengeschichten enthalten haben dürfte, so begreift sich seine Vererbung in die Geschichte Biribinkers ebenso gut, als ein Nachleben im goldenen Spiegel der Glaubhaftigkeit widerstrebt; denn selbst die utopischen Partien hierin sind nicht so voll satirischer Phantastik, wie Lucians Historia und Don Sylvio. Man müßte also annehmen wollen, Wielands Wahrhafte Geschichte sei nicht einheitlich im Tone, das zweite und vierte Buch dieses verlorenen Werkes, die nach einem Briefe Wielands von Regierungsformen handelten, seien ernsthafter gewesen als die im Biribinker widerklingenden Bücher; der Annahme widerspricht aber, dünkt mich, die Überlieferung, Julie von Bondeli habe dadurch, daß sie die Satire ernst behandelte, Wieland die Freude daran verdorben.

Mehr Wert für die Vorgeschichte des Goldenen Spiegels weise ich einem anderen Plane Wielands zu. Er schreibt am 28. April 1763 (Archiv für Literaturgeschichte Band 7, S. 497): „Außer dem Agathon habe ich noch den Entwurf zu zween andern Werken gemacht, womit ich mich einen Theil meines künftigen Lebens durch zu beschäftigen gedenke. Einer (ein Entwurf) wird in einer Sammlung vermischter Abhandlungen aus der Philosophie, Historie und Litteratur bestehen . . . Das andere (Werk) wird Atlantide heißen und wie Agathon eine Art von philosophischem Roman seyn, worin die Auflösung des Problems: ‚Welches die möglichst beste Legislation sey und durch was für Mittel und Gradationen die Menschen zu einem so vollkommenen Wohlstand, als die Natur erlaubt, gelangen könnten?‘ theils in einer Unterredung zwischen zween Philosophen, theils in einer Geschichte der Atlantide versucht werden soll“. Darin liegt gewiß noch nicht der Plan zur Geschichte der Könige von Scheschian, aber doch der zu einem Werke ähnlicher Tendenz. Man wird dabei vielleicht an Bacons Fragment Novus Atlas denken dürfen, wo auf der Insel Atlantis eine philosophische Republik einge-

richtet werden sollte; denn Wieland war mit Bacon frühzeitig bekannt (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Band 1, S. 220).

Das Datum dieses Planes bezeugt meines Erachtens neuerdings, daß die Biberacher Senatorzeit für Wielands politische Bildung den Ausschlag gab; der Umgang mit dem Grafen Stadion ward für seine weitere staatsmännische Entwicklung wichtiger als alle Lektüre. Gewiß hatte er, der Reichsstädter, der zum öffentlichen Dienst in seiner Vaterstadt erzogen werden sollte, um gleich dem Großvater Bürgermeister zu werden, durch den Aufenthalt in der Schweiz, den Verkehr mit dem politischen Historiker Bodmer und andern Zürchern, auch den mit den Herren in Bern, allerlei politische Erfahrungen und Ansichten gesammelt, zu denen die in Bodmers Haus übliche Beschäftigung mit den Staatsromanen kam. Aber Umgang mit modernen Staatsmännern, Leuten, die das Regieren an nicht unbedeutender Stelle, in Kurmainz, selbst geübt hatten und übten, gewann er doch erst bei den Einwohnern und Gästen von Warthausen. Als Wieland dann an der kurmainzischen Universität praktische Philosophie vortrug, ward ihm, was er gehört hatte, noch wichtiger. Jetzt erst, glaube ich (trotz Klein, der in den Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte Band 3, S. 432 ff. finden will, Wieland habe schon im Agathon zu den Hauptideen Rousseaus Stellung genommen), ist ein wirkliches Interesse für Rousseau erwacht.[1]) Und damit wurde er nun ernstlicher Staatstheoretiker. Agathon ist zweimal im Staatsleben gescheitert und zieht sich ins Privatleben zurück. Diogenes, ungefähr ein Ersatz für den fünfzigjährigen Agathon, dessen Lebensanschauungen Wieland zu erzählen versprochen hatte, steht in Berührung mit dem praktischen Leben: und ans Gesellschaftliche setzt sich Staatliches an, das dann über die „Beyträge zur geheimen Geschichte" zum goldenen Spiegel leitet. —

Wie Wielands politische Ansichten, so wurden auch die über das Priestertum im Staate durch Biberacher Erfahrungen noch mehr bestimmt als durch die mit der geistlichen Zensur in Zürich gemachten. War er vorher durch Zimmermanns Abneigung gegen das Mönchstum aufgestachelt worden, so erlebte er in Biberach die Intoleranz der Priester seiner eigenen Konfession bei Brechters Berufung zum Predigtamte, die zu einem Volksauflauf führte und den Bürgermeister der freien Reichsstadt beinahe gestürzt hätte. (Vgl. Ofterdinger, Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz S. 179 ff.) Anderes erzählten Stadion und La Roche aus dem kurmainzischen Staate, in dem die geistliche Aufklärung mit den Mönchen und Jesuiten gerungen hat,

[1]) Daß dessen Emile nicht auf die pädagogischen Schriften Wielands gewirkt haben kann, wie Vogt S. 70 anzunehmen scheint, ergibt sich aus dem Datum des Erscheinens: 1762.

wenig erfolgreich, wie die Ereignisse beim Tode des freisinnigen Kurfürsten Emmerich Joseph lehren.[1]) Und in Erfurt hatte Wieland selbst sich gegen geistliche und mönchische Verdächtigungen zu verwahren, die ihm am Orte Schwierigkeiten machten und bis ins Kabinet der Kaiserin Maria Theresia drangen. Trotzdem glaube ich nicht, daß er an La Roches Mönchsbriefen den Anteil hat, den Vogt, von Asmus geführt, ihm zuschreibt (vgl. Euphorion Band 11, S. 557, 561). Aber für den Goldenen Spiegel, für die Abderiten, für den Danischmende wurden die Erlebnisse verwendet.

Vogts Ausdruck, Merciers L'an deux mille quatre cent quarante habe „den letzten Anstoß“ zum Goldenen Spiegel gegeben (S. 28), ist einzuschränken. Das Buch scheint nach den Äußerungen in den Briefwechseln erst zu Ende des Jahres 1771 in Wielands Kreis bekannt geworden zu sein. Dahin verweist auch Wielands Anmerkung Band 3, S. 119 f. der ersten Ausgabe: „Wir finden den nehmlichen Gedanken ... in einem vor kurzem ans Licht getretenen ... Buche, welches seinem Verfasser vielleicht im Jahre 2440. mehr Ehre, als im Jahre 1772. Nutzen bringen wird.“ Und Band 4, S. 131 wird noch einmal die Schrift zitiert. Die Untersuchungen von Oskar Zollinger in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur Band 25, S. 88 ff. weisen außer Zusammenhängen in den letzten zwei Bänden allerdings auch einen zu Anfang des zweiten Bandes auf, doch dürfte am wenigsten für diesen die Entlehnung einwurfsfrei sein. Ich glaube also, Merciers gab nicht den Anstoß, auch nicht den letzten, er wurde vielmehr erst beim Abschluß der letzten Teile berücksichtigt.

Die Form des Goldenen Spiegels hat Vogt in einigen Strichen gut, wenn auch knapper gekennzeichnet, als das doch auch nach der künstlerischen Seite achtbare Werk verdient; was es in diesem Betracht wert ist, lehren Blicke in andere Staatsromane. Aber Vogt hat es ja zuvörderst auf die Darstellung des Inhalts, auf die Darlegung der politischen Ansichten Wielands abgesehen. Sie zu erörtern, hat er geschickt sachliche Gruppen gebildet, innerhalb deren er die Entwicklung zeigt.[2]) Ihr Gemeinsames bleibt dabei doch erkennbar. Besonders beachtenswert dünkt mich der Hinweis, wie Wieland mehr und mehr englischen Staatsbegriffen zuneigt.

---

[1]) Vgl. Euphorion Band 3, S. 381. Zu S. 388 dieser Abhandlung hätte ich anmerken sollen, daß mit Apis auch auf Voltaires Le taureau blanc (erschienen 1773; die deutsche Übersetzung: „Der weiße Stier, Memphis 1774“, vielleicht aus Heinses Kreis) angespielt sein kann; und daß, später als Wieland, sich auch Voltaire auf Euemerus bezieht: Dialogues d'Euhémère 1777; wer gab beiden die Anregung hierzu?

[2]) Über Wielands Verhältnis zur französischen Revolution vgl. Münchner Neueste Nachrichten 1889, Nr. 446 und 448.

Die politische und literarische Wirkung des Romanes darzustellen, wäre eine neue Aufgabe. Daß Lenz das Werk verspottete (Tiecks Ausgabe Band 1, S. 96), Klinger und Forster sich daran lehnten (Rieger, Klinger Band 2, S. 57), ist geläufig. Wie lange der Titel nachhallte, ist in Kaysers Bücherlexikon unter dem Wort Spiegel zu ersehen. Auf einen Almanach dieses Titels für 1801 hat Sauer Die deutschen Säculardichtungen S. 595 hingewiesen. Wie Joseph von Pauersbach Teile des Romans für sein dialogisiertes Märchen Schach Hussein, aufgeführt in Wien am 10. Juli 1773, zurecht stutzte, weiß ich nicht. Eine Anerkennung des Auslandes liegt außer in der französischen Übersetzung vom Jahre 1773 in dem Auszug aus dem Roman, der in der Bibliothèque universelle des romans, September 1778, S. 69 ff. erschien. Den Verfasser der: Moral des Königs in den ältesten Zeiten, erläutert durch Beispiele aus der wirklichen Geschichte, Scheschian, bey Machiavellis Erben 1172 kenne ich nicht; er beruft sich in der Vorrede, die S. 4 auch das Jahr 1793 als Erscheinungsjahr verrät, wiederholt auf „unsern Göcking". Darnach folgt: [J. C. Kaffka] Die Weisen in Scheschian; ein Roman in dramatischer Form, 2 Bde., Leipzig 1797, neue Auflage 1808, vgl. Goedeke Band 7, S. 461. Hierauf bezieht sich das anonyme Stück: Die scheschianische Witwe, ein Roman in dramatischer Form, Pendant zu den Weisen in Scheschian, Leipzig, Sommer 1798. Die Vorrede knüpft an Wielands Geschichte der Könige von Scheschian an. Den Goldenen Spiegel von Eremita kann ich zeitlich nicht einreihen; er stammt wohl von Janus Eremita, das ist Johann Christian Gretschel, vgl. Goedeke Band 5, S. 545.

Graz. B. Seuffert.

Heinse Wilhelm, Briefe. Herausgegeben von C. Schüddekopf. 1. Band. Bis zur italienischen Reise. (Der Gesamtausgabe 9. Band.) Leipzig 1904, Insel-Verlag.

Heinse, das „gute Kind der Natur" (S. 203), der „feurige Knabe Heinse" (S. 246) tritt in dieser schönen Ausgabe seiner Herzensaussprachen „all in seiner Munterkeit" vor uns hin. Sein naiv und doch nicht ohne eine gewisse Bauernschlauheit vorgetragener Lebensplan (S. 273), seine Abneigung gegen die Vereinigung von Dichtung, Brot und Amt (S. 261), seine Anbetung des guten Gleim, der in diesem Vögelchen sich schließlich doch einen rechten Kuckuck ausgebrütet hatte, und die Krisen in seinem Verhältnis zu Wieland, dem Lehrer und Nebenbuhler um ariostischen Dichterruhm — dies und vieles andere liegt nun handlich da, und wir kennen Heinse, wie wir wenige Dichter kennen. Er hatte kein Talent, seine Geheimnisse zu verbergen, seine Absichten, seine Eitelkeiten, seine Ideale, seine Freuden. Ein Leben zu führen wie Boccaccio und

Metastasio (S. 105) es träumen, Crebillon und Hamilton (die Klassiker der Liebesanekdote, die ein Jahrhundert später noch Alexander v. Sternberg genau so als seine Vorbilder nennt) es erzählen (S. 65), Sokrates und Sterne (S. 61) es schalkhaft verzeihen — das wäre so sein Ideal gewesen. Goethe tritt in dies Leben (S. 233, 254, besonders auch S. 225) wie die fast unmögliche Erfüllung der Dichterträume. Was Heinse sonst nur in der Kunst fand, was er vor allem aus seinem geliebten Rubens sich durch großartige Beschreibungen, die ein intimes Einfühlen bezeugen, sich anzueignen gesucht hatte, das erscheint nun als Wirklichkeit. Was sollen nun noch die bescheidenen Schönheiten des Rheins (S. 41, 216, 399), zu dessen ersten Verkündigern Heinse gehörte? Italia muß erblickt, seine Luft eingeatmet, seine Romantik genossen werden. Denn ein bloßes mosaikartiges Kopieren der Alten war diesem Antikenschwärmer verhaßt (S. 334 f., prachtvoll); ein Fortführen der alten Lebenskunst war sein Begehren. Niemand war in jener Zeit weniger Epigone als er. Seine Kunstlehre (S. 287 f.) harrt noch, trotz dem guten Buch Jessens, vollständiger historischer Würdigung. (Über die „Schönheit" S. 291). Auch seine Morallehre, so recht ein Triumph der ästhetischen Weltanschauung (S. 218), verdiente eine Darstellung.

Er ist neu erwacht, was er ganz dem Psychopompos Schüddekopf verdankt. Wir sind nur neugierig, wann sich zuerst Spuren seines literarischen Einflusses auf die Jugend von heute zeigen werden. Doch wohl noch ehe die italienische Reise die zweite Erfüllung in sein Leben bringt — und damit unendliche Sehnsucht!

Berlin. Richard M. Meyer.

Neue Faustschriften 1901—1905.

Fischer Kuno, Goethes Faust. Dritter Band. Die Erklärung des goetheschen Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen. Erster Teil. — Vierter Band. Die Erklärung des goetheschen Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen. Zweiter Teil. Heidelberg 1903 — 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Petsch Robert, Vorträge über Goethes „Faust", gehalten für Lehrer 1902. Würzburger Hochschulvorträge. Band I. Würzburg 1903, Ballhorn & Cramer Nachf. (R. Lorentz).

Litzmann Berthold, Goethes Faust. Eine Einführung. Berlin 1904, Egon Fleischel & Co.

Harnack Otto, Der Gang der Handlung in Goethes Faust. Darmstadt. Bergsträßers Hofbuchhandlung.

Heynacher Max, Wie spiegelt sich die menschliche Seele in Goethes Faust? Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung.

Foà Augusto, Il Faust di Wolfgango Goethe. Il Parsifal di Wolframo d'Eschenbach. Studi critici. Firenze 1904.

Baumgart Hermann, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. Zweiter Band. Die Erklärung des zweiten Teiles des Faust. Königsberg i. Pr. 1902, Wilh. Koch.

Lané Walter, Gedanken zu Goethes Faust. Schiller und die Farbenlehre. Breslau 1904, Schottländer.

Gorter Richard, Mehr Licht. Die Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust. Zweiter Teil. Leipzig 1902, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe.

Enders Carl, Die Katastrophe in Goethes Faust. Dortmund 1905, F. W. Ruhfus.

Valentin Veit, Die klassische Walpurgisnacht. Eine literarisch-ästhetische Untersuchung. Mit einer Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. Leipzig 1901, Dürrsche Buchhandlung.

Gerber Adolf, Helena and Homunculus: a critical Examination of Veit Valentin's Hypothesis and its last Defense. Reprinted from Mo. Lang. Notes. Vol. XVI. Baltimore, Md. 1901.

Woerner Roman, Fausts Ende. Antrittsrede, gehalten den 18. November 1901 an der Universität Freiburg i. B. 1902, C. Tremers Universitätsbuchhandlung, Ernst Harms.

Eckermann Johann Peter, Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet. Aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben von Friedrich Tewes, Berlin 1901. Georg Reimer.

Kuno Fischers Faust-Interpretation stehe ich nicht ganz unbefangen gegenüber. Der Verfasser hat mir einst, als ich in den Jahren jugendlichster Empfänglichkeit stand, den Faust erschlossen; mit einer hundertköpfigen Schar habe auch ich seinem frischen und lebensprühenden Vortrag begeistert gelauscht, und noch ist mir, als müßten die Berge und Wälder Heidelbergs widerklingen von den lebhaften Erörterungen der Faustprobleme, die, durch die Fischerschen Vorlesungen angeregt, damals von seligen Spaziergängern gepflogen wurden. So berühren mich die vorliegenden Blätter sehr eigenartig. „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage, und manche liebe Schatten steigen auf!" Die kritische Stimmung will sich diesem Werke gegenüber nicht recht einstellen.

Ich glaube aber nicht als falscher Prophet erfunden zu werden, wenn ich voraussage, daß auch die gegenwärtige Fortsetzung des nunmehr in vierter Auflage vorliegenden Fischerschen Buches über Goethes Faust zahlreiche Freunde finden wird. Und ich glaube, auch der griesgrämigste Beurteiler wird zugeben müssen, daß ihre Lektüre ein wahres Vergnügen ist, weil sie überall die lebhaft bewegte Persönlichkeit des Verfassers widerspiegelt. Sie greift nur das Wesentliche und in erster Linie Erklärungsbedürftige heraus, wird den großen Zusammenhängen in gebührender Weise gerecht und hält sich nirgends mit unnötigen oder nebensächlichen Einzelheiten auf. Sie wendet sich an ein großes Publikum, nicht wie Minors unentbehrliches Nachschlagebuch an den Philologen vom Fach. Vieles ist höchst glücklich, ja unübertrefflich formuliert, und hie und da fühlt man sich an die besten Partien in Fischers Geschichte der neueren Philosophie erinnert. Daß Fischers pointierte Ausdrucksweise auch ihre Nachteile hat, ist selbstverständlich. Aber selbst die scharfe und jugendlich-vergnügte Polemik gegen die Kommentatoren vom Fach (zu meinen Zeiten hießen sie „Schröer oder Schreyer", jetzt sind es die „Herren Baumgart und Valentin", und vor allen Dingen Minor) dient dazu, das Buch zu beleben, wenn auch der Spott oft recht billig und keineswegs immer gerecht ist.[1]) Hoffentlich nehmen die Betroffenen die ihnen zugefügten verdienten oder unverdienten Schnödigkeiten mit dem nötigen Humor auf und ersparen uns unfruchtbare Streitereien.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt:

Den Gegensatz zwischen der Erdgeistszene und dem zweiten Monolog Fausts treibt Kuno Fischer auf die Spitze. Faust soll die Abweisung durch den Erdgeist nicht als ein „Donnerwort" empfunden haben. Aber er stürzt doch unter ihrem Eindruck zusammen (wie ein vom Blitze Getroffener)! Als er dem Erdgeist gegenüberstand, hatte er, so klein er sich fühlte, einen „seligen Augenblick", den er auch in der Erinnerung als sein „schönstes Glück" bezeichnen konnte; als sich ihm der Erdgeist entzog, war er der „Verzweiflung" nahe, der ihn Wagner wenigstens für den Augenblick entrissen hat. Es liegt kein sachlicher Widerspruch, sondern nur ein Gegensatz der Stimmung vor, wenn Faust zuerst seinem Famulus den Vorwurf macht, er zerstöre das „schönste Glück" durch seine Dazwischenkunft, ihn dann aber als Retter aus der „Verzweiflung" anerkennt. Jenes spätere Urteil ist das gerechtere. Wen das Gefühl übermannt, daß ihm ein großer unwiderbringlicher Moment verloren geht, der wird sich den Verlust nicht sofort eingestehen. Es ist etwas Unbegreifliches, das nicht mehr zu besitzen, was man doch noch eben in der

[1]) Daß Minor die ungeheuerliche Behauptung, Gretchen und ihre Mutter schliefen in einem Bett, gemacht haben soll, ist mir nicht erinnerlich und ganz unglaublich. Das Zitat auf S. 296 ist falsch.

Hand zu halten schien, und wenigstens für einen Moment wird sich die lebhafte Phantasie die Möglichkeit des Zurückergreifens ausmalen. Erst dann kommt der Moment, wo ein „schönstes Glück" wirklich ganz zunichte wird („Nun werd' ich tiefer tief zunichte" in U sagt im Grunde dasselbe). Das ist erst der Moment der beginnenden Verzweiflung, die um so schrecklicher ist, wenn wir die Ursache für unseren Verlust in uns selbst suchen müssen. Da kann ein Dritter, dem wir (ungerechterweise) die Schuld oder doch einen Teil der Schuld zuschreiben, als ein wahrer Wohltäter erscheinen.

Recht gut ist die Steigerung in den Chören der Engel und Jünger am Ostermorgen hervorgehoben.

In der Spaziergangsszene erfreut die Lebhaftigkeit, mit der sich Fischer in die handelnden Personen hineinversetzt und der trockene Humor seiner Ausdrucksweise. Beim Gesang und Tanz unter der Linde ist „der böse Geist zum Entsetzen Wagners im vollsten Gange" (S. 45); gegenüber dem wohlgezogenen Pudel hat Wagner „das Gefühl einer wohlwollenden Kollegialität" (S. 63). Sehr beachtenswert ist der Hinweis auf den „antimagischen Grundzug", der schon in der Erzählung Fausts über seinen Vater und dessen alchymistische Experimente wie in der Hexenküche hervortritt (S. 52). Nur die Ausdrucksweise, nicht die Sache trifft Kuno Fischer, wenn er in bitterer Verhöhnung Niejahrs nicht gelten lassen will, daß wir es in der Spaziergangsszene mit einer „typisierenden Technik" zu tun hätten.

Aus der Besprechung des dritten Monologs und der sich anschließenden Beschwörungsszene hebe ich als besonders beachtenswert die Analyse der Selbstdefinition des Mephistopheles heraus (S. 75). In den Hauptpunkten berühren sich seine Ausführungen mit den meinigen (Euphorion 8, 411), die noch immer zur Ergänzung herangezogen werden können; doch formuliert Fischer im einzelnen glücklicher.

Über die Lücke zwischen Vers 1529 und 1530 erfahren wir nichts; man kann nur bemerken, daß der „erneute Pessimismus" auch Kuno Fischer etwas unerwartet kommt. Auch bei der Besprechung von Fausts Fluch scheint mir die Erklärung die eigentlichen Schwierigkeiten zu umgehen; bei Pakt und Wette vermisse ich manches für das Verständnis Nötige, worauf ich weiter unten in anderem Zusammenhange zurückkomme. Kuno Fischer hält die Szene mit Recht für einheitlich. Daß es ein Diesseits und Jenseits im Sinne der Volksreligion für Faust nicht gibt (S. 96), ist falsch: Faust verzichtet nur auf ein Wissen vom und eine Rücksichtsnahme auf das Jenseits. Auf das Verhältnis zwischen „Wissensdurst" und „Weltdurst", wie Kuno Fischer die beiden „Seelen" in Fausts Brust nennt, im Moment der Vertragsschließung wäre etwas näher einzugehen gewesen. Es liegt hier ein wichtiges und von der bisherigen Forschung eben nur gestreiftes Problem.

Gerade was Kuno Fischer über die Schülerszene, die Vorbereitung des Schülers zum „Weltkursus“ bemerkt, kann zu weiterem Nachdenken über diese Frage anregen.

Für Auerbachs Keller und die Hexenküche ergibt sich nichts wesentlich Neues. Bei Besprechung der Gretchentragödie setzt Fischer frisch ein, und sucht zunächst den biographischen Gehalt herauszuschälen, indem er die Erlebnisse mit dem Frankfurter Gretchen nach „Dichtung und Wahrheit“ erzählt; aber wenn ich auch gern glaube, daß das Gretchen im „Faust“ ihren Namen von der Frankfurter Jugendliebe hat, nicht umgekehrt, so beschränkt sich die Ähnlichkeit zwischen dem Erlebnis und der Dichtung doch im wesentlichen auf diese Namensgleichheit. Das eigentliche Modell für Gretchen (und Klärchen im „Egmont“), wenn es ein solches gegeben hat, stammt gewiß aus späterer Zeit. Daß die kleine Szene des Urfaust „Landstraße. Ein Kreuz am Wege usw.“ „ursprünglich als Schauplatz für Gretchenszenen gedacht war“ (S. 109 ff.), ist mir wenig wahrscheinlich. Über die Gretchentragödie selbst hatte sich Fischer schon in seinen „Erklärungsarten des Goetheschen Faust“ eingehend geäußert. Fein ist namentlich der Aufbau der sogenannten Katechisationsszene klargelegt (den nicht recht passenden, aber bequemen Namen gestatte ich mir beizubehalten).

Ausgezeichnet, wenn auch etwas breit geraten, ist ferner die Besprechung des Eingangs von „Wald und Höhle“; aber die Bedenken, die gegen die Szene als Ganzes bestehen, hat mir Fischer nicht erschüttert. Daß die Verse 1408—1435 im Urfaust an „einer völlig unmotivierten und dramatisch ungeordneten Stelle“ stehen (S. 271), ist zum mindesten starke Übertreibung. Die Valentinszene, wie sie jetzt vorliegt, wird von Kuno Fischer auffallend scharf abgelehnt.

Für die Besprechung der Walpurgisnacht sind die Paralipomena im weitesten Maße mit herangezogen, während Fischer sonst die Ansicht vertritt, daß die Erklärung von der vom Dichter als endgiltig festgestellten Fassung auszugehen habe. Auch die Reise nach Italien, auf die Paralipomenon 33 und 50, Blatt 82 hinzudeuten scheinen, wird besprochen, als wäre sie wirklich ausgeführt worden. Um so mehr fällt auf, daß der Verfasser S. 390 scharf betont, wir hätten uns zu denken, daß seit Valentins Ermordung erst drei Tage vergangen seien, womit die Worte „Erbärmlich auf der Erde lange Zeit verirrt und nun gefangen“ im Widerspruch ständen. Ich wüßte nicht, was uns hinderte, zwischen „Walpurgisnacht“ und „Trüber Tag, Feld“ eine Pause von mehreren Tagen und selbst Wochen anzunehmen, deren Ausfüllung durch abgeschmackteste Zerstreuungen freilich der Phantasie nicht ganz leicht fallen will. Das hat Goethe natürlich empfunden. Wären die Andeutungen von Paralipomenon 50, 8 ff., die wir noch immer nur sehr mangelhaft verstehen, ausgeführt worden, so wäre „Trüber Tag. Feld“ wohl kassiert

worden. Dagegen halte ich die Szene „Nacht. Offen Feld" bereits für die schon vorhandene Ausführung von Paralipomenon 50, 9² „Hochgerichtserscheinung", was ich mit besonderer Rücksicht auf Fischer S. 391 Fußnote hervorhebe. Die „grau und schwarze Brüderschaft" in 50, 10¹ (die Inquisition, Fischer S. 388) treibt offenbar Zauber („Der Dunst ist allem Zauber gut") und ist identisch mit der Hexenzunft, die Faust „streuen und weihen" sieht; sie weihen das künftige Opfer, das, herbeigezogen durch den Blutzauber, als Idol (50, 11¹) erscheint und von Faust als Gretchen erkannt wird. Daß die Dominikaner mehrfach in den Geruch der Zauberei gerieten, ist ja bekannt. Sollte die Szene auf italienischem Boden spielen? Oder befinden wir uns, da der Zug doch nach dem Osten gegangen ist, in Böhmen, dem Lande der hussitischen Ketzerei, wo der blutdürstige Wahn sich am freiesten entfalten kann?

Weniger befriedigt mich der Kommentar zum zweiten Teil; ich habe auf gar viele Fragen die Antwort vermißt. Auch hier findet sich freilich manche hübsche Bemerkung. Besonders beachtenswert scheint mir das Kapitel über den Maskenzug, obwohl die Quellenfrage hier wie überall ganz vernachlässigt ist. Jedenfalls wird man sich freuen, daß es dem greisen Verfasser noch beschieden war, sein Faustwerk abzuschließen, das uns mit seinen Vorzügen und Schwächen immer eine bedeutende schriftstellerische und gelehrte Persönlichkeit widerspiegelt.

Dem Bedürfnis weiterer Kreise sucht auch der Kommentar von Petsch gerecht zu werden, der aus gewiß recht dankbar aufgenommenen Vorträgen vor Volksschullehrern hervorgegangen ist. Er ist durchaus verständig angelegt und zeigt, daß sein Verfasser, ein Schüler Erich Schmidts, die Probleme selbständig durchgedacht hat. Nach einer knappen Übersicht über Vorgeschichte und Entstehung (auf 28 Seiten) werden die einzelnen Szenen der vollendeten Dichtung durchgesprochen. Die älteren Phasen der Entwicklung, Urfaust, Fragment, Paralipomena sind nur, wo es besonders angezeigt schien, für die Besprechung verwertet. So macht Petsch etwa bei der großen Lücke Halt und zieht (S. 47) die Linien für den Urfaust weiter, oder trägt bei der Besprechung von Wald und Höhle vor, was er für die ursprünglichsten Intentionen hält, im engsten Anschluß an Morris Goethe-Jahrbuch 22, 150 ff.

Kuno Fischers Bonmot, daß die Einheit der Dichtung in der Einheitlichkeit von Goethes Persönlichkeit besteht, hätte der Verfasser (S. 107) nicht so ernsthaft wiederholen sollen.

Für den Prolog im Himmel scheint mir der Einfluß Spinozas überschätzt zu sein; auch für den Eingangsmonolog, wo ich auch den Hinweis auf Herders „Älteste Urkunde" lieber gestrichen sähe, da er den Unkundigen eher irreführt als fördert. Daß die Disputationsszene vor Auerbachs Keller eingeschoben werden sollte (S. 60 Fußnote), ist eine neue und gewiß unrichtige Vermutung.

Besonders willkommen ist die Übersicht über den zweiten Teil (S. 105 ff.). Bei der Besprechung des Maskenzuges beginnt mit Furcht und Hoffnung die Türksche Fausthypothese zu spuken, der sich Petsch zwar in den entscheidenden Punkten nicht angeschlossen hat, durch die er sich aber mehr als billig hat beeinflussen lassen. Mit dem Schema „Genie“ und „Philister“ wäre sparsamer umzugehen gewesen; auch Mephistopheles soll nun ein Philister sein; was wird mit solchen Abstraktionen gewonnen?

Für die klassische Walpurgisnacht ist Valentin benutzt, die eigentliche Homunculus-Hypothese aber wird abgelehnt. Sehr hat mir die Besprechung der Helena gefallen. Über die Figur des Euphorion denke ich freilich anders. Schade, daß die wundervollen Verse auf S. 170 in der Verballhornung der Weimarischen Ausgabe zitiert sind.

Ein populäres Buch ist drittens Litzmanns „Einführung“, die nach der Vorrede kein „Kommentar“ sein will, aber anspruchsvoller auftritt als Petschs rein referierend gehaltenes Schriftchen. Litzmann hat vor Petsch sicherlich die größere akademische und schriftstellerische Routine voraus. Im übrigen aber hat mich sein Buch unerfreulich berührt, und es stand für mich von vornherein fest, daß es keinen Zweck habe, für die Leser des Euphorion dasselbe so eingehend durchzusprechen, wie ich es bei dem Parallelwerk über Goethes Lyrik getan habe (Euphorion 11, 353). Ich hätte auch damals schon meine Bedenken stärker betont und sie nicht bloß zwischen den Zeilen laut werden lassen, wenn ich geahnt hätte, daß dem ersten Buch sobald ein zweites gleicher Machart folgen würde. Inzwischen hat Erich Schmidt in der „Deutschen Litteraturzeitung“ vom 11. November 1905 dem Litzmannschen Faustbuch eine scharfe Ablehnung zuteil werden lassen, und Litzmann hat auf die Rezension in einer besonderen Broschüre geantwortet (Meine Ziele im akademischen Lehramt, Dortmund 1905). Durch diese öffentliche Diskussion ist mir das Konzept meiner Besprechung gänzlich verschoben worden. Litzmann ist kein Philologe, will kein Philologe sein. Das ist *seine* Angelegenheit, geht mich wenigstens hier zunächst nichts an. Die Bücher von Kuno Fischer, Valentin, Baumgart lassen die philologische Methode auch an mehr als einer Stelle vermissen — ich persönlich meine: zu ihrem Schaden —; sie haben dennoch die Faust-Forschung unzweifelhaft gefördert. Aber die Frage: was leistet Litzmanns Buch für die Forschung? die ich sonst in den Vordergrund gestellt hätte, ist mir nun durch den Verfasser selbst abgeschnitten; sein Buch will überhaupt nicht der Forschung dienen, sondern verfolgt einen „allgemein pädagogischen Zweck“. Das lese ich wenigstens aus der Broschüre gegen Schmidt heraus. Was hat es also für einen Sinn die guten und fördernden Bemerkungen, an denen es nicht fehlt, zusammenzustellen, zumal ich auch entschiedenen Tadel nicht unterdrücken könnte, wenn ich mir dabei einen beständig mit dem Kopfe schüttelnden

Autor zu denken habe, der erklärt: ach, auf alles das kommt es mir ja gar nicht an. Inwiefern das Buch aber seinen pädagogischen Zweck erfüllt, darüber kann ich schon deshalb nichts sagen, als ich mir, offengestanden, je öfter ich Litzmanns Broschüre gelesen habe, um so unklarer über seine Ziele und Wege geworden bin. Sollte hinter all den tönenden Redensarten wirklich nichts anderes stecken als die simple Weisheit, daß es nützlich sei, den Studenten ab und an den Faust vorzulesen, und das Eingeständnis, daß das als „Einführung" bezeichnete Buch zeigen wolle, wie man solche Rezitationen durch verbindenden Text als akademische Vorlesung frisiere? Ich würde dann sagen: der verbindende Text könnte besser sein, überlasse es aber gern den Lesern des Euphorion, sich durch die Lektüre von Litzmanns „Zielen" über die Absichten des Verfassers selber ein Urteil zu bilden.

Eine klare knappe Übersicht über den Gang der Handlung gibt Harnack in einem Heftchen von 28 Seiten. Anstoß genommen habe ich nur an dem, was S. 18 über die Folgen von Fausts Verbrechen an Gretchen bemerkt wird, wo ich den Ausdruck „Und indem ihn der Herr für sein Erdendasein dem Teufel überlassen hat, so hat er ihn, wie der göttlichen Liebe so auch der göttlichen Strafgewalt entrückt" im Zusammenhang nicht recht verstehe.

Das Faustbuch von A. Foà ist erfreulich als Zeichen für das Interesse des Auslandes an Goethes Dichtung. Der deutsche Leser wird freilich nicht viel daraus lernen können. Es zerfällt in zwei Teile: eine Übersicht über die Entstehungsgeschichte, die in ihren besten Teilen durch Kuno Fischer bestimmt ist und eine Besprechung der drei Hauptpersonen Gretchen, Faust und Mephistopheles, die dem Verfasser nicht bloß Personen, sondern zugleich Symbole sind (S. 119: „I tre personnaggi principali del poema gœthiano, Margherita, Faust e Mefistofele, possono e debbono essere studiati singolarmente, poichè se, da un lato, come *persone*, essi agiscono e reagiscono gli uni sugli altri e sono in mezzo alle vicende della vita, dall' altro, come *simboli*, ognuno di essi rimane nella propria sfera ed ha la sua via tracciata a riparo dai fatti"). So ist Gretchen „la categoria, il simbolo dell' amore" (S. 119), Faust die Symbolisierung der „attività umana, e più specialmente nella seconda parte del poema, l'abbandono della speculazione per l'azione". Diese stark hegilisierende Kunstbetrachtung hat für uns heutzutage etwas Befremdliches, hindert aber nicht, daß der Verfasser wirklich warmes Empfinden für die Schönheiten der Dichtung verrät und, so hoffen wir, seine Landsleute dafür erwärmen hilft. Auch im ersten Teile macht sich das Bestreben, mit Begriffen zu operieren und alles in mitgebrachte Schemata zu bringen, störend bemerkbar; wer erkennt den Goethe der zehn ersten Weimarer Jahre in der Darstellung des Verfassers wieder?

Dem zweiten Teil des Faust gilt die Fortsetzung von Baumgarts Buch (vgl. Witkowski Euphorion 1, 641). Ich halte das Werk für im wesentlichen verfehlt, obwohl ich mit Baumgart der Ansicht bin, daß im zweiten Teile allerdings vieles symbolisch gemeint ist und mir seine Bemerkungen auf S. 24 ff. über Allegorie und Symbolik ganz wohl zu eigen machen kann. Aber Baumgart verfällt fast durchweg in den Grundfehler der alten, wie man annahm, wenigstens bei uns in Deutschland überwundenen Interpretation. Seine Ausdeutungen sind willkürlich und schweben völlig in der Luft. Da soll Faust im zweiten Akt der Genius der neuen klassischen Kunst, Mephistopheles (oder die von ihm erzeugten Zikaden, Käfer und Farfarellen?) der Geist der vorlessingischen, vorgoetheschen Epoche sein (S. 159). Unter den Ameisen der klassischen Walpurgisnacht sind die Alexandriner, unter den Greifen mit ihren etymologischen Spielereien die antiken Grammatiker, unter den Arimaspen die die literarischen Schätze des Altertums vernichtenden, verschleppenden Barbaren zu verstehen (S. 197). Bei den Pygmäen ist natürlich an die deutschen Dichter von Opitz bis Gottsched gedacht (S. 285). Und was kann das alte Schloß in den Helena-Skizzen anderes sein als die deutsche Nationalpoesie? (S. 285). Wenn die symbolistische Methode zu haltbaren Resultaten kommen soll, so darf sie nicht so täppisch ins Blaue greifen, sondern muß den Versuchen den Text im ganzen und in seinen kleinsten Einzelheiten wörtlich zu verstehen, folgen, um dann, vorsichtig weiter tastend, zu sehen, ob wir nicht im Einzelfalle ein noch tieferes Verständnis gewinnen können. Dabei werden sich eine Reihe geistreicher Aperçus, die in dem Buche verstreut sind, vielleicht verwerten lassen — auf die Ausdeutung der Masken beim Mummenschanz, die „Mütter", Schlüssel und Dreifuß sei ausdrücklich verwiesen —; vorderhand helfen sie über den fatalen Eindruck eines unmethodischen Werkes nicht hinweg.

Die Bücher von Loué und Gorter sind schlechthin Makulatur. Dagegen gehört das Schriftchen von Enders über die Katastrophe im Urfaust, das zu den spezielleren Arbeiten überleiten möge, zu den beachtenswerten Erscheinungen der Faust-Literatur. Enders analysiert die Szenen „Trüber Tag, Feld", „Nacht, offen Feld", „Kerker" im Anschluß an den Text des Urfaust mit warmem Nachempfinden, vergleicht die endgiltige Fassung mit der ersten, erörtert den Zusammenhang der Szenen unter sich und mit der Gretchentragödie als Ganzem und kommt dann zu neuen Resultaten in bezug auf die Entstehung. Dieselben berühren sich eng mit Scherers Hypothese eines Prosafaust und lassen sich als eine Art Modernisierung dieser Theorie bezeichnen. Enders führt aus: 1. Die drei Szenen, insbesondere auch die Kerkerszene sind vor dem April 1775 entstanden wegen der Benutzung in Wagners „Kindermörderin", vielleicht vor dem Herbst 1774, wo Wagner nach Frankfurt kam (Die Ausführungen auf S. 60 ff. könnten klarer sein). 2. Sie sind

wohl nicht erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1774 entstanden, da, wie schon Collin bemerkt hat, Goethe in dieser Zeit „So gut wie nichts Prosaisches geliefert hat". 3. Die Kerkerszene fügt sich dagegen gut in die Zeit um das Frühjahr 1774, da Goethe damals das Märchen vom Machandelboom durch den Kopf ging nach dem Briefe an Sophie La Roche vom März 1774 (Weimarer Ausgabe, Briefe 2, 152): „. . . wie jener Mühlstein, der vom Himmel fiel". 4. Terminus post quem für die Szene „Nacht, offen Feld" und damit wohl auch die Kerkerszene ist der Herbst 1773 (Göttinger Musenalmanach mit Bürgers „Leonore"). 5. Auf diese Weise rücken die beiden Szenen in die unmittelbare Nachbarschaft des in der ersten Hälfte 1774 entstandenen „Clavigo", mit dem sie stofflich und stilistisch verwandt sind, wie im einzelnen dargelegt wird. 6. Aber für die Szene „Trüber Tag, Feld" hat man bis Ende 1771 zurückzugehen wegen der engen stilistischen Verwandtschaft mit dem ersten „Götz", die schon Scherer richtig herausgefühlt hat. Enders legt darauf das entschiedenste Gewicht. Er fügt den beiden von Scherer Quellen und Forschungen 34, S. 80 angeführten Parallelen noch (wenn ich recht gezählt habe) zehn weitere hinzu[1]) und verweist dann aufs neue auf die vielbezweifelte Stelle im zwölften Buch von Dichtung und Wahrheit, wo es von dem Darmstädter Kreise des Jahres 1772 heißt: „Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, ... und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen . . ." Faust werde hier klar als das Früherbegonnene bezeichnet, das gegenüber dem sich nach und nach in des Dichters Geiste zusammenbauenden zweiten (!) Götz zurückgesetzt wurde.

Die Schwierigkeiten, die die zuletzt angeführte Stelle bietet, werden auch durch Enders nicht definitiv erledigt. Im übrigen sind seine Ausführungen — ich habe die Hauptpunkte etwas anders geordnet als er selbst — von verschiedenem Gewicht. Ob Punkt 6 Beifall finden wird, bleibt abzuwarten und ist sozusagen kein philologisches, sondern ein psychologisches Problem. Das hat Enders S. 66, Anmerkung 2 ganz gut herausgehoben, wenn auch etwas ungelenk ausgedrückt: „Die Hauptfrage, die merkwürdigerweise immer, wie auch hier umgangen wird, ist gar

[1]) Der „Rächer", dessen „Bande" Mephistopheles nach Urfaust S. 82, 44 „nicht lösen" kann, ist nach Enders S. 74 f. Gott, der Ausdruck freilich „immerhin etwas auffällig" und durch Gottfried von Berlichingen S. 180, 1 beeinflußt. Ich vermag nur an einen irdischen Rächer zu denken, den Beauftragten eines nach Art der „heiligen" Vehme vorgestellten, vielleicht geistlichen Gerichtes, das Mephistopheles gegenüber sakrosankt ist. (Vgl. Minor 1, 226: „er darf dem ‚Rächer', das heißt dem Blutgerichte, das im Namen Gottes ausgeübt wird, nicht in den Arm greifen".) Schwebte dem Dichter schon damals die Inquisition vor, wie in Paralipomenon 50, wo an alte fallengelassene Intentionen angeknüpft wird? (Siehe oben.)

nicht: welche Form suchte sich die (sc. vorhandene) Leidenschaft der Szene, sondern: weshalb wurde die Szene denn so leidenschaftlich gestaltet, oder (für den Hinweis auf den stofflichen Inhalt): weshalb entstand sie überhaupt?" Die Frage ist freilich nicht ganz so leicht zu beantworten, wie Enders meint, weil es sich nicht um die kahle Alternative handelt: ist der junge Goethe in seinen Stimmungen (und deren Ausdruck) von seinen Stoffen bestimmt? oder ist umgekehrt die Wahl seiner Stoffe von seinen Stimmungen abhängig? sondern: inwieweit ist A, und inwieweit ist B der Fall? Dabei glaube ich allerdings auch, daß der Bereich von A nicht zu weit gezogen werden darf.

Stimmt man Enders wenigstens insoweit zu, daß man mit ihm annimmt, daß die drei besprochenen Szenen zu den ältesten Partien der Gretchentragödie gehören, so würde die alte Scherersche Beobachtung in bezug auf die Verteilung der Namen „Margarete" und „Gretchen" nun wohl die Erklärung finden, daß Goethe den Namen „Margarete" in den Überschriften langsam aufgab; denn im Urfaust scheiden sich deutlich die drei Partien: 1. Straße bis Gartenhäuschen: Margarethe, Margrethe (auch ohne h) oder Abkürzungen Margr., Marg. und ähnlich; 2. Gretchens Stube bis Valentinszene: Gretgen; 3. Kerkerszene: Margarethe, Margr., Marg.

Die Schrift, die aus Veit Valentins Nachlaß ans Tageslicht gefördert ist, war lange vorbereitet, und ist denen, die die Faustliteratur der letzten Jahre verfolgt haben, ihrem wesentlichen Inhalte nach bekannt. Bereits 1891 hat Valentin einen Weimarer Festvortrag über die klassische Walpurgisnacht gehalten; er ist dann auf die leitenden Gedanken 1894 in seinem Buche über Goethes Faustdichtung zurückgekommen (vgl. Witkowski, Euphorion 1, 643 ff.), hat sie 1895 in dem Aufsatze „Homunculus und Helena" im Goethe-Jahrbuch 16, 137—148 und 1896 in der „Schulausgabe" von Goethes Faust noch einmal kurz zusammengefaßt und 1898 und 1900 gegen die Angriffe von Gerber in den Modern Language Notes 13, 431 ff. und 15, 388 f. 468 ff. verteidigt, worauf Gerber in seiner neuen Schrift repliziert. Nach Valentin ist bekanntlich der Zusammenhang zwischen dem zweiten und dritten Akte im zweiten Teil des Faust ein viel festerer, als es oberflächlicher Betrachtung scheint: die Erscheinung der Helena zu Beginn des dritten Aktes wird durch die klassische Walpurgisnacht weislich vorbereitet; Helenas geistig körperliche Existenz, wie sie der dritte Akt voraussetzt, ist durch die seltsame Hilfskonstruktion des Homunculus ermöglicht und bedingt; Homunculus entwickelt sich am Ende der klassischen Walpurgisnacht nicht nur zum Menschen, wie das durch die Worte des Thales angedeutet wird (Vers 8321 ff.), sondern speziell zur Helena. Schnetgers vage und plumpe Behauptung, daß Homunculus der Helena-Embryo sei, erscheint bei Valentin außerordentlich verfeinert und vertieft und mit

Goethes naturwissenschaftlicher Spekulation in Einklang gebracht. Die Ausführungen über das „Werden der Natur in Natur und Kunst" und über die Zeugungstheorie bei Blumenbach, Kant und Goethe (S. 63—82 der vorliegenden Schrift) sind wohl einer der besten Beiträge zur Kenntnis von Goethes Naturforschung. Wird das hier Gesagte aber dazu dienen, die bisherigen Gegner der Valentinschen Hypothese eines besseren zu belehren? Ich glaube nicht, da die Ablehnung nahezu einstimmig erfolgt ist. Außer Gerber haben sich namentlich Witkowski a. a. O. und Weißenfels in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" mit aller Entschiedenheit ausgesprochen. Freilich der Haupteinwand, dem ich überall begegnet bin, imponiert mir wenig, daß sich nämlich keinerlei Äußerungen Goethes anführen ließen, die zugunsten einer so eigenartigen Annahme sprächen. „Quod non est in actis, non est in mundo". Solche Äußerungen darf man gar nicht erwarten. Über die feineren Zusammenhänge seiner Dichtungen hat sich Goethe nur äußerst selten ausgesprochen, und erst dann, wenn er annehmen konnte, daß das Publikum sie im wesentlichen kenne. Zumal den tiefen Gehalt seiner späteren Dichtwerke irgendwie ausschöpfen zu wollen, ist ihm nie und nirgends eingefallen. Wo hätte er sich über Pandora oder Epimenides geäußert, derartig, meine ich, daß man damit über den tieferen Sinn dieser Arbeiten etwas ausmachen könnte? Immer sind es nur die äußeren Veranlassungen, die groben Umrisse, allenfalls die Quellen, über die er sich ausspricht. Man darf auch nicht vergessen, daß Goethe gerade mit Bezug auf den Faust bemerkt hat, daß er im Alter Mystiker geworden sei. In Wahrheit enthält die ganze Dichtung mehr mystische Elemente, als man gemeinhin zugibt; selbst der Einfluß Swedenborgs wird eher unterschätzt als überschätzt. Auch die tatsächlichen Irrtümer und Versehen, die Gerber Valentin in bezug auf die Datierung der Paralipomena und Skizzen nachgewiesen hat, sind nicht entscheidend. Selbst Paralipomenon 157 läßt sich mit Valentins Hypothese vereinigen: ein „Prolog" hat das Recht, aus dem Rahmen einer stetig fortschreitenden Handlung herauszutreten.

Ich stehe also den Ausführungen Valentins sympathischer gegenüber als die meisten Beurteiler. Es scheint mir ein nicht kleines Verdienst, daß Valentin dem fatalen Homunculus, der für eine bloß episodische Figur bedenklich viel Platz beansprucht, energisch zu Leibe gegangen ist. Aber auch mir hat Valentin nicht alle Rätsel gelöst, eher neue geknüpft. So viel ich sehe, entstehen folgende Hauptfragen, die nacheinander erwogen und auf Grund einer genauen Interpretation des Helena Aktes beantwortet werden müssen:

1. Hat Helena im dritten Akt eine körperlich-geistige oder eine rein geistige Existenz?

2. Angenommen, das erstere sei der Fall, gilt das gleiche auch von ihren Frauen? Wenn nicht, warum nicht?

3. Angenommen, auch die zweite Frage sei zu bejahen, und es sei zuzugestehen, daß Helena ihre Körperlichkeit dem Homunculus verdanke, woher stammt die Körperlichkeit ihrer Frauen?

Die zweite und dritte Frage sind weder von Valentin noch seinen Gegnern, wenn ich nichts übersehen habe, ernstlich aufgeworfen worden. Daß sie sehr wichtig sind, wenn anders das Exempel stimmen soll, muß aber einleuchten.

Der äußerst durchsichtige Bau der klassischen Walpurgisnacht kommt übrigens bei Valentin trotz der überall aufgestellten Dispositionsschemata nicht recht zur Geltung. Auch der grandiose Schluß ist in seiner Bedeutung für den gesamten zweiten Teil nicht gebührend gewürdigt. Daß schon hier das „Ewig-Weibliche" uns hinanzieht, hätte doch ausgeführt werden müssen.

Eine recht verständige Interpretation der Hauptszenen des fünften Aktes gibt uns Woerner. Sie gilt insbesondere der Szene, in der die Sorge bei Faust eindringt. Einen verfehlten Seitenhieb auf Maeterlincks „L'intruse" hätte ich dem Verfasser gern geschenkt. Sehr hübsch zeigt er, wie die entscheidende, mit so tiefschmerzlicher, aber nicht mutloser Resignation verbundene Sinnesänderung Fausts vom Dichter erst nach längerem Suchen in die Worte gekleidet wurde: „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen" usw., die wahrlich nicht ein Ausfluß seniler Philistrosität sind. Faust muß die Macht der Sorge empfinden wie alle Menschen; er hat sie, wie Woerner zeigt (man vergleiche auch Baumgarts Ausführungen in der oben zitierten Schrift), schon empfunden, bevor ihm die Sorge in Person nahte, so wenig er es wahr haben will: er hat sie nicht anerkannt, und er bricht auch jetzt unter ihr nicht zusammen, wo sie ihm auf den Leib rückt; den Kampf gegen ihre Tyrannei gibt er nicht auf. Sehr gut sind die Worte: „Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet" usw. als Absage an die Sorge vor dem Jenseits, die letzte furchtbare Angst des Greisenalters erklärt.

Woerner will nun in dieser Äußerung wie in der parallelen der Paktszene „Das Drüben kann mich wenig kümmern" usw. „einen Wink des Dichters erblicken, eine Hindeutung auf die Wette im Himmel". Faust gewinnt nämlich nach ihm die Wette mit Mephistopheles. Aber auf eine genauere Interpretation der Stelle läßt er sich nicht ein, und was er beibringt, trifft nicht ganz zu. Er klammert sich an die Worte „Die Zeit wird Herr". „Weil er die Grenze des Lebens erreicht hat, ist Faust umgesunken", so lesen wir, „nicht weil er ein Bekenntnis ausspricht, das nach seinem eigenen Willen ihm den Tod bringen sollte, sobald es auf seine Lippen träte".

Daran ist so viel gewiß richtig, daß Fausts Lebensende ein natürliches und kein gewaltsames ist. Schon in der Szene mit den drei grauen Weibern wird der Tod Fausts als ein unmittelbar bevorstehendes Er-

eignis aufgefaßt. Daß Faust demnächst sterben wird, sieht Mephistopheles, wissen die Lemuren, die ihm sein Grab bereiten. Auch Faust selbst hat das düstere Reimwort deutlich verstanden. Der Tod hat für ihn selber nichts überraschendes. Demgegenüber bleibt doch der genaue Parallelismus bestehen zwischen den Versen der Paktszene:

Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

und denen der Sterbeszene:

Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand,
Die Uhr steht still —
Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht,
Der Zeiger fällt.

Es erfüllt sich danach für die Auffassung des Mephistopheles und der Seinen das, was Faust in der Wette dem Mephistopheles zugestanden hatte für den Fall, daß Mephistopheles Recht behalten sollte. In der Tat betrachtet Mephistopheles die Wette als gewonnen, und hat sie denn Faust nicht ausdrücklich verloren gegeben?

Ich kann nicht umhin, zur Ergänzung und Berichtigung von Woerners Ausführungen hier meine eigene Auffassung über die Beantwortung dieser Frage und das, was damit zusammenhängt, möglichst knapp zu präzisieren.

Mir scheint es zunächst im Gegensatz zu der wohl herrschenden Anschauung keine Fausts sehr würdige Auffassung, ihn sich sozusagen verschnappen oder unbewußt eine mindestens zweideutige Äußerung tun zu lassen. Ich glaube, man tut gut, zuzugestehen, daß Faust im vollen Bewußtsein wenigstens auf den Gewinn seiner Wette verzichtet. Er bereut die Wette. Schon hat er beschlossen zu handeln, als wäre er sie nie eingegangen. Die Magie, die ihn umgibt, empfindet er als ein drückendes Hemmnis; er wird sich ihrer nicht mehr bedienen. Kein kleiner Entschluß! Findet sich nicht doch vielleicht ein Zauberwort, um nicht nur die Sorge, sondern auch den sich nahenden Tod noch einmal zu verscheuchen? Was hätte Mephistopheles geleistet, wenn es ihm nicht gelänge, Alter und Blindheit zu bannen? Der Wunsch, die Magie von seinem Pfad zu entfernen, ist für Faust der Anfang vom Ende. Ganz gleich: er wird nicht zum zweiten Mal in die Hexenküche gehen. Aber er geht weiter: er bekennt offen und ehrlich, daß er sich bei der Eingehung der Wette geirrt hat: es gibt ein Glück, einen Genuß auf Erden, der nicht gemein macht und der im stets unbefriedigten, aber doch befriedigenden Streben nach einem hohen Ziele besteht, in dem täglichen Erobern der Freiheit, des Rechtes auf das Leben. Mag aus diesem Bekenntnis folgen was da

will, Faust ist nicht der Mann, sich darüber irgend welche Skrupel zu machen: „Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet“.

Damit ist Mephistopheles aus dem Dienste Fausts förmlich entlassen. Er hat weder Pflicht noch Recht, Fausts Leben länger zu fristen. Die Uhr steht still, der Zeiger fällt; mit Fausts Erdenwallen ist es vorbei.

Faust gibt die Wette nicht ausdrücklich verloren, aber er gibt sie preis; er stellt ihr einen förmlichen Widerruf entgegen. Er hielt es für unmöglich, daß er je zum Augenblicke sagen würde: ‚Verweile doch!‘ jetzt hält er es für möglich. Daran knüpfen sich drei Fragen: 1. Hat Faust nun auch, rein objektiv genommen, die Wette verloren? 2. was folgt aus dem Pakt? 3. wie ist Fausts Verzicht subjektiv zu beurteilen?

Der heftige Streit über die Frage, ob Faust oder ob Mephistopheles, objektiv genommen, die Wette gewonnen hat, hat für mich das Resultat gehabt, daß diese Wette sich wie gar viele Wetten überhaupt nicht entscheiden läßt. Und das hat Goethe auch wohl beabsichtigt; er hat aus Lessings berühmter Ringparabel gelernt, wie man unlösbare Probleme spitzig formuliert. Faust und Mephistopheles haben beide, als sie die Wette eingingen, Voraussetzungen gemacht, die sich als ganz falsch erwiesen haben. Und zwar hat Mephistopheles gröblicher geirrt. Er sowohl als Faust haben bei Eingehung der Wette unter „Genuß“ einen den Menschen herunterziehenden und erschlaffenden Genuß verstanden, Faust aus pessimistischer Verdüsterung seines Wesens, Mephistopheles aus angeborener Gemeinheit; beide haben sich damals ganz gut verstanden, und auf den Sinn der Wette, nicht auf deren Wortlaut ist es damals beiden angekommen. Hätte Faust sich zum Beharren im niedrigen Genuß verleiten lassen, so würde Mephistopheles sicherlich, auch ohne daß Faust die ausbedungenen Worte spricht, und mit Recht, ihn für sich in Anspruch genommen haben; da dies nicht der Fall ist, so hat auch Faust einen Billigkeitsanspruch darauf, daß mehr der Sinn als der Wortlaut der Wette beachtet wird. Hält man sich aber an den Sinn der Wette, so hat sie Mephistopheles faktisch nicht gewonnen. Faust aber kann sie, meine ich, nach Lage der Dinge gar nicht gewinnen. Denn so lange er lebt, muß sie, da Mephistopheles sich niemals freiwillig besiegt erklären wird, unentschieden bleiben. Mephistopheles kann und darf ihn nicht sterben lassen, so lange er annehmen muß, daß damit die Wette zugunsten Fausts entschieden wird; er muß vielmehr alles aufbieten, um ihn am Leben zu erhalten. Aber auch der Herr wird, das darf Mephistopheles mit Sicherheit annehmen, nicht eingreifen und Fausts Leben für beendet erklären, so lange Mephistopheles noch einen Schimmer von Hoffnung auf einen für ihn günstigen Ausgang der Wette hegt. Ein sogenannter „natürlicher“ Tod ist kein dritter Fall, sondern gleichbedeutend mit dem Eingreifen des Herrn; denn die Natur hat neben

dem Herrn keine selbständige Macht; ihre Gesetze sind die Gebote Gottes. Wie ist das Dilemma zu lösen?

Es ist auf höchst geniale Weise gelöst. Mephistopheles war fest überzeugt gewesen, er werde Faust mit der Zeit schon mürbe machen; darin hat er sich getäuscht: Faust hat ihm bis ins höchste Alter hinein widerstanden. Aber Mephistopheles hat seine Hoffnung noch nicht aufgegeben. Endlich, so meint er, muß sichs doch zu seinen, des Mephistopheles Gunsten entscheiden. Dem kein Genuß des Lebens genügte, wird er auch den Genuß zu leben, so gering einschätzen? Wird Faust nicht in dem Augenblicke, wo er über die Tür des offenen Grabes stolpert, den Wunsch nach Verlängerung des Lebensgenusses aussprechen! Das hieße doch zum Augenblicke sagen: Verweile! Geschieht das aber, so hat Mephistopheles gewonnen, und dann kann und soll Faust sterben. Für diesen Fall sind alle Anstalten mit teuflischem Humor getroffen. Mephistopheles erwartet ihn mit solcher Bestimmtheit, daß er schließlich glaubt, Faust habe geäußert, was er äußern sollte: „Den letzten, schlechten, leeren Augenblick. Der Arme wünscht ihn festzuhalten". Er glaubt es um so mehr, als Faust sich ja in der Tat ewiges Leben wünscht — nur nicht im Sinne des Mephistopheles — und als er ihm überdies die unverhoffte Chance gibt, im allerletzten Augenblicke die Wette selbst preiszugeben mit den Worten, die einen Teil der Wette bedeutungsvoll wiederholen.

Mephistopheles erklärt infolgedessen Fausts Leben für beendet und seine Wette für gewonnen. Allerdings spricht er ihm nicht das Todesurteil. Es kommt vielmehr auch hier alles anders, als er bei Abschluß der Wette gedacht und auch Faust als möglich erwogen hatte. In Wahrheit ruft nun doch der Herr Faust ab, nachdem dieser im bewußten Verzicht auf die Magie sich den Gesetzen der Natur freiwillig unterworfen hat; aber es geschieht in vollem Einverständnis mit Mephistopheles, so daß auch nicht der Schein der Willkür aufkommen kann. Alles ist prädestiniert, schließt aber die Freiheit nicht aus.

Hat nun aber damit nicht gerade Mephistopheles bewirkt, daß die Wette für Faust dennoch gewonnen wird? Wenn man diese Frage bejaht, so ergäbe sich die merkwürdige Tatsache, daß jemand eine Wette dadurch gewinnen kann, daß er sie preisgibt. Man darf auf die Lösung des Problems billigerweise verzichten.

Treffen aber meine Darlegungen im übrigen zu, so ist nicht eigentlich der Teufel so rabulistisch, sich an den bloßen Wortlaut der Wette anzuklammern; das tun erst seine Advokaten unter den Faust-Auslegern. Aber dabei kommt doch auch alles eben auf den genauen Wortlaut an, und den Gefallen, die verhängnisvollen Worte, die den Verlust der Wette bedeuten würden, lautgetreu auszusprechen, tut Faust dem Teufel oder seinen Advokaten nicht. Daß das Vorweggenießen eines

hohen Glückes auch ein Genießen sei, die Vorstellung von einem Augenblicke der Zukunft, der verdiente festgehalten zu werden, ein Festhalten des Augenblickes, ist eine gewaltsame und unbillige Interpretation; daß sie nicht ganz unmöglich ist, zeigt der Umstand, daß ihr Verteidiger entstanden sind.

Zum Glück hängt Fausts Seelenheil aber gar nicht davon ab. Denn wenn auch zuzugeben wäre, daß Mephistopheles die Wette (dem Wortlaute nach) gewonnen hat, so wäre damit doch noch längst nicht sein Anrecht auf Fausts Seele bejaht. Hier setzt die zweite Frage ein: was hat denn Faust eigentlich dem Mephistopheles in dem blutunterzeichneten Pakt versprochen? Sie kann gar nicht scharf genug gestellt und muß erst klipp und klar beantwortet sein, ehe die Frage, was Mephistopheles auf Grund dieses Paktes beanspruchen darf, ins Auge gefaßt wird. Entsteht auf Grund eines schriftlichen Vertrages ein Rechtsstreit, so verlangen Richter und Advokaten, daß ihnen dieser Vertrag im Original vorgelegt wird. Geschieht das nicht, so ist es ziemlich müßig, die Juristen zu bemühen. Es war denn auch hier wenig Rats bei zu ihnen erholen, Fausts Pakt aber liegt in seinem Wortlaute nicht vor; wir können nur gewisse, keineswegs sichere Schlüsse auf seinen Inhalt ziehen. Daraus folgt schon eines: daß wir uns nämlich sehr besinnen müssen, irgend ein bloßes Wort Fausts festzunageln; wir müssen uns vielmehr bemühen, festzustellen, welches der Sinn der Verhandlungen war, auf Grund deren der Kontrakt abgeschlossen wurde.

Mephistopheles handelt so, als sei ihm durch den Pakt ein Anrecht auf Fausts Seele verliehen. Nun ist aber ohneweiters klar und unwidersprochen, daß diese ihm nicht unter allen Umständen als Entgelt für irdische Dienstleistungen in Aussicht gestellt ist wie in der Sage. Vielmehr ergibt sich sogleich aus der Wette, daß der Besitz von Faustens Seele zum mindesten an den Gewinn der Wette geknüpft ist. Betrachten wir aber die Wette genauer, so finden wir, daß in ihr, wie weder Philologen noch Juristen genügend scharf betont haben, von Fausts Seele direkt gar nicht die Rede ist. Was Faust verspricht, ist nicht seine Seele, sondern, wie er selbst nach Abschluß des Paktes zusammenfassend bemerkt, „das Streben seiner ganzen Kraft". Nur für den Fall, daß er sein Versprechen nicht hält, räumt Faust in keineswegs sehr klaren und für einen Vertrag wenig geeigneten Worten dem Mephistopheles in erster Linie das Recht ein, ihm (vulgär ausgedrückt) den Hals umzudrehen oder ihn auf eine andere dem Mephistopheles genehme Art vom Leben zum Tode zu befördern. Nur eine Äußerung Fausts scheint sich allerdings auf das Jenseits zu beziehen und enthält ein wichtiges Zugeständnis, die Stelle: „Dann magst du mich in Fesseln schlagen". Ein Zugeständnis kann unter Umständen mit einem Versprechen gleichwertig sein, von dem es sich dadurch unterscheidet, daß es die Rechte Dritter nicht berührt.

Wenn ich jemandem etwas zugestehe, so verzichte ich meinerseits auf ein Recht zugunsten eines anderen, was nicht ausschließt, daß ein Dritter auf dasselbe Objekt Ansprüche erhebt; wenn ich jemandem etwas verspreche, so erkläre ich damit zugleich, daß ich das alleinige Verfügungsrecht über den versprochenen Gegenstand habe und schließe die Rechte eines Dritten aus, übernehme damit also die Verpflichtung, die Rechte dessen, dem ich ein Versprechen gemacht habe, seinerzeit gegenüber jedem Dritten, soweit das in meiner Macht steht, zu vertreten. In diesem Sinne verspricht der Faust der Sage dem Teufel seine unsterbliche Seele, indem er etwaige Ansprüche Gottes auf sie ausschließt.

Zieht man nun die der Wette unmittelbar vorausgehende Stelle der Paktszene in Goethes Dichtung zu näherer Erläuterung hinzu, so kann es gar keinen Zweifel darüber geben, daß der Goethesche Faust derartige bindende Verpflichtungen fürs Jenseits aufs Allerunzweideutigste ablehnt. Sage und Dichtung gehen in diesem Punkte scharf auseinander. In der Sage wird der Teufelspakt so geschlossen, daß Mephistopheles dem Faust ein Wertobjekt (seine Dienste) überläßt, wofür dieser ihm die Überlassung eines anderen Wertobjektes (seiner Seele) in Aussicht stellt. In der Dichtung betrachtet Faust die Dienste des Mephistopheles als wertlos („Was willst du armer Teufel geben?"); aber er ist bereit — sozusagen spaßeshalber —, sie sich gefallen zu lassen. Sie werden ihm anfangs bedingungslos (aber natürlich nicht ohne bestimmte Absichten) angeboten; Faust akzeptiert sie erst, als er sich überzeugt hat, daß er es wagen darf, der Gefahr ins Auge zu sehen, die ihm dieser Diener ins Haus bringt. Dadurch ist die ganze Situation von vorneherein anders als in der Sage.

In der Sage wird zweitens der Teufelspakt so geschlossen, daß beide Kontrahenten von der Voraussetzung ausgehen: es gibt ein Jenseits. Mephistopheles verspricht in diesem Leben zu dienen, Faust in jenem. Anders in Goethes Dichtung. Zwar ist das ganze Streben des Mephistopheles dahin gerichtet, nach dem Ende dieses Lebens über Faust verfügen zu dürfen. Er spricht jedoch nur hypothetisch vom Jenseits („Wenn wir uns drüben wiederfinden . . ."). Einmal, weil es plump wäre, den ohnedies bedenklichen Faust sogleich mit der Nase auf das hinzustoßen, was ihn, wenn Mephistopheles seine Absicht erreicht, drüben erwartet, dann aber auch deshalb, weil Mephistopheles sehr wohl weiß, daß das Wiederfinden drüben von der Entscheidung des Herrn abhängen wird, der ihm ausdrücklich nur für das diesseitige Leben Fausts Vollmacht gegeben hat. Faust aber leugnet zwar das Jenseits keineswegs — nur grobes Mißverständnis kann die Stelle Vers 1660 ff. so auslegen —, aber er lehnt ein Nachdenken über das Ob und Wie des künftigen Lebens ab, weil er es für unfruchtbar hält („Davon will ich nichts weiter hören . . ."). Beide Kontrahenten kommen also gleich im Anfang ihrer Unterhandlungen darin überein, das jenseitige Leben als eine Eventualität zu be-

handeln, die ihre auf das Diesseits bezüglichen Abmachungen nicht weiter stören wird. Der Faust der Sage macht in aller Form Versprechungen fürs Jenseits; der Faust der Dichtung erklärt: Dort „mag was will und kann geschehen". Der Faust der Sage entzieht durch seinen Vertrag Gott dem Herrn das Verfügungsrecht über seine Seele; der Faust der Dichtung denkt nicht daran; er gesteht im Gegenteil derjenigen (von ihm ungenannten und unerkannten) Instanz, welche über das zukünftige Leben zu befinden hat, auch die Entscheidung über seine Seele zu, das heißt nach den Voraussetzungen der Dichtung, dem Herrn. Mir scheint, die vielbesprochene Stelle kann und darf nicht anders interpretiert werden.

Man sage nun nicht, bei dieser Auffassung laufe ja Faust gar kein Risiko. Vielmehr bleibt nach wie vor der Satz bestehen: „Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus." Die Möglichkeit, die beide Kontrahenten als für Faust gefahrdrohend einzig und allein erwägen, ist doch die, daß Mephistopheles durch seinen beständigen Umgang mit Faust und seine fortgesetzten Versucherkünste diesen allmählig zu gemeinem Genußleben herunterziehen wird. Wenn es dann Faust in seinem Sündenleben am behaglichsten sein wird, wenn er das ihm durch Mephistopheles dargebotene „Gute" gern „in Ruhe schmausen" möchte, dann wird Mephistopheles vor ihn hintreten und sprechen: Halt! Deine Zeit ist abgelaufen! Und gesetzt, daß dieser Fall eintritt, dann darf Mephistopheles wohl mit Fug und Recht annehmen, daß der Herr ihm Faust überlassen wird. Aber auch Faust muß die Möglichkeit in Erwägung ziehen, daß er unter diesen Umständen allerdings dem Teufel verfallen ist, der ihm keine Gnadenfrist zugestehen wird. Er räumt, um doch erkennen zu lassen, daß er sich der Gefahr vollkommen bewußt ist, eben für diesen Fall ausdrücklich ein: „Dann magst du mich in Fesseln schlagen" und erklärt diese Worte, an die sich alle Mißverständnisse geknüpft haben, später deutlich genug dahin:

Ich habe mich nicht freventlich vermessen,
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich oder wessen.

Der Vertrag ist nach Fausts Auffassung nicht frivol, nicht contra bonos mores. Beharrt er im Genuß, so ist er ein Knecht des Genusses, ein Knecht der Sünde und damit auch ein Knecht des Teufels mit oder ohne Pakt, der deshalb für ihn nichts als eine „Fratze" ist.

Mit den Worten „Dann magst du mich in Fesseln schlagen", hat also Faust nur dem Umstande Rechnung getragen, daß unter den beiderseitig gemachten Voraussetzungen Mephistopheles gegebenenfalls ein sich nicht auf den Buchstaben des Paktes stützendes, sondern auf der sittlichen Weltordnung ruhendes Recht auf ihn haben dürfte.

Nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle darf man demnach sagen, daß Fausts Zugeständnis fürs Jenseits an die Klausel geknüpft

ist: „Wenn wir uns drüben wieder finden . . .“ Sollte das in dem geschriebenen Vertrag, dessen Wortlaut wir, wie bemerkt, nicht kennen, nicht in gebührender Weise zum Ausdruck gekommen sein, so hätte Faust, als er ihn unterschrieb, vom Standpunkte des Juristen aus eine Unvorsichtigkeit begangen. Es versteht sich aber doch wohl von selbst, daß auch der pedantischeste Formalist darauf gegründete Rechtsansprüche des Mephistopheles unter allen Umständen für null und nichtig erklären würde.

Es war kühn von Faust, den Versuchungen des Teufels in der Weise Trotz zu bieten, wie dies in der Wette zum Ausdruck kommt. Es ist ebenso kühn, der Macht des Teufels Trotz zu bieten durch Widerruf und Preisgabe der Wette. Faust tut es in dem Gefühl, daß er damit das Schlußwort seines Lebens ausspricht. Er wird vom Tod nicht überrascht; willig unterwirft er sich ihm. Was dann kommt, fürchtet er nicht, obwohl er sich nicht frei weiß von Schuld und obwohl er ahnen muß, daß nun Mephistopheles seine Ansprüche an ihn geltend machen wird. Sein natürliches Gefühl, der „dunkle Drang“ führt ihn auch jetzt nicht irre. Der Satz „Wie ich beharre bin ich Knecht“, gilt auch in seiner Umkehrung: Der, welcher nicht im tatenlosen Genießen beharrt, kann auch nicht Knecht werden. Wer sie sich täglich erobert, dem kann die Freiheit und das Leben nicht geraubt werden. Ein langes Leben mit allen seinen Leiden und Freuden hat für Faust wirklich das Resultat gehabt, daß er, so lange er eben Faust bleibt, also unter allen Umständen, innerlich niemals geknechtet werden kann trotz allen blutgeschriebenen Traktaten der Welt. „Ultra posse nemo tenetur“ — das Wort hat noch von allen Verträgen gegolten, und selbst der Teufel wird es gelten lassen müssen. Was aber kann dem wahrhaft freien Manne äußerer Zwang bedeuten? Gesetzt auch, der Teufel erhielte das Recht, Faust zu kommandieren, was wäre für ihn damit gewonnen? Es wäre eine Fortsetzung des Ringens, das sich hier auf Erden abgespielt hat durch alle Ewigkeit. Des Herrn Weisheit hat diese nutzlose und grausame Fortsetzung des angefangenen Spieles von vorneherein ausdrücklich untersagt, Mephistopheles sich dem Verbot seinerzeit unterworfen. Wenn er sich nun auf einen albernen und vom Herrn nicht genehmigten Pakt beruft, so bleibt nur übrig, daß ihn die himmlischen Heerscharen in seine Schranken zurückverweisen.

Die Stellen aus Goethes Faust, wo von der menschlichen Seele, ihrem Verhältnis zum Körper, ihrer Unsterblichkeit, ihren verschiedenen Kräften und Tätigkeiten die Rede ist, hat Heynacher mit löblichem Fleiß zusammengetragen und die psychologischen Theorien von Plato bis Eduard von Hartmann zur Erläuterung herangezogen. Die Arbeit hat als lexikalische Studie einen gewissen Wert. Die Zusammenstellung der Belege für das Wort „Magie“ (S. 46) führt zur Ablehnung der Türckschen Spekulationen über Magie und Sorge.

Zum Schlusse sei Eckermanns Versuch, das erste Drittel des zweiten Teiles für die Bühne einzurichten, erwähnt, den Tewes höchst sorgfältig herausgegeben hat. Vielleicht haben die Winke des treuen Mannes, dem Goethe das größte Verdienst um das Zustandekommen des zweiten Teiles zuschrieb, auch heute noch für Leiter größerer Bühnen einen gewissen Wert.

Jena. Viktor Michels.

Fridell Egon, Novalis als Philosoph. München, Bruckmann. 2 M.

Wer hätte gedacht, daß die aus Mystik und „Mathematik" so seltsam gemischte Philosophie des Novalis so reinlich in ein paar Paragraphen präpariert und vorgelegt werden könnte! Dabei herrscht nicht einmal in allen Teilen der gut geschriebenen Arbeit solche Gewaltsamkeit, wie in der Einleitung, die im „Wallenstein" die Geschichtsphilosophie Schillers findet! Auch setzt sich der Verfasser nicht überall so leicht über Widersprüche hinweg, wie da er erst (S. 6) die Philosophie Hardenbergs völlig auf den Boden der Zeitphilosophie stellt, um sie nachher (S. 24) ebenso entschieden davon loszulösen. Freilich würde ein genaueres Studium der Zeitgenossen dem Buche gut bekommen sein, wie denn auch schon das Fehlen von genaueren Belegen stört. Aber mit Novalis selbst ist Fridell doch genügend vertraut, um die Hauptgedanken herauszufinden, und er weiß sie prägnant herauszuheben, freilich eben zu sehr im Lehrbuchstile. Für Novalis' Gesamtanschauung bildet er nach dem Muster von Scheunerts „Pantragismus" Hebbels das schwer auszusprechende, sonst aber nicht üble Wort „Panmagismus". Diese Weltanschauung findet er dann mit dem üblichen kühnen Schlußsprung — Nietzsche und Bismarck verwandt. Treffender ist (S. 80 f.) auf Hegel hingedeutet.

Aber wir müßten mehr von dem mathematischen Betrieb jener Tage wissen und erfahren! Wer kann den aber gemeinverständlich darstellen?

Berlin. Richard M. Meyer.

Frey Karl, Wilhelm Waiblinger. Sein Leben und seine Werke. Aarau 1904, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Comp.

Die Schwaben können sich nicht mehr beklagen, daß ihre Dichter von seiten der deutschen Literarhistoriker stiefmütterlich behandelt werden. Nach Eduard Mörike und Wilhelm Hauff hat nun auch Wilhelm Waiblinger seinen Biographen gefunden. Oder richtiger gesagt: einen neuen Biographen. Denn schon vor mehr als 60 Jahren hat H. von Canitz der von ihm besorgten Ausgabe von Waiblingers gesammelten Werken eine ausführliche Beschreibung dieses Dichterlebens vorausgeschickt, die sich zwar auf vorzügliches Material stützte, sonst aber in keiner Weise höheren Ansprüchen genügte.

Fast so merkwürdig wie die Schicksale des lebenden Waiblinger sind die des toten Poeten gewesen. Der junge Philologe Wilhelm Schluttig, der dem Dichter in Rom nahe getreten war und ihn während seiner letzten Krankheit

liebevoll verpflegt hatte, erhielt seinen Nachlaß, darunter seine Tagebücher, vermacht. Ehe Schluttig dazu kam, sich mit diesem Vermächtnis literarisch zu beschäftigen, starb auch er — neun Monate nach Waiblingers Tod. Die italienischen Tagebücher, die Schluttig nach Deutschland senden wollte, sind leider verloren gegangen; nach einer anderen Nachricht (Frey 1, S. 290 Anm. 125) befanden sie sich jedenfalls nicht in Schluttigs Nachlaß, der jene Absicht also offenbar ausgeführt hat. Seine Gedanken richteten sich auf eine Auswahl der Waiblingerschen Schriften, wofür er in erster Linie Reimer als Verleger interessieren wollte; es unterblieb jedoch zunächst. Die Familie Waiblingers griff dann den Plan wieder auf. Es handelte sich darum, einen geeigneten Herausgeber zu gewinnen. Waiblingers schwäbische Freunde, die in erster Linie dazu berufen gewesen wären, so G. Schwab, E. Mörike, lehnten der Reihe nach ab. Letzterer berichtete am 14. März 1839 an seinen Freund Hartlaub: „Neulich hat mir die Brodhagische Buchhandlung, eigentlich ein Associé von ihr, welcher das Recht, die Schriften Waiblingers herauszugeben, von dessen Eltern erwarb, den Antrag gemacht, dieses Geschäft zu übernehmen und eine ausführliche Biographie dazu zu liefern." Er fährt fort, daß er nach reiflicher Überlegung die Sache ausgeschlagen habe; denn „kein Freund Waiblingers, der auch nur einige Pietät für ihn hat, wird es leicht über sich gewinnen, ein wahrhaftes Charakterbild von dem Verstorbenen zu entwerfen" (Eduard Mörikes Briefe 1, S. 288). So geriet das Unternehmen in Hände, die ihm nicht gewachsen waren. H. von Canitz, der „Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke mit des Dichters Leben" in 9 Bändchen Hamburg 1839/40 bei Georg Heubel erscheinen ließ, hat unter anderem Stücke aus dem 1. Teil des Goetheschen Faust und Exzerpte aus Lessings Laokoon, die er in Waiblingers Nachlaß fand, unter die Originalarbeiten dieses aufgenommen. Von den beiden weiteren Auflagen der Canitzschen Gesamtausgabe ist die sogenannte dritte (Pforzheim, bei J. M. Flammer 1859) nur Titelauflage und die zweite (Hamburg, bei G. Heubel, 1842) nicht viel mehr. Mörike hat dann doch noch eine Auswahl der „Gedichte von Wilhelm Waiblinger" mit starken Umdichtungen und Vergewaltigungen der ursprünglichen Texte herausgegeben (Hamburg, bei G. Heubel, 1844). Große Verdienste um die Waiblinger-Forschung, zumal um seine Lyrik, erwarb sich Eduard Grisebach, der zuerst ein Bändchen „Bilder aus Neapel und Sicilien" (Leipzig, bei Richard Eckstein, 1879) zusammenstellte und dann eine zweiteilige Ausgabe von „Wilhelm Waiblingers Gedichten aus Italien" auf Grund der vom Dichter selbst besorgten Erstdrucke und mit sorgfältiger Benutzung des Nachlasses in der Reclamschen Universalbibliothek veranstaltete. Diese hatte schon vorher die satirische Novelle „Die Britten in Rom" neu gedruckt.

Während auf solche Weise die Dichtungen Waiblingers in ausreichendem Maße zugänglich gemacht waren, fehlte es immer noch an der Hauptsache, einer guten Biographie. In der Regel erregen bei einem Poeten zunächst seine Erzeugnisse die Aufmerksamkeit, und man kümmert sich erst, wenn man diese schätzen gelernt hat, auch um sein Leben. Bei Waiblinger ist es gerade umgekehrt. Seine Schöpfungen an sich gewähren keine starken Reize: aber wenn man seine merkwürdigen Schicksale kennen gelernt und seiner Person Teilnahme abgewonnen hat, wird die Neugier nicht ausbleiben, was und wie der Mann eigentlich gedichtet hat. Diesem doppelten Bedürfnis hat der junge Schweizer Literarhistoriker Karl Frey in seinem Werke Rechnung getragen, indem er im ersten stärkeren Teile eine ausführliche Biographie des Dichters gibt, im zweiten eine geschickt getroffene Auswahl aus dessen poetischen und prosaischen Schriften anreiht, die vollkommen genügt, um Waiblingers poetische Physiognomie erkennen zu lassen.

Bei der Beurteilung von Freys Buch haben wir zwischen seiner Lösung der künstlerischen und der wissenschaftlichen Aufgabe zu trennen. Die erstere war weitaus die wichtigere. Es kam darauf an, ein angenehm lesbares Lebensbild

des rastlosen Dranges ins Ungemessene schweifenden und sich selbst verzehrenden Poeten zu liefern und die scheinbar widersprechenden Eigenschaften dieses problematischen Charakters zu einer Einheit zusammenzufassen. Dies ist dem Verfasser im großen ganzen trefflich gelungen, wenn auch nicht überall für die schroffen Gegensätze in Waiblingers Wesen eine bis auf den letzten Rest befriedigende Erklärung gefunden ist. Namentlich sind die Äußerungen über Waiblingers Eitelkeit nicht ganz klar ausgefallen. Frey hat sich sonst aber in die Eigentümlichkeiten seines Helden aufs liebevollste versenkt, er setzt seine Vorzüge in helles Licht und weist die maßlosen Angriffe des deutschen Pharisäertums auf Waiblinger mit Entschiedenheit zurück, ohne doch seine großen und kleinen Schwächen wegleugnen zu wollen. Frey nimmt einen durchaus richtigen Standpunkt ein, wenn er (S. 160) erklärt: „Nicht nach der Wirkung, sondern seinem Wesen nach beurteilt, darf Waiblinger durchaus in die so spärlich vertretene Klasse der Genies eingereiht werden.“ Frey ist demnach von einer Überschätzung der poetischen Erzeugnisse Waiblingers weit entfernt. Er beurteilt sie im einzelnen sehr streng und spricht eigentlich nur einem Teil der in Italien entstandenen Lyrik bleibenden Wert zu. Schließlich faßt er die gesamte Bedeutung des Dichters dahin zusammen, daß er Italien dem Norden von einer neuen Seite bekannt gemacht habe (S. 248).

Dem literarhistorischen Teil seiner Aufgabe ist Frey nicht ganz mit demselben Glück wie dem künstlerisch ästhetischen gerecht geworden. Der gelehrte Apparat findet sich teils im Vorwort, teils im Anhang zum ersten Teil. Jener enthält die Quellenangaben, deren Unvollständigkeit durch die Berufung auf das schon von Grisebach Geleistete um so weniger gerechtfertigt erscheint, als auch inzwischen die literarische Beschäftigung mit Waiblinger nicht völlig geruht hat. Im reichhaltigen Anhang werden fortlaufende Noten zum Text gegeben mit Quellennachweisen, Briefen von und an den Dichter, Exzerpten aus seinen Tagebüchern usw. Am meisten vermißt man bei Frey die gleichmäßige Beherrschung der gesamten gleichzeitigen, insbesondere schwäbischen schönen Literatur. So fällt Waiblinger gewissermaßen aus dem Rahmen der dichterischen Epoche, der er angehört hat. Auch das württembergische Milieu ist dem Verfasser nicht vertraut genug. In Italien ist er den Spuren seines Helden persönlich nachgegangen, seiner schwäbischen Periode gegenüber hat er nicht dieselbe Sorgfalt angewandt. So z. B. hat er von dem viel besprochenen Landexamen nur eine dunkle Vorstellung (S. 36). Die Freunde Waiblingers werden meist ohne die üblichen und auch schwer entbehrlichen Personalerklärungen eingeführt. Namen werden ungenau geschrieben (S. 262 Note 22 Mährlin statt Mährlen). Der „gewisse Korsinsky“ (S. 266 Note 33) war Souffleur am Stuttgarter Hoftheater. Solche Dinge hätten sich bei eingehenden Nachforschungen an Ort und Stelle ermitteln lassen.

Aber diese Mängel sollen gerade bei Waiblinger nicht allzu stark ins Gewicht, da es, wie gesagt, hier in erster Linie darauf ankam, die psychologische Aufgabe mit Geschick und Geschmack zu lösen. Gewiß wird Freys frisch und gewandt geschriebenes Buch viele dankbare Leser finden und dazu beitragen, daß das Andenken des vor einem Jahrhundert geborenen schwäbischen Dichters, dem nur 25 Lebensjahre vergönnt waren, und der doch in dieser kurzen Spanne unglaublich viel erlebt, erlitten und genossen hat, wieder aufgefrischt wird.

Stuttgart. R. Krauß.

Dr. Joesten, Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Anzahl Kinkelscher Dichtungen. Köln 1904, Kölner Verlagsanstalt.

Ein ebenso wohl gemeintes als schwach geratenes Schriftchen. Die trockene und hilflose Erzählung wird durch ungeschickte Epitheta aufgeputzt; für die Kunst

der Charakteristik und den dabei aufgewandten Geschmack ist etwa folgende Zensur über J. Burckhardt (S. 47) bezeichnend: „Er studirte 1841 in Bonn Theologie und Geschichte, wurde Professor der Kultur- und Kunstgeschichte zu Basel und ist der Verfasser verschiedener hervorragender Werke, die außer einer lichtvollen und geistreichen Darstellungsweise eine ungewöhnliche Literatur- und Quellenkenntniß verrathen" ... Die literarhistorische Würdigung Kinkels beschränkt sich im wesentlichen auf einen Vergleich mit Herwegh (S. 9), der sich „mit seiner Phantasie schließlich ins Ungeheuerliche verlor". Man kann wohl nicht leicht etwas Schieferes über den einzigen Schwaben ohne Phantasie sagen.

Von einigem Interesse sind einige neu veröffentlichte Aktenstücke wie eine Eingabe H. Schaumburgs, des Vaters des Lahrer Commersbuches (S. 91). Weniger gern trifft man eine der wenigen von Wustmann mit absolutem Recht verurteilten Fügungen: „In meinen 'Kulturbilder aus dem Rheinland'" .... Doch wollen wir die freudige Entschlossenheit, mit der Joesten für Kinkel eintritt, nicht unterschätzen, obwohl unseres Erachtens ein Denkmal für ihn (vgl. S. 103 f.) wirklich das Heine-Denkmal abwarten kann; denn über „Otto den Schütz" (S. 52 Anmerkung, S. 113) denken wir leider fast wie die Kritiker, denen der Verfasser (S. 113) „etwas säuerlichen Geschmack" vorwirft. Wir fürchten, der Vergleich des „Epikers" Kinkel mit J. Wolff trifft mehr zu als der mit J. V. Scheffel! Und gar mit Walther von der Vogelweide (S. 144) hätte Kinkel, der als Vaterlandsfreund ihm gleichen mag, als Dichter nie einen Vergleich herausfordern sollen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1848 bis 1850. Herausgegeben von Gustav Stüve mit Einleitung von Georg Kaufmann. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Band 13.) Hannover und Leipzig 1903, Hahnsche Buchhandlung. 10 M.

Zwei Männer kommen hier zu Worte, die in jenen schönen und traurigen Jahren, da der deutsche Michel den mißlungenen Versuch machte, sich ein neues Heim zu schaffen, eine bedeutsame Rolle gespielt haben: zwei Niedersachsen voll tüchtiger Kraft, die für ihr engeres und weiteres Vaterland mit Mut und Treue gearbeitet haben, Stüve, der Bürgermeister Osnabrücks, als Minister des Königs von Hannover, Detmold, der Advokat und Satiriker, zuerst als simples Mitglied der Frankfurter Versammlung, von Mai bis Dezember 1849 als Minister des Reichsverwesers, von da ab als Vertreter Hannovers beim neuen Bundesprovisorium. Die beiden in enger Freundschaft verbundenen Männer sind in jener ereignisreichen Zeit in lebhaftem Briefwechsel gestanden; 264 Nummern umfaßt die vorliegende Ausgabe, die der Neffe Stüves gleichsam als Ergänzung zu der von ihm bereits gegebenen Biographie des Oheims besorgt hat. Die Briefe kommen fast ganz zum Abdruck, nur einige Stellen intimer Natur sind fortgelassen; die Anmerkungen daran sind genügend zahlreich, ohne zu überwuchern. Professor Kaufmann hat eine treffliche Einleitung zu dem Buche geschrieben, in der er die Hauptgegenstände des Briefwechsels erörtert; äußerst feinsinnig ist

seine Schlußbemerkung, daß die Offenheit und Vertraulichkeit der Briefe leicht verführen könnte, den Beweggründen der handelnden Männer „näher nachzuspüren, als es zulässig und möglich ist". Ebenso sei im Auge zu behalten, „daß so vertrauliche, so unmittelbare Briefe manchen Ausdruck und manches Urteil über Personen und über Vorgänge enthalten, das bei genauerer Erwägung kaum gebraucht worden wäre". Man wird besonders der zweiten Bemerkung Achtung schenken müssen, sich aber dabei nicht die Freude verderben lassen dürfen, an der Lauterkeit dieser Quelle, die die Begebenheiten ursprünglich, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt, sammelt und sie unter dem unmittelbaren Eindrucke des Geschehenen wiedergibt. Darin liegt ja doch der hohe historische Wert solcher Briefe, die, wohlgemerkt, der Verfasser nicht für die Nachwelt, sondern nur für den Freund geschrieben hat.

Stüves Charakterbild erhält durch sie keine nennenswerte Veränderung, wohl aber erscheint der kleine Detmold, den man leicht als bloßen Karrikaturisten der Rede, als etwas verschrobenen, erzkonservativen Revolutionär abzutun pflegt, in wesentlich hellerem und besserem Lichte. Die wichtigsten Briefe stammen aus der Zeit nach dem Frankfurter Parlamente; in den achtzehn Monaten, Mai 1849 bis November 1850, ist eine Fülle schätzbaren Materials zur deutschen Verfassungsgeschichte entstanden, auf das hier hingewiesen wird. Es ist die Zeit, wo noch einmal die Idee einer schärferen Konzentrierung der deutschen Kleinländer, die Idee einer preußischen Führung mit den alten Geistern des Partikularismus und Österreichertums ringt, wo besonders die etwas konfuse Politik Friedrich Wilhelms IV. und Radowitz' sich ehrlich müht, aus der notwendigerweise verschmähten Kaiserverfassung der Frankfurter etwas für sich zu retten. Es ist nicht immer erquicklich, dieser Zeit zu folgen, aber sie ist hochwichtig für das Kommende: ein Versuch Preußens, mit Österreich eine Klärung der Dinge in Deutschland zu erreichen, der hochbedeutsam wird als Lehre für Bismarcks spätere Politik.

Auch Stüve und Detmold kranken an dem Preußenhaß, besser gesagt, der Preußenverachtung ihrer Tage; in wenig günstiger, durchaus schiefer Stellung erscheint bei ihnen beispielsweise der Prinz von Preußen. Beinahe als einer von jenen, die nichts anderes können, als elastischen Schrittes den Wagen verlassen und Ehrenkompagnien abschreiten. Dagegen wird König Ernst August von Hannover, den man gerne nur als Maßregler der Göttinger Sieben ansieht, wesentlich besser hingestellt, und hier darf man den beiden Hannoveranern trauen, ebenso in ihrer begründeten Besorgnis vor dem kommenden Könige Georg. Siehe S. 20: „Der Kronprinz hat sich gegen alle Konzessionen ausgesprochen und gesagt: man müsse auf die Hunde schießen. Der König hat das gehört, ihn kommen lassen und furchtbar abgeflegelt." Soweit nicht Preußen in Betracht kommt, werden die deutschen Dinge scharf und richtig beurteilt;

so die Stellung Hessens auf der Schwelle Süd- und Norddeutschlands, die Richtung Badens als Gegner süddeutscher Sonderdinge.

Eigenartig wirkt an diesen beiden „Revolutionären" ihre stark konservative, antidemokratische Gesinnung; man versteht dadurch ein gutes Wort des Generals Stosch (Denkwürdigkeiten S. 14): „Gneisenaus und meines Vaters Liberalismus bestand darin: daß sie die Verfassung herbei wünschten, die Friedrich Wilhelm III. versprochen hatte."

Nun ein paar willkürlich herausgegriffene Bemerkungen der Briefsteller zur Charakteristik ihrer Briefe. „Die fatalen Grundrechte des deutschen Volkes, ein Weihnachtsbaum, den man den Massen aufgesetzt hat und wozu man die Sachen genommen hat, wo man sie gefunden, ohne fremdes Eigentum im Mindesten zu respektieren, sind jetzt fertig geworden" (S. 48, Detmold). — „Das soi disant Gesetz (vom 28. Juni 1848 über die Zentralgewalt) ist ein Ding der Unmöglichkeit. Soll es zur Ausführung kommen, so sind die Staaten vernichtet und unsere Mission ist aus. Dann hat man aber auch die Republik fertig; denn wie der Reichsverweser sich halten soll, ohne die Einzelstaaten, lediglich an der Spitze einer Frankfurter Versammlung, die so vom Wirbelwinde gedreht wird, das mögen andere begreifen" (S. 57, Stüve). — „Ich habe lange bemerkt . . . daß die Kraft der deutschen Bewegung eigentlich in dem freiheitlichen Streben stecke. Das eine Unbestimmte fand seine Stütze in dem andern. Zeigt sich nun, daß die Freiheit auch noch anderweitig zu erlangen ist und daß das Deutschtum doch nicht unbedingte Freiheit gewährt, so wird die Auffassung sich sehr ändern. Das bejubelte Schwarz-rot-gold, glauben Sie mir, es war die Fahne von Hambach. Daher auch die Verbindung der Paulskirche mit der Volkssouveränetät, und mit dieser wird auch die Kraft dieser Deutschfaselei gebrochen" (S. 75, Stüve). — „Man muß ein dreizölliges Brett vorm Kopfe haben oder ein Wühler sein, um auf den Gedanken zu kommen, bei allgemeinem Stimmrecht direkte Wahlen zu haben. Ich kann mir bei einer aristokratischen Verfassung ein solches denken. Aber bei diesen tiefsten Noten der Demokratie!" (S. 115, Stüve). — „Das österreichische Programm (Schwarzenbergs vom 27. November 1848) ist doch einmal wieder ein staatsmännischer Ton in dem Geheul und Gebrüll der Betrunkenen und Kinder, das in den letzten Monaten Einem die Ohren erfüllt hat" (S. 138, Stüve). — Detmold schreibt am 15. März 1879: „Daß man in Berlin diese Goldpapierkrone refusieren werde, sehe ich als ausgemacht an" (S. 188). — Derselbe am 1. April: „. . . die Demokraten haben zwar gegen das Erbkaisertum gestimmt, aber sie werden es stützen. Mir hat Vogt gestern ganz offen erklärt: die Linke werde nun mit allen Kräften den Erbkaiser stützen: der sei das sicherste Mittel, die einzelnen Regierungen tot zu machen; seien die tot, werde die Linke mit dem Erbkaiser schon fertig werden" (S. 197). — Stüve (S. 218), aus Berlin,

21. Mai 1879: „Wir sind hierher gekommen mit ehrlichstem Willen und einem festen Plan, Österreich in Deutschland zu halten; den albernen Plan der Österreichisch-Deutschen Union haben wir aufs Äußerste bekämpft, aber Österreich selbst macht allen Erfolg unmöglich." — Über Minister von der Pfordten urteilt Stüve (S. 240): „Pfordten ist ein eitler Professor, dessen Unterhandlungskunst ebenso in großen Worten besteht, wie die anderer Leute, und der in der Tat sehr oberflächliche Einsicht in die Dinge zeigt." — Derselbe: „Für Süddeutschland ist aber Baden und Hohenzollern ein schlimmer Pfahl im Fleische. Baden aber wird sich nur durch Preußen quasi halten können, da Baiern und Württemberg ihm viel gefährlicher sind und viel größere Freßbegierde haben" (S. 262). — Detmold spricht über Erzherzog Johann und Prinz Wilhelm von Preußen (S. 269): „Der (Johann), klug und gewandt wie Wenige, würde sonst den guten Prinzen, der gewiß recht brav und tapfer ist, aber nur auf einige wenige Redensarten gesetzt ist, übel zurichten." — Stüve: „Nicht der Drang der Völker, sondern die Schwäche der Regierungen macht die Revolutionen" (S. 299). — Detmold vergleicht den Frankfurter Bürgermeister Guaita mit dem Bremer Smidt: „ein ganz anderer Kerl als Polonius Piepmeyer Smidt, der nur noch die äußeren Façons seiner früheren Fähigkeit bewahrt hat, die nun so ohne rechte innerliche Spontaneität fortarbeiten, wie Räder, die ablaufen müssen ..." (S. 306). — Ein andermal (S. 445): „das (Smidt) ist ein alter Fuchs und zwar ein unehrlicher." — Stüve, am 21. Februar 1850: „nie ist mir so klar geworden, welch ein Verbrechen an der Deutschen Nation die begangen haben, die am 26. Juni 1848 den Bundestag vernichteten, als in diesen Tagen. Hätte man ihn gelassen, wie leicht würden sich die Dinge fügen, welch eine unzerreißbare Kette würde er jetzt bilden, wie leicht könnte man noch jetzt Verbesserungen durchführen. Aber die Sucht, populär zu sein, in welcher diese politischen Komödianten Revolution spielten und sich von den wirklichen Revolutionärs schrecken ließen, hat Deutschland verdorben" (S. 351). — Oder: „Sie mögen nun auf den Pseudokonstitutionalismus böse sein, wie Sie wollen, so sage ich Ihnen, wir können das ganz und gar nicht entbehren. Es steckt, Gottlob, als Fortsetzung alter Traditionen in unserem Fleisch und Blut so tief, daß ich kein Staatsleben ohne dies Element denken kann" (S. 441). — Über den österreichischen Gesandten Grafen Friedrich Thun schreibt Detmold (S. 407): „er ist des besten Willens, der entschiedensten Energie voll, hat aber leider von Geschäften keine Idee, nicht einmal von der formalen Behandlung." — Über die preußischen Rüstungen und Drohungen 1850 derselbe: „(sie) sind doch gar zu komisch. Es beruft seine Bevollmächtigten ab und bildet 4 Armeekorps, und dabei steigen die Fonds, Handel und Verkehr belebt sich aufs neue, die Menschen reisen und amüsieren sich wie toll und Jeder lacht über den Gedanken an Krieg"

(S. 486). — Über preußische Expansionsgelüste derselbe: „ich zweifle schon lange nicht, daß Preußens ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, ans Meer zu gelangen und daß Oldenburg nur das pis aller für Hannover ist“ (S. 496). —

Zum Schlusse eine wohlzubemerkende Äußerung des durch Frankfurt durchreisenden A. Thiers zu dem französchen Gesandten dortselbst, „als Talleuay auf die Neigungen des Präsidenten (Napoleon, später Kaiser Napoleon III.) für Preußen hinwies, erwiderte Thiers ganz verächtlich: c'est tout à fait indifférent ce que voudra le Président; c'est nous qui faisons la politique“ (S. 497). Ein wissenswerter Beitrag zur Unterstützung der zweiten französischen Republik gegen ihr neues Oberhaupt!

Doch genug; aus den ausgewählten — ohne bestimmten Zweck ausgewählten — Beispielen wird mühelos klar, wie Stüve immer an tieferer Durchdringung der Geschehnisse den Freund überragt, der seine Stärke in unmittelbarer Kritik besonders der Menschen hat. Beide haben gestrebt und geirrt. Wir später Lebenden werden leicht durch das mittlerweile Gewordene überklug; zur Korrektur solchen Besserwissens müssen wir wieder auf reine Quellen aus vergangenen Tagen zurückgehen. Und das sind Briefe, die stets den Leser erreichen.

Prag. O. Weber.

Berg Leo, Aus der Zeit — Gegen die Zeit. Gesammelte Essays. — Berlin-Leipzig-Paris 1905, Hüpeden und Merzyn. 6.50 M.

„Es imponiert Niemand Niemandem mehr,“ das gibt der Verfasser dieser immer anregenden Aufsätze (S. 196) als Quintessenz seiner Zeitkritik in Sperrdruck. Der Satz ist so anfechtbar wie die meisten allgemeinen Sätze, und noch mehr: er gibt einen guten Beleg für Bergs Unfähigkeit, aus seinen scharfsichtigen, aber kurzsichtigen Einzelbeobachtungen weitergehende Schlüsse zu ziehen. In einer Zeit des fast ins Krankhafte gesteigerten Heroenkultus, der schon Dehmel oder Wedekind als „Heroe“ (wie Berg S. 86. 439 sagt) gilt, in einer Periode neuerwachten Respekts vor Adelspartikeln und Titeln; in einer Ära der herrschenden „Schlagworte“ (von der „Weltpolitik“ bis zur „Heimatskunst“) dies zu behaupten, ist so verfehlt, wie Bergs Auseinandersetzungen über Liberalismus und Kunst (S. 216), über den inneren Widerspruch des Wortes Künstlerehe (S. 220) oder die von ihm sofort (S. 273) selbst widerlegten Behauptungen über die Beseitigung der Literatur aus der Presse (S. 273). Die beste Widerlegung jenes Satzes aber bietet der Verfasser selbst; denn er imponiert sich kolossal. Wenn er in Grabbes „Gotland“ in ziemlich komischer Weise die Probleme an den Fingern herzählt; wenn er von der Höhe seiner Bewunderung über einen be-

liebigen Duimchen („er ist wohl die männlichste Erscheinung, die die deutsche Literatur gegenwärtig besitze" S. 119) auf die „Gestalten des erhöhten und verfeinerten Spießertums" wie G. Keller, Th. Fontane, W. Raabe und — Fr. Hebbel (S. 26) gnädig herabblickt, oder wenn er den „unkünstlerischen Philologengeist" (S. 190, vgl. 203) mit wahrhaft Wolzogenscher Grazie erledigt — wie groß muß da Leo Berg selbst einem so strengen Kritiker wie Leo Berg vorkommen! Wundern wir uns also nicht, wenn er die Literarhistoriker, „die Meyer, Weitbrecht, Bartels, Busse" in „ihrer Dummheit so sicher" findet (S. 25); sondern sagen wir hier, wie beim Anhören der überflüssigen Schimpfworte, in denen er, z. B. auch in dem vielfach beachtenswerten Aufsatz über Bölsches Liebesleben in der Natur (S. 277 f.) sich gefällt, nur respektvoll, was Talleyrand von dem Leo Berg der Politik und Strategie im 19. Jahrhundert bemerkte: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlechte Manieren hat!"

Scherz bei Seite! es ist wirklich schade, daß ein so geistreicher und unabhängiger Kritiker sich in allen schlechten Gewohnheiten so nachgibt. So gefährdet er seine Unabhängigkeit (wie der ihm in vielen Punkten vergleichbare Harden) durch die Sucht nach Paradoxie, die dann schließlich — ihr gewöhnliches Schicksal — in Trivialitäten einmündet wie die, daß (S. 434) jeder sein eigener Richter sein sollte. (Die allgemeine „Fragen" wie Judentum, Höhenwahn, Gerechtigkeit und Strafe behandelnden Aufsätze S. 349 f. sind bei Bergs Kurzsichtigkeit naturgemäß überhaupt die schwächsten.) So tut er seinem Geist Eintrag, indem er, eine rein intellektuelle Natur, sich anstrengt, auch über künstlerische Probleme wie die des Aphorismus (S. 173 f.) Bedeutendes zu sagen. So wird er in seiner Gehässigkeit gegen Bölsche — 30 Seiten über ein Buch, das er für völlig wertlos hält! — schließlich langweilig.

Vortreffliches weiß er dagegen zu sagen, wo die ihm karg zugemessene Gabe liebender Verehrung Raum findet, sich zu betätigen. Zwar über Grabbe (S. 3 f.) gibt er mehr Phrase als Erkenntnis; aber W. Raabe (S. 51 f.), Gorki (S. 88 f.), auch Emerson (S. 67 f.) werden in belehrendster Weise besprochen. Auch wo eine frühere Sympathie abgestorben ist, macht ihr Nachleben noch die Kritiken von Gerhart Hauptmann (besonders S. 156, 159) und Wedekind (S. 163) fruchtbar. Wirksame Anregungen fehlen auch den flacheren Aufsätzen über die politische Komödie (S. 191 f.), das Publikum (S. 199 f.), das Plagiat (S. 231), das Zitat (S. 250) nicht.

Schade, daß diese bedeutend angelegte Natur der „Klassen- und Berufswahn" des unfehlbaren Tageskritikers um den vollen Ertrag seiner eigenen Gaben und Gedanken so oft und so unerfreulich betrügt!

Berlin. Richard M. Meyer.

Bibliographie.

Zusammengestellt von Alfred Rosenbaum in Prag.

Bücher.[1])

Allgemeines. Literaturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Grisebach Eduard, Weltliteratur-Katalog. Mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen. 2., durchweg verbesserte und stark vermehrte Auflage. Berlin 1905 [1904], B. Behrs Verl. 12.50 M.

Die erste Auflage dieses Werkes haben wir Euphorion 5, 399 gewürdigt. Grisebach hat nun, unsern damaligen Bedenken Rechnung tragend, alle zugehörigen Anmerkungen aus seinem ersten Katalog vom Jahre 1894 in die neue Auflage herübergenommen, die Abteilung Philosophie ausgeschieden, die übrigen Abteilungen stark vermehrt und verbessert und in einem Anhang zwei Abschnitte eingefügt: A. Weltliteratur-Geschichte. Wanderung der Märchen und Novellen durch die Weltliteratur. B. Bibliographie und Bibliophilie. Grisebach betont in der Vorrede, daß er nur Bücher aufführe, die er auch wirklich besitzt. In dem durchaus „Subjektiven" liegt der Reiz und Wert dieser Publikation. Alle Titel sind nach den Vorlagen genau wiedergegeben, Druck, Papier, Einband, Exlibris wird sorgfältig beschrieben, der Geschichte jedes einzelnen Buchs wird nachgegangen, Eintragungen früherer Besitzer usw. berücksichtigt; zu seinen eigenen Werken teilt der Verfasser Verbesserungen mit (z. B. zu seiner Hoffmannausgabe S. 454); er erzählt ihre wechselnden Schicksale, setzt sich mit Rezensenten auseinander usw. Bei der Weite seines Gesichtskreises, der Vielseitigkeit seiner gelehrten Interessen und Liebhabereien, bei der Beharrlichkeit seines Forschens und Spürens ist gerade auf diese Weise ein sehr brauchbares Nachschlagebuch zustande gekommen, das wir nicht mehr missen möchten. Was soeben noch reichster Besitz war, ist nun plötzlich kostbares Erbe geworden, als solches aber glücklicherweise Deutschland ungeteilt erhalten geblieben. A. S.

Betz Louis P., La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Jos. Texte. 2 édition augmentée, publiée, avec un index méthodique, par Fernand Baldensperger. Straßburg 1904, K. J. Trübner 6 M.

Das Manuskript dieser zweiten Auflage hat der inzwischen verstorbene Verfasser noch selbst fertiggestellt. Die Veränderungen gegenüber der ersten Auflage (vgl. Euphorion 7, 796 ff.) sind nicht grundlegend. Selbständig gemacht

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1905 zu ergänzen.

ist in Kapitel 5 (England und Deutschland) der Abschnitt: Goethe und die englische Literatur; neu eingefügt ebenda der Abschnitt: Études linguistiques et philologiques; neu ferner ein Kapitel über Ungarn; eines über die Vereinigten Staaten von Nordamerika; endlich ein Kapitel zur Stoff- und Motivgeschichte zweiteilig: religiöse und profane. Dieses letzte, sehr dankenswerte Kapitel ist aber doch nur ein allererster Versuch, der, weit entfernt von jeder Vollständigkeit, nur zufällig gesammeltes Material darbietet. Hier wird in Zukunft zuerst mit Ergänzungen einzusetzen sein. Was könnte ein Mann wie Bolte aus dieser Abteilung machen! Im übrigen ist die neuere Literatur überall nachgetragen, auch Älteres, früher Übersehenes, eingefügt. Der doppelspaltige Satz und die durchgehende Zählung (5969 Nummern) erleichtern die Benutzung; auch das Sachregister, das aber höchst ungleichmäßig gearbeitet ist; man findet Stoffe wie Hamlet, Faust, Hero und Leander, Medea; aber Genoveva, Judith, Agnes Bernauer, Oktavian, Bankban und viele andere habe ich nicht gefunden. A. S.

Regnaud P., Esquisse de l'histoire de la littérature Indo-européenne. Paris, Guilmoto.

Saintsbury George, A history of criticism and literary taste in Europe from the earliest texts to the present day. Vol. III. Modern criticism. Edinhurg and London, William Blackwood and Sons. 1904. 20 Sh.

Sepelevič L., Istorico-literaturnye et'udy. Serija I. [Studien zur Literaturgeschichte Teil I.] St. Petersburg 1904.

Aus dem Inhalt: Erasmus von Rotterdam.

Steinschneider Mor., Die europäischen Übersetzungen aus dem Arabischen bis Mitte des 17. Jahrhunderts. A. Schriften bekannter Übersetzer [Aus: Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften]. Wien 1904, C. Gerolds Sohn in Komm. 1.90 M.

Schmid K. F., Barclays Argenis. Eine literarhistorische Untersuchung. Dissertation. München 1903.

Lehnerdt M., Lucretius in der Renaissance. Königsberg 1904.

England. Beam J. N., Die ersten deutschen Übersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert. Dissertation Jena 1904.

Byron. Luther Arth., Byron, Heine, Leopardi. 3 Vorträge. Moskau 1904. Leipzig, F. Wagner in Komm. 1.75 M.

Ochsenbein Wilh., Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluß auf den jungen Heine (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, 6. Heft). Bern, A. Francke. 3.60 M.

Pape Henry, Jean Paul als Quelle von Thomas Carlyles Anschauungen und Stil. Dissertation. Rostock 1904 (H. Warkentien). 1.50 M.

Shakespearedramen (Romeo und Julia, Othello, Lear, Macbeth). Nachgelassene Übersetzungen von Otto Gildemeister, herausgegeben von Heinr. Spies. Berlin 1904, G. Reimer. 7 M.

Czerny Joh., Sterne, Hippel und Jean Paul. Ein Beitrag zur Geschichte des humoristischen Romans in Deutschland (Munckers Forschungen XXVII). Berlin 1904, A. Duncker. 2.20 M.

Thayer H. W., Lawrence Sterne in Germany. A contribution to the study of the literary relations of England and Germany in the eighteenth century (Columbia University Germanic Studies). Vol. II. No. 1. New York, The Mac-Millan Co.

Frankreich. Cartier Julia, Un intermédiaire entre la France et l'Allemagne. Gérard de Nerval. Étude de littérature comparée. Genf, Société générale d'imprimerie.

Dreyfuß-Brisac E., Plagiats et réminiscences, ou le jardin de Racine. Études littéraires comparées. Paris, l'auteur.

Golubew Vict., Marivaux' Lustspiele in deutschen Übersetzungen des 18. Jahrhunderts [Dissertation]. Heidelberg 1904, C. Winter, Verl. 2 M.

Italien. Belli Adriano, Wechselseitige Einwirkungen der italienischen und deutschen Kultur (Influssi vicendevoli della civiltà italiana e tedesca): noterelle tedesche per gl'Italiani studiosi di questa lingua. Venezia, tip. Emiliana edit. G. B. Monauni.

Belohoubek V., Die von A. W. Schlegel übersetzten Bruchstücke aus der Divina Commedia [Dantes] in ihrem Verhältnis zur italienischen Vorlage Programm. Troppau 1904.

Wagner Hedw., Tasso daheim und in Deutschland. Einwirkungen Italiens auf die deutsche Literatur. Berlin 1905 [1904], Rosenbaum & Hart. 8 M.

Spanien. Miguel Cervantes Saavedra, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Übersetzt von Ludw. Tieck. Jubiläumsausgabe in 4 Bänden. Mit einer biographisch kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausg. von Wolfg. v. Wurzbach. Leipzig, M. Hesse. 1.50 M.

Thal G. A., Hnevkowskys komisches Epos ,Dewin'. Seine Bearbeitungen und deren Verhältnis zur deutschen Literatur. Programm. Neutitschein 1904.

Grundriß der germanischen Philologie. Hg. von Herm. Paul. 2. verbesserte und vermehrte Auflage, II. Band. 2. Abteilung: Metrik. Straßburg, K. J. Trübner. 4 M.

Deutsche Literaturgeschichte. Graef Herm., Die deutsche Literaturgeschichte. Bonn 1904, C. Georgi. 2 M.

Bartels Adolf, Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bände. 6. bis 10. Tausend. 3. und 4. Auflage. Leipzig. E. Avenarius. 10 M.

Jantzen Herm., Deutsche Literaturgeschichte in den Grundzügen ihrer Entwicklung (Hillgers illustrierte Volksbücher. 18. Band). Berlin (1904), H. Hillger. 30 Pf.

Kastler F., Deutsche Literatur. Précis de l'histoire de la litérature. Notices biographiques et analyses. 7 édition. Paris, Belin frères.

Scherer Wilh., Geschichte der deutschen Literatur. 10. Auflage. Berlin 1905 [1904], Weidmann. 10 M.

Stöckel Herm., Geschichte des deutschen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Gemeinverständlich dargestellt (Lehmanns Volkshochschule. 3. Bändchen). Stuttgart 1904, F. Lehmann. 1 M.

Vilmar A. F. C., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 26. Auflage. Mit einer Fortsetzung: Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adf. Stern [5., neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Diese ,Fortsetzung' auch besonders: 2 M.]. Marburg 1905 [1904], N. G. Elwerts Verlag. 5. M.

Vogt Friedr. und Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2., neubearbeitete und vermehrte Auflage. 2. Band. Leizig 1904, Bibliographisches Institut. 10 M.

Braun W. A, Types of „Weltschmerz" in German poetry (Columbia University Germanic Studies. Vol. II. No. 2.) New York. The Macmillan Co.

Nagel Siegfr. Rob., Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Im Zusammenhange mit ihrer Gattung erläutert. Wien 1904, F. Deuticke. 2 M.

x Moeller van den Bruck Arth., Verirrte Dichter. (Vom Deutschen und Problematischen. Günther. Lenz. Klinger. Grabbe. Büchner. Conradi. Hille.) Minden (1904), J. C. C. Bruns. 2.50 M.

Sell Karl, Die Religion unserer Klassiker. Lessing, Herder, Schiller, Goethe. (Lebensfragen, Schriften und Reden, herausgegeben von Heinr. Weinel.) Tübingen 1904, J. C. B. Mohr. 2.80 M.

19. Jahrhundert. Romantik. Huch Ricardo, Blütezeit der Romantik. 3. Ausgabe. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig, H. Haessel Verl. 5 M.

Joachimi Marie, Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Jena, E. Diederichs. 4 M.
Ewald Osc., Romantik und Gegenwart. 1. Band. Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Berlin 1904, E. Hofmann & Co. 4.50 M.
Inhalt: 1. Das Problem des Staates. Gentz. — 2. Das Problem der Kunst. Grabbe. — 3. Das Problem der Religion. Lenau. — 4. Das Problem der Erotik. Kleist.
Heller Otto, Studies in Modern German Literature. Sudermann—Hauptmann—Women Writers of the Nineteenth Century. Boston, Ginn & Comp.
Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter Gedächtnis Stiftung. Je 1 M.
4. Band. Deutsche Humoristen. 2. Band. Clemens Brentano. E. Th. A. Hoffmann. Heinrich Zschokke. 1904.
5. Band. Deutsche Humoristen. 3. Band. Hans Hoffmann. Otto Ernst. Max Eyth. Helene Böhlau. 1904.
Loewenberg J., Deutsche Dichter-Abende. Eine Sammlung von Vorträgen über neuere deutsche Literatur. Hamburg 1904, Verlag von Dr. E. Schultze. 2 M.
Hötzke Herm., 20 Jahre deutscher Literatur. Ästhetische und kritische Würdigung der schönen Literatur der Jahre 1885 bis 1905. Braunschweig, R. Sattler. 2.50 M.
Krejčí Jan, Studie z novější literatury německé. V Praze. Nákladem Jana Laichtera 1904.
Inhalt: Julius Hart. — H. Conradi. — L. Jacobowski. — Joh. Schlaf. — R. Dehmel. — St. George. — B. Wille. — D. v. Liliencron.
Meinhold L., Die neuere deutsche Literatur. Charakteristik und Auswahl. Berlin, Gerdes & Hödel. 60 Pf.
Stern Adf., Studien zur Literatur der Gegenwart. 3. vermehrte und neu bearbeitete Auflage. Dresden, C. A. Koch. 10.50 M.
Waubke Arnold, Streiflichter zur modernen Literatur: Sudermann, Wolzogen, v. Kahlenberg, Hartleben u. a. und ihre Bedeutung fürs christliche Volksleben. Bielefeld (1904), O. Fischer. 20 Pf.
Schuldes Jul., Zur Geschichte des Verfalls der Literatur. Wien (1904), Das literar. Deutsch-Österreich. 50 Pf.
Hofmannsthal Hugo v., Unterhaltungen über literarische Gegenstände (Die Literatur hg. von Brandes. 1. Band). Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.
Inhalt: Über Gedichte. Ein Dialog. Über Charakter im Roman und Drama.
Schumann Adph., Geschichte der erotischen Literatur der Deutschen, herausgegeben und gesammelt unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten. (In 25 Lieferungen.) Leipzig 1904, A. Schumanns Verl. Je 1 M.
Biernatzki Johs., Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Vortrag. Hamburg 1904, Herold. 50 Pf.
Landschaften. Geiger Alb., Badische Dichter. Ein Sammelbuch badischer Lyrik bis auf die jüngste Zeit. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. 1.80 M.
Lorenz F., Zur Geschichte der Zensur und des Schriftwesens in Bayern. Dissertation. München 1904 (1901).
Nagl J. W. und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 26. 27. Lieferung. Wien, Fromme. Je 1 M.
Gruber Karl, Zeitgenössische Dichtung des Elsasses. Straßburg, L. Beust. 5 M.
Die Bedeutung dieses stattlichen Bandes liegt vor allem in der Einleitung, die fast ein Drittel des Gesamtumfanges beansprucht. Wenn in ihr ein kaum bekannter bayrisch elsässischer Poet, Bretzl-Reginus, mit Th. Fontane und der Straßburger Universitätsprofessor Theobald Ziegler mit Fichte und Treitschke

verglichen wird, so erhalten wir damit den Maßstab, nach dem diese General stabskarte der neueren elsässischen Dichtung aufgenommen ist. Die mikroskopisch genaue Aufnahme der ganzen Entwicklung eines René Schickele oder die im Stil einer Würdigung des Athenaeums gehaltene Geschichte der „Elsässischen Rundschau" sind dann die unentbehrlichen Konsequenzen einer Darstellung, deren eindringende Genauigkeit als einmaliges, freilich nicht oft zu wiederholendes Beispiel gelten mag für den Versuch, eine engeingeschränkte Evolution lückenlos zu analysieren.

Dieser Versuch durfte hier um so eher gemacht werden, als einheitliche Grundgedanken sich durch die Menge der kleinen Örter und Flecken wie breite Heerstraßen ziehen. Interessante Gestalten begegnen selten — neben dem von Gruber wohl doch liebevoll überschätzten Deutschfranzosen Erckmann fast nur Fritz Lienhart, von dem es hübsch heißt: „Gegenwart wurde, was er erfaßte." Aber interessante Erscheinungen begegnen, wie vor allem das Elsässische Theater, noch immer die einzige produktive Dialektbühne Deutschlands; oder merkwürdige Phänomene, wie die beständige Wechselwirkung zwischen bildender Kunst und Poesie, auf die der Verfasser besonders sorgsam sein Auge richtet. Vor allem aber scheint jener Grundgedanke wichtig, der die literarische Regsamkeit im Elsaß auf zwei verschiedene Tendenzen aufteilt: die rein elsässische, die aus den Zuständen der Gegenwart eine rechte Heimatkunst zu schaffen sucht, und die deutschmittelalterliche, die das „Elsaß" als eine historische Gesamtpersönlichkeit nimmt und dadurch besonders auch die französischen Einflüsse und die politischen Reibungen von heute abschwächt (vgl. besonders XXXIV). Damit hängt der Übergang von politischer zu rein kultureller Auffassung des Elsässertums untrennbar zusammen.

Diese Scheidung, die der kundige Verfasser an jedem Wendepunkte neu betont, dürfte wohl allgemeinere Anwendung verdienen; sollte sie nicht z. B. auch für die deutsch-böhmische und deutsch-schweizerische Literatur Geltung haben?

Der gleiche Geist ruhiger, aber von innerstem Anteil beseelter Sachlichkeit, der diese Einleitung auszeichnet, hat auch die Auswahl der Proben bestimmt. Wenn freilich Szenen aus Dramen von Lienhart, Stoßkopf, Greber, Bastian gegeben werden, warum nicht aus Stegemanns Romanen? Übrigens macht die Parade keinen schlechten Eindruck und der Schlachtrapport, eine ausführliche Aufzählung der Schriften, läßt uns eine Vervollständigung durch Literaturangaben weiterer Art, Rezensionen usw. vermissen. Richard M. Meyer.

Reiner Edm., Mährens deutsche Dichter der Gegenwart. Ein Nachschlagewerk und Hausbuch deutscher Dichtkunst. I. Der Olmützer Dichterkreis. Sternberg (Mähren) 1904, Selbstverlag. 85 Pf.

Schröder Carl, Die neu-niederdeutsche Dichtung in Meklenburg [Aus: ‚Niedersachsen']. Bremen, C. Schünemann. 1 M.

Widmann Hans, Moderne Salzburger Dichter (Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder 10. Bändchen). Wien (1904), Dorfmeister. 1.80 M

Klaiber Thdr., Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1.50 M.

Inhalt: Karl Weitbrecht. — Eduard Paulus. — Eduard Eggert. — Christian Wagner. — Isolde Kurz. — Cäsar Flaischlen. — Hermann Hesse. — Karl Gustav Vollmöller. — Heinrich Lilienfein. — Karl Schönhardt. — Robert Ochsler. — Ludwig Palmer. — Edgar Kurz. — Therese Köstlin. — Walther Eggert-Windegg.

Kürschners deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1905. Hg. von Heinr. Klenz. 27. Jahrgang. Leipzig, G. J. Göschen. 6.50 M.

Drama. Benoist-Hanappier L., Le drame naturaliste en Allemagne. Paris, Alcan 7.50 Fr.

Dinger Hugo, Dramaturgie als Wissenschaft. Leipzig, Veit & Co. 1. Band. Die Dramaturgie als theoretische Wissenschaft. 1904. 7.50 M. 2. Band Die dramatische Kunst im Systeme der Künste. 7.50 M.
Bulthaupt Heinr., Dramaturgie des Schauspiels. I. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 10., neu bearbeitete Auflage. Oldenburg 1905 [1904], Schulze. 6 M.
Das deutsche klassische Drama (Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer). Publié par G. Gromaire. Paris, Colin.
Kerr Alfr., Das neue Drama. (1. Reihe der Davidsbündler-Schriften.) Berlin 1905 [1904], S. Fischers Verl. 5 M.
Kienzl Herm., Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen. Graz, Leuschner & Lubensky. 5 M.
Lothar Rud., Das deutsche Drama der Gegenwart. München 1905 [1904], G. Müller. 10 M.
Noffig Alfr., Die Erneuerung des Dramas. 1. Teil Berlin, Concordia. 3.50 M.
Scholz Wilhelm v., Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. München und Leipzig 1905 [1904], Georg Müller. 3 M.
Aus dem Inhalt: Gedanken zum Drama. Ballade und Drama. Das Fünfkönigsdrama und seine Uraufführung. Der Herr Theaterdirektor, eine Macbethstudie. Der Meister von Palmyra und Ahasver. Joh. Christ. Günther. Mesmer. Bücher vom eigenen Leben.
Niemann Gtfr., Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwicklung. Eine literarhistorische Studie (Probefahrten. 5. Band). Leipzig, R. Voigtländer. 3.60 M.
Bie Osc., Das Ballett (Die Literatur. 15.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.
Roman. Keiter Heinr., Theorie des Romans und der Erzählungskunst. 2., vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Tony Kellen. Essen 1904, Fredebeul & Kösen. 2.40 M.
Mielke Hellmuth, Geschichte des deutschen Romans (Sammlung Göschen. 229. Bändchen), Leipzig 1904, G. J. Göschen. 80 Pf.
Historischer Roman. Du Moulin Eckart Rich. Graf, Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Eine Skizze. Berlin, Verlag der ‚Deutschen Stimmen'. 3 M.
Wenger Karl, Historische Romane deutscher Romantiker (Untersuchungen über den Einfluß Walter Scotts). (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. 7. Heft). Bern, A. Francke 2.40 M.
Wassermann Jak., Die Kunst der Erzählung (Die Literatur. 8. Band). (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.
Kirchheisen Frdr. M., Die Geschichte des literarischen Porträts. 1. Band. Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Leipzig 1904, K. W. Hiersemann. 5 M.
Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts, ausgewählt und eingeleitet von Leo Berg. Hüpeden & Merzyn Verlag. Berlin. Leipzig. Paris. 5 M.
Inhalt: Wieland, Der Stein der Weisen. — Goethe, die neue Melusine. — Benzel-Sternau, Der Mantel der Zukunft. — Novalis, Der Sänger. — Tieck, Der blonde Eckbert. — Arndt, die Seekönigin. — Jeremias Gotthelf, Großmutter Käthi erzählt ihrem Buben das Märchen von den Erdmännchen. — Hebbel, Der Rubin. — Platen, Rosensohn. — E. T. A. Hoffmann, Nußknacker und Mausekönig. — Musäus, Ulrich mit dem Bühel. — Hauff, Der junge Engländer. — Immermann, Münchhausens Bildungsgeschichte — Brentano, das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich.
Das Kunstmärchen, lange Zeit das verachtete Aschenbrödel neben den stolzen Schwestern Volksmärchen und Mythus, kommt unter dem Einflusse der

Neuromantik wieder zu Ehren. Auf Emil Webers Sammlung von Märchen vorzugsweise lebender Autoren folgt Leo Bergs Auswahl, die Wieland, Goethe, Gr. Benzel-Sternau, Novalis, Tieck, Arndt, Jer. Gotthelf, Hebbel, Platen, E. T. A. Hoffmann, Musäus, Hauff, Immermann, Brentano in dieser nicht ganz verständlichen Anordnung umfaßt. Eine geistreiche Einleitung weiß doch den springenden Punkt, der das Märchen von anderen „Fiktionen" unterscheidet: das Experimentelle, nur gelegentlich zu berühren und läßt eine tiefere historische Erfassung der Wurzeln dieser Freude ganz vermissen. Jene Lust am Automatischen, die die Kinder beim Steigenlassen des Drachens empfinden, um derentwillen der Ball ein so unersetzliches Spielzeug ist — sie beglückt auch im Märchen, wenn die einmal angegebene Voraussetzung sozusagen explodiert und „Prügel aus dem Sack" den ungetreuen Wirt bezahlt. Diese Freude gehört eben unter primitiven Verhältnissen keineswegs bloß dem Kind, sondern im Gegenteil fast noch mehr dem Erwachsenen, der sie voller auskostet.

Das moderne Märchen unterscheidet sich von den ursprünglichen durch nichts so sehr wie durch die bewußte Richtung auf das Kindliche. Sie mag sich naiv geben, wie oft bei Andersen, oder durch Eintauchen in die romantisch vorgestellte Gedankenwelt ahnungsvoller Engel, wie in den symbolischen Märchen bei Novalis und Tieck, oder sie mag in der Verzweiflung über die Unmöglichkeit der Aufgabe ironische Kapriolen mit Brentano und satirische Fratzen mit Hauff und Immermann schneiden — immer sucht sie das „Märchenhafte" im Unlogischen, während das echte Märchen gerade eine Übung der Logik ist. Geistreich hat dies Brandes in seinem Essay über Andersen beleuchtet.

Aufgabe einer Sammlung neuerer Märchen wäre es wohl, in erster Linie den Stil, in zweiter die Phantastik dieser Produkte anschaulich zu machen. Dazu trägt Berg in der Einleitung und der Auswahl ohne Zweifel bei; im wesentlichen bleibt das Buch aber doch eine ziemlich willkürliche, wenn auch recht interessante Anthologie. Richard M. Meyer.

Briefe. Henningsen J., Deutsche Briefe. Leipzig. O. Spamer. 3.50 M.

Briefe von Albrecht Achilles von Brandenburg, Luther, Gellert, Lessing, Goethes Mutter, Immermann, Michael Beer, Schiller, Goethe, Charlotte von Schiller, J. Fr. Cotta, Th. Körner, W. Grimm, F. Mendelssohn, Schuhmann, Dr. Wilh. Häring, Adrian Ludwig Richter, Hebbel, R. Wagner, Storm, Mörike, Keller, Marie Melos, Klaus Groth, Viktoria Kronprinzessin von Preußen, Fritz Reuter, Bismarck, Moltke, Kaiser Wilhelm I., Heinr. Rindfleisch, Max Eyth, Th. Billroth.

Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. (Gesammelt, eingeleitet und mit einem erklärenden Anhang, herausgegeben von Jul. Zeitler.) Leipzig, J. Zeitler. 6.50 M.

Lyrik. Debes Herm., Das deutsche Lied des 19. Jahrhunderts und seine Bedeutung für unser Volk. Gotha, R. Schmidt. 30 Pf.

Sallwürk Edm. v., Das Gedicht als Kunstwerk. II. Der Vortrag (Pädagogisches Magazin. 228. Heft). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne. 25 Pf.

Kirchenlied. Unsere Kirchenliederdichter. Lebens- und Charakterbilder. Mit einer Einführung von Wilh. Nelle. (Große Ausgabe.) Hamburg 1905 [1904], G. Schloeßmann. 8 M.

Fischer A., Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Hg. von W. Tümpel. 7. bis 12. Heft. Gütersloh 1904/5, Bertelsmann. Je 2 M.

Nelle Wilh., Unser Kirchenlied und seine Dichter. Hamburg (1904), G. Schloeßmann. 10 Pf.

Volks- und Gesellschaftslieder des 15. und 16. Jahrhunderts. I. Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343, herausgegeben von Arth. Kopp (Deutsche Texte des Mittelalters, herausgegeben von der k. preußischen Akademie der Wissenschaft. V. Band.) Berlin, Weidmann. 7.60 M.

Dreher Konr., Waldhornlieder. Jagdlieder aus alter und neuer Zeit. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig 1905 [1904], J. J. Weber. 4 M.

Foller Marie von, Das menschliche Leben im Spiegel des deutschen Liedes. Berlin (1904), Schriftenvertriebsanstalt. 30 Pf.

Becker J., Über historische Lieder und Flugschriften aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Dissertation. Rostock 1904.

Scholz Wilh. v., Deutsches Balladenbuch, enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts, von Bürger bis Liliencron, mit einer Einleitung herausgegeben. München 1905 [1904], G. Müller. 4 M.

Lang Frdr. With., Wanderung auf österreichischen Friedhöfen. 1905 der sinnigsten und schönsten Grabsteinverse. Gesammelt und herausgegeben. Linz, (E. Mareis). 6 M.

Fröberg Thdr., Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jahrhundert. [Dissertation.] St. Petersburg 1904, (Eggers & Co.) 4 M.

Meyer Jhns., Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 3 M.

Büchmann Georg, Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walt. Robert-tornow. 22., vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Eduard Ippel. Berlin 1905 [1904], Haude & Spener. 7.50 M.

Lektüre. Schönbach A. E., Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. 7., stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 4.50 M.

Witkowski Georg, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. Leipzig (1904), M. Hesse. 20 Pf.

Ästhetik. Croce Benedetto, Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. Theorie und Geschichte. Nach der 2. durchgesehenen Auflage aus dem Italienischen übersetzt von Karl Federn. Leipzig, E. A. Seemann. 7 M.

Baumann J., Dichterische und wissenschaftliche Weltansicht. Mit besonderer Beziehung auf „Don Juan", „Faust" und die „Moderne". Gotha 1904, F. A. Perthes. 4 M.

Biese Alfred, The Development of the Feeling for Nature in the Middle Ages and Modern Times. London, Routledge. 6 M.

Frankhauser K., Prinzipien der Ästhetik. Straßburg 1904, J. H. E. Heitz. 2.50 M.

Fuchs Rich., Der Rhythmus des Lebens und der Kunst. Zum Stile einer freien Menschheit. Altenburg 1904. (Berlin, H. Seemann, Nachf.) 3 M.

Gradmann Ernst, Subjekt und Objekt des ästhetischen Aktes. Eine psychologische Untersuchung. Halle 1904, M. Niemeyer. 1.20 M.

Heyfelder Erich, Ästhetische Studien. 2. Heft. Die Illusionstheorie und Goethes Ästhetik. Freiburg im B. 1904, H. Heyfelder. 4 M.

Hirn Yrjö, Der Ursprung der Kunst. Eine Untersuchung ihrer psychischen und sozialen Ursachen. Aus dem Englischen von M. Barth. Durchgesehen und durch Vorwort eingeleitet von Paul Barth. Leipzig 1904, J. A. Barth. 9 M.

Hollenhaag Hans von, Vom Typus in der Kunst. Proben. Wien, Akademischer Verlag f. Kunst und Wissenschaft. 2 M.

Park R. E., Masse und Publikum. Eine methodologische und soziologische Untersuchung. Dissertation. Heidelberg 1904.

Prölß Rob., Ästhetik. Belehrungen über die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. 3., vermehrte und verbesserte Auflage. (Webers illustrierte Katechismen. 11. Band.) Leipzig 1904, J. J. Weber. 3.50 M.

Puffer Ethel D., The Psychology of Beauty. Boston and New-York, Houghton Mifflin & Comp. 1.25 Doll.

Schmidt C. W., Das Wesen der Kunst, abgeleitet und entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Eine Erklärung der Kunst und ihrer Prinzipien auf Grund empirischer Psychologie. Leipzig 1904, O. Wigand. 3.60 M.
Strecker R., Der ästhetische Genuß auf Grund der ästhetischen Apperzeption. Dissertation. Gießen 1904.
Volkelt Jhns., System der Ästhetik. 1. Band. München 1905 [1904], C. H. Beck. 10.50 M.
Waetzoldt Wilh., Das Kunstwerk als Organismus. Ein ästhetisch biologischer Versuch. Leipzig, Dürrsche Buchh. 1.60 M.
Geiger Emil, Beiträge zu einer Ästhetik der Lyrik. Halle, M. Niemeyer. 3 M.
Das Tragische. Georgy Ernst Aug., Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus (Die neue Weltanschauung. 3.) Berlin, A. Kohler. 4.50 M.
Vögele A., Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus. Stuttgart 1904, A. F. Prechter in Komm. 1 M.
Jahn Frz., Das Problem des Komischen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Potsdam (1904), A. Stein. 2 M. — Vgl. Euphorion 11, 671.
Sammelwerke. Bleibtreu Karl, Die Vertreter des Jahrhunderts. 2. 3. (Schluß-)Band. Berlin und Leipzig 1904, Friedrich Luckhardt. 7.50 und 3 M.
Bölsche W., Weltblick. Gedanken zu Natur und Kunst. Dresden Carl Reißner 1904.
Aus dem Inhalt: Das Starenlied. — Vom ewigen Weihnachtsfest. — Ob Naturforschung und Dichtung sich schaden? — Das Unberechenbare in der Natur. — Die Flucht vor der Stadt (Der Dichter als Historiker; Großstadtpoesie und Dekadenz). — Ein versteinertes Tier und ein lebendiger Gedanke (Über Goethes Metamorphosenlehre). — Zur Geschichtsphilosophie des Bienenstaates. — Drachenmärchen und Drachenwahrheit. — Vom Religiösen in unserer Zeit. — Vom Vers im Drama.
Bossert A., Essais sur la Littérature allemande. Paris, Librairie Hachette et Cie.
Inhalt: Le Roman de la guerre de Trente Ans: le Simplicissimus. — Kant, sa personne et son caractère. — La vie de Goethe. — Le dernier amour de Goethe. — Le Faust de Goethe, ses origines et ses formes successives. — La Nausicaa de Goethe. — Le Journal de Goethe. — La vie de Jean-Paul. — Ernest Curtius d'après sa Correspondance. — L'Album poétique de Strauss. — L'idée du Retour éternel de Nietzsche.
Bruns Ivo, Vorträge und Aufsätze. München 1905 [1904], C. H. Beck. 8.50 M.
Aus dem Inhalt: Erasmus als Satiriker. — Gedächtnisrede auf Peter Wilhelm Forchhammer. — Der Kampf um die neue Kunst. — Eine musikalische Plauderei.
Burckhard Max, Quer durch Juristerei und Leben. Vorträge und Aufsätze. Wien, Wiener Verlag. 3.50 M.
Dodel Arn., Aus Leben und Wissenschaft. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. II. Serie. 3 Teile in einem Bande. Stuttgart 1905 [1904], J. H. W. Dietz Nachf. 3.50 M.
Festschrift zu der vom 12.—14. Juni 1905 zu Duisburg abgehaltenen 14. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, überreicht vom Zweigverein Duisburg.
Anläßlich der Hauptversammlung des deutschen Sprachvereines in Duisburg hat der dortige Zweigverein eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, die sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung Duisburgs, ferner mit zwei bedeutenden Männern, die dort gewirkt haben, ganz besonders aber mit der dort gesprochenen und dem Aussterben nahen Mundart beschäftigen. Diese Arbeiten wollen als ein anspruchsloser Beitrag zur Heimatkunde betrachtet sein. Zu erwähnen

wäre daraus ein Aufsatz von Dr. K. Elias „Leben und Bedeutung Gerhard Mercators", dann ein Aufsatz von W. Eicker über den Parabeldichter Adolf Krummacher und seine Beziehungen zu Duisburg, hauptsächlich über seine Lebensverhältnisse. Vom Lehrer W. Meyer-Markan sind mehrere Aufsätze über die Duisburger Mundart. Zunächst eine Geschichte und Beschreibung der Mundart, dann Beiträge zu dem Wortschatz, Redensarten, Flurnamen, Sprichwörter, Beispiele aus alten Duisburger Urkunden für die Sprachgeschichte von 1350 bis 1667, ferner Stielmuß-Lieder, d. h. Lieder, die bei der Verarbeitung der Speiserübe gesungen worden sind, also Volkslieder, ferner Kinder-Lieder, kleine Erzählungen und Gedichte in Duisburger Mundart und verbreitete hochdeutsche Volkslieder, endlich ein Aufsatz von W. Eicker „Aus Duisburgs ältester Zeitung ‚Wöchentliche Duisburgsche Adresse und Intelligenz Zettel 1727'." Einige berechtigte Ausstellungen an den Beiträgen zur Mundart hat Th. Matthias in der Zeitschrift des deutschen Sprachvereins XX, Nr. 10 vorgebracht. H.

Festschrift, Albert von Bamberg zum 1. Oktober 1905 gewidmet vom Lehrerkollegium des Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Gotha, F. A. Perthes.

Aus dem Inhalt: K. Laßwitz, Schillers „Idealistische Freiheit". — P. Regel, Über den Einfluß der Freundschaft Schillers mit Körner auf den Dichter.

Mélanges Paul Fredericq. Hommage de la Société pour le progrès des Études philologiques et historiques. 10. Juillet 1904. Brüssel, Henri Lamertin, 1904. 15 Fr.

Aus dem Inhalt: A. Bley, Zu Kleists Prinzen von Homburg. — E. Discailles, Metternich et les universités allemandes de 1817 à 1819.

Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf zur Feier seiner 25jährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle, M. Niemeyer.

Aus dem Inhalt: Fluri A., Die Anfänge des Französischunterrichts in Bern. — Langkavel M., Henri Blazes Übertragung des 2. Teils von Goethes Faust. — K. Schirmacher, Der junge Voltaire und der junge Goethe. — Betz L. P., Bibliographie der Werke Jakob Heinrich Meisters.

Festschrift zur Begrüßung der sechsten Versammlung Deutscher Bibliothekare in Posen .... herausgegeben von R. Focke. Posen, Joseph Jolowicz. 2 M.

Aus dem Inhalt: Fabricius W., Zur Lebensgeschichte des Preußenlied-Dichters Bernhard Thiersch.

Festschrift, Adolf Tobler zum 70. Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, G. Westermann. 8 M.

Aus dem Inhalt: Brandl A., Dante und Adolf Pichler. — Conrad H., Baudissin als Übersetzer Shakespeares. — Cornicelius M., Romanische Einflüsse in Gottfried Kellers Dichtung. — Herzfeld G., Zur Geschichte der Faustsage in England und Frankreich. — Mangold W., Ungedruckte Verse von Gresset an Friedrich den Großen. — Rosenberg F., Der Estherstoff in der germanischen und romanischen Literatur.

Fulda Ludwig, Aus der Werkstatt. Studien und Anregungen. Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cotta. 3 M.

Inhalt: Über den Wert der Beobachtung in der Poesie. — König Ludwig II. von Bayern. — Die „Freie Bühne". — Moral und Kunst. — Gibt es einen Schriftstellerstand? — Die Muttersprache. — Die Reform der Geselligkeit. — Rundfragen. — Originalität. — Gustav Freytag als Dramatiker. — Die Kunst des Übersetzens. — „Der eingebildete Kranke". Eine Titelfrage. — Kunstgefühl und Schamgefühl. — Tantiemen. — Mein Erstlingswerk? — Der nächste Morgen.

Man braucht nicht eben Prometheus zu sein, um, in der Werkstatt sitzend, ein Geschlecht bilden zu wollen, das dem Bildner gleich sei; jeder Künstler will das. Es entsteht dann freilich leicht auch die Frage, die Kleist sogar an Pestalozzi und Fichte gerichtet hat:

> Setzet, ihr träfts mit eurer Kunst, und erzeugt uns die Jugend
> Nun zu Männern, wie ihr: lieben Freunde, was wärs?

Wenn Fulda (S. 126 f.) über Originalität oder (S. 95 f.) über die Reform der Geselligkeit handelt, so gehen seine Studien nicht tief und seine Anregungen noch weniger. Das Tatsächliche ist anfechtbar; so habe ich über Geselligkeit und Unterhaltung denn doch erfreulicherweise andere Erfahrungen als er (S. 100 f.) und würde Freytags Bedeutung nicht gerade in seinen Humor (S. 141) setzen. Die Folgerungen sind nicht zwingend; ich verstehe z. B. durchaus nicht, weshalb ein „Figaro nach der Revolution“ (S. 148) „ohne alle Bitterkeit“ dastehen soll; im Gegenteil! Die Ergebnisse sind gering; was hat Fulda über das Zeitungsdeutsch (S. 85) oder über Moral und Kunst (S. 37 f., vgl. S. 194 f.) Neues zu sagen? Freilich; über diese Dinge läßt sich überhaupt schwer Neues sagen; weshalb aber das Alte mit einer gewissen Prätention nochmals vortragen?

Mehr bringen die Aufsätze, in denen der gewandte Virtuos über mehr oder minder technische Fragen handelt, über die Kunst des Übersetzens (S. 157 f. genaue Kenntnis der eigenen Sprache sei wichtiger als Herrschaft über die fremde) mit dem Corollar: Wie der Titel „Eingebildeter Kranker“ zu übersetzen sei (S. 184 f.); über den Schriftstellerstand (S. 48 f. Fulda leugnet, daß es einen geschlossenen Stand der Schriftsteller gebe; aber Unterschiede des Betriebs und der Auffassung schließen gemeinsame Interessen hier so wenig wie bei den „Arbeitern“ aus): oder auch über Tantiemen (S. 207 f.)

Charakteristisch für den Dichter Fulda ist besonders der erste Aufsatz „Über den Wert der Beobachtung in der Poesie“ (S. 1 f.) Fulda erklärt in dem Artikel über die „Freie Bühne“ (S. 22 f.) mit unzweifelhaftem Recht: „Ich bin kein Naturalist“ (S. 25), aber auch mit geringerer Berechtigung: „Ich gehöre keiner Schule an“ (S. 27). Daß er ein Epigone der Münchener Epigonen sei, beweist seine an der Oberfläche haftende Beurteilung des „Erlebnisses“ (S. 2 f.) Er kennt nur das äußere Erlebnis, und daneben für den Künstler „die eminente dichterische Kraft des willkürlichen inneren Erlebnisses“ (S. 5). Aber in der Willkürlichkeit steckt der Hinkefuß des Dilettantenteufels. Freilich kann der Dichter, wie Fontane betont hat, etwas auch an Andern erleben; erleben aber muß er es nicht als Fiktion, sondern als lastende Wahrheit muß die Liebe, die Eifersucht, die Untreue, der Ehrgeiz sich seinem Geistesleben aufdrängen, in allen Phasen von ihm empfunden werden; und das wird geschehen, wo irgend (nach Moritz' von Goethe sanktioniertem Ausdruck) „die Organisation so fein gewebt ist und so unendlich viele Berührungspunkte der allan strömenden Natur darbietet, daß gleichsam die äußersten Ende an allen Verhältnissen der Natur Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen“. Ist dies der Fall, wo ist dann noch Platz für Willkür? Höchstens für die Reproduktion des Erlebnisses bleibt die Möglichkeit, Poesie zu kommandieren.

Damit, glauben wir, erledigt sich auch, was Fulda (S. 5 f.) über die „Beobachtung“ ausführt. Wenn Homer ein Sinnbild der wünschenswerten Dichterblindheit sein soll (S. 10), so ziehen wir es vor, an den historischen Goethe zu denken, der in Rom, „große, große Augen“ machte. Auch nach innen wußte er seinen Blick zu richten; zuvor aber hat er zum „Wilhelm Meister“ recht gründlich „beobachtet“ und für den „Werther“ sogar Dokumente benutzt.

Der Mangel an kräftiger Schaufreude und an tief einfühlendem Miterleben war die Schwäche der Münchener; sie ist bei Fulda zur Theorie geheiligt. „Es ist das Verhängnis," sagt Paulsen einmal, „daß die Ideale eines Zeitalters die Verordnungsparagraphen des folgenden werden." Richard M. Meyer.

Alfred und Nanny Kaßmann zum 19. Juni dargebracht. Frankfurt am Main.

Aus dem Inhalt: Sandheim Moritz, Die Bibliothek des Hans Sachs. [Versuch, die in dem Verzeichnis Archiv für Literaturgeschichte 7, 1 ff. enthaltenen gedruckten Bücher zu bestimmen]. — Kaßmann Ernst, Ein ungedrucktes Gedicht Chamissos. An Fauqué 21. May 1824. — Hahenemser Paul, Bruchstücke aus einem ungedruckten Briefe Hebels. [An F. W. Hitzig, kurz vor Hebels Tod]. — Ochs Richard, Ein Albumblatt von Johannes Brahms (mit Faksimile). — Ehrig Willy, Das Zeitungswesen Calmars im 18. Jahrhundert.

Gaedertz Karl Theodor, Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Neue Folge. Leipzig. Georg Wigand.

Aus dem Inhalt: Der Sänger des Messias. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages. — Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe und Sophie von Schardt. Zwei Freundinnen Joh. Gottfrieds von Herder. Ein Nachhall zur Hundertjahrfeier Herders. — Die beiden Overbeck. — Karl Friedrich von Rumohr. Gedenkblätter zu seinem 60. Todestage. — Bettina von Arnim und Markus Niebuhr. — Neues von einem alten Hamburger Dichter [Johann Diederich Gries]. — Hamburger Rauchfleisch in Jena. Eine Episode aus Gries' Leben. — Der Sänger des Frithiof [Tegnér] in Deutschland. — Ein Schlesischer Wallfahrtsort (St. Annaberg). — Ein Alt-Münchener Mysterienspiel.

Hertz Wilh., Gesammelte Abhandlungen Hg. von Frdr. v. der Leyen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 10 M.

Inhalt: Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters 1—9. — Die Sage vom Giftmädchen. — Aristoteles bei den Parsen. — Aristoteles als Schüler Platos. — Die Sagen vom Tod des Aristoteles 1—3. — Die Rätsel der Königin von Saba. — Über den Namen Lorelei. — Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann.

Herzl Theod., Feuilletons. 2 Bände. Wien 1904, Wiener Verlag. 10 M.

Jansen Günther, Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1904. Verlag von Gebrüder Paetel. 5 M.

Inhalt: Feldmarschall Graf Burchard Christoph von Münnich. — Königin Amalie von Griechenland, geborene Herzogin von Oldenburg. — Oldenburger Erinnerungen in Dänemark. — Altjeversche Geschichten. — Oldenburger Beziehungen des Grafen Reinhard. — Die Briefe der Frau Reinhard. — Das Jahr 1848 aus der Schülerperspektive. — A. Stahrs letzte Jahre in Oldenburg (1846—1852). — Erinnerungen an Heinrich Geffcken. — W. von Humboldt in Eutin und in Oldenburg. — Herders Zögling. — Herder als Freiwerber. — M. Claudius und Oldenburg. — Heiligerlee. — Zur Vorgeschichte der oldenburgischen Verfassung (1815—1848).

Kienzl Wilh., Aus Kunst und Leben. Gesammelte Aufsätze, 2. Auflage. Berlin 1904, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5 M.

Kohler Jos., Aus Kultur und Leben. Gesammelte Essays. Berlin 1904, O. Eisner. 3 M.

Lenz Max, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze (Deutsche Bücherei 18. Band.) Berlin, Expedition der Deutschen Bücherei. 25 Pf.

Inhalt: Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs. — Humanismus und Reformation. — Dem Andenken Ulrichs von Hutten. — Philipp Melanchthon. — Gustav Adolf. — Wie entstehen Revolutionen? — Bismarcks Religion. —

Bismarck und Ranke. — Jahrhunderts-Ende vor hundert Jahren und jetzt. — Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart.

Lindau Hans, Unkritische Gänge. Berlin, E. Fleischel & Co. 1904. 2 M.

Aus dem Inhalt: K. Laßwitz. — W. Bölsche. — Der Genuß der Sprache. — Lamprechts Deutsche Geschichte. — F. Paulsen. — A. Wilbrandt.

Meyer Rich. M., Gestalten und Probleme. Berlin 1905 [1904]. 4 M.

Inhalt: Einleitung. 1. Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. — Goethe 2. Goethe als Psycholog. 3. Goethes Art zu arbeiten. 4. Goethe in Venedig. 5. J. P. Eckermann. — Romantik. 6. Der Dichter des „Romanzero". 7. W. Menzel. 8. H. Leo. — Übergangszeit. 9. B. Goltz. 10. E. von Feuchtersleben. — Neue Tendenzen. 11. Th. Fontane. 12. E. Zola. 13. F. Nietzsche. — Allgemeines. 14. Vitalis und seine Genossen. 15. Die Ahnen der „Familie Buchholz". 16. Deutschland ist Hamlet. 17. Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs. 18. Die Grenzen des Irrtums.

Möbius P. J., Ausgewählte Werke. Band VI. Im Grenzlande. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 3 M.

Inhalt: 1. Über die drei Wege des Denkens (1891). — 2. Drei Gespräche über Religion (1896). — 3. Über die Veredelung des Menschen (1898). — 4. Drei Gespräche über Metaphysik (1901). — 5. Über den Zweck des Lebens (1904). — 6. Über den Anthropomorphismus (1904).

Müller Gust. Ado., Stimmen toter Dichter. Briefe, Gedichte, Erinnerungen. Ein Gedenkbuch. Mit dem Bild und Faksimile Ulrikes von Levetzow. Hannover 1904. O. Tobies. 2.50 M.

Inhalt: 1. Die Wahrheit über Goethes letzte Liebe. 2. Erinnerungen an G. Ebers. Mit brieflichen Belegen. 3. Drei Briefe von Hardenberg, Tieck, Kerner. 4. Scheffel-Erinnerungen. Mit zwei Gedichten. 5. Mitteilungen über E. M. Arndt. Mit einem Gedichte. 6. Persönliches von H. Allmers. Erinnerungen und Briefe. 7. Schubart im Gefängnis. Mit einem neuen Briefe J. M. Millers. 8. H. Heine im Kampfe gegen J. von Döllinger.

Ostwald Wilh., Abhandlungen und Vorträge allgemeinen Inhaltes (1887—1903). Leipzig 1904, Veit & Co. 8 M.

Inhalt: Allgemeine und physikalische Chemie. — Elektrochemie. — Energetik und Philosophie. — Technik und Volkswirtschaft. — Biographie: 1. Joh. Wilh. Ritter. 1894. 2. Eilhard Mitscherlich. 1894. 3. Friedr. Stohmann 1897. 3. Gustav Wiedemann 1899. 5. Jacobus Henricus van 't Hoff 1899. 6. Robert Bunsen. 1901. 7. Johannes Wislicenus 1903.

Poppenberg Fr., Bibelots. Leipzig 1904, J. Zeitler. 5 M.

Aus dem Inhalt: Folies universelles 1900. — Kulturen. — Echo du temps passé. Aus dem Porzellan-Säkulum. Casanovas Glück und Ende. Chodowiecki-Suite. Wielands Lieben. Aus der Gefühlswelt des 18. Jahrhunderts: 1. Bekenntnisse einer schönen Seele. 2. Empfindsame Reise. Christlicher Adel deutscher Nation: 1. Aus dem Humboldtschen Hause. 2. Die Redens. 3. Gräfin Bernstorff. — Romantische Spiegelungen. — Ecce Poeta. Jean Paul Friedrich Richters Liebe und Ehestand. Züge aus Goethes Briefen an Frau von Stein. Novalis in neuer Spiegelung. Grabbe-Grotesken. E. Th. A. Hoffmann-Spiegelung. E. A. Poe. Die Königsbriefe der Bettine. Fr. von Gentz. Züge zu Arndts Bilde. Annette von Droste-Hülshoff. Hebbel-Wege. Grillparzers Inferno. Die große Passion.

Stiefel Jul., Reden und Vorträge. Zürich 1904, A. Müller, Verl. 2.50 M.

Zabel Eugen, Bunte Briefe aus Amerika. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 3 M.

Darin S. 376 ff: Heine in Amerika.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Newcomb Simon, The Evolution of the Scientific Investigator. Opening address at the International Congress of Arts and Science at the Universal Exposition, St. Louis September 19, 1904. Universal Exposition, St. Louis 1904.

Maiwald V., Geschichte der Botanik in Böhmen. Wien 1904, C. Fromme. 5.50 M.

Meyer Ernst v., Geschichte der Chemie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, 1905 [1904], Veit & Co. 11 M.

Müller Conr. H., Studien zur Geschichte der Mathematik, insbesondere des mathematischen Unterrichts an der Universität Göttingen im 18. Jahrhundert (Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften usw. 18. Heft). Leipzig 1904, B. G. Teubner.

Gröber Gust., Geschichte und Aufgabe der romanischen Philologie. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. [Aus: Gröbers Grundriß der romanischen Philologie. 2. Auflage]. Straßburg, 1904, K. J. Trübner. 4 M.

Gumplowicz Ldw., Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck, Wagner. 12 M.

Behre Otto, Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen bis zur Gründung des k. statistischen Bureaus. Berlin, C. Heymann 20 M.

Thiele Rich., Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754/76). Mit urkundlichen Beilagen. [Aus: Jahrbuch der k. Akademie gemeinnütz. Wiss.] Erfurt 1904, C. Villaret. 2.50 M.

Beiträge zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts. Festschrift des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg zur Begrüßung der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Hamburg, Druck von Lütcke & Wulff.
Inhalt: Keiler E., Der Briefwechsel zwischen Mathias Bernegger und Johann Freinsheim. — Ziebalh E., Heinrich Lindenbruch und Joseph Justus Scaliger. — Schultheß C., Aus dem Briefwechsel des französischen Philologen und Diplomaten Jacques Bongars.

Gelehrtenlexika u. ä. Hammelmann Herm., Geschichtliche Werke. Kritisch neu hg. von (†) Heinr. Detmer. I. Band: Schriften zur niedersächsisch-westfälischen Gelehrtengeschichte. 2. Heft: Oratio de Rodolpho Langio. De vita, studiis, itineribus, scriptis et laboribus Hermanni Buschii (Veröffentlichungen der histor. Kommission f. Westfalen). Münster, Aschendorff. 2 M.

Poggendorff J., Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, enth. Nachweise über Lebensverhältnisse und Leistungen von Mathematikern, Astronomen, Physikern, Chemikern, Mineralogen, Geologen, Geographen usw. aller Völker und Zeiten. 4. Band die Jahre 1883 bis zur Gegenwart umfassend). Hg. von A. J. von Oettingen. 22./24. Lieferung. Leipzig 1904, J. A. Barth. Je 3 M.

Brennsohn J., Die Ärzte Livlands von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein biographisches Lexikon, nebst einer historischen Einleitung über das Medizinalwesen Livlands. Riga, E. Bruhns. 9 M.

Gelehrte. Winkelmann A., Ernst Abbe. Rede bei der von der Universität Jena veranstalteten Gedächtnisfeier am 2. Mai 1905 gehalten. Jena. G. Fischer. 60 Pf.

Hofmann Rhold, Dr. Georg Agricola. Ein Gelehrtenleben aus dem Zeitalter der Reformation. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

Haacke Wilh., Karl Ernst von Baer (Klassiker der Naturwissenschaften. 3. Band). Leipzig, Th. Thomas. 3 M.

Ostwald Wilh., R. W. Bunsen (Männer der Wissenschaft. 2. Heft). Leipzig, W. Weicher. 1 M.

Friedrich Joh., Gedächtnisrede auf Karl Adolf von Cornelius. München 1904, G. Franz Verl. in Komen. 1.40 M.

Hashagen Fr., Ernst Curtius als Sohn und Schüler, als Meister und als Mann. Skizzen zu seinem ‚Lebensbild in Briefen'. Leipzig 1904, H. G. Wallmann. 1.80 M.

Wretschko Alfr. R. v., Ernst Demelius, o. ö. Professor des österr. Zivilrechts Rektor magnificus der Universität Innsbruck † 28. Juni 1904 ... Innsbruck 1905, Wagner. 40 Pf.

Genée Rud., Promemoria für meine Freunde. Verzeichnis meiner seit 53 Jahren im Druck erschienenen Schriften. Berlin 1904. Amelangsche Sort.-Buchh. 1 M.

Dürrwächter Ant., Christoph Gewold. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Gegenreformation und zur Geschichte des Kampfes um die pfälzische Kur (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. IV. Band. 1. Heft). Freiburg i. B. 1904, Herder 2·60 M.

Gomperz Theod., Essays und Erinnerungen. Stuttgart 1905 [1904], Deutsche Verlagsanstalt. 7 M.

Aus dem Inhalt: Lebenserinnerungen. — Eduard Wessel (1822—1879). — Jakob Bernoys (1824—1881). — Theodor Mommsen. Zum 30. November 1887. — Nachtrag. Worte der Erinnerung an Th. Mommsen. — Leibniz und Spinoza. Ein Vorwurf für Historienmaler. — Zur Erinnerung an F. R. Seligmann (1800—1892). — Zur Erinnerung an Adolf Exner (1841—1894). — Zur Erinnerung an E. von Bauernfeld (1802—1890). — Über die Gründung einer deutschen Akademie. Antwort an K. E. Franzos.

Bloch Philipp, Heinrich Graetz. Ein Lebens- und Zeitbild. [Aus: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums]. Posen 1904, (Philipp). 2.50 M.

Grimm. Brüder Grimm. Auswahl, hg. von Max Koch (Bücher der Weisheit und Schönheit, hg. von Freiherr v. Grotthuß). Stuttgart (1904), Greiner & Pfeiffer. 2.50 M.

Grimm Jak., Auswahl aus den kleinen Schriften. Hamburg 1904, Gutenberg Verlag Dr. E. Schultze 2 M.

Haeckel. Bölsche Wilh., Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. 2., neu durchgesehene Auflage. Berlin, H. Seemann Nachf. 3 M.

Keller Conr. und Arnold Lang, Ernst Häckel als Forscher und Mensch. Reden ... Zürich 1904, A. Müllers Verl. 1.50 M.

Conrat Frdr., Hermann von Helmholtz' psychologische Anschauungen (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 18. Heft). Halle 1904, M. Niemeyer. 6 M.

Schaefer Rom. Joh., Wilhelm Fabricius von Hilden. Sein Leben und seine Verdienste um die Chirurgie. Studie aus der Geschichte der Chirurgie (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. 13. Heft). Breslau 1904, J. U. Kern. 2.50 M.

Reich Otto, Karl Ernst Adolf von Hoff, der Bahnbrecher moderner Geologie. Eine wissenschaftliche Biographie. Leipzig, Veit & Co. 4 M.

Koenigsberger Leo, Carl Gustav Jakob Jacobi. Festschrift zur Feier der 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 16 M.

Günther Sdw., Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Gießen, A. Töpelmann. 2.50 M.

Böckel Ernst, Hermann Köchly. Ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Heidelberg 1904, C. Winter, Verlag. 10 M.

Schur Frdr., Johann Heinrich Lambert als Geometer. Rektoratsrede. Karlsruhe (G. Braunsche Hofbuchdruckerei). 60 Pf.
Stötzle Remig., Ernst von Lasaulx (1805/1861), ein Lebensbild. Münster 1904, Aschendorff. 5 M.
Justus von Liebig und Friedrich Mohr in ihren Briefen von 1834/1870. Ein Zeitbild. Hg. und mit Glossen, Hinweisen und Erläuterungen versehen in Gemeinschaft mit Otto Merckens und W. J. Baragiola von Geo. W. A. Kahlbaum (Monographien aus der Geschichte der Chemie. 8. Heft). Leipzig 1904, J. A. Barth. 8 M.
Herrmann Frz., Die Geschichtsauffassung Heinrich Ludens im Lichte der gleichzeitigen geschichtsphilosophischen Strömungen (Geschichtliche Untersuchungen. Hg. von K. Lambrecht, II. Band. 3. Heft). Gotha 1904, F. A. Perthes. 2 M.
Friedlaender S., Julius Robert Mayer (Klassiker der Naturwissenschaften, hg. von L. Brieger Wasservogel. 1. Band). Leipzig, Th. Thomas, 3 M.
Singer H. F., Der Humanist Jakob Merkstetter, 1460/1512, Professor der Theologie an der Mainzer Universität und Pfarrer zu St. Emmeran. Nach archivalischen und gedruckten Zeitquellen bearbeitet. Mainz 1904, Druckerei Lehrlingshaus. 1 M.
Mommsen. Gradenwitz Otto, Theodor Mommsen [Aus: Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte]. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 1 M.
Hirschfeld Otto, Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen. [Aus: Abhandlungen d. preuß. Akademie d. Wiss.] Berlin 1904, G. Reimer im Komm. 1.50 M.
Kaufmann F., Römisch germanische Forschung. Theodor Mommsen zum Gedächtnis. Kiel 1904.
Schwartz E., Rede auf Th. Mommsen [Aus: Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen]. Göttigen 1904, L. Horstmann in Komm. 25 Pf.
Mommsen Thdr., Reden und Aufsätze. Berlin 1905 [1904], Weidmann. 8 M.

Aus dem Inhalt. Reden. Universitätsreden. Rede bei Antritt des Rektorates (1874). [Über das Geschichtsstudium]. — Rede zur Gedächtnisfeier der Universität für die in dem Deutsch-französischem Kriege 1870 und 1871 gefallenen Dozenten und Studenten (1875). — Akademische Reden. Akademische Antrittsrede (1858). — Rede am Leibnizschen Gedächtnistage (1874). [Über akademische Arbeit im Sinne Leibnizs.] — Rede zum Geburtstag des Kaisers (1875). [Über das Alter.] — Rede zum 80. Geburtstage Kaiser Wilhelm I. (1876). [Königin Luise]. — Rede zur Feier des Geburtstags Friedrichs des Großen (1877): Friedrich der Große und das katholische Vikariat in Berlin. — Rede zur Vorfeier des Geburtstages des Kaisers (1880). [Die wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie unter der Regierung Kaiser Wilhelm I.] — Rede zum Geburtstag des Kaisers (1881). [Der römische Prinzipat und die gegenwärtige Monarchie.] — Ansprache am Leibnizschen Gedächtnistage (1883). [Luther und die Brüder von Humboldt.] — Rede zum Geburtstag des Kaisers (1884). [Die nationale Einigung ein Werk der nationalen Notwehr.] — Ansprache am Leibnizschen Gedächtnistage (1887). — Rede zum Gedächtnis Kaiser Wilhelm I. (1888). [Das wissenschaftliche Regiment unter Kaiser Wilhelm.] — Rede zur Feier der Geburtstage König Friedrich II. und Kaiser Wilhelm II. (1891): Über die volkswirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen. — Ansprache am Leibnizschen Gedächtnistage (1895). [Das Verhältnis der Wissenschaft zum Staat]. — Antworten auf die Antritsreden der Akademiker Nitzsch-Scherer-Perniee-Lehmann-Schmoller-Harnack-Schmidt. — Reden im Abgeordnetenhaus. Über die königliche Bibliothek (1874, 1877, 1879). — Über die königlichen Museen (1876, 1879). — Aufsätze. Die Schlacht bei Schleswig (1848). — Die Annexion Schleswig-Halsteins. (1865). — Die deutschen Pseudodoktoren (1876). — Universitätsunterricht und Konfession

(1901). — O. Jahn (1869). — Ludwig Bamberger (1893). — Adresse der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Moltkes 90. Geburtstag 1890. — Ehrentafel der deutschen Städte zu Moltkes 90. Geburtstag (1890).

Tschackert Paul, Lorenz von Mosheims Gutachten über den theologischen Doktorat vom 9. August 1749 (Theologische Studien Martin Kähler dargebracht). Leizig, A. Deichert Nachf. 40 Pf.

Heuking K., Die Korrespondenz Joh. v. Müllers mit Schultheiß Steiger, Generalleutenant von Hotze und Oberst von Rovéréa 1798 und 1799. I. Teil: Bis zur Katastrophe von Nidwalden. II. Teil: Bis zum Tode Steigers. Programme. Schaffhausen 1904/1905. (C. Schoch.) 1.50 und 1.60 M.

Paracelsus Theophrastus, Volumen Paramirum und Opus Paramirum. Hg. eingeleitet und mit Anmerkungen von Franz Strunz. Jena 1904, E. Diederichs. 12 M.

Planck Karl Chr., Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Aufsätze und Reden. Zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestages, 7. Juni 1880, hg. und eingeleitet von R. Planck. Tübingen J. C. B. Mohr. 2.80 M.

Ratzel Frdr., Glücksinseln und Träume. Gesammelte Aufsätze aus den Grenzboten. Leipzig, F. W. Grunow 7 M.

Inhalt: Glücksinseln und Träume 1—6 (1904; Selbstbiographie). — Briefe aus dem Kriege mit Frankreich 1—7 (1903. 1905). — Altbayerische Wanderungen (1897). — Das deutsche Dorfwirtshaus (1898). — Südwestdeutsche Wanderungen (1898). — Briefe eines Zurückgekehrten (1899, 1900, 1901). — Königin der Nacht. (1900). — Die Tagesansicht G. Th. Fechners (1901).

Schettler R., Die Stellung des Philosophen Hermann Samuel Reimarus zur Religion. Dissertation. Leipzig 1904.

Schürer von Waldheim Fritz, Ignaz Philipp Semmelweis. Sein Leben und Wirken. Urteile der Mit- und Nachwelt. Wien, A. Hartleben. 9 M.

Krahmer Horst, Ein Kolleg bei Christian Thomasius. Zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 1.50 M.

Voretzsch Carl, Ernst W. G. Wachsmuth und Ludwig G. Blanc, die Begründer der romanistischen Professur an der Universität Halle. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wissenschaft. Halle, M. Niemeyer. 1.20 M.

Windscheid Bernh., Gesammelte Reden und Abhandlungen. Hg. von Paul Oertmann. Leipzig 1904, Duncker & Humblot. 9.60 M.

Rothpletz Aug., Gedächtnisrede auf Karl Alfred von Zittel. München (G. Franz' Verlag). 60 Pf.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Methodologie. Breysig Kurt, Der Stufen-Bau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905 [1904], G. Bondi. 1.50 M.

Cartellieri Alex., Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Akademische Antrittsrede. Leipzig, Dyk. 80 Pf.

Gaesch H., Untersuchungen über das Wesen der Geschichte. Ein Beitrag zur Methodenlehre. Dissertation. Erlangen 1904.

Grotenfelt Arvid, Geschichtliche Wertmaßstäbe in der Geschichtsphilosophie bei Historikern und im Volksbewußtsein. Leipzig, B. G. Teubner. 5 M.

Hartmann Ludo Mor., Über historische Entwicklung. 6 Vorträge zur Einleitung in eine historische Soziologie. Gotha, F. Perthes. 2.40 M.

Lamprecht Karl, Moderne Geschichtswissenschaft. 5 Vorträge. Freiburg i. B. 1905 [1904], H. Heyfelder. 2 M.

Inhalt: 1. Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Charakter der Geschichtswissenschaft. — 2. Der allgemeine Verlauf der deutschen Geschichte, psychologisch betrachtet. — 3. Der Übergang zum seelischen Charakter der deutschen Gegenwart; allgemeine Mechanik seelischer Übergangszeiten. — 4. Zur Psychologie der Kulturzeitalter überhaupt. — 5. Universalgeschichtliche Probleme vom sozialpsychologischen Standpunkte.

Lindner Theod., Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Rektoratsrede. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 50 Pf.

Lindner Theod., Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. 2., erweiterte und umgearbeitete Auflage. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 4.50 M.

Penzias Alb., Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung. Eine kritische Studie. Wien, C. W. Stern. 1.25 M.

Simmel Geo., Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie. 2., völlig veränderte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 3 M.

Spranger Edu., Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung. Berlin, Reuther & Reichard. 3 M.

Europa. Immich Max, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660—1789 (Handbuch der mittelalterl. und neueren Geschichte. Herausg von v. Below u. Meinecke. Abt. II. Politische Geschichte). München, R. Oldenbourg. 12 M.

Stern Alfr., Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 4. Band. (2. Abteilung 1. Band.) Geschichte von 1830—1848. 1. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 12 M.

Deutsche Geschichte. Heyck Ed., Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. (In etwa 20 Abteilungen.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 3 M.

Fèvre J., L'Allemagne. T. 1er: Le catholicisme. Paris, Savaète. 6 Fr.

Kaemmel Otto, Deutsche Geschichte. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage (1. Teil). Dresden 1905 [1904], C. Damm. Vollständig: 12.50 M.

Widmann Simon Pet., Geschichte des deutschen Volkes. 2., verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 8 M.

Kurze F., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege (1500—1648). (Sammlung Göschen. 34. Bändchen.) Leipzig 1904, G. J. Göschen. 80 Pf.

Janssen Jhns., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. B.

7. Band. Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. Auch unter dem Titel: Kulturzustände des deutschen Volkes usw. 3. Buch. Ergänzt und hg. von Ludw. Pastor. 13. und 14., vielfach verb. und verm. Auflage 1904. 8.60 M.

Kaemmel Otto, Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. 2. Band. 2. Teil. Die Neuzeit. 2., durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig 1904, F. W. Grunow. 3.50 M.

Lamprecht Karl, Deutsche Geschichte. Freiburg i. B., H. Heyfelder. Je 6 M.

Ganze Reihe. 6. Band, 2. Abteilung; 7. Band, 1. Hälfte, 2. Abteilung: Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. 1. und 2. Auflage 1904 und 1905 [1904].

Zwiedineck-Südenhorst H. v., Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Kaiserreiches. 1806/71. Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern. 1849/71. 3. Bd. (Bibliothek der deutschen Geschichte). Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 6 M.

Hasse Ernst, Deusche Politik. I. Band. Heimatpolitik. 1. Heft: Das Deutsche Reich als Nationalstaat. München 1905 [1904], J. F. Lehmanns Verl. 3 M.

Joran Th., Choses d'Allemagne, Notes sur l'Allemagne contemporaine. Paris, Rudeval, 1904. 4 Fr.
Sturmhoefel Konr., Deutsches Nationalgefühl und Einheitsstreben im 19. Jahrhundert. Drei Vorträge (Hochschul-Vorträge für Jedermann. Heft 36/38). Leipzig 1904, Dr. Seele & Co. 90 Pf.
Blum Hans, Volkstümliche, geschichtl. Vorträge. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 6 M.
Bundesbriefe der alten Eidgenossen 1291—1513. Nach den Originalen bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Rob. Durrer, hg. von J. Ehrbar. Zürich 1904, Zürcher & Fürrer. 1 M.
Die pfarramtlichen Aufzeichnungen (Liber consuetudinum) des Florentius Diel zu St. Christoph in Mainz (1491—1518). Hg., übersetzt und eingeleitet von Frz. Falk (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. 4. Band. 3. Heft). Freiburg i. B. 1904, Herder. 1.40 M.
Fellner Rob., Die fränkische Ritterschaft von 1495—1524. Mit einer Einleitung. Hauptsächlich nach Quellen aus dem Hochstift Würzburg (Historische Studien. 50. Heft.) Berlin, E. Ebering. 8 M. [Ein Teil vorher als Dissertation. Berlin 1904].
Bernt A., Deutsche Flugschriften und urkundliche Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts in der Tetschener Schloßbibliothek. Programm. Leitmeritz 1904.
Ebermann R., Die Türkenfurcht. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung während der Reformationszeit. Dissertation. Halle 1904.
Heuser Emil, Die Protestation von Speier. Geschichte der Protestation und des Reichstags 1529, nebst Veröffentlichung bisher unbekannter Nachrichten über diesen Reichstag ... Neustadt a/H. (1904), L. Witter. 1.20 M.
Warhafftige Beschreibung und gründtlicher Bericht von der unerhörten verräterrischen Mörderey zu Paris in Franckreich ... (Eine deutsche Flugschrift aus dem Jahre der Pariser Bluthochzeit 1572. Faksimile Ausgabe). Berlin (1904), E. Frensdorff. 1 M.
Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584) bis 1590. 2. Abteilung. Die Nuntiatur am Kaiserhofe. 1. Hälfte. Germanico Malaspina und Filippo Sega. (Giovanni Andrea Caligari in Graz.) Bearb. und hg. von Rob. Reichenberger (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. X. Band). Paderborn, F. Schöningh. 20 M.
Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. München, M. Rieger.

7. Band. Stieve Fel., Von der Abreise Erzherzog Leopolds nach Jülich bis zu den Werbungen Herzog Maximilians von Bayern im März 1610. Bearbeitet von Karl Mayr. 11.40 M.

Breuer K., Der Kurfürstentag zu Mühlhausen. 18. Oktober bis 12. November 1627. Dissertation. Bonn 1904.
Willmanns E., Der Lübecker Friede 1629. Bonn, H. Behrendt. 1.50 M.
Teitge Hans, Die Frage nach dem Urheber der Zerstörung Magdeburgs 1631 (Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte. 42. Heft). Halle 1904, M. Niemeyer. 3.60 M.
Jacob Karl, Von Lützen nach Nördlingen. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Kriegs in Süddeutschland in den Jahren 1633 und 1634. Straßburg 1904, E. van Hauten. 10 M.
Regesten zur deutschen Geschichte aus der Zeit des Pontifikats Innocenz X. (1644/55). Mitgeteilt von Walt. Friedensburg. (Artikel 1/5). [Aus: Quellen und Forschungen aus ital. Archiven und Bibliotheken.] Rom 1902/4, Loescher & Co. 5.60 M.

Gantzer, Archivalische Quellen zu Torstensons Einfall und Feldzug in Böhmen bis zur Schlacht bei Jankau 1645. Programm. Aschersleben 1904.

Pagès G., Contributions à l'histoire de la politique française en Allemagne sous Louis XIV. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition.

Servières Georges, L'Allemagne française sous Napoléon Ier d'après des documents inédits tirés des archives nationales et des archives des affaires étrangères. Paris 1904. Perrin & Cie. 7.50 Fr.

Schmidt Charles, Le grand-duché de Berg (1806—1813). Étude sur la domination française en Allemagne sous Napoléon I. Paris, Alcan. 10 Fr.

Lanzezac Col., La Manoeuvre de Lützen 1813. Avec 18 croquis. Paris 1904. Berger-Levrault & Cie. 10 Fr.

Stettiner Paul, Der Tugendbund. Königsberg 1904, W. Koch. 2 M.

Mittelstaedt Annie, Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 3.60 M. [Vorher: Dissertation. Heidelberg 1904.]

Busch Wilh., Das deutsche große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870/71. Stuttgart 1905 [1904], J. G. Cotta Nachf. 2 M.

Wenck Mart., Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903. [Aus: ‚Patria'.] Berlin-Schöneberg, Verlag der ‚Hilfe'. 2.50 M.

Kulturgeschichte. Eisler Rud., Allgemeine Kulturgeschichte. 3. Auflage, vollständig neu bearbeitet (Webers illustrierte Katechismen. 91. Band.) Leipzig, J. J. Weber. 3.50 M.

Eisler Rud., Deutsche Kulturgeschichte (Webers illustrierte Katechismen. 253. Bd.) Leipzig, J. J. Weber. 3 M.

Steinhausen Geo., Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904, Bibliographisches Institut. 17 M.

Keller Ludw., Die Tempelherren und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang. Stück 2.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1.50 M.

Spiegel N., Das fahrende Schülertum, ein Ergebnis der deutschen Schulverhältnisse während des 15./16. Jahrhunderts. Programm. Würzburg 1904.

Rosenkranz Alb., Religiöses Leben der deutschen Landbevölkerung im Jahrhundert vor der Reformation (Rheinische Rundschau. 1. Heft.) Köln (1904), Westdeutscher Schriftenverein. 25 Pf.

Rosenow Emil, Wider die Pfaffenherrschaft. Kulturbilder aus den Religionskämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts. 1. 2. Band. Berlin (1904/5), Buchh. Vorwärts. 10 und 7 M.

Michel Joh. Jak., Die Bockreiter von Herzogenrath, Valkenberg und Umgebung (1734/56 und 1762/76). Nach den besten Quellen und Gerichtsakten geschildert. Nebst einem Namens-Verzeichnis aller hingerichteten, entsprungenen und aus dem Lande gewiesenen Bockreiter von † A. Daniels. (In 7 bis 8 Heften.) Aachen, G. Schmidt. Je 20 Pf.

Rudeck Wilh., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Mit 58 historischen Illustrationen. 2., verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, H. Barsdorf. 10 M.

Landschaften. Kleinschmidt Arth., Zum 30jährigen Bestehen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde. Festschrift. Dessau, C. Dünnhaupt. 60 Pf.

Brunner Karl, Badische Geschichte (Sammlung Göschen 230. Bändchen.) Leipzig 1904, G. J. Göschen. 80 Pf.

Dr. Bertram (Geo. Jul. v. Schultz), **Baltische** Skizzen. 4., verm. Auflage. Mit einer Lebensskizze . . . des Verfassers. Reval 1904, F. Kluge. 4.50 M.

Mettig C., Baltische Städte. Skizzen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. 2., vermehrte Auflage. Riga, Jonck & Poliewsky. 3.60 M.

Graßl Pet., Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. V. Band. 2. Heft.) Prag 1904, J. G. Calve. 2.40 M.
Vischer Fritz, Der Kanton Basel von der Auflösung der Nationalversammlung bis zum Ausbruche des zweiten Koalitionskrieges (April 1798 bis März 1799.) Dissertation. Basel, (R. Beck). 4 M.
Bayern. Hartmann Karl, Der Prozeß gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564. [Dissertation.] München 1904. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8 M.
Salchow G., Bayern und die Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1870. Programm. Halle 1904.
Pfister A., Die Patrioten. Ein Beitrag zur Geschichte Bündens am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Bern 1904.
Pekelmann Conr., Aus der Bukowina. Versuch einer Provinzkritik. 2. Band. Czernowitz 1904, H. Pardini. 2 M.
Bachmann Joh., Das Egerland und seine Bewohner (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 325.) Prag, (J. G. Calve). 20 Pf.
Bäsecke Herm., Die Einrichtung der preußischen Herrschaft auf dem Eichsfelde, 1802/6. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2 M.
Elsaß. Borneberg K., Deutschsprachliche Bestrebungen im Elsaß vor dem Jahre 1870. Programm. Münster i. E.
Hubert O., Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß. Eine literarhistorische Studie. Programm. Landsberg 1904.
Kolberg Jos., Ermland im Kriege des Jahres 1520. Braunsberg, (R. Rudlowski). 4 M.
Rüchi Alb., Die Freiburgische Geschichtschreibung in neuerer Zeit. Rektoratsrede. Freiburg (Schweiz), (Universitäts-Buchhandlung). 50 Pf.
Bockenheimer K. G., Kurmainz im Fürstenbunde. [Aus: Der Katholik.] Mainz, Kirchheim & Co. 50 Pf.
Hasenclever Adf., Die kurpfälzische Politik in den Zeiten des schmalkaldischen Krieges (Jan. 1546 bis Jan. 1547) (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 10. Heft.) Heidelberg, C. Winter Verlag. 4.80 M.
Schulze T., Die Kursächsische Politik und der Böhmische Aufstand 1619/20. Dissertation. Leipzig 1904.
Livland. Feuereisen Arnold, Die livländische Geschichtsliteratur 1902. Riga 1904, N. Kymmels Verlag. 1 M.
Seraphim Ernst, Livländische Geschichte von der ‚Aufsegelung' der Lande bis zur Einverleibung in das russische Reich. 2. verm. und umgearb. Auflage. 2. und 3. Band. Reval 1904, F. Kluge. 5.50 und 4.50 M.
Derichsweiler Herm., Geschichte Lothringens (Sammlung Göschen. (6.) Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.
Bruchmüller W., Zwischen Sumpf und Sand. Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten. Berlin (1904), Deutscher Verlag. 3.50 M.
Stender Henriette, Vör 100 Johr. Biller ut Mekelborg. Rostock 1904, C. J. E. Volckmann. 2 M.
Mansberg Rich. Frhr. v., Erbarmanschaft wettinischer Lande. Urkundliche Beiträge zur obersächsischen Landes- und Ortsgeschichte in Regesten vom 12. bis Mitte des 16. Jahrhunderts. 2. Band: Die Mark Meißen. Mit 5830 Regesten. Dresden 1904, W. Baensch. 75 M.
Hirschberg E., Geschichte der Grafschaft Moers. Moers (1904), A. Steiger. 2.50 M.
Münster. (Philippi F.), Hundert Jahre preußischer Herrschaft im Münsterlande. Münster 1904, Coppenrath. 2 M.

Schücking Loth. Engelb., Die Fürstentümer Münster und Osnabrück unter französischer Herrschaft. Kulturgeschichtliche Bilder nach Magistratsakten, Zeitungen und Familienpapieren. Münster 1904, E. Obertüschen. 1 M.

Veröffentlichungen der historischen Kommission der Provinz Westfalen. Inventare der nichtstaatl. Archive der Provinz Westfalen I. Band. Reg.-Bez. Münster. 3. Heft. I. Beiband Reg.-Bez. Münster 2. Beiheft.. Bearbeitet von L. Schmitz-Kallenberg. Münster 1904, Aschendorff. 4 und 6 M.

Schmidt Otto Eduard, Kursächsische Streifzüge. 2. Band. Wanderungen in der Niederlausitz. Leipzig. 1904, F. W. Grunow. 3.50 M.

Österreich. Ottenthal E. v., Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854/1904. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestandes. Wien 1904 (A. Holzhausen). 1.30 M.

Kerschbaumer Ant., Wahrzeichen Niederösterreichs. Eine Studie. 2., durch die Gesellschaft der Geschichtsfreunde des Ö. T. K. vermehrte und ergänzte Auflage. Wien, H. Kirsch. 3 M.

Trauttmansdorff Ferd., Erbgraf zu, Beitrag zur niederösterreichischen Landesgeschichte. Wien 1904, W. Braumüller. 17 M.

Meyer Chn., Reformation, Antireformation und Aufklärung in Österreich. München 1904, Ch. Meyer 1.50 M.

Schram Wilh., Österreichische Bausteine zur Kultur- und Sittengeschichte. Gesammelt und der Öffentlichkeit übergeben. Brünn 1905 [1904], Selbstverlag. 2.50 M.

Aus dem Inhalt: Der lateinische Krieg (1513 und 1514). — Verordnung des Regiments zu Wien bei der Universität, eine bestimmte Kleidertracht &c. zur Pflicht machend. — Kleiderordnung Kaiser Maximilians I. für die österreichischen Länder (1518). — Heckenreiterei (1518). — Mandat zur Abstellung der Laster in den Vorder- und Oberösterreichischen Landen (14. September 1543). — Die Verleihung der juridischen Doktorswürde an der Universität zu Wien im 16. Jahrhunderte. — Abstellung der Mummereien und Schlittenfahrten in Wien. — Schmach- und Scheltworte im 16. Jahrhunderte. — Das Turnier zu Wien im Jahre 1565. — Ordentliche Beschreibung des Beilagers des österreichischen Erzherzogs Karl mit der Herzogin von Maria von Bayern (1571). — Heiratsschein eines österreichischen Prälaten. — Wiener Ärzte im 16. Jahrhunderte. — Ein Speisezettel aus Tirol vom Jahre 1610. — Wie die Hochzeit des Erzherzogs Leopold von Österreich mit der Prinzessin Claudia von Florenz im April 1626 zu Innsbruck gehalten worden. — Der Wiener Kirchfahrt nach Hernals. — Aus dem Leben eines Wiener Studenten im 17. Jahrhunderte. — Ein Hochzeitmahl im 17. Jahrhundert. — Ceremoniatia beim Kaiserlichen Hof unter den Frauenzimmern und Damesen (1674). — Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 (Bericht eines Augustinermönchs). — Was ein Vornehmer zu Wien gegen seine Verlobte zu beobachten hat. (1690). — Faschingsunterhaltung im Jahre 1697. — Drei Todesurteile, gefällt von der Wiener Universität über Studenten wegen Diebstahls und Todschlags. — Das Leichenbegängnis des großen Eugen am 26. April 1736. — Wiener Speisetarife (1745). — Die Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde auf Burg Sebenstein (1790—1823). Ihr Ursprung und Bestand, ihr Wirken und ihre Statuten.

Vancsa Max, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, 1. Band (Allgemeine Staatsgeschichte. Hg. v. Lamprecht. III. Abteilg. 6. Werk). Gotha, F. Perthes. 12 M.

Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands. Hg. von Wachter. Aurich, D. Friemann. Je 60 Pf.

1. Heft. Wagner Paul, Ostfriesland und der Hof der Gräfin Anna in der Mitte des 16. Jahrhunderts. 1904. — 2. Wachter F, Ostfriesland unter dem Einflusse der Nachbarländer. 1904.

Kraayvanger Thdr., Die Organisation der preußischen Justiz und Verwaltung im Fürstent. Paderborn 1802/6 (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung V. Der ganzen Reihe 17. Heft). [Dissertation]. Paderborn, F. Schöningh. 1.80 M.

Vanselow O., Zur Geschichte der Pommerschen Städte unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. Dissertation. Heidelberg 1903.

Schmidt Erich, Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg 1904, Mittler. 5 M.

Preußen. Altpreußische Bibliographie für das Jahr 1903. Nebst Nachträgen zu den früheren Jahren. Zusammengestellt von Wilh. Rindfleisch. [Aus: Altpreußische Monatsschrift.] Königsberg 1904, F. Berger. 1.60 M.

Krollmann C., Das Defensionswerk im Herzogtum Preußen. I. Teil. Die Begründung des Defensionswerks ... 1601/8. Berlin 1904, F. Ebhardt & Co. 2.40 M.

Acta borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Hg. von der k. Akademie der Wissenschaften ... Berlin, P. Parey.

Münzwesen, Münzgeschichtlicher Teil. 1. Band. Die Münzverwaltung der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. 1701/40. Darstellung von Frdr. Frhrn von Schrötter. Akten bearbeitet von G. Schmoller und F. F. v. Schrötter 1904. 14 M. — Münzwesen. Beschreibender Teil. 2. Heft. usw. 18 M.

Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert. VII. Band. Die Akten vom 2. I. 1746 bis 20. V. 1748, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze 1904. 20 M.

Ergänzungsband. Die Briefe König Friedrich Wilhelms I. an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau. (1704/40). Bearbeitet von O. Krauske. 21 M.

Maurenbrecher Max, Die Hohenzollern Legende. Kulturbilder aus der preußischen Geschichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. (In 50 Heften). Berlin, Buchh. Vorwärts. Je 20 Pf.

Meyer Christian, Preußens innere Politik in Ansbach und Bayreuth in den Jahren 1792/7. Enth. die Denkschrift des Staatsministers Karl August von Hardenberg. (Historische Studien. 49. Heft). Berlin 1904, E. Ebering. 6 M.

Wittichen Frdr. Carl, Preußen und die Revolutionen in Belgien und Lüttich 1789/90. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2.80 M.

Aus der Franzosenzeit. Ergänzungen zu den Briefen und Aktenstücken zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Hg. von Frz. Rühl (Publikation des Vereins für Geschichte von Ost- und Westpreußen). Leipzig 1904, Duncker & Humblot. 7.60 M.

Brilmayer Karl Joh., Rheinhessen. Geschichte der bestehenden und ausgegangenen Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe, Klöster und Burgen der Provinz ... (In 8 Heften). Gießen 1905 [1904], E. Roth. Je 1 M.

Rheinprovinz. Tille Armin und Johs. Krudewig, Übersicht über den Inhalt der kleinen Archive der Rheinprovinz 2. Band. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XIX.) Bonn 1904, H. Behrendt. 6 M. — 2. Band. 3. Heft. Nebst Register zum 2. Bande. Bearbeitet von J. Krudewig (Annalen des histor. Vereins für Niederrhein. VII. Beiheft). Köln 1904, J. & W. Boisserée. 4 M.

Kreuzberg P. J., Geschichtsbilder aus dem Rheinlande. Ein Beitrag zur Heimatskunde der Rheinprovinz. Bonn 1904, P. Hanstein. 3 M.

Sachsen. Aus dem Sachsenlande. Illustriertes Sachsenbuch, in 12 Lieferungen hg. von B. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Zittau (1904) Haase & Bodermann. Je 1 M.

Otto K. E., Die französische Verwaltung im Jahre 1806 mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Leipzig. Dissertation. Leipzig 1904.
Senftner Geo., Sachsen und Preußen im Jahre 1741, zugleich ein Beitrag für Klein Schnellendorf. Dissertation. Berlin, E. Ebering. 1.20 M.
Salzburg und Steiermark im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Briefe und Akten aus der Korrespondenz der Erzbischöfe Johann Jakob und Wolf Dietrich von Salzburg mit den Seckauer Bischöfen Georg IV. Agricola und Martin Brenner und dem Vizedomamte zu Leibnitz. Hg. von J. Loserth (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. V. Band. 2. Heft). Graz, Styria. 4.20 M.
Schlesien. Acta publica, Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Mit einem Anhange: Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation in Schlesien, vornehmlich für das Jahr 1628 .... Hg. von Jul. Krebs. VII. Band. Das Jahr 1628. Breslau, E. Wolfarth. 10 M.
Schubert Heinr., Unrichtigkeiten in der schlesischen Geschichte und ihre Berichtigung, nebst einem vorangestellten kurzen Abrisse der schlesischen Geschichte. Breslau, Priebotsch. 50 Pf.
Die schlesische Gesellschaft für Vaterländische Kultur I. Die Hundertjahrfeier. [Auch besonders erschienen 2 M.] II. Geschichte der Gesellschaft. Breslau 1904 (G. P. Aderholz). 4 M.
Hansen Reimer und Willers Jessen, Quellen zur Geschichte des Bistums Schleswig (Quellensammlung der Gesellschaft für schleswig-holstein. Geschichte. VI. Band). Kiel 1904, Universitätsbuchhandlung in Komm. 10 M.
Fries S., Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen des schwäbischen Kreises mit Frankreich im Jahre 1796. Programm. Augsburg 1904.
Schweiz. Lehmann H., Die gute alte Zeit. Bilder aus dem Leben unserer Vorväter ... Neuenburg (1904), F. Zahn. (Basel, Schweizer. Nationalbuchhandlung. 24 M..
Zahn Jos. v., Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Kulturgeschichte. Neue Folge. 2. Band. Des ganzen Werkes 3. Band. Graz, U. Moser. 3.60 M.
Schindele St., Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen. Eine Studie über die deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien Köln 1904, J. J. Bachem in Komm. 2 M.
Vogtländische Forschungen. Dresden 1904, W. Baensch. 2 M.
Ortschaften. Stille, Kleine Beiträge zur Schwarzburgischen Geschichte; Arnstadt zur Zeit des 7jährigen Krieges. Programm. Arnstadt.
Braun Gust., Markt Bachhofen in Mittelfranken. Ein lokalgeschichtlicher Versuch. Ansbach, C. Brügel & Sohn. 80 Pf.
Fromherz Alb., Baden-Baden zur Franzosenzeit. Skizzen aus dem Badeleben vor 50 Jahren. Hg. und mit einem Vorwort versehen von Karl Hauck. Baden-Baden, P. Weber. 50 Pf.
Repertorium des Staatsarchivs zu Basel. (Von Rud. Wackernagel). Basel 1904, Helbing & Lichtenhahn. 32 M.
Berliner Briefe. Für die Gesellschaft der Bibliophilen zum 18. Dezember 1904 in Druck gegeben von Carl Schüddekopf. Als Handschrift gedruckt.
An Ramler: eine gereimte Epistel von der Karschin (17. Februar 1768), Briefe von Moses Mendelssohn (Berlin, 1. Dezember 1767) und Fr. Nicolai (im Sommer 1765).
Bern. Kasser H., Das Berngebiet ehemals und heute. I. Das Emmental. Bern, 1905 [1904], Stämpfli & Co. 2 M.
Friedli Eman., Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. 1. Band. Lützelflüh. Bern, A. Francke. 10 M.

Müller Karl, die Geschichte der Zensur im alten Bern. Bern 1904, K. J. Wyß. 2.50 M.
Bertram Max Paul, Vilterislebin. Geschichte des Dorfes Bindersleben bei Erfurt, auf Grund wissenschaftlicher Quellen. Bindersleben 1904. (Erfurt, H. Neumann). 1.50 M.
Gruner O., Blasewitz. Vergangenheit, Entwicklung und jetzige Einrichtungen einer Dorfgemeinde. Leipzig, A. Strauch. 6 M.
Bippen Wilh. von, Geschichte der Stadt Bremen. 9. und 10. (Schluß-)Lieferung. (3. Band.) Halle 1904, C. E. Müller. 3 M.
Gundlach Wilh., Geschichte der Stadt Charlottenburg. 2 Bände. Berlin, J. Springer. 20 M.
Domansky Walth., ‚Danziger Allerlei‘. Gesammelte Aufsätze. Danzig 1903, Ev. Vereinsbuchh. 60 Pf.
Schrienert Frdr., Ditfurter Chronik. 2., berichtigte und vermehrte Auflage. Quedlinburg 1904 (Ch. F. Vieweg). 5.50 M.
Zahn W., Der Drömling. Ein Beitrag zur Landeskunde und Geschichte der Altmark. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Drömlings-Korporation ... Öbisfelde (Salzwedel, H. Weyhe). 4.50 M.
Düsseldorf im Wandel der Zeiten. Von Freunden der Heimatgeschichte. Düsseldorf (1904), L. Schwann. 75 Pf.
Kühn G., Die Salzburger Emigranten in Eisenach im Jahre 1732. Programm. Eisenach.
Joherl Ign. Heinrich, Feldkirchen, Kalsdorf, Pfarr- und Kommunalgeschichte usw. Graz, Styria. 2.50 M.
Smital Hans, Geschichte der Großgemeinde Floridsdorf ... Floridsdorf 1903, Gemeinde. 5 M.
Gückel M., Beiträge zur Geschichte der Stadt Forchheim im 17. Jahrhundert (1618/24). Programm. Dillingen 1904.
Fischer Rob., Die Stadt Gera und die daselbst bestehenden staatlichen und Gemeinde-Einrichtungen. Ein geschichtliches Stadtbild (Umschlag: Stadt-Buch von Gera). Gera 1904, H. Kanitz' Verl. in Komm. 6 M.
Hoops Heinr., Geschichten der Gemeinden Grambke und Büren im Gebiet Bremen. Bremen (J. Morgenbesser). 3 M.
Grape Jhns., 900 Jahre anhaltischer Dorfgeschichte. Bilder aus der Vergangenheit von Großkühnau und Ziebigk. Dessau 1904, C. Dünnhaupt in Komm. 3 M.
Windberg Ado., Geschichte der Dörfer Groß- und Klein-Lüds. Auf Grund von archivalischen Quellen dargestellt. Magdeburg 1904 (Braunschweig, W. Scholz). 3 M.
Fischer Jos., Chronik von Gütenbach. Quellenmäßig zusammengestellt. Furtwangen 1904, A. Uttenweiler. 1.80 M.
Schneider J., Aus Gumbinnens Vergangenheit (1812/15). Aufzeichnungen des Generalleutnants Robert von Eberstein. Programm. Gumbinnen 1904.
Geschichtsquellen der Stadt Hall. 2. Band: Widmans Chronica. Bearbeitet von Chn. Kolb (Württembergische Geschichtsquellen. 6. Band). Stuttgart 1904, W. Kohlhammer. 6 M.
Hamburg. Grunwald M., Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811. Hamburg 1904, A. Janssen. 10 M.
Hilzigrath Heinr., Die Kompagnie der Merchant-Adventurers und die englische Kirchengemeinde in Hamburg 1611/1835. Hamburg 1904, J. Kriebel. 2 M.
Raabe Ed., Geschichte van diär Stadt Hamm. Bläseierlik vertällt. 2. Deil. Leipzig (1904), O. Lenz. 3 M.

Zimmermann Ernst J., Hanau, Stadt und Land. Kulturgeschichte und Chronik einer fränkisch-wetterauischen Stadt und ehemaligen Grafschaft. 11. (Schluß-) Heft. Hanau 1904, F. König in Komm. 1 M.

Lehm Kurt Osk., Aus Vergangenheit und Gegenwart der bei Tharandt gelegenen Orte Hartha, Grillenburg, Förderge rsdorf, Hintergersdorf, Spechtshausen und Porsdorf. Nach handschriftlichen Angaben und amtlichen Quellen. Potschappel 1904 (Tharandt, Akadem. Buchhandlung). 50 Pf.

Wälli J. J., Geschichte der Herrschaft Herdern. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte derer von Hohen- und Breitenlandenberg. Frauenfeld (Huber & Co.). 3.20 M.

Wurzinger Frz., Bilder aus Iglaus Vergangenheit. Iglau 1904. Selbstverlag. 2.80 M.

Riemann F. W., Die Getreuen in Jever. Von einem Getreuen. 2. Auflage. Oldenburg, Schulze. 1.50 M.

Weech Frdr. v., Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. 22./25. (Schluß-)Lieferung. (3. Band). Karlsruhe 1904, Macklot. Je 1 M.

Zwei Kasseler Chroniken des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Orts- und Familiengeschichte, hg. von Philipp Losch. Cassel 1904, C. Vietor. 2.50 M.

Das zweite Kieler Rentebuch (1487 bis 1586) ... hg. von Moritz Stern (Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 21. Heft). Kiel 1904, Lipsius & Tischer. 3 M.

Jonas R., Ein Blick auf die Entwicklung Köslins. Vortrag. Köslin (1904), C. G. Hendeß. 20 Pf.

Komatar Fr., Das städtische Archiv in Laibach. Programm. Laibach 1904.

Seydel Mart., Leutzsch. Natur und Geschichte unseres Ortes. Festansprache. Leutzsch (1904). (Leipzig, Roßbergsche Buchh.). 60 Pf.

Krüger K., Alt-Lieberose. Mitteilungen aus d. Geschichte der Stadt Lieberose und der Gegend. 2. Auflage, fortgeführt bis in die neue Zeit. Lieberose 1904 (Berlin, G. Nauck). 3 M.

Jander Albr., Liegnitz, in seinem Entwicklungsgange von den Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt. Liegnitz, Th. Kaulfuß. 2 M.

Marte J. D., Die auswärtige Politik der Reichsstadt Lindau von 1530/32. Dissertation. Heidelberg 1904.

Kretschmar K. A., Die Stadt Löban in Sa. Eine vaterländische Wanderung von der Gegenwart zur Vergangenheit und von der Vergangenheit zur Gegenwart. Löbau (1904), E. Oliva in Komm. 75 Pf.

Vetter Jul., Chronik der Stadt Luckau im Markgraftum Niederlausitz. Neue Auflage, ergänzt und fortgesetzt von Adf. Petersen. Luckau 1904, C F. Kutscher. 3 M.

Belschner C., Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. Ludwigsburg 1904, J. Aigner. 3.50 M.

Des Propstes Jakob Schomaker Lüneburger Chronik. Hg. von Theod. Meyer. Lüneburg 1904, Herold & Wahlstab. 3.50 M.

Preuß L., Geschichte Lundenburgs. III. Teil. Programm. Lundenburg 1904.

Goering Theod., 30 Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtliche Betrachtungen. München 1904, C. H. Beck. 3.50 M.

Hülsmann H., Geschichte der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen bis zum Ende der französischen Herrschaft 1802/13. Dissertation. Münster.

Paula M., O. F., Geschichte der Insel Nonnenwerth. Regensburg 1904, J. Habbel. 2 M.

Kux Hans und M. Kreß, Das Rathaus zu Olmütz. Ein Gedenkblatt zu seiner Wiederherstellung. Olmütz 1904 (F. Grosse). 2 M.

Strecker R., Beiträge zur Geschichte der Stadt Oppenheim. I. Teil. Programm. Oppenheim.
Hoffmeyer L., Geschichte der Stadt und des Reg.-Bez. Osnabrück in Bildern. Osnabrück 1904, Rackhorst. 2.20 M.
Engelmann Ludw., Geschichte von Reichenau. 1. Band. Reichenau 1904 (Zittau, W. Fiedler.) 4 M.
Sagittarius Kasp., Saalfeldische Historien .. zum ersten Male hg. von Ernst Devrient. Saalfeld 1904, (E. Niese). 3 M.
Reyer E., Städtisches Leben im 16. Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Leipzig 1904, W. Engelmann. 1 M.
Coldit Hugo, Aus der Geschichte Schönburgs. Lichtenstein-Callnberg (M. Doerffeldt). 1.25 M.
Daume G., Bilder aus Seehausens Vergangenheit. Ortsgeschichtliche Skizzen aus der Altmark. Seehausen i. A. 1904. (Stendal, Franzen & Großes Sortiment.) 1 M.
Clausing J., Der Streit um die Kartause vor Straßburgs Toren 1587 bis 1602. I. Teil. Dissertation. Straßburg.
Seytter Wilh., Unser Stuttgart. Geschichte, Sage und Kultur der Stadt und ihrer Umgebung in Einzelbildern dargeboten. Der Jugend Stuttgarts gewidmet. Stuttgart (1904), M. Kielmann. 9 M.
Das rote Buch der Stadt Ulm. Hg. von Carl Mollwo (Württembergische Geschichtsquellen. 8. Band). Stuttgart 1904, W. Kohlhammer. 6 M.
Rainer Norb., Geschichte der ehemaligen kärntnerischen Hauptstadt St. Veit an der Glan. St. Veit an der Glan. 1904 (Klagenfurt, R. Hanel). 60 Pf.
Eickhoff P., Geschichte Wandsbecks bis 1564. Programm. Wandsbeck 1904.
Zinlgräf Karl, Bilder aus der Geschichte der Stadt Weinheim. 1682/93. Nach den Weinheimer Ratsprotokollen. (Sonderabdruck der Artikelserie ‚Vor 200 Jahren' im Weinheimer Anzeiger). Weinheim 1904 (F. Ackermann) 1.80 M.
Holl Jos., Geschichte der Stadt Weißenhorn mit Streiflichtern auf die Umgebung. Kempten 1904 (J. Kösel). 2 M.
Mayer Ant., Das niederösterreichische Landhaus in Wien (1513 bis 1848). [Aus: ‚Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines in Wien']. Wien 1904 (Gerold & Co.). 15 M.
Sippel F., Die Stadt Würzburg im Bauernkriege. Eine Studie zur Geschichte des Bauernkrieges in Franken. Dissertation. Würzburg 1903.
Juden. Lewin Louis, Geschichte der Juden in Lissa. Pinne 1904, N. Gundermann. 3.50 M.
Lieben Salomon Hugo, Handschriftliches zur Geschichte der Juden in Prag in den Jahren 1744/54 [Aus: Jahrb. der jüdisch-liter. Gesellschaft]. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 2.50 M.
Sammelwerke. Hilty, Studien. Ausgewählte Aufsätze aus dem politischen Jahrbuch der Schweizer Eidgenossenschaft. Bern 1905 [1904], K. J. Wyß. 5.50 M.
Saalfeld Günth., Bausteine zum Deutschtum. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, H. Rohde. 4.50 M.
Biographien. Allgemeine. Allgemeine deutsche Biographie. 241 bis 250. Lieferung. Leipzig, Duncker & Humblot. Je 2.40 M.
Biographische Essays. 1. Reihe. Treitschke Heinr. v., und Erich Marcks, Essays. Luther. Fichte. Treitschke. Bismarck (Deutsche Bücherei. 29. Band) Berlin, Expedition der deutschen Bücherei. 25 Pf.
Abshoff Fritz, Deutschlands Ruhm und Stolz. Unsere hervorragendsten vaterländischen Denkmäler in Wort und Bild. Berlin (1904), Verlagsanstalt Universum Hirschberg & Co. 8 M.

Neumann-Strela Karl, Charakterbilder aus der deutschen Geschichte von Friedrich dem Großen bis auf unsere Tage. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, H. Blömer. 11 M.

Sier Rich., Deutschlands Geisteshelden. Ehrendenkmäler unserer hervorragendsten Führer in Wort und Bild. Berlin (1904), Verlagsanstalt Universum Hirschberg & Co. 8 M.

Lokale. Badische Biographien. V. Teil. 1891 bis 1901. Im Auftrag der badischen historischen Kommission, hg. von Fr. v. Weech und A. Krieger. 8. Heft. Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 2 M.

Basler Biographien. Hg. von Freunden vaterländischer Geschichte. 2. Band. Basel 1904, B. Schwabe. 4 M.

Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. 2. Reihe. Straßburg 1905 [1904], Buchhandlung der evangel. Gesellschaft. 2.50 M.

Hansen Joh. Jak., Lebensbilder hervorragender Katholiken des 19. Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet und hg. 3. Band. Paderborn 1905 [1904], Bonifacius-Druckerei. 4 M.

Fürstenhäuser. Familien. Mülverstedt G. A. v., Ausgestorbener anhaltischer Adel (J. Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch in einer neuen vollständig geordneten und reich vermehrten Auflage. VI. Bandes, 11. Abt.) Nürnberg, Bauer & Raspe. 22.50 M.

Wäschke H., Die Askanier in Anhalt. Genealogisches Handbuch. Dessau 1904, C. Dünnhaupt. 2.50 M.

Friis Aage, Bernstofferne og Danmark. Bidrag til den danske Stats politiske og kulturelle udviklingshistorie 1750—1835. I. Bind. Slaegtens traditioner og forudsoetninger. København. Det nordiske Forlag. Ernst Bojessen. 1903. 8.50 M.

Bernstorffsche Papiere. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen die Familie Bernstorff betreffend aus der Zeit 1732—1835 herausgegeben von Aage Friis. 1. Band. Gyldendalske Boghandel. Nordisk Forlag. Kopenhagen-Kristiania. 1904. 16.50 M.

Inhalt: Briefwechsel zwischen Andreas Gottlieb Bernstorff und Johan Hartwig Ernst Bernstorff 1740—1768. — Briefwechsel zwischen Andreas Peter Bernstorff und seinem Oheim und Vater, A. G. Bernstorff und J. H. E. Bernstorff 1741—1772.

Bussche-Ippenburg Clamor Frh. v. dem, Die Familien-Chronik der aus Niedersachsen stammenden Bacmeister. 1. Teil (1904). 2. Teil (1903). Osnabrück, F. Schöningh in Komm. 30 M.

Bose Carl Emil v., Die Familie von Bose. Beiträge zu einer Familiengeschichte usw. Dresden (1904), (v. Zahn & Jaensch). 10 M.

Langenbeck Wilh., Die Politik des Hauses Braunschweig-Lüneburg in den Jahren 1640/1 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. 18. Band.) Hannover 1904, Hahn. 5 M.

Loesche Geo., Die evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg. Eine historisch-psychologische Studie. Mit Benutzung archivalischer Quellen. [Aus: Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Geschichte des Protestantismus in Österreich.] Wien 1904, Manz. 1 M.

Bramer Jeannette, Hessische Fürsten und Fürstinnen. Durchgearbeitete und ergänzte Vorträge der Verfasserin. Cassel 1904, C. Vietor. 2.50 M.

Hotbein Hans, Die Holbeiner. Ein Überblick über eine 700jährige bürgerliche Familiengeschichte, mit Stammbäumen. Leipzig, E. A. Seemann. 3 M.

Kalckreuth Alb. Philipp Wilh. v., Historisch-genealogische Beiträge zur Geschichte der Herren, Freiherren und Grafen von Kalckreuth, nach Urkunden zusammengestellt. Potsdam 1885. Urkunden und Regesten zur usw. [wie vorher]. Potsdam 1886. Zwei Bände. Potsdam 1904, E. Stein in Komm. 50 M.

Mülverstedt G. A. v., Des Geschlechts von Kalckstein Herkunft und Heimat. Magdeburg 1904, E. Baensch. jun. 3 M.

Kaufmann Paul, Aus den Tagen des Kölner Kurstaals. Nachträge zur Kaufmann-Pelzerschen Familiengeschichte. Bonn 1904, P. Hanstein. 1.50 M.

Landenberg. Heer Alb., Das Haus von Landenberg von Werdegg. Zürich 1904, (Schultheß & Co.) 1 M.

Studer Jul., Die Edeln von Landenberg. Geschichte eines Adelsgeschlechtes der Ostschweiz. Zürich 1904, Schultheß & Co. 6.40 M.

Kypke, H., Chronik des alten Adelsgeschlechtes der von dem Lentcze, nebst den bürgerlichen Abzweigungen der Lenz (Lentz, Lentze.) Halle (1904). (Leipzig, O. Lenz.) 18 M.

Tolzien G., Die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin. Wismar 1904, H. Bartholdi. 90 Pf.

Hensel S., Die Familie Mendelssohn. 1729/1847. Nach Briefen und Tagebüchern. 2 Bände. 12. Auflage, vermehrt mit einem Geleitwort von Paul Hensel. Berlin 1904, B. Behrs Verl. 12 M.

Balzer Eug., Die Freiherren von Schellenberg in der Baar. [Aus: Schriften des Vereins f. Geschichte und Naturgeschichte der Baar usw.] Hüfingen 1904, Buchdr. C. Revellio. 80 Pf.

Aus den Papieren der Familie von Schleinitz. Mit einer Vorbemerkung von Fed. von Zobeltitz. Berlin 1905 [1904], E. Trewendt. 8 M.

Zeller Fel., Stammbaum und Chronik der Familie Zeller aus Martinszell in Bayern von 1500—1900. Nach gedruckten Quellen, amtlichen und privaten Mitteilungen zusammengestellt. Prag 1904, J. G. Calve. 8 M.

Regenten. Thoma Albr., Bernhard von Weimar. Ein Lebensbild zu seinem 300. Geburtstage. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 1.50 M.

Carl Alexander. Carl Alexander, Großherzog von Sachsen, in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848/89). Eingeleitet und hg von Günth. Jansen. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 5 M. — Vgl. Euphorion 11, 661.

Bobé L., H. C. Andersen og Storhertug Carl Alexander af Sachsen-Weimar-Eisenach. Kopenhagen, Hagerup. 0.75 Kr.

Ehwald R., Ernst II. von Sachsen-Gotha Altenburg. Rede. Gotha 1904, Thienemanns Hofbuchh. 60 Pf.

Hymmen Hans v., Der erste preußische König [Friedrich I.] und die Gegenreformation in der Pfalz. Dissertation. Bielefeld 1904. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1.60 M.

Friedrich der Große. Brode Rho., Friedrich der Große und der Konflikt mit seinem Vater ... Leipzig 1904, S. Hirzel. 9 M.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 30. Band. Berlin, A. Duncker. 15 M.

Ein Brief Friedrichs des Großen an Leuchsenring. Für den Bibliophilentag in Berlin 18. Dezember 1904. In Druck gegeben von Gotthilf Weisstein.

Droysen Hans, Beiträge zu einer Bibliographie der prosaischen Schriften Friedrichs des Großen (Fortsetzung und Schluß). Programm. Berlin, Weidmann. 1 M.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst. Grimberg J., Beiträge zur Geschichte des Großen Kurfürsten. Dissertation. Berlin.

Rachel Hugo, Der Große Kurfürst und die ostpreußischen Stände 1640/88 (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. XXIV. Band. 1. Heft, der ganzen Reihe 111. Heft). Leipzig, Duncker & Humblot. 8.40 M. [Ein Teil vorher als Dissertation. Berlin 1904.]

Salzer Ernst, Der Übertritt des Großen Kurfürsten von der schwedischen auf die polnische Seite, während des ersten nordischen Krieges in Pufendorfs

‚Carl Gustav' und ‚Friedrich Wilhelm' (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 6). Heidelberg 1904, C. Winter Verlag. 2.40 M.

Waddington A., Le grand électeur Frédéric Guilleaume de Brandenbourg. Sa politique extérieure 1640—1688. Tome I. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 8 Fr.

Kretzschmar Joh., Gustav Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland und die Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. 17. Band). Hannover 1904, Hahn. 10 M.

Müller G., Das Lehns- und Landesaufgebot unter Heinreich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. 1. Teil. Dissertation. Göttingen 1904.

Brabant Art., Das heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen. 1. Band. Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des heiligen Römischen Reichs teutscher Nation Generalissimus. 1757. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 7 M.

Herrn Johann Georgens . . Hertzogens zu Sachsen . . . . erneuerte Ordnung, wie es hinfüro in S. F. D. Fürstentum Eisenach, sowol auch in Dero Thüringischen Aemptern und Vogteyen, auff Verlöbnissen, Hochzeiten, Kind-Tauffen, Begräbnissen, etc. gehalten werden soll. Gotha. M. DC. LXXVIII. Erneuter Druck: 1904. Eisenach, H. Kahle. 80 Pf.

Dr. Verus [F. Herm. Ortloff], **Karl August** von Sachsen-Weimar und die Universität Jena. Ein akademisches Zeitbild aus den Jahren 1784 bis 1828. Weimar (1904), H. Große. 1 M.

Dr. Verus [Fr. Herm. Ortloff]. Kandidatur des Herzogs Karl August von Sachsen Weimar für den ungarischen Königsthron (1789). 1. 2. Auflage. Weimar (1904), H. Große. 40 Pf.

Bauer K. J., Ludwig Wilhelm Markgraf von Baden, ‚Der Türkenlouis'. Ein Lebensbild. Heidelberg 1904.

Bonnefous A., Une ennemie de la Révolution et de Napoléon: Marie Caroline, reine de Deux-Siciles (1768—1814), d'après des documents inédits. Paris, Perrin et Cie.

Jansen Max, Kaiser Maximilian I. (Auflösung des Reichs. Neues Kulturleben). (Weltgeschichte in Charakterbildern. Hg. von Kampers, Merkle u. Spahn. 3. Abteilung.) München, Kirchheim. 4 M.

Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Hg. von Erich Brandenburg. II. Band (bis zum Ende des Jahres 1546). 2. Hälfte. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 20 M.

Ludwig K., Peter der Große in Karlsbad 1711/12. Programm. Karlsbad 1904.

Philipp der Großmüthige. Festschrift zum Gedächtnis Philipp des Großmütigen, Landgrafen von Hessen, geb. am 13. November 1504 (1504—1904). Hg. vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Kassel 1904, G. Dufayel in Komm. 6 M.

Philipp der Großmüthige. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Hg. von dem histor. Verein für das Großherzogtum Hessen. Marburg 1904, N. G. Elwerts Verl. 10 M.

Daraus besonders abgedruckt: Salfeld Siegm., Die Judenpolitik Philipps d. G. Frankfurt a. M. 1904, J. Kauffmann. 1 M.

Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Inventar der Bestände hg. von Frdr. Küch (Publikationen aus den k. preuß. Staatsarchiven. 78. Band). Leipzig 1904, S. Hirzel. 28 M.

Krüger G., Philipp der Großmütige als Politiker. Festrede. Gießen 1904, J. Ricker. 80 Pf.

Varrentrapp C., Landgraf Philipp von Hessen und die Universität Marburg. Rede, gehalten bei der Marburger Universitätsfeier seines 400. Geburts-

tages (Marburger akademische Reden. Nr. 11). Marburg, N. G. Elwerts Verlag 1904. 1 M.

Wenck Karl, Landgraf Philipp der Großmütige. Rede [Aus: ‚Zeitschr. d. Vereins f. hess. Geschichte u. Landeskunde']. Marburg 1904, N. G. Elwerts Verl. 40 Pf.

Wiegand Frdr., Philipp der Großmütige als evangelischer Christ. Festrede. Marburg 1904, N. G. Elwerts Verl. 60 Pf.

Drach Alhard v. und Gust. Könnecke, Die Bildnisse Philipps des Großmütigen. Festschrift zur Feier seines 400. Geburtstags (13. November 1904) Marburg, N. G. Elwerts Verl. 20 M.

Wilhelm I. Egloffstein Herm., Frh. v., Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 3 M.

Katsch Ferd., Wilhelm der Große und seine Lieblingsschöpfung Babelsberg Potsdam 1904, R. Müller. 1 M.

Obst J. G., Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria. Erzählungen und Schilderungen aus der Regierungszeit Sr. Maj. Breslau 1904, Schlesische Buchdruckerei usw. 3 M.

Preuß Geo. Frdr., Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach im Zeitalter der spanischen Erbfolgekriege. 1. Halbband. Breslau 1904, Trewendt & Granier. 10 M.

Personen. Abeken Heinr., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. 3., vermehrte Auflage. Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.

Agricola E. G., Aus einem langen Leben. Erinnerungen aus Lebensbeobachtungen aus Stadt und Land. Jauer (1904), O. Hellmann. 2 M.

Am Hofe König Jérômes. Erinnerungen eines westfälischen Pagen und Offiziers. Hg. von Otto v. Boltenstern. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 3 M.

Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815. Hg. von Gust. v. Diest. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 4 M.

Bartholdy, Aus der Jugendzeit der □ Zum treuen Herzen i. O. Straßburg i. E. Erinnerungen in gebundener und ungebundener Rede. Straßburg 1904, F. Engelhardt. 1.50 M.

Baumann Ernst, Aus dem Seelenleben eines jungen Deutschen. Veröffentlicht von Rich. Oehler. Berlin 1904, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.

Besozzi Cerbonio, Chronik 1548/63. Erläutert und hg. von Walt. Friedensburg (Fontes rerum Austriacarum. I. Abt. Scriptores IX. Band. 1. Hälfte). Wien 1904, C. Gerolds Sohn in Komm. 2.90 M.

[Bettelheim Helene], Zur Erinnerung an Heinrich Bettelheim-Gabillon. Von seiner Mutter. Als Handschrift für Freunde gedruckt. Im Selbstverlage.
S. 69: Gedichte (Der fahrende Schüler nach Hans Sachs. — Die schöne Magellone. Fragment eines Librettos. — Noah. Dramatisches Gedicht. Fragment).

Bismarck. Bewer Max, Bismarck. (Die Dichtung. 31.) Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Küntzel Geo., Thiers und Bismarck. Kardinal Bernis. Zwei Beiträge zur Kritik französischer Memoiren. Bonn, F. Cohen. 2.40 M.

Matter P., Bismarck et son temps. La préparation (1815—1862). Paris, Felix Alcan. 10 Fr.

Mittnacht, Frh. v., Erinnerungen an Bismarck. 1. und 2. Auflage. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 1.50 M. — Neue Folge (1877/89). 2.—5. Auflage. Ebenda. 1.50 M.

Poschinger Heinr. v., Aus großer Zeit. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Berlin, E. Trewendt. 3.60 M.

Theile A., Aus Bismarcks Privatleben Festrede zum 27. Januar 1904. Programm. Hameln a. d. Weser 1904.
Wolf Eug., Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter. Berlin 1904, E. Fleischel & Co. 3 M.
Stahl Fritz, Wie sah Bismarck aus? Berlin, G. Reimer. 3 M.
Bennert J. E., Bismarck-Medaillen. Köln 1905 [1904], Kölner Verlagsanstalt. 5 M.
Prutz Hans, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Berlin 1904, G. Reimer. 3 M.
Vischer Eberh., Das Christentum Bismarcks. Ein Vortrag. Basel, Helbing & Lichtenhahn. 1 M.
Jacob Karl, Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringens 1870/71. Straßburg. E. van Hauten. 4.50 M.
Gothein Eberh., Bismarck in der inneren Politik. Rede. Heidelberg, C. Winter, Verl. 60 Pf.
Fürst Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Frhrn. von Schleinitz 1858/61. Stuttgart 1905 [1904], J. G. Cotta Nachf. 3 M.
Bismarck Fürst Otto von, Politische Reden. Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl. 13. und 14. (Schluß-)Band. Stuttgart 1905 [1904], J. G. Cotta Nachf.

13. Reden und Ansprachen ... 1890/7. 8 M. — 14. Nachträge und Gesamtregister zu den politischen Reden usw. 4.50 M.

Bismarck Fürst Herbert v., Politische Reden. Gesamtausgabe, veranstaltet von Johs. Penzler. Im Einverständnis mit der Fürstin v. Bismarck. Stuttgart 1905 [1904], W. Spemann. 7 M.
Behring W., Stenzel Bornbachs Kriegstagebuch nach der Originalhandschrift. Elbing 1904.
Bosse Rob., Aus der Jugendzeit. Erinnerungen. Leipzig 1904, F. W. Grunow. 5 M.
Strombeck Frdr. Karl v., Henning Brabant, Bürger-Hauptmann der Stadt Braunschweig und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des 17. Jahrhunderts [1. Auflage 1829]. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Heinr. Mack. Braunschweig 1904, W. Scholz. 2 M.
Luise Henriette Kurfürstin von Brandenburg. Festschrift zum Andenken an die Enthüllung des Denkmals dieser Fürstin .. am 20. Juni 1904 zu Moers. (Von H. Otto). Moers (1904), J. W. Spaarmann. 20 Pf.
Die Berichte und Briefe des Rats und Gesandten Herzog Albrechts von Preußen Asverus von Brandt nebst den an ihn ergangenen Schreiben in dem k. Staatsarchiv zu Königsberg .. hg. von Adalb. Bezzenberger. 1. Heft. 1538/45. Königsberg (1904), Gräfe & Unzer in Komm. 3 M.
Braun A., Glückliche Jugend. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Kassel 1904, R. Röttger. 1 M.
Drietrich Sigismund von Buchs Tagebuch (1674/83). Hg. von Ferd. Hirsch. (Veröffentlichungen des Vereins f. Geschichte der Mark Brandenburg.) 1. Band. Leipzig 1904, Duncker & Humblot. 6 M.
Speiser W., Zur Erinnerung an Hrn. Adolf Burckhardt-Bischoff. Vortrag. Basel 1904, Helbing & Lichtenhahn. 1 M.
Consalvis Briefe aus den Jahren 1795/6 und 1798. Mitgeteilt von † Paul Wittichen. [Aus: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken.] Rom 1904, Loescher & Co. 1.20 M.
Ley Hans, Die literarische Tätigkeit der Lady Craven, der letzten Markgräfin von Ansbach-Bayreuth (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie. XVI). Erlangen 1904, F. Junge. 2.60 M.

Delbrück Rud. v., Lebenserinnerungen 1817/67. Mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870. 1. und 2. Auflage. 2 Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 15.60 M.

Hauck Karl, Kleine Schriften zur Geschichte der Pfalz. I. Elisabeth Königin von Böhmen, Kurfürstin von der Pfalz, in ihren letzten Lebensjahren. Heidelberg, C. Winter, Verl. 2 M.

Fischer Carl, Aus einem Arbeiterleben. Skizzen. Jena 1905 [1904], E. Diederichs. 1.80 M.

Pflüger Max, Friedrich von Gentz als Widersacher Napoleons I. Ein Beitrag zu der Geschichte des 18. Mai 1804. Reichenbach 1904. Haun & Sohn in Komm. 1.15 M.

Briefe einer Braut [Philippine von Griesheim, an eine Freundin] aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege 1804/13. Hg. von Edith Freiin von Cramm. Berlin, E. Fleischel & Co. 4 M.

Diese nicht eben bedeutenden Briefe der mit Albert v. Wedell, einem der Opfer von Schills tollkühnem Heldenmut, verlobten Philippine v. Griesheim, später Gattin des Kammerherrn v. Cramm, erwecken gelegentlich den Verdacht romanhafter Erfindung oder Zustutzung, so durch den seltsamen rückschauenden Berichtbrief am Eingang, durch manche andere klingende Wendung. Doch schließen die Angaben der Herausgeberin wohl jeden Vergleich mit Reisenbergs „Memoiren" oder Bärs „Schweizerischer Amazone" aus. Uns scheint z. B. „Keul" für „Keil" (S. 97) wirklich ein Lesefehler. Für den Mangel an historisch oder kulturhistorisch, literarisch oder menschlich interessantem Inhalt ist also nur die Braut des tapferen Wedell verantwortlich.

Dankenswert ist die Beigabe der Verteidigungsrede für die elf Schillschen Offiziere (S. 217). Richard M. Meyer.

Gysi J. Osc., Der Jüngste von Zwölfen. Jugend-Erinnerungen aus alter Zeit. Aarau 1905 [1904], H. R. Sauerländer. 1.40 M.

Leuß Hans, Wilhelm Freiherr von Hammerstein. 1881/95 Chefredakteur der Kreuzzeitung. Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen. Berlin, Herm. Walther. 3 M.

Hansen-Taylor Marie, Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Stuttgart 1905 [1904], Deutsche Verlags-Anstalt. 5 M.

Innerhofer Frz., Geschichte Andreas Hofers .. Nach den hinterlassenen Schriften J. Thalers und Joh. Jak. Prölls herausgegeben. Meran 1904, F. W. Ellmenreich. 50 Pf.

Stauffer Albr., Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff, nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang. Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. 4.50 M.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. 2. Band. 2. Auflage. Wien 1904, W. Braumüller in Komm. 5 M.

Holtzheimer H., Erzherzog Karl bei Wagram. Ein Beitrag zur Beurteilung des Erzherzogs Karl von Österreich als Feldherrn. Dissertation. Berlin 1904.

Kissel Clem., Mit den Hessen in Frankreich 1870/71. Nach täglichen Aufzeichnungen eines Mainzer Mitkämpfers. Mainz 1904, Kirchheim & Co. 1 M.

Friedr. Alfred Krupp und sein Werk. Erweiterter Sonderabdruck aus ‚Westermanns illustr. deutschen Monatsheften'. Braunschweig 1904, G. Westermann. 3.50 M.

Kuhmann von Hessinghausen J., genannt der Schreiber, Meine Reise durchs Leben. Eine Selbstbiographie. Dresden, E. Pierson. 3 M.

Oncken Herm., Lassalle (Politiker und Nationalökonomen II.). Stuttgart 1904, F. Frommann. 5 M.

Criste Osk., Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein. Eine Biographie. Hg. von der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs. Wien (L. W. Seidel & Sohn). 25 M.

Brendicke Hans, Königin Luise. Leben und Wirken einer deutschen Frau. Hg. und dem deutschen Volke erzählt. Neu-Weißensee-Berlin (1904), E. Bartels. 4 M.

Milde Natalia v., Maria Pawlowna. Ein Gedenkblatt zum 9. November 1904. Homburg 1904, H. Seippel in Komm. 2 M.

Baun Fr., Der Glemser Marte (1767—1856). Ein schwäbischer Bauer und Gemeinschaftsmann. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung der evangel. Gesellschaft. 20 Pf.

Marx Karl, Theorien über den Mehrwert .. hg. von Karl Kautsky. I. (Internationale Bibliothek. 35. Band.) Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 5.50 M.

Koppel Aug., Für und wider Karl Marx. Prolegomena zu einer Biographie (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. VIII. Band, 1. Heft.) Karlsruhe, G Braunsche Hofbuchdruckerei. 3.60 M.

Vorländer Karl, Marx und Kant. [Aus: ‚Deutsche Worte'']. Wien 1904, E. Pernerstorfer. 1 M.

Mayer von Rosenau D. S., Gedenkschrift eines verdienstvollen Wiener Bürgers Franz Edl. v. Mack, Hofjuwelier der Kaiserin Maria Theresia, und seine Bedeutung für Kolksburg, Mauer und Umgebung. Mit einer umfangreichen noch nie veröffentlichten Geschlechtstafel dieser Familie. Atzgersdorf bei Wien (Bahnstr. 2) 1904, Selbstverlag. 3.50 M.

Bodenheimer R. G., Franz Konrad Macke, Bürgermeister von Mainz (1756 bis 1844). Mainz 1904, Mainzer Verlagsanstalt-Druckerei. 1 M.

Fuchs Eduard, Ein vormärzliches Tanzidyll. Lola Montez in der Karikatur. Mit 90 Illustrationen und Beilagen. Berlin (1904), E. Frensdorff. 6 M.

Herzog J., Moser, Vater und Sohn. Zwei Lichtgestalten aus dem 18. Jahrhundert, nach ihren Selbstzeugnissen dargestellt. (Calwer Familienbibliothek. 63. Band.) Calw und Stuttgart 1905 [1904], Vereinsbuchhandlung. 2 M.

Meyer-Benfey Heinr., Friedrich Naumann. Seine Entwicklung und Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart. Göttingen 1904, Vandenhoeck & Ruprecht. 2.40 M.

Oertzen Hellm. v., Das Leben und Wirken des Staatsministers Jasper von Oertzen. Ein Beitrag zur Geschichte Mecklenburgs, insbesondere seiner Beziehungen zum deutschen Bunde. Schwerin, F. Bahn. 5 M.

Ehrenberg Rich., Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung. 2. Band. Das Haus Parish in Hamburg. Jena 1905 [1904], G. Fischer. 3 M.

Pietsch Ludw., Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. Berlin 1904, F. Fontane & Co. 5 M.

Pledonus Emon., Plusquamperfektum. Erinnerungen und Plaudereien. 2. Auflage. Coblenz 1904, J. Schuth. 1.80 M.

Poschinger Heinr. v., Aus allen Welten. Diplomatische Streiflichter, Interviews und Erinnerungen. Berlin (1904), Verlag Continent. 3 M.

Briefe der Königin Sophie Charlotte von Preußen und der Kurfürstin Sophie von Hannover an hannoversche Diplomaten. Mit einer Einleitung hg. von Rich. Doebner (Publikation aus den k. preuß. Staatsarchiven. 79. Band). Leipzig, S. Hirzel. 12 M.

Wilhelm Prinzessin von Preußen, geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Briefe an ihren Bruder Ludwig. Veröffentlicht von Emilie Droescher (Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Homburg v. d. Höhe. 8. Heft). Homburg 1904, L. Staudt in Komm. 4 M.

Hassel Paul, Joseph Maria von Radowitz. 1. Band. 1797—1848. Berlin 1905 [1904], E. S. Mittler & Sohn. 12 M.
Rasch Marie, In der Hofapotheke. Erinnerungen eines alten Eisenacher Kindes. Leipzig 1905 [1904], F. Jansa. 80 Pf.
Mollenhauer K., August Wilhelm Rehberg, ein hannoverscher Staatsmann im Zeitalter der Restauration. I. Programm. Blankenburg 1904.
Art'l H. S., Richard Roesicke. Sein Leben und sein Wirken, dem Volke dargestellt. Berlin 1904, G. Reimer. 1.50 M.
Maurer Alfr., Rühl. Ein Elsässer aus der Revolutionszeit. Straßburg, J. H. E. Heitz. 2.50 M.
Schallmayer Fr. J., Peter Runtz aus Annweiler. Eine Lebensbeschreibung sowie ein Beitrag zur Geschichte des pfälzischen Gemeinschaftslebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Kaiserslautern, Evangel. Vereinsbuchhandlung. 50 Pf.
Alb. Eberh. Frdr. Schäffle. Aus meinem Leben. Zwei Bände. Berlin 1905 [1904], E. Hofmann & Co. 20 M.
August Schneegans. 1835/98. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. Aus dem Nachlasse hg. von Heinr. Schneegans. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 10 M.
C. N. Schnittgers Erinnerungen eines alten Schleswigers. Neu hg., mit Anmerkungen versehen und durch einen Anhang ergänzt von Heinr. Aug. Chr. Philippsen. (In 22 Lieferungen.) Schleswig 1904, J. Ibbeken. Je 25 Pf.
Schöffel Jos., Erinnerungen aus meinem Leben. Wien, Jahoda & Siegel 4 M.
Wild Karl, Lothar Franz von Schönborn, Bischof von Bamberg und Erzbischof von Mainz. 1693—1729. Ein Beitrag zur Staats- und Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. 8. Heft.) Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 5.20 M.
Schubert-Saldern, Viktor von, Memoiren eines Unbekannten 1818—1862. Dresden, E. Pierson. 3.50 M.
Stade Rho., Barbara Elisabeth Schulzin. Ein Arnstädter Hexenprozeß vom J. 1669. Nach den Original-Prozeßakten hg. Arnstadt 1904, E. Frotscher. 1.20 M.
Eiermann Adf., Lazarus von Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg, ein deutscher Feldoberst und Staatsmann des 16. Jahrhunderts. Neue Studien. Freiburg i. B. 1904, F. E. Fehsenfeld. 4 M.
Lehmann Max, Freiherr vom Stein. 3. Teil. Nach der Reform 1808/31. Leipzig, S. Hirzel. 11 M.
Stüve Joh. Carl Bertram, Für Bürger und Bauer. Kleine populäre Aufsätze. Ausgewählt von Gust. Stüve. Hannover 1904, Hahn. 2 M.
Langsdorff K. G. W. v., Die deutsch protestantische Politik Jakob Sturms von Straßburg. Dissertation. Heidelberg 1904.
Mehler J. B., General Tilly, der Siegreiche. München (1904), C. A. Seyfried. 1 20 M.
Kremnitz Mite, Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau. Ein Lebensbild. Leipzig-R. (1904), E. Haberland. 5 M.
Schröder Jos., Blätter der Erinnerung an Ludwig Windthorst. Aus der Mappe von Sch. gesammelt von Nik. Thaemes. Münster (1904), Alphonsus-Buchhandlung. 50 Pf.
Reuß Rodolphe, Idylle norvégienne d'un june négociant strasbourgeois. Episode des souvenirs inédits de Jean-Everard Zetzner (1699 f.). [Aus: Revue d'Alsace.] Straßburg, J. Noiriel. 1 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche .... In dritter, verbesserter und vermehrter Auflage ... herausgegeben von Albert Hauck. 15. und 16. Band. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1904 und 1905.

15. Band: H. E. G. Paulus, protestantischer Theologe 1761—1851 (Kahnist; P. Tschackert). — Konrad (Kürsner) Pellikan 1478—1556 (Herm. L. Strack). — Anton Friedr. Ludw. Pelt 1799—1861 (J. A. Dorner †). — Johann Wilhelm Petersen, lutherischer Theolog, Mystiker und Chiliast 1649—1727 (Wagenmann †; Bertheau; Tschirner †; Carl Mirbt). — Gottl. Jakob Planck, protestantischer Theolog und Kirchenhistoriker 1751—1833 und dessen Heinrich Ludwig Planck 1785—1831 (Wagenmann †; P. Tschackert). — Karl Heinr. Christian Plath 1829—1901 (Warneck). — Gust. Leopold Plitt, lutherischer Theolog 1836—1880 (F. Frank †). — Thomas Pöschl, irrsinniger Chiliast 1769—1837 (G. Loesche). — Ludwig Adolf Petri 1803—1873 (E. Petri). — Kaspar Peucer, das Haupt der kursächsischen „Kryptocalvinisten“ 1525—1602 (Mallet †; Kawerau). — Christoph Pezel, „kryptocalvinistischer“ Theologe 1539—1604 (Kawerau). — Christoph Matthäus Pfaff 1686—1760 (Erwin Preuschen). — Johann Pfeffinger 1493—1573 (Georg Müller). — Julius Pflug, Bischof von Naumburg 1499—1564 (G. Kawerau). — Philipp der Großmütige, Landgraf zu Hessen 1501—1567 (Th. Kolde). — Friedrich Adolph Philippi 1809—1882 (Ferd. Philippi †). — Philippi Jacobus von Basel, Verfasser des Reformatorium vitae clericorum von 1494 (L. Schulze). — Philippisten (Landerer †; G. Kawerau). — Israel Pick, Stifter der amenischen Gemeinde, gest. um 1859. — Ferd. Karl Wilh. Piper, Kirchenhistoriker 1811—1889 (Hauck). — Wilibald Pirkheimer 1470—1530 (List †). — Johannes Pistorius der Ältere, gest. 1583; der Jüngere 1546—1608 (Herausgeber eines in in der Mark Brandenburg viel gebrauchten Gesangbuches 1668—1728 (E. Ideler). — Abdias Prätorius (eigentlich Gottschalk Schulze) 1524—1573 (Wolff). — Stephan Prätorius, lutherischer Erbauungsschriftsteller 1536—1603 (Wolff). — Geschichte der christlichen Predigt (Christlieb †; M. Schian). — Pietismus (Carl Mirbt).

16. Band: Joh. Wilh. Preger 1827—1896 (Caspari). — Pregizerianer; Christian Gottlob Pregizer 1751—1824 (C. Kolb). — Andreas Proles 1429—1503 (Th. Kolde). — Jakob Propst (Präpositus), Freund Luthers und Melanchthons, gest. 1562 (J. Fr. Iken †). — Deutscher Protestantenverein (P. Mehlhorn). — Protestantismus (F. Kattenbusch). — Berthold Pürstinger (von Chiemsee) 1465—1543 (J. Ficker). — Samuel Freiherr von Pufendorf 1632—1694 (G. Frank †). — Johannes Andreas Quenstedt, lutherischer Dogmatiker in Wittenberg 1617—1688 (Tholuck †; Johannes Kunze). — Julius Ferd. Räbiger, evangelischer Theolog 1811—1891 (Decke). — Hermann Rahtmann (1585—1628) und der Rahtmannsche Streit (R. H. Grützmacher). — Johann Jacob Rambach 1693—1735; Friedrich Eberhard Rambach 1708—1775; Johann Jacob Rambach 1737—1818; August Jacob Rambach 1777—1851 (C. Bertheau). — Ernst Konstantin Ranke 1814—1888 (G. Heinrici). — Rationalismus und Supranaturalismus (O. Kirn). — Jakob Ratz, theologischer Schriftsteller, gest. 1564 (G. Bossert). — Matthäus Ratzeberger 1501—1559 (Th. Kolde). — Joh. Wilh. Rautenberg, Hamburger Prediger 1791—1865 (C. Bertheau). — Franz Stephan Rautenstrauch, ein aufgeklärter österreich. Theologe 1734—1785 (Herzog †) — Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin von Riedesel 1774—1854 (O. Dibelius). — Christian Wilh. Ad. Redenbacher, bayrischer protestant. Pfarrer und Volksschriftsteller 1800—1876 (E. Dorn). — Reformierter Bund (Brandes)

— Regensburger Religionsgespräch und Regensburger Buch 1541 (Th. Kolde). — Leonhard Reiff (Bavarus, Beier), Augustiner, Luthers Freund, geb. um 1495, gest. bald nach 1552 (G. Bossert). — Jakob Reihing, Jesuit, später evangelischer Theolog 1579—1628 (Oehler †; Bossert). — Jakob Reineccius 1572—1613 (Klose †). — Franz Volkmar Reinhard 1753—1812 (David Erdmann). — Joseph Hubert Reinkens, erster Bischof der deutschen Altkatholiken 1821—1896 (J. Reinkens). — Joh. Heinr. Reitz 1655—1770. — Religionsphilosophie (M. Heinze). — Friedr. Wilh. Rettberg 1805—1849 (Henke †; Wagenmann †). — Heinr. Christian Michael Rettig, protestantischer Theolog 1799—1836 (G. Krüger; Herzog †). — Wilh. Reublin, Führer der oberländischen Täufer, geb. um 1480, gest. nach 1559 (G. Bossert). — Johannes Reuchlin (Capnion) 1455—1522 (G. Kawerau). — Franz Heinr. Reusch, katholischer Theolog 1825—1900 (L. K. Goetz). — Ed. Reuß 1804—1891 (P. Lobstein). — Hermann Ferd. Reuter 1817—1889 (Th. Kolde). — Quirinus Reuter, Schüler und Nachfolger des Zachar. Ursinus in Heidelberg 1558—1613 (Joh. Schneider). — Urbanus Rhegius (Rieger) 1489—1541 (G. Uhlhorn †; P. Tschackert). — Aemilius Ludw. Richter, Kirchenrechtslehrer 1808—1864 (R. W. Dove). — Georg Konrad Rieger, Prediger 1687—1743 und dessen Sohn Karl Heinr. Rieger, Prediger 1726—1791 (Palmer †; Hermann Beck). — Ed. Karl August Riehm 1830—1888 (K. H. Pahncke-Pforta).

Brück Heinr., Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert. 3. Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. III. Von der Bischofsversammlung in Würzburg 1848 bis zum Anfang des s. g. Kulturkampfes 1870. Zweite, durchgesehene Auflage, besorgt durch J. B. Kißling. Münster 1905 [1904], Aschendorff. 8 M.

Goyau G., L'Allemagne religieuse. Le catholicisme (1800—1848). 2 vol. Paris, Perrin et Cie.

Die Akten des Jetzerprozesses nebst dem Defensorium. Hg. von Rud. Steck (Quellen zur Schweizer Geschichte. 22. Band). Basel 1904, Basler Buch- und Antiquariatsbuchh. vorm. A. Geering. 14 M.

Stange Carl, Religion und Sittlichkeit bei den Reformatoren. (Theologische Studien Martin Kähler dargebracht.) Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 60 Pf.

Drews P., Die Ordination, Prüfung und Lehrverpflichtung der Ordinanden in Wittenberg 1535. Univers.-Programm. Gießen 1904.

Die Wittenberger Artikel von 1536. (Artikel der christlichen Lehr, von welchen die Legatten aus Engelland mit dem Herrn Doctor Martino gehandelt anno 1536). Lateinisch und deutsch zum ersten Male hg. von Geo. Mentz (Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus. 2. Heft). Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.60 M.

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle, M. Niemeyer in Komm. Je 1.20 M.

Nr. 80. Zahn W., Die Altmark im 30jährigen Kriege . . 1904. — 81. Kalkoff Paul, Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden. 1903. — 82. Schultheß-Rechberg Gust. v., Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis. 1904. — 83. Egelhaaf Gtlo., Landgraf Philipp von Hessen. 1904. — 84. Diehl Wilh., M. Butzers Bedeutung für das kirchliche Leben in Hessen. Vorträge. 1904.

Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600. Eingeleitet, hg. und zusammenfassend dargestellt von Joh. Mich. Reu. I. Teil: Quellen zur Geschichte des Katechismus-Unterrichts. 1. Band. Süddeutsche Katechismen. Gütersloh 1904, C. Bertelsmann. 16 M.

Tschirn Gust., Zur 60jährigen Geschichte der freireligiösen Bewegung. Gottesberg 1904/5. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlg. in Komm. 2.50 M.

Landschaften. Holtze Frdr., Die brandenburgische Konsistorialordnung von 1573 und ihre Kirchenbaupflicht (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. 39. Heft). Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. 3 M.

Schauenburg L., Hundert Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte von Hamelmann bis auf Cadovius (1573—1667). Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 4. Band. Sitte und Recht. Oldenburg 1903, G. Stallings Verl. 10 M.

Loesche Geo., Monumenta Austriae evangelica. Festrede anläßlich des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. [Aus: ‚Evang. Kirchenzeitung für Österreich'.] Bielitz, W. Fröhlich. 35 Pf.

Dumrese H., Untersuchungen zur Geschichte der Reformation im steiermärkischen Bauernstande. Dissertation. Greifswald 1904.

Buck Fr., Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs im 19. Jahrhundert. 2. Hälfte: Aus den Gemeinschaften (Württembergische Väter. 2. Band). Calw & Stuttgart 1905 [1904], Vereinsbuchh. 2 M.

Ortschaften. Wolff Walth., Beiträge zu einer Reformationsgeschichte der Stadt Aachen. Hauptsächlich nach bisher unbenützten Quellen. III. [Aus: Theolog. Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein.] Tübingen, J. C. B. Mohr. 1.60 M.

Wintera Laur., Stift Braunau im Dienste der Kultur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der katholischen Kirche in Böhmen. Programm. Braunau 1904, (F. Bocksch). 1.60 M.

Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonat Oppeln. 1. Teil. Hg. von J. Jungnitz (Veröffentlichungen aus dem fürsterzbischöfl. Diözesan-Archiv zu Breslau. 2. Band, 1. Teil). Breslau 1904, G. P. Aderholz. 20 M.

Berbig, Die kirchliche Versorgung der Stadt Eisenach im Zeitalter der Reformation. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte (Beiträge zur Geschichte Eisenachs. XII). Eisenach, H. Kahle. 60 Pf.

Mühlbacher Engelb., Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Innsbruck (Wagner). 5 M.

Dieses Buch ist der Beachtung der Literarhistoriker zu empfehlen, da es nicht nur die gelehrten Werke der Historiker des Stiftes St. Florian, Gaisberger, Kurz, Pritz, Chmel, Stülz, Czerny und anderer berücksichtigt, sondern auch die Literatur des Mittelalters, ferner die aszetische und Predigtliteratur, die Theaterstücke (17. und 18. Jahrhundert) und dergleichen. Zudem wurden die Klöster Oberösterreichs in weiterer Ausbildung des Josephinischen Kirchensystems zu den gelehrten Studien von Regierungswegen angehalten, damit Gymnasien, Lyzeen, theologische Fakultäten an Lehrkräften keinen Mangel litten. Kremsmünster warf sich infolgedessen auf die naturwissenschaftlichen Studien, St. Florian auf die geschichtlichen. Beide standen mit den Gelehrten des In- und Auslandes in steter Fühlung.

Als der Begründer des wissenschaftlichen Rufes von St. Florian wird der Prälat Johann Michael Ziegler genannt (geb. 1743, Propst 1793—1823). Er reorganisierte die Bibliothek, die er auf einen hohen Grad der Brauchbarkeit erhob: die deutsche Literatur und die Klassiker, die Philosophie und, was für jene Zeiten charakteristisch, auch die protestantische Theologie fanden besondere Berücksichtigung. Unter Zieglers Nachfolger Michael Arneth (1823—1853), der aus den Memoiren seines Neffen Alfred von Arneth näher bekannt ist, fällt die Blütezeit der literarischen Bestrebungen auf historischem Gebiete, wo Kurz seine nüchternen Monographien über österreichische Geschichte

(1273—1490) schrieb, Chmel das Wiener Haus- und Staatsarchiv dirigierte, Gaisberger das römische Noricum durchforschte, Stülz der Geschichte der Abtei selbst eine Anzahl tüchtiger Werke widmete. Das Stift St. Florian vertrat vorzüglich die österreichische Geschichtswissenschaft den Begründern der Monumenta Germanica historica, einem Reichsfreiherrn von Stein, einem Pertz, einem Böhmer gegenüber, und noch am Ende der vierziger Jahre erfüllte sich Wilhelm Wattenbach mit jener Hochachtung für die österreichischen Stifter, der er Zeit seines Lebens Ausdruck gegeben hat.

Unter den Korrespondenten des Inlandes sind der Bibliothekar (und Dichter) Michael Denis und der Historiker Ignaz Schmidt erwähnt, dann seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts Josef v. Hormayr und Josef v. Hammer, die sich in ihren Briefen an die Florianer gegenseitig schlecht machten, da die Médisance öffentlich sich nicht regen durfte. Auch den Erzherzog Johann finden wir wiederholt genannt, da er der vornehmste Protektor der historischen Studien in den Alpenländern war. Einiges erfährt man auch über Erzherzog Karl: warum er z. B. keine zusammenhängenden Memoiren schrieb (S. 204).

Dazu gesellen sich die Dirigenten des politischen und, soweit es gestattet war, des geistigen Lebens der Epoche: Metternich, Saurau, Gentz, Adam Müller, F. Schlegel, die Redakteure der Wiener Jahrbücher M. v. Collin, Bucholtz, Kopitar (die alle charakterisiert werden, beziehungsweise sich gegenseitig selbst beurteilen). Auch über die Anfänge der neueren böhmischen Geschichtsforschung, die an die Eröffnung des Schwarzenbergischen Archives in Wittingau anknüpften, erfahren wir einiges Beachtenswerte. Vor Palacky war ein Freund von Kurz, der Hohenfurter Zisterzienser Millauer, auf diesem Gebiete tätig, in freundschaftlicher Verbindung mit Florianern, während Palacky mit ihnen rivalisierte und Bahnen einschlug, auf denen sie ihm nicht folgen konnten. Sie kritisierten ihn.

Die vielseitige Tätigkeit von Kurz (gest. 1843) und Chmel (gest. 1858) ist in dem Buche ausführlich behandelt, die von Stülz (gest. 1872) nur skizziert, da der Verfasser das Werk 1871—1877 abgefaßt, aber nicht vollendet hatte, so daß der Torso nach seinem Tode von O. Redlich herausgegeben wurde. Er war der Herausgabe in jeder Beziehung wert, ehrenvoll für St. Florian wie für Mühlbacher. J. J.

Heer Gtfr., Der evangelische Gottesdienst in der glarnerischen Kirche von den Tagen der Reformation bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gottesdienstes. Zürich 1904, Schultheß & Co. 1.60 M.

Rieden Heinr. W. zur, Die Kirche zu Hagen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Grafschaft Mark. Zum Teil abgedruckt im Jahrbuch des Vereins für die evangelische Kirchengeschichte Westfalens. 6. Jahrgang 1904. Gütersloh 1904, C. Bertelsmann. 2 M.

Kühnhold Heinr., Die Einführung der Lehre Luthers in Hedemünden. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Südhannover. Hannover, A. Sponholtz. 60 Pf.

Boerner Gustav, Die Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim. Eine Grundlage zur Geschichte der deutschen Brüderhäuser und ein Beitrag zur Vorgeschichte der Reformation. Fürstenwalde, J. Seyfarth. 2.40 M. [Teil 1 vorher als Dissertation. Berlin.]

Rotscheidt W., Ein Martyrium in Köln im J. 1529 (Aus der Väter Tagen. 1. Bändchen). Köln 1904, Westdeutscher Schriftenverein. 1 M.

Rothert Hugo, Zur Kirchengeschichte der ‚ehrenreichen' Stadt Soest. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 M.

Schmidlin Ludw. Rochus, Solothurns Glaubenskampf und Reformation im 16 Jahrhundert. Solothurn 1904 (A. Lüthy). 5 M.

Gerold Thdr., Geschichte der Kirche St. Niklaus in Straßburg. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Straßburgs, quellenmäßig bearbeitet. Straßburg 1904, J. H. E. Heitz. 8 M.

Schräpler P., Geschichte der Parochie Weßnigg ... Weßnigg 1904 (Torgau, J. Jacob). 1 M.

Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformatorische Forschungen, Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern ... Münster 1904, Aschendorff. 12 M.

Cernik Berth. Otto, Die Schriftsteller der noch bestehenden Augustiner-Chorherrenstifte Österreichs von 1600 bis auf den heutigen Tag. Wien, H. Kirsch. 10 M.

Wolfsgruber Cölestin, Die k. u. k. Hofburgkapelle und die k. u. k. geistliche Hofkapelle. Wien, Mayer & Co. 20 M.

Theologen. Behrmann G., Erinnerungen. Berlin 1904, M. Warneck. 4 M.

Bullinger. Bullingers Korrespondenz mit den Graubündern. 1. Teil. Januar 1533 bis April 1557. Hg. von Traug. Schieß (Quellen zur Schweizer Geschichte. 23. Band.) Basel 1904, Basler Buch- und Antiquariatsbuchhandlung vorm. A. Geering. 11 M.

Heinrich Bullingers Diarium (Annales vitae) der Jahre 1504/74. Zum 400. Geburtstag Bullingers am 18. Juli 1904 hg. von Emil Egli (Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte. II). Basel 1904, Basler Buch- und Antiquariatsbuchhandlung. vorm. A. Geering. 4 M.

Diener-Wyß H., Calvin, ein aktengetreues Lebensbild. Zürich (1904), Orell, Füßli in Komm. 1.50 M.

Mumm Reinhard, Die Polemik des Martin Chemnitz gegen das Konzil von Trient. Eine Untersuchung. 1. Teil. Mit einem Verzeichnis der gegen das Konzil von Trient gerichteten Schriften. Leipzig, A. Deicherts Nachf. 2 M.

Sattel Geo., Martin Deutingers Gotteslehre. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 4 M.

Ehlers P. J. J. G., Ludwig Otto Ehlers (geb. 5. IX. 1805 in Ottensen, gest. 3. VIII. 1877 in Liegnitz). Jugend- und Lehrjahre. Hannover 1904, H. Feesche in Komm. 75 Pf.

Schieß T., Philipp Gallicius (1504/66). Ein Lebensbild, im Auftrag des evangelischen Kirchenrates im Kantons Graubünden zur Erinnerung an den 400jährigen Geburtstag auf die Reformationsfeier 1904 entworfen. Chur (1904), (F. Schuler). 1 M.

Wille G., Georg Karg (Parsimonius), sein Katechismus und sein doppelter Lehrstreit. Dissertation. Erlangen 1904.

Barge Herm., Andreas Bodenstein v. Karlstadt. I. Teil. Leipzig, F. Brandstetter. 10 M.

Herzog Edu., Stiftspropst Josef Burkard Leu und das Dogma von 1854. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des vatikanischen Konzils. Mit Leus Bild und bisher nicht gedruckten Briefen von Hirscher, Theiner, Wessenberg, Döllinger u. A. Bern 1904, K. J. Wyß. 2 M.

Luther. Burmeister Ernst, Luther, eine Säule der Autorität, in seinem persönlichen Vorbilde und durch die Reformationslehre vom Gesetz historisch begründet und psychologisch erörtert. Stettin, J. Burmeister. 2.40 M.

Denifle P. Heinr., O. P., Luther und Lutherthum in der ersten Entwickelung. Quellenmäßig dargestellt. 2., durchgearbeitete Auflage. 1. Band. (I. Abteilung.) Mainz 1904, Kirchheim & Co. 5 M.

Hausrath Adolf, Luthers Leben. 2. Band. Berlin 1904, G. Grote. 7 M.

König Gust., Dr. Martin Luther. Der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen. Leipzig (1904), F. Jansa. 2 M.

Metzger Herm., Luther als deutscher Mann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1.20 M.

Wartburger M., Martin Luther. Lebensgeschichte des Reformators. Berlin 1905 [1904], Histor. Verlag Baumgärtel. 10 M.

Tschackert Paul, Das echte Lutherbild. Vortrag. Leipzig 1904, Buchh. des evang. Bundes v. C. Braun. 30 Pf.

Eckart Rud., Luther im Urteile bedeutender Männer. Zusammengestellt und hg. Berlin, A. Kohler. 2 M.

Ranke, Luther als Bibelübersetzer. Vortrag. Lübeck, Lübcke & Nöhring. 25 Pf.

Werke. Dr. Mart. Luthers sämtliche Schriften hg. von Joh. Geo. Walch. Aufs Neue hg. im Auftrag des Ministeriums der deutschen evang.-luth. Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten. Neue revidierte Stereotyp-Ausgabe. St. Louis. Mo. Zwickau, Schriften-Verein in Komm.

21. Band. 2. Teil (Schluß). Dr. Martin Luthers Briefe nebst den wichtigsten Briefen, die an ihn gerichtet sind ... Briefe vom J. 1533/46 Nachlese. Nachtrag zu den Briefen vom April 1531 bis zum Juli 1536. 1904. 14 M.

Martin Luthers Werke. Kritische Gesamt-Ausgabe. 29. Band. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachfolger. 22 M.

Der Ende 1904 erschienene Band bringt bisher größtenteils ungedruckte Predigten des Jahres 1529. Die Texte fußen fast ausschließlich auf handschriftlicher Überlieferung; die Hauptquellen sind wiederum die Nachschriften Rörers, deren Lücken mit Hilfe der in Zwickau befindlichen Poachschen Abschriften und einer Nürnberger Handschrift ergänzt werden konnten. In gedruckten Fassungen des 16. Jahrhunderts liegen aus der ganzen Reihe nur drei Predigten (Nr. 22, 28, 67) vor. Der Bearbeiter G. Buchwald hatte Nr. 1—35 und 66—69 schon 1884 nach den (sekundären) Niederschriften Poachs bekannt gemacht. Der Leiter der Ausgabe, P. Pietsch, hat dem kritischen Abdruck der Texte eine Einleitung vorangeschickt, zu der Buchwald und G. Koffmane Beschreibungen der Handschriften und G. Baesecke sprachliche Bemerkungen beigesteuert haben. In Ergänzung der Band 28, S. V ff. gemachten Angaben ist S. XVII ff. die Rörersche Kurzschrift in einem systematischen Abriß dargestellt worden; hohes Lob verdient das sinnreiche Verfahren, nach dem die Abbrechungen und Abkürzungen der Vorlage im Textabdruck kenntlich gemacht sind, um in zweifelhaften Fällen sofort eine Nachprüfung der vom Herausgeber angenommenen Lesungen auf Grund des handschriftlichen Befundes zu ermöglichen. Die 81 in diesem Bande vereinigten Predigten stellen ungefähr zwei Drittel der im Jahre 1529 tatsächlich gehaltenen dar. Das übrige Drittel gehört Predigtreihen an, die, soweit sie erhalten sind, bereits im 28. Bande (1903) mitgeteilt worden sind. Diese Masse verteilte sich auf etwa 81 Tage, an 40 Sonntagen hat Luther zweimal gepredigt. Die unter dem Text gegebenen Anmerkungen rühren zumeist von dem Herausgeber G. Buchwald her, die wertvollen Nachträge und Erläuterungen am Schluß des Bandes sind in der Hauptsache dem Redaktor Paul Pietsch, teilweise auch G. Koffmane zu danken. A. B.

Luthers Werke. Hg. von Buchwald usw. 3. Auflage. 1. Folge: Reformatorische Schriften I. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2.50 M.

Dr. Mart. Luthers ungedruckte Predigten aus den Jahren 1537/40. Zum ersten Mal veröffentlicht von Geo. Buchwald. (In etwa 11 Lieferungen.) Leipzig, G. Strübig. Je 60 Pf.

Melanchthon. Flemming P., Beiträge zum Briefwechsel Melanchthons aus der Briefsammlung Jacob Monaus in der Ste. Geneviévebibliothek zu Paris. Programm. Naumburg 1904.

Melanchthons Einleitung in die Lehre des Paulus vom J. 1520. Nach dem Wittenberger Urdruck neu hg. von J. K. F. Knaake (Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. 5. Heft). Leipzig 1904, R. Wöpke. 1.50 M.

Melanchthon, Warum eine Reformation im ‚hilligen Cöln'? Eine Antwort Melanchthons aus dem J. 1543. Hg. und mit Anmerkungen versehen von W. Rotscheidt (Aus der Väter Tagen. 2. Bändchen). Köln 1904, Westdeutscher Schriftenverein. 50 Pf.

Fischer Ernst Frdr., Melanchthons Lehre von der Belehrung usw. Tübingen, J. C. B. Mohr. 3.60 M. [Vorher: Dissertation. Halle 1904.]

Oertzen D. v., Jasper von Oertzen, ein Arbeiter im Reiche Gottes. Ein Lebensbild. Hagen (1904), O. Rippel. 2.50 M.

Reuß Eduard, Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt hg. von K. Budde und H. J. Holtzmann. Gießen 1904, J. Ricker. 12 M.

Köster Arn., Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die protestantische Theologie? Vortrag. Leipzig 1904, R. Wöpke. 1.20 M.

Schleiermacher. Meyer E. R., Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Leipzig 1905 [1904], F. Jansa. 4 M.

Clemen Carl, Schleiermachers Glaubenslehre in ihrer Bedeutung für Vergangenheit und Zukunft. Gießen 1905 [1904], J. Ricker. 3 M.

Eberhardt W., Die philosophische Begründung der Pädagogik Schleiermachers. Dissertation. Straßburg 1904.

Jensen P., Schleiermachers Auffassung vom Wesen der Religion und ihr Wert gegenüber dem modernen, besonders dem naturwissenschaftlich-geschichtlichen Denken. Dissertation. Erlangen.

Krumbholz F., Schleiermachers Weltanschauung in den Monologen und die literarisch-philosophischen Voraussetzungen dazu. Eine historisch-kritische Studie. Dissertation. Leipzig 1904.

Karo Gottwalt, Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing. Berlin, Schwetschke & Sohn. 3 M.

Grünberg Paul, Philipp Jakob Spener. 2. Band. Spener als praktischer Theologe und kirchlicher Reformer. Zur 200jähr. Wiederkehr des Todestages von Philipp Jakob Spener († den 5. Februar 1905). Göttingen 1905 [1904], Vandenhoeck & Ruprecht. 4.60 M.

Soffner Johs., Friedr. Staphylus, ein kathol. Kontroversist und Apologet aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, gest. 1564. Breslau 1904, G. P. Aderholz. 2 M.

Joachim Vadian im Kirchenstreite (1523/31). Hg. vom historischen Verein des Kantons St. Gallen. . . St. Gallen, Fehr. 2 M.

Eitner M., Johann Gottlob Weikert. Ein Lebensbild. Zusammengestellt nach Aufzeichnungen, Briefen und persönlichen Erinnerungen. Liegnitz 1904, Buchhandlung des schles. Provinz Vereins für innere Mission. 1.50 M.

Fäh Adf., Der Jugendfreund und Volksschriftsteller Franz Xaver Wetzel, durch Freundeshand gezeichnet. Ravensburg 1904, F. Alber.

Ludwig A. Fr., Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur theologischen Aufklärung und zur kirchlichen Restauration. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands um die Wende des 18. Jahrhunderts. 1. Band. Paderborn 1904, F. Schöningh. 8 M.

Zwinglis Werke. 2. 3. 4. 5. Lieferung (Corpus Reformatorum. Vol. 88). Berlin 1904, Schwetschke & Sohn. Je 2.40 M.

Buchdruck und Buchhandel.

Wegener Johs., Die Zainer in Ulm. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks im 15. Jahrhundert (Beiträge zur Bücherkunde des 15. und 16. Jahrh. 1. Band). Straßburg 1904, J. H. E. Heitz. 6 M.

Collijn Isak, Drei neu aufgefundene niederdeutsche Einblattkalender des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Lübecker Buchdrucks (Skrifter utgifna af k. humanistiska vetenskaps-samfundet i Uppsala) Uppsala (1904). Leipzig, O. Harrassowitz. 1 M.

Heitz Paul, 100 Kalender-Inkunabeln. Mit begleitendem Text von Konr. Haebler. Straßburg, J. H. E. Heitz. 100 M.

Das Wunderblut zu Wilsnack. Niederdeutscher Einblattdruck mit 15 Holzschnitten aus der Zeit von 1510/20. Nach mehreren in der k. Universitätsbibliothek zu Greifswald aufbewahrten Fragmenten hg. von Paul Heitz. Mit einer Einleitung von W. L. Schreiber (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. X). Straßburg 1904, J. H. E. Heitz. 3 M.

Schroeder Fel. v., Die Verlegung der Büchermesse von Frankfurt am Main nach Leipzig (Volkswirtschaftliche und wirtschaftsgeschichtl. Abhandlungen. 9. Heft). Leipzig 1904, Jäh & Schunke. 2.50 M.

Kayser Chn. Gtlo., Vollständiges Bücher-Lexikon. Sach- und Schlagwortregister zum 31. u. 32. Bande, 1899 bis 1902, bearb. von Heinr. Conrad. 1. 2. Lieferung. Leipzig, Ch. H. Tauchnitz. 11 M., 12.70 M.

Georg Karl, Schlagwort-Katalog. Verzeichnis der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Landkarten in sachl. Anordnung. IV. Band. 1898 bis 1902. 66. (Schluß-Lieferung. Hannover 1904, Gebr. Jänecke. 1.30 M.

Viscount Goschen, Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. Leipzig, G. J. Göschen.

Bibliotheken.

Truhlař Jos., Catalogus codicum manu scriptorum latinorum, qui in c. r. bibliotheca publica atque universitatis Pragensis asservantur. Pars I. Codices 1—1665. Forulorum I—VIII. Prag, (F. Řivnač). 15 M.

Handwerker O., Geschichte der Würzburger Universitäts-Bibliothek bis zur Säkularisation. Dissertation. Würzburg 1904, Stahels Verl. 2 M.

Bibliothek von Biedermann. Verzeichnis der von dem Geh. R. Dr. Gustav Woldemar Frhrn. von Biedermann hinterlassenen Bücher-Sammlung nebst einigen Landkarten, Kunstblättern und Handschriften. Leipzig 1904, F. W. v. Biedermann. 1 M.

Geschichte der Publizistik.

Bibliographisches Repertorium. Veröffentlichungen der deutschen bibliographischen Gesellschaft. Berlin 1904, B. Behrs Verlag.

1. Band. Houben Heinr. Hub., Zeitschriften der Romantik. In Verbindung mit Osk. F. Walzel hg. 32 M. — 2. Band. Houben H. H., Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. 1858 bis 1903. Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751. 40 M. — Vgl. unten S. 737 f.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungsbeilagen. 5. Supplementband. Bibliographie der deutschen Rezensionen mit Einschluß von Referaten und Selbstanzeigen. 1904 .. hg. von F. Dietrich. (In 5 Lieferungen) Leipzig, F. Dietrich. 27.50 M.

Přzebak A. G., Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen. Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 6.40 M.

Ahn Frdr., Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1899/1903. 1. Nachtrag zu: Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1848/98. Graz (Schumanngasse 16) 1904, Selbstverlag. 80 Pf.

Buchholtz Arend, Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. Zum 29. Oktober 1904. Berlin 1904. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musiol Rob., Grundriß der Musikgeschichte. 3., stark vermehrte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Rich. Hofmann (Webers illustrierte Katechismen. 80. Band). Leipzig, J. J. Weber. 4.50 M.

Riemann Walt., Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in 20 farbigen Tafeln dargestellt. Leipzig, B. Senff. 6 M.

Klatte Wilh., Zur Geschichte der Programm-Musik (Die Musik. 7). Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Rietsch Heinr., Die deutsche Liedweise. Ein Stück positiver Ästhetik der Tonkunst. Mit einem Anhang: Lieder und Bruchstücke aus einer Handschrift des 14./15. Jahrhunderts. Wien 1904, C. Fromme. 5 M.

Aubry P., Esquisse d'une bibliographie de la chanson populaire en Europe. (Essais de musicologie comparée.) Paris, libr. Picard et fils.

König A., Die Ballade in der Musik (Musikalisches Magazin. 9. Heft). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne. 75 Pf.

Oper. Kleefeld Wilh., Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt und die deutsche Oper. Eine musikhistorische Studie über die alte Darmstädter Hofbühne. Berlin 1904, E. Hofmann & Co. 3 M.

Flock Siegfr., Die Oper seit Richard Wagner. Eine historisch-kritische Studie. 1. u. 2. Tausend. Köln 1904, K. Fulde. 70 Pf.

Landschaften. Studien zur Geschichte der Musik in Böhmen. Prag, J. G. Calve in Komm.

II. Batka Rich., Studien zur Geschichte der Musik in Böhmen [Erweiterter Sonderabdruck aus: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen]. 1904. 60 Pf. — III. Rychnowsky Ernst, Johann Friedrich Kittl. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Prags I. II [Erweiterter Sonderabdruck usw. (wie vorher)]. 1904. 80 und 90 Pf.

Hřímaly Adalb., 30 Jahre Musik in der Bukowina. Erinnerungen vom Jahre 1874 bis 1904. Czernowitz 1904, H. Pardini in Komm. 20 Pf.

Wolzogen Hans v., Bayreuth (Die Musik. 5. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Eitner Rob., Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. 10. (Schluß-)Band. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. 12 M.

Komponisten. Bach. Schweitzer Alb., J. S. Bach, le musicien-poète. Avec la collaboration de Hub. Gillot. Préface de Ch. M. Widor. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8 M.

Weißgerber, Johann Sebastian Bach in Arnstadt. Programm. Arnstadt 1904.

Beethoven. Kerst Frdr., Beethoven im eigenen Wort. Berlin 1904, Schuster & Loeffler. 3 M.

Mason D. G., Beethoven and his forerunners. London, Macmillan. Sh. 8, 6 d.

Nagel Willib., Beethoven und seine Klaviersonaten. 2. Band. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 10 M.

Beethovens Briefe, in Auswahl hg. von Karl Storck (Bücher der Weisheit und Schönheit). Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2.50 M.

Brückner F., Georg Benda und das deutsche Singspiel. Dissertation. Rostock 1904.

Bruckner. Louis Rud., Anton Bruckner (Moderne Essays. 49. Heft). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Louis Rud., Anton Bruckner. München, G. Müller. 5 M.

Bülow Hans v., Briefe und Schriften 6. Band: Briefe 5. Band. 1872/80. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. 7 M.

Cornelius Peter, Literarische Werke. 1. Gesamtausgabe, im Auftrage seiner Familie hg. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

I. II. Band. Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten hg. von seinem Sohne Carl Maria Cornelius. 1. 2. Band. 1904/5. Je 8 M.

III. Band. Aufsätze über Musik und Kunst, zum erstenmal gesammelt und hg. von Edg. Istel. 1904 4 M.

IV. Band. Gedichte, gesammelt und hg. von Adf. Stern. 5 M.

Cornelius Peter, Gedichte. Ausgewählt und mit einer Einleitung hg. von Emil Sulger-Gebing (Universal-Bibliothek Nr. 4671). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Louis Rud., Friedrich Klose und seine symphonische Dichtung ‚Das Leben ein Traum' (Münchner Broschüren. 3. Heft). München. G. Müller. 50 Pf.

Lange Fritz, Josef Lanner und Johann Strauß. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. Nach authentischen Quellen und nach den neuesten Forschungen dargestellt. Wien 1904 (Gerold & Co.). 3 M.

Liszt Franz, Briefe. Gesammelt und hg. von La Mara. 8. Band: 1823/86. Neue Folge zu Band I und II. Leipzig 1905 [1904], Breitkopf & Härtel. 6 M.

Runze Max, Carl Loewe (Musiker Biographien. 24. Band: Universal Bibliothek Nr. 4668). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinr. Bulthaupt. 3., verbesserte und durch eine Reihe ungedruckter Briefe von Johannes Brahms und Klaus Groth vermehrte Auflage. Leipzig 1905 [1904], G. J. Göschen. 3 M.

Wagner. Adler Guido, Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. 6 M.

Chamberlain Houston Stewart, Richard Wagner. 3. Auflage. München 1904, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 8 M.

Glasenapp Carl Fr., Das Leben Richard Wagners, in 6 Büchern dargestellt. 4., neu bearbeitete Ausgabe. 1. Band (1813/43). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M.

Wolzogen Hans v., Richard Wagner (Die Dichtung. 27). Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Kietz Gust. Adolph, Richard Wagner in den Jahren 1842/9 und 1873/5. Erinnerungen. Aufgezeichnet von Marie Kietz. Dresden, C. Reißner. 3 M.

Dürck Karl, Richard Wagner und die Münchener 1865. Eine ‚Rettung'. [Aus: Allgemeine Zeitung]. München 1904, Verlag der Allg. Zeitg. 60 Pf.

Golther Wolfg., Richard Wagner als Dichter (Die Literatur. 14. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Riemann Gtfr., Richard Wagner und Arnold Böcklin oder Über das Wesen von Landschaft und Musik. Leipzig 1904, J. Zeitler. 1.80 M.

Lück R., Richard Wagner und Ludwig Feuerbach. Eine Ergänzung der bisherigen Darstellungen der inneren Entwicklung R. Wagners. Dissertation. Jena.

Altmann Wilh., Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters Leipzig, Breitkopf & Härtel 9 M.

Gjellerup Karl, Richard Wagner in seinem Hauptwerke ‚Der Ring des Nibelungen'. Übersetzt von Otto Luitp. Jiriczek. 3., vom Verfasser eigens

durchgesehene und dem dänischen Originale gegenüber vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig (1904), F. Reinboth. 3 M.

Weltrich Rich., Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Berlin 1904, G. Reimer. 2.40 M.

Gräflinger Franz, Karl Waldeck, Komponist und Domkapellmeister in Linz († den 25. März 1905). 2., erweiterte Auflage, mit Briefen von A. Bruckner. Linz, E. Mareis. 50 Pf.

Krause Emil, Felix Weingartner als schaffender Künstler (Moderne Essays. Heft 47. 48). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 1 M.

Wolf. Decsey Ernst, Hugo Wolf. 2. Band: Hugo Wolfs Schaffen. 1888/91; 3. Band: Der Künstler und die Welt 1892/5. Berlin 1904, Schuster & Loeffler. Je 3 M.

Müller Paul, Hugo Wolf (Moderne Essays. Heft 34. 35). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe. Im Auftrage des Hugo Wolf Vereins in Wien hg. von Heinr. Werner. Berlin, S. Fischers Verlag. 5 M.

Zumpe Herm., Persönliche Erinnerungen nebst Mitteilungen aus seinen Tagebuchblättern und Briefen. Mit Geleitwort von Ernst v. Possart. München, C. H. Beck. 5 M.

Sänger. [Bettelheim Anton], Caroline von Gomperz-Bettelheim. Ein biographisches Blatt zum 1. Juni 1905. Handschrift, als Festgabe für Freunde gedruckt. Haus-Verlag.

Theater. Weddigen Otto, Geschichte der Theater Deutschlands, in 100 Abhandlungen dargestellt, nebst einem einleitenden Rückblick zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst und Schauspielkunst. (In 25/30 Lief.) Berlin (1904), E. Frensdorff. Je 1 M.

Martersteig Max, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. 15 M.

Jenewein A. Rud., Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele. Nachträge zum „Höttinger Peterlspiel". Innsbruck, Wagner. 2 M.

Kteefeld Kurt, Die Theaterzensur in Preußen. Berlin, Struppe & Winckler. 2 M.

Kilian Eugen, Dramaturgische Blätter. Aufsätze und Studien aus dem Gebiete der praktischen Dramaturgie, der Regiekunst und der Theatergeschichte. München, G. Müller. 7 M.

Inhalt: 1. Die Münchener Shakespearbühne und ihre Vorgeschichte. — 2. Shakespeare auf der modernen Bühne. — 3. Der Shakespearsche Monolog und seine Spielweise. — 4. Vorschläge zur Aufführung des König Lear. — 5. Zur Aufführung des Sommernachtstraums. — 6. Zur Bühneneinrichtung der Widerspenstigen. — 7. Maß für Maß auf der deutschen Bühne. — 8. Goethes Götz von Berlichingen auf dem Theater. — 9. Kleists Schroffensteiner auf der Bühne. — 10. Raimunds Gefesselte Phantasie in neuem musikalischem Gewande. — 11. Eine Rettung von Bauernfelds Fortunat. — 12. Grabbes Don Juan und Faust auf der Bühne. — 13. Klingemanns Braunschweiger Theaterleitung. — 14. Josef Schreyvogel als Leiter des Wiener Burgtheaters. — 15. Eduard Devrient. — 16. Regiesünden. — 17. Der Hervorruf des Schauspielers. — 18. Vom Theaterzettel.

Berlin. Fontane Theod., Causerien über Theater. Herausgeber: Paul Schlenther. Berlin 1905 [1904], F. Fontane & Co 5 M.

Goldmann Paul, Aus dem dramatischen Irrgarten. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Frankfurt a. M. 1905 [1904], Literarische Anstalt. 3 M.

Jacobsohn Siegfr., Das Theater der Reichshauptstadt. München 1904, A. Langen. 2 M.

Stümcke Heinr., Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke und Studien. Leipzig 1904, G. Wigand. 6 M.

Enthält außer Berliner Theaterkritiken noch folgende Aufsätze: Die Festspiele auf dem Wiesbadener Hoftheater. — Vom Goethetag zu Weimar. — Das Oberammergauer Passionsspiel 1900. — Die Berliner Meisterspiele 1902. — Ernst von Possart und die Separatvorstellungen König Ludwigs II.

Krüger Herm. Anders, Kritische Studien über das Dresdner Hoftheater. Leipzig 1904, H. Haessel Verl. 50 Pf.

Lauchstädt. Maak F., Das Goethetheater in Lauchstädt, nebst dem von Goethe zu seiner Einweihung gedichteten Vorspiel: ‚Was wir bringen' und einem Auszuge aus der alten Badeliste von 1721 bis 1842. Ein Beitrag zum Schillerjahr 1905. Lauchstädt, D. Häcker. 1 M.

Tittel Alfr., Lauchstädt. Ein Theaterbild aus vergangenen Tagen. Vortrag Altenburg (1904), O. Bonde. 20 Pf.

Wien. Burckhard Max, Theater-Kritiken, Vorträge und Aufsätze (1898 bis 1904). 2 Bände. Wien 1905 [1904], Manz. 8 M.

Gärtner Th., Die Zittauer Schulkomödie vor Christian Weise. Programm. Zittau 1903.

Schauspielkunst. Devrient Eduard, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neu-Ausgabe in 2 Bänden. Berlin, O. Elsner. 20 M.

Heine Carl, Herren und Diener der Schauspielkunst. Dramaturgische Wägungen und Erwägungen. Hamburg, J. Kriebel. 1.50 M.

Kerr Alfr., Schauspielkunst (Die Literatur. 9. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Schikowski John, Die Entwicklung der deutschen Bühnenkunst. Leipzig 1905 [1904], J. v. Schalscha-Ehrenfeld. 3 M.

Das Theater. (Eine Sammlung von Monographien.) Hg von Carl Hagemann. Berlin (1904), Schuster & Loeffler. Je 1.50 M.

1. Band. Litzmann Berth., Der große Schröder. — 2. Golther Wolfg., Bayreuth. — 3. Gregori Ferd., Josef Kainz. — 4. Sternfeld Rich., Albert Niemann. — 5. Lothar Rud., Das Wiener Burgtheater. — 6. Stein Phil., Adalbert Matkowsky. — 7. Hagemann Carl, Wilhelmine Schröder-Devrient. — 8. Lothar Rud., Sonnenthal. — 9. Grube Carl, Die Meininger. — 10. Regener Edg. Alfr., Iffland. — 11. Ewers Hans Heinz, Das Cabaret.

Schauspieler. Ungedruckte Briefe Conrad Ekhofs. Aus der Handschrift veröffentlicht und erläutert von Ludwig Geiger. Mit Faksimile von Ekhofs Handschrift. Den Teilnehmern am Festmahle der ‚Gesellschaft für Theatergeschichte' am 30. April 1905 gewidmet vom geschäftsführenden Ausschuß. Berlin, Druck von Otto Elsner.

Inhalt: 1. 2. an Madame Dorothea Henriette Winkelmann geb. Möller, Gotha, 11. und 19. März 1777. — 3. an Eisendecher, Gotha, 6 Mai 1777. — 4. an Phil. Iffland, Gotha, 9. Oktober 1777.

Genast Eduard, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers. Neu hg. von Rob. Kohlrausch. 4. Auflage. (Memoirenbibliothek. Neue Serie. 5. Band). Stuttgart, R. Lutz. 4.50 M.

Iffland. A. W. Ifflands Briefe an seine Schwester Louise und andere Verwandte 1772—1814. Hg. von Ludwig Geiger (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Band 5.) Berlin 1904, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte.

98 Briefe an Louise, an Eisendecher, Ekhof, Christian Rudolf Iffland, Gottfried Iffland, Philipp Iffland, Gotter; in den Anmerkungen sind auch ver-

wertet: Tagebuchblätter von Iffland, Briefe von Iffland an Gotters Witwe, an die Könige Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., an Geh.-Rat Büttner, an Frau von Berg, an den Fürsten von Leiningen, an Georg Forster, an L. F. Huber; ferner Briefe von andern: Boie an Gotter, Gotter an Louise Eisendecher, Eisendecher an Gotter, Heinrich Beck an Gotter, H. Beck an Eisendecher, J. G. Zimmermann an Iffland, Gottfried Iffland an Louise und eine Kabinettsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. an Iffland vom 14. August 1809.

A. W. Ifflands Briefe meist an seine Schwester nebst andern Aktenstücken und einem ungedruckten Drama. Mit Anmerkungen hg. von Ludwig Geiger. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Band 6.) Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte.

Inhalt: I. Briefe, Nr. 1—57 meist an Luise 1778—1812. — II. Ifflands Briefe an verschiedene. Nr. 58—64. An Hofrat May, Madame Greuhm, Dalberg, Minister Mandelsloh, Kontraktentwurf mit Wien, Anfang April 1809. — III. Briefe verschiedener Nr. 65, 66. Heinrich Beck an Louise Eisendecher, Geh. Ober-Finanzrat von Oelßen an Iffland. — Anhang. Die Wiederkunft, Gelegenheitsstück in einem Aufzug von A. W. Iffland. — In den Anmerkungen sind außerdem unter anderm verwertet oder abgedruckt: Ifflands Briefe an Louise und andere Verwandte, an Georg Forster, Frau von La Roches Briefe über Mannheim 1790.

Glümer Claire von, Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. 3. Aufl. (Universal-Bibliothek Nr. 4611/2). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 80 Pf.

Schröter. Micrône Jean, Corona Schröter. Festschrift zur Enthüllung ihres Denkmals in Guben. Guben 1904, F. Rebsch. 50 Pf.

Stümcke Heinr., Corona Schröter (Frauenleben. V.). Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 3 M.

Kunstgeschichte.

Volbehr Thdr., Bau und Leben der bildenden Kunst (Aus Natur und Geisteswelt. 68). Leipzig, B. G. Teubner. 1 M.

Leisching Jul., Die Hauptströmungen der Kunst des 19. Jahrhunderts. Brünn (1904), C. Winiker. 2.50 M.

Daun Berth., Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriß der modernen Plastik und Malerei. Mit mehr als 250 Abbildungen. (In 12 Lief.) Charlottenburg 1904, G. Bürkner. Je 1.20 M.

Moderne Kunst Chronik, oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Jos. Ant. Koch Hg. von Ernst Jaffé. Innsbruck 2 M.

Schweitzer Herm., Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen. Ravensburg, O. Maier. Je 1 M.

Vetterlein Ernst, Heimat-Kunst. Leipzig 1905 [1904], B. Richter. 1.20 M.

Frimmel Theod. von, Handbuch der Gemäldekunde. 2., umgearbeitete und stark vermehrte Auflage (Webers illustrierte Katechismen. 151. Band). Leipzig 1904, J. J. Weber. 4 M.

Singer Hans W., Der Kupferstich (Sammlung illustrierter Monographien. 15. Band). Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 4 M.

Osborn Max, Moderne Plastik (Moderne Essays. 45. Heft). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Schwindrazheim O., Deutsche Bauernkunst. Wien (1903), M. Gerlach & Co. 12 M.

Landschaften. Oechelhäuser Adv. v., Geschichte der großherzoglichen badischen Akademie der Künste . . . Karlsruhe 1904, G. Braun. 10 M.

Prokop Aug., Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung. Grundzüge einer Kunstgeschichte dieses Landes mit besonderer Berücksichtigung der Baukunst. Eine Studie. 4 Bände. Wien 1904 (R. Spies & Co.). 175 M.

Ortschaften. Alt Thdr., Die Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues zu Heidelberg erörtert im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der deutschen Renaissance. Heidelberg, C. Winter Verl. 4.80 M.

Ledermann J., Aus dem Kunstleben der hessischen Residenz am Anfang des vorigen Jahrhunderts (Lehmanns jüdische Volksbücherei. 36). Mainz (1904), J. Wirthsche Hofbuchdr. 50 Pf.

Gerland Otto, Kunst- und kulturgeschichtliche Aufsätze über Hildesheim. Hildesheim, A. Lax. 2 M.

Doebner E. und W. Simons, Meininger Pastellgemälde. Katalog der Meininger Gemälde-Ausstellung im Jahre 1904 nebst Übersicht über Meiningens Maler und plastischen Künstler (Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums. 19. Lieferung). Meiningen 1904 (Brückner & Renner). 4.50 M.

Hampe Thdr., Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance (1449 bis 1618). III. Band. Personen-, Orts- und Sachregister (Quellenschriften für Kunstgesch. und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. Neue Folge. XIII. Band). Wien 1904, K. Graeser & Co. Leipzig, B. G. Teubner. 5 M.

Chytil Karl, Die Kunst in Prag zur Zeit Rudolf II. Vortrag. Prag 1904 (F. Rivnač). 5 M.

Bethge Hans, Worpswede (Die Kunst. 32. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Künstler. Hevesi Ludw., Rudolf von Alt. Variationen. Wien, C. Konegen 2.50 M.

Böcklin. Ostini Fritz, Böcklin (Künstler-Monographien. LXX). Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 4 M.

Meier-Gräfe Alfr. Jul., Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Stuttgart, J. Hoffmann. 3 M.

Floerke Hanns, Der Dichter Arnold Böcklin. München 1905 [1904], G. Müller. 1 M.

Siebert Karl, Die künstlerische Entwicklung von Georg Cornicelius. Dissertation. Freiburg im B. (Lorenz & Waetzel). 1 M.

Dürer. Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Valent. Scherer (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 4. Band). Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. 10 M.

Justi Ldw., Dürers Dresdener Altar (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge. XXX). Leipzig 1904, E. A. Seemann. 1.50 M.

Lorenz Ludw., Die Mariendarstellungen Albrecht Dürers (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 55. Heft). Straßburg 1904, J. H. E. Heitz. 3.50 M. [Vorher: Dissertation. Heidelberg 1904].

Wustmann Rud., Von deutscher Kunst. 1. Dürers Natursymbolik. 2. Goethe als Erneuerer. 3. Weltliche Musik im alten Leipzig. Leipzig 1904, F. W. Grunow. 2 M.

Albr. Dürers schriftliches Vermächtnis. Familienchronik — Briefe — Reime. Tagebuch der niederländischen Reise. Aus den theoretischen Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Max Osborn (Renaissance-Bibliothek. 3. Band). Berlin 1905 [1904], L. Simion Nachf. 2 M.

Moore, T. Sturge, Albert Dürer. London, Duckworth. Sh. 7, 6 d.

Oechelhaeuser Adf. v., Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren. Leipzig, E. A. Seemann. 4 M.

Leitschuh Frz. Frdr., Flötner-Studien. I. Das Plakettenwerk Peter Flötners in dem Verzeichnis des Nürnberger Patriziers Paulus Behaim. Straßburg 1904, L. Beust. 14 M.

Laban Ferd., Heinrich Friedrich Fuger, der Porträtminiaturist. [Erweiterter Sonderdruck aus „Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen".] Berlin, G. Grote. 15 M.

Eyßen E., Daniel Hopfer von Kaufbeuren, Meister zu Augsburg 1493 bis 1536. Dissertation. Heidelberg 1904.

Popp J., Martin Knoller 1725 bis 1804. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. München 1903 (1904).

Jaffé E., Joseph Anton Koch. Sein Leben und sein Schaffen. Kapitel I—III, 1. Dissertation. Berlin 1904.

Pollak Ludw., Joseph von Kopf als Sammler. Beschreibung der von ihm hinterlassenen Sammlung. Rom, Loescher & Co. 12 M.

Lenbach Franz v., Gespräche und Erinnerungen. Mitgeteilt von W. Wyl. Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 M.

Regener Edg. Alfr., E. M. Lilien. Ein Beitrag zur Geschichte der zeichnenden Künste. Goslar, F. A. Lattmann. 8 M.

Menzel. Klein Rud., Menzel (Moderne Essays. Heft 44). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Das Werk Adolph Menzels 1815 bis 1905. Mit einer Biographie des Künstlers von Max Jordan. (Neue Ausgabe.) München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann. 10 M.

Kurth Jul., Adolph Menzel und sein Vaterunser. Studie auf Grund eines unveröffentlichten Schreibens des Meisters. Berlin, R. Wagner. 2.50 M.

Schapire Rosa, Johann Ludwig Ernst Morgenstern. Ein Beitrag zu Frankfurts Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 57. Heft). Straßburg, J. H. E. Heitz. 2.50. M. [Vorher: Dissertation. Heidelberg 1904].

Fuchs Karl, Das Künstlergeschlecht Pendl. Anläßlich des 60. Geburtstages des Bildhauers Emanuel Pendl. Wien, C. Konegen. 1.25 M.

Friedrich Preller der Jüngere. Tagebücher des Künstlers, hg. und biographisch vervollständigt von Max Jordan. München 1904, Vereinigte Kunstanstalten. 10 M.

Matter P., Ein Künstler und ein Christ. Lebensbild des Malers Ludw. Richter. Berlin (1904), F. Zillessen. 80 Pf.

Grautoff Otto, Moritz von Schwind (Die Kunst. 39). Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Fischer A., Die ästhetischen Anschauungen Gottfried Sempers und die moderne psychologische Ästhetik. Dissertation. Zürich 1904.

Thoma. Bergman G., Hans Thoma. Ett införande i hans konstvärld. Stockholm, Wahlström & Widstrand. 4 Kr.

Bierbaum Otto Jul., Hans Thoma (Die Kunst. 27. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Lemperh Heinr. G., Johann Peter Alexander Wagner, fürstbischöflich würzburgischer Hofbildhauer, 1730 bis 1809. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des 18. Jahrhunderts. Köln 1904 (J. M. Heberle). 2 M. [Vorher als Dissertation. München 1904].

Geschichte der Philosophie.

Eucken Rud., Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 6., verbesserte Auflage. Leipzig, Veit & Co. 10 M.

Gramzow Otto, Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlicher Darstellung. Charlottenburg 1904/5, G. Bürkner. Je 75 Pf.

1. Heft. Kant. — 2. Fichte. — 3. Schelling. — 4. Hegel. — 5. Schleiermacher. — 6. David Frdr. Strauß. — 8. Herbart. — 9. (Friedrich Eduard) Beneke.

Busse Ludw., Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit (Aus: Natur und Geisteswelt. 56. Bdch.). Leipzig 1904, B. G. Teubner. 1 M.

Asturaro A., Il materialismo storico e la sociologia generale. Genova, libr. Moderna edit. 2.50 L.

Wundt Wilh., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. I. Band. Die Sprache. 2., umgearbeitete Auflage. 1. 2. Teil. Leipzig 1904, W. Engelmann. Je 14 M.

Eisenhans Th., Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften. Vortrag. Gießen 1904, J. Ricker. 50 Pf.

Cohn W., Der Versuch einer Aufhebung des ‚Ich' bei einigen neueren Philosophen. Dissertation. Erlangen 1904.

Philosophische Aufsätze. Herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier ihres sechzigjährigen Bestehens. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. 5 M.

Aus dem Inhalt: Lasson A., Immanuel Kant. Zu seinem hundertjährigen Todestage. — Lasson A., Festrede, gehalten bei der Kantfeier im Jahre 1904. — Döring A., Zum Begriff der Philosophie und zu ihrer Stellung im Gesamtsysteme der Wissenschaften. — Wenzel A., Der Humor als Weltanschauung. — Stern W., Über den Begriff der Handlung. — Ulrich G., Denken und Sein. — Kahle, Über den Begriff des Bewußtseins mit Berücksichtigung der Ansichten Ferdinand Jacob Schmidts. — Lasson A., Kausalität. — Lewin F., Die Wege zur Wahrheit. — Schubert Joh., Hegels Religionsphilosophie. — Jacobsen E., Energie und Entelechie.

Börner Wilh., Die ethische Gesellschaft in Wien im ersten Dezennium ihres Bestandes. Wien 1904, Selbstverlag. 30 Pf.

Jerusalem W., Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 5 M.

Inhalt: Das philosophische Staunen. — Über die Zukunft der Philosophie. — Wahrheit und Lüge. — Franz Grillparzer. — Der Naturalismus in der modernen Literatur. — Sophie Germain — Robert Hamerlings ‚Atomistik des Willens'. — Gehirn und Gesittung. — Arbeit und Gesittung. — Theodor Meynerts populäre Vorträge. — Der grundlose Optimismus. — Wilhelm Wundts Philosophie. — Ernst Machs ‚Populär-wissenschaftliche Vorlesungen'. — Ernst Machs Analyse der Empfindungen. — H. Steinthal. — Physiologie der Seele. — Die Volksseele. — Altgriechisches Kleinleben. — Drei Studentinnen. — Philosophische Begabung der Frauen. — Philosophische Plauderei über die Zeit.

Kronenberg M., Ethische Präludien. München, C. H. Beck. 5 M.

Inhalt: Erster Teil. Historisches. Charakteristiken. Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik. — Die Ethik Goethes. — Nietzsche als Antimoralist. — Schleiermachers ‚Reden über die Religion'. — Feuerbachs Religionsphilosophie. — Über den Geist der Renaissance. — Giordano Brunos Märtyrertod. — Rousseau und die Enzyklopädisten (belle âme und bel esprit). — Emerson und der deutsche Idealismus. — Zweiter Teil. Individualethik. Ethik und Religion. Naturbetrachtung und Naturgenuß. — Ethik und Religion. — Religiöse Aufklärung und Romantik. — Über Feste und ihre Symbolik. — Allerseelen. — Dankbarkeit, Pietät, Frömmigkeit. — Dritter Teil. Sozialethik. Egoismus und Altruismus. — Weltflucht und Gemeinschaftsbildung. —

Der soziale Geist. — Soziale Utopien. — Ethik und Politik. — Das Nationalitätsprinzip. — Die Idee des ewigen Friedens.

Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer ... hg. von W. Windelband. 1. 2. Band. Heidelberg 1904/5, C. Winter, Verl 5 und 3 M.

Inhalt: Wundt W., Psychologie. — Bauch B., Ethik. — Tröltsch E., Religionsphilosophie. — Windelband W., Logik. — Lask E., Rechtsphilosophie. — Rickert H., Geschichtsphilosophie. — Groos K., Ästhetik. — Windelband W., Geschichte der Philosophie.

Philosophen. Ewald Osk., Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntnis-kritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin, E. Hofmann & Co. 5 M.

Bahnsen Jul., Wie ich wurde, was ich ward. Nebst anderen Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen, hg. von Rud. Louis. München 1905 [1904], G. Müller. 8 M.

David Fritz, Das Problem der Willensfreiheit bei Friedrich Eduard Beneke. Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. 1.50 M. [Vorher als Dissertation. Rostock 1904].

Bastian A., Der Gottesbegriff bei Jakob Böhme. Dissertation. Kiel.

Trübe O., Rudolf Euckens Stellung zum religiösen Problem. Dissertation. Erlangen 1904.

Fechner. Freudenreich H., Fechners psychologische Anschauungen. Dissertation. Leipzig 1904.

Pastor Willy, Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang. Stück 1). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 75 Pf.

Feuerbach. Lévy Alb., La philosophie de Feuerbach et son influence sur la littérature allemande. Paris 1904, Alcan. 10 Fr.

Feuerbach Ludwig, Das Wesen des Christentums. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Karl Quenzel (Universal-Bibliothek. Nr. 4571/5). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 1.50 M.

Fichte. Fuchs E., Vom Werden dreier Denker. Was wollten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung? Tübingen 1904, J. C. B. Mohr. 5 M.

Medicus Fritz, J. G. Fichte. 13 Vorlesungen. Berlin, Reuther & Reichard. 3 M.

Hofe J. v., Umriß eines Systems der späteren Fichteschen Philosophie. Dissertation. Erlangen 1904.

Raich Maria, Fichte, seine Ethik und seine Stellung zum Problem des Individualismus. Tübingen, J. C. B. Mohr. 4 M.

Färber F., Fichtes Lehre vom Gewissen. Dissertation. Jena 1904.

Geißler E., Das empirische Ich oder die Menschen in der Fichteschen Philosophie. Dissertation. Erlangen 1904.

Hofe Joh. v., J. G. Fichtes religiöse Mystik nach ihren Ursprüngen untersucht (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. 35. Band). Bern 1904, Scheitlin, Spring & Co. 1 M.

Kirchner A., Fichtes Religionsbegriff in der letzten Periode seines philosophischen Denkens. Dissertation. Jena 1904.

Fichte J. Gtli., Ein Evangelium der Freiheit. Hg. und eingeleitet von Max Rieß (Erzieher zur deutschen Bildung. 3. Band). Jena, E. Diederichs. 3 M.

Fries. Nelson L., Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker. Dissertation. Göttingen 1904.

Kramer A., Fries in seinem Verhältnis zu Jacobi. Dissertation. Erlangen 1904.

Poeschmann K. Mor., Das Wertproblem bei Fries. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehre vom Wort und Werturteil. [Dissertation.] Altenburg, H. A. Pierer. 50 Pf.
Chuseau H., Eduard von Hartmanns Stellung zum psychophysischen Parallelismus. Dissertation. Königsberg.
Hegel. Entner P., Hegels Ansichten über Erziehung, im Zusammenhange mit seiner Philosophie dargestellt. Programm. Dresden-Johannstadt.
Bullinger A., Georg Wilh. Friedrich Hegels Phänomenologie des Geistes behufs Einführung in die Philosophie und christliche Theologie auf ihren kürzesten und durchaus leichtverständlichen Ausdruck reduziert. Mit einem Anhang, Leben-Jesu-Schriften betreffend. München 1904, Th. Ackermann. 1 M.
Religionsphilosophie. Hegels Religionsphilosophie. In gekürzter Form mit Einführung, Anmerkungen und Erläuterungen hg. von Arth. Drews. Jena, E. Diederichs. 13 M.
Ott Emil, Die Religionsphilosophie Hegels, in ihrer Genesis dargestellt und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart gewürdigt. Berlin 1904, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.
Herbart. Flügel O., Der Philosoph J. F. Herbart (Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis. Hg. von Jul. Ziehen. 1. Heft). Leipzig, W. Weicher. 1 M.
Flügel O., Herbart und Strümpell (Pädagogisches Magazin. 235. Heft). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne. 65 Pf.
Koeiol A., Grundzüge der Erkenntnistheorie Herbarts. Ein Beitrag zur Beurteilung seiner Stellung zu Kant. Dissertation. Jena 1904.
Thilo Chr. A., F. H. Jacobis Religionsphilosophie nach Thilo (Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Hg. von O. Flügel. 2. Heft). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1.20 M.
Kant. Simmel Geo., Kant. 16 Vorlesungen. 2., unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 3 M.
Säkularfeier. Bilharz Alf., Mit Kant — über Kant hinaus! Ein Nachtrag zur Centennarfeier. Wiesbaden 1904, J. F. Bergmann. 1 60 M.
Falckenberg R., Gedächtnisrede auf Kant zur Feier der 100jährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen. Erlangen 1904.
Zur Erinnerung an Immanuel Kant. Abhandlungen aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Tages seines Todes, hg. von der Universität Königsberg. Halle 1904, Buchhandlung des Waisenhauses. 12 M.
Kant-Feier der Würzburger Universität am 12. Februar 1904. I. Kunkel, Ansprache. II. Külpe, Festrede. Würzburg (Stahels Sortiment). 40 Pf.
Brix Thdr., Wider die Halben im Namen der Ganzen, oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwicklungslehre. Ein Protest gegen die Kantverehrung. Berlin 1904, Herm. Walther. 1 M.
Schnedermann F., Die bleibende Bedeutung Immanuel Kants, in einigen Hauptpunkten gezeichnet. Vortrag. Leipzig 1904, J. C. Hinrichs' Verlag. 50 Pf.
Sidgwick H., Lectures on the philosophy of Kant, and other philosophical lectures and essays. London, Macmillan. 10 Sh.
Ortner Max, Kant in Österreich und Vincenz Ed. Milde. Zugleich eine Beleuchtung der Methode des Hrn. Prof. Dr. Wotke und eine Antwort auf desselben: ‚Ein letztes Wort über Kant in Österreich' in der Zeitschrift für die österreich. Gymnasien 1903, 12. Heft. Klagenfurt 1904, J. Heyn. 60 Pf.
Jünemann F., Kritische Bedenken zu Kants Apriorismus. Dissertation. Jena 1904.
Kroell H., Die Grundzüge der Kantischen und der physiologischen Erkenntnistheorie. Straßburg 1904, L. Beust. 1.80 M.

Schneider W., Die Entwicklung des Gottesbegriffs bei Immanuel Kant. Programm. Königsberg 1904.
Ludwich Arth., Kant und der Humanismus. Programm. Königsberg 1904 (Akadem. Buchh. von Schubert & Seidel). 3 M.
Steckelmacher E., Der transzendentale und der empirische Idealismus bei Kant. Dissertation. Erlangen 1904.
Goldschmidt Ludw., Kants ‚Privatmeinungen' über das Jenseits und die Kant-Ausgabe der k. preuß. Akademie der Wissenschaften. Ein Protest. Gotha, E. F. Thienemann. 2.40 M.
Zahn G., Das ‚Schöne' nach Kants Kritik der Urteilskraft. Programm. Hamburg 1904.
Oesterreich T. K., Kant und die Metaphysik (Teil I. II). Dissertation. Berlin.
Eisenhans Theod., Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Ein Nachtrag zur Kant-Gedächtnisfeier. Leipzig 1904, W. Engelmann. 80 Pf.
Dietrich W., Kants Raumlehre und ihr Verhältnis zur Geometrie. Dissertation. Erlangen 1904.
Kalischer Alfr. Christlieb, Immanuel Kants Staatsphilosophie. Berlin 1904, A. Ch. Kalischer. 2 M.
Chapman W. J., Die Teleologie Kants. Dissertation. Halle 1904.
Frost W., Die Grundlagen des Begriffs der Urteilskraft bei Kant. Dissertation. Königsberg.
Kants gesammelte Schriften. Hg. von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Reimer.
II. Band. 1. Abteilung: Werke 2. Band. Vorkritische Schriften. II. 1757/77. 10 M. — III. Band. 1. Abteilung: Werke 3. Band. Kritik der reinen Vernunft. 2. Auflage. 1787. 1904. 11 M.
Kritik der reinen Vernunft. Ramundt Heinr., Kants Kritik der reinen Vernunft abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Gotha, E. F. Thienemann. 2 M.
Döring O., Der Anhang zum analytischen Teile der Kritik der reinen Vernunft über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe, exegetisch-kritisch beleuchtet. Dissertation. Leipzig 1904.
Religionsphilosophie. Thilo Ch. A., Kants Religionsphilosophie (Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Hg. von O. Flügel. 1. Heft). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1.20 M.
Rosenberg Ph, Die Grundzüge der Kantschen Religionsphilosophie in der ‚Kritik der praktischen Vernunft' und in der ‚Kritik der Urteilskraft'. Dissertation. Bern 1903.
Franck E., Der Primat der praktischen Vernunft in der frühnachkantischen Philosophie. Dissertation. Erlangen 1904.
Krause. Leonhardi Herm. Frhr. v., Karl Chn. Frdr. Krause, als philosophischer Denker gewürdigt. Aus dem philosophischen Nachlasse des Verfassers hg. von Paul Hohlfeld und Aug. Wünsche. (Als Anhang zu Krauses psych. Anthropologie.) Leipzig, Dieterich. 2.40 M.
Köhler Arth., Der Philosoph Carl Christian Friedrich Krause als Geograph. Leipzig 1905 [1904], Dieterich. 2 M.
Krause Karl Chn. Frdr, Vorlesungen über psychische Anthropologie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers hg. von Paul Hohlfeld und Aug. Wünsche. Leipzig, Dieterich. 4 M.
Leicht Alfr., [Moritz] Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung. 1.40 M.
Leibniz. Herbertz Rich., Die Lehre vom Unbewußten im System des Leibniz (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 20. Heft). [Dissertation.] Halle, M. Niemeyer. 2 M.

Ritter Paul, Neue Leibniz-Funde [Aus: Abhandlungen der preuß. Akad. d. Wiss.]. Berlin 1904, G. Reimer in Komm. 2 M.
Leibniz G. W. v., Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Ins Deutsche übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und erläuternden Anmerkungen versehen von C. Schaarschmidt. 2. Auflage. (Philosophische Bibliothek. 69. Band.) 1. 2. Auflage. Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung. 6 M.

Lotze. Simon C. H., Lotzes Verhältnis zu Leibniz. Dissertation. Erlangen 1904.
Lotze Herm., Grundzüge der Psychologie. Diktate aus den Vorlesungen. 6. Auflage. Leipzig 1904, S. Hirzel. 1.80 M.

Nietzsche. Förster-Nietzsche Elisab., Das Leben Friedrich Nietzsches. II. Band. 2. Abteilung. Leipzig 1904, C. G. Naumann. 12.50 M.
Möbius P. J., Nietzsche (Ausgewählte Werke von Möbius. 5. Band). Leipzig 1904, J. A. Barth. 3 M.
Baur Ludw., Friedrich Nietzsche. Vortrag, in erweiterter Form herausgegeben (Populär-wissenschaftliche Vorträge. V). Stuttgart 1904, Deutsches Volksblatt. 20 Pf.
Awxentieff N., Kultur-ethisches Ideal Nietzsches. Darstellung und Kritik. Dissertation. Halle.
Bélart Hans, Nietzsches Metaphysik. Berlin 1904, F. Wunder. 2 M.
Bjerre Poul, Der geniale Wahnsinn. Eine Studie zum Gedächtnisse Nietzsches. Aus dem Schwedischen. Leipzig (1904), C. G. Naumann. 2.25 M.
Forte-Randi Andrea Lo, Voltaire; Nietzsche. (Nelle letterature straniere, Serie VI.) Palermo, Alberto Reber edit. 3 L.
Gaultier J. d., Nietzsche et la réforme philosophique. Paris, Société du Mercure de France. 3.50 Fr.
Hauff Walth., Die Überwindung des Schopenhauerschen Pessimismus durch Friedrich Nietzsche. [Dissertation.] Halle 1904, C. A. Kaemmerer & Co. 1.20 M.
Joël Karl, Nietzsche und die Romantik. Jena und Leipzig 1905 [1904], Eugen Diederichs. 7 M.

Inhalt: Nietzsche und die Romantik. Schopenhauer und die Romantik. Nietzsche und die Antike.

Kalthoff Alb., Zarathustra-Predigten. Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches. 1. und 2. Tausend. Jena 1904, E. Diederichs. 2.50 M.
Kühn Paul, Das Nietzsche-Archiv zu Weimar (Kochs Monographien. III). Darmstadt (1904), Verlagsanstalt A. Koch. 4 M.
Lory Carl, Nietzsche als Geschichtsphilosoph. Eine Quellenstudie (Die neue Weltanschauung. I). Berlin 1904, A. Kohler. 1.60 M.
Orestano Francesco, Le idee fondamentali di Fed. Nietzsche nel loro progressivo svolgimento. Esposizione e critica. Palermo, Reber 1903. 5 L.
Strunz Frz., Das Werden und die Lehre Friedrich Nietzsches (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 308). Prag 1904, J. G. Calve in Komm. 20 Pf.
Vaihinger Hans, Nietzsche als Philosoph. 3., vermehrte billige Ausgabe. Berlin 1905 [1904], Reuther & Reichard. 1 M.
Witte Erich, Das Problem des Tragischen bei Nietzsche. Halle 1904, C. A. Kaemmerer & Co. 2 M.
Friedr. Nietzsches Werke. Leipzig, C. G. Naumann.

14. Band (6. Band der 2. Abteilung). Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit. (1882/3 bis 1888) [2 Ausgaben, die eine zu 9, die andere zu 6.50 M.].

Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. Berlin, Schuster & Löffler.

3. Band, 1. Hälfte. Nietzsches Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Frhrn. v. Stein, G. Brandes. Hg. von Elis. Förster-Nietzsche und Carl Wachsmuth 1904. 5 M.

Danzig Sam., Drei Genealogien der Moral. Bernard de Mandeville, Paul Rée und Friedr. Nietzsche. Systematisch dargestellt und psychologisch-kritisch beleuchtet. Preßburg 1904 (S. Steiner). 2 M.

Schopenhauer. Grisebach Edu., Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie (Supplement zum 25. und 26. Bande der Biographien-Sammlung ‚Geisteshelden'). Berlin, E. Hofmann & Co. 3.60 M.

Bossert A., Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Autorisierte deutsche Bearbeitung besorgt von Frdr. Norden. Dresden 1905 [1904], C. Reißner. 6 M.

Klaiber H., Die Lehre A. Schopenhauers und E. Dührings vom Werte des menschlichen Lebens. [Dissertation.] Jena, O. Raßmann. 1.50 M.

Melli G., La filosofia di Schopenhauer. Florenz, Seeber. 3.50 L.

Müller E., Schopenhauers Verhältnis zur Dichtkunst. Dissertation. Erlangen 1904.

Chialvo G., L'estetica di A. Schopenhauer: saggio espositivo-critico. Roma, tip. casa edit. Italiana. 4 L.

Ramm W., Zur Lehre von den Ideen in Schopenhauers Ästhetik. Dissertation. Erlangen.

Wapler P., Die geschichtlichen Grundlagen der Weltanschauung Schopenhauers. Dissertation. Bertin.

Weide O., Die Materie bei Schopenhauer. Dissertation. Gießen 1904.

Schopenhauers Briefe an Becker, Frauenstädt, v. Doß, Lindner und Asher; sowie andere, bisher nicht gesammelte Briefe aus dem Jahre 1813 bis 1860, hg. von Edu. Grisebach. 2., mehrfach berichtigter Abdruck (Universal-Bibliothek Nr. 3376/80). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 1.50 M.

Schapira A., Erkenntnistheoretische Strömungen der Gegenwart. Schuppe, Wundt und Sigwart als Erkenntnistheoretiker (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. XXXIX. Band). [Dissertation.] Bern 1904, Scheitlin, Spring & Co. 1.50 M.

Spinoza. Becher Erich, Der Begriff des Attributes bei Spinoza in seiner Entwicklung usw. (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 19. Heft). Halle, M. Niemeyer. 1.60 M.

Manoloff Philipp, Willensfreiheit und Erziehungsmöglichkeit (Spinoza, Leibniz, Schopenhauee) (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. 38. Bd.). [Dissertation.] Bern 1904, Scheittin, Spring & Co. 1.50 M.

Stechow Leopold v. [† 1874], Philosophisch-religiöse Betrachtungen und Fernblicke. Heidelberg 1904, Cart Winter. 7 M.

Chamberlain Houston Stewart und Frdr. Poske, Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Nebst H. von Steins ‚Vermächtnis'. 2. Auflage. München 1905 [1904], G. Müller. 1.50 M.

Lévy A., Stirner et Nietzsche (Thèse). Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition. 1904. 3 Fr.

Groß K. J., Sulzers Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Dissertation. Bertin.

Weininger. Lucka Emil, Otto Weininger, sein Werk und seine Persönlichkeit. Wien, W. Braumüller. 2.50 M.

Probst Ferd., Der Fall Otto Weininger. Eine psychiatrische Studie (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 31. Heft). Wiesbaden 1904, J. F. Bergmann. 1 M.

Winawer-Maliniak R., Der Begriff des Apriori in Wundts Erkenntnistheorie. Dissertation. Zürich 1904.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Heubaum Alfr., Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. 1. Band. Bis zum Beginn der allgemeinen Unterrichtsform unter Friedrich dem Großen 1763 ff. Das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung. Berlin 1905 [1904], Weidmann. 8 M.

Resa F., Theologisches Studium und pfarramtliches Examen in Cleve-Mark. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Programm. Wipperfürth.

Thamm M., Der Versuch einer Schulreform im Amte Montabaur unter Clemens Wenceslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier, nach ungedruckten Quellen dargestellt. Programm. Montabaur.

Reimann Ernst, Prinzenerziehung in Sachsen am Ausgange des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Dresden 1904, W. Baensch. 3 M.

Dietel R., Die Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft. Dissertation. Leipzig 1904.

Kau H., Das Hallische Elementarwerk ein systematisches Unterrichtswerk aus dem Zeitalter der Aufklärung. Seine Geschichte, seine Quellen und sein Verhältnis zum Philanthropismus. Dissertation. Leipzig 1904.

Universitäten. Erman Wilh. und Ewald Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen. Im Auftrage des Preußischen Unterrichts-Ministeriums bearbeitet. Leipzig und Berlin 1904, Verlag von B. G. Teubner.

Erster, allgemeiner Teil, unter Mitwirkung von E. Horn bearbeitet von W. Ermann. 30 M. — Zweiter, besonderer Teil, unter Mitwirkung von W. Erman bearbeitet von E. Horn. 40 M.

Luschin v. Ebengreuth, Die Universitäten. Rückblick und Ausblick. Rede. Graz 1905 [1904], Leuschner und Lubensky. 40 Pf.

Ritschl Otto, Die freie Wissenschaft und der Idealismus auf den deutschen Universitäten. Akademische Festrede. Bonn, A. Marcus & E. Weber. 60 Pf.

Schindler Frz. M., Die Stellung der theologischen Fakultät im Organismus der Universität. Inaugurationsrede. Wien 1904, W. Braumüller. 70 Pf.

Pretzsch Karl, Verzeichnis der Breslauer Universitätsschriften 1811 bis 1885. Mit einem Anhang enthaltend die außerordentlichen und Ehrenpromotionen, sowie die Diplomenerneuerungen. Breslau, W. G. Korn. 22.50 M.

Bauch Gust., Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus. Breslau 1904, M. & H. Markus. 8 M.

Bedh H., Ein geschichtliches Kollegienheft aus dem 16. Jahrhundert. Programm. Erlangen. 1904.

Heidelberg. Acta saecularia. Zur Erinnerung an die Zentenarfeier der Erneuerung der Universität Heidelberg durch . . den Großherzog Carl Friedrich. Heidelberg 1904, O. Petters. 9 M.

Toepke Gust., Die Matrikel der Universität Heidelberg. 5. Teil. Von 1807/46. Hg. von Paul Hintzelmann. Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 25 M.

Hofmeister H., Die Gründung der Universität Helmstedt. Dissertation Marburg 1904.

Wretschko Alfr. Ritter v., Die Geschichte der juristischen Fakultät an der Universität Innsbruck 1671—1904 [Aus: Beiträge zur Rechtsgeschichte Tirols]. Innsbruck 1904, Wagner. 50 Pf.

Falckenheiner Wilh., Personen- und Ortsregister zu der Matrikel und den Annalen der Universität Marburg 1527 bis 1652. Mit einem Nachwort von Edward Schröder. Marburg 1904, N. G. Elwerts Verl. 7 M.

Album academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDCII. Vol. III. Continens indices. Halle, M. Niemeyer. 60 M.

Verzeichnis zürcherischer Universitätsschriften 1833/97. Im Anhang: Programmarbeiten der Kantonsschule Zürich 1834 bis 1903. Zürich 1904, Kantonsbibliothek. 2 M.

Die k. u. k. Konsular-Akademie von 1754 bis 1904. Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestandes der Akademie und der Eröffnung ihres neuen Gebäudes. Wien 1904 (R. Lechners Sortim.). 10 M.

Mittelschulen. Wucherer F., Mittelschulwesen im Hochstift Bamberg 1773 bis 1802. Programm. Bamberg 1904.

Schmidt M. G., Untersuchungen über das hessische Schulwesen zur Zeit Philipps des Großmütigen. Programm. Marburg 1904.

Walle Karl, Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias. 1. Band. Texte nebst Erläuterungen (Monumenta Germaniae paedagogica. XXX). Berlin, A. Hofmann & Co. 18 M.

Denk J., Zwei ehemalige Lehr- und Erziehungsanstalten Ambergs. I. Die städtische Lateinschule zu St. Martin in Amberg. II. Das kurfürstliche, calvinische Pädagogium zu Amberg. Programm. Amberg 1904.

Höveler J. J., Geschichte der Anstalt von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (1573 bis 1904). Programm. Andernach. 1904.

Fricker B., Geschichte der Badener Stadtschule. Aarau (1904), (H. R. Sauerländer). 1.20 K.

Zelle Frdr., Klosteralbum des 19. Jahrhunderts. Verzeichnis der Lehrer und Schüler des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1804—1903. Berlin 1904, Weidmann. 1 M.

Koch M., Aus dem Archiv des deutschen k. k. Staats-Gymnasiums. Programm. Budweis. 1904.

Schwarz W., Forschungen zur Geschichte des Gymnasiums zu Dorsten. Programm. Dorsten.

Meltzer O., Das Wettiner Gymnasium zu Dresden in den ersten 25 Jahren seines Bestehens. Programm. Dresden 1904.

Cramer, Beiträge zur Geschichte Eschweilers und seines höheren Schulwesens. Festschrift zur Feier der Anerkennung des Gymnasiums Ostern 1905. Programm. Eschweiler (Aachen, A. Creutzer). 1.20 M.

Sulzbach A., Zur Geschichte der Schulanstalten (Realschule usw.) der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M. Programm. Frankfurt a. M. 1903.

Höger F. C., Zur Geschichte und Statistik des k. human. Gymnasiums Freising 1878/79 bis zum Schlusse des Schuljahres 1902/3. Programm. Freising 1903.

Schauer F., Geschichte des Gymnasiums in Freistadt in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1867/92). 2. Teil. Programm. Freistadt 1904.

Holzer J., Die Entwicklung des steirischen Mittelschulwesens seit dem Erscheinen des ‚Organisations-Entwurfes'. I. Das Mittelschulwesen der Landeshauptstadt. Programm. Graz. 1904.

Wegener P., Zur Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald. Teil I. Eine Schulreform an der Großen Stadtschule in Greifswald auf Grund der Denkschrift des Rektors Mag. Warnekros 1784. Programm. Greifswald 1904.

Die Matrikel des Hornbacher Gymnasiums 1559 bis 1630. Hg. von Rudolf Buttmann. 1. Teil. Text. Mitteilungen des historischen Vereins der Mediomatriker für die Westpfalz in Zweibrücken. Zweibrücken 1904 (F. Lehmann). 2.50 M.

Mücke R., Aus der älteren Schulgeschichte Ilfelds (Fortsetzung). Programm. Ilfeld.

Armstedt Rich., Geschichte des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg in Pr. (Festschrift zur Feier des 60jährigen Jubiläums des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg in Pr.) Königsberg i/P. (1904), Kneiphöfisches Gymn. 1 M.

Altinger A., Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. 3. Abschnitt. Programm. Kremsmünster 1904.

Baldamus Alfr., Das König Albert-Gymnasium in Leipzig während der ersten 25 Jahre seines Bestehens (1880 bis 1905). Programm. Leipzig (J. C. Hinrichs' Verl.). 1.20 M.

Lang Fr. d. P., Das Admonter Gymnasium in Leoben 1786 bis 1808. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Schulwesens (Schluß). Programm. Leoben 1904.

Laeger O., Lebensskizzen der Lehrer des Kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg. 4. Teil (1753/69). Programm. Magdeburg.

Festschrift des k. Gymnasiums zu Marburg zu Ehren der 400jährigen Wiederkehr des Geburtstages Landgraf Philipps von Hessen. Marburg 1904, N. G. Elwert. 1.60 M.

Inhalt: Aly Friedr., Das Album des akademischen Pädagogiums von 1653 bis 1833 nebst einem Anhang.

Wieser Th., Geschichte des k. k. Gymnasiums der Benediktiner von Marienberg in Meran. Programm. Meran 1904.

Olmütz. Barchanek K., Zur Geschichte der Lehranstalt. Ein Gedenkblatt zur Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. Staatsrealschule in Olmütz. Programm. Olmütz 1904.

Tschochner A., Das Deutsche Gymnasium in Olmütz. (2. Fortsetzung.) Geschichtlicher Rückblick. Olmütz. 1904.

Hübler F., Die Gründer der Reichenberger Realschule. Programm. Reichenberg 1904.

Großmann H., Zur Geschichte des höheren Unterrichts in Saargemünd (1704 bis 1804). Programm. Saargemünd. 1904.

Hinrichsen L., Die Schleswiger Domschule im 19. Jahrhundert. Die Domschule unter G. Fr. Schumachers Rektorat (1820/35). Der Zustand der Schule bis zur Einführung des neuen Regulativs (1820/26). Programm. Schleswig 1903.

Lamprecht R., Die große Stadtschule von Spandau von ca. 1300 bis 1853. Programm. Spandau 1903.

Hildenbrand Frdr. Joh., Das neue Gymnasialgebäude zu Speyer, nebst einem Rückblick auf die Geschichte des Speyrer Gymnasiums. Speyer 1904, Jäger. 1.50 M.

Plundrich A., Geschichte des niederösterr. Landes-, Real- und Obergymnasiums seit seiner Gründung im Jahre 1864 bis zum Jahre 1904. Programm. Stockerau. 1904.

Hegner, Vor hundert Jahren. Mitteilungen und Aktenstücke zur Geschichte des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Trier. Programm. Trier.

Knaflitsch K., Geschichte des Troppauer Gymnasiums. III. Teil. Programm. Troppau 1904.

Weidenau. Prosch F., Fürsterzbischof Jakob Ernst Graf von Lichtenstein und seine Stiftungen für das Piaristen Gymnasium und den Markt Weißwasser. (Als Vorgeschichte des Weidenauer Staatsgymnasiums.) Programm. Weidenau 1904.

Prasch F., Dokumente zur Geschichte der Anstalt nebst Erläuterungen (k. k. Staatsgymnasium). Programm. Weidenau 1904.

Wien. Schwarz J., Die niederen und höheren Studien an der k. k. Theresianischen Akademie in Wien. II. Die Josefinische Studieneinrichtung. Programm. Wien 1904.

Strauch, Geschichte der Anstalt [k. k. Elisabeth-Gymnasium in Wien]. Am Abschluß der ersten 25 Jahre ihres Bestehens. Programm. Wien 1904.
Wanner F., Das Gymnasium zu Wiener-Neustadt 1804 bis 1904. Programm. Wiener-Neustadt 1904.

Volksschulen. Hammer Wenz., Geschichte der Volksschule Böhmens von der ältesten Zeit bis zum J. 1870. Mit .. alphabetischem General-Register am Schlusse. Warnsdorf 1904, A. Opitz in Komm. 3.75 M.
Moschler Jos. W., Chronik der Maiser Volksschule. Nach hauptsächlich im Maiser Pfarrarchiv vorgefundenen Aufschreibungen zusammengestellt. Obermais-Meran (1904). (Meran, E. Jandl). 70 Pf.
Elbers T., Die geschichtliche Entwicklung des niederen Schulwesens der Stadt Münster i. W. vom Ausgange des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart. Dissertation. Tübingen 1904.

Lehrerstand. Wohtrabe, Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. 3., vermehrte Auflage. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. 5.50 M.
Brand Eug., Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern von 1773 bis 1904. München 1904, J. Lindauer. 3 M.

Sammelwerke. Münch Wilh., Aus Welt und Schule. Neue Aufsätze. Berlin, Weidmann 1904. 5 M.

Inhalt: I. Die Rolle der Anschauung in dem Kulturleben der Gegenwart. (Preußische Jahrbücher 104, 2.) — II. Psychologie der Großstadt. (Montagsbeilage des ‚Dresdner Anzeiger', November 1902.) — III. Die Gebildeten und das Volk. — IV. Was ist deutsche Erziehung? (Das Deutschtum im Auslande, Zentralblatt des Allgemeinen deutschen Schulvereins, Nov., Dez. 1902.) — V. Die Erziehung zum Urteil. (Monatsschrift für höhere Schulen, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, Januar 1902.) — VI. Beredsamkeit und Schule. (W. Reins Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, 2. Auflage, Langensalza 1903 ff.) — VII. Goethe in der deutschen Schule. (Goethe-Jahrbuch 1900.) — VIII. Shakespeare-Lektüre auf deutschen Schulen. (Shakespeare-Jahrbuch 1902.) — IX. Sprechen fremder Sprachen. (Montagsbeilage des ‚Dresdner Anzeiger', Sept. 1901.) — X. Sprache und Religion. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1902. 11. Heft.) — XI. Nationen und Personen. — XII. Seelische Reaktionen. (National-Zeitung, Mai 1901.) — XIII. Von menschlicher Schönheit. (Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte, 1901.)

Reiniger Max, Pädagogische Abhandlungen und Vorträge. Nach Herbart Zillerschen Grundsätzen bearbeitet und hg. Langensalza 1904, Schulbuchhandlung. 1.50 M.

Pädagogen. Adam Adam, Erlebnisse eines Dorfschullehrers. Biographische Bilder. 1897. Hg. von Heinr. Schmeel. [Aus: ‚Hessischer Lehrer-Kalender.'] Gießen, E. Roth. 60 Pf.
Basedow Joh. Bernh., Vorstellung an Menschenfreunde. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Thdr. Fritzsch (Universal-Bibliothek Nr. 4663). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.
Hartmann E., Jean Jacques Rousseaus Einfluß auf Joachim Heinrich Campe. Dissertation. Erlangen 1904.

Comenius. Kerrl Th., Johann Amos Comenius. Sein Leben, seine pädagogischen Schriften und seine Bedeutung. I. (Die pädagogischen Klassiker. 17. Band.) Halle 1904. 1.35 M.
Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts. Herausg. von Jhns. Kvačala. 2. Band. Historischer Überblick, Bibliographie, Namen- und Sachregister (Monumenta Germaniae paedagogica. XXXII.) Berlin 1904, A. Hofmann & Co. 7.50 M.
Möhrke M., Johann Amos Comenius und Johann Valentin Andreä, ihre Pädagogik und ihr Verhältnis zueinander. Dissertation. Leipzig 1904.

Rathmann W., Comenius und Herbart, eine vergleichende Studie. II. Programm. Zeitz 1904.
Liese E., Des J. A. Comenius Methodus Linguarum Novissima. Inhalt und Würdigung. Dissertation. Erlangen 1903.
Druschky B., Würdigung der Schrift des Comenius Schola Ludus. Dissertation. Erlangen 1904.
Oppermann Edm., Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Ein kurzes Bild seines Lebens und Wirkens (Männer der Wissenschaft. 3. Heft). Leipzig, W. Weicher. 1 M.
Otto Aug., August Hermann Francke. 2. Teil. Beurteilung und Bedeutung der Franckeschen Pädagogik (Die pädagogischen Klassiker. 10. Band). Halle 1904, H. Schroedel. 1.25 M.
Michaelis Carl, Carl Goldbeck. Leipzig 1905 [1904], Dürrsche Buchhandlg. 1.60 M.
Gockler Louis, La pédagogie de Herbart. Exposé et discussion. Paris, Hachette & Cie.
Lange G., Samson Raphael Hirsch als Pädagoge. Programm. Frankfurt a. M. 1903.
Ludwig, Lebensgeschichte eines schlesischen Schulmannes (Dr. Caesar Albano Kletke, ersten Leiters der Realschule am Zwinger 1836/76). Programm. Breslau.
Methfieder Joh. Frdr., Erinnerungen aus meinem Leben nach einem 53jährigen Dienste in der Schule. Nürnberg, F. Korn. 1.50 M.
Oppermann Edm., Aug. Hermann Niemeyer. Sein Leben und seine pädagogischen Werke (Die pädagogischen Klassiker. 16. Band). Halle 1904, H. Schroedel. 1 M.
Parisot Edmond, Un éducateur mystique. Jean Frédéric Oberlin (1740—1826). Paris, Henry Paulin et Cie. 5 Fr.
Pestalozzi. Israel Aug., Pestalozzi Bibliographie. Die Schriften und Briefe Pestalozzis nach der Zeitfolge, Schriften und Aufsätze über ihn nach Inhalt und Zeitfolge. Zusammengestellt und mit Inhaltsangaben versehen. 2. 3. Band. Die Briefe Pestalozzis (Monumenta Germaniae paedagogica. XXIX. XXXI. Band). Berlin 1904, A. Hofmann & Co. 10 und 18 M.
Seyffarth L. W., Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und aus seinen Schriften dargestellt. Neue und nach den neuesten Forschungen berichtigte Ausgabe. (8. Auflage) (Pädagogische Studien. 21. Heft). Leipzig 1904, Siegismund & Volkening. 3 M.
Meyer H., Die Begriffe, Form und Zahl bei Pestalozzi im Zusammenhange mit seinen pädagogischen Ideen und in ihrer Beziehung zu Kant. Dissertation. Straßburg 1904.
Natorp Paul, Pestalozzi und die Frauenbildung. Leipzig, Dürrsche Buchhandlg. 60 Pf.
Zollinger Fr., Joh. Jak. Redinger und seine Beziehungen zu Johann Amos Comenius. Eine historisch-pädagogische Skizze aus dem 17. Jahrhundert. Zürich, F. Amberger. 6.40 M.
Rochow. Jahnke Herm, Eberhard von Rochow, ein Wohltäter des Landvolks. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit Friedrichs des Großen für das deutsche Volk. 2., neubearbeitete Ausgabe zum 100jährigen Todestage Rochows. Berlin, M. Schnetter. 2.60 M.
Reiniger M., Friedrich Eberhard von Rochow, der Reformator des preußischen Landschulwesens. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Langensalza, Schulbuchhandlung. 80 Pf.
Nießen Jos., Johann Michael Sailer. Sein Leben und seine Schriften (Die pädagogischen Klassiker. 15. Band). Halle 1904, H. Schroedel. 1.25 M.

Wirminghaus Else, geb. Stackerjan, Karl Strackerjan. Aus dem Leben und Wirken eines deutschen Schulmannes. Oldenburg 1905 [1904], G. Stalling Verlag. 5 M.

Vierthaler Frz. Mich., Pädagogische Hauptschriften. 1. Geist der Sokratik. 2. Elemente der Methodik und Pädagogik und 3. Entwurf der Schulerziehungskunde. Hg. und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von W. v. der Fuhr (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. 29. Band). Paderborn 1904, F. Schöningh. 2 M.

Die deutsche Literatur in der Schule.

Brugier Gust., Geschichte der deutschen Literatur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. 11. Auflage. Freiburg im B. 1904, Herder. 6.50 M.

Goertz L., Wie ist die deutsche Literaturgeschichte im Unterricht zu behandeln? Ein Beitrag zur Förderung unseres Geisteslebens. Jurjew-Dorpat, J. G. Krüger. 60 Pf.

Lyrik. Loewenberg J., Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus . . . hg. Neue, vermehrte Ausgabe. Leipzig (1904), R. Voigtländer. 1.80 M.

Spieß Heinr., Die Lyrik des 19. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch hg. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1.50 M.

Wasserzieher Ernst, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit. Für den Schulgebrauch ausgewählt und hg. (Hesses Volksbücherei. Nr. 166 bis 170). Leipzig (1904), M. Hesse. 1.50 M.

Genius Adolf, Dichter der Freiheitskriege. Für den Schulgebrauch und Privatlektüre bearbeitet. Münster 1904, Aschendorff. 1.15 M.

Weicker F., Dichter des 19. Jahrhunderts. Lyrische und epische Gedichte aus der Zeit nach Goethes Tode. Für Schule und Haus hg. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Ergänzungsbände. VI) Paderborn 1904, F. Schöningh. 1.80 M.

Prosa. Deutsche Prosa. VII. Teil. Porger Gust., Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und zum Schulgebrauch hg. 5. Bändchen (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 111. Lieferung.) Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 1 M.

Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Ausgewählt und zusammengestellt von E. Lemp. VI. Aus deutschen Landen (Velhagen & Klasings Sammlung. 112. Lieferung). Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 1.20 M.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Hg. von O. Lyon. Leipzig, B. G. Teubner. Je 50 Pf. 15. Bändchen. Gloël Heinr., Paul Heyse Kolberg. — 16. Meyer Rich. M., Franz Grillparzer Libussa. — 17. Ladendorf Otto, Theodor Storm Pole Poppenspäler. Ein stiller Musikant. — 18. Credner Karl, C. F. Meyer Der Heilige. — 19. Gerder Paul, Wilhelm Raabe Alte Nester. — 20. Fürst Rud., Adalbert Stifter Studien.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Gustav Frenssens „Jörn Uhl" (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 108/9. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 80 Pf.

Gerstäcker Frdr., Irrfahrten. Humoristische Erzählung. Edited with notes and vocabulary by F. B. Sturm. Boston, D. C. Heath & Co.

Goethe. Goethes Gedanken-Lyrik. Hg. von Paul Lorentz (Deutsche Schulausgaben. Nr. 35), Dresden, L. Ehlermann. 1.40 M.

Götz. Goethe Wolfg. v., Götz von Berlichingen Schauspiel. Für den Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von G. Frick (Deutsche Schulausgaben). Leipzig, B. G. Teubner. 50 Pf.

Goethe, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Aug. Sauer. 2., verbesserte Auflage. Wien, Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 75 Pfg.

Goethes Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction and notes by Max Winkler. New York, Henry Holt and Company.

Goethe, Hermann und Dorothea. Bürgerliches Epos in 9 Gesängen. Für den Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von W. Macholb (Deutsche Schulausgaben). Leipzig, B. G. Teubner. 35 Pf.

Goethe, Prosaschriften. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erläutert von A. Volkmer (Schöninghs Ausgaben. 30. Band). Paderborn 1904, F. Schöningh 1.50 M.

Goethe, Das Märchen. Ed. with introduction, notes, vocabulary and conversational exercises by C. A. Eggert. (Heath's modern language series.) Boston, Heath. 1904. 10 c.

Greif Martin, Gedichte. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelang. 80 Pf.

Grillparzer. Ahnfrau. Grillparzer Frz., Die Ahnfrau. Trauerspiel. Mit ausführlichen Erläuterungen hg. von J. A. Kilb. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 33. Band). Paderborn 1904, F. Schöningh. 1.50 M.

Grillparzer Frz., Die Ahnfrau. Trauerspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Heinr. Kühnlein (Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht). Münster 1904, Aschendorff. 1 M.

Grillparzer Frz., Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen. Zum Schulgebrauch hg. von H. Crohn (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 32. Band). Paderborn 1904, F. Schöningh. 1.60 M.

Grillparzer Frz., Weh dem der lügt! Lustspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Paul Pachaly. Münster 1904, Aschendorff. 90 Pf.

Grillparzer Fr., Der arme Spielmann. Erzählung. Edited with notes and a vocabulary by William Guild Howard. Boston, D. C. Heath & Co.

Sommer Paul, Erläuterungen zu Wilhelm Hauffs „Lichtenstein". (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 103/4. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. 80 Pf.

Kleist. Hermannsschlacht. Kleist Heinr. v., Die Hermannsschlacht. Ein Schauspiel. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von W. Gerstenberg (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 34. Band). Paderborn, F. Schöningh. 1.30 M.

Gereke P., Heinrich von Kleists Hermannsschlacht (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten usw. 27. Bändchen). Leipzig, H. Bredt. 1.20 M.

Kleist Heinr. von, Prinz Friedrich von Homburg. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Ant. Benedict. 2. Auflage. Leipzig 1903, G. Freytag. 60 Pf.

Lessing. Lessing Gtho. Ephr., Abhandlungen über die Fabel, nebst einem Anhange: Fabeltexte und Briefe, die neueste Literatur betr. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von L. Lüttefen. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 31. Band.) Paderborn 1904, F. Schöningh. 1.50 M.

Lessing G. E., Philotas. Ein Trauerspiel. — Aus der Poesie des 7jährigen Krieges. Für Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von G. Frick (Deutsche Schulausgaben). Leipzig, B. G. Teubner. 40 Pf.

Zimmermann R., Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" als Gegenstand des deutschen Unterrichts usw. Programm. Lübeck.

Ludwig. Erbförster. Ludwig Otto, Der Erbförster. Trauerspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Frz. Kleinsorge. Münster 1904, Aschendorff. 1.10 M.

Hoffmann Ferd., Erläuterungen zu Otto Ludwigs „Erbförster" (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 99. Bändchen). Leipzig (1904), H. Beyer. 40 Pf.

Meyer Conrad Ferdinand, Der Schuß von der Kanzel. Edited with Introd., Notes, Exercises and Vocabulary by Martin H. Haertel. Boston, Ginn & Co.

Mörike Ed., Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Edited with an introduction and notes by William Guild Howard. Boston, D. C. Health & Co. 1904.

Sealsfield Charles (= Karl Postl), Die Prärie am Jacinto. With notes and vocabulary by A. B. Nichols. New York, Henry Holt and Co. 35 Cts.

Wieland Chph. Mart., Oberon. Romantisches Heldengedicht in 10 Gesängen. Auswahl. Für den Schulgebrauch hg. von Ernst Wasserzieher. Münster 1904, Aschendorff. 1.10 M.

Volkskunde.

Schmidt Erich, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Dissertation. (Historische Studien. 47. Heft.) Berlin 1904, E. Ebering. 3 M.

Die ziemlich anspruchsvoll auftretende Schrift gibt hauptsächlich (S. 60 f.) eine Würdigung des mit Unrecht vergessenen Bohemus; Felix Fabri als sein Vorläufer, Seb. Franck (S. 110 f.) und Seb. Münster (S. 132 f.) werden als seine Nachfolger charakterisiert. Der Hauptwert der Arbeit liegt in den brauchbaren Analysen; in den kommentierenden Anmerkungen sind so wichtige Unterfuchungen und Darstellungen wie die „Städtegedichte" der Herrmannschen „Lateinischen Literaturdenkmäler" nicht ausgenutzt.

Am wenigsten bietet Schmidt für die Entwicklung der Volkskunde im ganzen, obwohl er gerade auf dies Ziel lossteuert. Wunderlich ist schon die Definition, die (S. 13) den Begriff „Volkskunde" auf die Erforschung des eigenen Volkes beschränkt, womit denn freilich die ‚Germania' (S. 15) ausgeschaltet wird. Da nun das Hauptwerk des Bohemus (S. 68) von Schmidt selbst als eine „Völkerkunde" bezeichnet wird, so ergibt sich, daß „Volkskunde" derjenige Abschnitt einer allgemeinen Völkerkunde ist, der von dem Vaterland des Verfassers handelt! denn dies Kapitel soll eben „eine humanistische deutsche Volkskunde" (S. 70) darstellen. Natürlich geht es nicht an, in die Definition einer Wissenschaft Bestimmungen über den Forscher (und gar über seine Nationalität!) aufzunehmen; und so steht die ganze Entwicklungslinie von vornherein auf falscher Grundlage. Was aber den Begriff des „wissenschaftlichen Betriebs" angeht, so ist eben auf allen Gebieten der Humanismus einer Annäherung an moderne Forderungen günstig.

Dankenswert sind einzelne Nachweise wie über Fabris glottologische Beobachtungen (S. 37), über den Festkalender bei Bohemus (S. 98 f.) und den Rückschritt zur Buchgelehrsamkeit bei Seb. Münster (S. 138). Aber in gewissem Sinne bedeutet doch auch der eine Annäherung an den modernen Betrieb! Richard M. Meyer.

Volkstrachten. Justi Ferd., Hessisches Trachtenbuch. 4. Lieferung. (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck. I. 4. Lief.) Marburg, N. G. Elwerts Verl. 6 M.

Jostes Frz., Westfälisches Trachtenbuch. Die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schaumburg. Gebiete umfassend. Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 30 M.

Müller-Brauel Hans, Das erste niedersächsische Volkstrachtenfest zu Scheeßel usw. (Beiträge zur niedersächsischen Volkskunde. II.). Hannover 1904, Gebr. Jänecke. 1.80 M.
Justus Th. (Th. Zedelius), Aus Volkes Mund. Eine Studie. Oldenburg (1904), Schulze. 1.20 M.
Andree Rich., Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig 1904, Vieweg & Sohn. 12 M.
Schaefer A., Die Verwandlung der menschlichen Gestalt im Volksaberglauben. Programm. Darmstadt.
Sagen. Hoffmann K., Sagenvergleichungen und ihre Verwertung im Gymnasialunterrichte. Programm. Regensburg 1904.
Weddigen Otto, Die deutsche Sage und das deutsche Volksmärchen. Ihr Wesen, ihre Entstehung und Erklärung, nebst bibliographischen Nachweisen zur Literatur der Sage, des Volksmärchens, des Volksschauspiels, der Sprichwörter, des Rätsels usw. (Lehmanns Volkshochschule. 6. Bändchen). Stuttgart 1904, F. Lehmann. 1 M.
Landschaften. Aurelias Sagenkreis. Die schönsten Geschichten, Sagen und Märchen von Baden-Baden und dem Schwarzwalde. 3., vermehrte Auflage. Baden-Baden (1904), C. Wild. 2 M.
Asche Th., Sagen von Goslar. Goslar (1904), J. Brumby. 30 Pf.
Leibrock Gust. Ad., Sagen des Harzes. Den Freunden des Harzgebirges zur Unterhaltung und Erinnerung erzählt. 5. Auflage. Quedlinburg (1904), Ch. F. Vieweg. 1.50 M.
Rentwig H., Kunigunde vom Kynast und ander Kynastsagen. 2., vermehrte Auflage. Warmbrunn, M. Leipelt. 40 Pf.
Gerling Reinh, Mecklenburgs Sagenschatz. Für Erwachsene und die reifere Jugend gesammelt und hg. Oranienburg (1904), Orania-Verlag. 4 M.
Mitzschke P., Anfänge und Entwicklung der Naumburger Hussitensage. Naumburg 1904. Weimar (Bankstr. 2), Selbstverlag. 40 Pf.
Bergmann Hugo, Sagen und Geschichten Niedersachsens. Frankfurt a. M. 1904, Mahlau & Waldschmidt. 2 M.
Hessel Karl, Sagen und Geschichten des Rheintals von Mainz bis Köln. Bonn 1904, A. Marcus & E. Weber. 3 M.
Störzner Fr. Bernh., Was die Heimat erzählt. Sagen, geschichtliche Bilder und denkwürdige Begebenheiten aus Sachsen. Beiträge zur sächsischen Volks- und Heimatskunde. I. Ostsachsen. Leipzig (1904), A. Strauch. 5.50 M.
Haas A., Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Gesammelt und hg. Stettin 1904, J. Burmeister. 2.50 M.
Mose Heinr., Aus der Waldmark. Sagen und Geschichten aus dem Rax-, Semmering-, Schneeberg- und Wechselgebiete. 3., vermehrte Auflage. Neunkirchen 1904, E. W. Tirichter. 1 M.
Mitzschke Ellen und Paul Mitzschke, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgegend. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 2.40 M.
Volkslied. Förster J., Bemühungen um das Volkslied vor Herder. Programm. Marburg 1904.
Kühn Maria, Macht auf das Tor! Macht auf das Tor! Sammlung deutscher Volks-Kinderlieder, Reime, Scherze und Spiele. Mit Melodien (Lebende Worte und Werke. 6. Band). Düsseldorf, K. R. Langewiesche. 1.80 M.
Lehrim-Schwarzbach Max, Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. 2. Auflage. Posen 1904, J. Jolowicz. 1.20 M.
Schumann Colmar, Lübecker Spiel- und Rätselbuch. Neue Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Gebr. Borchers. 1.50 M.

Stoffgeschichte.

Corti Adele, L'Alceste da Euripide all'Alfieri: saggio di un' ampia monografia, L'eroina Alceste. Roma, stab. tip. G. Pistolesi 1904.

Gaismaier J., Die Bärenhäutersage. Folkloristische Studie. Programm. Ried 1904.

Frankl Osk., Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Dissertation. M.-Ostrau, R. Papauschek. 2 M.

Inhalt: I. Diskussion über das Judentum, Judenfrage. — II. Verspottung und Schmähung der Juden und des Judentums. — III. Der Jude als Wucherer. — IV. Der Jude als Hostienschänder und Kindermörder. Judenvertreibung.

Heinrichs Rich., Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. 24. Band. Heft 5. 6). Hamm, Breer & Thiemann. 1 M.

Schiebuhr Theod., Die Macht der Liebe in der Poesie (Pädagogische Abhandlungen. 84. Heft). Bielefeld (1904), A. Helmich. 40 Pf.

Streibich A., Mustapha und Zeangir, die beiden Söhne Solimans des Großen, in Geschichte und Dichtung. Dissertation. Freiburg 1903.

Ricci C., Sophonisbe dans la tragédie classique italienne et française. Grenoble, impr. Allier frères.

Wünsche Aug., Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Wien, Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft. 3 M.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Curme George O., A Grammar of the german Language designed for a thorough and practical study of the language as spoken and written to-day. New York, The Macmillan Company. 3.50 doll.

Weise O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5., verbesserte Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 2.60 M.

Gutjahr Emil A., Zur neuhochdeutschen Schriftsprache Eyles von Repgowe, des Schöffen beim obersten sächsischen Gerichtshofe und Patriziers in der Bergstadt zu Halle a. d. Saale. Eine sprach- und rechtsgeschichtliche Abhandlung als Prodromos. (Programm) Leipzig, Dieterich. 3.60 M.

Haffner O., Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache zu Freiburg im Breisgau. Dissertation. Freiburg 1904.

Herdin Elis, Studien über Bericht und indirekte Rede im modernen Deutsch. Uppsala, Almqvist & Wiksells.

Grosse R., Stephan Ritters Grammatica Germanica Nova (Marburg 1616). Dissertation. Göttingen 1904.

Weise Osk., Ästhetik der deutschen Sprache. 2., verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 2.80 M.

Luick Karl, Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Wien 1904, F. Deuticke. 2.50 M.

Wortforschung. Müller-Fraureuth Karl, Aus der Welt der Wörter. Vorträge über Gegenstände deutscher Wortforschung. Halle 1904, M. Niemeyer. 4 M.

Rozwadowski Jan v., Wortbildung und Wortbedeutung. Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze. Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 3 M.

Stern Emil, Das Leben der Wörter (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 314). Prag 1904, J. G. Calve in Komm. 20 Pf.

Wille Edwin, Deutsche Wortkunde. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. 3. Auflage. Leipzig, F. Brandstetter. 4 M.
Tauzer E., Der deutsche Sprachschatz nach Frdr. Kluge „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache." Programm. B. Leipa 1904.
Maas A., „Poet" und seine Sippe. Dissertation. Freiburg.
Keller A., Die Formen der Anrede im Frühneuhochdeutschen. Dissertation. Freiburg 1904.
Aussprache. Braune Wilh., Über die Einigung der deutschen Aussprache. Akademische Festrede. Halle, M. Niemeyer. 1.20 M.
Leumann J., Die Aussprache des Deutschen. Mit besonderer Berücksichtigung dialektischer Eigentümlichkeiten der deutschen Schweiz. Programm. Frauenfeld.
Polle Frdr., Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes. 3., verbesserte Auflage von Osk. Weise. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 1.80 M.
Schumann Paul, Der Sachse als Zweisprachler. Vortrag. Dresden (1904), C. Reißner. 1 M.
Haltenhoff J., Zur Geschichte des nhd. Adjektivsuffixes -icht und seiner Verwandten. Dissertation. Heidelberg 1904.
Wörterbücher. Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, S. Hirzel. Je 2 M.
4. Bandes 1. Abteilg. III. Teil. 5. Lieferung Gewaltschlag bis Gewehr. Bearbeitet von H. Wunderlich. 1904.
10. Bandes 14., 15. Lieferung (Schluß der 1. Abteilg.) 10. Bandes. 2. Abteilg., 1. Lieferung Spieß bis Spruchdichtung. Bearbeitet von M. Heyne im Vereine mit H. Seedorf, H. Meyer und B. Crome 1904/5.
12. Bandes 7. Lieferung. Verschreckeln bis Versitzen. Bearbeitet von R. Meißner.
13. Bandes 4. Lieferung. Wahlkampf bis Währe. Bearbeitet von K. von Bahder.
Heyne Moritz, Deutsches Wörterbuch (2. Auflage). (In 30 Lieferungen.) Leipzig, S. Hirzel. Je 1 M.
Regnaud P., Dictionnaire étymologique de la langue allemande sur le plan de celui de Kluge et d'après les principes nouveaux de la méthode évolutioniste. Paris, Fontemoing 1904. 25 M.
Mundarten. Roos K., Die Fremdwörter in den Elsässischen Mundarten. Ein Beitrag zur Elsässischen Dialektforschung. Dissertation. Straßburg 1903.
Haldimann H., Der Vokalismus der Mundart von Goldbach. Dissertation. Bern 1903.
Odermatt E., Die Deminution in der Nidwaldner Mundart. Dissertation. Zürich 1903.
Mohr A. vor, Vokalstand des oldenburgischen Niederdeutsch auf historischer Grundlage. Ein Beitrag zur Mundartenforschung. Dissertation. Göttingen 1904.
Heeger G., Beiträge zur pfälzischen Mundartenforschung und Volkskunde. Tiere im pfälzischen Volksmunde. 2. Teil. Programm. Landau 1903.
Döring E., Beiträge zur Kenntnis der Sondershäuser Mundart. Programm. Sondershausen 1904.
Hasenclever Max, Der Dialekt der Gemeinde Wermelskirchen. Marburg, N. G. Elwerts Verl. 2 M. [Vorher als Dissertation. 1904].
Idiotika. Martin E. und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, 2. Band. 1., 2., 3., 4. Liefg. Straßburg 1904/5, K. J. Trübner. Je 4 M.
Blumschein Gust., Aus dem Wortschatze der Kölner Mundart (Sonderabdruck aus: Festschrift zum 11. deutschen Neuphilologentage, Pfingsten 1904, in Cöln am Rh.). Cöln 1904, P. Neubner. 50 Pf.

Fischer Herm., Schwäbisches Wörterbuch. 9. Lieferung. Tübingen, H. Laupp. 3 M.
Schweizer. Idiotikon. 51. Heft. Frauenfeld, Huber & Co.
Schranka Edu. Maria, Wiener Dialekt-Lexikon. Wien, G. Szelinski. 1.50 M.
Günther L., Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig, F. W. Grunow. 3 M.

Namen. Meisinger O., Die Appellativnamen in den hochdeutschen Mundarten. I. Teil: Die männlichen Appellativnamen. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte. Programm. Lörrach. 1904.
Meier Heinr., Die Straßennamen der Stadt Braunschweig (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte. 1. Band). Wolfenbüttel 1904, J. Zwißler in Komm. 3 M.
Schneller Christian, Innsbrucker Namenbuch. Innsbruck, Wagner. 4 M.
Hintner Valent., Nachträgliches zu den Stubaier Namen. Wien 1904, A. Hölder. 1 M.
Umlauft Frdr., Namenbuch der Straßen und Plätze von Wien. Wien 1904, A. Hartleben. 2 M.

Rhythmus. Benoist-Hanappier Louis, Die freien Rhythmen in der deutschen Lyrik, ihre Rechtfertigung und Entwicklung. Halle, M. Niemeyer. 2.40 M.
Marbe K., Über den Rhythmus der Prosa. Vortrag. Gießen 1904, J. Ricker. 60 Pf.
Ehrenfeld Alex., Studien zur Theorie des Gleichklangs (Studien zur Theorie des Reims II.) Ein Programm (Abhandlungen hg. von der Gesellschaft f. deutsche Sprache in Zürich II.). Zürich 1904, Zürcher & Furrer. 1.20 M.

Metrik. Fröberg Th., Beitrag zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jahrhundert. St. Petersburg, Eggers & Co. 4 M.
Hébertot J., Le Sonnet. Son évolution à travers les âges et les pays. (Bibliothèque indépendante, Collection d'études littéraires) Paris, libr. d'Espie.

---

15. und 16. Jahrhundert.

Die erste deutsche Bibel. Zweiter Band (Briefe, Apostelgeschichte, Offenbarung). Hg. von W. Kurrelmeyer (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Band 238). Gedruckt für den Literarischen Verein in Stuttgart. Tübingen.
Das Buch Sidrach. Nach der Kopenhagener Mittelniederdeutschen Handschrift vom Jahre 1479 hg. von H. Jellinghaus (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Band 235). Gedruckt für den Literarischen Verein in Stuttgart. Tübingen 1904.
Werner Jul., Johann Eberlin von Günzburg. Ein reformatorisches Charakterbild aus Luthers Zeit. Für die Gegenwart dargestellt. 2., völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg 1905 [1904], C. Winter, Verl. 1 M.
Brecht Walth., Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. 93. Heft). Straßburg 1904, K. J. Trübner. 10 M.
König H., Pamphilus Gengenbach als Verfasser der Totenfresser und der Novelle. Dissertation. Halle 1904.
Hutten Ulr. v., Gesprächbüchlein. Vollständige Ausgabe nach der im Jahr 1521 vom Ritter selbst besorgten Verdeutschung. Hg. und in der Sprache erneuert von Rich. Zoozmann (Angermanns Bibliothek für Bibliophilen. 4. Band). Dresden, H. Angermann. 8.50 M.
Mathesius Johs., Ausgewählte Werke. 4. Band. Handsteine. Hg., eingeleitet und erläutert von Geo. Loesche (Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen. 14. Band). Prag, J. G. Calve. 10 M.

Inhalt: 1. Aus den Predigten über das Leben Jesu; Himmelfahrtspredigt. — 2. Schul-Fest-Predigt, an S. Gregorius' Tag. — 3. Aus der Sorepta. — 4. Majestätsreden. — 5. Pest-Predigt. — 6. De profundis. — 7. [86] Ungedruckte Briefe, 1545—1565, Mathesius an Eber, Melanthon, Seltenreich, Pezel; von Eber und Ribbruck.

Schmitz J., Die ältesten Fassungen des deutschen Romans von den sieben weisen Meistern. Dissertation. Greifswald 1904.

Böhme M., Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung. Dissertotion. Leipzig 1904.

Ringmann Mathias (Philesius Vogesigena), Grammatica figurata. In Faksimile-Druck hg. mit einer Einleitung von Fr. R. v. Wieser (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. XI). Straßburg, J. H. E. Heitz. 8 M.

Sachs. Hans Sachs und die Reformation. In Gedichten und Prosastücken. Hg. und eingeleitet von Rich. Zoozmann (Angermanns Bibliothek für Bibliophilen ... hg. von Rich. Zoozmann. 1. Band). Dresden 1904, H. Angermann. 8 M.

Cesano Amalia, Hans Sachs ed i suoi rapporti con la litteratura italiana. Rom. 1904, Officina poligrafica italiana (Loescher & Co.) 3.20 M.

Eichler Ferd., Das Nachleben des Hans Sachs vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Eine Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1904, O. Harrassowitz. 5 M.

Geiger E., Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtspielen im Verhältnis zu seinen Quellen betrachtet. Dissertotion. Basel 1903.

Handschin Ch. H., Das Sprichwort bei Hans Sachs. 1. Teil: Verzeichnis der Sprichwörter. Doktor-Dissertation [Bulletin of the University of Wisconsin Nr. 103. Philology and Literature Series. Vol. 3. Nr. 1]. Madison, Wisc. 1904. 50 cents.

Beckers O., Untersuchungen über das Spiel von den Zehn Jungfrauen. Dissertation. Göttingen 1904.

Wickram. Georg Wickrams Werke. 6. Band (Tobias. Knabenspiegel). 7. Band (Ovids Metamorphosen. Buch 1—8). Hg. von Johannes Bolte. (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Band 236, 237.) Tübingen.

Inhalt: 6. Band. Vorwort. 1. Tobias (Inhalt, Drucke, Lesarten). 2. Knabenspiegel (Inhalt, Druck, Lesarten). 3. Die Bühneneinrichtung zur Zeit Wickrams. Nachträge. — Tobias (1551). Thomas Schmidts Zusätze (Heidelberg 1578). Zusätze der Sanct Galler Bearbeitung (1580). Zusätze Johann Zetzelers (Schaffhausen 1605). Der jungen Knaben Spiegel (1554). — 7. Band. Vorwort. 1. Die Drucke. 2. Lesarten. — Ovids Metamorphosen (1545). Buch 1—8. Inhaltsübersicht.

Tiedge Herm., Jörg Wickram und die Volksbücher. Dissertation. Hannover 1904. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht). 1.80 M.

Bickel E., Wimpfeling als Historiker. Dissertation. Marburg 1904.

---

17. Jahrhundert.

Abraham a Sancta Claras Werke. In Auslese. Hg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Strigl. 2. 3. Band. Wien 1904/5, H. Kirsch. 3 M.

Abraham a Sancta Clara, Etwas für Alle. Hg. und mit einer Einleitung von Rich. Zoozmann (Angermanns Bibliothek für Bibliophilen. 3. Band). Dresden, H. Angermann. 10 M.

Des Angelus Silesius cherubinischer Wandersmann. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig hg. und mit einer Studie ‚Über den Wert der Mystik für unsere Zeit' eingeleitet von Wilh. Bölsche. Jena, E. Diederichs. 5 M.

Höfer Conr., Die Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665/7 und ihre Dichter. Eine literarhistorische Studie (Probefahrten. Hg. von Alb. Köster. 1. Band). Leipzig 1904, R. Voigtländer. 6 M.

Wentzke Paul, Johann Frischmann, ein Publizist des 17. Jahrhunderts. Straßburg 1904, W. Heinrich. 4 M.

Weinert F., Deutsche Quellen und Vorbilder zu H. M. Moscherosch's Gesichten Philanders von Sittewald. Dissertation. Freiburg 1904. — Vgl. Euphorion 11, 789.

Ingrisch F., Martin Opitz und Ewald von Kleist. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Programm. Friedek 1904.

Reuter Christian, Schelmuffsky. Ein lügenhafter Reiseroman. Nach der vollständigen Ausgabe von 1696 und 1697 hg. und eingeleitet von Rich. Zoozmann (Angermanns Bibliothek für Bibliophilen. 2. Band). Dresden 1904. H. Angermann. 7 M.

---

18. Jahrhundert.

Blei Frz., Fünf Silhouetten in einem Rahmen. J. J. Bodmer, Wieland, Heinse, H. P. Sturz, C. Ph. Moritz (Die Literatur. 13. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Bürger. Riemann Rob., Gottfried August Bürger (Dichter-Biographien. 10. Band: Universal-Bibliothek Nr. 4630). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Bürger Gtfr. Aug., sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 7 Büchern ... unter Einbeziehung der biograph. Skizzen von Ludw. Chph. Althof und Aug. Wilh. Schlegel besorgt und durch Einleitung und erläuternde Anmerkungen vermehrt durch Erich Walter. Berlin, A. Weichert. 4 M.

Claudius Matthias, Bei den Demüthigen ist Weisheit. Auszüge aus seinen Schriften, nebst ausgewählten Gedichten. Hg. von Hans Thun (Lebende Worte und Werke. 7. Band). Düsseldorf, K. R. Langewiesche. 1.80 M.

Meyer J. H., Die bühnenschriftstellerische Tätigkeit des Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg. Dissertation. Heidelberg 1904.

Goethe. Atkins H. G., Johann Wolfgang Goethe. With 16 Illustrs. (Little Biographics.) London, Methuen. 4 Sh.

Bölsche Wilh., Goethe im 20. Jahrhundert. 5., neu durchgesehene Auflage. Berlin, F. Wunder. 1.20 M.

Carlyle T., Essays on Goethe. With introduction by H. Morley. London, Cassell. 1 M.

Diez Max, Goethe. Stuttgart 1905 [1904], F. Frommann. 2 M.

Hansen P., Goethe, hans Liv og Vaerker. En Skildring efter nye Kilder. 5 Hefte. Kobenhavn.

Harnack Otto, Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805/32. Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. 3., verbesserte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs' Verlog. 5 M.

Aus der Vorrede: „Auch für diese Auflage ist neu hinzugekommenes Quellenmaterial gewissenhaft verwertet; es war an Umfang freilich nur gering,

doch haben die neuen Briefbände der Weimarer Ausgabe manche sehr wertvolle Ausbeute gegeben; z. B. der als „Glaubensbekenntnis" einzig dastehende Brief an C. H. Schlosser (Band 25, Nr. 7095). Recht lebhaft ist mir dabei zum Bewußtsein gekommen, in welchem Maß die Goethe-Forschung jetzt durch die oft scheel angesehene Weimarer Ausgabe (im Verein mit Biedermanns „Gesprächen") erleichtert worden ist! Mit welcher Mühe mußte ich vor zwanzig Jahren den Stoff zu diesem Buch zusammentragen, den jetzt jedem an der Hand der Register bequem zu übersehen ermöglicht ist. — Auch abgesehen von den Anregungen, die aus neuem Material entsprangen, habe ich manches zu ändern oder zuzusetzen gefunden. Ich weise unter anderm hin auf die Bemerkungen über die Phantasie, die Musik, den französischen Klassizismus, die italienische Klassik und Romantik; ferner über die gesellschaftlichen Umgangsformen und die Stellung der Frauen, über den sprachlichen Purismus, über die politische Haltung während der Befreiungskriege."

Kuylenstierna O., Goethe. Hans lif och verk. Häfte 2 och 3. Stockholm, Bonnier. à 1.05 M.

Luther Arth., Goethe. 6 Vorträge. Jauer, O. Hellmann. 3 M.

May Walth., Goethe. Humboldt. Darwin. Häckel. Vier Vorträge. Berlin-Steglitz 1904, E. Quehl. 5 M.

Meyer Rich. M., Goethe (Geisteshelden. 13./15. Band). 3. Auflage. Berlin 1905 [1904], E. Hofmann & Co. 8.40 M.

Ansichten von Frankfurt am Main im 18. Jahrhundert. ‚Flut und Ufer, Land und Höhen' zur Zeit des jungen Goethe. Nach Handzeichnungen von Johann Kaspar Zehender. Mit erläuterndem Text von R. Hammeran. 2. 3. Lieferung. Frankfurt a. M. 1904, C. Jügels Verl. Je 12 M.

Aus dem Goethe-National-Museum III. Herausgegeben von Carl Ruland (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan und Erich Schmidt 19. Band). Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1904.

Inhalt: 1. Goethe, Statuette in Terracotta. — 2 G. M. Kraus: Skizze seines Goetheportraits von 1775. — 3. Maximiliane Laroche. 1773. — 4. Anna Amalia und ihre Damen im Weimarischen Park. — 5. Corona Schröter, von ihr selbst gezeichnet. — 6. a) Corona, anonyme Miniatur. b) „Euphrosyne", gezeichnet von J. H. Lips. — 7. bis 12. Zeichnungen von Goethe: Frauenkopf (Herzogin Luise); Thüringer Bauerngehöfte; Der Münzer-Turm in Allstädt; Blick auf den Albaner See und Monte Cavo 1787; Christiane um 1790.

Das Goethe-Geheimnis. [Aus: „Weimarer Zeitung"]. Weimar, H. Graße. 15 Pf.

Rathlof Emil, Goethe — pathologisch. [Aus: Baltische Monatsschrift.] Riga 1904, Janck & Poliewsky in Komm. 80 Pf.

Stahl Fritz, Wie sah Goethe aus? Berlin 1904, G. Reimer. 3 M.

Krüger-Westend Herm., Goethe und seine Eltern. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 1 M.

Klein Otto, Goethes kleine Freundin und Frau. Straßburg 1904, J. Singer. 3 M.

Abeken Bernh. Rud., Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit. . . hg. von Adf. Heuermann. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 4 M.

Kirschner Adf., Erinnerungen an Goethes Ulrike und an die Familie von Levetzow-Rauch. Aussig 1904, A. Grohmann in Komm. 1.20 M.

Inhalt: Schloß Trschiblitz. — Schloß Netluk. — Familie Levetzow. — Ulrikens Memoiren. — Ulrikens Taufschein. — Ulrikens erste Korrespondenz. — Das Goethe-Album. — Das Haus „Zur Stadt Weimar" in Marienbad.

Nagel Wilib., Goethe und Mozart. Vortrag. (Musikalisches Magazin. 8. Heft). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne, 50 Pf.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Hg. von C. A. H. Burkhardt. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. (Cottasche Handbibliothek. 85. Band). Stuttgart (1904), J. G. Cotta Nachf. 1 M.

Goethe und Zelter, Briefwechsel in den Jahren 1799 bis 1832. Mit Einleitung und Erläuterungen hg. von Ludwig Geiger. 1. Band. 1799 bis 1818. 2. Band. 1819 bis 1827. 3. Band. 1828 bis 1832 (Universal-Bibliothek. Nr. 4581/8. 4591/5. 4606/10). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. Je 1.50 M.

Fischl Frdr., Goethe in Marienbad (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 312). Prag 1904, J. G. Calve in Komm. 30 Pf.

Schrempf Chph., Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1. Teil. Der junge Goethe. Stuttgart 1905 [1904], F. Frommann. 2.50 M.

Schneider Herm., Goethes naturphilosophische Leitgedanken. Eine Einführung in die naturwissenschaftlichen Werke. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1 M.

Seiling Max, Goethe und der Materialismus. Leipzig 1904, O. Mutze. 2.40 M.

Münz Bernh., Goethe als Erzieher. Wien 1904, W. Braumüller. 2 M.

Haase, Goethe als Patriot. Festrede zum Geburtstage S. Majestät Kaiser Wilhelms II. Programm. Essen.

Stein Philipp, Goethe als Theaterleiter. (Das Theater. 12. Band.) Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Bohner P. T., Die Negation bei Goethe. Dissertation. Freiburg 1904.

Goethe Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen hg. von Philipp Stein. Berlin, O. Elsner.

6. Band. Dichtung und Wahrheit. 1808/14. 1905 [1904]. 3 M.

Werke. Goethes Werke. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar. H. Böhlaus Nachf.

I. Abteilung. 25. Band. Zweite Abteilung. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Lesarten und Paralipomena. — 31. Band. Italiänische Reise. II. Neapel. Sicilien. Neapel. Lesarten. Paralipomena. — 34. Band. Zweite Abteilung. Lesarten zu Band 34 I. Vorbereitung zur zweiten Reise nach Italien 1795. 1796. — 42. Band. Erste Abteilung. Aufsätze zur Literatur. Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften 1820 bis 1830. Ankündigungen. Geleitworte. 1813 bis 1830. Lesarten.

II. Abt. Naturwissenschaftliche Schriften. 13. Band. Nachträge zu Band 6 bis 12. [Zu Nr. 356 S. 375 f. vgl. Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg. Prag 1902, S. 31. 39.]

IV. Abt. Briefe. Band 29. Januar bis Oktober 1818. Band 31. 2. November 1818 bis 25. August 1819. Band 33. 25. April bis 31. Oktober 1820. Band 30 mit Nachträgen und Register zu Band 19 bis 30 und Band 32 erscheinen später. Mit Band 31 ist die fortlaufende Zählung der Briefe leider aufgegeben; in jedem Band beginnt die Zählung mit 1. So ist der ganze Zusammenhang der monumentalen Ausgabe zerstört.

Goethes Werke ... hg. von Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. Je 2 M.

3. Band. Bearbeitet von Geo. Ellinger (1904). 16. 17. Band. Bearbeitet von Heinemann (1905). 22. Band. Bearbeitet von Otto Harnack (1904).

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Hg. von Edu. v. der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta. Je 1.20 M.

9. Band. Zeitdramen und Gelegenheitsdichtungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower. — 11. Band. Dramen in Prosa. Mit Ein-

leitung und Anmerkungen von Frz. Muncker. — 18. Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Mit Einleitung und Anmerkungen v. Wilh. Creizenach. 2. Teil (1904). — 19. 20. Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilh. Creizenach. 1. 2. Teil (1904). — 35. Band. Schriften zur Kunst. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfg. v. Oettingen. 3. Teil (1904).

Goethes sämtliche Werke in 45 Bänden. Hg. und eingeleitet von Frz. Schnitz. Berlin (1904), Th. Knaur Nachf. 18 M.

Gräf Hans Gerh., Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 2. Teil: Die dramatischen Dichtungen. 2. Band (Des ganzen Werkes 4. Band). Frankfurt a. M. 1904, Literar. Anstalt. 10 M.

Goethes kleinere Aufsätze. In Auswahl von W. v. Seidlitz. München 1904, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 2.50 M.

Goethe, Annette. Neu hg. nebst einem Anhang aus dem 'Leipziger Liederbuch' von Hans Landsberg (Das Museum. 3. Band). Berlin, Pan-Verlag. 1.50 M.

Balladen. Draheim H., Goethes Balladen in Loewes Komposition. Eine Erklärung des Tonsatzes (Musikalisches Magazin. 10. Heft). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 75 Pf.

Lucerna Camilla, Die südslavische Ballade von Asan Agas Gattin und ihre Nachbildung durch Goethe (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XXVIII). Berlin, A. Duncker. 2 M.

Burdach K., Die älteste Gestalt des west-östlichen Divans [und Nachtrag] [Aus: Sitzungsberichte d. preuß. Akad. der Wiss.]. Berlin 1904, G. Reimer in Komm. 2 M. und 50 Pf.

Pfennings A., Goethes Harzreise im Winter. Eine literarische Studie. Münster 1904, H. Schöningh. 1.60 M.

Minor J., Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 3.50 M.

Faust. Goethes Faust. Translated by Anna Swanwick. With an introduction and bibliography by Karl Breul. London, George Bell and Sons.

Englert W. Ph., Goethes Faust im Lichte des Christentums. Nachklänge eines Vortrags in der Goethestadt [Aus: Hochland]. Kempten 1904, J. Kösel. 50 Pf.

Fischer Kuno, Goethe-Schriften. Heidelberg, C. Winter Verl.

2. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 2. Auflage (1904). 1.80 M. — 6. Goethes Faust. 1. Band. Die Faustdichtung vor Goethe. 5. Auflage (1904). 4 M. — Vgl. oben S. 621 ff.

Gräf Hans Gerh., Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung in Weimar am 29. August 1829. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 60 Pf.

Kutscher Arth., Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. Straßburg-Frankfurter Lieder. Hannover 1904, (M. & H. Schaper). 1.50 M.

Hacker C., Der Gedankengang der Oden Goethes. Programm. Groß-Lichterfelde 1904.

Goethes Romane und Novellen (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe). 1. Band. (Hg. von G. Gräf). Leipzig, Insel-Verlag. 4 M.

Scardigno Rosaria, Werter e Ortis. Trani, tip. edit. V. Vecchi 1904.

Goethe on Shakespeare. Being Selections from Carlyle's Translation of Wilhelm Meister. (De la More Booklets.) London. De la More P. 1/6.

Bauer G. A., Die Redaktion von Goethes 'Italienischer Reise'. Dissertation. Leipzig 1904.

Bäumer Gertr., Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. Leipzig, B. G. Teubner. 3.20 M. [Vorher: Dissertation. Berlin 1904.]

Zipper Alb., Goethes Torquato Tasso (Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Literatur. 16. Band: Universal-Bibliothek. Nr. 4665). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Der Frau Rat Goethe Briefe. Gesammelt und hg. von Alb. Köster. 2 Bände. Leipzig 1904, C. E. Pöschel. 10 M.

Gottsched. Gottsched Joh. Chph. gesammelte Schriften (Ausgabe der Gottsched Gesellschaft). 6. Band. Gesammelte Reden. Hg. von E. Reichel. Berlin, Gottsched-Verlag. (Dritter Lieferungsband 1904.)

Inhalt: Akademische Rede von dem verderblichen Religionseifer und der heilsamen Duldung aller christlichen Religionen (1725). — Akademische Rede zum Lobe der Weltweisheit im Jahre 1728 vor einer öffentlichen Disputation auf der philosophischen Katheder zu Leipzig gehalten, aus dem Lateinischen übersetzt. — Akademische Rede, Von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Menschen, und der daher entstehenden menschlichen Glückseligkeit. Im 1730sten Jahre in der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig gehalten. — Akademische Rede, Daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein muß. — Akademische Rede, Ein Jurist muß ein Philosoph sein. 1726. — Akademische Rede, Zum Abschiede aus der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig im Jahre 1728 den 20. August gehalten. — Lob- und Gedächtnisrede auf Martin Opitz (1739). — Gedächtnisrede auf Nicolaus Coppernicus (1743). — Lobrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst (1740).

Gottsched-Wörterbuch. Ehrenstätte für alle Wörter, Redensarten und Redewendungen in den Schriften des Meisters. Erster Band A—D. 1. Lieferung. Berlin 1904, Gottsched-Verlag. 2 M.

Georges Karl Aug., Friedrich Melchior Grimm als Kritiker der zeitgenössischen Literatur in seiner ‚Correspondence littéraire' (1753/70). Eine literarhistorische Studie. Hannover 1904, Hahn. 1.50 M. [Vorher: Dissertation. Leipzig 1904.]

Günther. Enders C., Chronologisch-biographische Studien zu den Gedichten Johann Christian Günthers in den Schul- und Universitätsjahren (1710/19). Dissertation. Bonn 1904.

Enders Carl, Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Zur Biographie des Dichters. Dortmund 1904, F. W. Ruhfus. 5 M.

Hamann. Lindner H. F., Johann Georg Hamann als Pädagoge. Dem Andenken dieses einsam großen Denkers zum 100jährigen Todestage Herders am 18. Dezember 1903. Programm. Kolberg 1904.

Neue Hamanniana. Briefe und andere Dokumente, erstmals hg. von Heinr. Weber. München, C. H. Beck. 10 M.

Heinse. Nehrkorn H., Wilhelm Heinse und sein Einfluß auf die Romantik. Dissertation. Göttingen 1904.

Heinse Wilhelm, Sämtliche Werke. Hg. von Carl Schüddekopf. Leipzig Insel-Verlag. 9. Band. Briefe. 1904. 9 M.

Herder. Castle Ed., Herder. Nach einem Vortrag gehalten am 18. Dezember 1903. Wien 1904.

Stephan Horst, Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. 4.50 M.

Bruntsch F. M., Die Idee der Entwicklung bei Herder. (Von geographischen Gesichtspunkten aus betrachtet.) Dissertation. Leipzig 1904.

Günther H., Johann Gottfried Herders Stellung zur Musik. Dissertation. Leipzig 1903.

Muthesius Karl, Altes und Neues aus Herders Kinderstube (Pädagogisches Magazin. 247. Heft). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 30 Pf.

Kleespies, Die pädagogischen Grundgedanken Herders im Zusammenhange mit seiner Gesamtanschauung und der geistigen Bewegung seiner Zeit dargestellt und gewürdigt. Programm. Zwickau.
Goetz H., Herder als Psycholog. Dissertation. Zürich 1904.
Baumgarten O., Herders Lebenswerke und die religiöse Frage der Gegenwart. Tübingen 1905 [1904], J. C. B. Mohr. 1.80 M.
Little Charles J., Herder and Religious Thought. Reprint from the Methodist Review 1904, März—April.
Dechent H., Herder und die ästhetische Betrachtung der heiligen Schrift (Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen. 22. Folge). Gießen 1904, J. Ricker. 75 Pf.
Walter K., Herders Typus lectionum. Programm. Weimar.
Herder Joh. Gtfr., Ideen. Zusammengestellt von Frdr. v. d. Leyen (Erzieher zu deutscher Bildung. 1. Band). Jena 1904, E. Diederichs. 3 M.
Friedland, Über das Verhältnis von Herders ‚Erstem kritischen Wäldchen' zu Lessings ‚Laokoon'. Programm. Bramberg.
Humboldt. Humboldt Wilh. von, Briefe an eine Freundin [Ch. Diede]. 14. Original-Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 4.50 M.
Humboldt Wilh. v., Gesammelte Schriften. Hg. von der k. preuß. Akademie d. Wissenschaften.

III. Band. 1. Abt. Werke. Hg. von Alb. Leitzmann. 3. Band. 1799 bis 1818. 1904. 8 M.

Inhalt: 1. Selbstanzeige der Schrift über Hermann und Dorothea [1799]. — 2. Der Montserrat bei Barcelona [1800]. — 3. Über das antike Theater in Sagunt [1800—1801]. — 4. Cantabrica [1800]. — 5. Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum [1806]. — 6. Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten [1807—1808]. — 7. Antrittsrede in der berliner Akademie der Wissenschaften [1809]. — 8. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die kantabrische oder baskische Sprache [1811]. — 9. Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben [1812]. — 10. Essai sur les langues du nouveau continent [1812]. — 11. Über die Bedingungen, unter denen Wissenschaft und Kunst in einem Volke gedeihen. Bruchstück [1814]. — 12. Betrachtungen über die Weltgeschichte [1814]. — 13. Betrachtungen über die bewegenden Ursachen in der Weltgeschichte [1818]. — Anhang. Vorrede zu Alexander von Humboldts Schrift über die unterirdischen Gasarten [1799].

IV. Band. 1820—1822.

Inhalt: 1. Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung [1820]. — 2. Über die Aufgabe des Geschichtschreibers [1821]. — 3. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache [1820—1821]. — 4. Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung [1821]. — 5. Über die allgemeinsten Grundsätze der Wortbetonung mit besonderer Rücksicht auf die griechische Akzentlehre [1821]. — 6. Über die in der Sanskritsprache durch die Suffixa tvâ und ya gebildeten Verbalformen [1822]. — 7. Über den Nationalcharakter der Sprachen. Bruchstück [1822].

XII. Band. Politische Denkschriften. 3. Band. 1815/34. Zwei Hälften. 1904. 12 M.

Inhalt: I—IV. Der zweite Pariser Frieden. — V—XIX. Der Deutsche Bund. — XX. Gutachten über die Einrichtung des Staatsrats. — XXI. XXII. Gemeindeordnung für das platte Land. — XXIII—XXVIII. Zum Gesetz über die Steuerverfassung. — XXIX. Über die Stellung und die Befugnisse der

Oberpräsidenten. — XXX. Über die Zustände in der Verwaltung und die Minister. — XXXI. XXXII. Als Gesandter in England. — XXXIII. Über Friedensschlüsse mit den Barbaresken und die Anknüpfung von Verbindungen mit den südamerikanischen Kolonien. — XXXV. Denkschrift über Preußens ständische Verfassung. — XXXV. Über seinen Eintritt in das Ministerium. — XXXVI. Über drei Denkschriften von Motz. — XXXVII. XXXVIII. Über die Kabinettsordre vom 11. Januar 1819. — XXXIX—XLIII. Aus der Ministerialzeit 1819. — XLIV. XLV. Über die Karlsbader Beschlüsse. — XLVI. XLVII. Zur ständischen Verfassung in Preußen. — XLVIII. Nachträgliches Gutachten über die Regulierung des Provinzial- und Kommunal Kriegsschuldenwesens. — XLIX. Über die periodische Wiederwahl der Magistratsbeamten. — L. An den Oberpräsidenten von Vincke über Provinzialminister. — LI. An Schön über Verwaltungsreformen. — LII. Über landschaftliches Kreditsystem, vorzüglich in Schlesien. — LIII. Über die in Absicht der Städteordnung zu nehmenden Maßregeln. — LIV—LVII. Über das Museum in Berlin. — LVIII. LIX. Zur Akademie der Wissenschaften.

Die Jungfrau von Orleans. Ein heroisch-komisches Gedicht in 16 Gesängen nach Voltaire. Berlin und Leipzig 1809 (Neudruck). Mit einer Vorbemerkung versehen und hg. von Fed. v. Zobeltitz (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 3). Berlin, E. Frensdorff. 4 M.

Lewald F., August Lamey [Aus: ‚Badische Biographien']. Heidelberg 1904, C. Winter, Verlag. 1 M.

Friedrich Jhs., Johann Kaspar Lavater. Ein Lebensbild (Kurze Lebensbeschreibung hervorragender Christen. XII. Heft). Bremen (1904), Buchh. und Verlag des Traktathauses. 25 Pf.

Lessing. Kitz Vikt., Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Für weitere Kreise dargestellt. Halle 1904, H. Gesenius. 2.20 M.

Fischer Kuno, G. E. Lessing, als Reformator der deutschen Literatur dargestellt. 1. Teil: Lessings reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. 2. Auflage. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 4.50 M.

Gastrow Paul, War Lessing ein ‚frommer' Mann? Ein Vortrag. Gießen 1904, J. Ricker. 50 Pf.

Maddalena E., Lessing e l'Italia. Comunicazione. Atti del Congresso internazionale di scienze storiche. Roma 1903. Estratto dal vol. IV. Sezione Storia delle Letterature.

Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing. (In 5 Bänden). Hg. von Frz. Muncker. Leipzig, G. J. Göschen. Je 5 M.

1. Band. Briefe von Lessing aus den Jahren 1743/71. 1904.

3. Band. Briefe an Lessing aus den Jahren 1746/70. 1904.

Lessing Gtho. Ephr., sämtliche Schriften. Hg. von Karl Lachmann. 3., aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 17. und 19. Band. (Briefe.) Leipzig 1904, G. J. Göschen. Je 4.50 M.

Dramen. Kettner Gust., Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Berlin 1904, Weidmann.

Marseille, Die Urbilder der Frauengestalten in Lessings Meisterdramen. Programm. Putbus 1904.

Kretzschmar Ernst, Lessing und die Aufklärung. Eine Darstellung der religions- und geschichtsphilosoph. Anschauungen des Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner philosophischen Hauptschrift ‚Die Erziehung des Menschengeschlechts'. Leipzig 1905 [1904], B. Richter. 2.50 M. [Vorher als Dissertation.]

Frey Adf., Die Kunstform des Lessingschen Laokoon, mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 3 M.

Lessing, Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. Mit Einleitung und Anmerkungen von Rich. M. Meyer (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 35). Leipzig, M. Hesse. 30 Pf.

Lichtenberg. Lichtenbergs Briefe. Hg. von Alb. Leitzmann und Carl Schüddekopf. 3. Band. 1790/99. Nachträge. Leipzig 1904, Dieterich. 10 M.

Lichtenberg Geo. Chph., Aphorismen. Nach den Handschriften hg. von Alb. Leitzmann. 2. Heft. 1772/5 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jhs. Nr. 131; 3. Folge, Nr. 11). Berlin 1904, B. Behrs Verl. 7 M.

Potkoff Ossip D., Johann Friedrich Löwen, der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters. Sein Leben, seine literarische und dramatische Tätigkeit. [Dissertation.] Heidelberg 1904, C. Winter Verl. 3 M.

Reclam Ernst, Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke (Probefahrten. 3. Band) Leipzig 1904, R. Voigtländer. 4.80 M.

Altenberger Wilh., Karl Philipp Moritz' pädagogische Ansichten. Ein Beispiel der Wirksamkeit Rousseauscher Ideen in Deutschland. [Dissertation.] Leipzig, A. Hahn in Komm. 1.60 M.

Schiller: Siehe Euphorion 12, 475/84. 695/7. 806/10.

Meine Geschichte, eh' ich geboren wurde. (Eine anständige Posse vom Mann im grauen Racke.) Berlin 1795. Neudruck, hg. und mit einer Einleitung versehen von S. Rahmer (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 2). Berlin (1904), E. Frensdorff. 4 M.

Der von dem Herausgeber vergebens gesuchte Verfasser ist nach Goedeke 5, 517, 2t. Nr. 12 Johann Christian Siede. A. R.

Sturz Helferich Peter, Kleine Schriften. Hg. und eingeleitet von Frz. Blei. Leipzig 1904, Insel-Verlag. 2 M.

Panthenius Walth., Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des 18. Jahrhunderts (Probefahrten. 4. Band). Leipzig 1904, R. Voigtländer. 4.80 M.

Weiße Chn. Felix, Die Jagd. Komische Oper. Musik von Joh. Adam Hiller. Text und Musik neu bearbeitet von Alb. Lortzing. Vollständiges Buch. Zum erstenmal hg. und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Geo. Rich Kruse (Universal-Bibliothek. Nr. 4556). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Wieland. Ischer Rud., Kleine Studien über Wieland. Bern 1905 [1904], Stämpfli & Co. 1 M.

Inhalt: 1. Wielands politische Ansichten und sein Urteil über die bernische Aristokratie. — 2. Über Wielands Sprache. — 3. Wielands dichterische Arbeit.

Walter Karl, Chronologie der Werke C. M. Wielands (1750/60). Dissertation. Greifswald 1904. (Leipzig, A. Duncker.) 3 M.

Wielands Werke. Ausgabe in 5 Büchern. Mit einer biographischen Einleitung von Rud. Steiner. Berlin, A. Weichert. 2 M.

Schraeder F. W., Wielands ‚Agathon' und die Anfänge des modernen Bildungsromans. Dissertation. Königsberg 1904.

Wieland, Geschichte des Prinzen Biribinker. Hg. und eingeleitet von Carl Schüddekopf (Kulturhistorische Liebhaberbibliothek. 11. Band). Berlin 1904, Magazin Verlag. 2 M.

Wieland Chr. M., Oberon. Ein romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen. Neue Taschenausgabe, ausgewählt, revidiert und eingeleitet von Frz. Deibel. Leipzig, Insel-Verlag. 3 M.

Wieland Chr. M., Kleine Vers-Erzählungen. Neue Taschenausgabe, ausgewählt, revidiert und eingeleitet von Frz. Deibel. Leipzig, Insel-Verlag. 3 M.

Kirchgeorg O. H., Die dichterische Entwicklung J. W. F. Zachariäs. Dissertation. Greifswald 1904.

19. Jahrhundert.

Alexis Willib. (W. Häring), historische Romane. Mit einer Einleitung: Willibald Alexis, sein Leben und seine Werke, von A. v. Auerswald. Berlin, A. Weichert.

Band 11. 12. 12 a. Dorothe. Historischer Roman (1904). 1.50 M. — 13/16. Cabanis. Historischer Roman (1904). 2 M. — 17/20. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Historischer Roman (1904). 2 M. — 21/23. Isegrimm. Historischer Roman (1904). 1.50 M.

Anzengruber. Bab Jul., Ludwig Anzengruber (Moderne Essays. Heft 37. 38). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Anzengruber Ludw., Gesammelte Werke. 3., durchgesehene Auflage. Ergänzungsband. I. und II. Briefe von L. Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie hg. von A. Bettelheim. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 4.80 M.

Das Anzengruber-Denkmal auf dem Schmerling-Platz in Wien. Rechenschafts-Bericht des geschäftsführenden Ausschusses. Wien, Verlag des Denkmal-Ausschusses.

Arndt Ernst Mor., Fragmente über Menschenbildung. Nach der Original-Ausgabe neu hg. von Wilh. Münch und Heinr. Meisner (Bibliothek pädagogischer Klassiker. 42. Band). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne. 2.40 M.

Achim von Arnim. Steig Rho., Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm (Ach. v. Arnim und die ihm nahe standen. 3. Band). Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 12 M.

Schulze Frdr., Die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik (Probefahrten. 2. Band). Leipzig 1904, R. Voigtländer. 3.80 M.

Bettina v. Arnim. Berger Wilh., Berühmte Frauen. Bettina von Arnim. Henriette Sontag. George Sand. Berlin (1904), Verlag der ‚Frauen Rundschau'. 50 Pf.

Dege M., Bettina von Arnim. Programm. Kiel 1904.

Oehlke Waldemar, Bettina von Arnims Briefromane (Palaestra. XLI). [Ein Abschnitt vorher als Dissertation. Berlin 1904]. Berlin, Mayer & Müller. 10 M.

Arnim Bettina von, Die Günderode. Neue vollständige und revidierte Taschenausgabe, mit einer Einleitung von Paul Ernst. 2 Bände. Leipzig 1904, Insel-Verlag. 7 M.

Bettina von Arnim über Schinkels Entwürfe zu den Fresken in der Vorhalle des Berliner Museums. Für die Leipziger Bibliophilen zum 25. Februar 1905 neu zum Druck gegeben von Werner Deetjen.

Aus Pückler-Muskaus ‚Andeutungen über Landschaftsgärtnerei' 1834.

Borngräber. Prehn Aug. Rameri, Otto Borngräbers König Friedwahn. (Ein germanisches Trauerspiel.) Vortrag. Schkeuditz, W. Schäfer. 1 M.

Walter Curt L., Otto Borngräbers Giordano Bruno und König Friedwahn in ihrer Stellung zum Gesamtkunstwerk Richard Wagners. Berlin-Wilmersdorf 1904, Tempelkunst-Verlag. 30 Pf.

Brentano Clem., Ausgewählte Werke in vier Bänden. Hg. und mit Einleitungen versehen von Max Morris. Leipzig (1904), M. Hesse. 1.50 M.

John Brinckmans Nachlaß. Hg. von A. Römer. Plattdeutscher Teil. I. Humoristische Erzählungen. Berlin (1904), W. Süsserott. 3 M.

Busch. Kohut Ado., Das Ewig-Weibliche bei Wilhelm Busch. Leipzig (1904), B. Elischers Nachf. 2 M.

Schaukal Rich., Wilhelm Busch (Die Dichtung. 21. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Chamisso Adelbert v., sämtliche Werke, mit einer Biographie von Max Mendheim. 2 Bände. Ausgabe in neuester Rechtschreibung. Leipzig (1904), C. Grumbach. 4 M.

Christaller E[rdmann] G[attreich], Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu dem satirischen Roman [Christallers] ‚Prastitutian des Geistes'. Jugenheim 1903, Suevia-Verlag. 1 M.

Canimar [= Maritz Cahn], Lust- und Schauspiele. 1. Band. Wien, J. Eisenstein & Co. 6 M.

Inhalt: Einige Briefe [z. B. von J. v. Weilen und A. Wilbrandt] und Kritiken. — Der galdene Reif. Lustspiel in 3 Akten. — Var der Ehe. Lustspiel in 5 Akten. — In eigener Falle. Lustspiel in 4 Akten. — Im Lichte der Wahrheit. Lustspiel in 4 Akten.

Droste-Hülshoff Annette v., sämtliche Werke in 6 Bänden. Hg. van Eduard Arens. Leipzig (1904), M. Hesse. 2 M.

Scholz Wilh. v., Droste-Hülshoff (Die Dichtung. 11. Band). Berlin (1904), Schuster & Laeffler. 1.50 M.

Reuter Gabriele, Ebner-Eschenbach (Die Dichtung. 19. Band). Berlin (1904), Schuster & Laeffler. 1.50 M.

Aus Gaethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Hg. von Frdr. Tewes. 1. Band. Berlin, G. Reimer. 8 M.

1. Aus dem Briefwechsel mit seiner Braut, Jahanna Bertram Nr. 1/127. 1819/1831. Anhang. Eckermann an seine Frau. Nr. 1/3. 1833. — 2. Aus dem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz. Nr. 1/47. 1823/1843. — 3. Eckermann und die Königin Friederike van Hannover. 1838. Anhang. Kabinettsrat Lex an W. Bertram. — 4. Eckermann und Ernestine Voß. 1828. — 5. Eckermann und die Revue encyclopédique. Van und an Ernest Liebhaber. 1828. — 6. Verschiedene Briefe und Briefentwürfe Eckermanns. 1. Eckermann über die Kriegsereignisse in Halstein 1813/14; 2. an unbekannte Adresse 1820 Juni 15; 3. an Ernst Graße 1823 August 7; 4. an Adalf Bube 1825 Januar 14; 5. an Nees van Esenbeck 1825 Februar 6; 6. an William Fraser; 7. an Wilhelm Meyer; 8. an Staatsrat Schultz 1832 März 24; 9. an Ch. Musculus? 1834 Juli 2; an unbekannte Adresse 1847 April 18. — 7. Eckermanns Beziehungen zu Goethe und seiner Familie. 1. Eckermann über seine Beziehungen zu Gaethe; 2.—3. August van Goethe an Eckermann 1823 Juli 10; 1825 Navember 19; 4. Ottitie van Gaethe an Eckermann 1854 Navember 15; 5.—8. Ottilie van Gaethe an Karl Eckermann 1854 Dezember 7; 1855 April 26; 1862 Oktaber 20; 1863 August 17; 9. Walter van Gaethe an Karl Eckermann 1854 Dezember 4; 10. Wolfgang van Gaethe an Karl Eckermann 1862 Oktaber 18 mit 3 Anlagen. — 8. Eckermann und die Herausgabe der Werke Gaethes. 1. Adkammen zwischen Gaethe und Eckermann 1831 Mai 15; Juni 10; 2. Nachtrag zu Gaethes Testament 1831 Jannar 22; 3. Gutachten Eckermanns über eine prajektierte daldige neue Ausgabe der Gaetheschen Werke 1839 Oktaber 10; 4., 9. und 10. Eckermann an Cotta 1832 Mai 23; 1840 Navember 18; 1841 Dezember 21; 5. und 8. Eckermann an Kanzler Müller 1833 Juli 27; 1839 November 6; 6. Eckermann an Hofrat Vagel? 1833 August 11; 7. Zur Aufklärung einiger Punkte des Kantraktes vam Jahre 1826. — 9. Eckermann über Gedichte und die Handschrift Gaethes. 1. In tausend Formen; 2. Rat und Lilie margenthautich; 3. Staub ist eines der Elemente (alle drei Schriftstücke 1853 Mai 25); 4. Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervar 1853 Mai 26; 5. Wenn sich lau die Lüfte füllen 1853 Juli 14; 6. Über Goethes Handschrift. — 10. Eckermanns Verhandlungen mit dem Buchhandel wegen seiner Gespräche mit Gaethe. 1. Eckermanns ‚Plan' für Brackhaus 1835 Dezember 4; 2. Eckermann an R. Frariep 1848 Januar 10; 3. und 4. R. Frariep an Eckermann

1848 Januar 11 und 12; 5. und 6. Eckermann an Heinrichshofen 1851 Juli 12 und 14. — 11. Verschiedenes. 1. Eckermann über den Ankauf der Goetheschen Sammlungen 1841 Oktober 29; 2. Begleitschreiben an die Großherzogin 1841 Oktober 30; 3. Eckermann über ein Gespräch mit Cowley 1828 September 24; 4. Eckermann über seine Neigungen ꝛc. 1830 September 7; 5. Eckermann über einen Traum 1836 November 14. — 12. Eckermann über seinen Streit mit Brockhaus 1846 Mai 27; Letzte Korrespondenz mit Brockhaus 1846 Juni. — 13. Nachtrag zur ersten Abteilung.

Kohler Karl, Franz Eichert, ein Sänger der christlichen Freiheit. Ravensburg (1904), F. Alber. 80 Pf.

Fercher von Steinwands sämtliche Werke in 3 Bänden hg. von Josef Fachbach Edl. von Lohnbach. Mit zwei Einleitungen von Frz. Christel und Wolfg. Madjera. 2. Band. Dramen. (Allg. National-Bibliothek. Nr. 340/41) Wien (1904), Th. Daberkow. 40 Pf.

Deutsche Klänge aus Österreich. 2. Teil. Neue Folge samt Nachtrag: Jugendblüten (Ebenda. Nr. 342). Ebenda (1904). 20 Pf.

Gräfin Seebenbrand (ebenda. Nr. 343/44). Ebenda (1904). 40 Pf.

Fercher von Steinwand. Briefe. Hg. von Josef Fachbach Edl. von Lohnbach. Wien, Th. Daberkow. 2.50 M.

Inhalt: Briefe Fercher an Franz Christel, Alois Egger Ritter von Möllwald, Johannes und Elise Ingtsperger, Friedrich Marx, Anton August Naaff, Ernst Rauscher von Stainberg, Franz Steiner, die Burschenschaft Teurnia in Klagenfurt und Graz; an Fercher von Friedrich Pichler, Christoph Tillian, Theodor Wehl; Egger an Ferd. Kohlmayer.

Fircks Karl Frh. v., Dichtungen. Ausgewählt und hg. von Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß. (Bücher der Weisheit und Schönheit hg. von Frh. v. Grotthuß) Stuttgart (1904), Greiner & Pfeiffer. 2.50 M.

Fontane. Ettlinger Jos., Theodor Fontane. Ein Essai (Die Literatur. 18. Bd.). Berlin (1904), Bard, Marquard & Co. 1.25 M.

Servaes Frz., Fontane (Die Dichtung. 24. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. 1. und 2. Auflage. Zwei Bände. Berlin 1905 [1904], F. Fontane & Co. 10 M.

Fontane Thdr., Gesammelte Werke. I. Serie (Romane und Novellen). Berlin, F. Fontane & Co.

1. Band. Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813. (1. Abteilung.) 3 M.

Franzos Karl Emil, Neue Novellen. 1. und 2. Auflage. Stuttgart 1905 [1904], J. G. Cotta Nachf. 2 M.

Freytag Gust. und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853/93. Hg. von Eduard Tempeltey. Leipzig 1904, S. Hirzel. 9 M.

Pradels M. D., Emanuel Geibel und die französische Lyrik. [Dissertation.] Münster, H. Schöningh. 2.80 M.

Sonntag Arnulf, Hermann von Gilm. Darstellung seines dichterischen Werdeganges. München 1904, J. Lindauer. 4 M.

Glümer Claire von, Aus einem Flüchtlingsleben (1833/9). Die Geschichte meiner Kindheit. 1. 2. Auflage. Dresden 1904, H. Minden. 4 M.

Lötscher U., Jeremias Gotthelf als Politiker. Bern, K. J. Wyß. 1.60 M.

Grabbe. Krack Otto, Grabbe (Die Dichtung. 25. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Ploch A., Grabbe als Mensch und Dichter. Dissertation. Halle 1904.

Grasberger Hans, Ausgewählte Werke. München, G. Müller.

I. Novellen aus Italien und der Heimat. Mit einer Einleitung von P. Rosegger und einem Geleitwort der Herausg. 1905 [1904]. 5 M.

Grazie M. E. delle, Sämtliche Werke. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. 9. (Schluß-)Band. Theiß und Donau. Erzählungen aus dem Ungarlande. 2. Auflage; Dichter und Dichtkunst. Vorträge, Erinnerungen und Studien. 2 M.

Pietscher W., Robert Griepenkerls Maximilian Robespierre. Dissertation. Jena 1904.

Grillparzer. Weilheim Adf., Katalog einer Wiener Grillparzer-Sammlung. Mit bibliographischen Anmerkungen, einem Verzeichnis der Bildnisse des Dichters und Proben aus der Übersetzungsliteratur. Wien, W. Braumüller. 2.50 M.

Ein eifriger Sammler legt hier die Frucht vieljähriger Bemühungen in klarer Anordnung und guter Beschreibung der Öffentlichkeit vor. Ich kann mich seit langem seiner selbstlosen Unterstützung erfreuen und benutze sehr gerne die willkommene Gelegenheit, ihm aufs Herzlichste zu danken. Dem Grillparzer-§ des neuen Goedeke sind diese schönen Sammlungen bereits zugute gekommen. A. S.

Werke. Grillparzers Werke. Hg. von Rud. Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in 5 Bänden. 4. 5. Band. Leipzig (1904), Bibliograph. Institut. Je 2 M.

Inhalt: 4. Band. Ein treuer Diener seines Herrn. Ein Bruderzwist in Habsburg. Libussa. — 5. Band. Der Traum ein Leben. Weh dem der lügt! Aus den Prosaschriften.

Grillparzer Franz, sämtliche Werke, mit einer Biographie von B. Hubert. Ausgabe in neuester Rechtschreibung. 6 Bände. Leipzig (1904), C. Grumbach. 12 M.

Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Erste und zweite Abteilung (Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Band 1 und 2). Wien 1904 und 1905, Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Inhalt. Erste Abteilung: Biographien und allgemeine Charakteristiken (1841—1894). 1. Levitschnigg. 1841. — 2. Bauernfeld. 1842. — 3. H. Lorm. 1847. — 4. Tauber. 1847. — 5. Prechtler. 1850. — 6. Laube. 1853. — 7. Eisler. 1864. — 8. Laube. 1871. — 9. Mandl. 1871. — 10. Holtei. 1871. — 11. Laube. 1872. — 12. Emilie von Binzer. 1872. — 13. Betty Paoli. 1872. — 14. Bauernfeld. 1877. — 15. Mosenthal. 1877. — 16. Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. 1880. — 17. Auguste von Littrow-Bischoff. 1880. — 18. Hippolyt Freiherr von Sonnleithner. 1883. — 19. G. von Breuning. 1884. — 20. A. Foglár. 1891. — 21. K. E. Franzos. 1894. — Zweite Abteilung: Gespräche und Charakteristiken (1791—1831).

Dramen. Herzog H., Beobachtungen zum Sprachgebrauch in Grillparzers dramatischen Werken. Programm. Radautz 1904.

Lessing O. E., Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München 1905 [1904], R. Piper & Co. 4 M.

Wyplel L., ‚Blanka von Kastilien' als Vorstufe der ‚Ahnfrau'. Programm. Wien 1904.

Hock Stef., Der Traum ein Leben. Eine literarhistorische Untersuchung. Stuttgart 1904, J. G. Cotta Nachf. 5 M.

Grillparzer Franz, Libussa . . . Erläutert von Richard M. Meyer (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Hg. von Otto Lyon. 16. Bändchen). Leipzig und Berlin.

Walthari-Lied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Ernst Schultze.

Grimm Herm. und Gisela Grimm, Briefe an die Schwestern Ringseis. Gesammelt von Bettina Ringseis. Berlin 1905 [1904], F. Fontane & Co. 1.50 M.

Kröger Timm, Klaus Groth (Die Dichtung. 32). Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Gutzkow. Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg, Die deutsche Revue (1835). Hg. von J. Dresch (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 132. 3. Folge, Nr. 12). Berlin 1904, B. Behrs Verl. 1.50 M.

Gutzkow Karl, Wally, die Zweiflerin. Roman. Nebst einer Folge von Streitschriften. Kritische Ausgabe von Eug. Wolff. Jena, H. Costenoble. 5 M.

Neudruck der ersten Ausgabe; in den Lesarten sind die Überarbeitungen von 1851 und 1874 leider nur insoweit berücksichtigt, als sie Licht auf den Text des Originals werfen, nicht aber wo Überarbeitung des Inhalts oder durchgehende Änderung grammatischer Formen vorliegt. Auch die Streitschriften sind leider nicht alle vollinhaltlich wiedergegeben. A. S.

Hahn Hahn Ida Gräfin, Gesammelte Werke. 33/42. Band. II. Serie: Apologetische und historische Schriften. Regensburg (1904/5), J. Habbel. Je 1.20 M.

33. 34. Die Liebhaber des Kreuzes. — 35. 36. Die Martyrer. Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten. — 37. 38. Die Väter der Wüste. Bilder aus der Geschichte der Kirche. — 39. 40. Die Väter der orientalischen Kirche. Bilder aus der Geschichte der Kirche. — 41. 42. St. Augustinus. Bilder aus der Geschichte der Kirche. — 43. 44. Leben der heil. Theresa von Jesus, von ihr selbst geschrieben. Nach der neuesten Original-Ausgabe des Don Vicente de la Fuente . . aus dem Spanischen übersetzt. — 45. Vier Lebensbilder. Ein Papst [Gregor VII.], ein Bischof [Karl Borromäus], ein Priester [Vinzenz von Paul], ein Jesuit [Franz Regis].

Halm Frdr., Ausgewählte Werke in vier Bänden. Hg. und mit Einleitungen versehen von Ant. Schlossar. Leipzig (1904), M. Hesse. 1.50 M.

Halm Frdr., Der Sohn der Wildnis. Dramatisches Gedicht. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ant. Schlossar (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 39). Leipzig, M. Hesse. 30 Pf.

Hansjakob Heinr., Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 4., neu durchgesehene Auflage. Kassel 1904. Ohlau, F. Leichter. 3.60 M.

Hansjakob Heinr., Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1905 [1904], A. Bonz & Co. 1.80 M.

Hanstein. Küchler Kurt, Adalbert von Hanstein. Eine Studie. Hannover 1904, Hahn. 1.20 M.

Hanstein Adalb. v., Menschheitslieder. Gedichte. 3., stark vermehrte Auflage. Hannover 1904, Hahn. 3 M.

Hartleben. Landsberg Hans, Otto Erich Hartleben (Moderne Essays. 50). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Hartleben Otto Erich, Meine Verse. Gesamtausgabe. Berlin, S. Fischers Verlag. 5 M.

Schuster Max, Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte. 1. Band). Stuttgart 1904, W. Kohlhammer. 3.50 M.

Lamb Carl, Der arme Heinrich. Eine deutsche Sage von Gerhard Hauptmann. Eine Studie. Pirmasens 1904, Lützel & Co.). 50 Pf.

Hebbel. Scholz With. v., Hebbel (Die Dichtung. 28). Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Behrens Karl, Friedrich Hebbel. Hans Liv og Digtning. Kjøbenhavn, Salmonsen.

Werner Rich. Maria, Hebbel. Ein Lebensbild (Geisteshelden. 47. 48. Band). Berlin 1905 [1904], E. Hofmann & Co. 4.80 M.

Werke. Hebbel Friedr., Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Rich. Maria Werner. III. Abteilung. Berlin, B. Behrs Verlag. Je 2.50 M.

1. Baud. Briefe. 1. Band. 1829/39. Wesselburen. Hamburg. Heidelberg. München. Nr. 1/91. 1904. — 2. Band. Briefe. 2. Band. 1839/43. Hamburg. Kopenhagen. Hamburg. Paris.

Hebbel Frdr., sämtliche Werke. Hg. und mit einer biographisch literarischen Einleitung versehen von Adf. Bartels. Stuttgart (1904), Deutsche Verlags-Anstalt. 4 M.

Hebbels ausgewählte Werke. (In 6 Bänden). Hg. und mit Einleitungen versehen von Rich. Specht. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.
6. Band. Aus Tagebüchern und Briefen. Mit einem Anhange bisher unveröffentlichter Briefe. 1 M.

Drama. Bauder W., Friedrich Hebbel, ein Vorkämpfer für das neuere deutsche Drama. Programm. Homburg vor der Höhe.

Koch H., Über das Verhältnis von Drama und Geschichte bei Friedrich Hebbel. Dissertation. München 1904.

Zinkernagel Frz., Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin 1904, G. Reimer. [Vorher als Dissertion. Marburg 1904.] 3 M.

Hebbel Frdr., Gyges und sein Ring. Eine Tragödie. Mit Einleitung und Anmerkungen von Rich. Maria Werner (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 36). Leipzig, M. Hesse. 30 Pf.

Hebbel Frdr., Tagebücher in vier Bänden. Auf Grund der Quellen ausgewählt und mit einer Einleitung, sowie mit erläuternden Anmerkungen hg. von Herm. Krumm. Leipzig (1904), M. Hesse. 3 M.

Schröder C., Hebbel Brevier. Berlin 1904, Schuster & Loeffler. 3 M.

Heine. Meyer Frdr., Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek. Leipzig 1905 [1904], Dyk. 4.50 M.

Fischer Aug. Walth., Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. XXVIII. Germanische Abt. Nr. 15). Berlin, E. Ebering. 4 M.

Lichtenberger H., Henri Heine, penseur. Paris, F. Alcan. 3.50 Fr.

Lichtenberger Heinr., Heinrich Heine als Denker. Übersetzt von Frdr. von Oppeln Bronikowski. Dresden, C. Reißner. 5 M.

Pache Alex., Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Kunst und Persönlichkeit. Hamburg 1904, L. Voß. 3.20 M. [Ein Teil vorher als Dissertation. Bonn 1904.]

Wilhelm Fr., Über drei Gedichte Heinrich Heines. (Belsatzar. Der Hirtenknabe. Schelm von Bergen.) Programm. Ratibor.

Holzschuher Hanns, Heine-Brevier. Berlin, Schuster & Loeffler. 3 M.

Binder Frz., Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2., durchgesehene Auflage. Freiburg i. B. 1904, Herder. 5 M.

Herwegh. Seidel Rob., Georg Herwegh, ein Freiheits-Sänger. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 60 Pf.

Herwegh Georg, Gedichte eines Lebendigen. Hg. und erläutert von Marcel Herwegh. Mit . . einer biographischen Einleitung von Vict. Fleury (M. Hesses Volksbücherei. Nr. 234/6). Leipzig, M. Hesse. 60 Pf.

Hille. Hart Heinr., Peter Hille (Die Dichtung. 14. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Hille Peter, Gesammelte Werke. Hg. von seinen Freunden. Berlin 1904/5, Schuster & Loeffler. Je 2 M.
1. Band. Blätter vom fünfzehnjährigen Baum. — 2. Band. Gestalten und Aphorismen. — 3. Band. Dramatische Dichtungen. — 4. (Schluß-)Band. Die Hassenburg. Roman aus dem Teutoburger Walde.

E. T. A. Hoffmann. Schaukal Rich., E. T. A. Hoffmann (Die Dichtung. 12. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

E. T. A. Hoffmann und sein Leihbibliothecar. Fünf Billetts Hoffmanns [aus den Jahren 1817/21] an [F.] Kralowsky, dem sechsten Bibliophilentage vorgelegt vom Mitglied Nr. 111 Hans von Müller in Berlin. Berlin, 18. December 1904. [Privatdruck.]
Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Hg. und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Leipzig, M. Hesse. 1.50 M.
Sulger-Gebing Emil, Hugo von Hofmannsthal. Eine literarische Studie (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. III). Leipzig, M. Hesse. 2.50 M.
Landau Paul, Karl von Holteis Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hg. von Max Koch und Greg. Sarrazin. I). Leipzig 1904, M. Hesse. 4.50 M. — Vgl. Euphorion 11, 698.
Lublinski Sam., Der Polizeileutnant in der Literatur. Eine Abwehr gegen Arno Holz. Berlin 1904, Magazin-Verlag. 30 Pf.
Regener Edg. Alfr., Ricarda Huch. Eine Studie. Leipzig 1904, J. Zeitler. 1.80 M.
Deetjen Werner, Immermanns Jugenddramen. Leipzig 1904, Dieterich. 5 M.
Jaenicke Karl, Gedichte aus dem Nachlaß. Hg. von Carl Biberfeld. Breslau 1904, Preuß & Jünger. 2 M.
Walden Arno v., Johannes Jörgensen, der Dichterphilosoph [Aus: Der Katholik]. Mainz 1904, Kirchheim & Co. 30 Pf.
Wihan Jos., Karl Adam Kaltenbrunner als mundartlicher Dichter. Linz a. D. 1904, J. Feichtingers Erben. 2 M.
Keller. Stoessel Otto, Gottfried Keller (Die Literatur. 10. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.
Leyh G., Studien zur Technik der Erzählung in den Novellen Gottfried Kellers. Dissertation. Tübingen 1903.
Kerner Justinus, Geschichte des Mädchens von Orlach. Mit einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse im Altertum . ., einem literargeschichtlichen Anhang von Wilh. Germon. 2., mit dem ‚Spuk von Sigmarswangen' vermehrte Auflage. Schwäbisch-Hall 1904, W. Germans Verl. 1 M.
Kleist. Eloesser Arth., Heinrich von Kleist (Die Literatur. 16). Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.
Halbert A., Heinrich von Kleist. Eine psychologische Würdigung des Dichters. Vortrag. Berlin-Steglitz 1904, H. Priebe & Co. 60 Pf.
Hegeler Wilh., Kleist (Die Dichtung. 20. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.
Kleist-Bibliothek, hg. von S. Rahmer. Berlin, B. Behrs Verlag.
1. Band. H. von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Mit Einleitung, Anmerkungen, Photogrammen und einem Anhang: Aus dem Tagebuche Ludwig von Brockes' 1905 [1904]. 2.50 M.
Kleist Heinr. v., Werke. Im Verein mit Geo. Minde-Pouet und Rho. Steig hg. von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. 1. 2. 3. Band. Bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig (1904/5), Bibliographisches Institut. Je 2 M.
Kleist Heinrich v., Der zerbrochene Krug. Ein Lustspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Osk. Walzel (Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Nr. 32). Leipzig, M. Hesse. 30 Pf.
Herzog Wilh., Kleist-Brevier. Berlin, Schuster & Loeffler. 3 M.
Körner Theod., Ausgewählte Werke. Mit Biographie. Taschenausgabe mit großer Schrift. Breslau (1904), F. Goerlich. 2 M.

Theodor Körners erster Brief vom 26. März 1811 an seine Eltern nach seiner Ankunft in Berlin. Der Gesellschaft der Bibliophilen aus Anlaß ihrer Generalversammlung am Sonntag den 18. Dezember 1904 zu Berlin gewidmet von Ernst Frensdorff [Faksimile].

Kralik. Innerkofler Ado., Richard von Kralik. Ein Beitrag zur neuesten deutschen Poetik. Baden-Baden 1904, P. Weber. 1 M.

Truxa Hanns Maria, Richard von Kralik. Ein Lebensbild mit einer Auswahl aus seinen Dichtungen und einer Sammlung kritischer Stimmen. 3., neuerlich vermehrte Auflage. Wien, C. Fromme. 1 M.

Kürnberger Ferd., 50 Feuilletons. Mit einem Präludium in Versen. Wien, Th. Daberkow. 2 M.

Sulger-Gebing Emil, Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Berlin 1904, G. Reimer. 1.20 M.

Lenau. Greiner Leo, Lenau (Die Dichtung. 16. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Reynaud L., N. Lenau poète lyrique. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition. 3.50 Fr.

Böckel Fritz, Detlev v. Liliencron im Urteile zeitgenössischer Dichter. Dem Dichter der ‚Adjutantenritte' und des ‚Poggfred' überreicht. Berlin 1904, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Pissin Raim., Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis Sein Leben und seine Werke .. Berlin, B. Behrs Verlag. 8 M.

Ludwig. Feierfeil G., Otto Ludwigs Lehre von der tragischen Schuld. Programm. Reichenberg 1904.

Müller-Ems Rich., Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters dargestellt. Berlin, A. Kohler. 2.50 M.

Dittrich Max, Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Dresden 1904, C. Weiske. 1.20 M.

Meyer. Holzamer Wilh., Conr. Ferd. Meyer (Die Dichtung. 23. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Langmesser Aug., Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Berlin 1905 [1904], Wiegandt & Grieben. 6.50 M.

Zeidler V., Betrachtungen über C. F. Meyers Gedichte. Programm. Stockerau 1904.

Meyr. Krüger-Westend Herm., Melchior Meyr. Ein Essay. Stuttgart, Strecker & Schröder. 60 Pf.

Meyr Melch., Erzählungen aus dem Ries. Gesamtausgabe in 4 Bänden. Hg. und eingeleitet von Otto Weltzien. Leipzig (1904), M. Hesse. 3.60 M.

Meysenbug Malvida von, Eine Reise nach Ostende (1849). 2. Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler. 2 M.

Meysenbug Malvida von, Himmlische und irdische Liebe. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 2 M.

Meysenbug Malvida von, Stimmungsbilder. 4. und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

Mörike. Ebner Theod., Eduard Mörike. Ein schwäbisches Charakterbild (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heft 222). Stuttgart 1904, Ch. Belser. 60 Pf.

Eggert Windegg Walth., Eduard Mörike. Stuttgart 1904, M. Kielmann. 2 M.

Ilgenstein Heinr., Mörike und Goethe. Eine literarische Studie. 2. Auflage. Berlin 1905 [1904], R. Schröder. 2 M.

Kühl Gust., Mörike (Die Dichtung. 10. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Landsberg Hans, Mörike (Moderne Essays. 46. Heft). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

[Wolfgang Müller von Königswinter] Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hg., kommentiert und eingeleitet von Siegfr. Aschner (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 4). Berlin, E. Frensdorff. 4 M.

Najmájer Marie v., Nachgelassene Gedichte. Wien, W. Braumüller. 2.50 M.

Novalis. Blei Frz., Novalis (Die Literatur. 6. Band). Berlin (1904), Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Pastor Willy, Novalis (Die Dichtung. 17. Band). Berlin (1904), Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Novalis, Fragmente. Ausgewählt von Heinr. Simon. München, A. Langen. 2 M.

Pichler. Prem S. M., Adolf Pichlers Leben und Schaffen (Grüne Blätter für Kunst und Volkstum. 12. Heft). München, G. Müller. 15 Pf.

Pichler Adolf, Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. München, G. Müller.

2. Band. Das Sturmjahr. Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848. Der autobiographischen Werke 2. Band. 2.50 M. — 3. Band. Aus Tagebüchern 1850/99. Der autobiographischen Werke 3. Band 1905 [1904]. 5 M.

Platen August Graf von, Tagebücher. Im Auszuge hg. von Erich Petzet (Die Fruchtschale. Eine Sammlung. 2. Band). München, R. Piper & Co. 3.50 M.

Ilgenstein Heinr., Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin 1904, F. Fontane & Co. 2 M.

Raimund. Börner Wilh., Ferdinand Raimund (Dichter-Biographien. 11. Band: Universal-Bibliothek Nr. 4672). Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Brukner Fritz, Ferdinand Raimund in der Dichtung seiner Zeitgenossen. Gedichte an Raimund, nebst einer Reihe von ungedruckten Briefen. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen. Wien, Gilhofer & Ranschburg. 2 M.

Der Herausgeber hat das Glück gehabt, acht ungedruckte Briefe und Brieffragmente Raimunds aus den Jahren 1819—1833 aufzufinden: an Antonie Wagner, an den Schauspieler Ludolph (2), an Joseph Ritter von Catharin, an einen unbekannten Schauspieler, an La Roche, an den Regisseur Seidl, an Saphir. Sie bilden das Wesentliche des kleinen Schriftchens. Die Sammlung von Gedichten an Raimund, die kaum vollständig sein dürfte, ist als Spiegelung seines Wesens in der Meinung der Mitwelt keineswegs wertlos; nur mischt sich gerade bei Gedichten an Schauspieler so viel Phrasenhaftes und Stereotypes in diese Lobhymnen ein, daß die Lektüre recht unerquicklich ist. A. S.

Raimund Ferd., Dramatische Werke in 3 Büchern ... Einleitung von A. v. Auerswald. Berlin, A. Weichert. 1.75 M.

Reuter. Gaedertz Karl Theod., Im Reiche Reuters. Neues von und über Fritz Reuter in Wort und Bild. Leipzig 1905 [1904], G. Wigand. 2 M.

Römer A., Heiteres und Weiteres von Fritz Reuter. Mit Beiträgen zur plattdeutschen Literatur. Berlin, Mayer & Müller. 4 M.

Werke. Fritz Reuters sämtliche Werke. Ausgabe in 15 Büchern. Auf Grund der neuesten Reuterforschung bearbeitet und hg. von Herm. Jahnke und Alb. Schwarz. Mit einem Lebensbilde des Dichters, einer sprachgeschichtlichen Darstellung, mehreren Abbildungen und vollständigem Wörterbuch zu Fritz Reuters Werken. Berlin, A. Weichert. 6 M. — Die Reuterbiographie von Jahnke auch im Sonderdruck. 1 M.

Fritz Reuters sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen hg. von

Carl Frdr. Müller. Als Beigaben: ... ein vollständiges [auch besonders erschienenes] Reuter-Lexikon. Leipzig, M. Hesse. 4.50 M.
Reuters Werke. Hg. von Wilh. Seelmann [mit Anmerkungen von diesem und Jhns. Bolte]. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (In 5 Bänden.) Leipzig, Bibliographisches Institut. Je 2 M.
Reuter Fritz, sämtliche Werke. Mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Weltzien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 4 M.
Rosegger. Kappstein Thdr., Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart 1904, Greiner & Pfeiffer. 5 M.
Latzke Rud., Zur Beurteilung Roseggers. Wien 1904, C. Konegen. 1 M. [Auch als Programm. Korneuburg 1904.]
Ritter R., Eine Schulfeier am Denkmale Friedrich Rückerts ... (Pädagogisches Magazin. 229. Heft). Langensalza 1904, H. Beyer & Söhne. 20 Pf.
Schaumberger. Möbius Hermine, Heinrich Schaumberger. Leben und Werke. Biographie. Schaumberger Heinr., Eine Weihnacht auf dem Lande. Eine lustige Knabengeschichte. Leipzig, C. Grumbach. 1 M.
Schaumberger Heinr., Sämtliche Werke, mit Biographie, Einleitungen usw. Hg. von Hermine Möbius. Ausgabe in neuester Rechtschreibung. Leipzig, C. Grumbach. 10 M.
Schaumberger Heinrich, Werke. Volks-Ausgabe in 2 Bänden. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 4 M.
1. Im Hirtenhaus; Bergheimer Musikantengeschichten. — 2. Zu spät; Vater und Sohn.
Josephine Scheffel. Das Märchen vom Fingerhut. Begonnen von Josephine Scheffel, weitergeführt, vollendet und als Manuskript geschrieben von A. v. Freydorf. 1. und 2. Auflage. Straßburg, J. Singer. 6 M.
Scheffel Josephine und Alberta v. Freydorf, Malcha und Thorild. Ein Schwarzwaldsang aus dem 30jährigen Krieg. Straßburg, J. Singer. 3 M.
Schlaf Jhns., Mein Roman ‚Der Kleine'. Eine Glosse. Stuttgart, A. Juncker. 50 Pf.
Deibel Frz., Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule (Palaestra. XL). Berlin, Mayer & Müller. 5.60 M. [Ein Theil vorher als Dissertation. Greifswald 1904.]
Friedr. Schlegel. Schlegel Frdr. v., Fragmente. Ausgewählt und hg. von Frdr. v. der Leyen (Erzieher zu deutscher Bildung. 2. Band). Jena 1904, E. Diederichs. 3 M.
Rouge I., Frédéric Schlegel et la genèse du romantisme allemand 1791—1797 (Bibliothèque des universités du Midi, fascicule 8). Bordeaux, lib. Feret et fils. Paris, lib. Fontemoing. Lyon, lib. Georg. Marseille, lib. Ruat. Montpellier, lib. Coulet. Toulouse, lib. Privat. 1904. 7.50 Fr.
Schlegel Frdr., Fragmente und Ideen. Hg. von Franz Deibel (Die Fruchtschale. Eine Sammlung. 3. Band). München, R. Piper & Co. 3 M.
Rouge J., Erläuterungen zu Friedrich Schlegels Lucinde. Halle, M. Niemeyer. 4 M.
Netto Frdr., Louis Schneider. Ein Lebensbild zu seinem 100. Geburtstage am 29. April 1905. Berlin, A. W. Hayns Erben. 50 Pf.
Landsberg Hans, Arthur Schnitzler (Moderne Essays. 33. Heft). Berlin 1904, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.
Frost Laura, Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 2.80 M.
Eine oberflächliche, aber ganz geschickte Charakteristik der oberflächlichen, aber ganz geschickten Schriftstellerin. Zu den bekannten Quellen, die die Verfasserin selbst nennt, kommt als neu nur eine etwas sentimentale Stimmung, die auf dem Grabhügel von Schopenhauers Mutter erwachte.

Aus dieser Stimmung heraus stellt die Verfasserin (S. 87) auch die seltsame Betrachtung auf, ihre Heldin habe zuerst in ihren Romanen den Satz aufgestellt, daß ein Leben der Pflicht und des Berufes höher gelte, als ein Leben der Freude mit Vernachlässigung dieser ersten Bedingungen, und sie versäumt es, Johannas Verhältnis zu Gerstenbergk (S. 95) den rechten Namen zu geben. So wirkt die Schönfärberei, durch die die Mutter den Pessimismus ihres Sohnes nährte, noch nach ihrem Tode fort. Richard M. Meyer.

Schwab Gottfried, Wolkenschatten und Hohenglanz und Gedichte aus dem Nachlaß. Augsburg, Lampart & Co. 6 M.

Seidl. Bergheim F. G. v., Festrede aus Anlaß der Johann Gabriel Seidl-Gedenkfeier. Programm. Wien 1904.

Fuchs Karl, Johann Gabriel Seidl. Wien 1904, C. Fromme. 1.70 M.

Jungbauer A., Johann Gabriel Seidl. Rede, gehalten zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters. Programm. Prachatitz 1904.

Ruff F., J. G. Seidl. Programm. Wien 1904.

Scheich R., Festrede zum Andenken Joh. Gabr. Seidls. Progr. Wien 1904.

Strach M., Unser Kaiserlied. Rede, gehalten bei der Seidl-Feier. Programm. Prachatitz 1904.

Redern H. v., Aus dem Leben eines Dichters (Karl Johann Philipp Spitta). Lengerich, Bischof & Klein. 60 Pf.

Weingartner Fel., Carl Spitteler. Ein künstlerisches Erlebnis (Münchener Broschüren. 2. Heft). München 1904, G. Müller. 1 M.

Stelzhamer Frz., Ausgewählte Dichtungen in oberösterreichischer Mundart. Hg. und mit einer biograph. Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Rud. Greinz (Universal-Bibliothek. Nr. 4644/5). Leipzig, Philipp Reclam jun. 40 Pf.

Bartels Adf., Adolf Stern. Der Dichter und der Literarhistoriker. Zu seinem 70. Geburtstage. Dresden, C. A. Koch. 1.20 M.

Dreyer A., Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften, sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen Karl Stielers. Stuttgart, A. Bonz & Co. 2 M.

Stifter. Kosch Wilh., Adalbert Stifter und die Romantik (Prager deutsche Studien. Hg. von Carl v. Kraus und Aug. Sauer). Prag, C. Bellmann. 2 M.

Stifter Adalb., sämtliche Werke. 1. Band. Studien. 1. Band. Hg. von Aug. Sauer (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 11. Band: Kondor. Feldblumen. Haidenknabe. Hochwald). Prag 1904, J. G. Calve. 5 M.

Stifter Adalb., Ausgewählte Werke. Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift. Breslau (1904), F. Goerlich. 2 M.

Proelß Jhns., Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main. Ein Zeit- und Lebensbild. Frankfurt a/M. 1905 [1904], Neuer Frankfurter Verlag. 4 M.

Sudermann. Jürgensen H., Henrik Ibsens Einfluß auf Hermann Sudermann. Dissertation. Lausanne 1904.

Schoen H., Hermann Sudermann, poète dramatique et romancier. Paris 1904, H. Didier. 3.50 Fr.

Varnhagen von Ense K. A., Tagebücher. 15. Band. Register. Bearbeitet von H. H. Houben (Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft. 3. Band). Berlin, Deutsche Bibliographische Gesellschaft.

Die im Aufsteigen begriffene junge Gesellschaft wendet sich in diesem Bande einer neuen Richtung ihrer Betätigung zu. Sie liefert zu einem der wichtigsten deutschen Memoirenwerke des 19. Jahrhunderts das für seine volle Ausnützung unentbehrliche und seit jeher so schwer vermißte Register. Wäre das

schon an und für sich ein sehr verdienstliches Unternehmen, so wird der Wert des Bandes noch dadurch bedeutend erhöht, daß Houben aus dem Original, das die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt, die im Druck ausgelassenen oder nur angedeuteten Namen ergänzt und dadurch zahlreiche bisher unverständliche Stellen des Tagebuches erklärt hat. Wir halten diesen ersten Versuch für sehr gelungen und hoffen, daß die vielen registerlosen Sammlungen von Memoiren, Briefen und Tagebüchern, die wir haben, der Reihe nach durch den Fleiß und das Geschick Houbens uns erschlossen werden. A. S.

Fränkel Jonas, Zacharias Werners Weihe zur Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas (Beiträge zur Ästhetik. IX). Hamburg 1904, L. Voß. 4 M. [Vorher: Dissertation. Bern 1904.]

Wilbrandt Ad., Erinnerungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 3 M.

Wothe Annie, Selbsterlebtes. Aus den Werkstätten deutscher Poesie und Kunst. Herausgegeben. Bremen (1904), L. v. Vangerow. 10 M.

Zschokke Heinr., sämtliche Novellen in 12 Bänden. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Adv. Vögttin. Leipzig (1904), M. Hesse. 8 M.
Ausgewählte Novellen. In 6 Bänden. Ebenda (1904). 4 M.
Humoristische Novellen. In 3 Bänden. Ebenda (1904). 2.25 M.

Zschokke Joh. Heinr. Dan., Vergangenes Seelendasein und dereinstiges. 1800. Neu hg. von K. S. K. Hamburg, (J. W. Basedow). 50 Pf.

Wilhelm Storck †.

Wer dem verewigten Gelehrten und Dichter, dem diese Zeilen gewidmet sind, nicht örtlich nahe war, sondern mit ihm nur in langjährigem geistigen Verkehre stand, dem mag die Nachricht von seinem Tode wohl überaus unerwartet gekommen sein. Brachte doch gerade die letzte Zeit in rascher Folge Bändchen um Bändchen, Belege rastloser Arbeitskraft, die, ebensowenig wie die freundlichen Begleitschreiben, auch nur das Mindeste von einem verzehrenden Leiden ihres Verfassers verrieten. Wohl war es auch bei Storck der unleugbare Segen ununterbrochenen Schaffens, was einesteils den inneren körperlichen Verfall nach außenhin nicht fühlbar werden ließ, anderseits aber auch der glückliche Optimismus, der sein ganzes Wesen beseelte, und der selbst die Ahnungen der Zukunft, von deren Verläßlichkeit er vollauf überzeugt zu sein schien, stets nur zu günstigen zu gestalten vermochte.

Über der Herausgabe einer neuen Übersetzung, betitelt „Das Buch Hiob", ist Storck dahingeschieden. Das Werkchen trägt an seiner Spitze einen warm empfundenen Nachruf von seinem Herausgeber Franz Jostes, dem Gelehrten, der, wie kaum einer, nach allen Seiten hin berufen war, ein treues Bild des edlen Mannes und seines regen Schaffens zu entwerfen. Von ihm erhielt ich die wertvolle Gabe in Korrekturbogen, zugleich mit inhaltsreichen brieflichen Mitteilungen, für welche ich auch an dieser Stelle, wo es gilt, dem gemeinsamen Freunde ein Blatt liebevoller Erinnerung zu weihen, herzlichst danke.

Ohne aufregende Zwischenfälle vollzog sich Wilhelm Storcks äußeres Leben. Er beschritt eine Bahn, die ihm Begabung und Neigung vorzeichneten, beharrlicher Fleiß zu einer überaus erfolgreichen gestaltete. Als der Sohn eines Volksschullehrers am 5. Juli 1829 zu Letmathe in Westfalen geboren, genoß er die erste Unterweisung in der Heimat, seine weitere Ausbildung (1845—1850) an dem Gymnasium zu Arnsberg, worauf er an der Universität München und der damaligen Akademie Münster dem philologischen Studium oblag. Welch unverwüstlichen Eindruck die erste Anregung auf einen bildungsfähigen Jüngling stets ausübt, zeigte sich auch an dem jungen Philologen, der in Münster jene Richtung erhielt, die er nicht mehr verließ, als er in den Kreisen des damaligen Professors der Philosophie Christoph Bernhard Schlüter (1801—1884) Aufnahme fand. Seit etwa zwanzig Jahren war Schlüter vollständig erblindet; aber mit dem großen Geschichtschreiber Augustin Thierry konnte er sagen und sagt: „j'avais fait amitié avec les ténèbres". Er zählte zu den wenigen Auserwählten, welche der tiefsinnigsten deutschen Dichterin Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülfshoff (1797 bis 1848) und ihrem Schwager Joseph von Laßberg nahe standen und ihre Liebe für das Heimatland, seine Religion und seinen Adel in glühender Hingabe teilten. Die Vielseitigkeit Schlüters begeistert nachahmend, entnahm Storck seine Lebensideale diesem Kreise und verfolgte sie als Studierender und als Lehrer bis zu seinem Lebensende mit unablässigem Zielbewußtsein; hatte er doch hier zuerst gehört „von Camoens, Petrarca, Dante".

Die innige Übereinstimmung des Meisters und des Schülers zeitigte Storcks erste, der Öffentlichkeit bestimmte Arbeit. Gemeinsam mit Schlüter gab er 1853 „Sämmtliche Originalgedichte des Luis Ponce de Leon, gesammelt, durchgelesen und ins Deutsche übertragen" (314 und XX Seiten) bei Theissing in Münster heraus. Elf von den siebenundzwanzig Gedichten des Spaniers († 1591) sind von Storck, die übrigen von Schlüter. Das Versmaß ist aufs genaueste eingehalten, die Form geglättet und kein Gedanke des Originals auf Kosten der Übertragung geopfert, Vorzüge der Übersetzungskunst, die in Storcks Arbeiten von Jahr zu Jahr bewundernswerter zutage traten.

Kurze Zeit später (1854) begegnen wir Storck bereits als selbständigem Herausgeber der Gedichte zweier Heiliger, des heiligen Johannes vom Kreuze (1542—1591, 1726 kanonisiert) und der berühmten heiligen Theresia von Jesus (1515—1582, kanonisiert 1622). Die spanische und deutsche Ausgabe erschienen gleichfalls bei Theissing in Münster[1]) und

[1]) Todas las poesias de San Juan de la Cruz y de Santa Teresa de Jesus recogidas y publicadas por W. Storck. Monastero MDCCCLIV (74 Seiten). Sämmtliche Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuze und der heiligen Theresia von Jesus, gesammelt und übersetzt von W. Storck. Münster 1854 (84 Seiten).

sind Storcks Lehrer am Gymnasium zu Arnsberg J. H. Kautz gewidmet. Eine spanisch geschriebene Einleitung, an der nur weniges den Ausländer verrät (so das wiederholte cumpleta statt completa, obscuros statt oscuros, desea de saber statt saber, facilitar el entender statt entendimento) zeigt, wie meisterhaft der junge Mann schon damals die romanischen Sprachen beherrschte, während den schwer wiederzugebenden mystisch-asketischen Dichtungen das deutsche Gewand trefflich ansteht.

Mit reichen Vorkenntnissen ausgestattet, und nachdem er noch zwei Semester in Bonn gehört hatte, legte Storck 1855 in Münster bei seinem Staatsexamen den Beweis tiefen Wissens und vor allem großer Vielseitigkeit ab, so daß er, nachdem sein Probekandidatenjahr in Paderborn vollendet war, im Wintersemester 1856 mit einem Stipendium nach Berlin gehen und der Germanistik, gemeinsam mit dem späteren großen Meister derselben, mit Matthias Lexer (1830—1892), obliegen konnte. Dort warf er sich unter Bopp und Weber mit der ihm eigenen Tatkraft auf das Studium des Sanskrit und erwarb (1858) mit dem ersten Teile seiner Pali-Grammatik den philosophischen Doktorgrad, während er ein Jahr später (1859), als er Extraordinarius in Münster geworden war, sich dort mit dem zweiten Teile des Werkes einführte. Es scheint, daß Storck in den Verpflichtungen, die ihm sein neues Amt auferlegte, mannigfaltige Arbeit fand, ob wir auch eine Stellungnahme in den tosenden Steitfragen der damaligen Germanistik vermissen; er mag wohl schon in seiner ersten Dozentenzeit jeden freien Augenblick auf seine Lieblingstätigkeit, die Übersetzung, verwendet haben, und so erschien bei F. J. Brunn in Münster (142 Seiten) 1867 ein „Büchlein catullischer Lieder", das er „Lose Ranken" betitelte, und in dem er seine bereits anerkannte Kunst, fremde Dichtungen ins Deutsche einzukleiden, neuerdings bewies und vor allem schon durch treffende und sinnige Überschriften dieselben zu modernisieren verstand. Der Tod des durch seine reiche Tätigkeit über Goethe bekannten Professors Ferdinand Deycks (1802—1867) eröffnete Storck den ordentlichen Lehrstuhl für deutsche Sprache. Als erste Probe seiner germanistischen Studien gab Storck (1868) die Gedichte des im Gefolge des österreichischen Herzogs Friedrich befindlichen Minnesängers des von Sachsendorf mittel- und neuhochdeutsch heraus: Carmina quot supersunt recognovit emendavitque. Monasterii 1868.[1]) In diese Periode fallen zahlreiche ohne seinen Namen veröffentlichte deutsche Übersetzungen von Romanen und Novellen aus dem Englischen sowohl als zahlreichen romanischen Sprachen, meist in Zeitschriften, eine Arbeit, die sein später so bedeutender Freund und Amtsgenosse ten Brink mit ihm teilte. Die einzige, die mit Namen herauskam, wenigstens nach Raßmanns Nachrichten aus dem Leben und den Schriften münsterländischer

[1]) Vgl. dazu Bartsch, Germania 15, 251.

Schriftsteller (1881), wäre (1871) der dreibändige Roman der Lady Georgiana Charlotte Fullerton (1812—1885): Msr. Gerald's Niece (London 1869), die bekanntlich 1846 zur katholischen Kirche übergetreten war.[1]) Allmählich aber war der portugiesische Sänger Luiz de Camoens für Storck mehr und mehr Gegenstand seiner Hauptstudien geworden, sowie er ihn ja stets als seinen Lieblingsdichter bezeichnet. Er drängte allgemach jede weitere Arbeit mehr oder minder in den Hintergrund. „Den Freunden meines Lieblingsdichters zu gefallen", so schreibt er in einem Briefe (19. September 1883), „darin suche ich den eigentlichen Lohn und finde darin die höchste Befriedigung nach langjährigem, mühevollem Thun und Trachten."

So erschienen denn (1869) in Münster (bei Adolf Russel) „Sämmtliche Idyllen des Luis de Camoens. Zum ersten Male deutsch von C. Schlüter und W. Storck (254 Seiten). Voraus geht eine gediegene Abhandlung: „Camoens' Leben und Idyllen," ein erster Versuch, aus den lyrischen Dichtungen des Sängers heraus die Grundzüge seiner Biographie zu schaffen, und alle jene Verse auszuschalten, welche mit Unrecht dem Camoens zugeschrieben wurden. Auch begegnen wir hier schon den geistvollen, kritischen Anmerkungen, die späterhin dem dichterischen Verdienste Storcks ein nicht minder bedeutendes literargeschichtliches beigesellten.

Man weiß, wie wenig Storck das öffentliche Leben und die mit demselben unvermeidlich verbundenen Streitigkeiten liebte, da er jede freie Stunde seiner stillen Arbeit und den Seinigen zu widmen pflegte; um so mehr überrascht es, ihn tätig bei der Bewegung zu treffen, welche im Jahre 1870 Deutschland und die ganze Welt angesichts der Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des römischen Papstes ergriff. Vierzehn Münstersche Dozenten: Rospatt, Karsch, Langen, Storck, Hittorf, Hosius, ten Brink, Cappenberg, Bisping, Schlüter, Nietschke, Laudois, Nordhoff und Niehues, hatten unterm 9. Februar 1870 ihre „vollste Anerkennung und wärmsten Dank" an Döllinger nach München für seine „entschlossene Haltung" gesandt. Das veranlaßte den streitbaren Professor der Philosophie in Münster Dr. Albert Stöckl zu einem Schriftchen „Die Infallibilität des Oberhauptes der Kirche und die Zustimmungsadressen an Herrn von Döllinger, namentlich die Münstersche", in welcher er in derber Weise den Magistrat München und den Verleger des in München weitverbreitetsten (sic! S. 6) Gassenblattes, der Neuesten Nachrichten, Döllinger, Sepp (S. 25) und die Münstersche Adresse angreift. Bald darauf erschien (Brunns Verlag in Münster) eine launige Antwort: „A Stöckl für die Infallibilisten. Eine Duplik der endesunterzeichneten Münsterschen Dozenten, Döllinger-Adressanten", vierundvierzig scharfe Seiten, von Rospatt, Karsch, Langen, Storck, Hittorf, Hosius und ten Brink

[1]) Von derselben Verfasserin erschien 1868 bei Storcks damaligem Verleger (A. Russel in Münster) „Ein stürmisches Leben", 2 Bände. Ob von Storck?

unterschrieben. Der Haupturheber des Schriftchens, dessen witziger Titel „A Stöckl“ (= ein Stöcklein) auf Stöckls schwäbische Herkunft abzielt, und das mit den Worten des Buches Hiob (XIII, 7): „Bedarf denn Gott euerer Lüge, daß ihr Trug für ihn redet?“ endet, soll Storck gewesen sein, und der trockene Witz, die kalte Logik, sowie die Wärme einzelner Stellen des Schriftchens verraten unverkennbar den Verfasser. Man hat später noch öfter die Frage aufgeworfen, welche Gründe Storck veranlaßt haben mögen, aus den Reihen der Kämpfer für die „altkatholische“ Sache auszuscheiden. Was immer ihn dazu geleitet haben mag, einer der ersten Gründe bleibt der, daß der Mann, dem selbst sein Amt, wie wir sehen werden, als ein Hindernis seiner Lieblingsarbeiten galt, nicht die Muße zu einem solch bewegten Streit und seinen mannigfaltigen Folgen fand.

Aus dem Jahre 1872 stammt eine der reizendsten literarischen Gaben Storcks, das „Buch der Lieder aus der Minnezeit“ (Münster, A. Russel, 399 Seiten), das Schlüter, dem nie vergessenen Lehrer, gewidmet ist, bei dem er ja neben anderem, wie eine schon erwähnte Widmung an Hipler (1894) sagt, auch „vom Gral“ hörte.

Hundertneunundfünfzig mittelalterliche Sänger — neben allbekannten wie Walter von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Friedrich von Hausen, Albrecht von Johannsdorf, Neidhart von Reuenthal, dem Kürenberger, dem Spervogel, sind hier auch viele weniger berühmte vertreten, meisterhaft übertragen und in neun bezeichnenden Abschnitten: „Umschau und Einblick, Sinnen und Sehnen, Minnen und Meinen, Gunst und Huld, Tanz und Spiel, Lust und Laune, Scheiden und Meiden, Rüstung und Kreuzfahrt, Zeit und Ewigkeit“ untergebracht.

Wohl mochte man hoffen, Storck, der Germanist, würde seine ganze Kraft auf diesem so erfolgreich mit dem Sachsendorfer und den Minnesängern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bebauten Gebiete zur Geltung bringen, doch sein Herz gehörte der Romanistik, aus dem weiten Gebiete derselben zog ihn vor allem Portugals Sprache und Literatur an und aus dieser wieder zunächst der Sänger der Lusiaden, Camoens. In den folgenden Jahren, wo Storcks literarische Tätigkeit etwas vermindert erschien, trug er bereits sein Lebenswerk mit sich — eine vollständige deutsche Ausgabe der Gedichte des Camoens und eine aus diesen heraus entwickelte Lebensbeschreibung.

Im Jahre 1877 erschien (in Brunns Verlag) „Luis' de Camoens Sonette I—XXVII. Probe einer Verdeutschung“ (32 Seiten) mit einer Widmung an Schlüter zu seinem fünfzigjährigen Dozentenjubiläum (14. Mai): Er sucht nach einem Strauße für den Lehrer:

Da kam ich zu des Tejo Stromgelände
Und pflückte, was ich heut' in Lieb und Treue
Mit Gruß und Glückwunsch leg' in Deine Hände.

Aus dem gleichen Jahre (1877) stammen die „Glosas und Voltas des Luis de Camoens (Klausenburg)". Zur Zentenarfeier des Dichters ließ Storck ein kleines Heftchen „Camoens in Deutschland" erscheinen, das, 1879 in Kolozsvár (45 Seiten) gedruckt, Storck selbst in einem Briefe (19. November 1882) als „miserabel, durch Druckfehler und Auslassungen bis zum Unverstande entstellt und zum Theil unbrauchbar" bezeichnet.

Unterdessen war Storcks selbst gestellte Lebensarbeit erfüllt. Von Camoens' sämtlichen Gedichten (Paderborn, F. Schöningh) erschien 1880 bis 1885: 1. Buch der Lieder und Briefe (XXIX, 408 Seiten), 2. Buch der Sonette (XXXI, 439 Seiten), 3. Elegieen, Sestinen, Oden und Oktaven (XVI, 434 Seiten, nebst der Beilage Camoens in Deutschland), 4. Canzonen und Idyllen (442 Seiten), denen 5. die Lusiaden (526 Seiten) und 6. die Schauspiele (426 Seiten) folgten. Man weiß nicht, was man an diesen Arbeiten mehr bewundern soll, die dichterische Gewandtheit, die historisch-philologische Kritik, die Großartigkeit des gesamten Gedankens oder die ununterbrochene Standhaftigkeit und die nie versagende Ruhe, mit der Storck dieses Riesenwerk bewältigte. Wie er es aber bewältigte, das vermag nur derjenige richtig zu würdigen, der, wie einer der allerberufensten Kritiker, Frau Dr. Caroline Michaëlis de Vasconcellos, ihn bei seiner Arbeit und allen ihren Mühsalen verfolgte und seine Lyrik des Camoens als „die schönste und wertvollste unter allen literarischen Gaben" bezeichnen konnte, deren doch von der ganzen Welt so viele zum dreihundertjährigen Gedächtnis des Todestages des großen Dichters herbeiströmten. Man weiß nicht, darf Deutschland, darf Portugal auf dieses Monumentalwerk stolzer sein; Wahrheit ist jedenfalls, was Caroline Michaëlis schrieb: „Er hat damit einen neuen Beweis für die große Aneignungsfähigkeit der deutschen Sprache gegeben und seinem Volke geboten, was noch kein anderes besitzt und auch kein anderes sich leichthin erwerben möchte ... Es wird sich nicht leicht ein zweiter Dichter finden, der das mühevolle Unternehmen mit größerer Liebe, tieferer Kenntnis, unermüdlicherem Fleiße, höherer dichterischer Begabung zu Ende führte, das heißt etwas Vollendeteres zu leisten vermöchte als Storck."

Was wir an seiner Übersetzung von Anfang zu rühmen hatten, das war, daß, wie Caroline Michaëlis hervorhebt, sie „nicht in freier Nachbildung, sondern genau in den metrischen Formen des Originals" abgefaßt ist. „Er hat alle Terzinen und Oktaven, Sextinen und Sonette, Kanzonen und Oden, die mannigfachen Genres der Redondilhas (Vilanceтes und Cantigas), hat jedes Labyrinth, jede Glosse, jedes Akrostichon und selbst alle die kleinen Spielereien, die oft metrische und Reim-Eiertänze schwierigster Art sind, durchaus treu und zugleich auf das anmutigste nachgeahmt .... Gewissenhafteste Treue ist der Grundzug der Storckschen Arbeit, Treue in Inhalt und Form."

So die Lyrik. In den majestätischen Stanzen der „Lusiaden" jedoch erhebt sich die Sprache des Übersetzers nicht selten zu einem Pathos, das hinter demjenigen des Meisters der doch so wort- und formenreichen Ursprache um nichts zurückbleibt und den kühnsten Flug mit ihm wagt. Eine ganz besondere Kunstfertigkeit erforderten aber Camoens' schwierige Schauspiele, deren deutsche Wiedergabe nicht minder trefflich gelang. Durch die Genauigkeit und Verlässigkeit seiner Übertragung hat Storck sich unendlich höhere Verdienste um Camoens, als z. B. Schlegel um Shakespeare, erworben.

Aber die wunderbare Übersetzung der Gesamtwerke des portugiesischen Dichters hatte noch ein anderes unschätzbares Werk zur Folge. Die Jahrzehnte umfassende Beschäftigung mit dem Dichter, die eingehenden Studien über jedes noch so geringfügig erscheinende Gedichtchen, die kritischen Untersuchungen der den Übertragungen beigegebenen Noten und Kommentare zeitigten das prächtige Buch: „Luis' de Camoens Leben. Nebst geschichtlicher Einleitung. (Paderborn 1890. 702 Seiten)", ein monumentales Werk, das alle älteren und neueren Schriften über des Dichters Lebensschicksale teils unzulänglich, teils unbrauchbar gemacht hat. Mit wunderbarer Logik zieht Storck aus allem Schlüsse, er stellt des Dichters Geburtsjahr und Geburtsort, die kleinsten Umstände seines Lebens, wie die folgenreichsten Ereignisse desselben mit solcher Schärfe fest, daß ihm auch jene beistimmen müssen, die nur schweren Herzens alten, liebgewonnenen Anekdoten entsagen wollen.

Storck scheint selbst dies Werk höher als manches andere geschätzt zu haben. Eine aufrichtige Freude bereitete es ihm, daß die gefeierte Kennerin Portugals, Caroline Michaëlis de Vasconcellos, es ins Portugiesische übertrug und die königliche Akademie, deren Mitglied er seit 1891 war, es als Prachtausgabe erscheinen zu lassen versprach. Daß zwischen der Vollendung der Übersetzung und der Drucklegung derselben durch die Akademie manches Jahr verstrich, beunruhigte den sonst sehr ruhigen Geist. In allen Briefen kommt er auf die Ausgabe zu sprechen; er fürchtet, die Übersetzung werde „wohl niemals zur Veröffentlichung gelangen. Wie könnte es auch anders sein? Die Portugiesen wollen die liebgewordenen Märlein über ihren großen Dichter nicht angezweifelt wissen, geschweige denn widerlegt sehen" (28. Juli 1895). „Wann die Lissaboner Akademie zur Drucklegung der Caroline Michaëlis de Vasconcellosschen Verportugiesung meines Camoens-Lebens schreiten wird, weiß ich nicht und verliere nachgerade an der Sache das Interesse" (27. Mai 1896). Mit freudiger Genugtuung konnte er später (4. April 1897) berichten, daß der Druck „langsam zu Werke" gehe.

Mit dem Abschlusse seines Camoenswerkes konnte Storck auf eine glänzend erfüllte Lebensaufgabe zurückblicken; ihrer ward auch an seinem siebzigsten Geburtstage in Deutschland und Portugal am rühmlichsten

gedacht; aber es war durchaus nicht das Einzige, was er für Portugals Literatur tat. Eine überaus verdienstliche Arbeit war z. B. „Hundert altportugiesische Lieder. Zum ersten Male verdeutscht. Paderborn und Münster 1885" (124 Seiten), die dem Regierungsrate Dr. Ferdinand Schultz zu seinem goldenen Doktorjubiläum gewidmet wurden. Was wir an Storcks Tätigkeit wiederholt hervorzuheben hatten, die wortgetreue Übersetzung, die Nachahmung der schwierigsten Versformen, die kritischen Anmerkungen, die packenden Überschriften der einzelnen Gedichtchen, finden wir treulich auch in dieser vierundvierzig Dichter vereinigenden Sammlung. Aber noch mehr! Eine bedeutende Anzahl derselben galt als unverständlich und geradezu als unübertragbar. „Mich reizte," schrieb er mir (8. Dezember 1885), „diese Übersetzungs-Versuche zu machen, Diez' Bemerkung in der ‚Hof- und Kunstpoesie', ‚übertragen lassen sich diese Dichtungen nicht.' So ging ich daran, diese originellen Lieder mit ihrer parallelistischen Form einzuheimsen. Ich fügte dann zur Vervollständigung des Kulturbildes eine Auswahl aus der spezifisch-höfischen Lyrik jener Zeit bei, reduzierte das Ganze auf die runde Zahl 100, mit Beiseitesetzung der satirischen usw. Gedichte und hoffe damit den Kennern und Liebhabern einen kleinen Dienst getan zu haben."

Daß ihm das Büchlein, das sich so leicht und mühelos liest, freilich viele Arbeit verursachte, gibt er selber in einem folgenden Brief (30. Dezember 1885) zu. „Leider wird es höchstwahrscheinlich sehr wenige Leser geben, welche die große Mühe des Übersetzers zu beurteilen verstehen, gewiß aber werden deren noch weniger sein, welche von der ‚großen Zartheit', wie Diez es nennt, der Originale etwas wissen und Vorlage und Nachbildung gegen einander abzuwägen im Stande sind. Gerne hätte ich dem Büchlein das Motto aus Goethe gegeben: ‚Nur nicht lesen! immer singen! Und ein jedes Blatt ist Dein!' Aber das erschien mir zu anmaßend für den Übersetzer; für die altportugiesischen Dichter paßt es aber durchaus."

Was nur immer Portugal betraf, war seines vollen Interesses sicher. So erregte mein Versuch einer „Sammlung spanischer Neudrucke" und das erste Heft, das den Amphitrion des Fernan Perez de Oliva (München 1886) brachte, in ihm den Gedanken, eine solche Sammlung zu begründen auch für Portugal, „wo dem Forscher wegen Mangels an Quellen und Hülfsmitteln so rasch der Athem auszugehen pflegt. Ich sollte meinen, bei Herausgabe einer portugiesischen Bibliothek würde der Verleger doch auch auf seine Kosten kommen, wenn nicht Überschuß erzielen ... Bedenken Sie einmal" (26. April 1886). Die geplante und angezeigte Erweiterung meiner spanischen Sammlung zu einer portugiesischen kam nicht mehr zustande.

Im Jahre 1887 erfreute Storck die Freunde der portugiesischen Dichtung mit seinem Buche: „Anthero de Quental (78 Seiten). Aus-

gewählte Sonette (Paderborn)", und als (1891) der trübsinnige Sänger durch Selbstmord geendet hatte, widmete Storck im „Circulo Camoniano" (III, 127, 10. Oktober) ein teilnahmsvolles Sonett dem Dichter, „dem die Erdenwelt ein Gefängnis erschien". Der Tod gewährte sein Sehnen nach Ruhe nicht; er zog an ihm vorbei.

Ach, da erzwangst Du selbst Dir Rast und Ruhe,
Vorgreifend rasch dem säumenden Vertilger,
Und klagend stehn die Freund' an Deiner Truhe.

Nochmal beschäftigte Portugals Dichtung Storck; 1902 gab er das treffliche Büchlein: „Aus Portugal und Brasilien 1250—1890" (XVI, 271 Seiten) heraus, eine Auswahl der schönsten Dichtungen aus beiden Ländern, mit dem gleichen, allenthalben zutage tretenden feinen Geschmacke bei der Sichtung der 225 Gedichte und in der stets gerühmten unnachahmlichen Form, deren Vollendung mit den Jahren eher wuchs als abnahm.

Es war die letzte Übersetzung aus dem Portugiesischen, die Storck lieferte; denn alles, was er in so unvergleichlich schönem Gewande bisher geleistet hatte, trug ihm nicht nur nicht das Allergeringste ein, sondern stellte an ihn ganz gewaltige finanzielle Opfer. Immer wieder hat er die Not, einen Verleger zu finden, und er nimmt es keinem übel, der an ein so wenig gewinnreiches Unternehmen sich nicht heranwagen will. Unzählige Enttäuschungen hat der unerschütterliche Freund Portugals fast zwei Jahrzehnte lang über sich ergehen lassen, doch nach dem finanziellen Mißerfolge dieser letzten Blütenlese sagt er ähnlichen Unternehmungen Lebewohl. Nach Aufführung der nicht unbeträchtlichen Summen, welche die Arbeit ihn gekostet hatte, fährt er (Brief vom 15. August 1893) fort: „Darnach werden Sie mir beistimmen, wenn ich derlei Arbeiten, die einen nicht unbedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft erfordern, wie Sie, lieber Freund, ja selbst erfahren haben, für verlorene Liebesmühe erachte und meine langjährige Ehe mit Frau Übersetzungskunst, die ein wunderschönes, aber bettelarmes Weib ist, ohne Haß und Harm, aber auch ohne Sang und Klang, für alle Zeiten auflöse. Der ideellen Freuden, welche dieses Bündnis mir eingetragen hat, werde ich zeitlebens eingedenk bleiben, aber auch nicht vergessen, daß ich in ihrem Dienste niemals Seide gesponnen habe. Meinen Nachfolgern aber wünsche ich alles Beste, das heißt alles besser."

Wohl konnte er sicher sein, einen würdigen Nachfolger sobald nicht zu finden.

Als Joaquim de Araujo seinen trefflichen „Circulo Camoniano" (1889) begründete, fand er an Storck nicht nur einen willigen Mitarbeiter, sondern auch einen stets bereiten Verbreiter und Sammler neuer Beiträge, trotz des „verflixten" Zwanges, portugiesisch oder französisch

zu schreiben (3. April 1890). Die genannte Zeitschrift enthält (I, 29 ff.) einen Artikel von Storck „Camões na Alhamanha (Camoens in Deutschland)" als Nachtrag zu seinen früheren bibliographischen Arbeiten; ferner (I, 183) „Zwölf Sonette des Camoens", wie sie Nikolaus Delius (1813—1888) als Student übersetzt hatte; ein Kapitel aus der Biographie des Camoens von Storck „Primeiros annos de Camões" veröffentlichte Caroline Michaëlis de Vasconcellos ins Portugiesische übersetzt ebenda (II, 373 ff.).

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Storck mit Vorliebe mit der Übersetzung oder, besser gesagt, der entsprechenden Verdeutschung biblischer Stücke, kirchlicher Lieder und ähnlicher mittelhochdeutscher Werke, von denen vereinzelte Proben in Zeitungen erschienen, so z. B. „Jesus Krist, Gottes Sohn, Heiland" im „Anzeige-Blatt für den katholischen Klerus" 1900, Nr. 10; „Muspilli", ebenda 1901, Nr. 9; „Magnificat", ebenda 1903, Nr. 3, so auch das „Dies Irae" u. a.

Es war ein schöner Gedanke Storcks, „Die Psalmen in stabreimenden Langzeilen", Münster 1904 (258 Seiten), zu veröffentlichen; denn er täuschte sich kaum, wenn er glaubte, „daß die Großheit der Psalmendichtung am deutlichsten und eindringlichsten im Deutschen zutage trete durch Verwendung der stabreimenden Langzeile". Wie viel Mühe und Arbeit erforderte nur schon die Form dieser Übersetzung, ihres geistigen Gehaltes und der philologischen Kritik nicht zu gedenken!

„Lieder und Sprüche der heiligen Schrift in stabreimenden Langzeilen" betitelt sich das nächste (1905) zu Münster (bei Aschendorff) erschienene Werk (272 Seiten); ihm folgten „Die letzten Dinge Muspilli und Gedichte verwandten Inhalts", Münster, Aschendorff 1905 (189 Seiten), dessen Vorrede das Datum des 21. Mai trägt; „Das Buch Hiob" hat er selber nicht mehr in die Welt senden können, da eine tückische Krankheit (Leberkrebs) seinem rastlosen Wirken in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1905 Einhalt gebot.

In der Tat! es war ein rastloses Wirken, dafür bürgt schon die stattliche Anzahl seiner Werke allein. Aber nicht in dem Vielerlei, sondern in dem Vielen, das sie bieten, liegt ihr dauernder Wert. Und Storck hatte vieles zu bieten, denn er beherrschte vieles. Ohne die segensreiche Wirksamkeit des modernen Spezialistentums auf jede einzelne Wissenschaft auch nur im allergeringsten zu verkennen, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß jene besonders ihre Schüler in so hohem Grade begeisternden Lehrer, denen eine Art universellen Wissens zur Verfügung stand, immer weniger werden. Storck war ein solcher. Nicht nur der Umstand, daß wir den Germanisten der Münster Hochschule zugleich zu den verdientesten Romanisten zählen dürfen, berechtigt zu diesem Ausspruche, denn solange die romanische Sprachvergleichung keine eigens berufenen Vertreter fand, wurde sie ja häufig von Germanisten,

man denke u. a. an Karl Bartsch, Konrad Hofmann, Wilhelm Hertz, Ludwig Uhland, betrieben; auch seine übrige weitverzweigte Tätigkeit, sein Übergreifen auf so mancherlei Gebiete, seine gewaltige Sprachen- und Literaturkenntnis, die vornehmlich in seinen Anmerkungen in den Vordergrund tritt, sichern ihm eine hervorragende Stellung unter Deutschlands Gelehrten und Lehrern.

Und doch! trotz der Pflichttreue, mit der Storck seinem akademischen Amte oblag, wofür das Verzeichnis seiner Vorlesungen den besten Beweis liefert, es schien ihm — zahlreiche seiner Briefe bestätigen dies — wie eine Entfremdung von seiner eigentlichen Lebensaufgabe, wie eine Tätigkeit, die ihn vor Monaten „zu seinen Lieblingsstudien erst nicht gelangen lassen wird" (9. November 1883; 16. Februar 1885). Mit einem Jubel, wie Platens Sirmio in der „verhängnisvollen Gabel", gedenkt er alljährlich der Muße der Ferienzeit, die ihn hinausführt „in die Wälder des schönen Sauerlandes", und selbst die akademischen Ehrenstellen möchte er gerne ablehnen. „An meinen Lieblings-Arbeiten," schreibt er gelegentlich (2. August 1889), „werde ich wahrscheinlich im künftigen Jahre vielfach gestört werden. Der akademische Senat hat mich nämlich für künftiges Jahr zum Rektor ausersehen. Diese Störung ist mir unliebsam, und ich hätte, wenn ich, ohne meine Freunde unter den Kollegen zu kränken, auf das Ehrenamt hätte verzichten dürfen, gerne die Wahl abgelehnt, namentlich da ich 1887/8 Dekan der philosophischen Fakultät war und viele Zeit hingeben mußte. Nun! Transeat cum ceteris!"

Während seines Dekanats fiel Storck die schmerzliche Aufgabe zu, Kaiser Friedrichs Totenfeier zu begehen. Seine Rede vom 30. Juni 1888 „Zum Andenken an weiland Seine Majestät Friedrich, Deutschen Kaiser und König von Preußen" (Paderborn, Ferdinand Schöningh, 18 Seiten) zeichnet ein tiefes Empfinden, eine patriotische Wärme und eine hochpoetische Sprache vor vielen ähnlichen aus.

An äußeren Ehren und Auszeichnungen, an Titeln und Orden hat es Storck nicht gefehlt; das Glück aber, dessen er genoß, entstammte seinem innersten Wesen. Die milde, wohlwollende Natur, die alle an ihm rühmten, die mit ihm zu tun hatten, die hauptsächlich im Kreise der Familie zutage trat, bei der Gattin, mit der er sich „schon als Gymnasiast verlobt hatte", wie Jostes erzählt, bei dem „einzigen Küchlein" des Storckschen Ehepaares (Brief 6. September 1892) und bei den engeren Freunden, denen er nach Jostes' Bericht bis in die allerletzten Lebenstage einen Schatz von Anekdoten, um die es „schade ist, daß er sie mit sich ins Grab genommen", zu erzählen wußte, sie hat sich öffentlich niemals in den Vordergrund gedrängt. Alles sah er sich von der besten Seite an; selbst die Psalmenstelle (90, 10), daß die Lebenszeit, wenn's hoch kommt, achtzig Jahre beträgt; das beste daran ist Mühsal und Eitelkeit, mildert

er Jostes gegenüber mit den Worten: „Es ist nicht wahr: köstlich ist es.“ Als er 68 Jahre zählte, schrieb er mir einmal (4. April 1897): „Ich bin bereits ein alter Knabe, nahezu 68 Jahre alt. Da geht man längst hinab zum Schattenthale und hat nicht viel Weges mehr vor sich. Ich schreibe das freilich bei gutem Wohlsein. Gott gebe das Beste!“ Dieser glückliche Optimismus hat Storck durchs ganze Leben begleitet, und auch seine schwere Krankheit, die ihn seiner lieben Welt entriß, und all dem, was ihm in derselben so reine Freuden schuf, hielt er für „ein leichtes Unwohlsein“.

Eine beneidenswerte Harmonie lag in seinem ganzen Wesen; sie geleitete ihn durch sein tätiges Leben ohne schwere Kämpfe, und das Dichterwort, das er von dem „Prinz-Studenten“ Friedrich in seiner Gedächtnisrede in Anwendung brachte, es galt voll und ganz von ihm:

In wessen Herz die Kunst sich niederließ,
Das ist vom Sturm der rauhen Welt geschieden;
Ihm öffnet sich, durchwallt vom süßen Frieden,
In ew'gem Lenz ein stilles Paradies.

München. Reinhardstoettner.

Nachrichten.

Zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig (die am 14. Dezember 1409 durch eine Sezession von einigen tausend Studenten der Universität Prag ins Leben trat) bereitet die k. sächsische Kommission für Landesgeschichte ein umfassendes Werk über die Stadt und Universität Leipzig vor. Professor Kaemmel wird die Schulgeschichte, Professor Haebnel die Kunstgeschichte, Professor Kötzschke die Wirtschaftsgeschichte, Dr. Wustmann die Musikgeschichte, Professor Witkowski die Geschichte des gesamten geistigen Lebens der Stadt Leipzig bearbeiten.

Eine ‚Gesellschaft für Typenkunde des 15. Jahrhunderts‘ soll begründet werden. Sekretär: Bibliotheksamanuensis Dr. Isak Collijn, Uppsala, der im Verein mit dem Bibliotheksassistenten Cand. Mag. Victor Madsen, Kopenhagen, die Redaktion der Gesellschaftspublikationen übernommen hat. Schatzmeister: Buchhändler Rudolf Haupt in Halle a. S. Der jährliche Subskriptionspreis soll 25 M. nicht übersteigen.

Den Dichter des Narrenschiffs glaubte J. Janitsch (Jahrbuch der k. preußischen Kunstsammlungen) in einer Silberstiftzeichnung aus dem Niederländischen Skizzenbuch A. Dürers (Berlin, Kupferstichkabinett, Lippmann Nr. 63) durch Vergleichung mit anderen Bildnissen erkennen zu können. Dazu hat nun P. Kalkoff in der dritten Untersuchung ‚Zur Lebensgeschichte Albrecht Dürers‘ (Repertorium für Kunstwissenschaft XXVII) durch umfassende Kombination verschiedenartigster Quellen nachgewiesen, daß Seb. Brant mit K. Peutinger noch gegen Mitte August in Antwerpen, wo er den prächtigen Druck einer literarischen Gabe für Karl V. zur Audienz in Gent (6. August) hatte herstellen lassen, geweilt hat und dort im Hause des mit Erasmus und Dürer befreundeten Schöffensekretärs Petr. Aegidius dem Nürnberger Meister begegnet ist. Auch für die damaligen Bemühungen des Erasmus zugunsten Luthers wird ein weiterer Zug gewonnen.

Bei Rudolf Haupt in Halle a. S. beginnt zu erscheinen: Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation in Neudrucken herausgegeben von Otto Clemen. Subskriptionspreis für jeden Band 9 M.; Einzelpreis der Hefte zirka 15 Prozent höher, mindestens 40 Pf.

Im Auftrage der Gesellschaft der Bibliophilen gibt K. Drescher in Bonn die Hamburger Prachthandschrift des Nürnbergischen Schönbartbuches auf lithographierten handkolorierten Blättern heraus.

Der Vorstand der Arthur und Emil Königswarterschen Unterrichts- und Studienstiftung hat folgende Preisaufgabe ausgeschrieben: ‚Die literarische Bedeutung der Frankfurter Messe'. Termin 1. März 1908. Adresse: Justizrat H. Oelsner, Frankfurt, Bockenheimer Landstraße 2. Preis: 2000 M.

Walter Simon-Preisaufgabe. Auf Anregung ihres Ehrenmitgliedes des bekannten Mäzens Stadtrat Professor Dr. Walter Simon in Königsberg i/Pr. schreibt die ‚Kantgesellschaft' einen Preis von Eintausend Mark aus für die beste Bearbeitung des Themas: ‚Das Problem der Theodicee in der Philosophie und der Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller.' Der zweite und dritte Preis beträgt 400 und 300 M. Die näheren Bedingungen finden sich in dem soeben erscheinenden neuesten Hefte (XI, 2) der ‚Kantstudien' und sind auch separat zu beziehen durch den Geschäftsführer der ‚Kantgesellschaft', Professor Dr. Vaihinger an der Universität Halle a/S. Derselbe versendet auch die Satzungen der ‚Kantgesellschaft' zum Zwecke von Beitrittserklärungen.

Der König von Württemberg schenkte dem Schiller Museum in Marbach Schillers Rede, gehalten in der Militärakademie am Geburtstage der Franziska von Hohenheim (10. Januar 1780) über das vom Herzog Karl gestellte Thema ‚Die Tugend in ihren Folgen betrachtet', und zwar das Exemplar, das der Gefeierten in schöner Reinschrift, in blauem Samteinband und mit hübschen Vignetten geschmückt, übergeben wurde und nach ihrem Tode in den Besitz ihres Verwandten, des Reisemarschalls Freiherrn von Böhnen gelangte, dessen Sohn 1839 den Wortlaut veröffentlicht hat, allerdings trotz seiner Versicherung nicht ganz wortgetreu.

Die Deutsche Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig gibt heraus: Musenalmanach für die Jahre 1796—1800. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz und Tübingen bei dem Hofbuchhändler Michaelis und in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Mit sämtlichen Titelkupfern, Kalendarien, Musikbeilagen in getreuen Nachbildungen nach den Originalausgaben und einem Nachwort von Dr. Max Hecker. Numerierte Auflage von 300 Exemplaren. Kartoniert mit den genau nachgezeichneten Originalumschlägen. Preis 45 M. — Der Insel-Verlag zu Leipzig: Musenalmanach für 1797 herausgegeben von Schiller. Mit dem Titelkupfer, den sämtlichen Musikbeilagen und dem Originalumschlage. Mit einem Begleitwort von Hanns Holzschuher. Neudruck in 300 numerierten Exemplaren. In Leder gebunden 14 M., Nr. 1—50 in Pergament gebunden 20 M.

Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft bewilligte den Herren Kippenberg und Köster einen Beitrag von 6000 M. zur Herstellung einer wissenschaftlichen Goethe-Bibliographie.

Hermann Krüger-Westend in Ottensen gibt vom Herbst 1906 eine Zeitschrift ‚Der Goethefreund' heraus.

Unter den Preisaufgaben, welche die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ausschreibt, befindet sich auch das Thema: Die rheinische Presse unter französischer Herrschaft. Preis: 2000 M. Bewerbungsschriften sind bis zum 1. Juli 1908 an Archivdirektor Professor Dr. Hansen in Köln einzusenden.

Franz Schultz in Bonn gedenkt in einer demnächst erscheinenden Schrift den Nachweis zu erbringen, daß weder Schelling noch E. T. A. Hoffmann,

sondern Gotthilf Heinrich Schubert der Verfasser der ‚Nachtwachen von Bonaventura' ist.

Im Auftrage des Literarischen Vereins in Wien bereiten Robert F. Arnold und Karl Wagner eine Ausgabe der patriotischen Dichtung des Jahres 1809 vor.

Die Rabelais-Übersetzung von G. Regis gibt Wilh. Weigand mit Einleitung und Anmerkungen in Georg Müllers Verlag in München neu heraus.

Die neu gegründete ‚Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur', herausgegeben von Kurt Küchler (Verlag von Chr. Adolff in Altona-Ottensen) schreibt drei Preise von je 500 M. für folgende Themen aus: 1. ‚Das Drama in Schleswig-Holstein von Hebbel bis zur Gegenwart.' 2. ‚Die Lyrik in Schleswig-Holstein von Klaus Groth und Theodor Storm bis zur Gegenwart.' 3. ‚Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart.' (Termin: 1. Januar 1907.)

Eine Gedenktafel für Heinrich von Kleist wurde auf Veranlassung der Tiedge-Stiftung an dem Hause Pillnitzerstraße 29 in Dresden angebracht. Kleist hat dort von 1807—1809 gewohnt und sein ‚Käthchen von Heilbronn' und ‚Die Hermannsschlacht' geschrieben.

Denkmäler werden geplant: für Paul Gerhardt in seinem Heimatort Gräfenheinichen und in Lübben, wo er am 7. Juli 1676 starb (zur Feier seines 300. Geburtstages, 12. März 1907), für Fichte in Berlin (zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität), für Heine in Berlin und Wien, für Heinrich von Kleist in Frankfurt a. d. O.

Gestorben sind: 20. August 1905 Heinrich Bulthaupt in Bremen; 7. Januar 1906 Robert Pilger in Berlin; 1. März 1906 Professor Moritz Heine in Göttingen; 22. März 1906 Eduard Grisebach in Charlottenburg; 16. Juni 1906 Professor Adolf Strack in Gießen.

Bitte.

Unterzeichneter bittet alle jene, welche Kenntnis haben von ungedrucktem Material von und über den Wiener Dichter Jos. Franz Ratschky (1757—1810), ihm Mitteilungen hierüber zu machen.

Stud. phil. Franz Paleczißka,
Wien, IX. Porzellangasse 30.

Erwiderung.

In der Besprechung meiner Faust-Ausgabe sagt Victor Michels (Euphorion 13, 292): „In den Anmerkungen zu 9655 (6379 ist verdruckt), 6589 und 6814 wird das Fehler in C auf Grund der Handschriften bessernde textkritische Verfahren Erich Schmidts doch nicht richtig als ‚Emendation' bezeichnet". Zunächst ist zu bemerken, daß nur an einer der genannten drei Stellen sich das Wort „Emendation" findet. Denn in der Anmerkung zu Vers 6814 steht es nicht, und zu 9655 ist überhaupt keine Anmerkung vorhanden. Bleibt also nur Vers 6587.

Sachlich ist zu erwidern, daß „Emendation" bekanntlich „Fehlerausmerzung" oder „Fehlerverbesserung" bedeutet; warum soll das Wort nicht in dem bezeichneten Falle angewendet werden? Es scheint, daß Michels „Emendation" mit „Korrektur" gleichsetzt; dazu ist aber kein Grund vorhanden.

Michels' Erklärung der Stelle Vers 9843 ff. (er schreibt fälschlich 8843) ist nicht unmöglich; es müßte aber dann „Dämpfenden" ebenso wie „Kämpfenden"

mit Majuskel geschrieben werden. Von meiner Fassung des Verses 6552 (nach C und der Haupthandschrift) sagt Michels ohne Begründung, sie sei „jedenfalls falsch". Diese apodiktische Behauptung eines Kritikers, der sich nicht als unfehlbar erwiesen hat, ist für mich ohne jedes Gewicht. Das Wort „Stand" ist hier weit prägnanter als „Strand"; denn es handelt sich hier um die Vorstellung der realen Festigkeit und Sicherheit, die gleich darauf mit „Fußfassen" und „Wirklichkeiten" weiter ausgeführt wird; es handelt sich aber nicht darum, das vorausgehende Bild von der Welle weiter auszuführen, da dies Bild nur eine nebensächliche Bedeutung hat, wie schon durch die Zusammenstellung „Grund und Wog' und Welle" erwiesen wird.

Stuttgart. O. Harnack.

Antwort des Rezensenten.

1. Der Druckfehlerteufel (oder war es der ähnliche Tücken besitzende Schreibmaschinenteufel?) hat mir in dem Harnacks Faust-Ausgabe betreffenden Abschnitt meiner Rezension übel mitgespielt. Ich war genötigt, die mir bestimmungsgemäß nur einmal vorgelegte Korrektur etwas eilig zu erledigen und glaube zwar die vielen Ziffern, die sie bot, im ganzen gewissenhaft nachgeprüft zu haben, muß aber denn doch gelegentlich ermüdet sein. Außer dem schon von Harnack gebesserten Fehler (Vers 9843, nicht 8843) ist noch einzusetzen: 6559 (für 9656) und 8803 (für 6814); hier finden sich die beiden weiteren Belege für „Emendation" und „emendieren". Überdies steht das Wort, was ich nicht ausdrücklich hervorhob, auch in der Anmerkung zu Vers 6552. Meines Wissens ist es nun durchaus unüblich, diesen philologischen Terminus technicus — denn um den handelt es sich — ohne weiteren Zusatz in Harnacks Sinn zu gebrauchen, und eine Erweiterung des bisherigen unzweideutigen Gebrauchs ist verwerflich, weil sie nur dem Mißverständnis dient. Ich überlasse das Urteil getrost den philologisch geschulten Lesern und behaupte, daß niemand, der bei Harnack liest: „Die Emendation ‚Strand' ist nicht glücklich usw.", ahnen kann, daß das als Emendation bezeichnete Wort der Überlieferung angehört.

2. Ich habe nichts dagegen, wenn künftige Herausgeber des zweiten „Faust" in Vers 9847 „Dämpfenden" mit Majuskel drucken lassen; ich habe selbst geschwankt, ob ich nicht sogleich diese Schreibung wählen sollte, mich aber dann im entgegengesetzten Sinne entschieden, weil ich an der Überlieferung in C 4 zunächst nichts ändern mochte. „Nicht zu dämpfenden" steht, so kann man sagen, adjektivisch zu dem vorausgehenden Relativsatz: „Den nicht zu dämpfenden Bewohnern Griechenlands". Doch braucht uns die Überlieferung in dieser Äußerlichkeit nicht zu binden; die Interpunktion ist ja ohnehin nicht zu halten.

3. Meine „apodiktische Behauptung" scheint Harnack gekränkt zu haben, was mir ehrlich leid tut. Hätt' ichs geahnt, hätte ich meine Bemerkung etwas subjektiver gefärbt, mich freilich nicht minder lebhaft gegen Harnacks Fassung des Verses 6552 verwahrt. Ich muß aber dem Kritiker schon aus stilistischen Gründen das Recht wahren, das ewige „ich bin der Ansicht" und „meines Erachtens" einmal beiseite zu lassen. Unter wissenschaftlichen Männern versteht es sich ganz von selbst, daß wir allesamt nicht unfehlbar sind und daß jede Kritik mit Kritik aufzunehmen ist. Die Empfindlichkeit wollen wir den Schauspielern und Musikvirtuosen lassen, die der manens littera gegenüber ja in einer übleren Lage sind. Und auch das Recht muß ich in Anspruch nehmen, nicht für jedes Urteil die Begründung ausdrücklich anzuführen. Wen die Sache interessiert, der kann auch einmal nachschlagen, ob er sie nicht selber findet! Hier lag sie auf der Hand. Harnack liest in dem zitierten Verse „Stand" und verteidigt diese Lesung damit, daß er ausführt, sie gebe einen besseren Sinn als „Strand". Mir scheint trotz Harnack das

Gegenteil der Fall, geradeso wie Lucae und Kach, die zu einer Zeit, als der Apparat der Weimarischen Ausgabe nach nicht vorlag, „Strand" „emendierten", und meine Gründe könnten sich vielleicht auch hören lassen. Aber auf unsere subjektiven Geschmacksurteile kommt es gar nicht an, sondern auf die jetzt vollständig vorliegende Überlieferung, die in der Weimarischen Ausgabe zu ihrem Rechte gelangt ist. Da fällt denn der posthume Druck C 41 natürlich gar nicht ins Gewicht, da seine Lesart „Stand" einfach auf H, die Haupthandschrift, zurückgeht. Dieser Schreiberhandschrift gegenüber aber steht die eigenhändige Handschrift H[45]. Bei der graphischen Ähnlichkeit der Lesarten „Stand" und „Strand" ergibt sich für den Textkritiker die Alternative, daß entweder Goethe sich verschrieben und den Fehler vor Herstellung der Reinschrift rektifiziert hat, aber daß ein Schreib-, beziehungsweise Lesefehler des Schreibers vorliegt. Daß wir uns in dubio für die zweite Möglichkeit zu entscheiden haben, versteht sich für jeden, der sich mit textkritischen Fragen abgegeben hat, von selbst, und Erich Schmidt, der W 15², S. 7 den textkritischen Wert von H erörtert, verfuhr nur methodisch korrekt, wenn er „Strand" als genuine Lesart in den Text setzte. Er hat die Lesung auch trotz Harnack in dem soeben erschienenen 14. Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe beibehalten. Zum Überfluß erfahren wir auch, daß in H[45] „Strand" „auf den ersten Blick nicht ganz deutlich" ist, so daß wir die Entstehung des Lesefehlers zu verstehen glauben. Wer sich in der Verteidigung unwahrscheinlicher Spitzfindigkeiten gefällt, könnte allenfalls einwenden, in H[60], dem ersten Entwurf, stehe „eiliges ‚Stnd'", Goethe habe „Stand" gemeint, in H[45], sich selbst mißverstehend, „Strand" geschrieben, aber später seine ursprüngliche Intention wieder richtig erkannt. Aber, ich glaube, es lohnt sich nicht, diesen totgeborenen Einfall ernsthaft abzutun.

Victor Michels.

Entgegnung.

R. Sprenger in Northeim hat (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 19, 787) vermutet, daß bei Hermann Kurz, Schillers Heimatsjahre (ed. Heyse 3, 94) statt „mit einer riesigen" Schönheit zu lesen sei „mit einer rasigen". Dafür beruft er sich darauf, daß später (3, 112) von der „hübschen Frau" die Rede ist. Daß das zu „riesig" nicht recht stimmt, ist wohl richtig; aber an der Stelle, wo „riesig" steht, paßt es ganz vortrefflich, jedenfalls so gut oder besser als „rasig" (für welches Parallelen zu geben gewiß nicht nötig gewesen wäre). Einen Setzerfehler anzunehmen, wird man sich nicht entschließen können. Die Stelle ist von Kurz dreimal zum Abdruck gebracht worden; zuerst im Morgenblatt 1843, Nr. 97, dann in der ersten Auflage des Romans 1843, endlich in der zweiten, von Kurz selbst umgearbeiteten 1857. In allen drei Drucken steht „riesig". Daß es, wenn es ein Irrtum war, dem Dichter dreimal entgangen wäre, dieser Annahme ist doch die einer leichten, unbemerkt gebliebenen Diskrepanz zwischen den beiden Stellen unbedingt vorzuziehen.

Tübingen. Hermann Fischer.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Seite 363 meines Buches: „Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur": Im 63. Band der Allgemeinen deutschen Bibliothek" (2. Stück, S. 624) steht eine Rezension über Jean Pauls „Skizzen" (2. Teil), die der Dichter bei ihrem Erscheinen selbst nicht gelesen hatte. Erst Pfarrer Vogel machte ihn am 17. Juli 1787 darauf aufmerksam: „Die Rezension der Skizzen in der

A. d. Bibl. steht schon im 63sten Band ...."[1]) Obgleich ich auch diesen Brief, wie alle übrigen von und an Vogel mit dem Original im Britischen Museum zu London kollationiert hatte, war mir die Stelle doch bei Konzeption meines Buches entgangen. Die Rezension ist wohlwollend, betont aber am Schlusse, daß sich die zur Lektüre der Satiren aufgewandte Mühe nicht genug belohne.

Ferd. Jos. Schneider.

Zu meinem kleinen Aufsatz Euphorion 9, S. 273 ff. kann ich jetzt nachtragen, daß die Vermutung, der Kindervers sei als Grabschrift gedacht gewesen, an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Bei Karl Knortz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe?, 3. Auflage, Jena 1906, finde ich S. 198 ein ganz ähnliches englisch-amerikanisches Verschen: Ding! dong! passing bell; | Fare thee well my mother. | Put me in my chip-chip-chap | Beside my darling brother. | My coffin shall be black, | Six angels at my back. | Two to sing, | Two to pray, | And two to take my soul away etc.

Karl Reuschel.

Bei der Korrektur meiner Anzeige neuer Platen-Schriften Euphorion 13, Seite 203 ff. ist mir leider entgangen, daß auf S. 203 als Erscheinungsjahr von Ungers Buch über Platens Verhältnis zu Goethe 1901 statt 1903 angegeben ist, was ich hier verbessern möchte, obwohl der Leser das richtige Zeitverhältnis von Petzets Veröffentlichung des dramatischen Nachlasses zu Ungers Schrift wohl schon aus S. 221 erschlossen haben wird. Ich benutze diese Gelegenheit zu der Bemerkung, daß ich wegen der längeren Frist, die infolge der Schiller-Veröffentlichungen des Euphorion zwischen Absendung und Drucklegung meiner Handschrift verstrichen ist, inzwischen in manchen Einzelheiten zu anderen Urteilen gelangt bin. Namentlich lege ich Wert darauf, schon hier festzustellen, daß ich auf Grund einer neuen gründlichen Beschäftigung mit Platens Iphigenien-Fragmenten von meinen auf S. 229 gegen Petzets Würdigung ausgesprochenen Bedenken durchaus abgekommen bin und mich, allem Widerspruch zum Trotz, den der ebenso kundige wie feinsinnige Platen-Forscher gerade in diesem Punkte gefunden hat, in der hohen Wertschätzung der Bruchstücke freudig ihm zur Seite stelle.

Jena. Rudolf Schlösser.

Zu Euphorion Band 13, S. 299. Stefan Hock, Gustav Kettner, Heinrich Oertel, A. Schullerus und G. Witkowski teilen übereinstimmend mit, daß das erste Zitat aus der Schauerromanze ‚Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten' von Joh. Friedr. Aug. Kazner stammt. (Goedeke 4, 46; Kazners ‚Fabeln, Epigramme und Erzählungen' Frankfurt am Mayn 1786, S. 305; Friedländer, Das deutsche Lied des 18. Jahrhunderts 2, 214; Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar Nr. 28 usw.) — Das zweite Zitat entstammt der berühmten Schilderung vom Stierkampf in Müllners Schuld.

[1]) Ich zitiere nach dem Original im Britischen Museum; Wahrheit 4, 184 weicht im Texte etwas ab.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Februar, im Satz am 31. August 1906.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

◦ ◦ Förderer. ◦ ◦

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien

Zu Adam Puschmanns Lehre vom Sprechvers des 16. Jahrhunderts.

Von Reinhard Buchwald in Leipzig.

In der Debatte über den Sprechvers des 16. Jahrhunderts hat es sich in letzter Zeit fast allein darum gehandelt, eine genaue Interpretation der beiden Auflagen von Adam Puschmanns „Gründlichem Bericht des deutschen Meistergesangs" von 1571 und 1596 zu geben; ich nenne nur den Aufsatz von M. H. Jellinek in Sievers' „Beiträgen" 29, 356 ff., dem Albert Köster in den „Berichten der philologisch-historischen Klasse der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig" von 1905 entgegengetreten ist.

Der Streit soll hier nicht entschieden werden; nur zur Klärung der mancherlei Fragen möchte ich beitragen, indem ich eine weitere besonders präzise Äußerung Puschmanns zugänglich mache. 1592 ließ dieser nämlich bei Ambrosius Fritsch in Görlitz seine 1580 verfaßte „Comedia Von dem Patriarchen Jacob / Joseph vnd seinen Brüdern / die gantze vollkomene Histori / kurtz begriffen." drucken, und zwar „Zusampt dreyen Vrsachen / warumb diese Comedia componirt worden". In der ersten dieser Vorbemerkungen erwähnt er, daß Hans Sachs sich mit dem Plan getragen habe, die Geschichte Josephs „Comediae weise" zu behandeln, jedoch davon abgekommen sei, da er bei ihr nicht mit den 10 bis 12 Schauspielern (nicht Rollen!) ausgekommen wäre, auf die er sich stets beschränkt habe. „Drumb," schließt Puschmann, „habe ich diese Comedia / alleine jhm zum Gedechtniß / vnd mir zu einem Exercitio / vnd nicht zu einem Ruhm / componiret."

Im zweiten Abschnitt bespricht er seine Vorgänger in der Behandlung des gleichen Stoffs, über die uns die Tabelle bei A. von Weilen „Der ägyptische Joseph" ziemlich sicher unterrichtet (vgl. Scherer, Deutsche Studien 3, Wiener Sitzungsberichte 90, 1878), vom dramaturgischen Standpunkte aus, im dritten vom metrischen. Auf ihn kommt es uns hier an; er lautet:

Die dritte vnd fürnembste Vrsach dieser Comedien Composition.

Etliche ehegemelte publicirte Comedien / Tragedien vnd Deutsche Spiele / so wol auch andere Getichte deutsche Versen / Reymen oder Rithmi (ausser Hans Sachsen compositionen) deren viel im Druck vnd anderwegen Publiciret vnd Ediret sind / bringen sehr viel falsche Reymen mit sich / der alten Autoren Regeln in deutscher Poeterey gar zuwider / bringen dennoch tunckelen verstandt beyde der Texten vnd Geschichten / also / das wol von nöthen were bessere Erklerung der Sensuum.

I. Erstlich / tichten sie sehr böse vnd falsche Bundt Reymen / Denn sie binden vnd reymen die Versen oder Rithmos gar vbel zusammen / vnd mutiren offtmals die Vocales in Diphthongos / zwingen offtmal zweene Vocales in einē / auch bißweilen die Consonantes / durch welche Mutatio die Versen oder Rithmos an bundtreymen gar geselscht werden / Welches alles dem Donaten vnd der Grammatica zu wider wird geschrieben vnd außgesprochen / vnd wird also der Orthographia gar vergessen. Mit was Gerechtigkeit solches bißhero geschehen oder noch geschiht / kan jeder Verstendiger wol ermessen.

Denn rechte Deutsche Versen vnd Reymen / sollen vnnd müssen nach der rechten hohen Deutschen Sprache außgesprochen vnd geschrieben werden / vn̄ den Regeln der Grammatica vberein treffen / welche beyde mit der vnser alten Autorum Regeln jhrer Poeterey nach concordirn.

Zum andern / halten sie keine zahl noch masse der Sylben in Versen oder Rithmus / das ist / sie machen offtmal 2. 3. oder 4. Sylben mehr oder weniger als in die andern versen (Nur das sie vermeinen besseren verstandt der meynung an den Tag zugeben) sampt schrieben sie etwan eine Misinen oder andere Getichte / welche sich nicht reymen dörffen / ist auch ein groß vicium.

Wie viel man aber Sylben in einen Versen machen sol / wil ich allhie niemandt sonderliche instruction geben / Sondern ich habe bey vielen Gelehrten Leuten / auch an Hans Sachses Composition der Deutschen Versen gesehen / das sie gemeyniglich zu Stumpffen Versen oder Reymen 8. Sylben / vnd zu den klingenden Versen 9. Sylden / gebrauchen / Bey solcher anzahl der Sylben / sonderlich in Spielen der zugebrauchen / ich es meiner einfalt nach / verbleiben lasse. Belanget aber alle Gesenge / muß man die Versennach der Melodia richten / wie viel jede Melodia Sylben erfordert / muß man in selben Versen oder Reymen / so viel Sylben machen / vnd in einem Gesetz nicht mehr als im andern.

Zum dritten / Tichten sie nach jhrem mißverstande / die klingende Versen oder Reymē / in eine gerade anzahl der Sylben / vnd dargegen die Stumpffen Versen oder Reymen in eine vngerade anzahl der Sylben / da doch jeder Stumpffer Verß in Deutscher Sprach sol vnd muß ein gerade anzahl der Sylben haben / nach vermöge der alten Autoren Regeln / Solches ist auch ein großer Error vnd mißverstandt in Deutschen Versen zutichtē.

Zum vierdten / In der Anzahl der Versen / welche in einē Periodo begriffen / Tichten sie an die Bundtwörter / welche sich reymē müssen / viel aequiuoca verba. Nemlich / Wörter oder Syllaben / welche mit einerley Buchstaben geschrieben werden / vnd einerley Signification mit sich bringen / Als / Haben vnd haben / Lesen vnd lesen / Mehr vnd mehr / Das vnd das / vnd dergleichen Wörter.

Solche aequiuocen sollen auch nicht getichtet werden / als wörter die mit einerley Buchstaben geschrieben werden. Es were denn / das solche Wörter zweyerley Significationes mit sich brechten / dieselbigen mag man Passiren lassen. Exempel / Er kan gar wol in dem Buch lesen / Er thet dort in dem Weinberg lesen / Oder / Er treibet das je lenger mehr / vn̄ Er schwimmet in dem wilden Meer / etc.

Solche vier errores vnd vicia / sind in der Deutschen Paeterey / nach der alten 12. Meyster vnd Autoren Regeln (welche eins theyls Doctores / Magistri vnd ander fürneme Leute gewesen) gar nicht breuchlich zu billichen / darumb sie Hans Sachs auch mehrer theyl vermieden hat.

Auch haben etliche wolgelehrte Leute / welche lust halben Deutsche Versen geschrieben / solcher 4. Errores wahr genommen zu vermeyden / Darumb sie sondern zweyffel solchen rechten Verstand guter Deutschen Versen auch gehabt / Wie man zu einem Exempel solcher guten deutschen Versen eine ziemliche anzahl in einer Deutschē Postillen Philippi Melanchthonis / welche der Herr M. Johan. Policarpus / Prediger zu Weissenfelß / Anno 66. zu Nürnberg hat lassen in Druck außgehen [1]) / In derselbigen Postilla / sind solcher guter Deutscher Versen / wie ehe gemelt / nicht wenig zu finden / Es habe sie gemacht auch wer es sey / so lobet das Werck den Meyster.

Darumb sol jeder Componist Deutscher Versen sich befleissigen / solche vier Errores zu vermeyden / wenn er sich in Deutscher Poeterey uben wil / vnd von Verstendigen solcher Poeterey / vngetadelt wil bleiben.

Solche vier Errores / haben mich auch zum theyl verursachet / wie vorgemelt / diese Comedia zu componiren / vnd so viel wie müglich / erzehltes zu vermeyden.

Dazu füge ich noch die folgende Stelle aus der „ersten Ursach“:

Vnd habe ehegemeldte Versen oder Reymen / fast in Zahl vnd Maß der Sylben / wie Hans Sachs gepflegen / getichtet.

Auch habe ich in einem Periodo / keine Equiuoca getichtet / In massen man in einem Gesetz / in Meisterliedern pfleget."

Der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar bin ich für die Übersendung ihres Exemplares der Puschmannschen Komödie zu Dank verpflichtet.

Der Verfasser des Wiener Genovefa-Dramas.

Von N. Scheid, S. J., in Feldkirch.

Prof. B. Seuffert hat der Veröffentlichung des Wiener Jesuitendramas Genovefa als Einleitung eine kurze Würdigung des Stückes vorausgeschickt.[2]) Darin charakterisiert er den Verfasser des Spieles als „einen belesenen, poetisch nicht ganz unbegabten, ziemlich selbstständig dichtenden Jesuiten“, wagt aber keine weitere Vermutung

[1]) Gemeint ist Johann Daume-Pollicarius, 1543—1568 in Weißenfels (siehe Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit [2] 1898) „Philipp Melanchthons Postille, Teutsch übersetzt“ (siehe Adelung 6, 533); er schrieb de vocum compositione libri III (Jöcher 1751, 3, 1665).

[2]) Archiv für Literaturgeschichte, Band 8, S. 361 ff.

über Namen und Persönlichkeit des Dichters. Wohl setzt er eine Aufführung voraus, „wenn auch keine Notiz in der Handschrift [1]) eine solche bezeuge", und rechnet das Drama zu den sogenannten ludi caesarei. Seuffert scheint damals den berühmtesten österreichischen Jesuitendramatiker Avancini noch nicht gekannt und von dessen „Genovefa" noch nichts gewußt zu haben.

Diese Lücke in der Untersuchung über die Genovefa-Bearbeitungen hat Bruno Golz [2]) glücklich ausgefüllt. Ihm war eine innere Beziehung zwischen der Avancinischen Schulkomödie und dem von Seuffert publizierten Drama „offenbar" und er weist auf die auffallendsten Ähnlichkeiten beider Stücke kurz hin. Danach scheint es ihm am wahrscheinlichsten, „daß jenes Wiener Drama auf dasjenige des Avancinus eingewirkt habe", wobei er aber das Umgekehrte auch nicht für unmöglich hält; „jedesfalls liege bei der räumlichen Nähe der Verfasser als Österreicher eine Einwirkung des einen auf den anderen im Bereiche der Möglichkeit". [3])

A. v. Weilen [4]) spricht zuversichtlicher. Nach ihm „ist die Genovefa des Avancinus in dem gleichnamigen Drama von 1673 (dem von Seuffert abgedruckten) bis in die Einzelheiten nachgeahmt". Die Behauptung wird nicht erwiesen.

Was ist an den vorgetragenen Ansichten Wahres?

Zunächst muß zugegeben werden, daß zwischen den beiden Dichtungen eine sehr große Ähnlichkeit besteht. Die Nachweisungen, die B. Golz im Aufbau sowohl als auch in einzelnen Szenen erbracht hat, lassen sich noch bedeutend vermehren, wenn man die Vergleichung der zwei Schulspiele genauer durchführt. Es wird dann der Eindruck erweckt, als ob Avancini die knappe Darstellung des Wiener Dreiakters zu einem breit angelegten Drama von fünf Aufzügen aufgeschwellt habe. Im großen ganzen wird in beiden Stücken der Gang der Haupthandlung auf gleiche Weise durchgeführt: im Wiener Drama ohne viele Motivierung, während Avancini alles und jedes bis ins kleinste breit und reich ausschmückt. So schickt er seiner eigentlichen Handlung, die mit der Auffindung von Genovefas Abschiedsbrief an Siegfried einsetzt, einen ganzen Akt als Einführung voraus, um mit der Vorgeschichte bekannt zu machen. Demselben Zwecke dienen geschickt eingefügte Szenen, worin das Leben Genovefas während der Abwesenheit ihres Gemahls und Golos böse Anschläge gegen die Pfalzgräfin in ziemlicher Deutlichkeit erzählt werden, wie etwa die 11. und 12. Szene des 4. Aktes mit den Berichten

[1]) Kaiserl. Hofbibliothek zu Wien, Nr. 13221.
[2]) Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung, Leipzig 1897.
[3]) S. 34 und 35.
[4]) Die Theater Wiens, Band 1, S. 32.

des Pagen Philindus und der Hofdame Rosilla. Golo selbst erscheint bei Avancini mit seiner ganzen Familie, die er in sein eigenes Verderben verstrickt. Die breiteste Erweiterung hat der Zauberer in seiner Beziehung zu seinen Dienern, den bösen Geistern, erfahren; er wird schließlich geständig und büßt auf dem Scheiterhaufen seine Verbrechen. Selbstverständlich dehnen sich auch die Genovefa-Szenen ohne wesentliche Bereicherung der Handlung bei Avancini über die fünf Aufzüge aus, wobei insbesondere der kleine Benoni in seinem Verkehre mit Engeln und Geistererscheinungen behaglich breit vorgeführt wird.

Diese Aufschwellungsmethode wird ebenfalls innerhalb einzelner gleichartiger Auftritte beobachtet. So deckt sich beispielsweise inhaltlich vollständig Avancinis 1. Szene des 2. Aktes mit dem Beginn der Handlung im Wiener Drama: Siegfried findet zufällig Genovefas Abschiedsbrief an ihn und wird dadurch auf den Verdacht von Golos Schuld geführt. Aus den 32 Versen des Wiener Spieles wußte der langjährige Rhetorikprofessor Avancini volle 90 zu machen, einzig durch rednerische Ausschmückung, wobei sogar Ausdruck und Auffassung, wo es angängig war, beibehalten werden. Zum Beleg ein kurzes Beispiel.

Wiener Drama (Siegfried hat den Brief zu lesen begonnen):

Ah! verba, non tam verba, quam tela intimis
Haesura fibris! perge, singultus preme,
Lachrymasque siste pertinax animi dolor.
„Sigefride, dulce nomen!" — Ah! dirum, efferum,
Atrox, cruentum nomen!

Avancini (Siegfried findet den Brief und liest absatzweise):

Quid hic ego?
„Sigefrido, amato coniugi." O telum grave
Vulnusque acerbum! Perge! quid trepidas manus!
Reclude amantis paginam, et totam dolor
Mensuram amoris aequet. O luctus! lege,
Si legere ab oculis lacryma exundans sinit.
„Sigefride, gemma coniugis." Melius voces
Suae venenum coniugis, serpentem, hydrum,
Draconem, hyaenam, viperam. o thori mei
Amorque honorque! nunc dolor!

Dieselbe rhetorische Kunst wiederholt sich oft. Manchmal freilich gewinnt die Handlung an hübschen Nebenmotiven. So erbreitert Avancini z. B. das beiden Stücken gemeinsame Nebenspiel von Genovefas Bruder als Rächer seiner Schwester durch Schilderung von verschiedenen Plänen und Mordversuchen über die fünf Akte hin. Dabei ist ihm die Einführung des Rächers gut geglückt. Der Fremde gibt sich nämlich als dänischer Königssohn aus und führt als Grund

seiner Reise einen ganz unerwartet ausgebrochenen Krieg seines Vaters mit dem Schwedenkönig an; letzterer habe seine einzige Schwester, ein Ideal von Schönheit und Tugend, als Gemahlin heimgeführt, sie dann aber auf einen voreiligen Verdacht hin ermorden lassen — geradeso ungerecht und grausam war ja Siegfried mit Genovefa verfahren; es ist das vielfach nachgeahmte Schauspielmotiv in Shakspeares „Hamlet“ mit dem gleichen Erfolge.

Das Verhältnis der Chöre beider Spiele gestaltet sich anscheinend etwas freier, aber durchaus nicht unabhängig voneinander. Das Wiener Drama hat im 1. Chor Golos Treulosigkeit und Siegfrieds Reue zum Gegenstand, während der 2. sich um Genovefas Unschuld bewegt. Hierin zeigt sich Avancinis Ausführung einheitlicher: in allen 4 Chorliedern bildet der Kampf der Unschuld gegen Lüge und Verleumdung das leitende Motiv, ganz in Anlehnung an die Geschehnisse im Drama selbst, natürlich auch mit sieghaftem Ausgang für die verfolgte Unschuld.

Sonach besteht zwischen den beiden Dramen die innigste Beziehung, die mitunter bis in kleine Einzelheiten sich erstreckt.[1] Es stellt sich also die sprichwörtlich gewordene Frage des Untersuchungsrichters zur Beantwortung: uter utri insidias fecerit — oder haben die zwei Jesuitenkomödien vielleicht einen und denselben Dichter zum Verfasser, Avancini?

Sowohl Seuffert als auch Golz nehmen mit Sicherheit eine Aufführung des Wiener Stückes an, obgleich eine solche nicht bezeugt sei. Die Bezeugung fehlt nicht. In den sogenannten litterae annuae der österreichischen Ordensprovinz aus dem Jahre 1673[2]) wird unter der Rubrik „scholae“ in ausführlicher Weise über die hervorragendsten theatralischen Aufführungen des Jahres berichtet. Den

---

[1]) Die von Bruno Golz bereits aufgedeckten Ähnlichkeiten wurden hier nicht wiederholt.

[2]) Wiener Hofbibliothek, Handschrift 12070. Diese litterae annuae machten als erbauliche Lektüre die Runde bei den einzelnen Häusern. Nach diesem besonderen Zwecke waren sie auch abgefaßt. Sonach können sie nicht als vollwertige Geschichtsquellen gelten. Wohl verdienen die mitgeteilten Tatsachen als solche ganze Glaubwürdigkeit, vielleicht weniger ihre Würdigung. Dabei werden mit Ausnahme der Verstorbenen alle Namen der Ordensmitglieder unterdrückt, höchstens mit quidam angedeutet. Eine Ergänzung bilden die sogenannten historiae domus, das heißt die Chronik der einzelnen Häuser, die eine kurz abgefaßte, getreue Darstellung der wichtigsten Ereignisse der verschiedenen Ordensniederlassungen bilden soll. So gelingt oft erst durch Vergleichung dieser beiden Dokumente die genaue Feststellung einer Nachforschung, zuweilen aber bleibt jedes Suchen vergebens, weil dem Schreiber der betreffenden Chronik das Ereignis für die Aufzeichnung nicht wichtig erschien. Überdies hat die Art und Weise der Abfassung dieser Chroniken zeitweise manche Änderungen erfahren, die man zu einer richtigen Benützung beachten muß.

Reigen eröffnet das Grazer Kollegium. Von den zwei Schuldramen daselbst hat das Stück „Cyrus“ als ludus caesareus ganz besonders gefallen und den persönlichen Beifall Kaiser Leopolds und seiner Gemahlin gefunden. So etwas habe Graz vordem noch nicht gesehen. Der Verfasser des Dramas war Avancini, damals Rektor des Kollegs. Das Spiel wurde in einer Einzelausgabe, jedesfalls zum Zwecke der Aufführung. in Graz gedruckt und später in den 4. Band der Avancinischen Dramen aufgenommen. Dem Spiele geht ein Prolog voraus, der mit dem der Wiener Genovefa inhaltlich und formlich große Ähnlichkeit aufweist. Nach dem prunkvollen Bericht der Grazer Festlichkeiten gehen die litterae annuae nach Wien über — man sollte eine umgekehrte Rangordnung erwarten — und buchen die Aufführungen des dortigen Kollegs, die ebenfalls die Zufriedenheit der kaiserlichen Majestäten erlangt hätten. Dann aber werden noch besonders die Klassenspiele des kleinen Gymnasiums an dem sogenannten Profeßhause erwähnt. Es waren nämlich die vier unteren Klassen wegen Überfüllung des Kollegs als eigenes Gymnasium in dem genannten Profeßhause untergebracht. Hier wurde zu Neujahr in Gegenwart des Kaisers und vor einem ausgewählten Zuschauerkreis die Genovefa aufgeführt und es wird ausdrücklich bemerkt, „daß die kaiserliche Majestät ihre Genugtuung auch durch sehr freundliche Worte erklärt habe“. Damit sind Ort und Zeit und nähere Umstände der Genovefa-Aufführung vollauf bezeugt. Also Schüler von 10 bis 14 Jahren haben das Spiel zur Darstellung gebracht; daraus erklärt sich die große Einfachheit des Stückes, der Golz „vom rein ästhetischen Standpunkte aus“ vor der breiteren Darstellung Avancinis den Vorzug geben möchte. Weiterhin kann das Schulspiel im engeren Sinne des Wortes nicht den ludi caesarei großen Stiles beigezählt werden, wenn auch der Kaiser aus besonderem Wohlwollen die Aufführung mit seiner Gegenwart verherrlichte, wie das noch öfter erwähnt wird, so z. B. in demselben Jahre zu Fastnacht, da der „Wettstreit der 4 Temperamente“ aufgeführt wurde. Wer aber war der Verfasser des Stückes? Bekanntlich lehrten an den unteren Klassen der alten Jesuitenschulen gewöhnlich jüngere Mitglieder des Ordens, sogenannte Scholastiker, die noch keine theologischen Studien gemacht hatten. Sie standen unter besonderer Aufsicht eines erfahrenen Studiendirektors, wie es beispielsweise Avancini eine lange Reihe von Jahren in Wien gewesen ist.[1]) Nun dürfte es wohl nicht leicht annehmbar sein, daß einer dieser jungen

[1]) So von 1654 bis 1656 und von 1658 bis 1664. Vgl. das Schulprogramm des Privatgymnasiums Stella matutina zu Feldkirch 1899 „P. N. Avancini“. Die Daten sind den alten Ordenskatalogen entnommen.

Lehrer selbständig ein so wohl geglücktes Stück verfaßt hätte, auch wenn er noch so gut in die Avancinische Eigenart, etwa als Schüler des Meisters, sich eingelebt hätte. Denn Avancini hat, wie unter den Dichtern seines Ordens beispielsweise Balde, Masen, Bidermann einen fest ausgeprägten Stil und die Wiener Genovefa trägt unverkennbar in Sprache und Anlage diesen Stempel. Auch der andere Erklärungsversuch, es habe vielleicht einer dieser Magistri der Grammatikalklassen aus dem Avancinischen Drama einen geschickten Auszug gemacht, scheint nicht sehr glücklich. Einmal nämlich ist es höchst unwahrscheinlich, daß Avancinis Genovefa damals schon fertig vorlag. Gedruckt war sie sicher noch nicht. Die Erlaubnis zur Veröffentlichung seitens der Ordensobern hat der General selbst erst im Jahre 1685 gegeben.[1]) Der Dichter weilte die vier letzten Jahre seines Lebens an der Ordenskurie in Rom. Ebenso fragwürdig möchte es sein, ob 1673 ein Manuskript des Stückes völlig ausgearbeitet war; sonst wäre es schwer begreiflich, warum der Verfasser so lange mit der Drucklegung gewartet hätte; denn 1675 erschien eine Doppelausgabe der Dramen Avancinis in 4 Bänden.

Doch selbst angenommen, der Dichter habe seine Arbeit in der Handschrift um diese Zeit allenfalls so weit fertig gestellt, daß etwa nur noch eine letzte Feile nötig gewesen wäre, so würde dadurch wohl die Möglichkeit zu einem Auszug erwiesen, keineswegs aber ein berechtigter Schluß auf die vorliegende Wiener Genovefa gestattet werden. Fürs gewöhnliche nämlich wird eine Kürzung so vorgenommen, daß alles Entbehrbare gestrichen, das Wesentliche aber auch dem genauen Wortlaute nach beibehalten wird; nun aber zeigt der Vergleich zwischen Avancinis Drama und dem Wiener Stück bei aller Ähnlichkeit im Gange der Handlung doch nirgends, auch nicht einen einzigen völlig gleichen Vers. Das wäre ein gekürzter Auszug ganz eigener Art, wie er schwerlich je gemacht worden ist.

Die einfachste Lösung, die alle Schwierigkeiten in befriedigender Weise beseitigt, ist kurz gesagt folgende: Die Wiener Genovefa stellt einen ersten Entwurf Avancinis dar, den der Dichter später aus seiner einfachen Form zu einem Drama hohen Stiles umgearbeitet und druckfähig gemacht hat.

Daß er bei dieser Erweiterung nur die Entwicklung der Handlung beibehalten, den Text aber einzig dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach in die Neubearbeitung eingefügt hat, findet schon die vollste Erklärung in der Bestimmung beider Dichtungen. Die Skizze war für eine Aufführung durch Untergymnasiasten geschrieben, während

---

[1]) Danach beurteilen sich die Vermutungen, die Bruno Golz (S. 34) auf eine irrige Angabe Stögers hin versucht hat.

das ausgearbeitete Drama der Leistungsfähigkeit reifer Schüler angepaßt war, oder anders ausgedrückt, das Gerippe mußte als Schulübung der Grammatikalklassen gelten, das im Druck veröffentlichte Spiel dagegen wäre als eigentliche Jesuitenkomödie im Falle einer Aufführung eine Glanzleistung des ganzen Gymnasiums gewesen. Leider läßt sich aus den erhaltenen Berichten keine solche Inszenierung nachweisen weder vor noch nach der Veröffentlichung des Dramas. Dadurch wird freilich die Annahme bestätigt, daß Avancini erst während seines Aufenthaltes in Rom die Genovefa vollständig ausgearbeitet habe; denn in der Regel erfolgte die Drucklegung eines Dramas erst dann, wenn eine glänzende Aufführung unter Beifall vorausgegangen war.

Und so wird man sich die Entstehung beider Stücke am einfachsten so vorzustellen haben, daß Avancini zunächst während seiner langjährigen Schultätigkeit in Wien — von 1636 bis 1672 mit der ganz vorübergehenden (23. November 1664 bis 5. Mai 1666) Unterbrechung seines Rektorats in Passau — die Skizze zum engeren Schulzwecke entworfen hat. Diese Arbeit überließ er dann wohl einem jüngeren Ordensmitbruder und half dadurch seinerseits noch mit, das Doppelfest der Vermählungsfeier Leopolds und der 400jährigen Regierung Habsburgs auch an dem kleinen Gymnasium in Wien würdig zu begehen. Diese Vermutung findet eine nicht geringe Stütze in der bereits angedeuteten Ähnlichkeit des Prologs der Wiener Genovefa mit dem Vorspiel zu Avancinis „Cyrus"; beide Huldigungen an Kaiser Leopold und sein Herrscherhaus stimmen nach Inhalt und Form vielfach überein mit dem Unterschiede, daß das Vorspiel zu „Cyrus" großartiger angelegt ist; der Dichter mußte als Rektor von Graz (seit 7. Februar 1672) dem Feste seines Kaisers ein würdiges Kaiserspiel weihen, während das kleine Stück für Wien den 10- bis 14jährigen Darstellern mundgerecht gemacht worden war. Die einfache, aber hübsche Schulübung hatte allgemeinen Beifall gefunden, eine Aufforderung für den Verfasser, den kurzen Entwurf nicht untergehen zu lassen. Jedoch ließen die nächstfolgenden Jahre bis zur Übersiedlung des Dichters nach Rom (1682) für poetische Beschäftigungen keinen Raum; als Visitator von Böhmen und als Provinzial der österreichischen Ordensprovinz lasteten höhere Verwaltungssorgen auf den Schultern des Mannes. Erst die verhältnismäßig ruhigere Zeit an der Kurie des Generals gestattete eine Wiederaufnahme der früheren Lieblingsbeschäftigung und so entstand der 5. Band der Avancinischen Dramen, unter denen die Genovefa die erste Stelle einnimmt.

Diese einfache Annahme, daß das Wiener Drama Avancinis erste Skizze gewesen sei, erklärt allein in zufriedenstellender Weise die große Ähnlichkeit, ja völlige Übereinstimmung in den Hauptzügen,

die zwischen beiden Stücken unverkennbar obwaltet. Zu unterstellen, Avancini, der weitaus bedeutendste österreichische Jesuitendramatiker, habe den Entwurf eines anderen, und gar noch jüngeren Ordensgenossen zur weiteren Ausführung benützt und dann als volles literarisches Eigentum veröffentlicht, klingt doch kaum weniger befremdlich, als etwa im Ernste zu behaupten, Schiller habe sich einen Plan Kotzebues als Vorlage zu einem seiner klassischen Dramen genommen. Nicht ganz so ungeheuerlich hörte sich freilich die Möglichkeit an, daß Avancinis Schulkomödie von einem jüngeren Ordensmitbruder in der Verlegenheit geplündert, beziehungsweise verstümmelt worden sei,[1]) wenn eine solche Annahme zur einzigen Erklärung durchaus notwendig und als Wirklichkeit auch nur einigermaßen wahrscheinlich wäre.

Eine eingehendere Würdigung der beiden Dramen läßt sich richtig und gerecht nur im Zusammenhange der zahlreichen Avancinischen Bühnendichtungen geben, die einer anderen Gelegenheit aufbewahrt werden muß.

Die „Montperniaden" in Lessings Epigramm auf Voltaire.

Von H. Droysen in Friedenau.

In dem bekannten Epigramm Lessings auf den Ausgang des Prozesses zwischen Voltaire und dem Schutzjuden Hirschel heißt es von Voltaire:

> Der von dem schrecklichen Ödip
> den sauberen Witz bis zu Montperniaden trieb.

Eine Erklärung dieser „Montperniaden" ist bisher nicht versucht worden, obwohl sie nahe genug lag. Nach dem Zusammenhang müssen sie ein Gedicht Voltaires im Gegensatz zu dessen Trauerspiel Ödipe, burlesk und unsauber gewesen sein. Das Personenverzeichnis, das Beuchot seiner Ausgabe der Werke Voltaires 1840 beigegeben hat, verweist unter den Namen: Montperni auf zwei Briefe Voltaires, die wenigstens erkennen lassen, um was es sich in diesem Gedichte gehandelt haben muß.

Am 24. August 1750 schrieb Voltaire seiner Nichte, Madame Denis: Der Kammerherr der Markgräfin von Bayreuth, Marquis

---

[1]) Vielfach findet sich gerade für jüngere Lehrer das Verbot eingeschärft, fremde Manuskripte zu benützen.

de Montperni, der am 8. August mit seinen Herrschaften nach Potsdam gekommen war (Voltaire weilte dort seit dem 10. Juli als Gast des Königs), sei durch einen Anfall von Kolik auf den Tod erkrankt; er habe nach einem Apotheker und einem Klistier verlangt, statt dessen sei, von dem Diener herbeigerufen, der Geistliche mit der letzten Wegzehrung erschienen usw. usw. Voltaires Sekretär habe dieses Abenteuer in Verse gebracht, die man jetzt ihm, Voltaire, zuschreibe. Dem Herzog von Argental schrieb Voltaire am 23. September 1750 dieselbe Geschichte und nennt Tinois, seinen Sekretär, als den Verfasser dieser Verse: er bitte den Herzog, wenn diese Verse in Paris bekannt würden, was bald der Fall sein werde, doch ja alles dazu zu tun, daß man ihn nicht für den Verfasser halte.

Durch einen glücklichen Zufall bin ich in der Lage, den Lessingforschern jetzt auch den Wortlaut dieses Gedichtes vorlegen zu können; es findet sich in einem Sammelbande aus dem Nachlaß der Königin Sophie Dorothea, der abschriftlich alles mögliche enthält (im Geh. Staatsarchiv in Berlin), als erstes der „Quiproquos par Mr. de Voltaire“. Durch diese Überschrift und die Herkunft dieser Abschrift wird zugleich erwiesen, daß Voltaires Behauptung, sein Sekretär Tinois sei der Verfasser dieses Gedichtes, Flunkerei ist; nach seiner Gewohnheit leugnet Voltaire, sobald ihm die Sache bedenklich zu werden beginnt, die Urheberschaft eines Gedichtes dreist ab und schiebt sie noch dreister einem anderen zu.

Das Gedicht verbreitete sich nicht nur abschriftlich in den Berliner Hofkreisen, Voltaire schreibt seiner Nichte: il passe dans tous les cabinets de l'Europe, sondern erschien auch Ende September in einem Druck unter dem Titel: Vers de l'illustre Voltaire sur le cul d'un chambellan de Bayreuth et sur son extrême onction und brachte so die erste Probe von Voltaires „sauberem Witz“ zur Kenntnis des weiteren Berliner Publikums.

Das Gedicht lautet:

Montperni, ce bon catholique,
Ayant le transport au cerveau,
A demandé le viatique
Et ce beau sacrament nouveau
de ces huiles, que sur la peau
Pour l'autre monde on nous applique.
Un prêtre apporte en jupon noir,
Son Dieu, son huile et son coton.
Montperni tourne la derrière.
Comment donc, je n'ai jamais vu,
Lui cria le prêtre en colère,
Qu'on ait reçu Dieu par le cul.
L'autre dans son sens revenu
(nach dem Reim falsch abgeschrieben rêveur?)

Lui dit: Je ne veux qu'un clistère!
  Mais je suis votre bon pasteur!
Mais je veux un apothécaire!
  Mais voici votre doux Sauveur!
Montperni dit, tournant la face:
Enfin, vous le voulez ainsi.
  Dans le cul d'un pauvre transi
  Dieu ne serait pas à sa place.
Mais fait! s'il entre par ici,
Ne foudra-t-il pas qu'il y passe?

Lessing hat auf den Ausgang des Prozesses zwischen Voltaire und Hirschel, der mit der Verkündigung des Urteils am 18. Februar 1751 sein förmliches Ende fand, zwei Epigramme gemacht: ein kürzeres, zahmeres: „Der geizige Dichter", das die Vossische Zeitung am 20. März 1751 brachte, und dies zweite: Auf * *; die Anspielungen darin waren trotz der Abkürzungen der Namen doch zu durchsichtig, als daß es klug gewesen wäre, es jetzt, wo Voltaire wieder in des Königs Gunst stand, durch den Druck bekannt werden zu lassen. Es erschien erst monatelang, nachdem Voltaire aus Berlin fortgegangen war, in G. E. Lessings Schriften, die zur Herbstmesse, im November 1753, ausgegeben wurden; es sollte die Erinnerung an eine Episode aus Voltaires Berliner Aufenthalt, die durch die Verbrennung des Akakia am Weihnachtstage 1752, die Vorgänge in Frankfurt am Main im Juni 1753 in den Hintergrund getreten war, wieder auffrischen.

Ein Tiroler Dichter auf den Pfaden Klopstocks und Lessings.

Von J. E. Wackernell in Innsbruck.

Am 6. Mai 1846 starb zu Wien im hohen Alter von 82 Jahren Johann Bapt. Rinna Ritter zu Sarenbach als Hofrat i. R. der allgemeinen Hofkammer. Er war ein Tiroler, geboren zu Oberkanins (Gemeinde Armentarola) im Enneberg am 17. Mai 1764.

Für Tiroler Kinder aus zweisprachigen Gegenden ist es jedesmal entscheidend, ob sie ihre Ausbildung in einem deutschen oder italienischen Landesteil finden. Der geistig begabte, aber mittellose Rinna wurde vom Bruder seiner Mutter, dem Priester Josef Crazolara, nach Dietenheim bei Bruneck gebracht, vervollständigte hier seine

Deutschkenntnis, festigte sein Deutschgefühl und bereitete sich auf die Mittelschule vor. Das nächstgelegene Gymnasium war Brixen, wo ihn Crazolara auch materiell versorgen konnte, zuerst als Sängerknaben im Kloster Neustift, dann als Zögling des Kassianeums. Um sich den Vorteil der Doppelsprachigkeit nicht entgehen zu lassen, studierte Rinna die beiden letzten Klassen des Gymnasiums (die sogenannten Humanitätsklassen) in Roveredo und wurde auch des Italienischen in Wort und Schrift mächtig, was ihm auf seiner späteren Laufbahn in gemischten Sprachgebieten sehr zustatten kam. Nachdem er in Innsbruck die rechtswissenschaftlichen Studien beendet und die praktische Ausbildung beim Landgerichte Sonnenburg und dem Innsbrucker Fiskalamt erhalten hatte, wurde er 1789 Magistratsrat, bald darauf Landrat in Görz, 1795 Prätor und Kreisdirektor von Gradiska. 1798 übernahm er die Geschäftsleitung der neu erworbenen österreichischen Provinz Dalmatien und siedelte 1802 als Gubernialrat nach Triest über. Als Österreich 1809 die Südprovinzen abtreten mußte, zog er nach Wien, weil er nicht einem fremden Fürsten dienen wollte. Schon im nächsten Jahr erfolgte seine Ernennung zum Gubernialrat in Prag, 1812 die zum Hofrat in Wien, wo er bis 1838 nacheinander und oft auch nebeneinander verschiedene wichtige Vertrauensämter bekleidete und in jener Zeit der Neugestaltung Österreichs besonders sein Organisationstalent bewährte, was durch wiederholte Auszeichnungen, auch durch die Adelung anerkannt wurde.[1] Das otium cum dignitate verlebte er längere Zeit in der geliebten tirolischen Heimat, wo er sich durch kirchliche Stiftungen und andere Wohltaten verewigte.

Von seinen Dichtungen hat sich nur wenig erhalten. Tiroler mit Leib und Seele, nahm er innigen Anteil an den Befreiungskämpfen des Landes (1796—1809) und befeuerte, da er selber in der Ferne amtlich festgehalten war, seine Landsleute durch begeisterte Lieder. Eines davon hat Ant. Emmert in seine Sammlung tirolischer Kriegslieder (Almanach 1836) aufgenommen, eine Ode von 14 Strophen in Klopstocks Manier mit der Überschrift: „An die Tiroler." Einleitend schildert der Dichter, wie die „allverderbende" französische Umsturzwut, „der Weiberzorn", sich nach Italien und von da nach Tirol ergießt.

Erliegt denn alles unter dem Ungeheuer?
Und ohne Rettung? „Weiter nicht!" ruft Tirol,
Daß es von Berge halle zu Berge.
„Weiter nicht!" sprach nur umsonst ein Wilhelm.

---

[1] Vgl. Katholische Blätter aus Tirol 1846, S. 647 ff., 905 ff. (von Rinnas Freund, dem Staatsrat Baron Dr. Hock) und Wurzbach 26, 164 ff.

Allein da gilt es![1]) Schrecken und Flucht und Tod
Wird euch geboten, Gallier, vom Gebirg.
Da steh'n sie unverdrängbar
Meine geliebteren[2]) Landsleute.

So blickten Götter zornig von hoher Burg
Auf wilde Frevler höhnenden Trotz herab.
O Vaterland, dich liebt' ich immer;
Aber nun schwillt mir der Busen höher! ....

Mit Adlerblicke zielt der Tiroler hin
Auf seine Feinde — alle vergehen sie
Wie Schatten vor der Morgenröthe —
Sieht auf die Liegenden tief hinunter.

Der Dichter ahnt bereits die Siege voraus und die Freude seines Kaisers darüber; alles, was die „Franken" ins Land bringen, lehnt er ab, auch ihre „Freiheit".

„Triumph! Es lebe Kaiser und Vaterland!"
So schwuren alle. Standen und horchten nicht
Der Inn, die Etsch, an deren Ufern
Festlich die Eide des Bundes hallten?

Indeß erhebt sich über die Martinswand,
Im Feuerkleide strahlend, der Genius
Des Vaterlands, ein schöner Jüngling;
Liebliche Weste beschleichen kosend

Die goldnen Locken. Älterer Thaten Ruhm
Und Fürstentreue halten die Krone ihm.
Er spricht gen Osten: „Die am Ister
Wohnen, ihr alle, o seid mir Freunde!"

„Gewiß! wir rächen, rächen das Vaterland
Mit Frankenblute, stehen noch drohend da,
Und — o wie beb' ich voll Entzücken! —
Unsere Siege gebieten Friede."

Die Erinnerung an diese große Zeit begleitete ihn durch das ganze Leben; noch in einem zehnstrophigen Liede vom Jahre 1842, als er im hohen Greisenalter das letzte Mal Tirol besuchte und davon Abschied nahm, klingt sie wieder (Katholische Blätter aus Tirol 1846, S. 647). Es ist wahrscheinlich sein letztes Gedicht; denn ihm „graut vor Musen", was man auch mancher greisenhaft matten Stelle allzusehr anmerkt. Er betitelt es: „**Gruß und Abschied.**" In den ersten drei Strophen begrüßt er die große Natur

[1]) In Tirol gilt der Ruf „Weiter nicht!", das heißt: er wird zur Tat gemacht, während er bei Wilhelm (dem König von Preußen) „umsonst" blieb.
[2]) Der bekannte „Klopstockische Komparativ".

und das Tiroler Volk, das jetzt von Wilczek, Brandis und Galura[1]) singe, wendet sich dann an sein Vaterhaus und an den nahen Friedhof:

Da stehen noch — so gut als schlecht —
Das Vaterhaus, die Tenne;
Allein ich seh' ein neu Geschlecht,
Das jetzt ich nicht mehr kenne.
Zu Vieles riß der Strom der Zeit
Von dieser Erde himmelweit ....
Wir folgen auch dem Strome.

Ich wandle nun im Leichenfeld,
Wo endet Glück und Habe;
Und stehe — Schwächling mehr als Held —
Auf manchem stillen Grabe,
Das, bis der liebe Gott sie weckt,
Mir Eltern und Geschwister deckt ...
O ruhet sanft im Frieden!

Wie prächtig, wenn die Sonne sinkt,
Der Riesenfels im Brande
Noch ihre letzten Strahlen trinkt
Zur Lust dem Vaterlande,
Das unter Hofer siegend stritt,
Und doch — o! doch unendlich litt,
Um Treue zu bewähren.

Ich teilte Freude, teilte Schmerz
Mit bangem Forscherblicke,
Und kindlich hing und hängt mein Herz.
Tirol, an dein' Geschicke.
An Gütern arm, an Ehre reich,
Erscheint dein Mut sich immer gleich
Und fest für Gott und Kaiser.

Ich bringe dir ein Lebehoch,
Obschon in schwachem Tone!
Verschmäh' ihn nicht; er ist ja doch
Ein Laut von deinem Sohne,
Vielleicht, da mir vor Musen graut,
Der letzte, allerletzte Laut
Von meinem Harfenspiele.

Du, Brixen, meine Pflegerin
Und Beispiel aller Tugend;
Du, edle Stadt am raschen Inn
Und Schule meiner Jugend;
Abtei, Bruneck und Dietenheim,
Des ersten Wissens erster Keim,
Nie werd' ich euch vergessen!

---

[1]) Die beiden ersten waren Statthalter von Tirol, der letzte Bischof in Brixen, den auch Gilm damals in einem Gedichte feierte.

Tiroler all! In eurem Kreis
War ich bei guter Laune;
Und nun? Mir starrt das Blut zu Eis:
Nun fort! .... Wenn die Posaune
Die Todten einst aus ihrer Gruft
Zur großen Auferstehung ruft, —
Dann sehen wir uns wieder!

Rinnas umfangreichste Dichtung ist ein religionsphilosophisches Drama: **„Was ist die Wahrheit?"**, das der Neubearbeiter von Goedekes Grundriß (6, 668) ebenso vergeblich gesucht hat wie ich in Beda Weber (S. 50), weil es der Urenkel des Verfassers, Sektionsrat Dr. Karl Scheimpflug, in der heimlichen Stille des Selbstverlages unter die Presse brachte (Prag, Hofbuchdruckerei A. Haase, 1890). Es entstand unter dem Einfluß von Lessings Nathan, ja ist geradezu ein Seitenstück, beziehungsweise ein Gegenstück zu demselben.

Beide Dramen spielen in Jerusalem. Der Kriegsheld ist dort Saladin, hier Titus. Dieser wie jener zeichnet sich durch Edelmut und Freigebigkeit aus, bedauert den grausamen Krieg, besorgt, daß Mit- und Nachwelt die edlen Züge seines Wesens und seiner Handlungsweise verkennen, wird aber von der Umgebung bewundert und laut gerühmt. Saladin und Titus werden vom Waffenhandwerk nicht ausgefüllt, sondern charakterisieren sich dadurch, daß sie vom Verlangen nach Wahrheit beseelt sind, und zwar in der bestimmten Form der religiösen Wahrheit. Wie für Lessing so war auch für Rinna diese Religionsfrage der Kernpunkt des Dramas, von dem aus das ganze Stück organisiert wurde, obgleich Saladin anfänglich die Frage nur als Mittel zu einem anderen Zweck aufwirft, während Titus sie von vornherein zu Überzeugungszwecken stellt (S. 7):

Durch Feinde bahnt mein Schwert sich wohl den Weg,
Vermag jedoch den Knoten nicht zu lösen,
Der sich zu fest in meinem Kopfe schürzt.
Wie einst Pilatus, fragt auch Titus jetzt:
„Was ist die Wahrheit?" An der Antwort liegt
Weit mehr als an Jerusalem und Rom;
Jerusalem und Rom sind nicht die Welt.
Aus Eurem Mund erwart' ich sie, o Freunde!

Insofern ist bei Rinna die Hauptsache fester in den Gesamtbau eingefügt als bei Lessing, wo sie nur als Episode erscheint.

Saladin und Titus lösen die Frage nicht selber, sondern erwarten dies von anderen: Saladin hat zu diesem Behufe den Juden Nathan den Weisen als Freund bei sich, während Titus gleich drei Freunde besitzt, welche von drei verschiedenen Seiten her in die Religionsphilosophie eindringen und die Lösung seiner Frage wie eine Lebensaufgabe betrachten (auch insofern hat Rinna tieferen

Grund gelegt): der erste ist der Sadduzäer Baruch, der einen Teil der Nathanschen Charaktereigenschaften geerbt hat, wenngleich dessen bewegliche Milde durch schwerfällige Strenge und eiserne Konsequenz ersetzt wurde; der zweite ist Apollonius, ein heidnischer Sonderling, der auf Geld nichts hält, dem es in der Einsiedelei oder auf Reisen am Nil und Ganges am besten gefällt, er erinnert an Al Hafi; dazu kommt der katzengeschmeidige, doppelzüngige Josephus Flavius als Vertreter der Juden, er trägt die Intrigantenrolle und stellt sich insofern zu Lessings Patriarchen. Neben diesen dreien erscheint noch Fronto, der Erzieher des Titus, als unbeweglicher Verehrer der alten Götter Roms.

Während bei Lessing Nathan den Saladin mit einer bloßen Parabel, die mehr Zierlichkeit als Kraft, mehr Witz als Wahrheit enthält, abspeist, kommt es bei Rinna zu einer eindringenden Religionsdisputation, wobei das Problem historisch gefaßt, das Beweismaterial aus der Geschichte der Menschheit, namentlich aus ihrer religiösen Entwicklung geholt wird: Lasset uns (sagt Baruch S. 10)

Durch die vergangenen Jahrhunderte —
Bis heute oder morgen — schnell im Geist
Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang
Die Menschenwelt beschauen. Sehen wir
Dann nichts, so ist des Titus Kleeblatt blind.

Zuerst ergreift Apollonius das Wort zum Nachweis, wie bei den ältesten Völkern sich die Vielgötterei entwickelte und Genußsucht zum höchsten Lebenszweck wurde, welcher die Götter noch mehr ergeben waren als die Menschen. Da konnte kein sittliches Bildungsideal entstehen, das den Eigennutz verdrängt und edle Menschenliebe geweckt hätte. Die Griechen haben zwar schöne Götterstatuen gebildet, aber sonst Religion und Ethik nicht wesentlich höher gebracht; die Götterlehre der Römer sank sehr tief: „Aller Aberglauben — irgendwo erzeugt vom Unsinn — flüchtet sich nach Rom." Diese Beobachtungen haben den Apollonius allmählich skeptisch gemacht, so daß er das Forschen nach dem Überirdischen aufgegeben und sich auf Natur und Menschenwelt als das sicher Faßbare zurückgezogen hat:

Woher ich komme und wohin ich gehe,
Sind Fragen, die der Mensch nicht stellen soll.
Des Menschen Leben ist ein schmaler Streif,
Der zwischen zwei Unendlichkeiten liegt,
Die eine vor, die andre hinter uns,
Und beide grenzenlos. Versuchet es:
Kein Maß und keine Zeit erschöpfen sie.
Dies Unvermögen lehre uns: Es sei
Der Menschheit Umkreis unser Wirkungskreis .....

Mein Gott ist, wie Pythagoras uns lehrt,
Der allgemeine Geist, der die Natur
Zu ihrem Schmuck mit Lebenskraft durchdringt.
Der Mensch hat Geist, sofern der Eine Geist
In ihm lebendig wird. Dem Wesen nach
Sind beide — Mensch und Gott — ursprünglich Eins ..
Ich bin ein Mensch! — Das ist genug. Was kann,
Was will ich mehr? — Der Lahme nur bedarf
Der Krücke. Ich — ich glaube an mich selbst;
Bin frei und tätig, groß und gut, so viel
Ich aus mir selber es zu sein vermag.
So bin ich in der Wahrheit; sie in mir!

Aus diesen Worten klingt Nathans Lehre durch, daß „unser Wähnen über Gott" nebensächlich sei, wenn wir uns nur im praktischen Leben dem Mitmenschen gegenüber möglichst hilfreich erzeigen. Aber Apollonius hat bereits von Christus und seinem Evangelium gehört und darüber gestaunt; denn dieser ließ:

Der Menschheit Lehrer alle hinter sich.
Nicht einen Gott der Juden — einen Gott,
Der aller Menschen Vater ist und keinem
Sein Reich verschließt, der über Herzen nur
Regiert und auch des Herzens Dienst nur fordert,
Der lohnend geist'ge Güter nur verspricht
Und nur im Geist will angebetet sein —
Den, den allein und keinen andern Gott
Erkennt er fühlend sich als seinen Sohn,
Ergab er ganz und gar dem Vater sich
Mit unerschüttertem Vertrauen, das
Ihn selbst im Tod am Kreuze nicht verließ.
Was er gelehrt, das hat er auch gethan
Und wie kein Sterblicher vor ihm durchwandert
Das Land mit Wohlthun. Sagen durft' er doch:
Er sei der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Seine Bewunderung wird also erregt durch die Universalität dieser neuen Religion, die für alle Menschen ist, durch ihre Innerlichkeit, die so recht den Gegensatz bildet zur rohen Sinnlichkeit aller früheren, durch die Selbstlosigkeit, die sich im Wohltun gegen andere übt. Er ahnt, daß diese Religion eine neue Zeit und eine höhere Sittlichkeit über die Menschheit heraufführen werde:

Erloschen ist die geist'ge Lebenskraft
Im menschlichen Geschlecht. Das große Werk,
Sie wieder anzufachen, unternahm
Der Galiläer; und die Seinigen
Vollbringen es. Die Wiederkehr zu Gott,
Die Buß und Sinnesänderung, der Glaub'
An ihn als Gottes Sohn, dazu noch ein
Unsträslich Leben sind Bedingungen,
Woran die Erbschaft ew'ger Güter hängt. —

Wer fühlt zu wenig elend sich, um nicht
Darnach zu greifen? So geschieht es wohl,
Daß schnell das Samenkorn, von ihm gesetzt,
Empor zum Baume wächst, nach Jahren dann
Und Jahren dieser Wunderbaum die Welt
In seinen Schatten nimmt ....
Wird der Baum
Nicht das ungeheure Römerreich,
Das unvermerkt sich nähert dem Verfalle,
Ja unter eig'ner Last erliegen muß,
Weit überleben und verschlingen, was
Vielgöttisch noch auf Erden ist? —.

Der großsinnige Heide ahnt die Erhabenheit des Christentums, wenn er sich auch nicht selbst zur Höhe desselben aufzuschwingen vermag, sondern in einem naturalistischen Pantheismus befangen bleibt.

Nach Apollonius tritt Josephus, der Vertreter des Judentums, hervor, um darzulegen, wie die mosaische Religion von der Vielgötterei zum Monotheismus, zum Streben nach reiner Erkenntnis Gottes, zur Gottesliebe und zur Einsicht führte, daß der Mensch in Gott seinen Ursprung habe:

Und weiß der Mensch, woher
Er kommt, so weiß er auch, wohin er soll.
Da alle Welt ihm nicht genügt, so strebt
Nach oben er, weil er von oben stammt.
Die Liebe Gottes, die zum Leben uns
Gerufen, fordert ganz gewiß von uns
Auch Gegenliebe. Gegenliebe setzt
Voraus, daß, wer zu lieben ist, erkannt
Vom Menschengeiste sei. Erkenntnis Gottes
Und Gottes Liebe führen uns zu Gott;
Denn liebend bilden wir in uns heran
Das Leben Gottes — Seine Heiligkeit,
Nur so wird Gott verehrt und nachgeahmt;
So haben wir Religion — sind eins
Mit Gott — verfehlen dann des Zieles nicht,
Das von der Höhe auf den Menschen glänzt.

Das Judentum brachte auch die Erkenntnis von der Freiheit des menschlichen Willens, den Glauben an ewige Belohnung und Bestrafung, es empfing die erste Offenbarung des Einen Gottes:

Wie Sokrates gesagt, bedarf der Mensch,
Um sittlich gut zu werden, eines Lichts
Von Oben. Und von Oben kam das Licht
Auf jenen Erdensohn von Ur, den Gott
Sich auserwählt zu seinem Zögling und —
Wie allbekannt — zum Stamme unsres Volks,
Das nur auf einem Leuchter steht, damit
Das Licht, das ihm der Himmel zugestrahlt,
Den Völkern allen leuchte rund herum.

Und dieser Mann war unser Abraham.
Sein ganzes Leben klärt das Leben auf,
Wie sich der Mensch zu Gott verhalten soll:
Dem Abraham war Gott das Ideal
Von Allem, was er dachte, sprach und tat —
Mit einem Wort: Er wandelte vor Gott.
Es sollt' aus diesem heil'gen Stamm entsteh'n
Ein sittlich gutes Volk.

Allein bald wichen die Juden von Lehr und Beispiel des Propheten ab und sanken immer tiefer; daher brach „Verlassenheit und Straf' und Fluch" über sie herein. „Ja, Fluch, nicht Segen ist, was jetzt geschieht vor unsern Augen." Von der Lehre Christi, „des frommen Schwärmers", hat auch er vernommen; allein er erfaßt sie nicht oder nur insoweit, als sie das Judentum zur Voraussetzung hat; ihn bedünkt vielmehr, daß das Christentum den „Einen Gott in drei zerbröckle"; dem gegenüber „glaubt er an sich und die Vernunft".

Hier setzt nun der letzte Sprecher Baruch, einst Sadduzäer, nun Anhänger des Christentums, ein: „Vernunft ist Auge nur, das Licht zu sehen," aber nicht selber Licht; ohne Glaube kommt man nicht zum Wissen. Er erklärt den „Drei-Einen" mit den Mitteln der Güntherschen Philosophie,[1] legt dar, was eigentlich der Tod sei und wie er durch das Christentum überwunden werde, beweist die Notwendigkeit der Ankunft Christi, der von der ganzen früheren Menschheitsentwicklung als Erlöser vorbereitet worden sei und den die Propheten unmittelbar vorher verkündet haben. Das Judentum war das Mondlicht, das Christentum ist das Sonnenlicht, das dauernde Heil der Menschheit; Christus gab das „höchste Musterbild des Menschenlebens" und bewährte sich durch Wunder und Weissagung als Gott. Auf die Frage des Titus muß daher geantwortet werden:

Die Wahrheit ist
Nur Christus, der vom Tod zum Leben führt.

Josephus bezweifelt die Wunder Christi:

Für Augenzeugen sind die Wunder gut.
Wir sehen nun die Wunder nicht; wie hat
Für uns dein Gottmensch sich als Gott bewährt?

Baruch schildert nun die Lage, in der die Metropole des Judentums sich befindet:

... Weinend sprach er von Jerusalem,
Daß es, bevor die Zeitgenossen sich
Verloren, samt dem Tempel — seinem Stolz —

[1]) Diese machte zur Zeit Rinnas großes Aufsehen; auch Rinna war ein Anhänger derselben.

In Trümmer fallen würde, daß kein Stein
Mehr bleibe auf dem andern. Sah er nicht
Das Kriegsheer und den Wall um diese Stadt
Gezogen wie ein Netz? Die Trübsal nicht,
Wie keine — keine war? Das Volk wie Spreu
Zerstreut in alle Welt? — Wir sehen jetzt,
Was er vor sieben und dreißig Jahren sah,
Als niemand noch an einen Krieg gedacht.

Christi Weissagung geht also in Erfüllung, er ist die Wahrheit. Hier wird Rinnas Drama zum deutlichen Gegenstück von Lessings Nathan. Diesem erscheinen alle Religionen gleichwertig; er löst die Sittlichkeit vom religiösen Bekenntnis ab. Rinna dagegen findet in der Religionsgeschichte einen Aufstieg zu immer höheren Höhen bis zur höchsten, dem Christentum; er dichtet einen Preisgesang auf die Religion des Kreuzes, welche auch die höchste Sittlichkeit brachte.

Wie das Drama Lessings so hat auch das Rinnas neben dem lehrhaften Teil eine Liebeshandlung, die sich um Liberalis dreht, einen jungen Römer im Gefolge des Titus. Er ist heißblütig, aufbrausend und heldenkühn wie der Tempelherr bei Lessing, will für seine Edeltaten keinen Dank, sondern lehnt ihn wie der Tempelherr schroff ab: „Spare Deinen Dank für jenen auf, der nur des Dankes wegen etwas tut" (S. 32). Auch er hat ein Judenmädchen (Salome) aus Lebensgefahr gerettet wie der Tempelherr die Recha, zwar nicht aus dem Feuer, sondern aus einer Metzelei:

.... Am Trauertag
Von Joppe, wo mehr Blut als Wasser floß,
Beging ich rasch die Straßen auf und ab,
Zu sehen, ob und wie der Metzelei
Ein Ziel zu setzen war. Da kam ich vor
Ein Haus, durch dessen Tor ein Ehrenmann,
Der allgemein der gute Nathan hieß,
Fast sterbend — bei den Haren — blutbedeckt
Gezogen ward. Die Tochter Salome,
Gefahr und Tod vergessend, stürzte sich
Auf ihren Vater, um mit ihrem Leib
Den seinigen zu decken. Blinde Wut
Ergriff ihr Opfer. Aber mir gelang,
Den Dolch, bereits auf ihre Brust gezückt,
Aus Mörderhand zu schlagen. Dank den Göttern!
Aus Furcht vor meinem Schwert entlief der Schwarm.

Die Geschichte erinnert zugleich lebhaft an Nathan des Weisen Erzählung von der Ermordung seiner Kinder (bei Lessing IV, 7). Liberalis übertrumpft aber den Tempelherrn, indem er Salome ein zweites Mal mit Lebensgefahr aus dem belagerten Jerusalem rettet. Der Vater der Salome wie der Rechas heißt Nathan und wird wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Güte allgemein gelobt; auch

Salome erscheint wie Recha ohne Mutter, „lebt nur in ihrem Vater und in ihren Freunden — ganz Liebe, ganz Gemüth, ganz Opfer, ohne Stolz und Eigensinn — ein Mädchen — blühender als Flora selbst" (S. 17). Beide Liebeshelden erreichen das Ziel ihrer Sehnsucht, die Geliebte als Frau heimzuführen, nicht. Lessing kühlt des Tempelherrn Liebesglut zur Bruderliebe ab; Liberalis verliert sein Leben, und zwar leitet Rinna diesen Untergang des Liberalis teils aus der Liebeshandlung, teils aus der Religionshandlung ab, leider nur sehr äußerlich. Titus will den Salomonischen Tempel in Jerusalem um jeden Preis erhalten, das gleiche wollen die Juden. Titus bestellt den tapferen Liberalis mit seiner Schar zum Wächter, und dieser setzt seinen Kopf zum Pfand für die Sicherheit des Tempels. Baruch und seine Nichte Salome sind darüber entsetzt; denn sie glauben an die Vorhersagung Christi, die sie bis auf diesen Punkt bereits erfüllt sehen. Was sie fürchten, geschieht: trotz aller Vorsicht geht der Tempel in Flammen auf; aber ganz zufällig und ohne Schuld des Liberalis:

Ein römischer Soldat (ergriff) — befohlen wars
Nicht — einen Brand und ließ — von Römern auch —
Empor sich heben bis zu einem Fenster.
Sieh! Lodernd flog dadurch der wilde Brand
In ein Gemach, das nächst dem Heiligtum
Zu stehen kam. Die Flamme fraß umher
So gierig, wie kein Wolf das Lamm ergreift,
Verzweiflung war der Juden laut Geschrei.
Die einen warfen in die Flammen sich,
Die andern rannten in das Römerschwert.
So gings im Tempel zu, als Titus kam.
Er rief, befahl und winkte mit der Hand
Vom Kampfe abzulassen und die Glut
Zu löschen. Aber alle Mühe war
Verloren. Im Getöse nicht gehört,
Im Handgemenge nicht gesehen — drang
Er bis ins Heiligtum. Da war sein Leben
Vom Feuer und Schwert bedroht. Nur Liberalis
Bemerkte die Gefahr, umfing den Titus
Und brachte ihn ins Freie.

Diese einfache, natürliche, tapfere Tat nun zieht das Verhängnis auf das Haupt des Edlen, weil sie mißdeutet wird. Titus hat nämlich erfahren, wie stark sich Baruch, der Oheim der Salome, zum Christentum bekennt, und schöpft Verdacht, daß auch Liberalis eingeweiht sei und ihn absichtlich an der Löschung des Brandes gehindert habe, damit Christi Weissagung in Erfüllung gehe (Zusammenhang mit der Religionshandlung). Der schlaue Josephus, der heimlich Salome liebt, bestärkt ihn in dieser Auffassung, um so den Nebenbuhler zu beseitigen (Zusammenhang mit der Liebeshandlung).

Merkwürdigerweise unternehmen Baruch, Salome und Liberalis nichts zur Entwirrung des Knotens, versuchen nicht einmal eine Widerrede gegen das Todesurteil, sondern nehmen auch dies wie den Tempelbrand ergebungsvoll als höhere Fügung auf, ja Liberalis fühlt sich als Blutzeuge des neuen Glaubens und sehnt sich nach dem Tode:

> .... Ich ginge so
> Entschlossen nicht den dunklen Weg des Todes,
> Wenn Du (Salome) und Baruch mir kein Licht gezeigt,
> Das gute Menschen noch im Grab umgibt,
> Ich weiß nun, was Jerusalem für jetzt
> Und alle Zeiten zu bedeuten hat.
> Dem ich ein Opfer falle, trau' ich auch;
> Er ist mir wie ich ihm nicht unbekannt.
> Dafür sei Dir gedankt, mein Baruch, und
> Dir Salome! Ein jedes Wort von Euch
> War Balsam mir und floß mit Lebenskraft
> Durch meine Seele.

Der Dichter will offenbar zugleich an Liberalis ein Beispiel hinstellen, wie der Christ den Tod überwindet; in diesem Sinne spricht auch Baruch bekräftigend zu Liberalis:

> Es falle, was des Todes ist (der Leib);
> Was Leben hat (die Seele), das schwinge kräftig sich
> Empor! — So denkest Du und denke so
> Im letzten Augenblick.

Und dem entsprechend lauten die Abschiedsworte des Liberalis:

> Das Erdenglück gehört der Erde an,
> Indeß die Palme winkt im Vaterland.
> Der Tod beschleicht den Körper, nicht den Geist —
> Ich sterbe dem, der sterbend Leben schuf!

Diese Katastrophe mag vom Dichter tief empfunden sein; aber sie kommt nur durch Verletzung aller Wahrscheinlichkeit zustande; denn Titus ist duldsam, haßt das Christentum keineswegs und muß sich selber gestehen, daß sein Verdacht nicht begründet sei und daß er ganz verworren urteile:

> Was anzufangen? Ein Gedanke drängt
> Den andern — alles immer schlecht gedacht
> Und schlechter noch getan! . . .
> Ich selbst bin meiner Sache nicht gewiß;
> In diesem Zauberland ist alles mir
> So viel als Zauberei. Was wirklich ist,
> Das sieht das Auge nicht; und was es sieht,
> Ist nicht das Wahre. Freunde, ratet mir!

Apollonius zeigt ihm die Tat des Liberalis im richtigen Lichte und rät, wenigstens die Vollstreckung des Urteils zu verschieben:

„Es soll die Schuld gewisser als die Strafe sein; tu heute nicht, was morgen Du bereust.“ Dagegen wäre doch in keinem Falle etwas einzuwenden. Allein Liberalis und die Seinen verteidigen sich nicht. Titus zweifelt weiter und wettert gegen Jerusalem, bis er plötzlich die Worte hervorstößt: „Liberalis sterbe nicht! Wo ist mein Liberalis? — Stirbt er schon? — Und niemand hier? — Ich bin ja selber da!“ Er will nun selber zum Richtplatz eilen und Liberalis befreien. Aber da ist es schon zu spät. — So stirbt Liberalis schließlich doch nur an der Verworrenheit und Langsamkeit des Titus.

Der Ausgang des Stückes ist wieder im Gegensatz zum Lessingischen gestaltet. Dort trägt die konfessionslose Humanitätsreligion den Sieg davon; hier hält das Christentum reiche Ernte: Liberalis wird Blutzeuge dafür, Baruch und Salome ziehen zur Christengemeinde nach Pella; Apollonius ergreift die Partei der Christen; Fronto ahnt einen Gott, der über den Römergöttern steht, und bewundert den Tod des Liberalis; Titus selbst beugt sich als Werkzeug einer höheren Macht: „Ich steh' im Dienste einer Obermacht, die mich als eignen Herrn nicht anerkennt.“

Auch stilistisch hat Lessing auf Rinna eingewirkt. Zwar eine gewisse Trockenheit infolge zu starker Verstandesmäßigkeit und zu geringen Phantasieeinschlages lag beiden reifen Männern in der Natur, aber die Bildung scharfgeschnittener Sätze, das Streben nach Wortspielen, namentlich mit den Zeitwörtern, die reiche Einschachtelung von Zwischengedanken und infolgedessen die vielen Gedankenstriche, welche Rinna in rein äußerlicher Nachahmung übertreibt, weisen zunächst auf Lessings Einfluß. Man merkt das schon auf den ersten Seiten:

Titipor: . . . Was soll? was soll? —
Die Hütt' ist schön. Allein ein Mann wie Du —
Ein Zauberer, ein Gott — versteht das besser —
Ja! — Eben weil Du Alles weißt — und ich
Nur wenig oder nichts — ich möchte wissen,
Ob denn Jerusalem, die arme Stadt,
Noch länger trotzen wird . . . .

Baruch: Baruch spricht; der Bote sprach,
Tu', was Du kannst, ich denke, was ich muß . . . .

Liberalis: Ich will es, wenn ich wollen darf, was ich
Nicht kann. Warum nicht kann? — Viel können ist
Nur Willenlosigkeit. Ja wagen muß
Ich wohl — mein Leben wag' ich um das Glück,
Zum zweiten Mal das ihrige zu retten.

Natürlich bleibt der Schüler weit hinter dem Meister zurück, dessen bekanntestes Beispiel dieser Art wohl die Frage und Antwort zwischen Nathan und dem Derwisch (1, 3) ist:

Nathan: Muß, Derwisch! — Derwisch muß?
Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwisch: Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch.

Gelegentlich läuft zugleich eine Gedankenparallele mit. Wie bei Lessing der Richter von den Söhnen mit den drei Ringen, so spricht bei Rinna Josephus mit Bezug auf Apollonius von dem „betrogenen Betrüger". Bei Lessing nennen Daja und der Tempelherr Jerusalem das Land des Wunderbaren, bei Rinna erscheint es dem Titus (S. 88) als das „Zauberland". Bei Lessing ruft der Klosterbruder aus: „Ist denn nicht das ganze Christentum aufs Judentum gebaut?" Rinna legt passender dem Josephus dieselben Worte in den Mund: „Ist denn nicht das Christentum auf unsern Grund — auf Judentum — gebaut?", eine Ansicht, welche Baruch später eifervoll bekämpft. Wie bei Lessing sich Nathan über Saladin wundert, weil dieser die fertige Wahrheit ganz mühelos einstreichen zu können vermeint, so wundert bei Rinna sich Apollonius über Baruch:

(Du) vermutest, daß auf der Wanderschaft
Die Wahrheit so entgegenkommt, als wenn
Sie selbst uns suchte, ja sie selbst nur wollte
Von uns gefunden sein. Wir hätten nur
Die Sucherin zu finden.

Auch die Ringparabel fand in Rinnas Drama ihre Spiegelung. Wie der Richter sich nicht getraut zu entscheiden und den echten von den unechten Ringen zu sondern, vielmehr auf einen höheren und weiseren Richter verweist, so wagen (in Frontos Paramythie S. 20) die Parzen nicht zu entscheiden, was von den Gaben des himmlischen Vaters, welche die Menschen verdorben, jetzt noch zum Guten und was zum Üblen gereicht, und wenden sich an Jupiter:

... alles Gut und Übel ist
Gemischt beisammen. Du allein erkennst
In Deiner Weisheit — wir verstehens nicht —
Ob dies, ob jenes frommt den Sterblichen,
Die Du beteilen willst.

Die Nachahmung in metrischen Dingen beweist am besten der unmäßige Gebrauch von Enjambement, so daß bei Rinna wie bei Lessing der jambische Fünffüßler vielfach bloß auf dem Papier fürs Auge, nicht mehr beim Vortrag fürs Ohr vorhanden ist, zumal die Fünffüßler infolge der vielen Einschachtelungen, Inversionen und Gedankenschlüsse innerhalb des Verses auch starke und fortwährend wechselnde Cäsuren erhalten. Der Notbehelf, die volle Taktzahl der Verse durch Wortwiederholungen herzustellen (z. B. „Und sieh, da

kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich!" Nathan 1, 1) begegnet bei Rinna seltener als bei Lessing.

Weit dagegen steht Rinna zurück in der dramatischen Technik. Auch er bezeichnet jede Ankunft und jeden Abgang einer Person mit einem neuen Auftritt, da aber seine Personen nicht selten auffallend wortkarg sind, gibt es Auftritte mit nur wenig Versen, einen sogar mit einem einzigen Vers; noch schlimmer ist, daß für das Auf- und Abtreten der Personen vielfach jede Motivierung fehlt, was allerdings auch beim Nathan mehrfach mit Recht beklagt wurde. Das ganze Stück hat nur zwei Szenerien, die eine vor dem Prachtzelt der Berenice, das auf einer Anhöhe bei Jerusalem steht, die andere im Saale dieses Zeltes. Von der Handlung geschieht wenig vor unseren Augen, das meiste wird nur gemeldet, erzählt, besprochen. Die Personen entwickeln keine Leidenschaften: eine so zahme, kleinlaute, trockene Liebe wie zwischen Salome und Liberalis ist nicht bühnenfähig; die Intrigue des Josephus setzt zu spät ein und gelangt zu keiner rechten Entwicklung: er beschränkt sich darauf, sich als Ehemann anzubieten und die günstige Gelegenheit abzupassen, dem Nebenbuhler ein Bein zu stellen; Titus bleibt ohne Gegenspieler, denn Baruch kann nicht als solcher angesehen werden, da er gegen Titus nichts unternimmt, vielmehr nur auf Erfüllung der Weissagung wartet und das Liebespaar im stillen zum Christentum bekehrt, was uns aber auch nur als vollendete Tatsache vorgeführt wird, so daß wir gar nicht wissen, welche Gründe dabei wirksam waren; wir können nur annehmen, es seien dieselben, welche Baruch sonst für das Christentum ins Feld führt. So fehlt dem Stücke die Grundlage jedes guten Dramas: ein durchziehendes und kräftig entwickeltes Spiel und Gegenspiel; deshalb stellt sich auch keine bleibende Spannung ein, die um so notweniger wäre, als die langen Disputationen ohnehin erkälten, und zwar um so stärker, je weiter sie sich in die Katastrophe hinein erstrecken: noch als unser Interesse schon auf den Entscheidungskampf um Jerusalem gerichtet ist, müssen wir das Ende derselben anhören; Titus aber, um dessentwillen sie eigentlich geführt werden, ist niemals dabei anwesend, sondern läßt sich nur am Schlusse durch den Zuhörer Fronto „so kurz als möglich" das Ergebnis berichten; wir erfahren nicht einmal, welchen Eindruck dieses auf ihn macht. Dem Dichter entgeht dadurch gerade die Hauptwirkung, die er hätte erzielen können. Wie hat doch Lessing die Wirkung der Nathanschen Parabel auf Saladins Gemüt kraftvoll herausgearbeitet! Rinna bricht auch sonst oft die Szenen gerade da ab, wo sie unser Interesse lebhafter zu beschäftigen beginnen; ja Szenen in kunstgerechter Ausführung sind selten, meist ziehen sie wie Bruchstücke an uns vorüber. Den Charakteren ergeht es nicht viel besser: sie werden kaum mehr als in den äußeren Umrissen

und auch hierin nur fragmentarisch gezeichnet oder bleiben ganz unklar; so ragt eine Königin Berenice ganz dämmerhaft in das Stück hinein, tritt niemals auf, übt jedoch trotzdem durch ihr Zeltgeschenk und durch ihre Botschaft entscheidenden Einfluß auf Titus aus; die halbwahnsinnige Airam dagegen geht wiederholt wie ein schwarzer Schatten über die Bühne — sie verkörpert das Unglück, das über die Jerusalemiten hereingebrochen ist — hat aber keinen Einfluß auf die Handlung und bleibt mit ihren Beziehungen gleichfalls im Dunkel. Die Kunst, Personen zu gruppieren, die Hauptcharaktere von den anderen abzuheben und beherrschend in den Vordergrund zu stellen, ist Rinna fremd. So zeigt sein Drama viele und schwere Kunstgebrechen, wofür die männlich kräftige Sprache, packende Sentenzen und manch schönes Bild nicht zu entschädigen vermögen.

Trotz alledem und alledem bleibt Rinnas „Was ist die Wahrheit" ein beachtenswertes Zeugnis, wie das große Problem, welches Lessing mit seinem Nathan dem Weisen in die dramatische Literatur der klassischen Zeit eingeführt hat und das die Menschheit wohl immer beschäftigen wird, auch die Seele dieses verdienten und geistvollen Mannes erregte, bis er es sich im Goetheschen Sinne, aber seiner christlichen Weltanschauung entsprechend, vom Halse schrieb.

Schillers Absicht der Rückkehr nach Jena im Jahre 1804.

Von O. Unrein in Jena.

Infolge der Nachforschung nach Schiller-Reliquien, die der Leiter des Städtischen Museums zu Jena, Prof. P. Weber, im vergangenen Jahre zum Zweck der von ihm beabsichtigten Schiller-Ausstellung veranstaltete, kam im Archiv der hiesigen Universität ein Aktenband ans Licht, durch dessen Schriftstücke die interessante Tatsache festgestellt wird, daß Schiller am 5. Mai des Jahres 1804, also ein Jahr vor seinem Tode, ein größeres Hausgrundstück in Jena erwarb. Es war dies das „auf dem Sitzenplan neben den sonst Ziegeleinischen und Starkischen Häusern gelegene Anwesen", bestehend aus einem zweistöckigen, ein Auditorium enthaltenden Hauptgebäude, dessen Front nach dem Löbbergraben gerichtet ist (jetzt Fichteplatz 1), einem ebenfalls zweistöckigen Seitengebäude und einem Schuppen nebst einem Hausgarten und 3 Höfen. Dieses Haus, in

das 9 Jahre früher der Philosoph J. G. Fichte als Eigentümer eingezogen war, gehörte damals dem Notarius Krieg, über dessen Besitz, da er die fälligen Steuern an die Stadt nicht hatte bezahlen können, das Stadtgericht am 10. März 1804 das Subhastationsverfahren verhängte, und dem Kompetenzstreit, der sich infolge dieses Vorgehens zwischen dem Akademischen und dem Stadtgericht erhob, ist es zu danken, daß sich die Kunde von Schillers Hauskauf erhalten hat.

Unter Berufung auf den Jurisdiktions-Rezeß vom Jahre 1731[1]) nämlich legt die Akademie zu Jena durch Schreiben vom 30. April 1804 gegen dieses Verfahren Verwahrung ein und hält, „wenn man auch in diesem Falle die Sache auf sich beruhen lassen wolle", es für erforderlich, „daß von unseren hochgeehrten Herren (Prorector und Professores Academiae) der Ersteher des Kriegischen Wohnhauses angewiesen werde, den Überrest desselben, nach Abzug des salvo jure an die Steuerkasse einstweilen auszuzahlenden Steuerrestes, an die Akademischen Gerichte allhier auszuzahlen und mit deren Quittung zu Auswirkung des Adjudikationsscheines sich zu legitimieren". Dieser Beschwerde sah das Stadtgericht sich veranlaßt stattzugeben und macht nun durch Schreiben vom 1. Juni 1804 der Akademie pflichtschuldig die Meldung, daß „das Haus des Herrn Notarius Krieg von dem Herrn Hofrat Schiller zu Weimar vor die Summe von 1025 Reichstaler patentmäßig Geld legali modo erstanden worden ist"; zugleich wird mitgeteilt, „daß wir den Herrn Ersteher Hochdero Verlangen gemäß veranlassen werden, das Erstehungsquantum an Wohllöbl. judicium academicum zu bezahlen, und wie selbiges geschehen, bei uns zu dokumentieren, um sodann den Adjudikationsschein erhalten zu können".

Während dieses Schreiben des Stadtgerichts nur Schiller als Ersteher nennt, erfahren wir nun aus dem jetzt im Archiv des Großherzogl. Amtsgerichtes liegenden Rats-Handelsbuch der Stadt Jena (Band: Jahr 1802—1811) unter Nr. 851, daß, nachdem von dem Hofadvokat Salzmann zu Jena sein Erstehungsrecht dem Herzogl. Sachsen-Weimarischen Geheimen Rat Herrn Wilhelm Ernst Friedrich von Wolzogen (Schillers Schwager) und dem Herzogl. Sachsen-Meiningischen Hofrat Herrn Friedrich von Schiller abgetreten, dies auch schriftlich genehmigt und akzeptiert worden, „in dem am 12. Juni 1804 gestandenen prorogierten Adjudikationstermin" — ursprünglich war der 9. Juni vom Stadtgericht dafür angesetzt

[1]) Vermöge dieses Rezesses „steht der Akademie die Jurisdiktion sowohl in Personal- als Realsachen aller und jeder akademischen Bürger und aller deren Güter privative zu, und die Stadtgerichte sollen anders nicht als auf vorgängige Requisition der Akademie Subhastationen der Güter akademischer Bürger verfügen".

worden — „den benannten beiden Herren Erstehern dieses Haus nebst Zubehörungen adjudizieret worden".

Lange freilich erfreuten sich die Käufer ihres Besitzes nicht; denn aus den Akten des genannten Rats-Handelsbuches der Stadt Jena ergibt sich weiterhin (Nr. 907), daß Wilhelm von Wolzogen und Friedrich von Schiller bereits am 27. April 1805 das im Jahre 1804 erworbene Haus an den Jenaer Bürger und Besitzer der Paraschkenmühle Joh. Gottlieb Prüfer „für 1000 Reichstaler sofort nach erfolgter dieses Kaufs gerichtlicher Konfirmation bar in Laubtalern zu entrichtender Kaufsumme" wieder veräußern, wobei der Käufer sofort nach Empfang des Kaufbriefes prompte Bezahlung verspricht.

Dies sind die aus dem vorliegenden Aktenmaterial sich ergebenden Tatsachen, über die merkwürdigerweise die Briefe Schillers, auch die an seinen Schwager Wolzogen, vollständig schweigen. Daß Schiller der eigentliche Käufer war und sein als Mitkäufer genannter Schwager Wolzogen mehr die Rolle eines Bürgen für die in dem Rechtsgeschäft eingegangenen Verpflichtungen übernahm, scheint aus der Mitteilung des Stadtgerichtes an das Akademische Gericht vom 1. Juni 1804, die Schiller als alleinigen Käufer nennt, ebenso deutlich hervorzugehen, wie die in den beiden Urkunden des Rats-Handelsbuches der Stadt Jena an erster Stelle erfolgende Aufführung des Geheimen Rates von Wolzogen offenbar auf die dessen höherem Range schuldige Rücksicht zurückzuführen ist.

Wodurch mag nun Schiller — das ist die uns am meisten interessierende Frage — damals zu diesem Hauserwerb in Jena veranlaßt worden sein? Daß er oder sein Schwager Wolzogen auf dem Kriegschen Hausgrundstück Hypotheken gehabt habe und dadurch genötigt worden sei, das angelegte Geld sicherzustellen, ist an und für sich unwahrscheinlich und vorderhand ebensowenig durch einen Beleg zu stützen, wie die andere Vermutung, auf die man verfallen könnte, daß es dem einen oder dem anderen der beiden Ersteher bei diesem Hauskauf um die Unterbringung barer Mittel zu tun gewesen sei. Gegen die letztere Annahme spricht sogar direkt nicht nur die Tatsache der Wiederveräußerung des Hauses innerhalb Jahresfrist, sondern auch der Umstand, daß Schiller im Frühjahr 1804 noch nicht einmal den Rückstand an seinem Hause in Weimar bezahlt (vgl. Fr. Jonas, Schillers Briefe 7, 132 oben; 137 unten) und außerdem noch alte, wahrscheinlich nicht unbedeutende Schulden an seinen alten Freund Körner abzutragen hatte (vgl. Brief an Körner vom 12. April 1804 bei Jonas 7, 137 unten).

Die Lösung des Rätsels scheint der Brief Schillers an Wilhelm v. Wolzogen vom 20. März 1804 (Jonas 7, 181) zu enthalten, in

dem der Dichter sich über seinen Aufenthalt in Weimar höchst unbefriedigt ausspricht und den Entschluß kundgibt, diese Stadt zu verlassen: „Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden." Auf diese Klagen hin mag nun Wolzogen seinem Schwager den Vorschlag gemacht haben, wieder nach Jena zu ziehen, das ihn der seine pekuniäre Lage drückenden gesellschaftlichen Verpflichtungen enthob, und das zudem mit seinem milden Klima innerhalb der schützenden Berge dem Lungenleidenden und fortwährend von Katarrhen Heimgesuchten einen viel vorteilhafteren Aufenthalt bot als das den rauhen Winden ausgesetzte Weimar, und Schiller, der im Jahre 1802 sein Gartenhaus in Jena veräußert hatte, wird die gerade sich darbietende Gelegenheit ergriffen haben, zunächst wenigstens zeitweise wieder nach dem geliebten Jena überzusiedeln, wo er sich ehedem so wohl gefühlt und in seiner Gesundheit entschiedene Förderung erfahren hatte.

Mitten in diese Pläne hinein fiel dann der am 20. April plötzlich gefaßte und schon am 26. ausgeführte Entschluß der Reise nach Berlin, die der Dichter ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke antrat, „eine wesentliche Verbesserung in seiner Existenz vorzunehmen". In der Tat fand er in Berlin das gewünschte Entgegenkommen; indes scheiterte das Anerbieten einer festen Anstellung in der preußischen Hauptstadt an Schillers pietätvollem Sinn, der sich an Weimar und seinen Herzog doch zu festgebunden fühlte, und an der großmütigen Bereitwilligkeit Carl Augusts, des Dichters Lage soweit zu verbessern, daß er „in den Stand gesetzt werde, für seine Kinder etwas zurückzulegen". So hatte der hochgesinnte Fürst den Dichter enger denn je an Weimar geknüpft, und die Pflicht der Dankbarkeit verbot Schiller gerade im gegenwärtigen Augenblick den Gedanken der Übersiedelung nach Jena zur Ausführung zu bringen.[1])

---

[1]) Anmerkung der Redaktion: Schillers Hauskauf scheint weniger einer Absicht Weimar zu verlassen entsprungen zu sein als vielmehr eine Liebenswürdigkeit gegenüber Fichte darzustellen, der ihn am 9. Juni 1803 brieflich ersucht, den Besitzer seines Hauses Krieg auszuklagen und ihm einen anderen Käufer zu verschaffen. Vgl. Schillers und Fichtes Briefwechsel S. 62 und 67; Schillers Calender[2] S. 236 und 282; Düntzer, Schiller und Goethe S. 263. Besonderes Gewicht wäre in diesem Zusammenhang auf den Brief Schillers an Körner vom 10. Oktober 1803 über den Verfall der Universität Jena zu legen: „Hätte mich die Natur zu einem akademischen Lehrer gestempelt, so entschlösse ich mich kurz und gut, und ginge selbst wieder hinüber, um etwas um mich herum zu versammeln, und andere nach zu ziehen. Aber dieses ist nicht mein Fach und ich würde die noch übrigen Jahre der Thätigkeit fruchtlos verlieren."

Gräfin Julie Zichy in Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart".

Von Konrad Weichberger in Bremen.

Den Nachweis vorbildlicher Persönlichkeiten und anregender Umgebungen aus der Dichtung, der bei Goethe längst durchgeführt ist, versuchte ich in meiner Dissertation über „Ahnung und Gegenwart", 1901, bei Eichendorff und fand da auch Beziehungen zwischen der Heldin Rosa und der Gräfin Zichy, geborenen Gräfin Festetics, in Wien, einer gefeierten Hofschönheit, die besonders später, zur Zeit des Kongresses, die Herzen der Gäste, vor allem das des Königs von Preußen, bezauberte. Mein Beweis stand auf tönernen Füßen: Beide sind dunkel.

Rosa heißt die „himmlische Schönheit" im Gegensatz zur „heidnischen Schönheit Romanas"; die Gräfin Zichy nannte 1814 Alexander von Rußland la beauté céleste, im Gegensatz zu einer beauté coquette, triviale, beauté du diable, usw.; das scheint eine Gleichartigkeit des Eindruckes zu bekunden, den der Dichter und der Kaiser erhielten.

Nach Gentz' Tagebüchern begann die etwa 21jährige Gräfin in Eichendorffs Wiener Zeit, etwa 1810 bis 1813 die Augen der Gesellschaft auf sich zu ziehen, und so war es mir wahrscheinlich, daß auch er, der in guten Kreisen verkehrte, mit ihr flüchtig bekannt war und ihre äußere Gestalt ihm als Vorbild seiner Rosa, wenigstens im zweiten und dritten Buche, vorschwebte. An dem 60jährigen ministerlichen Ehemann sah der junge Dichter vorbei und ließ die göttliche Frau, die schon 1816 gestorben ist, als Mädchen auftreten.

Dieser gewagte Bau hat eine neue Stütze erhalten.

Im zweiten Buche von „Ahnung und Gegenwart" spielt eine große Rolle das Tableau, das nach vornehmer Wiener Sitte den Mittelpunkt eines geselligen Wiener Abends bildet. Der Vorhang geht auf und zeigt uns auf dunkler Bühne eine aufrechte weiße Gestalt, die Religion; sie hält ein Kreuz hoch. Rings unter ihr ein Gewirr phantastischer Pflanzen, „unter denen unkenntlich verworrene Gestalten zerstreut lagen und schliefen, als wäre ihr wunderbarer Traum über ihnen abgebildet"; darunter befand sich ein Ritter, „der sich der glänzenden Erscheinung zugekehrt, auf beide Knie aufgerichtet hatte und auf ein Schwert stützte", auf der anderen Seite eine abgewendete Gestalt in heidnischer Schönheit.

Es ist kein Gedanke daran, daß eine Hofgesellschaft, in der Männer wie Gentz den Ton angaben, sich gedrängt gefühlt hätte, diese echt romantische Idee des Triumphes der Religion zu verkörpern, und in Wahrheit ist, wie ich nachgewiesen habe, diese Stelle in Eichendorffs Roman nicht nach einer wirklichen, sondern einer erzählten Aufführung in Brentanos Romanzen vom Rosenkranz gebildet, wo Biondetta auf einem Felsen steht, neben ihr ein Marienbild.

Was, von Brentano gesät, in Eichendorff aufgegangen war, trug wieder Frucht in dessen Freund Philipp Veit; dieser entwarf in Rom 1817, also etwa fünf Jahre nach dem Wiener Freundschaftsleben mit dem Dichter, für die Fresken im Vatikan seinen Triumph der Religion:[1]) Erhaben sitzt da eine schöne Frau in hellen, faltigen, majestätisch wallenden Gewändern, ein Kreuz mit langem Stabe in der Hand. Ein Cherub steht an jeder Seite unten; freilich ist, der zu ihren Füßen kniet, kein Ritter in strahlendem Panzer, sondern mit schlichtem Kleid ein Pilger, den runden Hut auf dem Rücken;[2]) aber man weiß, wie die Romantiker an dem Gedanken des miles christianus bald die streitbare und bald die asketische Seite herauskehrten; zum Überfluß blüht neben ihm der Rittersporn, die Soldatenblume, kurz, es scheint eine völlige Gedankeneinheit zwischen den Werken der beiden Freunde zu bestehen.

Und das Wunderbare ist: die Hauptfigur, die Religion selbst, trägt hier die unverkennbaren Züge der Gräfin Zichy, und wir erfahren aus Spahns Werk, daß Veit in jener Zeit viel mit ihr verkehrt, ja ihre Kinder und sie selbst porträtiert hat; wann dieser Verkehr angefangen hat, läßt sich aus Spahns Darstellung nicht genau bestimmen; doch muß man annehmen, daß er 1811 und 1812, also während des Entstehens der beiden letzten Bücher von „Ahnung und Gegenwart“, schon bestanden hat, wenn er auch natürlich zur Zeit der Bildnisse ganz besonders rege wurde.

„Mit dem Feingefühl der einem Manne befreundeten Frau empfand sie alsbald, in welcher bedrohlichen Krisis er lebte, und daß er aufgerichtet werden mußte. Man mußte ihm den Glauben an seine Kunst und die Opferliebe zu ihr wiedergeben. Man durfte sein Mißtrauen nicht erregen und mußte ihn doch fortreißen, bis er wieder die Künstlerkraft in sich verspürte. Sie bat ihn, daß er sie selbst male, die Frau, die er anbetete.“

Eichendorff nahm sicher Anteil an der Schwärmerei seines Freundes; vielleicht teilte er sie; möglicherweise war er bei Sitzungen

[1]) Abgebildet in der Monographie „Philipp Veit“ von M. Spahn, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1901; Abbildung Nr. 15. Er hat etwas später noch ein ähnliches Bild für die Fürstin von Hohenzollern gemacht.

[2]) Spahn, S. 19, 36, 37, 38.

gegenwärtig; aus entzückten gemeinsamen Verherrlichungen der geliebten Frau scheinen [1]) die beiden Bilder vom Triumph der Religion hervorgegangen; der eine schrieb seines gleich in der Kaiserstadt, der andere malte es nach Jahren, in der Stadt des Glaubens mit Flammenfarben.

Spahn stellt die Ansicht auf, daß der ganze Leontin des Romanes ein Porträt Philipps sei; das ist sicher übertrieben; zum Beispiel fehlt Leontin jede künstlerische Schöpferkraft; aber nicht leugnen läßt sich, daß gerade im Anfange des zweiten Buches Leontin sehr viel von Veit hat; besonders sein Erscheinen auf dem Maskenball als Tod von Basel geht auf einen Spaß des Malers zurück, zu dem er aus Jean Pauls Hesperus die Anregung hatte und den er im Jänner oder Februar 1811 im Redoutensaale der Hofburg mit dem ganzen Zauber seines Temperamentes in Szene gesetzt zu haben scheint, so wie es der Genosse beschreibt.

So finden wir Philipp Veit und die Frau, die er liebte, zwei rührende Bildnisse in dem großen Bildersaal „Ahnung und Gegenwart".

Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten.

Von Paul Czygan in Königsberg i. Pr.

I.

Literarische Tätigkeit in Königsberg i. Pr.

Fast alle der zu eigentlichen Volksliedern gewordenen Gedichte Schenkendorfs sind während der Zeit der Befreiungskriege entstanden, und diese sind es, die ihn zu einem nationalen Dichter und Kaiserherolde erhoben und in ganz Deutschland bekannt gemacht haben. Aber bevor er Königsberg im Sommer des Jahres 1812 für immer verließ, um seinen Aufenthalt unter neuen Verhältnissen am Rhein zu nehmen, ist er in seiner Heimat fast dauernd literarisch in die Öffentlichkeit getreten.

August Hagen hat dem Landsmanne in seiner Biographie (Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten, Berlin 1863) ein ehrendes Denkmal gesetzt, er ist den Spuren des Dichters liebevoll

[1]) Wie auch die Minnesänger ihre Liebe so gern ins Reich des Glaubens hinüberpflanzten.

gefolgt und seinem Seelenleben, soweit es ihm in seiner Zeit noch möglich war, nachgegangen. Darüber ist aber ein Zeitraum von über vierzig Jahren dahingegangen und Neues nur spärlich hinzugekommen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir Nachlebenden noch hie und da auf verwischte Spuren des Lebens und Dichtens Schenkendorfs in seiner alten Heimat stoßen.

Eine ganze Reihe von Gedichten, die auf die Königsberger Zeit hinweisen, zum Teil in die Darstellung seines Lebens von Hagen verwebt, hat in den Ausgaben seiner Gedichte (5. Auflage, Stuttgart 1873) mit den Jahreszahlen ihres Entstehens versehen, ihren Platz gefunden. Sehr zu bedauern ist es, daß Hagen aus einer Menge von Gedichten nur Stellen heraushebt und anführt, ohne eine Angabe, wo diese zu finden seien. Andere, es sind die an die geliebte Frau, die erst so spät die Seine wurde, waren ja nur der Ausdruck seiner Gefühle für sie. Er mußte ihr noch und selbst seinen Freunden seine Herzensneigung verbergen, daher eigneten sie sich nicht zur Veröffentlichung und sind so mit Ausnahme jener in den „Studien“ und in der „Vesta“, die Hagen als an die geliebte Frau gerichtet ansieht (Hagen, Schenkendorfs Leben, S. 111), in Königsberg noch nicht gedruckt. Andere wieder, durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, durften sich in der Zeit ihrer Entstehung nicht in die Öffentlichkeit wagen, wie das Lied auf Schill, dessen Tat doch vom Könige selbst hatte verurteilt werden müssen. Einige, gewiß die schönsten aus der Zeit bis zu seinem Fortgange von Königsberg, feierten die Königin, die aus Memel wieder nach Königsberg im Jahre 1808 und aus Petersburg im Jahre 1809 zurückkehrte, oder galten den Geburtstagen der hohen Herrin und des Königs. Und als die unerwartete Nachricht von ihrem Tode alle für die Dahingegangene in Liebe und Verehrung schlagenden Herzen aufs tiefste erschütterte, da gab auch Schenkendorf seinem Schmerze beredten Ausdruck in innigen Versen, die er der Veröffentlichung für wert hielt.

Wenn aber in Hagens Ausgabe der Gedichte Schenkendorfs solche, die der Dichter seinerzeit selbst doch veröffentlicht hatte, nicht aufgenommen worden sind, wohl weil ihr dichterischer Wert ein nur geringer ist, so erscheint es uns Nachgeborenen eine Pflicht zu sein, sie der Vergessenheit zu entreißen, damit das Bild dieses Dichters um so klarer erscheinen mag.

Wenn wir von dem Aufsatze im „Freimütigen“ vom Jahre 1803, „Die Zerstörung der Marienburg“ (vgl. Hagen, Schenkendorfs Leben, S. 14 ff.) absehen, so ist das erste Lied, das Schenkendorf überhaupt für die Öffentlichkeit bestimmt zu haben scheint, nach Hagen jenes „Kriegslied“ gewesen, das bei der wiederholten Auf-

führung von Wallensteins Lager, nach der Nachricht von der am 9. Oktober 1806 erfolgten Kriegserklärung, am 21. Oktober im Theater zu Königsberg gesungen sein soll. (Hagen, Schenkendorfs Leben, S. 50.) Es hat in der Sammlung der Gedichte das Datum des 20. Oktobers und ist in der Handschrift als „Volkslied, als der Krieg erklärt war" bezeichnet. Doch wird der Zweifel, daß dieses Lied wirklich das am 21. Oktober im Theater vorgetragene gewesen sei, neuerdings aufrecht erhalten. (Vgl. Thurau, Altpreußische Monatsschrift 1898, S. 250.) Wohl aber kann es auf einem Blatte gedruckt in Umlauf gesetzt worden sein, zumal da auch andere dergleichen Kriegs- oder Soldatenlieder damals im Umlaufe waren und gedruckt mit oder ohne Weise für einige Groschen ausgeboten wurden, wie wir aus den Zeitungsnummern jener Tage (vgl. Königl. Priv. Staats-, Kriegs- und Fried.-Zeitung — Hartungsche Nr. 84 vom 20. Oktober, Nr. 86 vom 27. Oktober 1806) ersehen. Merkwürdig bleibt dies Gedicht immer deshalb, weil es eine Woche fast nach der bereits bei Jena und Auerstädt erfolgten Vernichtung des preußischen Heeres durch Napoleon entstanden ist. Erst am 23. Oktober stand jene bekannte kurze Nachricht von Auerstädt, aus der Berliner Zeitung übernommen, in der Königsberger Hartungschen Zeitung, nachdem im Blatte vom 20. Oktober noch ein Kriegslied des alten Kriegsrates Scheffner, eines Offiziers aus den Tagen Friedrichs des Großen, vorne an geprangt hatte, das an Siegesgewißheit und preußischem Selbstbewußtsein nichts zu wünschen übrig läßt. Was mögen die Theaterbesucher vom 21. Oktober und die Leser dieser Zeitung bei jener Nachricht in der folgenden Nummer empfunden haben!

Schon als Student hatte Schenkendorf mit seinem Freunde Ferdinand, dem Sohne des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, jenes literarische Kränzchen begründet, das Hagen in seiner Skizze über Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten, eingehend würdigt. Die poetischen Erzeugnisse der Mitglieder dieses „Blumenkranzes des baltischen Meeres" durften erst nach sorgfältiger gemeinsamer Prüfung veröffentlicht werden, was — abgesehen von der politischen Hauptzeitung, der Hartungschen, und von auswärtigen Zeitschriften — besonders in einer ganzen Reihe von Zeitschriften geschah, die vom Jahre 1806 ab in Königsberg erschienen sind und deren Mitarbeiter nachweislich großenteils zu jenem Freundeskreise gehörten oder doch wenigstens mit dessen Mitgliedern befreundet waren.

Gleich das erste dieser Blätter ist die Morgenzeitung. Sie erschien vom Januar 1806 bis mindestens zur Mitte des Jahres 1809, jeden Mittwoch in Quarto. Sie brachte Gedichte, Aufsätze und Erzählungen oft von nur mäßigem Werte, besonders aber regelmäßig fortgeführte Kritiken der Aufführungen im Stadttheater. Diese waren

in den ersten Jahrgängen sehr scharf und keck, oft über das Maß des Anstandes hinaus abfällig, besonders stets die gegen Kotzebue gerichteten. Ihre Streitbarkeit gegen einzelne Schauspieler hatte schon im ersten Jahre ihres Erscheinens ein energisches Vorgehen gegen sie bewirkt, sie wurde unter die Mitzensur der Polizei gestellt und auch der Protest des akademischen Senates gegen diesen offenbaren Eingriff in seine Rechte war vergeblich. In den späteren Jahrgängen sind diese Kritiken maßvoller und sehr ausführlich, „sie bekunden," heißt es in einer Korrespondenz aus Königsberg, „eine große Belesenheit in der dramatischen Literatur des In- und Auslandes, welche nur manchmal zu sehr gezeigt wird, so die Bekanntschaft mit den Darstellern der Engländer, Franzosen und Italiener und mit den deutschen Künstlern von Eckhof bis zur Zeit".

In der Zeit der französischen Okkupation und während des Aufenthaltes des königlichen Hofes in Königsberg und Memel, wo sich die Bestrebungen des Tugendbundes, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in Reden und Gedichten geäußerter glühender Haß und mutige und stolze Gesinnung gegen den Unterdrücker in Königsberg oft geradezu unvorsichtig äußerten, entbehrt auch dieses Blatt solcher Beiträge, die die Zeitumstände vorsichtig und verschleiert berühren, nicht, trotz der gelegentlichen Betonung ihres völligen Fernhaltens von Politik. Wir können die vergessene und verschollene, leider nicht vollständig erhaltene Zeitschrift somit in gewissem Grade gleichfalls in den Kreis der wenigen patriotischen Blätter jener traurigen Zeit einreihen, die nicht in französischem Solde oder unter dem Einflusse unpatriotischer Männer standen. Eine eingehende Würdigung soll dieser Zeitung in einer Geschichte der Königsberger Publizistik jener Jahre zuteil werden. Hier mögen nur Schenkendorfs Beziehungen zur „Morgenzeitung" kurz berührt werden.

Hagen sagt (a. a. O. S. 73), „Schenkendorf sei freilich in einer Ankündigung unter den Mitarbeitern dieser Zeitschrift aufgeführt, doch habe er sie mit Beiträgen wohl nicht bedacht, indem er dem Urteile Kotzebues beipflichten mochte, daß das Blatt von den Reizen des Morgens nur die Nüchternheit habe". Was zunächst den Ausspruch Kotzebues über dieses Blatt betrifft, so bezieht sich der auf die Fehde, die zwischen den Redakteuren der „Morgenzeitung", unter denen anfangs der Freund Schenkendorfs, A. Böckel, ein Kandidat der Theologie, anonym die Leitung hatte, und dem Kollegienrat Kotzebue, der in den Jahren 1805 und 1806 in Königsberg auf dem Staatsarchiv arbeitete, längere Zeit hindurch bestand und die aus den abfälligen Kritiken Kotzebuescher Lustspiele in der „Morgenzeitung" hervorgegangen war. Die spitzigen Epigramme in lateinischer und deutscher Sprache, die hin- und herüber

fliegenden, der gegnerischen Beherzigung empfohlenen Bibelstellen sind in der Hartungschen Zeitung gar ergötzlich zu lesen.

Welche Ankündigung Schenkendorf als Mitarbeiter der „Morgenzeitung", wie Hagen oben bemerkt, aufführt, ist bisher nicht zu ergründen gewesen. Möglich, daß Hagen die Besprechung der „Morgenzeitung" im „Preußischen Hausfreund" in Berlin meint, worin in der Tat Schenkendorfs Name unter den Mitarbeitern genannt wird.

Sonach hat auch Schenkendorf sich dem abfälligen Urteile Kotzebues über diese Zeitschrift, trotz seiner Abneigung gegen diesen, nicht nur nicht angeschlossen, sondern er hat auch, wie wir sehen werden, wohl während des ganzen Bestehens derselben Beziehungen zu ihr und ihren Redakteuren Böckel, Carnier, Weygoldt unterhalten und Beiträge dazu geliefert. Leider ist der erste Jahrgang 1806 bisher nicht aufgefunden, es wäre interessant zu erfahren, was Schenkendorf dazu schon beigesteuert hat. Anders steht es um die Jahrgänge 1807 und 1808. In beiden läßt sich seine Mitarbeiterschaft mindestens durch zwei Gedichte, die mit seinem vollen Namen unterzeichnet sind, belegen. Der Jahrgang 1809 macht Schenkendorfs etwa gelieferte Beiträge nicht kenntlich.

Das in der Nr. 37 vom 4. November 1807 enthaltene Gedicht scheint den Sammlern der Gedichte Schenkendorfs bisher entgangen zu sein. Es ist hübsch genug und paßt so ganz zu jenen Gedichten der Jugendjahre mit katholisierender Tendenz, die für den jungen Dichter charakteristisch sind, daß es verdient hervorgeholt zu werden. Der Dichter steht am Fenster in seiner bescheidenen Wohnung in der Kalthöfischen Straße und schaut auf den Garten des Frauenstiftes hinaus, den frisch gefallener Schnee in eine weiße Hülle gelegt hat. Der Anblick begeistert ihn, den Sohn der mütterlichen Erde, zu einem höchst durchgeführten Bilde des Entschlafens der jungfräulichen Mutter Erde und ihres Erwachens im Frühlinge. (Siehe den zweiten Teil dieser Abhandlung Nr. 1.) Der mit Max von Schenkendorf unterzeichnete Beitrag des Dichters für den Jahrgang 1808 der „Morgenzeitung" befindet sich in Nr. 48 vom 30. November. „Als der König und die Königin," so berichtet Hagen (a. a. O. S. 55), „am Anfange des Jahres 1808 aus Memel wieder nach Königsberg zurückgekehrt wären, sei am Abend im Theater „Der (deutsche) Hausvater" (ein damals sehr beliebtes Stück von Gemmingen) „dargestellt und der dicht besetzte Schauplatz hätte Glanz und Schmuck durch Kronleuchter und Laubgewinde erhalten. Da habe das Schenkendorfsche Volkslied „O heilig, heilig Band usw." die ganze Versammlung in lebhaftes Entzücken versetzt und diese habe dem Königspaare ein dreifaches Hoch ertönen lassen. Das wäre am 11. Februar 1808 gewesen". Hagen verwechselt

aber hier die zu Anfang Januar 1808 geschehene Übersiedelung des Hofes von Memel nach Königsberg mit der Rückkehr der Majestäten von ihrer Reise nach Petersburg, die am 8. Februar 1809 nach Memel, am 10. Februar nach Königsberg erfolgt war. Somit hat der schon 10 Wochen vor der Rückkehr des Königs und der Königin von der Petersburger Reise geschehene Abdruck durch die „Morgenzeitung“[1]) dieses Lied bei dem Königsberger Publikum verbreitet. So konnte es am 11. Februar 1809, am Tage nach dem Wiedereinzuge der Majestäten in Königsberg, im Theater als ein allgemein bekanntes „Volkslied“ gesungen werden. Danach ist die Notiz, Hagen, 5. Auflage, S. 264 z. S. 18 zu berichtigen, daß es gedruckt nicht mehr vorhanden sei.

Während Schenkendorf in der „Morgenzeitung“ sich nur als Mitarbeiter hat nachweisen lassen, hat er im Jahre 1807 selbst mit seinem oben genannten Freunde von Schrötter bekanntlich eine Zeitschrift herausgegeben, die in der Geschichte jener traurigen Jahre eine ruhmvolle Rolle gespielt hat, es ist die „Vesta“.

Als der Feind im Lande stand, dann in Königsberg im Juni 1807 einzog und auch hier nun als Herr gebot, hat Schenkendorf und seine gleichgesinnten Freunde kühn und furchtlos unbeugsamen Mut und stolzen hohen Sinn dem Überwinder gegenüber in dieser Zeitschrift gezeigt und gepflegt.

Zur Geschichte dieser „Vesta“ ist einiges nachzutragen. Der Gedanke der Schöpfung dieser Zeitschrift war entstanden, als durch die Schlacht bei Pr.-Eylau Napoleons Vorgehen für mehrere Monate völlig lahm gelegt war und auch die Stimmung in dem noch nicht besetzten Teile der Provinz wieder mutig und vertrauensvoll geworden war. Das zeigte sich in den Artikeln der Tagesblätter in Königsberg deutlich, wo Aufforderungen zum Eintritt in neu zu begründende Freikorps — ich erinnere nur an das des v. d. Marwitz (darüber siehe Programm der städtischen Realschule zu Königsberg, 1900) — und reichliche Beiträge dazu die Spalten der Hartungschen Zeitung zieren. Man erwartete, Napoleon nimmer in Königsbergs Mauern zu sehen und rechnete bestimmt auf seinen Abzug oder seine Vernichtung durch die Russen. In dieser Zeit entstand die „Vesta“.

Am 29. April bringt die „Morgenzeitung“ eine warme Anzeige der „Vesta“, die mit den Worten beginnt:

---

[1]) Der Text in der „Morgenzeitung“ hat einige Abweichungen. Da das Gedicht in der „Morgenzeitung“ zum erstenmal abgedruckt ist, dürften die hauptsächlicheren Abweichungen interessieren: Str. 5. „O holde Königin“; Str. 5. „Auf den der Bürgerbund“; Str. 6. „Schirmen das Band“; und „Fließe voll Lust und Mut“.

„Es ist eine dem Geiste sehr wohltätige Erscheinung, wenn er wahrnimmt, daß mitten unter den Schrecken des Krieges, deren schneidender Nord so manche schöne Blume welken machte, dennoch hin und wieder eine den Einwirkungen des tobenden Sturms widersteht und ungeknickt ihr Haupt erhebt; aber je mehr uns der Wohlgeruch einer solchen Blüte entzückt, um desto höher muß unsere Achtung gegen den Gärtner steigen, der die Frucht seiner Anstrengungen nicht selbst genießt, sondern sie freiwillig dem allgemeinen Besten widmet" usw.

Aus ihrer ersten Ankündigung in der Hartungschen Zeitung vom 13. April 1807, die mit der vollen Unterschrift der beiden Freunde unterzeichnet ist, mag hier folgendes wieder abgedruckt werden, da es für die edlen Bestrebungen dieser jungen Leute bezeichnend ist:

Literarische Anzeige.

Die jetzt mehr als je herrschende Armut fordert einen jeden Menschenfreund auf, nach seinen Kräften an ihrer höchst möglichen Verminderung zu arbeiten. Überzeugt, daß daher jede dieser Bemühungen, sollte sie auch nur einzelne Familien der äußersten Verlegenheit entziehen, dennoch der feinfühlende und wohltätige Teil des noch vermögenden Publikums mit Freuden unterstützen werde, haben sich Unterzeichnete mit einer Gesellschaft kenntnisreicher und talentvoller Bewohner dieser Stadt wie auch der noch offenen Provinzen verbunden, ihre seit mehreren Jahren gesammelten literarischen Arbeiten wissenschaftlichen und artistischen Inhalts in monatlichen Heften vom 1. Juni d. J. unter dem Titel

Vesta,
eine Zeitschrift
für
Freunde der Wissenschaft und Kunst

derart herauszugeben, daß der Kostenüberschuß zur angemessenen Verwendung einzelner Arme, deren Lage verbietet, die öffentliche Hilfe anzusprechen, an das aus Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Holstein-Beck, [1]) dem Herrn Geheimen Rat Frey [2]) 2c. bestehende Komitee zur Unterstützung der Kranken in den Lazaretten abgeliefert werde.

Nach den auf die Subskription, den Preis und das Erscheinen des ersten Heftes am 1. Juni bezüglichen Notizen heißt es dann weiter:

Nicht ohne Grund hoffen Unterzeichnete einen glücklichen Erfolg ihres Unternehmens, da die Wohltätigkeitsliebe der hiesigen Einwohner den Anfang desselben so unerwartet begünstigte, daß sich in Zeit von drei Tagen ohne öffentliche Bekanntmachung eine zur Deckung der Kosten hinreichende Anzahl von Pränumeranten einfand. Vertrauend, daß ein so gütig unterstütztes Unternehmen durch allgemeine Bekanntmachung, hierselbst noch mehrere Teilnehmer finden, sowie daß keine von dem Feinde verschont gebliebene Stadt Preußens seiner Hauptstadt an Menschenfreundlichkeit nachstehen werde, laden hiemit jeden vermögenden Staatsbürger zur Unterstützung und Beförderung dieses gemeinnützigen Planes ein

Königsberg, den 13. April 1807.

Ferdinand Freiherr v. Schrötter,
Max v. Schenkendorf.

---

[1]) Friedr. Karl Ludwig v. Holstein-Beck, ehemals preußischer General, in Ostpreußen begütert, lebte als angesehener Privatmann in Königsberg.

[2]) Polizeidirektor in Königsberg.

Ganz sicher ist nun das erste Heft der Vesta am 1. Juni 1807 pünktlich erschienen, zwei Wochen, bevor der Krieg durch die Schlacht bei Preußisch-Friedland unerwartet schnell sein Ende fand und die Franzosen Königsberg besetzten. Es bleibt eine mutige Tat, daß man während der Anwesenheit der Franzosen diese Zeitschrift regelmäßig weiter erscheinen ließ, die so deutlich ihre gegen die augenblicklichen Herren gerichtete Tendenz zur Schau trägt. Das Juliheft verzögerte zwar sein Erscheinen um sechs Tage, „unerwarteter Geschäfte wegen in der Druckerei", heißt es in der bezüglichen Anzeige der beiden Freunde vom 29. Juni in der Hartungschen Zeitung. Die Degensche Druckerei war eben durch die massenhafte Herstellung von Publikanden und Verordnungen des neuen Regimentes zu sehr in Anspruch genommen. Aber die übrigen Hefte kamen allmonatlich regelmäßig bis zum November heraus. Am 3. Dezember lesen wir in einer von den beiden Herausgebern unterzeichneten Bekanntmachung vom 1. Dezember, daß in diesem Monat kein Heft erscheinen könnte, sondern erst mit dem Januar 1808 das fällige 7. Heft zur Ausgabe käme. „Dies," heißt es, „ward wegen einer durch die Verzögerungen der fremden Zensurbehörden zu Berlin entstandene Stockung benötigt.[1]) Am Montag den 11. Januar 1808 erfolgt endlich die Anzeige der beiden Freunde, daß „Allerhöchstem Befehle gemäß die weitere Herausgabe der bisher hierselbst unter dem Titel „Vesta" erschienenen Zeitschrift eingestellt wird" und daß die Pränumerationsquanten bis zum 1. Februar zurückgeholt werden könnten. „Wessen Betrag sich von diesem Termine ab in der Kasse der Zeitschrift befindet, der gibt stillschweigend seine Einwilligung, daß dieser Betrag dem Zwecke der „Vesta" gemäß von dem Unterzeichneten angewandt werde."

Was nun hinter den Kulissen vorgegangen war und das Aufhören dieser Zeitschrift veranlaßte, darüber erteilt uns ein Aktenstück im hiesigen königlichen Staatsarchiv nähere Auskunft.

Am 30. November hatte der Kurator der Universität, der Konsistorialrat und spätere Staatsrat Nicolovius, eigenhändig an den akademischen Senat, in dessen Händen die Zensur von dergleichen Schriften lag, schreiben müssen, daß er auf Veranlassung der im neuesten Heft der Zeitschrift „Vesta" erschienenen Aphorismen (Novemberheft Nr. 3) aufgefordert worden sei, den Zensoren bei der hiesigen Universität mehr Aufmerksamkeit und Vorsicht zu empfehlen. „Ein Königl. Akademischer Senat wird sich dieser An-

[1]) Hiernach scheint schon vor der Einsetzung einer eigentlichen französischen Zensurbehörde (Ende Mai 1808) unter dem französischen Prediger Hauchecorne in Berlin auch für die Königsberger Zensurbehörde die Verpflichtung bestanden zu haben, Werke historischen Inhaltes nach Berlin zur Oberzensur zu senden.

gelegenheit um so ernstlicher annehmen, da demselben nicht entgehen kann, mit wie großer Verantwortung dieselbe verbunden ist. Übrigens wird der Wunsch, daß nur das gedruckt werde, was der guten Sache förderlich sein kann, in dem gegenwärtigen Falle um so eher zu erreichen sein, da hier zwischen Zensor und Autor das Verhältnis der Erfahrung und Jugend stattfindet."

Unterdessen war aber das Verbot der Zeitschrift durch Napoleon selbst von Mailand aus in Memel beim Könige angelangt, und dieser hatte am 1. Dezember seinerseits das sofortige Aufhören der „Vesta" durch Kabinettsbefehl verlangt. Gleich nach der Ankunft dieses königlichen Schreibens werden die Herausgeber am 3. Dezember von dem Verbote benachrichtigt und Drucker und Verleger der Zeitschrift ungesäumt anzugeben aufgefordert. Diese Anzeige an den Oberpräsidenten Auerswald von Schenkendorfs Hand hat sich auch erhalten:

Hochwohlgeborner Herr

Höchst zuehrender Herr Geheimer Oberfinanzrat und Kammer-Präsident!

Ew. Hochwohlgeboren haben wir auf das Rescript vom 3ten d. M. gehorsamst anzuzeigen, daß wir wegen der jetzt zessierenden Herausgabe der „Vesta" das nötige veranlaßt haben.

Bis jetzt ist diese Zeitschrift zwar in der hiesigen Degenschen Druckerei erschienen, von jetzt an aber hatte Herr Reimer oder die Realschulbuchhandlung in Berlin den Verlag übernommen. Den bestimmten Drucker wissen wir also nicht anzugeben. Wir haben aber Herrn Reimer bereits Nachricht von dieser Wendung der Sache gegeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung beharren wir

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamst ergebenste Diener
Ferdinand von Schrötter,
Schenkendorf.

Königsberg, am 4. Dez. 1807.

Der Stadt- und Polizeipräsident Büsching in Berlin, dem die Zensur der historisch-politischen Schriften damals unter französischer Aufsicht oblag, wird daraufhin beauftragt, die Herausgabe der „Vesta" zu verbieten, „deren Inhalt auch schon früher Verfügungen an die Zensurbehörde notwendig gemacht hat". Büsching zeigt am 14. Dezember an, daß er dem Buchhändler Reimer bei 100 Talern Strafe untersagt habe, den Druck zu besorgen. Reimer habe darauf angezeigt, daß in Berlin noch kein Blatt gedruckt worden, und daß eine neue Auflage der „Vesta", welche in Berlin veranstaltet werden sollte, hätte unterbleiben müssen, weil die französische Behörde die Zensur verweigert habe.

So endete ein Unternehmen, das trotz der aufmerksamen französischen Zensur doch so lange hatte bestehen können und weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus den ungebeugten Sinn der Alt-

preußen hatte bekunden können. Rezensionen und Anzeigen dieser Schrift finden sich daher in gleichzeitigen Zeitschriften, die zum Teile dieselben Tendenzen verfolgten, wie in der „Stettiner Sonntagszeitung" vom Jahre 1808, dem „Freimüthigen" in Berlin vom Jahre 1808 und in Berlin oder der „Preußische Hausfreund" vom Jahre 1809.

Was die Mitarbeiter an dieser „Vesta" betrifft, so sind wohl, außer bei dem kurz darauf auch in Königsberg herausgegebenen „Volksfreund", kaum in einer anderen Zeitschrift eine solche Zahl von namhaften Männern der Zeit beteiligt gewesen. Hagen hat besonders die Schenkendorfschen Aufsätze in dieser Zeitschrift in seiner Biographie gewürdigt, ebenso sind die ihm zugehörigen Gedichte in der Gedichtsammlung zu finden. Über ein Gedicht: An die Königin, am dritten August 1807: Wo ich als ein Pilger wallte rc. (siehe den zweiten Teil dieser Abhandlung Nr. 2) könnten Zweifel entstehen, ob es nicht auch Schenkendorf zugehöre. Hagen hat das ehemals Schenkendorf zugehörige Exemplar der „Vesta und Studien" in einem Bande vereint, das heute im Besitze der Königl. Deutschen Gesellschaft in Königsberg ist, benutzt. Da darin das gedruckte Inhaltsverzeichnis der ersten Hefte der „Vesta" anfangs fehlte — später ist es eingeklebt — so hatte er sich an den ehemaligen, damals noch lebenden Mitherausgeber derselben, den Geheimen Justizrat v. Schrötter in Marienwerder, gewandt, und dieser hatte auf das ihm vorgelegte Blatt mit den von Hagen vorgeschriebenen Aufsatztiteln die Verfasser derselben daneben bezeichnet. Bei dem oben genannten Gedichte schreibt er hinzu: „von Schenkendorf", setzt aber hinzu, „wenn ich nicht irre". Daraufhin hat es Hagen in die Gedichtsammlung nicht aufgenommen. In dem gedruckten Inhaltsverzeichnisse fehlt der Name des Verfassers. Wenn man aber berücksichtigt, daß Schenkendorf auch bei anderen Beiträgen in diesen beiden Zeitschriften seine Autorschaft nicht durch seinen Namen belegt hat, und den Inhalt und die Ausdrucksweise dieses Gedichtes nicht außer acht läßt, so wird kaum ein Zweifel an seiner Zugehörigkeit zum Herausgeber bestehen können.

Neben seiner Tätigkeit an und in der „Vesta" hat er den Geburtstag des Königs in diesem Jahre 1807 auch noch durch ein zweites Gedicht gefeiert. Der König befand sich in Memel, die Franzosen waren seit dem 26. Juli aus Königsberg abgezogen und langsam bis Elbing zurückgegangen. Da wagten es die jungen Herausgeber der „Vesta" den Geburtstag des Königs in herausfordernder Weise zu feiern: Schrötter hielt die Rede „Deutschlands Nationalruhm", die im Septemberheft der „Vesta" abgedruckt und vom französischen Konsul in Königsberg in einer Übersetzung an Napoleon eingesandt wurde. Als ein Seitenstück zu jener Rede ließ Schenkendorf am selben

Tage das Gedicht „Die siegende Kraft" im Druck in Quarto ausgehen, von dem sich ein Exemplar in den Akten der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg hat auffinden lassen. Auch dies war nicht unbemerkt geblieben, wie ein Aktenstück im Staatsarchiv kund tut. Der Kammerpräsident Graf Dohna, der spätere Minister, zeigte von Elbing aus dem Minister v. Schrötter am 30. August an, daß man sich bei ihm in Elbing von seiten des französischen Militärs darüber beklagt hätte, daß in Königsberg am 3. d. M. einige Gedichte im Druck erschienen wären, welche Ausfälle auf die Franzosen enthielten. „Mir ist zwar keines dergleichen zu Gesicht gekommen, indessen mache ich Ew. Exzellenz darauf aufmerksam, um dafür zu sorgen, daß bei der Zensur mit aller Vorsicht und Strenge verfahren werde, damit nichts im Druck erscheine, das Anstoß und üble Sensation bei den französischen Behörden erwecken könnte." Unzweifelhaft sind es die beiden Gedichte Schenkendorfs, das im Augustheft der „Vesta" abgedruckte „An die Königin. Am 3. August", und „Die siegende Kraft. Dem Vaterlande geweiht am 3. August 1807", die die Aufmerksamkeit Soults in Elbing erregt hatten. Dazu kommt ein drittes: „Traum und Gebet, am Werdetage des Königs. Den 3. August 1807" von Julius Isert. (Es zog ein finsterer Geist durch unser Land ꝛc. Ein Abdruck in den Akten der königl. deutschen Gesellschaft erhalten.)

Endlich, am 16. Januar 1808, hielt die Königin von Memel wieder ihren feierlichen Einzug in das Residenzschloß am Pregelstrande. Auch Schenkendorf fehlte nicht dabei, und wie wir es von anderen Gedichten bei anderer Gelegenheit wissen, so hat er auch diesmal der Herrin zwei Gedichte überreichen dürfen. „An ein Gemach" und „Die Rosenknospen an ihre Königin". Beide Gedichte haben das gleiche Datum vom 16. Januar, beide entsprangen den Empfindungen des Dichters beim Anblicke der in gesegneten Umständen zurückkehrenden Königin und sind der hohen Frau gewiß mit einem paar Rosenknospen überreicht worden. Auch hier ist der erste Druck bisher nicht auffindbar gewesen, Schenkendorf nahm sie dann beide in seine „Studien" auf.

Die nächste Publikation liegt im Drucke vor, das einzige Exemplar, wie es scheint, beherbergt das königl. Staatsarchiv. Ein paar in Quartformat auf schönem Papier sauber gedruckte Blätter, auf der ersten Seite nur die Worte: „An die Königin", auf dem zweiten Blatte: „Am 10. März 1808." Sie enthalten als erstes Gedicht: Vertrauen von F. v. Schrötter, dessen Hagen S. 59 erwähnt. Dann folgt ohne Angabe des Verfassers ein Gedicht: „Die Befreiung." (Siehe den zweiten Teil dieser Abhandlung Nr. 3 a.) Eine Anmer-

kung dazu enthält folgende Notiz: „Daß vor einem Jahre den Dichter die Erfüllung seines Berufes in Kriegsgefangenschaft führte, ist einem großen Teile seiner Mitbürger bekannt; daß ihm gerade der 10. März die goldene Freiheit schenkte, verbreitet selbst über jene schwere Stunden ein mildes Licht." Vergleicht man damit, was Hagen S. 63 unten angibt, daß nämlich Schenkendorf, als Referendar bei Untersuchung eines Militärmagazins von den Franzosen, da er offenen Widerstand leistete, gebunden abgeführt und eine Zeitlang gefangen gehalten wurde, so ist kein Zweifel, daß wir hier das bisher verschollene Gedicht vor uns haben. Hagen hat es wohl nicht vorgelegen, er hätte es sonst sicher in die Gedichtsammlung aufgenommen. Die Stimmung des Dichters ist auch nichts weniger als heiter, wie Hagen meint, eher bang und sorgenvoll und voll Sehnsucht nach der Befreiung. Es schließt mit inniger Dankbarkeit gegen die Landesmutter, durch deren Vermittelung er vermutlich aus dem Wormditter Gefängnis befreit wurde, und das geschah gerade an ihrem Geburtstage. Auch das von Schenkendorf: „Todessehnen" überschriebene und mit Wormditt, am 27. Februar 1807 näher bezeichnete Gedicht gehört in jene trüben Tage.

Der nächste Beitrag in diesen der Königin geweihten Blättern, „Lenzes Beginnen", ist gleichfalls von Schenkendorf, er ist mit seinem vollen Namen unterschrieben. Hier haben wir ein dramatisches Gedicht voll zarter Empfindung und feiner Schilderung, das leider durch die schwerfälligen altpreußischen Götterbezeichnungen in seiner Schönheit beeinträchtigt wird. Schon zwei Wochen nach der Übersiedelung der Königin aus Memel nach dem Königsberger Schlosse, wo sie bei dem bevorstehenden Ereignisse bessere Pflege und mehr Bequemlichkeit vorfinden konnte, war am 1. Februar die Prinzessin Luise († 1870 als Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande) geboren. Der früher als sonst einkehrende Lenzgott schwebt beim Mondenschein herein in die alte Albrechtsburg, dort, wo die Göttin des Pregelstromes neben der Wiege des schlummernden Königskindes wacht, und neigt sich segnend über sein Lager. Das hat der Dichter belauscht. (Siehe den zweiten Teil dieser Abhandlung Nr. 3 b.)

Das folgende Gedicht in diesem Festblatte: „Am 1. Februar 1808" von Raphael Ignatius Bock mit deutlichem Hinweis auf die Geburt derselben Prinzessin bestätigt meine Vermutung über die Veranlassung des vorstehenden Schenkendorfschen Gedichtes. Als fünfter Beitrag in diesem Festblatte steht ein anonymes: „Ihr Name."

In denselben Tagen ist auch ein Festspiel Schenkendorfs „Die Bernsteinküste" in den Auerswaldschen Räumen im Schlosse aufgeführt worden, schon Hagen bedauerte es, daß davon nur die dem Komponisten übergebenen zwei Lieder erhalten wären (S. 93). So

haben wir in „Lenzes Beginnen“ das einzige vollständig erhaltene Gedicht Schenkendorfs in dramatischer Form.

Aus der Anzeige der beiden Redakteure der verbotenen „Vesta“ wissen wir, daß das 7. Heft dieser Zeitschrift, sowie eine Neuauflage der ersten 6 Hefte bei Reimer in Berlin hatte erscheinen sollen. Es liegt nahe anzunehmen, daß die „Studien“ Schenkendorfs, jene nur in einem Hefte erschienene Zeitschrift, ursprünglich eine Fortsetzung der „Vesta“, ja das 7. Heft derselben hatten ausmachen sollen. Um das Auge der französischen Zensur davon abzuwenden, wurde der Verleger Reimer nicht genannt, sondern am Schlusse nur der Drucker Karl Friedrich Amelang in Berlin, während auf dem Titel die Bezeichnung: Berlin, gedruckt auf Kosten des Herausgebers steht. Es hatte sich bald eine unauffällige Gelegenheit zur Herausgabe dieses Heftes finden lassen. Die Stadt Heiligenbeil, fünf Meilen südwestlich von Königsberg gelegen, hatte zum zweiten Male in kurzer Zeit das Unglück gehabt, völlig niederzubrennen. Schon am 18. Februar 1808, also sehr bald nach dem Verbote der „Vesta“, fordert eine Anzeige in der Hartungschen Zeitung zur Subskription auf die „Studien“ auf, die eine kleine Sammlung von wissenschaftlichen Abhandlungen, Gedichten und Musikalien enthalten sollte. Den reinen Ertrag dieses Unternehmens habe er, Schenkendorf, den Bewohnern der abgebrannten Stadt Heiligenbeil bestimmt, da jedermann verbunden sei, nach Vermögen zur heiligen Notdurft zu steuern. Wenn es gleich bescheiden genug sei, vorzüglich diese Absicht ans Herz zu legen, so glaube er doch versichern zu können, daß der Inhalt dieses Büchleins selbst seiner heiligen Bestimmung nicht unwürdig und unangemessen sein soll, denn nur bekränzt dürfe man beim Opfer erscheinen. Da ihn mehrere harmonische Gemüter bei der Herausgabe unterstützten, da selbst Männer, die das deutsche Vaterland mit Stolz unter seinen Söhnen nenne, den Zirkel der Jünglinge nicht verschmähen wollten, so mag er im Selbstgefühl, das solchem Vereine entspringe, wohl hoffen, daß der Geist dieser Blätter das befreundete Gemüt des Lesers zu jenen Kreisen erheben werde, die keine Erdenmacht verletzen dürfe, von welchem herab nur, als von einem höheren Standpunkte, jede Anschauung rein unbefangen wird.

Nach kurzen geschäftlichen Mitteilungen heißt es dann weiter:

„Wer sich diesem Geschäft (der Subskribentensammlung) noch sonst unterziehen will, erwirbt sich ein Verdienst um die gute Sache. Mag diese Ankündigung denn Segen bringen; sie spricht für das Unglück! Mag der christliche Sinn, der sie entstehen ließ, auf dem ganzen Werke ruhen!“

Königsberg, den 12. Februar 1808.

Max von Schenkendorf.

Die Herausgabe verzögerte sich aber. Die Zeitschrift sollte in Berlin gedruckt werden und mußte auch dort die Zensur passieren. Diese lag seit dem 25. Mai 1808 in den Händen des von den Franzosen zum Zensor bestellten französischen Predigers Hauchecorne in Berlin. Ein Verzeichnis der von ihm zensierten, teils zum Druck erlaubten, teils zurückgewiesenen Schriften führt die „Studien" im Verlage von Amelang unter den 83 erlaubten Schriften auf. Aus einer erneuten literarischen Anzeige Schenkendorfs in der Hartungschen Zeitung vom 25. Juli 1808 scheint hervorzugehen, daß die französische Behörde in Berlin anfangs doch den Druck nicht erlaubt habe.

Da Hagen von einem willkürlichen Eingreifen der Zensur bei den „Studien" zu berichten weiß (a. a. O. S. 80 f.), so ist anzunehmen, daß der Herausgeber noch mehr Zensurschwierigkeiten bei den „Studien" in Berlin gefunden haben wird, die jedoch zu einem Verbote nicht führten, sondern durch Änderungen beseitigt zu sein scheinen. (Das Handexemplar der „Studien" Schenkendorfs in der deutschen Gesellschaft gibt darüber Auskunft. Vgl. auch Hagen, Schenkendorfs Leben, S. 80.) „Jetzt aber," so heißt es in der Ankündigung vom 25. Juli, „hat der Druck begonnen, da ich, um es nicht ganz aufzugeben, mich dem Risiko des späten Mißlingens und eines verlorenen Vorschusses unterzogen, und in kurzem hoffe ich die Exemplare aus Berlin zu erhalten. Ich trete daher nochmals mit meiner Ankündigung auf und bitte nicht, sondern erwarte vielmehr von jedem, dem das poetische Leben, das wissenschaftliche Streben in unserer Stadt am Herzen liegt, Teilnahme, Unterstützung, und bin zu solcher Erwartung bei dem hier herrschenden Gemeingeist wohl berechtigt." Nachdem er dann eine Fortsetzung der Zeitschrift von der Teilnahme des Publikums abhängig zu machen gedenkt, hebt er die „so uneigennützige Teilnahme der Realschulbuchhandlung (Reimer in Berlin) an diesem Unternehmen" rühmend hervor, die es ihm möglich mache, das angekündigte Heft für einen Reichstaler zu lassen. „Wer von den früheren Subskribenten es daher verlangt, erhält bei der Ablieferung des Buches einen Gulden zurück. Man erinnere sich aber, daß es Armengeld ist, dessen Einsammlung ich übernommen". . . . Mit den Worten: „Sollten sich in den übrigen Städten Preußens, die sich so auszeichnen durch gebildeten Sinn, nicht auch Teilnehmer finden?" wendet er sich an einen größeren Kreis und schließt dann: „Ich habe durch Arbeit und Redaktion, sowie durch das Wagstück einer öffentlichen Ankündigung meine Pflicht getan — tue das Publikum nun die seinige."

In dieser Zeitschrift sind wieder Gedichte und Aufsätze seiner Freunde v. Schrötter, Fichte, Scheffner, Bock, Reichhardt, Crelle

und ganz besonders zahlreich die Gedichte des Herausgebers selbst enthalten. Hagen (Schenkendorfs Leben, S. 74) spricht die Verwunderung darüber aus, daß unter den Mitarbeitern der Staatsrat Stägemann, der doch in der Zeit auch vaterländische Gesänge verfaßt hat, und solche Beiträge einzusenden versprochen hatte, sich weder bei der „Vesta" noch bei den „Studien" mit Beiträgen beteiligt hätte. Das erklärt sich wohl daraus, daß auch Stägemann an dem Verhältnisse Schenkendorfs zur Witwe des Kaufmannes Barklay, die ja erst sehr viel später Schenkendorfs Gattin geworden ist, Anstoß nahm. So erklären sich die abfälligen und boshaften Bemerkungen Stägemanns über Schenkendorfs Treiben und Dichten. (Rühl, Aus der Franzosenzeit. Königsberg. 1904. S. 127, 129, 132, 147.) Später, nachdem Schenkendorf in den Befreiungskriegen seine herrlichen Lieder hatte erklingen lassen, bleibt Stägemann ihm den Zoll der Anerkennung nicht schuldig (ebenda S. 270).

In diesen Studien nun, die merkwürdigerweise zwei Titelblätter aufweisen (1. Studien, herausgegeben von Ferd. M. Gottfr. Schenk v. Schenkendorf, und 2. Studien, erstes Heft, herausgegeben zur Unterstützung der abgebrannten Stadt Heiligenbeil in Ostpreußen durch rc. Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich rc.), sind eine Menge von Gedichten, die unzweifelhaft Schenkendorf zum Verfasser haben und offenbar aus den frühesten Zeiten seiner dichterischen Tätigkeit herrühren, aufgenommen, denen Hagen die Aufnahme in die Gedichtsammlung nicht hat zuteil werden lassen. (Siehe den zweiten Teil dieser Abhandlung Nr. 4.)

Schon der Prolog in den „Studien", der unter Verwendung der Stelle aus der Apostelgeschichte 3, 1 ff. in herzlichen Worten zur Mildtätigkeit aufruft, gehört ihm sicher an, wenn auch hier, wie wir das ja auch sonst gesehen haben, seine Autorschaft nicht ausdrücklich durch die Unterschrift bezeugt wird. Dann folgen neunzehn Gedichte hintereinander, vom „Herausgeber", darunter die beiden zum 16. Januar 1808 der Königin geweihten, von denen oben (S. 797) die Rede war.

Wieder eine größere von Schenkendorf herrührende Gruppe von Gedichten in den „Studien" führt den Titel „Minnelieder". Ein Teil von ihnen hat die Namen der Minnesänger, deren Originale der Dichter bearbeitet hat, bei anderen wieder fehlt diese Bezeichnung. Von diesen Liedern ist auch nur das erste und letzte als ihm eigen durch sein Zeichen * kenntlich. Weshalb Hagen zu den beiden nur noch das fünfte aufgenommen hat, das das Schenkendorfsche Zeichen nicht hat, ist nicht klar. Ein Beweis dafür, daß die übrigen neun Lieder ihm nicht gehören, ist nicht gegeben, alle neun wie das von Hagen mit aufgenommene fünfte entbehren des Zeichens. Aber wir

haben gesehen, daß er mehrere seiner Gedichte später ganz aus dem Gedächtnisse verloren hat. Es ist sehr wohl möglich, daß durch die Entfernung des Dichters vom Druckorte Berlin und durch die große Zahl von oft sinnlosen und entstellenden Druckfehlern in den Studien, die der Dichter in seinem Handexemplar mit roter Kreide angestrichen hat, das Fortlassen des Schenkendorfschen Zeichens unter den anderen Minneliedern zu erklären ist. Auch das „Abendlied“ ist so ganz in Schenkendorfs Manier und aus seinem Ideenkreise, daß es ihm trotz seiner Anonymität gewiß zugehört.

Ein Abdruck dieser unbekannten Lieder aus den „Studien“ wird um so mehr willkommen sein dürfen, als diese Zeitschrift auch zu den sehr selten gewordenen Büchern gehört. Auch die umschreibenden Aufsätze zu zwei Gedichten unter dem Titel „Stimmen und Blätter“ und „Der Menschheit veränderter Standpunkt“ sind bei Hagen verstümmelt wiedergegeben (Leben, S. 78 ff.).

Wurde im Jahre 1808 jenes Festspiel von Schenkendorf „Die Bernsteinküste“ im Auerswaldschen Kreise aufgeführt, so fehlte im folgenden Jahre 1809 gleichfalls ein solches von demselben Verfasser nicht. Die einzige Notiz darüber finden wir bei Rühl a. a. O. S. 127, wo es in einem Briefe Stägemanns an seine Frau vom 14. März d. J. heißt: „Die Schrötter- und Schenkendorfschen Musen haben sich auch hören lassen; doch nicht anmutig, sehr blumenvoll“ — und derselbe an dieselbe vom 18. März d. J. S. 129: „Kürzlich ist ein von Herrn v. Schenkendorf fabriziertes Stück von Schauspiel bei Auerswald in Gegenwart des Königs gespielt worden, worin die Heldin des Stückes, eine entlaufene Erbuntertanin, nachmals gewordene Gräfin, über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit dem Könige allerlei Blumen gestreut hat. Das ist auch wieder unnötig. Der alte Korf (Gen.-Landsch.-Dir.) wollte gestern darüber aus der Haut fahren. Ich sagte ihm, daß die Gräfin vermutlich die Dirne wäre, der er einmal die Finger grillieren lassen.“

Auch die Redakteure des „Spiegels“, der am Anfange des Jahres 1810 herauskam und nur 24 Nummern erlebt hat, waren Schenkendorfs Freunde und Mitglieder des „Blumenkranzes“. Es waren die beiden Schauspieler Carnier und Fleischer, beide in dem klassischen Altertum gebildete und auch sonst vielfach literarisch tätige Männer. Namentlich war es der erstgenannte, der bei besonderen Festen auf der Bühne nicht nur Prologe sprach, sondern sie auch selbst verfaßt hatte. Jedenfalls darf hier rühmend erwähnt werden, daß er vier Wochen nach dem Tode Schillers eine würdige Feier seines Todes im Theater veranstaltet hat, die, wie der Bericht darüber angibt, wohl die erste zum Gedächtnisse Schillers in Deutschland angestellte gewesen sein dürfte. (Vgl. Czygan: Schiller in der Be-

urteilung seiner Königsberger Zeitgenossen, Königsberg 1905. (S. 38 ff.) Die Beziehungen der Redakteure zu Schenkendorf und seiner schriftstellerischen Tätigkeit zeigt schon die warme Besprechung der Sternblumen durch Fleischer in Nr. 4 vom 17. Januar. Schenkendorfs Freundschaft zu der früh verstorbenen Verfasserin derselben, Henriette Gottschalk, sind aus Hagens Biographie Schenkendorfs bekannt (S. 46 f.). Er war es, der diese Gedichte zum Weihnachtsbüchermarkt 1809 fertig stellen ließ, er hat ihr mit seinem Freunde Friedländer dann in einigen Sonetten ein ehrendes Denkmal errichtet. Im Spiegel läßt sich nur ein Beitrag Schenkendorfs das Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes (Pius VII. durch Napoleon 1809) unter der Überschrift: Ein Hymnus des Mittelalters nachweisen. (Darüber Hagen, Gedichte, 5. Aufl. S. 10 und 262, und Hagen, Leben Schenkendorfs, S. 81.) Auch hier hat Hagen die im Spiegel vorgedruckte Einleitung verstümmelt, sie mag daher hier ungekürzt folgen:

„Viele herzerhebende Gesänge sind aus jener Zeit des lebendigen Glaubens uns noch übrig. Manche sind verloren gegangen in dem alles verschlingenden Strome der Zeit, aber die, welche uns noch übrig geblieben, z. B. Dies irae, dies illa — wer kennt ihn nicht aus Mozarts ewig unvergänglichen Requiem? Stabat mater dolorosa mit Pergolesis himmlischer Musik und andere bieten dem Verehrer echt christlicher Poesie heilige Erhebung. Einer dieser Gesänge, dessen eigentlicher Verfasser Accursius sein soll, steht in einer Sammlung: Hymni sacri in ecclesiae calamitatibus, 4to. Brixiae 1593. Ich teile ihn hier nebst einer möglichst treuen, der Versart des Originales sich genau anschmiegenden Übersetzung mit, Stil und Versart des Originales sprechen deutlich das 16. Jahrhundert aus." Unterzeichnet ist das Gedicht und seine lateinische Übertragung mit C. S., d. h. Carnier und Schenkendorf.

Den Geburtstag seiner Königin in diesem Jahre (1810) durch ein der Öffentlichkeit übergebenes Lied zu feiern, ist er wohl durch das Duell, dessen Folgen er damals noch nicht überwunden hatte, verhindert worden. Erst der am 19. Juli erfolgte Tod seiner Herrin löste ihm wieder die Zunge. „Auf den Tod der Königin" hat er das Gedicht später benannt, in der Hartungschen Zeitung im 90. Stück vom 28. Juli hat es die Überschrift: Dem 19. Julius 1810.[1]) Vgl. Hagen, Schenkendorfs Gedichte, 6. Auflage, S. 21 und 264. Unaufgeklärt muß vorläufig eine Anzeige in dem 142. Stück der Hartungschen Zeitung vom 26. November 1810 bleiben:

„Freiheitsgesänge von Max von Schenkendorf. Sie sind morgen, Dienstag den 27. November, in der Hartungschen Zeitungsexpedition für 10 Gr. abzuholen."

[1]) Varianten. Strophe 1 „Bei dem grauenvollen Loose"; Strophe 6 „Herr und König, sieh nach oben".

Ein Suchen danach war bisher vergeblich. Vielleicht, daß er allein oder mit einigen seiner Freunde es in der traurigen Zeit wagte, seinem Schmerze über das geknechtete Vaterland und seiner Zuversicht auf bessere Zeiten durch solche Gedichte wie „Freiheit, die ich meine“, „Schill“ u. a. Ausdruck zu geben. Von dem ersten Gedichte steht es ja fest, daß es nicht erst 1813 verfaßt ist. (Hagen, Schenkendorfs Gedichte, 5. Auflage, S. 262 oben.)

Gewiß hatte es seinen Grund in der in Königsberg strenge gehandhabten Zensur und in der Entartung der belletristischen Blätter, welche damals in Königsberg erschienen, daß nicht weniger als acht Königsberger, dieselben, welche wir als Mitarbeiter der oben erwähnten Zeitschriften zum Teile kennen gelernt haben, ihre Beiträge im Jahre 1811 dem Taschenbuche „Hertha, Germaniens Schutzgeist“, in Berlin übergaben. So finden wir auch zwei Gedichte Schenkendorfs darin „Hymnus an die Erde“: Wer mag dich preisen usw. und „Friedland“: O Friedland, wohl mit Vorbedacht usw. Auch diese Gedichte sind in der Sammlung der Gedichte Schenkendorfs bisher nicht eingestellt. Das letzte Gedicht, womit Schenkendorf in seiner Königsberger Zeit in die Öffentlichkeit trat, ist das An Delbrück, das diesem verehrten Gesinnungsgenossen und Lehrer am Schlusse seiner Vorlesungen feierlich überreicht wurde. (Hagen, Schenkendorfs Gedichte, S. 42 und Leben, S. 116.) Bald darauf ist er von uns gegangen, um in den Befreiungskriegen die Höhe seines dichterischen Schaffens zu erreichen.

Wenn ich in vorstehendem manche verschollene, in vergilbten Papieren vergrabene und vergessene Blüte der Poesie dieses empfindungsvollen Dichters aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt habe, so weiß ich wohl, daß vieles von dem Hinzugewonnenen nicht als zu Schenkendorfs vollendeten Schöpfungen gehörend, angesehen werden kann. Da der Dichter sie aber zu ihrer Zeit selbst als der Veröffentlichung nicht unwert angesehen hat, und das eine oder das andere dieser Gedichte einen kleinen Beitrag zu seinem Charakterbilde zu liefern wohl im stande ist, so schien mir ihre Veröffentlichung eine Ehrenpflicht gegen den Mann zu sein, der in dem nicht kleinen Kreise großer und unsterblicher Geister, die unserem altpreußischen Heimatboden entsprossen sind, einen hervorragenden Platz wohl beanspruchen darf!

Ernst Ortlepp und die Zensur.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

E. Ortlepp (1800 bis 1864), ein in den dreißiger Jahren viel genannter und anerkannter Dichter, gehört heute zu den Verschollenen und Vergessenen. Selbst die im Säkularjahre seiner Geburt erschienene Schrift von F. Walther Ilges, die allerdings einen vollkommenen panegyrischen Ton anschlägt, hat es nicht vermocht, die Aufmerksamkeit wieder auf ihn zu lenken. Immerhin verdient der begabte, wenn auch zuletzt durch die Ungunst der Verhältnisse und durch eigene Schuld herabgekommene Mann, daß man auf ihn hinweist.[1])

Bei Gelegenheit von Studien, die ich im Oktober 1905 in den Wiener Archiven über das junge Deutschland anzustellen in der Lage war, wurde mir auch ein kleines Ortlepp behandelndes Faszikel zur Benutzung übergeben. (Im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.) Ich benutze auch diese Gelegenheit, um die große Freundlichkeit der dortigen Beamten und die ungemeine Liberalität des Chefs, des Herrn Hofrat Winter, rühmend zu erwähnen.

Am 31. Oktober 1835 sandte Fürst Metternich an den österreichischen Gesandten in Dresden, Grafen v. Colloredo ein Schreiben, in dem er mitteilte, der sächsische Minister von Zeschau habe ihm bei einem Zusammentreffen in Töplitz eingeräumt, sich persönlich an ihn zu wenden. Dies tue er in folgender Angelegenheit:

„Es ist nämlich soeben unter meine Augen gekommen eine Broschüre von sechzehn Seiten betitelt: Fieschi, ein poetisches Nachtstück von Ernst Ortlepp mit dem Motto:

> Nur einen Blick in dieses Mannes Nacht,
> Des Schweigen alle Zungen reden macht

und dem Druckort Leipzig 1835. Verlag von L. Fort. Was nun eine krankhaft aufgeregte, aller religiösen und moralischen Bande entledigte und nur dem dämonischen Instinkte des Bösen hingegebene Phantasie in Stunden ihrer düstersten Lukubrationen nur immer aushecken konnte, um die von Fieschi veranlaßten Mordszenen als eine zwar grauenvolle, aber nichtsdestoweniger in eigentlicher Naturnotwendigkeit liegende Tat darzustellen ist in den wenigen Seiten, die die erwähnte Broschüre bilden, in wahrer Fülle zusammengedrängt. Der Held des Stückes sucht vergeblich Glück bei den Mächten des Himmels; sie spotten seiner glühenden

[1]) Nur Chr. Petzet: Die Blüthezeit der politischen Lyrik 1840 ff., München 1903 hat ihm einige Seiten gewidmet 419 bis 423, und ihn dabei „einen Lieblingspoeten des liberalen Bürgertums und der freisinnigen Jugend der vormärzlichen Zeit" genannt.

Gebete (p. 12), kein Engel kommt herbei (p. 15), er wendet sich an die Hölle. Da findet er Erhörung.

> Er fühlt sich gesund und stark
> Und schließt mit selben (!) den Bund zum Morden.

Und warum sollte er nicht?

> Der Schöpfer, der die Welt erschuf,
> Schafft er doch selbst nur, um zu morden (p. 13),

welches Thema in den darauf folgenden 20 Versen auf eine Weise abgehandelt wird, die durch ihre Gottlosigkeit Abscheu erregen würden, trügen sie nicht noch deutlicher den Stempel eigentlicher Verrücktheit an sich. Zum Schlusse kommt sodann noch eine lange Tirade bitteren Hohns über die etwa anders denkende Mitwelt und herausfordernden Trotzes gegen die Ohnmacht der Gesellschaft, ihn, den Verbrecher, anders als mit dem Tode, den er verdient, zu bestrafen.

Wie in einem christlichen und zivilisierten Staate, in welchem die vorgängige Prüfung der Schriften vor dem Druck gesetzmäßig besteht, irgend ein Zensor einem Produkte wie das eben erwähnte, das Imprimatur hat erteilen können, gehört wahrlich unter die unbegreiflichen Erscheinungen. Ich kann es mir erklären — wenn auch sicher nicht entschuldigen — wenn in heutiger, nur zu oft zu falscher Liberalität hinneigender und in ihrer Schwäche sich gefallenden Zeit Schriften mit politisch liberaler Tendenz, selbst politisch aufwiegelnden Inhalts hin und wieder von laxen Zensoren zugelassen, von verblendeten oder furchtsamen Regierungen geduldet werden. Aber das Morden war bis jetzt in allen menschlichen Gesellschaften, ihre Regierungsform mag gewesen sein welche sie wolle, eine verpönte und allgemein verabscheute Handlung, und die Apologie des Mordes, die Aufreizung zu selbem ein Verbrechen, welches die Gesellschaft nicht ungeahndet dahingehen ließ. Ihre Auflösung dagegen wäre entschieden, könnte jemals von ihr die Lehre vom n o t w e n d i g e n u n d h e i l i g e n M o r d e n anders als mit Abscheu und Entrüstung betrachtet werden.

Und zu solchem Zwecke arbeiten doch Schriften wie die Ortleppsche mit unumwundener Dreistigkeit hin. Und zu solchem Zwecke läßt man sie hinarbeiten im Herzen von Deutschland, an dem Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels, in einer Universitätsstadt, wo Hunderte von jungen Leuten mit unerfahrenen entzündbaren, mit allem Fanatismus leicht zu bildenden Gemütern den Eindrücken des Ortes hingegeben sind."

Metternich schließt seinen Brief mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Herr v. Zeschau ebenso wie er denken und gewiß geneigt sein werde, ihn auf die gefährlichen Folgen solcher Schriften aufmerksam zu machen.

Wie bedenklich dem Fürsten die Ortleppsche Broschüre erschien, geht daraus hervor, daß er eine Abschrift seines Erlasses an den Grafen Münch, den österreichischen Präsidialgesandten in Frankfurt (31. Oktober) und eine an den österreichischen Gesandten in Berlin, den Grafen Trauttmansdorff, sandte. Der letztere erwiderte am 12. November, die Schrift sei dem Minister Ancillon bisher unbekannt gewesen, er habe sich aber infolge der Andeutungen des Gesandten bereit erklärt, die österreichischen Schritte in Dresden zu unterstützen.

Ja, in Preußen geschah noch mehr, denn die Broschüre wurde alsbald in Preußen verboten. (Mitteilung Ancillons an den preußischen Gesandten v. Maltzahn in Wien, 14. November.)

Auch in Sachsen wurde Ernst gemacht. Colloredo meldete am 6. November, der Minister Zeschau habe schon vor einigen Tagen die Schrift mit Beschlag belegen und untersuchen lassen, ob sie heimlich oder mit Imprimatur versehen gedruckt sei. Doch scheint der erste Teil der Meldung sich nur auf Dresden zu beziehen, denn am 23. November berichtete Colloredo weiter, daß die Konfiskation des Gedichtes von seiten des Zensurkollegiums zu Leipzig einige Schwierigkeiten und Verzögerungen fand, so daß von dem durch Professor Hermann mit dem Imprimatur versehenen Gedichte einzelne Exemplare verkauft worden seien; auf nachdrückliche Verwendung des genannten Ministers sei endlich die Beschlagnahme ausgeführt worden.

Diese Beschlagnahme scheint gründlich ausgeführt worden zu sein, denn bisher habe ich mir kein Exemplar der Dichtung verschaffen können. Da Ortlepp sie auch in keine seiner späteren Sammlungen aufnahm, so darf das Gedicht als verschollen gelten und das oben in seinen Hauptstellen mitgeteilte diplomatische Aktenstück ist die einzige Quelle für das sonst unbekannte Poem. In Brümmers Artikel (Allgemeine Deutsche Biographie 35, S. 447) wird die Dichtung gar nicht erwähnt, bei Walther Ilges S. 94 zwar der Titel genannt, aber weder Inhalt noch Schicksale angedeutet. Es war ein Glück oder vielleicht ein Unglück für Ortlepp, daß Metternich seinen Ingrimm so bald besänftigte und nicht etwa Weisung gab, auch Ortlepp in die Zahl der Schriftsteller des jungen Deutschland aufzunehmen, die der Bannstrahl des Bundestagsbeschlusses vom 10. Dezember traf; er wäre dadurch zu einem kurzen Ruhme gelangt. Vielleicht war aber unsere Dichtung der Grund zu seiner Ausweisung aus Leipzig 1836, die ihn zu einem mühevollen und erfolglosen Wanderleben nötigte.

Anmerkung der Redaktion. Noch vor Abschluß des Heftes gelang es mir den seltenen Druck von Ortlepps Gedicht zu erwerben. Es ist ein Monolog Fieschis im Kerker vor dem erwarteten Todesurteil, etwa eine Karikatur des Egmontsmonologs. Den Faust parodierend, spricht er allem Menschlichen Hohn (S. 8):

> Hohn euern glänzenden Entwürfen,
> Die aus dem Honig Wermuth schlürfen!
> Hohn allen euern großen Thaten!
> . . . .
> Hohn euerm Sinnen, euerm Sitzen,
> Hohn euerm Brüten, euerm Schwitzen,
> Hohn euerm Geist, Hohn eurer Hand,
> Hohn euerm unverständigen Verstand!

Die inkriminierten Stellen lauten [S. 12]:

ich bat
Zum Himmel auf um Trost und Rath —
Kein Laut, kein Ton, kein Labungsthau
Fiel nieder aus dem todten Blau,
Das starr mich ansah: „Gott, o Gott!
Wo bist du?“ schrie ich; „hast du Spott
Für glühende Gebete nur?
Zertrümm're meines Lebens Uhr,
Die keine frohe Stunde bringt,
Und Rad in Rad mechanisch zwingt,
Ein sinnlos Machwerk!“

[S. 13 f.]: Zum Himmel stieg mein letzter Schrei,
Jedoch kein Engel kam herbei.
Da brausʼte der Verzweiflung Strom
Heran, riß nieder, was ein Dom,
Was einst ein Tempel Gottes war;
In Trümmer sank der Hochaltar
Der Tugend in der öden Brust;
Die heil'ge Lampe, die in Lust
Des hellen Strahl's einst aufgelodert,
Kroch zu 'nem matten Lämpchen ein,
Mein bess'rer Mensch, er war vermodert,
Ich warf ihn selbst in's Grab hinein —
Und da losch auch des Lämpchens Schein!
Zum Satan drang mein erster Schrei;
Der Fürst der Hölle kam herbei,
Ich schloß den neuen ew'gen Bund;
Da fühlt' ich stark mich und gesund!
Das Morden ward nun mein Beruf;
Der Schöpfer, der die Welt erschuf,
Schafft er doch selbst nur, um zu morden!
Er mordete die ganzen Horden
Der tausend Millionen Wesen,
Die auf der Erde schon gewesen;
Ja er, er ist der größte Mörder,
Hat man für ihn gleich bess're Wörter!
Es mordet Alles um uns her,
Es morden Flüsse, Land und Meer;
Der Frühling mordet hin den Winter,
Der Sommer wird am Lenz zum Sünder,
Ihn mordend, und der Sommer wieder
Sinkt vor des Herbstes Mordstreich nieder.
Es mordet Jahr Jahr, Tag den Tag,
Und Stundenschlag den Stundenschlag.
Es mordet Tag die Nacht, die Nacht
Den Tag in ew'ger Wechselschlacht.
Das Wachen mordet hin den Traum,
Der Schlummer mordet hin das Wachen:
So ist der ganze Weltenraum
Ein mordend aufgesperrter Rachen!

[S. 15]: Ihr, ihr mich fassen, ekle Brut,
Die ihr auf trägen Polstern ruht?
Geht in die graus'ge Nacht hinaus
Bei Wetter, Frost und Sturmgebraus,
Sinkt hin an einen wüsten Ort,
Und klappert mit den Zähnen dort,
Dort hungert, lacht und weint und schreit
Nach Brod! Irrt in zerlumptem Kleid
Als Bettler zu des Gastmahls Feste
An Thüren prangender Paläste,
Laßt euch fortfluchen und fortstoßen,
Fortpeitschen laßt euch! — Kehret dann
Zurück zu mir, dem Höllenmann;
Dann schreit ihm zu, daß ihr ihn faßt,
Dann schweigt sein Hohn, dann lacht er nicht,
Gönnt euch an seinem Busen Rast,
Und singt mit euch das Fluchgedicht,
Das euch die Wirklichkeit gedichtet,
Vereint im Chor — ja für solch Einen
Könnt' er noch eine Thräne weinen!

[S. 16]: Man nehme mir das ekle Leben;
Kommt, Henker, kommt! Ich will nicht beben!
Den Trank, den ich mir eingegossen,
Sollt' ich zu trinken fürchten? — Possen!
Was sind doch die Franzosen! — Sterben,
Dies Wörtchen schreckt sie! — Kommt, in Scherben
Fieschi's irdisches Gefäß zu brechen!
Mag Gott, mag Teufel dann sein „Amen" sprechen!"

Miszelle.

Ein Brief Kants an Kästner.

In Kants gesammelten Schriften, herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften Band 11, S. 177 wird als Nr. 411 b ein verlorener Brief an Abraham Gotthelf Kästner vermutlich vom 5. August 1790, ein Empfehlungsschreiben für Kants Schüler Johann Benjamin Jachmann verzeichnet. Dieser Brief wurde mit Verstümmelung von Jachmanns Namen am 14. September 1822 im Literarischen Conversations-Blatt Nr. 212, S. 848 mit folgender „Vorbemerkung" von D. Johann Erichson gedruckt: „Nachstehender Brief ist in dem Nachlasse des verstorbenen Propstes Pistorius auf Rügen, eines schätzenswerthen Denkers, der an mehreren Zeitschriften arbeitete und mit Kant im Briefwechsel stand, aufgefunden worden. Da das Datum daran fehlt, und auf der Außenseite, wie es scheint, von derselben Hand, von welcher der Brief geschrieben ist, die Worte: Kant's Brief an Kästner, stehen, so läßt sich vermuthen, daß das Original dieses Abdrucks nur eine Abschrift von dem, in wissenschaftlicher Hinsicht sehr beachtungswerthen, in Beziehung auf Kant's Persönliches anziehenden Briefe sey, die sich der Besitzer zu verschaffen gewußt und sorgsam aufbewahrte. Es kann jedoch niemand den Brief, wie er nachfolgt,

lesen, und den geringsten Zweifel, sowohl über die Echtheit desselben, als über die Genauigkeit der Abschrift übrig behalten."

„Wohlgebohrner,
Verehrungswürdiger Herr,

Der Ew. Wohlgebohren Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, der Medic. Doctor, Hr. Pachmann, mein ehemaliger Zuhörer, schmeichelt sich durch meine geringe Fürbitte einige Augenblicke von Ihrer geschäftvollen Zeit abzugewinnen, um durch einige Ihrer Winke, wie er wohl die kurze Zeit seines Aufenthalts in Göttingen benutzen könne, belehrt zu werden.

Diese Gelegenheit habe ich nicht vorbeilassen wollen, ohne dem Restor aller philosophischen Mathematiker Deutschlands meine unbegrenzte Hochachtung zu bezeugen.

Zugleich sey es mir erlaubt, zu erklären, daß meine bisher auf Critik gerichtete Bemühungen keinesweges, wie es scheinen könnte, darauf angelegt sind, der Leibnitz-Wolfischen Philosophie entgegen zu arbeiten (denn die finde ich schon seit geraumer Zeit vernachlässigt) sondern nur durch einen Umweg, den wie mich dünkt, obige große Männer für überflüssig hielten, in dasselbe Geleise eines schulgerechten Verfahrens, und vermittelst desselben, aber nur durch die Verbindung der theoretischen Philosophie mit der Praktischen, zu eben demselben Ziele zu führen — eine Absicht, die sich klärer an den Tag legen wird, wenn ich so lange lebe, um wie ich Vorhabens bin, die Metaphysik in einem zusammenhängenden Systeme aufzustellen.

Es ist eine wahre Freude, einen Mann von Geist, nach allen Zweigen desselben in einem hohen nicht kränkelnden Alter noch immer so frisch blühen zu sehen.

Auch zum Schiedsrichter in obigen Streitigkeiten möchte ich ihn gern annehmen, wenn es erlaubt wäre, dem Oelbaum zuzumuthen, daß er seine Fettigkeit lasse, um über den Bäumen zu schweben.

Nichts übertrifft die Hochachtung, mit der ich jederzeit bin

Verehrungswürdiger Mann
Ihr
gehors. Diener
Kant."

Berichtigungen.

C. Schüddekopf in Weimar macht darauf aufmerksam, daß Ridels Brief an Schiller vom 4. August 1788 (Euphorion 12, 282 f., vgl. 736 f.) ohne Datum bereits gedruckt war: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Neue Folge 4 (1888), S. 258 f. und daß der Schreiber des Briefes an Schiller Nr. 80 (Euphorion 12, 337 f., vgl. 768) Zeukner identisch ist mit dem Studenten Heubner, den Schiller als Copisten verwendete, vgl. Calender ², S. 253.

Rezensionen und Referate.

Brandsch Gottlieb, Zur Metrik der siebenbürgisch-deutschen Volksweisen. Hermannstadt 1905. (Beilage zu dem Programm des theologisch-pädagogischen Landeskirchen-Seminars in Hermannstadt für das Schuljahr 1904/5.)

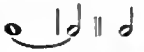
Die Arbeit darf als ein gelungener Versuch bezeichnet werden, Methode und Ziel der allgemeinen Untersuchung, die Referent über „die deutsche Liedweise" (Wien 1904) angestellt hat, auf ein landschaftlich begrenztes Gebiet der Volksweise zu übertragen, die Besonderheiten aufzudecken und dadurch eine Vertiefung dieser Betrachtungen anzubahnen. Daß dieses Gebiet — der Verfasser wirkt in Hermannstadt als Seminarprofessor — das siebenbürgische Deutschtum ist, kann unsere Teilnahme nur noch erhöhen. Wir lernen dabei eine Anzahl von Volksliedern kennen die einer angekündigten Sammlung von Brandsch und Schullerus entnommen sind. Die Vergleichung der Lieder mit anderen Lesarten aus verschiedenen deutschen Gauen fördert hierbei sehr den Zweck der Untersuchung.

Diese selbst erfolgt in fünf Abschnitten, die zum Gegenstand haben:
1. Die zweitaktige Melodiezeile, ihre Verlängerung oder Verkürzung;
2. den Auftakt;
3. die Schlußdehnung;
4. metrische Wertverkürzung;
5. die Zäsur.

Es kann hier nicht der Ort sein, dem Verfasser in seinen interessanten Untersuchungen Schritt für Schritt zu folgen. So möge nur einiges herausgegriffen werden. Die Änderungen einer Melodie, beziehungsweise ihres rhythmisch-melodischen Baues durch Unterlegung eines neuen, metrisch anders gebauten Textes sind in lehrreicher Weise aufgezeigt. Dabei ergeben sich besonders verschiedene Fälle von Verlängerung der Melodiezeilen.

In Zusammenfassung der Untersuchungen des ersten Abschnittes stellt der Verfasser die regelmäßige Erscheinung zweitaktig (nicht viertaktig) gebauter Melodien fest.

Beim Auftakt nimmt das Problem seiner Dehnung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es sei mir gestattet, zu diesem Problem zwei voneinander weit entlegene Fälle anzuführen, bei deren einem eine rhythmisch zweifelhafte Stelle befriedigend erklärt wird, während der andere den psychologisch-ästhetischen Grund deutlicher hervortreten läßt. Wie ich in der Ausgabe der „Mondsee-Wiener Liederhandschrift" (Berlin 1896) gezeigt habe, bieten ihre mensurierten Weisen nicht selten eine Auftaktdehnung. Man wird sie daher für die Rhythmisierung ohne Zwang auch dort heranziehen können, wo die Niederschrift in (Linien-)Neumen hierfür keinen Anhaltspunkt bietet, wenn nur andere Gründe dafür sprechen. Ich entnehme ein Beispiel Sarans vortrefflichem Werk über den „Rhythmus des französischen Verses" (Halle 1904). In der rhythmischen Übertragung der Weise zu „Maria gnuchtig, zuchtig" aus der Kolmarer Handschrift hat Saran mit Recht Schlußdehnungen angebracht, die dem Rhythmus das nötige Gleichgewicht verleihen. Diese Dehnung besteht entweder in der Bindung zweier im Normalwert belassener Töne  auf einer Silbe oder in der Setzung einer doppelwertigen Note  für eine Silbe. Dreimal aber nimmt Saran bei diesem Liede eine Note von dreifachem Werte an:  das wäre an sich nicht unmöglich, wenn in unserem Falle nicht die nächste Silbe (die erste des nächsten Verses) unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken würde; sie ist nämlich jedesmal mit der voraufgehenden Schlußsilbe durch Reim gebunden (was Saran selbst durch gesperrten Druck hervorgehoben hat) und verlangt nach ihrem Gewicht gleiche metrische Behandlung.
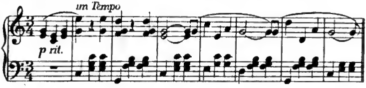
Es wird daher nicht  sondern  zu lesen

tron || Schon
dry || Bry
keit || Breit

sein. Also Schluß- und Auftaktdehnung. Ich glaube, wenn diese uns nicht bekannt wäre, wir müßten sie eigens für solche Fälle erfinden.

Das auftaktische Verhältnis findet sich auch im Großrhythmus. Wie das Wortmetrum Dipodien und Tetrapodien mit ungleicher Bedeutung der Füße, so hat auch die Musik Zweier- und Vierergruppen, deren
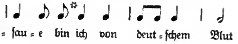
Takte in verschiedenem Schwerverhältnis stehen. Geht der leichtere voran, so ist es ein großrhythmischer Auftakt. Überraschenderweise findet sich auch hier die Dehnung. Ich entnehme das Beispiel allerdings der Instrumentalmusik, und zwar der Wiener Tanzweise, aber was anderes sind die guten Erzeugnisse dieser Art als gleichsam Volkslieder ohne Worte? Nun wird z. B. beim Walzer häufig der Auftakt der ersten Vierergruppe bedeutend langsamer, ja zuweilen ganz langsam genommen. Um dies zu verdeutlichen, setze ich den Anfang des schönen Walzers von Josef Strauß op. 263 („Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust") hieher:



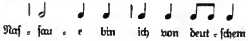
Zu dem allgemeinen psychologischen Grund der Dehnung, den ich in der „Liedweise" (S. 33) angegeben habe (es soll die Aufmerksamkeit höher gespannt werden), kommt hier noch das Lustgefühl bei dem endlich einfallenden Walzerrhythmus hinzu.

Hübsch ist Brandsch' Lehre von der sekundären Auftaktbildung, d. h. der Hinzufügung eines Auftaktes, wo er früher fehlte oder Erweiterung beziehungsweise Verkürzung eines ursprünglichen Auftaktes. Der Verfasser kommt in diesem Abschnitt zu dem Schlußergebnis: die Auftaktbildung ist (bei den neueren siebenbürgischen Volksweisen) in allen Verszeilen der Melodie in der Regel gleichmäßig, Ausnahmen legen den Verdacht nachträglicher Umbildung nahe.
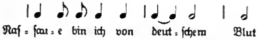
Das Kapitel von der Schlußdehnung ist zum Teil schon im ersten Abschnitt berührt. So weist Brandsch dort (S. 18) in überzeugender Weise nach, daß die Ditfurthsche Fassung der Melodie zu „In Gluckgluck leb' ich" eine rhythmisch falsche Einteilung der zweiten Zeile hat, und zwar veranlaßt durch die Schlußdehnung der ersten Zeile, die richtig ist, aber in der letzten Silbe wieder abgekürzt werden muß, anstatt durch eine Pause noch verlängert zu werden. Hier darf ich vielleicht auch auf meine Rhythmisierung des Wilhelmusliedes und ihre Begründung verweisen („Die deutsche Liedweise" S. 62 ff.). Leider hat auch Röntgen in seiner Bearbeitung dieses Liedes die falsche Rhythmisierung



beibehalten. Und doch braucht man hier nicht einmal die deutliche Analogie der späteren Phrase heranzuziehen, wie ich es a. a. O. S. 64 getan habe, denn wir haben eine brachylogische Form vor uns statt
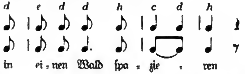


das Fehlen der Schlußdehnung über -saue hat die weitere Kürzung des Schluß- und Auftakttons zur Folge. Es ist aber klar, daß die Verkürzung nicht entstanden ist aus:



denn die Dehnung über dem klingenden Zeilenschluß ist natürlich, die der dritt- und vorletzten Silbe vor stumpfem Schluß unnatürlich.

Die metrische Wertverkürzung geschieht viel ausschließlicher als ihr Gegenstück, die Dehnung, um den Rhythmus der Melodie mit der sinngemäßen Deklamation des Textes in Einklang zu bringen. Dadurch entsteht zuweilen Taktwechsel. S. 33 bietet ein hübsches Beispiel der Kombination von Kürzung und Dehnung:



S. 34 eine scharfsinnige Kritik der Erk-Böhmeschen Fassung eines Bergmannsliedes; S. 35 die eigentümliche Wertverkürzung am klingenden Zeilenende bei einem Bänkelgesang. Dies berührt sich schon mit den Erscheinungen, die an die Zäsur geknüpft sind. Man kann ja eine Reihe verschiedener Erscheinungen (auch die früher behandelten) unter dem Schlagwort „Unregelmäßigkeit des Metrums an den Zäsurstellen" zusammenfassen. Die alte Schreibweise setzt einfach am Zeilenende senkrechte Striche durchs Liniensystem (vgl. das Kommazeichen in älterer Form; diese senkrechten Striche sind daher nicht Taktstriche, sondern Pausen-, Halte- oder Phrasierungszeichen), der evangelische Choral verwendet zu gleichem Zwecke ein Fermatenzeichen auf der letzten Note jeder Zeile.

Brandsch zeigt, wie die Zäsurpause unterbleibt, wenn der Text sie verbietet (S. 38).

Wertvoll sind die als VI. Abschnitt beigefügten Schlußbemerkungen, die unter anderem noch eine Rhythmisierung des alten Hildebrandtones bringen als Beispiel für den Satz, „daß wir durch genaue Beobachtung der metrischen Eigentümlichkeiten des lebendigen Volksgesanges allein zu einer klaren Einsicht in den metrischen Bau der älteren deutschen Volksweisen gelangen.“ Ebenso beherzigenswert ist der folgende Satz: „Die physischen Bedingungen, aus denen sich die metrischen Umbildungen der ursprünglichen regelmäßigen Form ergeben, sind heute dieselben wie damals.“ Aber die Praxis der Aufzeichnung ist, wie der Verfasser weiter ausführt, eine verschiedene. Die alte Art kam der lebendigen Wiedergabe mehr entgegen, als die starre in Taktstriche gezwängte Niederschrift unserer Zeit. Der ewige Gegensatz von Leben und Theorie kommt hier zur Andeutung und der an den Schluß gestellte Satz von der natürlichen Regelmäßigkeit des Rhythmus wird uns geradezu als ein Kompromiß jener zwei Gewalten zu gelten haben.

Prag. Heinrich Rietsch.

Enders Carl, Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Zur Biographie des Dichters. Dortmund 1904, Fr. Wilh. Ruhfus. 5 M.[1])

„... Endlich muß ich gestehen, daß mir, der ich diese Gedichte (Günthers) von Jugend auf, fleißig gelesen, die darinnen gewählte Ordnung immer anstößig vorgekommen. Sie soll nach dem Horatz eingerichtet seyn, der Oden, Satyren und Briefe geschrieben ... Günther hat vielleicht mehr als irgend ein anderer Dichter, wenn ich den Ovidius ausnehme, von sich selbst und seinen Umständen geschrieben. Soll man diese (Gedichte) verstehen, so müssen sie meinem Bedüncken nach, in der Ordnung gelesen werden, in welcher sie aufgesetzt worden. Denn welcher Leser kann z. E. zwey Gedichte neben einander deutlich verstehen, deren Ersteres acht Jahr vor dem letzteren geschrieben ist!“ Mit diesen Worten hat die Vorrede zur sechsten Ausgabe der Gedichte Günthers (Breslau und Leipzig 1764) ein Programm entwickelt, das sich sämtliche neuere Herausgeber der Güntherschen Poesien zueigen gemacht haben. In den Sammlungen des 18. Jahrhunderts steht ja alles kunterbunt durcheinander und merkwürdig genug, auch der ungenannte Verfasser[2]) der Vorrede von 1764 kümmerte sich um seine Worte nicht im geringsten, sondern teilte die Gedichte nach übernommener Schablone in ein Buch geistlicher, drei Bücher weltlicher Oden oder Lieder, denen er die Kantaten, Elegien usw., je

[1]) Vgl. A. Kopp in der Deutschen Literaturzeitung 1905, Sp. 726/8. Das Buch trägt eine Widmung an Berthold Litzmann.
[2]) Straube, siehe Kopp in Euphorion 1, 720.

nach der Dichtungsart, folgen ließ, so gut oder so schlecht er die Gattungen zu unterscheiden vermochte. In den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzenden Versuchen einer wissenschaftlichen Behandlung wird hingegen mit dem Plan einer Anordnung der Zeitfolge nach Ernst gemacht. Chronologisch ist die Anlage in Tittmanns Auswahl von 1874, die „wie ein poetisches Tagebuch des Dichters Leben begleiten" will, chronologisch die Auslese Litzmanns von 1878, die eine „psychologische Rekonstruktion" versucht, chronologisch die Ausgabe Ludwig Fuldas, worin nur kleine Abweichungen von der zeitlichen Reihenfolge durch Gesichtspunkte künstlerischer Gruppierung als geboten erschienen. Schon in einem grundsätzlichen Punkte geht Enders über seine Vorgänger, deren Leistungen er zu würdigen und zu verwerten weiß, hinaus, indem er es unternommen hat, auch die gar nicht geringe Anzahl geistlicher Lieder in die verschiedenen Perioden von Günthers Schaffen mit einzugliedern. Der Versuch war der Mühe wert. Denn während man bisher Günthers kirchliche und sonstige fromme Gesänge als eine kompakte Masse in ein Buch zu sperren pflegte, hat der Verfasser gezeigt, es seien zwei Gruppen zu unterscheiden: zum Teile gehen Günthers geistliche Lieder auf des Dichters eigene Gemütserlebnisse zurück; die geistlichen Oden „über einige Sonn- und Festtage des christlichen Jahres" ergeben sich jedoch — als eine von dem gräflichen Gönner Sporck bestellte Arbeit.

Sämtliche in den Originalausgaben und Nachlesen veröffentlichten Gedichte nebst den von Kalbeck mitgeteilten Briefen Günthers bilden den Gegenstand der Untersuchung, die sich selbst als Vorarbeit einer großen kritischen Ausgabe bezeichnet. Inwieweit die in dieser Vorarbeit gewonnenen Ergebnisse vom Herausgeber zu verwerten sein werden, ist keine leicht zu lösende Frage. Ein Kompromiß etwa in Fuldas Sinn träfe am ehesten das richtige. Denn so berechtigt der Wunsch einer rein chronologisch geordneten Anlage z. B. von Goethes Gedichten erscheint, so müßte eine gar zu strenge Befolgung dieser immerhin einseitigen Methode bei einer Günther-Ausgabe befremden, die ja nicht neben anderen bestehen will, sondern die Günther-Ausgabe schlechthin zu werden verspricht. Die lästigen, nicht immer vom Dichter herrührenden Überschriften der einzelnen Gedichte hält Enders durch vorliegende Publikation für abgetan; vielleicht wird er auch bei Abweichungen von der chronologischen Ordnung einfach auf seine Vorarbeit verweisen können.

Enders baut auf soliden Grundlagen. Hypothetisch datierte und undatierte (d. h. undatierbare) Gedichte verweist er, um die gesicherten Ergebnisse nicht durch Vermutungen zu beeinträchtigen, in zwei gesonderte Kapitel. Den Hauptteil der Arbeit bilden zwei parallele Schemata, deren erstes („Anordnung") die Titel der Gedichte verzeichnet, ihnen das erschlossene Datum beifügt und derart in neun Absätzen des Dichters Schaffen von der Schweidnitzer Schulzeit bis zum Todeslager in Jena

begleitet; der zweite Abschnitt bringt die „Begründungen". In zahlreichen Fällen wurde von einer näheren Begründung abgesehen, da bereits die alten Sammlungen eine Zeitangabe enthalten, die allerdings nachgeprüft werden mußte. Viele Gelegenheitsgedichte ließen sich an der Hand eines reichen Urkundenmateriales genau fixieren, und der Verfasser hat keine Mühe gescheut, den verschiedensten Beziehungen nachzugehen, die seinen wandernden Poeten mit Gönnern bürgerlichen und adligen Standes, mit Doktoranden und Schulmeistern, mit Geburtstagskindern und anderen Jubilaren, mit schlichten Lieben und mit Damen der Gesellschaft verbanden. Anspielungen auf Ereignisse der zwischen Krieg und Frieden hin- und herschwankenden Zeit, Bezugnahme auf Daten des täglichen Lebens, auf Kirchenfeste etwa oder auf Namenstage, nicht zuletzt stilistische Erwägungen und stete Rücksicht auf die wechselnden Merkmale der so vielen Wandlungen unterworfenen Schreib- und Denkart Günthers gaben aufschlußreiche Kriterien her.

Bemerkenswert scheint das Streben nach einer Abgrenzung in stil- und motivgeschichtlichem Sinne. Von Brockes abgesehen, läßt sich die Abkehr von alter Tradition und das Suchen neuer Gebilde und einer neuen Ausdrucksweise am deutlichsten an Günther verfolgen, der selbst einen geschulten Blick besaß für Metamorphosen seiner Lebensgewohnheiten und seiner Schriftstellerei (siehe unter anderem die Epistel an Beuchel „Vertraut und werter Freund . . ."). Schlesischer Schwulst und Rückkehr zur Natur, Studentenlieder und fromme Gesänge, angeeignete Anakreontik und intime Liebeslyrik, römische Vorbilder und deutsche Überlieferung, dies einige Marksteine, zwischen denen Günther sein Gebiet bebaute. Nicht als prägnanter Vertreter einer einzigen Richtung, sondern als Vermittler verschiedener Stilarten ist er bedeutend, in der Mischung zweier Ausdrucksmöglichkeiten, in der Verbindung zweier Gefühlswelten liegt seine literarische Eigenart. Das Gespräch zwischen Damon und Lenchen („Als Lenchen noch mit treuem Herzen . . .") ist in dieser Beziehung typisch: Inhalt und Form Horaz entlehnt, der Liebhaber mit konventionellem Griechennamen — aber die Geliebte bleibt „Lenchen"; da ist die bewußte Stilverwirrung von antik und modern, von römisch und deutsch; die Stilisierung eines Erlebnisses bleibt auf halbem Wege stehen, die Natur schlägt durch. Gegen dieses Zwiespältige in Günthers Manier sündigt Enders zuweilen, indem er gar zu exakt scheidet. Wohl erfolgen in einem Exkurse wertvolle Aufschlüsse über die Anakreontik vor und bei Günther und bei dessen Mitarbeiter Triller. Aber die anakreontische Richtung von 1717/8 läßt sich nicht von der bald nachher beliebten Nachahmung Ovids und der Spätlateiner so streng sondern wie Enders S. 121 und 195 tut (vgl. zu diesem Punkte auch A. Kopps Besprechung). Denn gerade das bekannte, von Enders in die „lateinische" Periode eingeschaltete und als literarische Parodie nachgewiesene Gedicht „Auf die

ihm so beliebte Abwechslung beim Lieben" („Verflucht nicht, ihr Mägdgen, mein flüchtiges Lieben!") ist von echt anakreontischem Geiste getragen und klingt an die sogenannte 32. Ode an, die sich im 18. Jahrhundert einer besonderen Neigung erfreut hat. Allerdings: unter diesen Gesichtspunkten wird Günthers Schaffen nicht immer unmittelbar aus seinem Erleben gedeutet, manche seiner Herzensergüsse werden zu Literatur. Aber — und dies ist wiederum ein Resultat des vorliegenden Buches — Günther stand mitten inne in dem literarischen Treiben seiner Zeit. Nicht nur daß er (in der Epistel an Nickisch, vom April 1718) richtig erkannte, „Schlesien verliere seine Schwäne", die nordwärts ziehen, er nahm selbst an schriftstellerischen Fehden teil, verfaßte Polemiken in Reim und Prosa (vor allem gegen Menantes-Hunold, siehe Exkurs 7) und verfocht die Sache der Gelehrsamkeit. Die Aufdeckung von literarischer Abhängigkeit ist bei ihm doppelt wichtig. Erstens wird dadurch das Verständnis satirischer und parodierender Verse gefördert, zweitens aber das Fabelgespinst zerstört, das sich um den Dichter geschlungen hat und dessen letzte Fäden selbst in neueren Werken sichtbar blieben. Noch bei Tittmann z. B. will Kalbeck eine Nachwirkung von Steinbachs romanhafter Biographie erkennen; Litzmanns „psychologische Rekonstruktion" ist ein zweischneidiges Wort, das zu Konstruktionen führen kann und zur Abfassung einer poetischen Geschichte wie sie etwa Scherer für mittelhochdeutsche Sänger anstrebte. Einen letzten Rest einer solchen Güntherschen histoire poétique erblicke ich in der bisher üblich gewesenen Einordnung der Trost-Aria „Endlich bleibt nicht ewig aus". Tittmann stellte sie mit der Trost-Aria „Endlich wird die Hoffnung, endlich Einmal an dem Ziele stehn" zusammen; Litzmann deutete sie, im selben Zusammenhange, als einen letzten Freudenaufblick des dahinsterbenden Dichters, der ja in der Tat ganz gut hätte ausrufen können: „Endlich nimmt der Lebenslauf Unsers Lebens auch ein Ende".[1] Nun hat Kopp in dieser Zeitschrift (2, 552) das fragliche Gedicht als Nachahmung einer Schmolckeschen Strophe erwiesen; und Enders findet darin — ohne übrigens seines Vorgängers Erwähnung zu tun — ein Huldigungsgedicht zu Schmolckes Ernennung zum Schulinspektor von Schweidnitz. Nicht also aus Günthers letzten Lebensjahren, sondern aus seiner Schulzeit ist die Aria zu datieren!

„Zur Biographie des Dichters" lautet der bescheidene Untertitel von Enders' Arbeit. Neue Tatsachen werden zwar nicht vorgeführt, wohl aber die bereits bekannten gesichtet und geprüft. Schwierig und mühevoll gestaltet sich die Lebensbeschreibung dieses Dichters, dessen Schicksale aus wenigen und wenig lauteren Quellen geschöpft wurden und dessen Werke durch Versteckspiel mit Namen und Begebenheiten und durch wiederholte Behandlung verwandter Situationen oft noch zur Trübung der Kennt-

[1]) Bei Fulda fehlt das Gedicht.

nisse beigetragen haben. Enders nimmt zu Eintragungen in Kirchenbüchern seine Zuflucht und stellt Stammbäume auf: trotzdem bleiben die Gedichte seine treuesten Berater. Die bekenntnisreichen Lieder z. B., die knapp vor der Rückkehr aus Sachsen geschrieben wurden und deren Abfassungszeit teilweise durch die Anordnung von erhaltenen Handschriften beglaubigt ist, geben eine bewegte Episode in getreuester Spiegelung wieder. In den Rahmen eines einzigen Monats, des Augusts 1719, ist alles zusammengedrängt, was den Dichter elend und erhaben machte. In geradezu dramatischer Steigerung folgen die Gedichte aufeinander. In Enders' Gruppierung stellt sich dieser geringe Lebensausschnitt als ein Spiel von seltener Wucht und dräuender Schicksalsschwere dar, an dessen Spannung ein modernes Spiel von einem modifizierten Johann Christian beileibe nicht heranreicht, mag auch der Held durch Selbstmord endigen. Ein doppelter Schiffbruch ist die Voraussetzung der 16 Gedichte vom August 1719: die Unbill am Hofe zu Dresden und die Abweisung durch die Leipziger Geliebte. Zwei matte Hoffnungsstrahlen erscheinen, das Ende des Martyriums verheißend: der Glaube, auf heimatlichem Boden die Ruhe wiederzufinden, und die Sehnsucht nach dem verlassenen Lenchen. Aber welche Fülle von Empfindungen zwischen diesen beiden Polen, zwischen Verzweiflung und Seligkeit! Erneutes Werben um die Liebe der Ungetreuen; wollüstige Reminiszenzen an das kurze Glück am Leipziger Friedhofe; Kränkung ob der empfangenen Absage; bittere Anklagen gegen die Feinde, gegen die Neider, gegen die Glücklichen mit einem Worte; ein Schrei nach Erlösung oder nach dem Tode; höhnische Apostrophe des Glücks; stolzes Auflehnen gegen das blinde Fatum; trotziger Abschiedsbrief an die Liebe; Trost in der Einsamkeit; ein letzter Fluch gegen die schnöde Braut, gepaart mit haßerfüllter Schadenfreude; plötzlich, wie aus einem Hinterhalte hervorbrechend, das Bewußtsein eigner Schuld, die Erinnerung an Lenchen, das Bekenntnis, „wie weh du Lenchens Brust durch Flucht und Bruch getan"; dann abklingende Wehmut, die die Heftigkeit des ersten Schmerzes überwunden hat; Verwertung des Erlebnisses mit bewußter Anwendung erlernter Kunstmittel; zum Schlusse seliges Schwelgen in Erinnerungen und in Zukunftsplänen.

Seine Bemerkungen über Günthers Eigenart faßt Enders zu folgendem Resümee zusammen: „Das Resultat ... ist, daß Günther noch mehr Gelegenheitsdichter nach Goethe ist, als man bisher geglaubt hat, sein Subjektivismus ist grenzenlos, vielleicht ganz einzig, und das hebt ihn aus seiner Zeit noch mehr heraus, als der Laie glaubt." Da wäre manches zu erinnern, vor allem über das Wort „Subjektivismus". Gewiß, Günther ist ein subjektiver Dichter. Aber an ihm läßt sich auch der Doppelsinn dieses Terminus erkennen. Gerade an einer Übergangserscheinung tritt es zutage, daß es zweierlei Subjektivität gibt: beide Arten sind bestimmend für Günther, nicht als zwei unabhängige

Typen, sondern als gepaarte, verquickte, ja unzertrennliche Größen. Neben jener Subjektivität, die für gewöhnlich und so auch bei Enders hier, mit diesem Ausdruck bezeichnet wird, gibt es eine zweite, die an den Dingen haften bleibt und das Ich immer in ein naives Verhältnis zu den Außendingen setzt; bei solcher Subjektivität kann eher von Egotismus die Rede sein als von Verinnerlichung; etwas Zöpfisches haftet ihr an; sie ist mehr vorlaut denn vornehm; pedantisch und wahrheitsgetreu gibt sie die genaue Anzahl der gewechselten Küsse an und erlaubt dem Forscher, des Dichters Tagereisen nachzurechnen und sämtliche Rendezvous mitsamt den gewährten Vorrechten nachzukontrollieren. Die eine Art von Günthers Subjektivismus deutet in die Zukunft vor, auf Goethe, auf die Romantik. „Subjektivismus" jedoch, grenzenloser, geradezu einziger Subjektivismus, hat neben Günther auch einen Zeitgenossen ausgezeichnet: Barthold Heinrich Brockes.

Prag. Ottokar Fischer.

Hoffmann Heinrich, Die Theologie Semlers. Leipzig 1905, Dieterich. 1.60 M.

Semler ist für den Literarhistoriker durch seine schlimmen Beziehungen zu Lessing wichtig, auf die Hoffmann erst am Schluß (S. 117 f.) kurz zu sprechen kommt; er wiederholt (S. 125) Diltheys Urteil, daß vieles, was wir Lessing zugute zu schreiben pflegen, schon seinem Gegner im Fragmentenstreit gehört. Die Sache liegt ähnlich wie in der Homerfrage zwischen Herder und F. A. Wolf: der eigentliche Vater der neuen Lehre hat deren volle Bedeutung nicht erkannt oder doch nicht anerkannt und ihren Adoptivvater eben deshalb heftig angefeindet.

Die ruhige klare Darstellung des nüchternen und schüchternen Vorläufers der historischen Theologie (S. 62 f.) gibt aber von den theologischen Zuständen überhaupt, aus denen der große Kampf Lessings erwuchs, ein anschauliches Bild. Wir sehen Semler als Ersten heut vielbetretene Pfade einschlagen, wenn er das spezifisch Christliche (S. 86) durch Ausscheidung aller „Verjudung" (S. 14) zu gewinnen sucht; wenn er dem Schlagwort von den „moralischen Genies" durch den Ausdruck „moralisches Talent" für die Empfänger der Inspiration (S. 32) vorspielt; wenn er Theologie und Religion (S. 41 f.) sorgfältig scheidet und das historische Element (S. 51 f.) fast überstark betont, wenn er sich um die Geschichte des Kanons (S. 75 f.) bemüht. Daneben ist er noch — wie Goethe! (S. 106) und wie dessen Lehrer Rousseau — ein Nachfahr der Omnipotenz des Staates in Kirchenfragen, der gegen Goeze ganz im Stil des Hobbes den Staat statt der Geistlichen zum höchsten Ketzerrichter macht; und das eigene treffliche Programm rein historischer Exegese (S. 64 f.) hindert ihn die altmodische Neigung zum Spiritualisieren und Modernisieren durchzuführen.

Aber für seine Zeit war Semler erstaunlich weit; der kämpfende Theolog, meint Hoffmann (S. 71), ist schließlich noch wichtiger als der Gelehrte, so hoch auch gerade Semler (S. 33 f.) die Bedeutung der Wissenschaft anschlug. „Er hat die außerhalb der Fachtheologie längst geübte Kritik auch in der Theologie zur Geltung gebracht" (S. 17, vgl. 70 f.) — in der Theologie, die in allen Lagern damals noch an die wandellose una doctrina (S. 58 f.) und die Einheitlichkeit der Bibel (S. 66) unbedingt glaubte. Neben der allgemeinen Kritik der Freigeister und Deisten (S. 10 f.) hat er zuerst die Einzelkritik ausgiebig zum Wort kommen lassen.

Leider schreibt der gelehrte Verfasser nur als Theolog. Semler verdiente wohl auch als Lehrer und Schriftsteller geschildert zu werden, wenn zwar er auch da, und da erst recht, neben seinem großen Nachfolger Lessing schlechte Figur machen würde. Unser Verfasser braucht allerdings selbst Worte wie „Vergleichgültigung" (S. 44) und „Verabsolutirung" (S. 57, 59), die wir doch nur als Belege für die heutige Theologensprache verzeichnen wollen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Fuchs Karl, Johann Gabriel Seidl. Mit dem Bilde des Dichters. Wien und Leipzig 1904. 2 *K.*

Das Buch will eine „volkstümliche Skizze" sein und ist besonders für die Jugend bestimmt. Eine Probe zeige den populären Stil: „Die Raschlebigkeit und Vollebigkeit der Menschen am Ausgange des 19. Jahrhunderts, das vulkanische Emporringen neuer Kunstbegriffe, welche einen Gegensatz zu der schreib- und redseligen, nach allen Seiten ausgreifenden Gemütlichkeit älterer Zeit darstellen und realistische Vertiefung des einzelnen Individuums nach einer bestimmten Richtung, einen Kurs auf der geraden Linie fordern, hatte zur Folge, daß es förmlich zum guten Ton gehörte, auf das vormärzliche ‚System' Österreichs in bezug auf Politik und Geistesarbeit als auf eine Epoche des Gedankenstrichs zurückzublicken und erst, da auf allen Gebieten kulturellen Lebens sich die Erkenntnis Bahn brach, daß die Bäume nun einmal nicht in den Himmel wachsen, und die bestrickende Morgenröte hellerem Sonnenscheine wich, der den Plan klar übersehen ließ, merkte man, daß das Alte ja die Grundlage des Neuen sei, und man beschloß, manches Umgestürzte wieder aufzurichten und die goldene Mittelstraße zu finden" (S. VI f.). Die Jugend wird außer diesem prächtigen Satze noch andere Stilmuster dankbar begrüßen: „Man fand denn auch bereits ein hohes Maß geistigen Schaffens in der Kaiserstadt, in der sich die Schwingen geistigen Schaffens (so!) schon längst in Bewegung gesetzt hatten, vor" (S. 7). „Die poetische Arbeit des Dichters . . . beginnt von 1850 an auszuklingen" (S. 49). „Seine

Wehmut . . ist ein wichtiger Bestandteil seines lyrischen Hausvermögens" (S. 69). „. . in Hinsicht der Art der Aufnahme von Eindrücken der Außenwelt" (S. 73). „Manche Balladen erheben sich zu Stimmungsbildern philosophischen Helldunkels" (S. 75). So geht es durch das ganze Buch. Überdies ist der Fluß der Rede fortwährend durch bibliographische Exkurse unterbrochen, die oft geradezu an die Stelle der Darstellung treten. Was soll die Jugend und das Volk mit den Aufzählungen von Titeln und Namen anfangen, die viele Seiten füllen (S. 13 f., 19 f., 27, 36, 38, 50 ff., 85 ff., 94 ff., 99 f., 101 ff., 112, 139, 143 ff.) und mitunter an zwei, drei Orten unverkürzt wiederkehren? Als volkstümliche Biographie ist das Werk also schon rein äußerlich mißlungen. Wie steht es mit der wissenschaftlichen Bedeutung? Der Abschnitt „Lebensverhältnisse" besteht aus Anekdoten und Ziffern, aus Briefstellen und aus der chronologischen Aneinanderreihung der Werke, die Besprechung der Dichtungen aus seitenlangen Zitaten und nichtssagenden allgemeinen Urteilen. Die Gedichte werden nach den Themen gruppiert (S. 73 f.), die Novellen nach ihrem Schauplatz (S. 117 ff., besonders S. 127)! Von einem Eindringen in Seidls Wesen keine Rede, ebensowenig von einer Charakteristik seiner Werke. Eine kaum mehr als oberflächliche Kenntnis ihrer Titel kann man dem Verfasser in vielen Fällen zubilligen. Und selbst hier fehlt es. Ein Druckfehler wie „Bisolien" für „Bifolien", der sich durch das ganze Buch durchzieht (S. X, 36, 39, 44, 45, 70), macht stutzig; das Traumbild „Die Unzertrennlichen", nach Aubigny (mit Ferdinand Freiherrn von Biedenfeld), auf dessen Zusammenhang mit Grillparzers „Der Traum, ein Leben" schon J. Zeidler hingewiesen hat, wird mit einem Lustspiel „Der Unzertrennliche" nach Théaulon zusammengeworfen, das Fuchs in der „Iduna" auf das Jahr 1847 hätte einsehen können (S. 88 f.).[1]) Ebenso hätte er das „ungedruckte" Gedicht „Kaspar Schoch", das er S. 66 f. abdruckt, in der „Aurora" auf das Jahr 1856 gefunden. Die „Flinserln" sind einmal „schon 1826 herausgegeben" (S. 82); an anderen Stellen (S. 21, 54) findet sich die richtige Jahreszahl 1828. Das zweite Heft ist nicht in diesem Jahre (S. 27), sondern erst 1829 erschienen. „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterl'n" hätte Seidl „ein paar Jahre später" als das Liederspiel „'s letzti Fensterln" gedichtet (S. 49); S. 97 wird wiederum bewiesen, daß beide Stücke im Jahre 1844 abgefaßt wurden. Die „Cantate" vom Jahre 1831, Musik von Lachner (S. 36) ist natürlich identisch mit den „Vier Menschenaltern" (S. 91). Ich könnte die Fehlerlese noch lange fort-

[1]) Mit Halirsch gemeinsam hat Seidl unter dem Pseudonym Meta communis, „noch ehe mir das Vaudeville ‚L'ami intime' zu Gesicht gekommen", eine Parodie auf Aubignys Traumbild geschrieben: „Die Unzertrennlichen". Schwank in 1 Akt; abgedruckt im „Veilchen" auf das Jahr 1829. Es sind also drei Stücke zu unterscheiden.

setzen; jede zweite Angabe bedarf einer Berichtigung. Von der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts hat der Verfasser wenig gehört, noch weniger gelesen. Das Wien von 1820 ist dadurch charakterisiert, daß die Anwesenheit Raupachs hervorgehoben, der Erfolg der „Sappho“ in Berlin und Weimar besprochen wird (S. 8 f.). Raimund verwendet nach des Verfassers Meinung „gerne psychologische Unbegreiflichkeiten, Geheimnisse für die grübelnde Vernunft, die als episodischer Aufputz die Handlung mit einem verklärenden Dämmerschein umgeben“ (S. 131). Seidl ist in den dreißiger Jahren noch Grillparzer der in Deutschland bekannteste österreichische Dichter (S. 74)! Daß Fuchs von Anastasius Grün und von Lenau, dessen Einfluß Seidl schon 1822 erfahren haben soll (! S. 68), nicht allzu viel weiß, bezeugt die Bemerkung: Lenaus „Jugendträume“ seien „mit dem Pseudonym N. Niembsch“ (! S. 26) gezeichnet. Die Decknamenkenntnis ist überhaupt des Verfassers starke Seite nicht; sonst hätte er wohl Hans Max in Johann Freiherr von Päumann, Julius von der Traun in J. A. Schindler aufgelöst. Dafür, daß Fuchs auch die außerösterreichische deutsche Literatur nicht kennt, diene als Beleg, daß ihm von der gesamten Romantik nur Rudolf Baumbach als ein Dichter bekannt ist, der „Märchenmotive und Volksaberglauben für seine poetische Erzählung verwertet“ (S. 134), daß er Lottens berühmtes „Klopstock!“ von „Dichtung und Wahrheit“ her zu kennen glaubt (S. 61).

Ich hätte mich nicht solange bei diesem schlechten Buche aufgehalten, wäre es das einzige, das die österreichische Literaturgeschichtschreibung kompromittiert. Es ist leider nur ein Glied einer langen Kette. Überreich eröffnen sich die Schätze an handschriftlichem Material aus der zweiten Blütezeit unserer heimatlichen Dichtung und in unheimlicher Hast sind unberufene Hände an der Arbeit, das kaum Gehobene ungeordnet oder mißgeordnet zur Schau zu stellen und die günstige Stimmung des gebildeten Publikums dem eigenen Vorteil dienstbar zu machen. Denn ob es sich nun um literarischen Ruhm oder um materiellen Verdienst, um Auszeichnung oder um Anstellung handle, als Geschäft erscheint diesen Leuten, was uns heiliges Vermächtnis ist. Da gibt etwa ein Stenographielehrer einen verfälschten Abraham a Sancta Clara heraus, dort verzerrt ein pedantischer Altphilologe von einseitigen Voraussetzungen aus das altgewohnte Antlitz der „Ahnfrau“, da bespricht ein Dichterling die österreichischen Poeten und fügt sich selbst bescheiden an den Schluß, ästhetisierende und ethisierende Alleswisser verbreiten sich über Grillparzers Dramen, eine Schar eifriger „Philologen“ zerpflückt sie in beweiskräftige Parallelstellen. Und von allen Seiten her drängt die Schar der Sudelköche, die schon Grillparzer so sicher gezeichnet hat:

Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht.

Diese Schriftsteller „plaudern" geistreich und ehrfurchtarm über alles und jedes, sie suchen pedantisch das Wesen der Geister zu zergliedern, deren Größe sie nicht begreifen, sie beurteilen einzelne Dichter, ohne Literatur und Geschichte zu kennen, sie veranstalten plan- und wertlose Neudrucke und haben es glücklich so weit gebracht, daß man im Reiche wieder mißtrauisch auf jeden zu sehen beginnt, der sich mit österreichischer Literaturgeschichte befaßt. Gegen dieses Treiben gibt es nur ein Mittel: Zusammenschluß aller derer, die es ehrlich meinen, systematische wissenschaftliche Bearbeitung des umworbenen Gebietes. Der Anfang ist gemacht: die Gründung des „Literarischen Vereines" in Wien. Man führe ihn in streng wissenschaftlichem Sinne und weise die Unberufenen zurück. Dann wird man auch den Weg zu den Massen der Gebildeten finden. Das Arbeitsgebiet ist unermeßlich. August Sauer hat es in dem Programm des Vereines weitblickend umschrieben: Grillparzer, Raimund, Lenau, Anastasius Grün harren einer kritischen Gesamtausgabe, eine große Zahl von Dichtern verdient in reicher Auswahl dem Publikum erneut zu werden, viele der kleineren würden in Gruppen vereint einheitliche und erfreuliche Physiognomie bieten. Briefe, Memoiren, Kritiken, Parodien müßten in vernünftiger Auswahl ergänzend hinzutreten. Biographien und Charakteristiken fehlen fast von allen österreichischen Dichtern. Für die Großen wären solche die Grundlage für die weitere Forschung, weniger bedeutende Poeten ließen sich durch eine sachkundige Skizze ein für allemal in die lebendige Reihe der Entwicklung eingliedern; man denke etwa an die Charakteristik J. N. Bachmayrs durch Minor! Eines aber ist eben nötig, um diese Arbeit ungestört erledigen zu können: die Literarhistoriker, die man so oft „zünftig" gescholten hat, müssen sich als Zunft fühlen. Sie sind Priester an den Heiligtümern der Nation und müssen die Händler aus dem Tempel jagen.

Wien. Stefan Hock.

Devrient Therese, Jugenderinnerungen. Mit 12 Text- und 8 Vollbildern. Stuttgart 1905, C. Krabbe. 7 M

Die Gattin Eduard Devrients erzählt anspruchslos und nicht ohne Anmut von ihrer Jugend, von den Tagen ihrer jungen Liebe, von dem Verkehr im Hause Mendelssohn und dem Gesangsunterricht bei Zeller. Die Atmosphäre des alten Berlin, die Erscheinung Ludwig Devrients, Eduards steif-edle Pose (für die freilich die Gattin nur Bewunderung fühlt), der Eindruck eines Leseabends bei L. Tieck kommen gut heraus. Mit einem bequemen Register hat Hans Devrient, der Herausgeber, sein Verdienst um diese liebenswürdige posthume Gabe seiner Großmutter erhöht; die Ausstattung ist gefällig.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.[1])

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.**

26. Jahrgang (1904). 1905. 1. Teil. I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. — II. B. Bötticher G., Allgemeine und vergleichende Literaturgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. A. Bersu Ph., Grammatik. B. Saran F., Metrik. C. Boetticher. Literaturgeschichte. — VIII. Bersu Ph., Neuhochdeutsche Sprache. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur. A. Literaturgeschichte. B. Denkmäler von 1450 bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Loewe R., Niederdeutsch. — 2. Teil. XVI. Bolte J., Volksdichtung. A. Volkslied. B. Volksschauspiel. C. Spruch und Sprichwort. D. Rätsel und Volkswitz. — XIX. Ebermann O., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Ebermann O., Volkskunde. — XXII. Luther J., Latein.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

13. Band. (Jahr 1902.) II. Teil. Text. I. Allgemeiner Teil. Walzel O. F., Literaturgeschichte. — Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — Poppe Th., Poetik und ihre Geschichte. — Sütterlin L., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. — Saran F., Metrik. — Naumann E., Die Literatur in der Schule. — Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — Strack A., Volkskunde.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Berger A. E., Allgemeines. — Wolkan R., Lyrik. — Hauffen A., Epos. — Creizenach W., Drama. — Kohfeldt G., Didaktik. — Cohrs F., Luther und die Reformation. — Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Reifferscheid A., Allgemeines. — Michels V., Lyrik. — Reifferscheid A., Epos. — Stachel P., Drama. — Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Allgemeines. Stern A., Literaturgeschichte; Eloeßer A., Briefwechsel, Tagebücher,

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1906 zu ergänzen.

Memoiren; Jahn K., Die deutsche Literatur und das Ausland. — Epos. Fürst R., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tod; Deibel F., Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. — Fränkel J., Drama und Theatergeschichte. — Heuß A., Geschichte der Oper. — Didaktik. Misch G., Allgemeine Didaktik; Doffis H, Gelehrtengeschichte. — Schmidt E., Lessing — Naumann E., Herder. — Goethe. Morris M., Allgemeines; Morris M., Lyrik; Alt C., Epos; Weißenfels R., Drama. — Müller E., Schiller. — Walzel O. F., Romantik. — Elster E., Das junge Deutschland,

III. Teil. Register.

Kleine Gottsched-Halle. Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft.

2. Band. 1903 [lies: 1905]. Reichel E., Gottsched als Philolog. — S. 20/34 Abdruck einer Abhandlung Gottscheds über das Rolandslied, am 3. Mai 1747 in Gegenwart Friedrich Christians, Kurprinzen zu Sachsen, vorgelesen.

Gottsched-Worte.

Satiren und Streitschriften aus der Gottsched-Epoche. III. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule [Zürich 1753. Daraus S. 47/60 abgedruckt: Wielands ‚Vorbericht an die Deutschen' und das den 2. Band beschließende Stück ‚Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato']. — IV. [Wilh. Joh. Christoph Gust. Casparsons 1770 erschienenes gereimtes Pamphlet] Johann Christoph Gottsched an Herrn Johann Jacob Bodmer in Zürich ‚Ich, dem Elysium auch seine Hütte gönnt' [S. 62/68].

Verschiedenes. I. Ein Stückchen Gottsched-Philologie [Jantzens Aufsatz unten S. 835]. — II. Gottsched im Munde unserer Zeitgenossen. — III. Gottsched-Schriften unterm Hammer und im Altbücherhandel.

Goethe-Jahrbuch.

27. Band. I. Neue Mitteilungen. — I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Reiter S., Friedrich August Wolfs Briefe an Goethe. [Nebst zwei Briefen Mine Wolfs an Christiane von Goethe]: 47 Briefe 1795 bis 1822, von denen mehrere, bereits im 15. Goethe-Jahrbuch mitgeteilt, nicht wieder abgedruckt werden. — II. Verschiedenes. A. Briefe Goethes. 1. Zwei Briefe Gothes an [Joh. Chn.] Mannlich und [K. C. von] Leonhard [Jena 1806 Junius 27. Weimar 1830 Dec. 24.] Mitgeteilt von E. Petzet. 2. An J.[ohann A.[ugust] Ludecus. Mitgeteilt von A. Pick — B. Verschiedenes. 1. Neues zur Biographie der ‚schönen Seele' (Susanna Katharina v. Klettenberg). Mitgeteilt von J. Sembritzki [8 Briefe der Klettenberg aus Sebastian Friedrich Treschos ‚Religiösen Nebenstunden' 2. Band, 3. Stück. Danzig 1781: 6 an Sebastian Friedrich Trescho 1763/5; 1 an eine ungenannte Persönlichkeit 1774 Jun. 25; 1 an Lavater 1774]. — 2. Johann Heinrich Merck an Christoph Martin Wieland [Darmstadt 1773 Febr. 1]. Mitgeteilt von M. Kalbeck. — 3. Tagebuchaufzeichnungen des dänischen Archäologen Johann Heinrich Carl Koës 8.—23. Oktober 1806, Weimar. Mitgeteilt von L. Bobé. — 4. Bernhard v. Beskows Erinnerungen an Goethe. 1819. Mitgeteilt von L. Bobé. — 5. Aus Sesenheim [drei Einträge von ‚Moses', Friederike und Sophie Brion, November und Dezember 1787, in das Stammbuch des hessen-darmstädtischen Geistlichen Aulber aus Buchsweiler]. Mitgeteilt von E. Schmidt.

II. Abhandlungen. 1. Morris M., Goethes Fragment: Die Geheimnisse. — 2. Witkowski G., Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes Faust. — 3. Gräf H. G., Die Zeit der Entstehung von Künstlers Erdewallen und Künstlers Vergötterung. — 4. Walzel O. F., Goethes ‚Wahlverwandschaften' im Rahmen ihrer Zeit. — 5. Hansen A., Goethes Metamorphose der Pflanzen. — 6. Förster B., Methode und Ziel in Goethes naturphilosophischer Forschung.

III. Miszellen, Chronik, Bibliographie. — I. Miszellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken: 1. Fränkel S., Zu einem Briefe an Frau von Stein [1. Juni 1781]. — 2. Birnbaum M., Zum Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. — 3. Krüger-Westend H., Zu Goethes Clavigo [Abdruck einer Rezension über die Verdeutschung von Beaumarchais' ‚Die wahre Geschichte des Clavigo'. Hamburg 1774, aus dem Altonaer ‚Reichspostreuter', 1774 Nr. 175 vom 2. November]. — 4. Stümcke H., Zu Faust. ‚Hinten weit in der Türkei'. — 5. G.[eiger] L., Der erste Vorschlag Goethesche Gedichte mit Kommentar herauszugeben [in einem Aufsatze von K. H—n im Morgenblatt 1807 vom 11. September]. — 6. Lippmann O. v., Zu ‚Baukunst — Erstarrte Musik'. — 7. Birnbaum M., Zu Goethes Sprachgebrauche. — 8. Zeitgenössische Urteile über die Wahlverwandtschaften [aus dem ‚Österreichischen Beobachter' 1810.] — 9. Boie über Goethe [an Luise Mejer, Meldorf 1781 Juni 7]. — 10. L. G., Zu Goethe und Napoleon. — 11. L. G., Zwei Goethe-Anekdoten. — 12. L. G., Zu Goethe und Müllner [zu Goethes Brief an Müllner 1819 Juli 29, Weimarer Briefausgabe 31, 248 f.]. — 13. L. G., Goethe und Brockhaus [nach der Jubiläumsschrift von H. E. Brockhaus 1905]. — 14. Geiger L., Goethe und Staegemann. — 15. Herzfeld G., Ein englischer Faustroman [von George William Macarthur Reynolds, 1847] und ein englisches Faustdrama [von George Soane, 1825]. — 16. Notizen über Goethe aus der Spenerschen Zeitung [1822/7]. — 17. Distel Th., Peucers Tafellied zum 74sten Geburtstage Goethes [Am 28. August 1822 ... Manuscript für Freunde. 1 Bl. 8°. ‚Jetzo lasset allzumal']. — 18. Wunderlich E., Der Goethestein bei Haslau im Deutschböhmerlande. — 19. Gräf H. G., Zu dem Gedicht ‚Amor. Zum 30. Januar 1782'. — 20. Morris M., Ein philologisch verunstaltetes Divangedicht [Werke 6, 74 ‚Haben sie von deinen Fehlen']. — 21. Petsch R., Fausts Selbstmord in den älteren Phasen der Faustdichtung. — B. Nachträge und Berichtigungen [zu Band XXVI und XXVII].

II. Bibliographie. A. Weimarer Goethe-Ausgabe. Bericht der Redaktoren und Herausgeber. B. Tombo R., Englisch-amerikanische Bibliographie. [V. Schiller-Schriften]. — Register zu Band XXVII. — Thode H., Goethe der Bildner. Festvortrag.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereines.**

XIX. Band. 1905. Nr. 5/6. Goethe nach [dem Bildnis des dänischen Malers Jens] Juel. Mit einer kartonierten Beilage.

XX. Band. Nr. 1/3. Pirker P., Schiller in Goethes Tagebüchern.

Nr. 1/2. Das älteste Goethe-Relief.

Prem S. M., Goethe auf dem Brenner (1786).

Nr. 3. Petsch R., Faust und Hiob.

Jellinek A. L., Goethe-Bibliographie. 1905. XIII f.

Jahrbuch der **Grillparzer-Gesellschaft.**

16. Jahrgang. Weber O., Grillparzer und sein Österreich. [Vortrag.]

Sauer A., Über den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche [vornehmlich Coopers auf Stifter]. Vortrag.

Friedrich Halm und die Familie Rettich. Mit ungedruckten Briefen [1843/66] und Gedichten F. Halms. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Anselm Hüttenbrenners [*1794, † 1868] Erinnerungen an Schubert. Mitgeteilt von O. E. Deutsch. — ‚Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert. Mitgeteilt von seinem Jugendfreund und Mitschüler Anselm Hüttenbrenner .. Wien 1854'. Ferner Briefe Schuberts an Hüttenbrenner; Briefe Hüttenbrenners an: seinen Bruder Josef (1) und Ferdinand Luib (4).

Gugitz G., Johann Pezzl [geb. am 30. November 1756 zu Mallersdorf in Niederbayern, † am 9. Juni 1823 in Oberdöbling]. Zu seinem 150. Geburts-

tage. — Eingehende Würdigung seines Lebens und Schaffens. Sein berühmtestes Werk, der Bildungsroman: Faustin oder das philosophische Jahrhundert (Zürich, Orell. 1783. 8°). S. 182 ff. Nachahmungen des ‚Faustin'. — S. 195 f. werden ihm ‚Abdul Erzerums neue persische Briefe' (Wien und Leipzig 1787. 8°) zugewiesen. Der S. 195[1] nach einem alten Bücherkatalog erwähnte Name W. Mayer erklärt sich wahrscheinlich aus Wellers im Pseudonymen-Lexikon S. 178 stehenden Enthüllung des Decknamens Abdul Erzerum: Wilhelm Friedrich von Meyern, das wäre also der Verfasser des ‚Dya-Na-Sore'.

Hock St., Anastasius Grün. (Geboren 11. April 1806, gestorben 12. September 1876.)

Briefe Ferdinand Kürnbergers an Stephan Milow [1877 bis 1879]. Mitgeteilt von M. Morold. — S. 273 ff. Kürnbergers Aufsatz über Milow, aus dem Wiener ‚Literaturblatt' Nr. 1 (1877).

Eine politische Denkschrift Paul Weidmanns [vom 3. Dezember 1792. Auf dem Rücken der Vermerk: ‚Bemerkungen für Seine Majestät allein']. Mitgeteilt von R. Payer von Thurn.

Geiger L., Friedrich Schlegels journalistische Anfänge in Wien. — Die ‚Österreichische Zeitung" (1809) und deren Fortsetzung ‚Der österreichische Beobachter' (1810 f.). Drei Briefe Schlegels (1809 f.) an die k. k. Hof- und Staatskanzlei verbreiten über beide einiges Licht. S. 303 ff. über die Beiträge im ‚Beobachter'.

Nicht rasten und nicht rosten! **Jahrbuch** des **Scheffelbundes für 1904.** Geleitet von Oskar Pach. Leipzig und Wien. Verlag des Scheffelbundes 1905.

Christel Franz, Zu Friedrich von Schillers hundertstem Todestag.

Pach Oskar, Scheffel in Österreich.

Pixis Theodor, Eine Schwarzwaldreise 1866. Erinnerungen an Scheffel.

Schäfer Rudolf, Karoline von Scheffel † 17. Dezember 1904.

Haßelbach Anna, Erinnerung an Scheffel.

Stöckle Josef, Scheffel im Münchener „Krokodil".

Freydorf Alberta von, Ein Besuch Nürnberger Patrizier beim Meister Scheffel im Jahre 1881.

Oberbreyer Max, Scheffels Stellung zur Politik vor dem französischen Kriege.

Scheffel, Der konstitutionelle König Gambrinus; Beim Löwen in Rietheim, Lieder eines fahrenden Schülers; Zur Erinnerung an Altheidelberg, die feine (Gedichte).

Ein Brief Scheffels an Uhland. T . . . — Lakonische Korrespondenz.

Heilig O., Zur Sprache Scheffels.

Schaeffer Heinrich, Karl Schwanitz.

Ein Brief Scheffels vom Rigi, 23. August 1850 an Schwanitz.

Andreas Markus, Theodor Souchay † 26. Dezember 1903.

Hammer W. A., Erinnerungen an Hermann Rollett.

Grasberger Hans, Mit blutendem Herzen (Gedicht).

Pichler Adolf, Traum (Gedicht).

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Literatur.**

XXXI. Band. 1905. Heft 1. Blümml E. K., Das Kärntner Schnaderhüpfel. Eine metrische Studie.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

37. Band. 1905, Heft 4 und 36. Band. Heft 1. Boer R. C., Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage (Fortsetzung und Schluß).

Heft 4. Jellinek M. H., Richard Heinzel †.

Miszelle. Kopp A., Die Darmstädter [Lieder-]Handschrift Nr. 1213. — Gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an; doch fällt nach genauerer Prüfung ‚nicht besonders viel für das deutsche Lied' ab, ‚von größerer Bedeutung erscheinen die darin befindlichen Sprüche'.

Literatur. Krumm H., F. Hebbel: Sämtliche Werke hg. von R. M. Werner 8./12. Band (1901/3). — Mit Berichtigungen und mit Randglossen zu den Anmerkungen.

38. Band. Heft 2. Sijmons B., Das niederdeutsche Lied von König Ermenrichs Tod und die eddischen Hamthésmól.

Miszellen. Kauffmann F., Hansa [Bedeutungsgeschichte].

Englert A., Bernhardt Schmidt und Johann Fischart. — Über den Straßburger Organisten Schmidt (geb. 1535, † 1592) und dessen Bildnisse in Holzschnitt, deren eines (Einzelblatt, 1571 bei Jobin erschienen) mit Versen, die sicher von Fischart stammen.

Literatur. Hauffen A., Hedicke: Caspar Scheits Frölich Heimfart (1903).

Uhl W., Freund: Huttens Vadiscus und seine Quelle (1899). — Mit Ergänzungen.

Uhl W., Kaiser: Die Fastnachtspiele von der Actio de sponsu (1899).

Heft 3. Miszellen. Schneider M., Eine gleichzeitige Lebensbeschreibung des Dichters Huldreich Buchner [1560—1602]. Aus einer Gothaer Handschrift. — Die mitgeteilte lateinische Lebensbeschreibung dieses neulateinischen Dichters (Goedeke[2] 2, 119) stammt aus der Feder eines seiner besten Freunde Andreas Henaeus und wurde 1612 aufgezeichnet. Die Handschrift, 8 Seiten in Folio, im Codex chart. VI. Nr. 250 des herzogl. Gymnasiums in Gotha. Die Biographie zählt auch die Titel aller Dichtungen Buchners auf und enthält außerdem ein bisher nicht bekanntes Gedicht des Neulateiners Nicolaus Reusner.

Holthausen F., Zwei Segen. 1. Bannsegen [Ende des 18. Jahrhunderts]. 2. Gichtsegen [19. Jahrhundert].

Literatur. Ellinger G., Handwerck: Gellerts älteste Fabeln (1904); Coym: Gellerts Lustspiele (1899).

Uhl W., Hoffmann-Prahl: Unsere volkstümlichen Lieder" (1900).

Meyer R. M., John Brinckman: Nachlaß. Hg. v. A. Römer (1905).

Ebert E., Eichler: Das Nachleben des Hans Sachs (1904).

Uhl W., Kippenberg: Die Sage vom Herzog von Luxemburg (1901); Probefahrten .. hg. von A. Köster. 1/5. (1904/5).

Petersen J., Bellermann: Schillers Dramen[3] (1905).

German American Annals continuation of the Quarterly Americana Germanica.

New Series. Vol. 3. 1905. No. 9. 10. Parry E. C., Friedrich Schiller in America (Continued). — No. 10: Bibliography 1793/1846.

No. 9. Diarium einer Reise von Bethlehem, P. A. nach Bethabara, N. C. Von October 8 bis November 23, 1753 (Continued). — Fortsetzung in Vol. 4 (1906), No. 1.

Reed Bertha, The influence of Salomon Gessner upon english literature. IV. Gessner and William Wordsworth. — Vol. 4. No. 3. 4: V. Gessner and Lord Byron. VI. Conclusion.

No. 10 und Vol. 4. No. 2. Davis E. Z., List of translations of German prose, and list of articles on the German countries. American Magazines. 1811—1830. — Fortführung des Verzeichnisses (1741/1810) in: Americana Germanica. New Series, Monographs. Americana Germanica Press 1905. Die Liste hätte an Wert entschieden gewonnen, wären die nicht immer durchsichtigen gar zu dürren Titel öfter durch nähere Angaben erläutert worden.

No. 10. Riethmueller R., Frankfurt and Cassel in Goethes Time. A contemporarys opinion on Gottsched. From an unpublished letter of Johann Matthias Dreyer to Joh. Wilh. L. Gleim [ohne Datum, vermutlich 1747 zwischen Februar 21 und April 25].

Vol. 4. No. 1. 2. 3. Riethmueller R., Walt Whitman and the Germans.

No. 4. Florer W. W., Schillers conception of liberty and the spirit of '76.

No. 5. Carruth W. H., Schiller and America. An Address at the Schillerfeier of the University of Wisconsin, May 9, 1905.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

19. Jahrgang. 1905. Heft 10. Langer L., R. Reinick als Erzieher. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt [22. Februar 1805].

Steffen E., Ein deutsches Drama: ‚Kleists Hermannsschlacht' (Schluß). — Vgl. unten 20. Jahrg. Heft 2.

Bräutigam L., Die Lüneburger Heide in der neueren Malerei und Dichtkunst.

Schapire Rosa, Otto Ludwigs ‚Das Fräulein von Scuderi' [Verhältnis zur Hoffmannschen Novelle].

Sprechzimmer. 3. Sprenger R., Zu Schillers Wallenstein.

Heft 11. 12. Zippel A., Schillers Entwurf zum Demetrius.

Heft 11. Sprechsaal. 6. Kohlschmidt W., Ein Gegenstück zu Goethes Beurteilung von Hans Sachs. — 7. Sprenger R., Zu Goethes Faust.

Bücherbesprechungen. Böhm L., [7] Werke über deutsche Literatur.

Heft 12. Müller C., Gottschedische Wortverbote.

Gomolinsky K., Das Fremdwort in der höheren Schule.

Sprechsaal. 6. Sprenger R., Ein Druckfehler in Hermann Kurz' Erzählung: ‚Schillers Heimatsjahre'. [Vgl. oben S. 753.]

20. Jahrgang. Heft 1. Lütgert J., Einfluß des ‚Zarathustra' auf Gerhart Hauptmanns ‚Versunkene Glocke'.

Hackemann A., Adalbert Stifter als Schulmann.

Sprechzimmer. 2. Schaefer A., [Zu Freiligraths ‚Löwenritt' und zu Eichendorffs ‚Weihnachten'] — 4. Stern J., Zu Schillers ‚Tell' IV, 3. — 7. Damköhler E., Zur geschichtlichen Volksdichtung Braunschweigs [Hassebrauks Veröffentlichung in der Zeitschrift des Harzvereines. Vgl. Euphorion 9, 534. 10, 387]. — 8. Proffen, Die Quelle von Chamissos Gedichte Mateo Follone, der Korse. — 9. Sprenger R., Die Quelle von Simrocks Gedicht ‚Habsburgs Mauern' [Sage von ‚Radbod von Habsburg' in den ‚Deutschen Sagen'[3] der Gebrüder Grimm. Nr. 511].

Heft 2. Pissin R., Die Behandlung des Fremdworts in der neuen deutschen Rechtschreibung. — In der Beilage zur Allg. Zeitung 1906 Nr. 48 abgedruckt.

Philipp O., Angewachsene Teile in Ortsnamen.

Ortner H., Zu Kleists ‚Hermannsschlacht'. Eine Entgegnung. — Gegen Steffens oben verzeichneten Aufsatz.

Sprechzimmer 2. Sehmsdorf, Zur Sprache Fritz Reuters. — 5. Unbescheid H., Zu dem Gedichte Goethes: ‚An Gräfin Jaraczewska.' — 7. Wilhelm F., Zu Goethes Ballade ‚Das Veilchen'.

Heft 3. Böhme L., Studien zu den Werken von Klaus Groth.

Hoffmann P., Zu Schillers Kassandra.

Sprechzimmer. 1. Kohlmann F., Die eigentliche Form des Mottos von Schillers Glocke. — 2. Hofmann H., Schillers Mutter. — 3. Kohlschmidt W., Zu Hermann und Dorothea 1, 198. — 4. Haase J. L., Das Tränenkrüglein [von Karl Julius Schröer. Wien 1862]. — 7. Sprenger R., Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg.

Heft 4. Bräutigam L., Michael Georg Conrad. Eine Skizze zu seinem 60. Geburtstage.

Ackerknecht J., Zur Aussprache des Schriftdeutschen. Aus einem Vortrag, gehalten im Deutschen Sprachverein Stuttgart.

Braune H., Woher hat Schiller den Stoff zu seinem ‚Taucher' genommen? — [Wilh. Ernst Tentzels] Monatliche Unterredungen. Jahrgang 1689. S. 72 ff.

Heft 4. 5. Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1904/5.

Sprechzimmer. 4. Sprenger R., Zu Claudius' Reinweinlied. — 8. Kohlschmidt W., Zu Schillers Kassandra. — 9. Hofmann H., Goethe und die Marseillaise.

Heft 5. Clement F., Otto Ludwig als Dramatiker.

Heft 5. 6. Denecke A., Humor auf der Kanzel. — Geiler von Kaisersberg, Joh. Balth. Schupp, Abraham a Sancta Clara, Jobst Sackmann, Sebastian Sailer, Wenzel Hocke (Hockewanzel) usw.

Heft 5, Mechau M., Herder und Goethes Tasso.

Sprechzimmer. 1. Bonstedt E., Zu Voß' ‚Siebzigstem Geburtstag' Vers 108 ff. — 2. Sprenger R., Zu Heinrich v. Kleists Lustspiel ‚Der zerbrochene Krug'. [Die Lesart ‚Klägere' gesichert durch eine Stelle bei Heinrich Schaumberger.]

Heft 6. Vogel Th., Zu Goethes Maskenzug vom 18. Dezember 1818.

Sprechzimmer. 1. Goetze E., Das Motto des Epilogs zu Schillers ‚Glocke'? — 2. Bottermann, Zu Schlegels Arion. — 3. Wagler, Zu Schillers Wallenstein.

Literaturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.**

XXVI. Jahrgang. 1905. Nr. 11. Collin J., Traumann: ‚Wald und Höhle.' Eine Fauststudie (1902).

Nr. 12. Stiefel A. L., Geiger: Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtspielen (1904). — Mit Ausstellungen und Ergänzungen.

XXVII. Jahrgang, Nr. 1. Behaghel O., Mändrescu: Goethes Relativsatz.

Nr. 2. Fritzsche R. A., Rud. Haym: Gesammelte Aufsätze.

Nr. 3/4. Golz B., Scheunert, Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik F. Hebbels (1903).

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

20. Jahrgang. 1905. Nr. 10. Miedel J., ‚Vandalismus'. Eine Ehrenrettung. — Schöpfer des Wortes ist Abbé M. Grégoire, Bischof von Blois (1794). — Der Verfasser bekämpft den Gebrauch dieses einen germanischen Volksstamm mit Unrecht brandmarkenden Ausdruckes.

Dolch W, Das Fremdwort im deutschen Heere [mit einer Nachschrift von Kr.].

Nr. 11. Gomolusky K., Die Bedeutung der Mundarten.

Nr. 12. Scheffler K., ‚Übersee' [verteidigt dies Wort].

Heintze A., Welcher: der [tritt für den Gebrauch von ‚welcher' ein].

Schütte O., Fremde Vornamen in Braunschweig vom 14. bis 17. Jahrhundert.

Friedrich F., Liebeslied oder Liebelied?

21. Jahrgang. Nr. 1. Kr., Ein gutgemeinter Vorschlag zur Heeressprache, aus dem nichts wurde. [Schreiben, das die ‚Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde' im Jahre 1848 an die zu Frankfurt tagende Nationalversammlung richtete.]

Brunner A., Johann Andreas Schmeller. [Aus einem Vortrage.]

Nr. 3. Wunderlich H., Zur deutschen Seemannssprache.

Nr. 5. Mathias Th., Die Sprachreinheit in Stifters ‚Studien'.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

4 Reihe. Heft 27. 1905. Wilmanns W., Mundart und Schriftsprache. Vortrag. Brenner O., Zur Aussprache des Hochdeutschen.

Erster Jahresbericht des **Deutschschweizerischen Sprachvereins.**
Wintermonat 1905. Stickelberger H., Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch. Greyerz O., Die Sprache unserer Volkslieder.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.**
VI. Jahrgang. 1905. Heft 5. 6. Philipp O., Zum Wortschatz der Zwickauer Mundart.

Der Bauernsohn in der Kirche. Ein niederbayerisches Dialektgedicht aus ca. 1650. Hg. von E. K. Blümml. — Relation, welche der Pauren Sohn seinem Vattern von der orgl vnd der khürchmusic erstatt hat ‚Vater, i mueß dir wunder sagn'. Abdruck aus einer Papierhandschrift von 1670: ‚Beschreibung etlicher geist- vnd weltlicher Lieder vnd Sprüch usw.' S. 143/5 (Tübinger Universitätsbibliothek Md. 290). Der Text weicht teilweise ziemlich ab von dem Hartmannschen in ‚Bayerns Mundarten' 1 (1892) 225 ff. Die Varianten dieser Fassung werden mitgeteilt. Aus einigen Stellen ergibt sich, daß der Schreiber und teilweise auch der Verfasser der in der Tübinger Handschrift enthaltenen Stücke Mayr geheißen hat; doch ist nicht zu entscheiden, ob auch die ‚Relation' von ihm stammt.

Kinderreime und Kinderlieder aus Niederösterreich. Hg. von E. K. Blümml. — Aus dem volkskundlichen Nachlasse des um die Volks- und Sprachkunde Niederösterreichs verdienten Lehrers Johann Wurth († 1880).

Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Fortsetzung.) — Vgl. im nachfolgenden.

Schoof W., Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. — Vgl. im nachfolgenden.

Heft 6. Schmidt O., Zum Vokalstand der Bonnländer Mundart.

Miedel J., Die sogenannten elliptischen Ortsnamen.

Hertel L., Ein historisches Volkslied in Suhler Mundart aus dem Jahr 1704. — Ein Suhler Bote referiret das am 13. Aug. 1704 bey Höchstädt und Blinden [Blendheim] zwischen denen Alliirten und Franzosen und Bayern gehaltene Treffen ‚Gutta tagck, üh lieba leutla! hüert mich a, das ich erzehl'. 11 × 4zeilige Strophen.

Hentrich K., Deutsches Partizip auf -ing; Gerundialpartizipien auf -ing im Nordwestthüringischen.

An Stelle der ‚Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten' erscheint mit Einbeziehung der niederdeutschen Mundarten:

Zeitschrift für **Deutsche Mundarten.** Im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines hg. von O. Heilig und Ph. Lenz. Berlin.

Jahrgang 1906. Heft 1. Vorwort der Herausgeber.

Unsere Lautschrift.

Weise O., Das prädikative Eigenschaftswort.

Weise O., Einige sprichwörtliche Redensarten erklärt. — 1. Sein Fett kriegen = Schelte bekommen. 2. Etwas unter dem Wische tun. 3. Ankratz haben.

Weise O., Küchenlatein und Verwandtes.

Binz G., Eine Probe der basellandschaftlichen Mundart aus dem 17. Jahrhundert. — Es paar wolmenende Rimgedicht Uff Das Hochzittliche Fürfest Des... Hans Heinrich Becken als Hochzitters Und ... Chrischona Burckardin als Hochziteren. Geschmidet und uffgerichtet von zwe guoten Fründen. Gedruckt bey Johann Brandmyller. — Die beiden dem Brautpaare bei ihrer Hochzeit am 18. Weinmonat 1675 überreichten Glückwunschgedichte sind zwei Baselbieter Bauern in den Mund gelegt.

Heilig O., Alte Flurbenennungen aus Baden.

Heft 1. 2. Unfeld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten (Fortsetzung). — Vgl. oben.

Heft 1. 2. Sütterlin L., Sprache und Stil in Raseggers ‚Waldschulmeister'. Ein Beitrag zur Kenntnis unserer mundartlichen Schriftsprache.

Schoof W., Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. (Fortsetzung). — Vgl. oben.

Meisinger O., Wagen und Pflug in der Mundart von Steinen (in Wiesenthal).

Hiutner B., Mundartliches aus Tirol.

Heft 2. Müller C. F., Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. (Kein Hüsung 12 ‚De Klag'.)

Kück E., Niederdeutsche Beiträge. — I. Sein Weizen blüht. II. Klippschule. III. Pedück [Kugelfangspiel].

Ph. L., Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide.

Baß A., Sprichwörter aus den oberitalienischen sieben Gemeinden von Vicenza und aus Lusern.

Erdmann J., Beiträge zur Kenntnis der Mundart von Bingen-Stadt und Bingen-Land.

Jahrbuch des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1905. XXXI. Sprenger R., Dat Ei was intwei.

Römer A., Eine Sammlung plattdeutscher Sprichwörter und Kernsprüche nebst Erzählungsbruchstücken von John Brinckman. — I. Mecklenburgischer Valksspiegel aus [264 + 5] plattdeutschen Sprichwörtern und Kernsprüchen. Gesammelt und herausgegeben von Jahn Brinckman [aus dem Manuskripte des ‚Generalrhebers' von Brinckman, das der Mitteiler benutzen durfte. Die Sammlung ist in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre entstanden]. II. Aus Brinckmans Natizbuch von 1854 [plattdeutsche Ausdrücke und Redensarten]. III. Bruchstücke van Erzählungen John Brinckmans. A. Fidel-Kern. B. De rahr Möhl. C. ‚De lew Gatt hett narsch Kastgänges in disse Welt, för oll Burgwedel von Hanstörp ..' D. ‚Wen wet, wu Nurwegen liggt?'

Goebel F., Ein niederdeutsches Lied auf die Schlacht an der Conzer Brücke am 1. August 1675 [in welcher der französische Marschall Crequi entscheidend geschlagen wurde]. — Auf diesen Sieg deutscher Waffen sind mehrfache Gedichte entstanden, darunter das mitgeteilte, das in zwei verschiedenen, nur wenig voneinander abweichenden gleichzeitigen Drucken (2 Bl. 4°) erhalten ist. Der eine, in München (Staatsbibliothek) aufbewahrte, wurde mit mehreren willkürlichen Änderungen von v. Ditfurth (Historische Volkslieder van 1648 bis 1756. Heilbronn 1877, S. 43 ff.) veröffentlicht. Den zweiten wiederhalt Goebel nach dem Exemplar der kgl. Bibliothek in Hannover mit den Varianten des Münchner Textes: Ehn platdütsch Leed van der grüliken Schlacht .. bie Trier Im Jahr 1675 usw. Gedrückt to Dütschborg .. [Chronodistichon: 1675]. I. ‚Dux de Creqvi qvid nunc ages?' II. Düc Krequi, hör, wat wultu dohn? [12 × 5zeilige Strophen]. Verfasser ungenannt. Das Lied dürfte wohl eines der letzten historischen Volkslieder in niederdeutscher Sprache sein.

Rieckhoff Th. v., Niederdeutsche Dichtungen Altlivlands. — Pasquill gegen den Rat und die Gilden Rigas, das die Vorgänge des Jahres 1472 behandelt ‚Wil gie horen ein nie gedichte?' (S. 46 f.); vier Knittelverse aus dem 15. Jahrhundert. ‚De de schone juncvrauwen plegen will' (S. 47); Pasquille auf die Witwe Herssefelt aus dem Jahre 1556. I., ‚leue frundinne, lattet iw nicht vorwunderenn.' II. ‚Ach leibe naberſch, ych wil eur ſagen' (S. 53/56); Poetisches Bittgesuch eines alten Landsknecht, dem Revaler Rat überreicht (Mitte des 16. Jahrhunderts) ‚Erbare w[ohlweise?] gunstighe leuenn herenn' (S. 56 f.).

Carstens H., Sprichwörter und Redensarten aus Stapelholm. (Vgl. Band 30, S. 78.)

Sprenger R., Zu Fritz Reuters Stromtid; Zu Reuters Kein Hüsung; Zu Meister Stephans Schachbuch.

Mackel E., Die Mundart der Prignitz.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1905. Heft XXVI. Nr. 3. Schönhoff H., Volksreime [und Rätsel] aus dem Münsterlande.

Sprenger R.. Zu Reuters [unsicher gewordenen] Kenntnis des Griechischen. Nr. 4/5. Karl Koppmann, geb. 1839 zu Hamburg, gest. 1905 zu Rostock. Rabe J. E., Von 't lütt Brod snacken (zu Reuters Stromtid Kap. 32). Außerdem in allen Nummern zahlreiche Notizen zu niederdeutschen Wörtern und Redensarten.

Zeitschrift für **Deutsche Wortforschung.**

VII. Band. 1905. Heft 3. Götze A., Häßlich.

Wehrle H., Die deutschen Namen der Himmelsrichtungen und Winde. II.

Feldmann W., Das ‚Sendschreiben eines Landpriesters' [im Namen verschiedener seiner Amtsbrüder an die sämmtlichen Herren Verfasser der deutschen gelehrten Zeitungen usw. Gedruckt im Oberrheinischen Kreise. 1770]. Neudruck mit Einleitung. — Die erste Auflage (Mannheim 1768, in zwei Stücken) war nicht aufzutreiben.

Strigl H., Errungenschaft.

Englert A., Kleine Beiträge. — 1. Kapitolium = Kopf; 2. Lettfeige.

Naumann K., Woher kommt die Bezeichnung ‚Tituskopf'?

Heft 4. 1906. Götze A., ‚Innerlich' als Verstärkung.

Kluyver A., Über einige Benennungen des Meerschaums.

Hollander L. M., Kleine Beiträge. 1. Fratze. 2. Schraube. 3. Guter Dinge sein.

Kern A., Halunke.

Zimmermann A., ‚Unser' als Familienname.

Stosch J., Studentenfutter, Studentenkonfekt.

Stähelin F., Flüssiges Brot = Bier (Zeitschr. 7, 136).

Lexikographische Berichte. Kluge F., Das Grimmsche Wörterbuch. — Reuter H., Zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch.

VIII. Band. Heft 1/2. Arnold R. F., Wortgeschichtliche Zeugnisse. — Im Anschluß an Ladendorfs ‚Historisches Schlagwörterbuch'.

Kluge F., Pflegen; Zum Zeitwort fallen; Mastkorb; Seemannssprache. Probe eines Wörterbuches.

Feldmann W., Fremdwörter und Verdeutschungen des 18. Jahrhunderts.

Götze A., Liebe Seele; Die Namen der Finken [d. i. der keiner Verbindung angehörenden Studenten].

Gombert A., Kleine Bemerkungen zur Wortgeschichte.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.**

Neue Folge. XVI. Band. Heft 2/3. 1905. Stemplinger E., Das Fortleben der horazischen Lyrik. — a. Horaz in der Weltliteratur; b. Im Roman und Drama; c. Parodien und Travestien; d. Horazische Oden in der Musik; e. Horaz in der Kunst.

Glock A., Über den Zusammenhang des römischen Mimus und einer dramatischen Tätigkeit mittelalterlicher Spielleute mit dem neueren komischen Drama. (Schluß.)

Vermischtes. Wetz W., Zu Goethes Anzeige des Manfred [von Byron].

Kayka E., Zu Schillers Taucher. — Version der Tauchersage in den ‚kosmologischen Unterhaltungen' von Chr. E. Wünsch. Vgl. oben S. 411.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.

5. Band. 1905. Heft 4. Gruber J., Das Verhältnis von Weißes ‚Romeo und Julie' zu Shakespeare und den Novellen. — A. Weißes Quellen-Verhältnis. I. Zu den italienischen Novellen. Entlehnungen aus Bandello; aus Porto; von Bandello und Porto gemeinsamen Motiven. II. Zu Shakespeare. Shakespeare und den Novellisten Gemeinsames. Shakespeare als Hauptquelle. Entlehnungen von Motiven, die sich nur bei Shakespeare finden. B. Weißes und Shakespeares Drama I. Anlage und Komposition. II. Weißes sprachliche Beziehungen zu Shakespeare. C. Weißes fünfter Aufzug. D. Weißes ‚Romeo und Julia' im Lichte der Theorie des Dramas.

Lessel H. v., Untersuchungen über Anastasius Grüns ‚Pfaff vom Kahlenberg'. — Vgl. Euphorion 11, 218. — VI. Grüns religiöse Ansichten. VII. Der Dichtung philosophische Grundlagen und ihr Zusammenhang mit der Romantik. VIII. Der sittliche Gehalt und ihr Zusammenhang von Grüns Dichtung. IX. Der dichterische Stil, Form und Einteilung von Grüns Dichtung. X. Die Wurzeln der Dichtung Grüns.

Jantzen H., Gottscheds Vorrede zur ‚Philosophie' des Abtes Terrasson [Leipzig 1756. Übersetzerin war Gottscheds Frau]. Vgl. oben S. 826.

Besprechungen. Biese A., Pache: Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine (1904).

Bormann W., Scheunert: Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedrich Hebbels (1903) Georgy: Die Tragödie F. Hebbels nach ihrem Ideengehalt (1903).

Thal G. A., Grigorovitza: Libussa in der deutschen Literatur. — Mit Ergänzungen und Berichtigungen.

Notiz. Distel Th., Zum Leipziger Schimpfworte ‚Rabeth-Nickel' bei Christian Remter [lies: Reuter].

6. Band. Heft 1. Stemplinger E., Studien zum Fortleben Homers. — 1. Im Allgemeinen. 2. Bei einzelnen Autoren. 3. In Travestien und Parodien. 4. In Centonen. 5. In Romanen und Novellen. 6. In dramatischen Dichtungen. 7. In musikalischen Werken. 8. In der bildenden Kunst.

Voßler K., Tassos Aminta und die Hirtendichtung.

Kettner G., Die Quellen von Schillers Warbeck. — ‚Historische Erzählungen. Aus dem Französischen des Herrn von Arnaud' (Leipzig 1775. 1, 169 bis 380).

Besprechungen. Golther W., Meinck: Friedrich Hebbels und Richard Wagners Nibelungen-Trilogien (1905).

Benediet S., Maurus: Die Wielandsage in der Literatur (1902). — Mit Ergänzung.

Fries A., Brie: Savonarola in der deutschen Literatur (1903).

Heft 2. Manacorda G., Beziehungen Hans Sachsens zur italienischen Literatur.

Drei [französische] Briefe Chamissos an [Prosper de] Barante [1811]. Mitgeteilt von L. Geiger.

Dessauer E., Wackenroders ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders in ihrem Verhältnis zu Vasari'.

Besprechungen. Stiefel A. L., Hock: Die Vampyrsagen. — Fischer O., Driesen: Der Ursprung des Harlekin.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

CXV. (der neuen Serie XV.) Band. Heft 1/2, 3/4. 1905 und CXVI. Band. Heft 1/2. Leyen F. v. d., Zur Entstehung des Märchens. (Fortsetzung). III. Märchen bei alten Kulturvölkern.

Hauffen A., Niklas Praun und Pandolfo Collenuccio. — Weist nach, daß Praun für seinen Dialog ‚Das pieret vnd der Kopff‘ (veröffentlicht von Michels in den Hans Sachs-Forschungen hg. von Stiefel. 1894. S. 13/32) des italienischen Humanisten Collenuccio Gespräch ‚La beretta e la testa‘ (älteste bekannte Ausgabe: Venezia 1517) unmittelbar als Vorlage benutzt hat. — In einem Nachtrage (Band CXVI, Heft 3/4, S. 367) stellt Hauffen fest, daß vor ihm bereits Stiefel (Zeitschrift für deutsche Philologie 32, 473/84) Collenuccio als alleinige Quelle Prauns erwiesen hat.

Blümml E. K., Volkslied-Miszellen. II. — 1. Zur ‚Markgräfin und dem Zimmergesellen‘. 2. ‚Wer hat vom Petrus das gedacht‘. 3. ‚Ich klopf schon lang an deiner Pfort‘. 4. ‚Itzunder ist Zeit, erhebt sich Krieg und Streit‘. 5. ‚Auf, auf ihr Hirten, nicht schlafet so lang‘. 6. Zu ‚Heisa! lustig! ohne Sorgen‘. 7. Kapuzinerlied aus ca. 1760 [‚unser leben war schon recht‘]. 8. Der Bauer und der Knecht zur Lichtmeßzeit [‚es kam wohl um die liechtmeßzeit‘]. 9. Zu ‚Weil du o Philidor‘. 10. Die Wallfahrt der Pinzgauer. [Zwei Varianten aus der bayerischen Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760.] 11. [Wilhelm] Gerhards ‚Spinnerin‘ [Gedichte I. Leipzig 1826. S. 101 f.] und ihr Verhältnis zum Volkslied. 12. Weihnachtslied: De nativitate Domini. 13. Volkslieder in [Paul] Heyses ‚Weltuntergang‘ [Volksschauspiel: Deutsche Dichtung 1888/9. 5, 81/93 usw.]. 14. Die Schindershochzeit [‚wo wird des schinders hochzeit werden?‘ Aus der bei 10 erwähnten Handschrift]. 15. Mörike und das Nachtwächterlied. 16. Der Italiener [‚I bin si braff kerl, bin wärrli kein narr.‘ Aus der bei 10 erwähnten Handschrift]. 17. Ein Gedicht von Fr. Kind und seine Beziehung zum Volkslied [in Kinds Novelle ‚Die Jägersbräute‘ eingelegtes ‚Waidmannslied vom ungetreuen Mädchen‘ usw.]. 18. Der Torwart [‚Kent ihr nit den bluethund?‘. Aus der bei 10 genannten Handschrift]. 19. Die drei Röslein in [Herm.] Linggs ‚Marodeure‘ [Deutsche Dichtung 9, 1891, S. 162]. 20. Das Fest der Schneider [‚Die schneider fügeten ein dinztag‘. Aus der bei 10 genannten Handschrift]. 21. Henneke Knecht [lateinische Übersetzung aus 1603 nach der Handschrift M 297 der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden]. 22. Zwei Bauernlieder [aus der bei 10 genannten Handschrift]. 23. ‚Die Försterin und das Rotkehlchen‘ von F. Dahn. [Sämtliche Werke poetischen Inhalts. XVI, 1898. S. 109 f.]. 24. Zu ‚Du Glöckert im Thurm‘ [Verfasser ist J. Kartsch: Feldbleameln. 2, 1847, S. 44 f.]. 25. Zu ‚Wer immer annehmliche Freuden will genießen‘ [bayerische Fassung aus der bei 10 genannten Handschrift]. 26. I håb amåhl a Ringerl kriagt [Verfasser: Anton Freiherr von Klesheim. Eine Fassung aus Niederösterreich nach einem handschriftlichen Liederbuche von 1900 mitgeteilt]. 27. Zu ‚Warumb thustu mich kräncken, Amor‘. [Ältere Fassung aus 1603 nach der bei 21 genannten Handschrift. Eine spätere, minder gute im ‚Venusgärtlein‘ 1656, S. 164 ff.] 28. Ein Volkslied in Heyses ‚Jungfer Justine‘ [Deutsche Dichtung. XIV, 1893, S. 9/13 usw.]. 29. Weicht ihr Nachtgespenster [aus der bei 10 genannten Handschrift]. 30. Grillparzer und das deutsche Volkslied.

Herzfeld G., Noch einmal die Quelle des ‚Monk‘. — Siehe oben S. 318.

Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez [1861, vielmehr 1862 bis 1875. Mitgeteilt von] A. Tobler.

Kleinere Mitteilungen. Sprenger R., Eine Shakespearesche Redewendung bei Annette von Droste-Hülshoff [in: Bei uns zu Lande auf dem Lande. Arens' Ausgabe 5, 77].

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Petsch R., Zur Schillerliteratur des Jubiläumsjahres I.

Meyer R. M., Deibel: Dorothea Schlegel als Schriftstellerin usw.

Poppe Th., Zinkernagel: Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie.

Heft 3/4 Steinberger J., Wielands ‚Metamorphose‘ in seiner eigenen Beurteilung.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Herrmann H., Reynaud: N. Lenau.
CXVI. (XVI.) Band. Heft 1/2. Petsch R., Neue Literatur zur Volkskunde [Anzeige von 13 einschlägigen Schriften].

Die neueren Sprachen.

XIII. Band. 1905, Heft 7. Vermischtes. Unbekannte Briefe von Georg Forster, mitgeteilt von G. Weisstein. (Fortsetzung. Vgl. XI. Band. S. 184. 440.) — Brief 4. 5 (London 1777 May 23. Junius 24).

Modern Language Notes.

Vol. XX. 1905. No. 7. Klein D., A contribution to a bibliography of the mediaval drama.

Belden H. M., Heine's ‚Sonnenuntergang' [Nordsee, 1. Zyklus 3] and an american moonmyth.

No. 8. Northup C. S., A bibliography of comparative literature [Betz: La littérature comparée² 1904]. — Mit Ergänzungen.

Kullmer Ch. J., A passage in ‚Hermann und Dorothea'.

Vol. XXI. No. 2. Walz J. A., An english parallel to Klopstocks ‚Hermannsschlacht' [William Masons Drama ‚Caractacus'. 1759].

No. 3. 5. Wehse F., Chronological order of certain scenes in Goethe's Faust.

No. 4. Walz J. A., Schillers Spaziergang and Thomson's Seasons.
No. 6. Stewart M. C., The dating of Klopstocks Ode An Gleim.

Publications of the Modern Language Association.

Vol. XXI. No. 1. New Series. Vol. XIV. No. 1. March. Scholl J. W., Friedrich Schlegel and Goethe, 1790—1802. A study in early German romanticism.

The **Modern Language Review** a quarterly journal devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited by John G. Robertson. Cambridge University Press Warehouse, Fetter Lane, London, E. C., C. F. Clay, manager.

Vol. I. October 1905. Nr. 1. Smith G. G., Some notes on the comparative study of literature.

Reviews. Fitzmaurice-Kelly J., Breymann: Calderon-Studien. I. Teil. — Mit einigen Nachträgen.

No. 3. April 1906. Hatfield J. T., Newly-discovered political poems of Wilhelm Müller. — Aus den 1823 in Breslau erschienenen, von Holtei herausgegebenen ‚Deutschen Blättern' werden neugedruckt: Ein Krebs; Ein Kreuzchen in der neuesten Façon; In Vino Veritas!; Die Reise ins Paradies; Lieb' und Wein; Unsre Konstitution; Der Diplomatenschmaus.

Skandinavisk Månadsrevy för undervisning i de tre hufvudspråken (Tyska, Engelska, Franska).

Nr. 2. 1905. Schiller und die Gegenwart.

Schillerliteratur.

Nr. 4. Wrangel E., Schiller und Schweden. Aus dem Schwedischen übertragen von H. Hungerland.

Anglia.

Supplementheft zur ‚Anglia'. Jahrgang 1902/3. Band XXV. Petri A., Übersicht über die im Jahre 1900 auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze.

Romanische Forschungen.

XX. Band. 1905. Heft 1. Jordan L., Die Sage von den vier Haimonskindern.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Literatur.**

XXVIII. Band. Heft 5/7. Küchler W., Sainte Beuve-Studien. I. Sainte Beuve und die deutsche Literatur.

Revue des études rabelaisiennes.

1905. No. 1. Pfeffer G., Deux notices inédites de Johann Gottlob Regis.

Autographen-Kataloge. 1906.

1. C. G. Boerner, Auktion LXXXV. Leipzig.
2. Martin Breslauer, Katalog II. Berlin.
3. Gilhofer & Ranschburg, Autographen-Auktion XXI. Wien. (Überwiegend Musiker und Komponisten.)
4. Leo Liepmannssohn, XXXVI. Autographen-Versteigerung. Berlin.
5. J. A. Stargardt, Katalog 223. Berlin.
6. Oskar Weigel, Auktionskatalog N. F. 4 (Hervorragende Humanisten und Reformatoren). Leipzig

Die Fülle des in diesen sechs Katalogen ausgebotenen literargeschichtlichen Quellenmaterials erlaubt uns hier nur einen Hinweis auf die wertvollsten Nummern. Ein Teil des aus dem Besitze Ludwig Christoph Althofs stammenden Nachlasses von Gottfried August Bürger kam durch Boerner (1) zur Versteigerung; es sind Manuskripte und Urkunden, darunter die eigenhändige Handschrift des ‚Hohen Liedes von der Einzigen', Briefe an Althof, Boie, Dieterich, Goethe und andere, Briefe von Goeckingk, Goethe, A. W. Schlegel (zu Bürgers ‚Streitsache mit Schiller'), Chr. Graf zu Stolberg (über die Wirkung der ‚Lenore', 1774); Althof an Nicolai über Bürgers Verhältnis zu Goethe (1797) usw. Ergänzend tritt hinzu das von Liepmannssohn (4) verzeichnete eigenhändige Entwurfheft Bürgers, enthaltend 38 verschiedene Gedichte, von denen die meisten in mehreren Fassungen vorliegen, und vier Prosastücke. Bemerkenswert ist in demselben Katalog die Sammlung der Briefe an Hebbel (darunter die von Amalie Schoppe, mit dem Faksimile der Hebbelschen Abschrift jenes berüchtigten Absagebriefes vom 4. Mai 1840) und das Corpus der Rückert-Korrespondenz aus C. Beyers Nachlaß. Von den Briefen Schillers, die Stargardt (5) verzeichnet, ist ein ungedruckter an Crusius (Jena 1792 Oktober 5) herauszuheben; aus demselben Katalog die Briefe und Gedichte Heines und die Briefe Freiligraths, namentlich dessen umfängliche Korrespondenz mit Göschen. Die ‚Adjustierung' sämtlicher Kataloge ist eine gute, Faksimiles und Abbildungen bieten Boerner, Liepmannssohn und Stargardt; durch besonders eingehende Erläuterungen zeichnet sich Liepmannssohn aus.

Berichtigungen.

Euphorion XIII, S. 751, Zeile 4 von unten lies „Konjektur" statt „Korrektur": S. 752, Zeile 9 „Graus" statt „Grund".

Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, Vollständigkeit ausgeschlossen, vornehmlich historische und geographische Namen nur in Auswahl verzeichnet. Regenten unter den Ländernamen, Anfänge der im Texte abgedruckten Lieder unter ‚Lyrik'. Cornelius 337 (6) bedeutet: auf Seite 337 stehen 6 Aufsätze über Cornelius.

[1]) Die hier zitierten Dichtungen werden nur in einzelnen Fällen registriert.

Aufruf!

Das Seminar für deutsche Philologie in Wien beabsichtigt zur Feier seines **25jährigen Bestandes** die Publikation einer Festschrift (enthaltend ein Verzeichnis der Seminarmitglieder und ihrer Arbeiten) und die Veranstaltung eines solennen Kommerses. Da es aber unmöglich ist, die zahlreichen Mitglieder aus den älteren Jahrgängen, die in alle Welt zerstreut sind, anders ausfindig zu machen, ergeht auf diesem Wege **an alle ehemaligen Mitglieder des Seminars** die **Bitte,** dem gefertigten Ausschuß (deutsches Seminar, Universität Wien) **Namen, Stand und Adresse mittels Postkarte längstens bis 15. Jänner 1907 mitzuteilen.** Weiterhin bitten wir **um Bekanntgabe der Schuljahre,** während derer der Betreffende Mitglied des Seminars gewesen ist, und um die Titel der Schriften, die von ihm bisher veröffentlicht worden sind, wobei die im Seminar ausgeführten mit einem Sternchen bezeichnet werden mögen. Außerdem ersuchen wir **um Verbreitung dieses Aufrufes in Germanistenkreisen** und um gefällige Mitteilung von Namen und Adressen solcher einstiger Seminarmitglieder, denen dieser Aufruf nicht direkt zugeschickt werden konnte, da von seiner Verbreitung der Grad der Vollständigkeit unserer Arbeiten abhängt.

Die Seminardirektion:

Minor. **Seemüller.**

Für den Jubiläumsausschuß:

Krimmer

dz. Bibliothekar.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Dreizehnter Band

Viertes Heft

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = K 4.80, des Bandes M. 16 = K 19.20.

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1906

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Literarischer Verein in Wien

Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—; 2 gebundene Publikationen jährlich.

Bisher sind erschienen und den Mitgliedern zugegangen:

1904.

I. Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Erste Abteilung. Biographien und allgemeine Charakteristiken. (1841 bis 1894.) XXIII + 437 S.

II. Aus meinem Leben. Von Fr. M. Felder. Herausgegeb. u. eingeleitet von Anton E. Schönbach. XXXIV + 423 S.

1905.

III. Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt u. herausgegeb. von August Sauer. Zweite Abteilg. Gespräche und Charakteristiken (1791—1831) LXIII + 496 S.

IV. Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stephan Hock. XXIV + 392 S.

1906.

V. Anastasius Grüns politische Reden und Denkschriften. Gesammelt u. herausgegeb. von Dr. Stephan Hock.

VI. Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt u. herausgegeb. von August Sauer. Dritte Abteilg.

In Vorbereitung:

Prometheus. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Leo von Seckendorff und Jos. Ludw. Stoll. Wien 1808. Herausgegeben von J. Minor.

Hermann von Gilms Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Moritz Necker.

Emil Kuhs kritische Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von Alfred Schaer.

1809. Politische Dichtungen. Gesammelt und herausgegeben von Robert Franz Arnold.

Kant in Österreich. Briefe und Aktenstücke. Gesammelt und herausgegeben von Max Ortner.

Wichtige Mitteilung!

Dem bei ihrer literarischen und kulturellen Bedeutung durchaus berechtigten Verlangen nach leichterer Zugänglichkeit seiner Publikationen will der seit 1904 alljährlich zwei stattliche Bände an seine Mitglieder verteilende Literarische Verein fortan dadurch Rechnung tragen, daß er den bisher in Wien monopolisierten Bezug seiner Veröffentlichungen unter Modifikation des § 11 der Satzungen nunmehr auch durch den Buchhandel freigibt, ihn allerdings auch weiterhin an die effektive Zugehörigkeit zum Vereine (Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—) bindend.

Durch diese Bestimmung bleibt den Publikationen ihr Seltenheitswert gewahrt; anderseits wird es aber Jedem ermöglicht, sich durch Erwerbung der Mitgliedschaft auf das betreffende Jahr diejenigen Bände zu sichern, an deren Besitz ihm besonders liegt.

Einzeln werden die Schriften nach wie vor nicht käuflich sein; je zwei Jahrespublikationen gehören immer zusammen und sind nur durch die erworbene Mitgliedschaft auf das Jahr ihres Erscheinens erhältlich.

Die Durchsicht der umseitig publizierten Titel, sowie die Liste der bevorstehenden weiteren Veröffentlichungen dürften vielfachem Interesse begegnen und zum zahlreichen Beitritte anregen, der durch Vermittelung jeder beliebigen Buchhandlung oder durch direkte Anmeldung beim Verleger erfolgen kann. Prospekte nebst Satzungen stehen auf Wunsch gern zu Diensten.

Es wäre eine entsprechende Mitgliedsanmeldung der gewohnten Buchhandlung oder dem unterzeichneten Verlage zu überweisen, worauf die gesamte geschäftliche Abwickelung und Zustellung der jeweils fälligen Bände ohne alle weiteren Spesen pünktlich geschieht. Ein stets ergänztes Mitglieder-Verzeichnis wird jedem Bande neu beigebunden.

Hochachtungsvoll

K. und k. Hof-Buchdruckerei
und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme, Wien und Leipzig